





*26th Nov 1827*



# **Conversations-Lexikon.**

---

**Behnte Auflage.**

---

**Dreizehnter Band.**

**Riga bis Seele.**



Allgemeine deutsche

# Real-Encyclopädie

für

die gebildeten Stände.

---

## Conversations-Lexikon.

---

Zehnte,

verbesserte und vermehrte Auflage.

---

In funfzehn Bänden.

---

Dreizehnter Band. 13

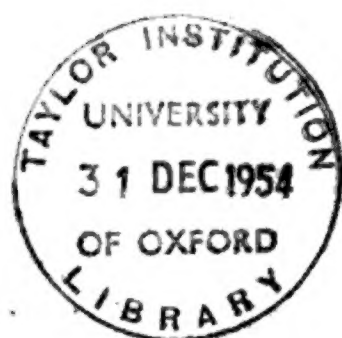
Niga bis Seele.

---

Leipzig:

B. A. Brodhans.

1854.



## R.

**Riga**, die befestigte Hauptstadt des russ. Gouvernements Livland, der Sitz des Generalgouverneurs der drei Ostseeprovinzen Liv-, Esth- und Kurland, der zugleich Kriegsgouverneur der Stadt ist, nächst Petersburg die wichtigste russ. Seehandelsstadt an der Ostsee, an dem rechten Ufer der Düna, über welche seit 1701 eine über 800 Schritte lange Flossbrücke führt, liegt zwei Meilen von dem Rigaschen Meerbusen in einer ursprünglich sandigen Gegend. Die zu einem Theil entlöschten Schiffe kommen bis zur Stadt hinauf; der eigentliche Hafen ist aber bei der die Mündung des Stroms vertheidigenden Festung Dünamünde, die gleich hinter dem Einflusse der aus Kurland kommenden Buller-Aa auf dem linken Ufer der Düna liegt und als deren Fortsetzung ein gegen drei Viertel Werst langer, unter der Kaiserin Katharina II. in die See gebauter Steindamm anzusehen ist, dessen Ende den Leuchthurm trägt. Hinter diesem Steindamm befindet sich seit 1852 der auf Kosten des Börsencomité bewerkstelligte großartige Winterhafen mit Speichern. Die Stadt, mit Wällen, starken Bastionen und nach der Landseite mit tiefen Wassergräben versehen, hat unterhalb des Stroms neben sich die gehörig befestigte Citadelle mit einem reich ausgestatteten Zeughause. Die Stadt wird von drei Vorstädten umgeben, der Mitauer jenseit des Flusses, der Petersburger und der Moskauer. Die beiden letztern sind seit 1812 durch ein Glacis und andere freie Räume von der Stadt getrennt, zum Theil neu, aber nur von Holz erbaut und zeichnen sich durch ihre geraden und breiten Straßen vortheilhaft vor der Stadt aus, die eng, winkelig und dunkel ist. Die vorzüglichsten Gebäude sind: das Rathhaus und das demselben am Wagenplatze gegenüberliegende Schwarzhäupterhaus; das vom Heermeister Walter von Plettenberg 1515 erbaute, später mehrmals restaurirte Schloß, in welchem der Generalgouverneur wohnt und die wichtigsten Landesbehörden sich befinden; das Ritterhaus des livländischen Adels; das neugebaute Stadtwaifenhaus; die Börse; die beiden Gildehäuser; das große, der Krone gehörende Packhaus am Paradeplatze zur Aufbewahrung unverzollter Waaren; das große Kriegshospital der ersten Armee in der Nähe der Rothen Düna. Die Stadt, mit einem eigenen deutschen Magistrate (4 Bürgermeister, 16 Rathsherren und zahlreiche Kanzleibeamte) und dem Stadtconsistorium, an dessen Spitze ein Bürgermeister als weltlicher Präses und der Stadtsuperintendent als Vicepräses, hatte Ende 1853 65883 E. (darunter 7756 Kosolniken). Sie besitzt ein Gymnasium, zwei Kreisschulen, von denen die erste die alte, bis 1804 die Rechte eines Gymnasiums besitzende Domschule ist, das Katharinäum (die russ. Kreisschule) in der Vorstadt, außerdem zahlreiche Elementarschulen und Privatlehranstalten; 12 steinerne Kirchen (worunter vier russ., eine reform., eine kath., eine anglikan. und unter den luther. die durch ihren schönen Thurm ausgezeichnete St.-Petrikirche) und 11 hölzerne (darunter drei luther.) Kirchen, ein Bethaus der Brüdergemeinde, eins der Kosolniken, eine Synagoge. An der Spitze der zahlreichen griech.-russ. Geistlichkeit steht ein Erzbischof, der einem Consistorium vorsteht. Zur Bildung künftiger Geistlichen aus Letten, Esthen und Russen besteht (unter einem Archimandriten) ein geistliches Seminar. Auch hat R. eine nicht unbedeutende Stadtbibliothek mit zahlreichen Incunabeln; ein Stadtmuseum für Kunst- und Naturgegenstände; eine seit 1803 bestehende literarisch-praktische Bürgerverbindung zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse und Einrichtungen; die lettisch-literarische Gesellschaft; die Gesellschaft für Geschichte und Alterthumskunde der Ostseeprovinzen; die Gesellschaft der praktischen Ärzte; den naturforschenden Verein mit einem Naturaliencabinet (sämmliche Vereine mit Bibliotheken); die pharmaceutische Gesellschaft; ein Theater, ein Armendirectorium und viele öffentliche und private Wohlthätigkeitsanstalten, Krankenhäuser, ein von dem Börsencomité unterhaltenes Hospital für Seeleute; einen (sogenannten) kaiserlichen Garten mit dem Som-



merhause des Generalgouverneurs; zwischen der Stadt und der Petersburger Vorstadt der Böhrmann'schen Park und ausgedehnte Promenaden um die Stadt. In der Entfernung von sechs Wersten von der Stadt befinden sich auf dem Grunde des ehemaligen zweiten kaiserlichen, von Peter d. Gr. gegründeten Gartens die umfassenden Kronanstalten von Alexandershöhe (ein Irrenhaus, eine Verpflegungsanstalt, ein Zuchthaus, ein Krankenhaus u. s. w.). Die Einwohner, größtentheils Deutsche und Protestanten, zeichnen sich durch Reichthum und feine Lebensart aus. Sie sind thätig und betriebsam und unterhalten auf der Düna, deren Eisgang der Umgebungen der Stadt oft großen Schaden thut, einen lebhaften Handel besonders mit Getreide nach allen Gegenden des Auslandes hin, wie denn auch die Ausfuhr an Hanf, Flach und Holz eine überaus wichtige genannt werden kann. Die Anzahl der 1853 angekommenen Schiffe betrug 2113, die der ausgegangenen 2109, unter diesen nach England allein 820, nach Holland 300; der Werth der Ausfuhr betrug im genannten Jahre über 19 Mill., der der Einfuhr mehr als 7 Mill. Rubel Silber. Beides hat sich in den letzten 20 J. fast verdoppelt. Die Kaufmannschaft besaß 1854 10 Dampfschiffe und 62 Lastschiffe. Die Zahl der Fabriken beträgt 62. Gegründet wurde R. am Zusammenflusse des Nigebachs mit der Düna 1201 von dem livländischen Bischof Albert von Apeldorn, früher Domherrn zu Bremen, nachdem das Land seit 1159 zuerst deutschen Kauffahrern aus Bremen bekannt geworden. Derselbe stiftete hier 1202 den livländischen Orden der Schwertbrüder (s. d.), der 1237 vom Papste mit dem Deutschen Orden (s. d.) vereinigt wurde, welchem Stadt und Land, längere Zeit gemeinsam mit dem rigaschen Erzbischofe, bis 1562 angehörten. Schon 5 J. nach dem Beginn der Reformation in Deutschland schloß sich R. (1522) derselben an. Nach dem Vertrage von 1561 zwischen Polen und dem letzten Heermeister von Livland, Gotthard Kettler, leistete derselbe 5. März 1562 jenem Reich den Unterwerfungs- und zugleich den Lehnseid als Herzog von Kurland, und so kam Livland an Polen, R. aber erst nach 20 Freiheitsjahren 1581 unter polnische Schutzherrschaft. Im J. 1621 eroberte die Stadt Gustav Adolf; 1700 wurde sie unter August II. von den Sachsen belagert und 1701 18. Juli durch die Schweden unter Karl XII. entsezt. Nach Karl's XII. Niederlage bei Pultawa ergab sie sich 4. Juli 1710 dem russ. Scepter, nachdem sie vom Feldmarschall Scheremetew eine harte Belagerung zu erdulden gehabt hatte. Zum Andenken an das Kriegsjahre 1812—14 errichtete die Kaufmannschaft auf dem Platze vor dem Schlosse eine Granitsäule mit dem bronzenen Bilde der Siegesgöttin und am Ende der Petersburger Vorstadt das steinerne Alexanderthor.

Rigas (Konstantinos), ein patriotischer Grieche, geb. in Belestini (dem alten Pherä) in Thessalien um 1753, hatte seine Verwandten durch die Barbarei der Türken verloren und faßte in Folge des Aufschwungs, den namentlich Schiffahrt und Handel der Griechen nach 1774 zu nehmen begannen, sowie durch den Einfluß der Französischen Revolution angeregt, den Plan, Griechenland von dem Joche der Türken zu befreien. Er rechnete hierbei auf die Mitwirkung Bonaparte's, welche ihm auch durch dessen Emisare zugesichert worden war. R. besaß hohe geistige Begabung und Bildung, kannte die griech. Classiker und hatte bedeutende mathematische, geschichtliche und philologische Kenntnisse, ließ sich aber im Vertrauen auf seine eigenen Kräfte zu Wagnissen fortreißen, die bei dem Mangel an andern Hülfsmitteln und jeder umfassenden Vorbereitung nicht gerechtfertigt waren. Er vertraute seinen Plan mehreren ausgezeichneten Griechen, Kaufleuten, Gelehrten und Geistlichen, an, die er durch hinreißende Beredtsamkeit zu gewinnen wußte. Selbst unzufriedene türk. Große soll er ins Geheimniß gezogen haben, wie er denn auch auf das später gelungene Unternehmen des Paswan-Oglu nicht ohne Einfluß geblieben ist. Zugleich hatte er sich bemüht, durch patriotische, in der Volkssprache gedichtete Gesänge auf die einzelnen Classen des griech. Volkes einzuwirken und besonders die tapfern freien Gebirgsbewohner, die sogenannten Klephten, für seine Absichten zu gewinnen. R. verließ 1797 die Dienste des Hospodars der Walachei, Michael Sutsos, und wandte sich nach Wien, wo mit der Zeichnung von Karten Griechenlands, mit Entwerfung von Grundgesetzen für dasselbe und mit Ausarbeitung eines Leitfadens für den Krieg sich beschäftigte. Unter Anderm erschien hier von ihm die Übersetzung des vierten Bandes der „Voyage du jeune Anacharsis“ von Barthélemy und die große Karte von Griechenland mit den alten und neuen Ortsnamen (in 12 Bl.). Von Wien begab er sich, um in Venedig mit Bonaparte persönlich zu verhandeln, 1797 nach Triest, wo jedoch entweder Unklugheiten in Wort und That ihn der östr. Polizei verdächtig machten, oder er das Opfer treulosen Verraths wurde. Er ward mit einigen Einverständigen verhaftet und nach Wien gebracht, 1798 aber mit diesen Gefährten an den türk. Befehlshaber von Belgrad ausgeliefert. Zur Rettung vieler Mitverbündeten war es gelungen, R.'s Papiere



vernichten, und er selbst blieb standhaft genug, Niemanden zu verrathen. Obschon der türk. Minister des Innern, in Folge der ihm gemachten Vorstellungen von der Ungefährlichkeit der Sache, versprochen hatte, gegen Zahlung von 150000 Frck. R. und die Übrigen zu retten, wurden sie gleichwohl, da diese Summe nicht sofort gezahlt werden konnte, während der Verhandlungen selbst hingerichtet. R. galt und gilt noch gegenwärtig als der Vorbote und Verständiger der griech. Erhebung. Er kann nicht nur als Begründer der spätern Hetärie (s. d.) angesehen werden, sondern hat auch durch seine patriotischen Gesänge das Volk wach gerufen und, wie einst Lyrtäus, zum Kampfe begeistert. Namentlich sind in dieser Beziehung zu erwähnen seine Uebersetzung der Marseillaise („*Δεῦτε, παῖδες τῶν Ἑλλήνων*“), ein hochpoetischer Kriegsgefang „*Ὡς ποτε Παλληναίρια*“ und der Hymnus „*Ὅλα τὰ ἔθνη πολεμοῦν*“. Mehrere seiner Lieder finden sich griech. und deutsch in Schott's und Mebold's „*Taschenbuch für Freunde der Geschichte des griech. Volkes*“ (Heidelb. 1824), auch die beiden erwähnten bei Ellissen: „*Versuch einer Polyglotte der europ. Poesie*“ (Lpz. 1846). Vgl. Schott, „*Über R.'s Leben und Schriften*“ (Heidelb. 1825).

Rigaud (Hyacinthe), einer der besten Porträtmaler der ältern franz. Schule, geb. zu Perpignan 1659, bildete sich ohne bedeutende Lehrer hauptsächlich nach den Werken van Dyck's. Er lebte vielbeschäftigt und hochgeehrt meist in Paris, wurde 1700 Mitglied der Akademie, später in den Adelsstand erhoben, mit Orden und Pension belohnt und starb 1743. Seine zahlreichen Porträts umfassen alle franz. Celebritäten seiner Zeit und eine Menge ausgezeichnete und vornehmer Personen des Auslandes. Abgesehen von der pomphaften Repräsentation in Kleidung und Stellung, welche nicht des Malers, sondern der Mode Schuld ist, zeichnen sie sich aus durch die geistreichste Auffassung und größte Ähnlichkeit, sowie auch durch ein schöneres und wärmeres Colorit, als irgend ein franz. Maler jener Zeit, vielleicht Mignard ausgenommen, es besaßen. Bei aller Leichtigkeit der Behandlung ist das Ganze doch immer bis auf die geringsten Nebensachen sorgfältig ausgeführt. Als die ausgezeichnetsten Werke R.'s gelten die großen Bildnisse Ludwig's XIV. und Bossuet's im Louvre. Damen malte er nicht gern, um nicht schmeicheln zu müssen. In seinen wenigen Historienbildern erscheint er manierirt und schwach.

Righini (Vincenzo), einer der bedeutendsten neuern ital. Componisten, geb. zu Bologna 1760, kam als Knabe seiner ausgezeichneten Stimme wegen in das Conservatorium seiner Vaterstadt. Später ging seine Stimme in einen heisern Tenor über. Desto größern Beifall gewann seine Gesangsmethode, sodaß er bald einer der gesuchtesten Singmeister war. Im J. 1788 ernannte ihn der letzte Kurfürst von Mainz zu seinem Kapellmeister, und 1793 wurde er Kapellmeister des Königs von Preußen. Bei einem Besuche seiner Vaterstadt starb er daselbst 19. Aug. 1812. Seine Werke gehören ihrem Charakter nach mehr der deutschen als der ital. Musik an; kein Italiener hat wie er den gediegenen Ernst und die Harmoniefülle der deutschen mit dem Flusse der ital. Melodie vereint, und keinem läßt sich diese Gründlichkeit der Ausführung nachrühmen. Sein Hauptwerk ist die Oper „*Tigrano*“. Nächst dem erwarb er sich ein hohes Verdienst um den Gesang in Deutschland nicht nur durch seinen Gesangunterricht, sondern auch durch seine Übungsstücke für den Gesang und seine Liedercompositionen. Seine Solfeggien sind gründlich, lehrreich und doch sehr geschmackvoll; sie vereinigen den Ernst der alten Meister mit der Anmuth und dem guten Geschmacke der neuern Zeit. Seine Lieder, Canzonetten, Duetten u. s. w. mit Begleitung des Pianoforte zeichnet eine ausdrucksvolle, anmuthige Melodie aus, die durch fließende Harmonie getragen wird. Für die Kirche hat er nur die Messe, welche er bei der Kaiserkrönung in Frankfurt 1790 aufführte, und 1810 das Te deum zum Geburtstage der Königin Luise von Preußen geliefert.

Rigi, ein freistehender, 5550 F. über der Meeresfläche erhabener Bergstock von 8—10 St. Umfang, im Canton Schwyz, zwischen dem Zuger-, Luzerner- und Lombarzensee, einer der besuchtesten Höhenpunkte der Schweiz, gewährt besonders von Norden und Osten eine sehr malerische Ansicht. An seinem Fuße liegen zahlreiche Dörfer und auf seinen Höhen über 150 Sennhütten. Er ist sehr reich an Alpenpflanzen. Seine Anhöhen gegen den Zugersee sind kalt, öde und steil. An den südlichen, weniger schroffen finden sich dagegen Kastanien, Mandel- und Feigenbäume. Er besteht durchweg aus abwechselnden, sehr regelmäßigen Schichten von Breccien und Sandstein. Die Schichten am Fuße sind 50—60 F. mächtig und höher hinauf oft über 30 F. Verschiedene Fuß- und Reitwege über Art, Goldau, Immensee, Rüschnacht und Beggis, worunter der letztere der reizendste ist, führen auf die Höhe des Bergs. Auf einem Abhange steht ein Hospiz (Klosterli); auch befinden sich daselbst mehrere Wirthshäuser. Weiter hinauf liegen die



Wirthshäuser zum Kalten Bad und zur Nigistaffel und auf der höchsten Spitze das zum Nigistulm. Von hier aus übersieht man die ganze östliche und nördliche Schweiz, bis weit in Schwaben hinein, den Jura bis gegen Biel, die Hochalpen bis zur Jungfrau im Canton Bern und zehn große und sieben kleine Seen. Der Anblick des Auf- und Untergangs der Sonne von diesem Punkte aus ist ein erhabenes Schauspiel, das den ergreifendsten Eindruck macht. Die reine stärkende Bergluft, verbunden mit der Molkencur, dient zahlreichen Kranken zur Genesung. Auch die auf der südlichen Höhe oberhalb Gersau liegende Ruine Scheideck ist seit Jahren eine zahlreich besuchte Molkten- und Badeanstalt.

**Nigny** (Henri, Graf), franz. Viceadmiral und Mitglied des Ministerraths, geb. 1783 in Lothringen, trat frühzeitig in den franz. Seedienst. Zur Zeit des Aufstandes der Griechen befand er sich als Flottencapitän bei dem franz. Geschwader in der Levante. Er unterstützte eifrig die Sache der Griechen, wurde 1825 Contreadmiral und erhielt 1827 als Admiral den Oberbefehl über die ganze franz. Seemacht im Mittelmeere. Mit der engl. und russ. Seemacht vereinigt, trug er, unter Codrington's Anführung der drei verbündeten Flotten, durch seine Tapferkeit viel zu dem Seesiege bei Navarino (s. d.), 20. Oct. 1827, bei. Im J. 1829 wurde er Seepräfect in Toulon, hierauf Befehlshaber der franz. Seemacht in der Levante. Nach der Julirevolution übernahm er 1831 unter Périer das Ministerium der Marine und bewirkte in dieser Stellung manches Gute. Nach dem Austritte des Herzogs von Broglie aus dem Cabinet (im April 1834) übernahm N. auch das Departement der auswärtigen Angelegenheiten und schloß sich nun ganz dem doctrinären System seiner Kollegen an. Mit den Übrigen nahm er 10. Nov. 1834 seine Entlassung, wurde aber, da die neue Verwaltung Bassano's keinen Bestand hatte, schon 18. Nov. wieder Minister des Auswärtigen. Als im März 1835 der Herzog von Broglie die Leitung des auswärtigen Departements übernommen, blieb N. Staatsminister ohne Portefeuille, verwaltete jedoch das Kriegsministerium bis zur Ankunft des Marschalls Maison. Bald nachher erhielt er eine außerordentliche Sendung nach Neapel, wurde jedoch, weil er wenig ausrichtete, zurückgerufen. Er lebte hierauf zu Paris und starb daselbst 7. Nov. 1835. — **Nigny** (Alex., Graf), franz. General, des Vorigen Bruder, wohnte seit 1807 den Feldzügen in Polen und Osterreich bei und stieg nach der Schlacht bei Wagram zum Adjutanten Suchet's, der ihn mit nach Spanien nahm. Im J. 1813 zum Escadronchef ernannt, übertrug ihm Napoleon eine Sendung nach Sachsen. Hier wohnte er im Generalstabe des Fürsten von Neuchâtel der Schlacht bei Leipzig bei und gerieth verwundet in Gefangenschaft. Als Oberst betheiligte er sich sodann 1823 am Feldzuge nach Spanien, wurde Maréchal-de-Camp und erhielt 1836 den Befehl, an der Expedition gegen Konstantine Theil zu nehmen. N. traf dort im Oct. bei dem franz. Heere in Algier ein, wurde aber vom Marschall Clauzel wenig günstig aufgenommen und mußte das Commando der Avantgarde übernehmen. Wiewol er sich in seiner schwierigen Stellung nichts zu Schulden kommen ließ, legte ihm doch Clauzel das Mislingen der Expedition zur Last und klagte ihn vor dem Publicum wie bei der Regierung der Insubordination und eines verrätherischen Rückzugs an. Das Ministerium sah sich darum genöthigt, N. vor ein Kriegsgericht zu Marseille zu stellen, das ihn aber nach langen Verhandlungen 1. Juli 1837 feierlich freisprach. Ungeachtet dieser öffentlichen Rechtfertigung wurde ihm erst einige Jahre später wieder ein Commando übertragen.

**Rigorismus** heißt überhaupt eine strenge, unbeugsame, in der Anwendung einer Vorschrift oder eines Gesetzes auf die Individualität des einzelnen Falls keine Rücksicht nehmende Denk- und Handlungsweise. Daher nennt man namentlich rigoristische Moral eine solche, welche das Thun und Handeln in die Grenzen strenger Vorschriften einschließt und sittliche Gebote auch in unscheinbaren Kleinigkeiten geltend macht. Den Gegensatz bildet eine laxe Moral, wie sie die Latitudinärer (s. d.) lehrten.

**Rimini** (Ariminum), eine Stadt der päpstlichen Legation Forlì, in der Romagna, mit etwa 18000 E., an der Mündung der Marecchia in das Adriatische Meer, der Sitz eines Bischofs, ist besonders seiner röm. Alterthümer wegen berühmt. Am Thore San-Giuliano ist die herrliche, schön verzierte Brücke, welche unter Augustus und Tiberius an dem Orte, wo sich die beiden Consularstraßen, Via Flaminia und Aemilia, vereinigten, aus dem schönsten weißen Marmor der Apenninen erbaut wurde. Sie ist unstreitig das am besten erhaltene Denkmal dieser Art aus dem ganzen Alterthume. Vor einem andern Thore steht noch ein zu Ehren des Augustus errichteter Triumphbogen. Der Dom ist auf den Ruinen eines Tempels des Kastor und Pollux, wie mehrere andere Kirchen aus der Marmoreinfassung des alten Hafens erbaut. Die Kirche San-Francesco, aus der Mitte des 15. Jahrh., zeichnet sich durch ihre edle und prächtige Archi-



tektur aus. Sie wurde von Pandolfo Malatesta gestiftet, dessen Familie von etwa 1200—1503 über R. herrschte und die Stadt mit mehreren öffentlichen Gebäuden schmückte. Auf der Piazza del Comune befindet sich ein schöner Springbrunnen und die eiserne Statue des Papstes Paul V. und auf dem Marktplatz ein Piedestal, von welchem herab Cäsar sein Heer nach dem Übergange über den Rubicon angedeutet haben soll. Neun Arcaden im Kapuzinerkloster hält man für Überreste eines vom Consul Publius Sempronius erbauten Amphitheaters. Außerdem verdienen Erwähnung die reiche Bibliothek des Grafen Gambalunga und die von Bianchi gegründete Sammlung von Inschriften und andern merkwürdigen Alterthümern.

Rinaldo Rinaldini, berühmter Räuberroman von Vulpinus (s. d.).

Rinde (Cortex) heißt bei phanerogamischen Pflanzen dasjenige Zellgewebe, welches außerhalb der Gefäßbündel des Stengels liegt und daher die äußere gefäßlose Schicht des Stengels ausmacht. Da bei den einsamenlappigen Gewächsen (Monokotyledonen) Rinde und Gefäße häufig nicht scharf gesondert sind, so spricht man diesen Gewächsen gewöhnlich die Rinde ab, jedoch mit Unrecht. Allerdings tritt der Unterschied zwischen Rinde und Gefäßbündeln besonders bei den zweisamenlappigen Gewächsen (Dikotyledonen), und zwar am deutlichsten an den ausdauernden Stengeln, den holzigen Stämmen, hervor. Die Rinde der zweisamenlappigen Gewächse besteht zuäusserst aus der Oberhaut (Epidermis), welche jedoch nur an einjährigen Stengeln und den jüngsten Theilen holziger Stämme vorhanden ist, an den ältern holzigen Stämmen aber zugleich mit den äussersten vertrocknenden Theilen der Rinde selbst bereits abgeschliffen ist. Unter ihr liegt die äußere Rindenschicht von langgestreckten, jedoch mit horizontalen Wänden aufeinander gestellten Zellen mit dicken Wänden und dann die innere Rindenschicht, welche meist aus rundlichem, dünnwandigem Parenchym gebildet wird. Beide Schichten sind bald scharf voneinander geschieden, bald gehen sie allmählig ineinander über, bald aber ist auch nur Parenchym vorhanden. Dazu kommt endlich als innerste Schicht der Bast (s. d.), der gewöhnlich durch Festigkeit ausgezeichnet ist und aus Bastbündeln oder auch einzelnen Bastzellen besteht. Meist wird zu dem Baste auch noch die Cambialschicht gerechnet, obgleich sie mehr den Gefäßen angehört. Die Oberhaut der Stämme bildet meist, bald früher, bald später, Korksubstanz, die entweder allmählig in Lagen sich abtrennt, wie anfänglich bei der Birke, oder häufig erst durch atmosphärische Einflüsse allmählig zerstört und manchmal sehr dick wird, wie die Borke unserer Eiche oder der Kork der Korkeiche, oder endlich sammt dem äussern Theile der innern Rindenschicht abgeworfen wird, wie bei Weinstock, Kiefer, Platane. In der innern Rindenschicht und in den Bastzellen, an deren Stelle oft auch milchsaftführende Bastzellen, wie bei den Apocynen, oder Milchsaftgänge, wie bei der vierdornigen Zigeundistel (*Mamillaria quadrispina*), oder echte Milchsaftgefäße, wie bei der gewöhnlichen Feige, auftreten, sind die eigenthümlichen Pflanzensäfte und Stoffe vorzugsweise abgelagert, wodurch diese in chemischer, arzneilicher und technischer Hinsicht oft wichtig werden. Aber nicht allein die Gefäßbündel der Holzstämmen werden von dem Cambium aus fortgebildet, sondern auch die Rinde und der Bast durch Anschluß an die schon vorhandenen Theile derselben Art, so daß sich auch bestimmte Rindenlagen bilden. Dadurch wird die Rinde zuweilen sehr und schnell verdickt, wie bei der Linde. Die äussersten Theile der Rinde an den ältern Theilen der Holzstämmen sind abgestorben und trocken und schuppen sich gewöhnlich nach und nach ab. Deshalb kann man auch Pflanzen, welche mit ihren Wurzelsfasern sich nur auf der äussersten Rindenlage anheften, nicht als eigentliche Schmarotzer ansehen, da sie keine Nahrung aus diesen Stämmen ziehen, wie Moose, Flechten u. s. w.

Rinderpest oder Rindviehseuche ist die furchtbarste aller Krankheiten des Hornviehs, die jedoch vorzugsweise nur in wärmern Klimaten ausbricht. Ihr eigentliches Vaterland ist das südliche Rußland, besonders Bessarabien, Podolien, Kiew, die Ukraine und das Land der Donischen Kosaken, dann die Gegenden der Moldau und Galiziens. Von da aus wird sie manchmal durch eingeführtes sogenanntes Steppenvieh nach den andern Ländern Europas verpflanzt. Die Weiterverbreitung durch die Luft geschieht aber nie in weite Fernen, vielmehr pflegt die Ansteckung nur durch feste und flüssige Körper auf andere übertragen zu werden. Wegen der fast unglaublichen Verheerungen, welche diese Krankheit seit Anfang des 18. Jahrh. unter dem Hornvieh angerichtet, ist sie nicht nur ein Gegenstand vielfältiger ärztlicher Forschungen, sondern auch ernster Beachtung für die Regierungen geworden, da sie in ganzen Provinzen und Landstrichen den Wohlstand der Landwirthe zu Zeiten hemmte. Über die Geschichte der Seuche und ihrer Züge haben vorzüglich Camper, Paulet, Viborg, Sieß u. A. Nachrichten gegeben. Genaue und actenmäßige Beschreibungen der Rinderpest sind erst vom J. 1710 an vorhanden. Nach einer mäßigen Berechnung nimmt man an, daß durch die Rinderpest nur allein im Ver-

aufe des 18. Jahrh. in Deutschland 28 Mill., in Europa aber 200 Mill. Rinder getödtet worden sind. Vgl. Lortz, „Untersuchungen über die Rinderpest“ (Berl. 1831).

**Rindviehzucht** ist gegenwärtig in Europa der wichtigste Theil der landwirthschaftlichen Viehzucht; denn das Rindvieh liefert kräftige Zugthiere, gibt unter allen Vieharten den meisten Dünger und gewährt durch Fleisch, Häute, Milch u. s. w. den mannichfaltigsten und erheblichsten Nutzen. Wenn daher auch unter besondern Umständen und Verhältnissen andere Zweige der Viehzucht, z. B. die Schafzucht, bisweilen einen höhern Reinertrag abwerfen, so können sie doch nie die allgemeine landwirthschaftliche Wichtigkeit erlangen wie die Rindviehzucht; denn sie sind nicht, wie diese, unter so mannichfaltigen Verhältnissen mit Erfolg zu betreiben und reichen für sich allein nicht zur Erhaltung einer Wirthschaft hin. Über den Ursprung und das Vaterland des zahmen Rindes (s. auch den Art. Ochse) sind die Meinungen getheilt; doch dürfte die Annahme richtig sein, daß das Rind von jeher eine eigene Gattung ausgemacht habe. Es gehört in die Classe der Zweihufer und die Ordnung der Wiederkäuer. In seiner größten Vollkommenheit findet man es in grasreichen, mehr feuchten als trockenen Gegenden, besonders in feuchtwarmen Bergthälern und Flußniederungen. Es erlangt seine körperliche Ausbildung im 4. — 5. J. und kann ein Alter von 20 und mehr Jahren erreichen. Je nach Alter und Geschlecht wird das Rind verschieden benannt. Im ersten Jahre heißt es Kalb, dann, bis es das erste Kalb bekommt, das weibliche Thier Kalbe oder Ferse; das männliche Rind heißt Bulle, Garre oder Faselstier. Ein weibliches Thier, welches gekalbt hat, heißt Kuh, ein männliches verschnittenes Thier Ochse. Durch andauernden Einfluß von Klima und Futter sind verschiedene Racen des Rindes entstanden. Man kann sie in drei Hauptabtheilungen bringen: Niederungs-, Höhen- und Landvieh oder Mittelvieh. Das **Niederungsvieh** ist von besonders großem Körperbau; es hat einen langen schmalen Kopf, spitzes Maul, kurze, nach vorn geneigte Hörner, langen dünnen Hals, langen, mehr nach unten gewölbten Leib, breites, nach hinten stark abfallendes Kreuz, hervorstehende Hüftknochen, langen, tief angesetzten Schweif, hohe Beine. Die Farbe ist meist scheckig, schwarz, roth und weiß oder grauschwarz. Die Kühe liefern viel Milch, die Ochsen eignen sich weniger zum Zug, sind aber mastfähig. Es gehören zu dieser Abtheilung die holländische, friesische, oldenburger, Holderneß-, Oberbruch-, Danziger Niederungs-, brabantische, flandrische, limburgische, jütländische Race. Das **Höhenvieh** hat einen kurzen starken Kopf, breite Stirn, breites Maul, feine, seitwärts gerichtete oder auswärts gestellte Hörner, dicken und kurzen Hals, breite und starke, mit einer Wamme versehene Brust, gedrungenen, stark gewölbten Leib, kurze und kräftige Beine, kleine harte Hufe, hohes und breites Kreuz, langen, sehr hoch angesetzten Schweif, grobe und dicke Haare und Haut. Die Farbe ist meist roth, dunkelbraun, gescheckt und schwarz. Die Kühe geben fette Milch; zum Zuge sind diese Rinder weniger tauglich. Es gehören zu dieser Abtheilung die freiburger, simmenthale, schwyzer, tiroler, vorarlberger Race. Alle Racen, die weder unter die Abtheilung der Niederungs- noch unter die des Höhenviehs gebracht werden können, sind Landrace zu benennen; es gehören dazu die schwäbisch-hallische, die schwäbisch-limburgische, die fränkische, die vogelsberger, die westerwalder, die ungehörnte, die voigtländische, allgauer und mürzthaler Race. Überall da, wo hinreichendes und gutes Futter vorhanden ist, werden auch Landracen mit sehr milchreichen Kühen und dauerhaftem Arbeitsvieh gezogen, welche allen Anforderungen entsprechen, wenn nur die einzelnen Stücke immer von der besten Art zur Paarung gewählt werden. Keine Race kann mehr Generationen hindurch alle ihre Eigenthümlichkeiten in voller Stärke bewahren, wenn man sie nicht fortwährend in den Verhältnissen erhält, in denen sie sich bildete. Doch kann nach mehreren Generationen aus einer solchen in ein anderes Land gebrachten Race durch die hier vorhandenen Verhältnissen eine neue, diesen angemessenere Race hervorgehen. Die meisten gegenwärtig in den deutschen Ländern zu findenden Rindviehracen sind aus einer solchen Vermischung entstanden; daher die so auffallend verschiedene Färbung und Bildung derselben. Im Allgemeinen kann man annehmen, daß sich überall aus dem vorhandenen Landvieh durch zweckmäßige Auswahl der Zuchtthiere und eine gute Pflege die für die vorliegenden Verhältnisse passendste und nuzbarste Rindviehrace mittels Inzucht (Kreuzung) erziehen lasse. Durch eine der Absicht entsprechende Auswahl der Zuchtthiere vermag man fast willkürlich die Körperform in einzelnen Theilen abzuändern und nach Befinden bei einer Race bald mehr die Milchergiebigkeit, bald die Mastungsfähigkeit, bald die Tauglichkeit zum Zuge auszubilden. Diese drei Eigenschaften, durch die, neben der Düngererzeugung, die Nuzbarkeit des Rindviehs hauptsächlich bedingt wird, lassen sich jedoch nie im höchsten Grade in einer Race, noch weniger an einem Individuum miteinander vereinigen. Wird die eine vorzugsweise bei der Zucht be-



günstigt, so kann es nur auf Kosten der andern geschehen. Eine Vereinigung dieser drei Eigenschaften in ziemlich hohem Grade ist indessen denkbar, jedoch mehr bei den Racen mittlerer Größe, die weder entschiedenes Höhen- noch entschiedenes Niederungsvieh sind, als bei denen, die sich einem dieser Extreme nähern und sich durch kolossale Größe auszeichnen; bei diesen ist entweder die Mastungsfähigkeit oder die Milchergiebigkeit vorherrschend, Tauglichkeit zum Zug aber fast nie zu finden. Racen jener Art, die eine solche Vereinigung zulassen, haben für den Landwirth in den gewöhnlichen Verhältnissen einen besonders hohen Werth. Es gehören dazu die steirische, voigtländische und fränkische. Ein Hauptmittel, ziemlich großes, wohlausgebildetes und nutzbares Rindvieh zu erhalten, besteht darin, daß man es von seiner Geburt an in den ersten beiden Jahren seines Lebens besonders gut und reichlich füttere und recht pfleglich behandle. Vieh, das in dieser Zeit nachlässig abgewartet wird und deshalb verkrüppelt, bildet sich nie gehörig aus und gibt nie einen erfreulichen Nutzen. Man hat bei jenem Verfahren auch noch den Vortheil, daß die jungen Thiere eher zur Fortpflanzung tauglich werden, deshalb auch eher einen Nutzen gewähren. Der Bulle oder das Samenthind wird mit anderthalb Jahren seines Alters, die junge Kuh, die Kalbe oder Ferkel, mit zwei Jahren sehr gut tauglich zur Fortpflanzung. Die Aufzucht der jungen Thiere erfordert große Aufmerksamkeit, weil man Milchgewinn wegen das Kalb nicht naturgemäß an dem Euter der Mutter saugen läßt, bis es sich von selbst abgewöhnt, sondern entweder gleich nach seiner Geburt es von der Mutter hinwegnimmt und mit einem genau bestimmten Quantum abgemolkener Milch nährt, oder es nur 4—6 Wochen saugen läßt.

Die Ernährung des Rindviehs geschieht im Winter auf dem Stalle entweder mit Heu und Stroh allein, oder in Verbindung mit zerschnittenen Wurzeln und Knollengewächsen, unter denen die Kartoffeln gegenwärtig in Deutschland obenan stehen. Auch Brammweinspülicht und geschrotene oder gekochte Getreidekörner werden mit dazu benutzt. Man füttert kalt oder warm, indem ein Theil der Futtermaterialien gebrüht, gekocht oder durch Selbsterhitzung gar gemacht wird. Saufen darf neben dem Fressen den Thieren nie fehlen. Kaltes reines Wasser genügt; wenn man ihnen aber durch Erwärmung und einen Zusatz von Mehl, Ölkuchen u. s. w. das Saufen angenehmer macht und sie dadurch zum Vielsaufen reizt, so wirkt dies sehr vortheilhaft auf die Milcherzeugung. Im Sommer wird das Rindvieh mit Gräsern und Kräutern ernährt, die es sich entweder auf der Weide selbst suchen muß oder abgemäht im Stalle vorgelegt bekommt. Das letztere Verfahren, die sogenannte Stallfütterung, hat jedenfalls den Vorzug, daß bei ihr von dem zur Ernährung des Viehs bestimmten Grünfutter nichts umkommt, sondern Alles wirklich zur Verfütterung verwendet und es dennoch möglich wird, mit einer geringen Fläche Futterkräutern eine ziemlich große Menge Vieh zu erhalten; daß ferner nur bei ihr sämmtlicher dem Vieh entfallender Mist ohne irgend einen Verlust gesammelt, zweckmäßig zusammengehalten und nach Willkür bei seiner Verwendung vertheilt werden kann. Dagegen wird in den Gegenden, wo es nahrhafte, nicht anders zu benutzende Weiden, wie in den Alpen- und Marschländern, gibt, oder wo Boden und Klima den Anbau des Mähfutters nicht begünstigen, wo das Land keinen hohen Preis hat, der Weidegang meist den Vorzug behaupten. Der Weidegang wird übrigens auf zweierlei Weise ausgeübt: entweder bleibt das Vieh Tag und Nacht auf der Weide, wie in der Schweiz, Tirol, Holland, Ostfriesland, Holstein u. s. w., oder es wird früh aus- und Abends eingetrieben. Letzteres findet vorzüglich da statt, wo das Vieh, wie bei der reinen Dreifelderwirthschaft, sich seine Nahrung auf weiten Außentristen, in Holzungen und auf den Brachäckern zusammensuchen muß. Noch gibt es einen Mittelweg zwischen Stallfütterung und Weidegang, das ist die halbe Stallfütterung, die in neuerer Zeit in mehreren Wirthschaften des nordöstlichen Deutschland, bei Fruchtwechselwirthschaft mit Weide, eingeführt worden ist und darin besteht, daß man das Vieh gleichzeitig auf der Weide und halb im Stalle mit dazu angesäeten Futtergewächsen ernährt. Saufen darf dem Rindvieh auch im Sommer, selbst nicht bei dem saftigsten Futter fehlen. Ubrigens darf der Übergang von der Winterfütterung zur Sommerfütterung und von dieser zu jener nur allmählig geschehen, weil sonst die Gesundheit der Thiere gefährdet ist. Diese wird noch besonders gesichert durch Reinhaltung des Körpers und der Futtergefäße, durch Ordnung bei der Zuthellung des Futters, durch häufiges Salzgeben und durch hohe, geräumige, luftige und helle Ställe.

Was den Geldertrag betrifft, den die Rindviehzucht abwirft, so ist derselbe, bei einer genauen Berechnung der Fütterungs- und Abwartungskosten, höchst selten bedeutend genug, um diese zu tragen. Wenn man aber den Dünger und dessen wichtigen Einfluß auf den Ertrag des Ackerbaus mit in Anschlag bringt, so wird man finden, daß jederzeit Vortheil bei der Viehhaltung ist,

wenn man diese richtig betreibt und nicht mehr Vieh hält, als zu der nothwendigen Düngererzeugung erfordert wird. Nur selten wird sich eine stärkere Kuhhaltung bezahlt machen, am ersten noch in der Nähe großer Städte und in Fabrikgegenden mit starker Bevölkerung und geringem Grundbesitz, wo der Verkauf der frischen Milch sehr einträglich ist. Ob es vortheilhafter sei, Butter oder Käse aus der Milch zu bereiten, hängt von Umständen ab; meist ist die Verfertigung beider nebeneinander das Vortheilhaftere. Vgl. Haggi, „Katechismus über die Zucht, Behandlung und Veredlung der Rindviehgattungen“ (Münch. 1836); Schwinghammer, „Unterricht über Rindviehzucht“ (Landsh. 1839); Weckherlin, „Die Rindviehzucht Württembergs“ (Stuttg. 1839); Papst, „Anleitung zur Rindviehzucht“ (Stuttg. 1829); Weckherlin, „Allgemeine Thierproductionslehre“ (Stuttg. 1846).

**Ring.** Der Ring oder Reif findet sich fast durch alle Zeiten und Länder, in kreisrunder oder spiralförmiger Gestalt, je nach der herrschenden Sitte als Schmuckstück verschiedener Glieder, der Arme, Beine, Fußzehen, des Halses, des Kopfes, der Nase, am gewöhnlichsten der Ohren und der Finger, dann aber auch zu anderm und häufig zu symbolischem Gebrauche verwendet. Bei den Morgenländern waren Ringe seit ältester Zeit allgemein üblich, und schon die alten Hebräer kannten auch Siegel- und Zauberringe, unter denen der Ring Salomonis als besonders kräftig in vielen Sagen gefeiert wurde. Den Agyptern vertraten Ringe auch die Stelle der Münzen. In den Homerischen Gedichten findet sich von Ringen noch keine Spur, vielmehr ist der Ring des Polykrates einer der ältesten, dessen griech. Nachrichten gedenken. Wahrscheinlich kam die Sitte des Ringtragens und damit zugleich die des Siegelns aus Asien nach Griechenland; im Solonischen Zeitalter war sie bereits allgemein verbreitet. Als Schmuck jedoch wurden Ringe erst in späterer Zeit, dann aber, mit dem einreisenden Sittenverfall, in übermäßiger Anzahl und von sehr kostbarer Arbeit, namentlich mit kunstreich geschnittenen Steinen getragen. Auch dienten Ringe häufig als Amulette und waren dann gewöhnlich mit geheimnißvollen Charakteren bezeichnet. Ohrringe galten den Männern für schimpflich; die Frauen aber trugen Ohr-, Finger- und selbst Beinringe am Unterschenkel oberhalb der Knöchel. Für den Fingerring bevorzugten schon die Griechen den vierten Finger. Den Römern, welche den Gebrauch der Ringe von den Sabinern oder Etruskern herleiteten, dienten sie durch Jahrhunderte vorzugsweise nur zum Siegeln und zu einem Unterscheidungszeichen der Stände. Während nämlich ein goldener Fingerring ursprünglich sogar den Senatoren nur dann verstattet war, wenn sie eine öffentliche Gesandtschaft ausführten, galt in der republikanischen Periode der goldene Ring als Abzeichen der Senatoren, der Ritter und der im Range ihnen gleichstehenden obrigkeitlichen Personen und erhob, als Auszeichnung für verdienstliche Leistungen verliehen, den Empfänger, falls er das erforderliche Vermögen besaß, in den Ritterstand; die übrigen Bürger aber durften damals nur eiserne Ringe tragen. Dies änderte sich unter den Kaisern, die mit der Verleihung des goldenen Rings äußerst leichtsinnig verfahren, allmählig dahin, daß etwa seit Hadrian der Gebrauch goldener Ringe jedem freigeborenen Bürger und endlich seit Justinian auch den Freigelassenen zustand. Seit aber jene ursprüngliche Bedeutung der Ringe zurücktrat, wurden sie auch bei den Römern ein Luxusgegenstand, mit kostbaren geschnittenen Steinen (Gemmen) versehen, in mehrfacher Zahl an den Fingern beider Hände getragen und sogar in Sommer- und Winterringe unterschieden. Bräute erhielten zur Verlobung von dem Bräutigam einen Ring geschenkt; Trauernde legten die Ringe ab. Bei den Germanen waren Ringe aus Bronze oder Gold, kleinere auch aus Bernstein, als Schmuckstücke für Finger (vingerlin), Ohren (örgolt, örrino) und Brust (über welche sie an Schnüre gereiht herabhingen), namentlich aber für Kopf (und später für den Helm), Hals, Beine und besonders für Arme (letztere vier Gattungen unter dem Namen *houc* zusammengefaßt) seit den Urzeiten im Gebrauch und finden sich häufig in heidnischen Gräbern. Die Bauge behaupteten die erste Stelle unter dem Geschmeide, bildeten den werthvollen Inhalt der fürstl. Schatzkammern und galten bis ins Mittelalter als kostbarste und höchste Ehrengabe, welche dann unter der verbindlichsten Form erschien, wenn die Bauge vom Leibe fortgeschenkt und entweder durch die Geberin dem Empfänger eigenhändig um den Arm gewunden, oder durch den Geber auf der Schwertspeise gereicht und ebenso andererseits mit der Schwertspeise empfangen wurden. Bauge vertraten auch die Stelle des noch nicht vorhandenen gemünzten Geldes und abgehauene Stücke derselben die Scheidemünze; daher ward im Norden Bauge eine allgemeine Werthbestimmung, besonders für die Bußen oder gerichtlichen Geldstrafen. Ja so hoch stand ihr Ansehen, daß selbst Eide auf sie abgelegt wurden. Einen eisernen Ring (*annulus*, Fingerring) trugen zu des Tacitus Zeit keltische Krieger als Merkmal ungelösten Gelübdes, bis sie durch Tödtung eines Feindes sich



bavon lebigten. Auch bis ins Mittelalter hinein wurden Ringe um verschiedene Körpertheile als Kennzeichen von Gelübden oder Verpflichtungen gelegt, welchen Gebrauch auch die Kirche aufnahm. Ja selbst schon das Alterthum hatte dem Prometheus zum mahnenden Andenken an die dem Hercules verdankte Befreiung einen Ring mit einem vom Jupiter darein gefaßten Felsstücke vom Kaukasus angedichtet. Wenn aber Bauge in frühester Zeit in Vertretung des Selbes als Kaufpreis der Braut dienten, so erschienen doch auch schon damals daneben die Fingerlinge, wiederum vom Vormund an den Bräutigam und von diesem an die Braut häufig auf der Schwertspitze überreicht, als tiefes und mildes Symbol der Vermählung, und die Kirche heiligte auch diese ebenso wol röm. als german. Sitte, indem sie, während zuvor der Verlobungsring bindend und Hauptsache gewesen war, jetzt die Trauringe, mit Rücksicht auf 1. Mos. 38, 18 und 2. Mos. 35, 22, durch den Priester weihen und an den vierten Finger der linken Hand stecken ließ, weil nach alter, schon aus röm. Zeit stammender Überlieferung von diesem Finger eine Ader gerade nach dem Herzen gehen sollte. Dem Boten, der Jemanden vor den Fürsten lud, diente dessen mitgegebener Ring, dem Niemand die Folge verweigern durfte, zur Beglaubigung, und scheidende Freunde theilten einen Ring oder eine Münze, um einst die aneinanderpassenden Hälften als gegenseitiges Wahrzeichen zu gebrauchen. Außerdem diente der Ring nur selten als Symbol bei der Übergabe von Grundstücken oder bei Verleihung einer Lehnswartschaft. Ein übermäßiger Luxus ist mit Ringen in Deutschland nie getrieben worden. Die Kirche zählt den Ring zu den Insignien der Bischöfe, als Symbol ihrer der Ehe zu vergleichenden Verbindung mit der Kirche. Mit Ring und Stab ward die Investitur (s. d.) vollzogen. Der Fischerring (s. d.) ist ein seit dem 13. Jahrh. gebräuchliches päpstliches Siegel. Eine der Symbolik des Trau- und Bischofsrings verwandte Handlung übte der Doge von Venedig, wenn er jährlich einen Ring ins Meer warf.

Ringelgedicht, s. Rondeau.

Ringelrennen oder Ringrennen, s. Carrousel.

Ringelwürmer, s. Anneliden.

Ringwaldt (Bartholom.), ein deutscher didaktischer Dichter, geb. 1530 zu Frankfurt a. d. O., war Prediger zu Langfeld in der Neumark und starb wahrscheinlich 1598. Seine geistlichen Lieder, deren er 120 verfaßte, haben nicht die Wärme und Kraft, noch den musikalischen Wohlklang der Lieder Luther's und seiner bessern Nachfolger; auch seine Lehrgedichte, darunter „Die lautere Wahrheit, darinnen angezeigt, wie sich ein Weltlicher und Geistlicher Kriegsmann in seinem Beruff verhalten sol“ (Erf. 1585 und sehr oft; zuletzt 1700), „Christliche Warnung des treuen Ehart's“ (Hff. a. d. O. 1588 und öfter) und das „Speculum mundi“ (Hff. 1590 und öfter), letzteres ein dramatisches Sittengemälde, bewegen sich meist in ziemlich nüchternen Reflexionen und allegorischen Sinnbildern, sprechen aber eine ernste, kräftige und echt religiöse Gesinnung aus. Vgl. Hoffmann von Fallersleben, „Barthol. R. und Benj. Schmold“ (Bresl. 1833).

Rink (Joh. Christian Heinr.), ein ausgezeichnete Orgelspieler, wurde 18. Febr. 1770 zu Elgersburg im Herzogthum Gotha, wo sein Vater Schullehrer war, geboren und machte, nachdem man schon in seiner Familie möglichst Sorge getragen hatte, das früh sich zeigende musikalische Talent desselben auszubilden, seine Hauptstudien unter dem Schüler Seb. Bach's, dem Organisten Mittel in Erfurt. Im J. 1790 erhielt er einen Ruf als Organist nach Gießen. Diese Anstellung bot ihm indeß so geringe Mittel dar, daß er seinen Unterhalt hauptsächlich durch Privatstunden suchen mußte. Fortwährend thätig in seiner Kunst, erhielt er 1805 den Ruf als Stadtorganist, Cantor und Musikdirector nach Darmstadt, wo er 1813 Hoforganist und 1817 wirklicher Kammermusikus wurde. Er starb daselbst 7. Aug. 1846. R. hat eine große Anzahl Fugen, Präludien, variirter Choräle, Übungsstücke u. s. w. geschrieben, auch einige werthvolle kirchliche Cantaten. Die vorzüglichsten seiner Werke sind seine „Orgelvorspiele“ (Gieß. 1806), sein „Choralfreund, oder Studien für das Choralspiel“ (2 Jahrg., 1832), endlich seine verschiedenen Choralbücher. Als Orgelspieler zeichnete er sich durch Klarheit, treffliche Registrirung und edle Behandlung des Instruments aus.

Rinteln, die früher befestigte Hauptstadt der ehemaligen Grafschaft Schaumburg, jetzt eines Verwaltungsamts der kurhess. Provinz Niederhessen, an der Weser, welche hier die Exter aufnimmt und über die eine Schiffbrücke führt, in einer bergigen Gegend, ist ziemlich gut gebaut, mit geraden Straßen, hat ein Schloß und gegen 3300 E. Die von dem Fürsten und Grafen Ernst III. zu Holstein und Schaumburg 1619 zu Stadthagen gestiftete und 1621 hierher verlegte Universität wurde 10. Dec. 1809 vom Könige von Westfalen aufgehoben, dagegen unter der kurhess. Regierung 1815 ein Gymnasium begründet. In der Nähe von R., auf einem hohen Felsen, am rechten Ufer der Weser, liegt das verfallene Schloß Schaumburg.

**Rio** bedeutet im Spanischen und Portugiesischen so viel wie Fluß und bildet den ersten Theil sehr vieler geographischer Namen, besonders von Flüssen, in dem ehemals span. und portug. Amerika. Der Rio Branco oder Rio Parima, im brasil. Guiana, entspringt auf der Sierra Parima an der Grenze von Venezuela, fließt erst gegen Osten, dann gegen Süden und mündet, nachdem er mehrere Wasserfälle gebildet, in den Rio Negro, einen der größten Nebenflüsse des Amazonenstroms, der aus Neugranada her in südöstlicher Richtung fließt, gegen die Mündung hin 2 M. breit ist und durch die Bifluenz des Cassiquiare mit dem Orinoco (s. d.) in Verbindung steht. — Der Rio Bravo oder Rio Grande del Norte durchfließt Neumexico und bildet dann die Grenze zwischen Mexico und den nordamerik. Unionstaaten. (S. Norte.) — Rio Colorado heißt ein 260 M. langer Fluß, der unter dem Namen Green-River (Grüner Fluß) an dem hohen Frémonts-Prair in den Rocky-Mountains entspringt, südwärts durch die nordamerik. Territorien Oregon, Utah, Neumexico und den Staat Californien fließt und, nachdem er von Nordosten her den Grand-River, von Osten her den Rio Gila, den Grenzfluß gegen Mexico aufgenommen, in den Meerbusen von Californien fällt. Ein anderer Rio Colorado, 163 M. lang, durchströmt Texas und mündet bei Matragorda in den Golf von Mexico, und ein dritter Rio Colorado, auch Cabu Reumu genannt, fließt von den Cordilleren südostwärts durch den südlichsten Theil der Argentinischen Republik, parallel dem Rio Negro oder Cusu Reumu, welcher deren Grenze gegen Patagonien bildet. — Rio Grande heißen außer dem oben genannten viele andere Flüsse, wie der Rio Grande im südlichen Senegambien, der Rio Grande del Norte und do Sul in den gleichnamigen Provinzen Brasiliens, der Rio Grande oder der durch seine 20 M. lange Strecke von Wasserfällen und Stromschnellen berühmte Parana in Brasilien, der mit dem Paraguay vereinigt den La Plata bildet; der Rio Grande Santiago oder Rio de Lerma, der bedeutendste Fluß in Mexico, der auf dem Plateau vor Toluca entsteht, durch den See Chapala fließt, zahlreiche Wasserfälle bildet und nach 90 M. langem Laufe in das Stille Meer mündet. — Der Rio Roxo oder Red-River entsteht an der Grenze von Neumexico, trennt das Indian-Territory von Texas, durchfließt die südwestliche Ecke von Arkansas und den Staat Louisiana, wo er in den Mississippi mündet nach einem Laufe von 325 M., wovon nur 86 M. schiffbar sind. — Der Rio San-Francisco, einer der größten Flüsse Brasiliens, durchfließt in nördlicher Richtung die Provinz Minas Geraes zwischen der Serra Geral im Westen und der Serra do Espinhaço im Osten, durchbricht mit Stromschnellen die äußersten Ausläufer der letztern, wendet sich auf der Grenze von Sergipe und Alagoas gegen Osten und fällt in mehreren Mündungen in den Atlantischen Ocean. Sein Thal bildet ein 900 — 1700 F. hohes wellenförmiges Plateau und ist wegen der niedrigen Flußufer häufig Überschwemmungen ausgesetzt. Er ist auf mehr als zwei Dritteln seines 277 M. langen Laufs schiffbar und würde es noch weiter sein, wenn nicht die Katarakten seines Oberlaufs es verhinderten. (Andere Flüsse, die den Namen Rio führen, sind unter ihren Haupttiteln, z. B. Rio de la Plata unter Plata, aufzusuchen).

**Rio de Janeiro**, Haupt- und Residenzstadt Brasiliens, liegt in der Provinz und an der Mündung des Flusses gleiches Namens in eine Bai, welche ein weites, von Bergen umgebenes und nur mit einem schmalen Eingang versehenes Becken bildet. Sie ist amphitheatralisch von hohen Bergen umgeben, die von Thälern mit Pomeranzenhainen durchschnitten werden. Überhaupt ist ihre Umgebung großartig und schön. Eine Festung auf der einen Spitze der Landzunge und ein wohlbefestigtes Benedictinerkloster auf der andern dienen zur Vertheidigung. Beide beherrschen die Stadt und den Unterplatz bei der gleichfalls befestigten Schlangensinsel (Ilha das Cobras). R. hat sechs Vorstädte, zwei große und elf kleinere freie Plätze und zählt etwa 270000 E., darunter freilich mehr als 100000 Sklaven und viele Fremde. Die Straßen sind gepflastert und mit Trottoirs versehen, aber fast alle sehr schmal. Die Häuser, meist aus Granit gebaut, haben in der Regel zwei Geschosse; doch gibt es auch sehr ansehnliche, insbesondere in der Neustadt, die überhaupt der besser gebaute Stadttheil ist. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen sich aus: die Domkirche, das Land- und das Seezeughaus, das Kriegsministerium, das Zollhaus, die Paläste des Kaisers und des Erzbischofs, der indeß seinen bleibenden Sitz in Bahia hat, während in R. ein Bischof, eine Prälatur und ein Domcapitel sich befinden. Auch sind die königl. Kapelle und die Münze, sowie das Benedictinerkloster mit herrlicher Lage bemerkenswerth. Die Marktplätze sind mit Springbrunnen geziert. Das Wasser erhält die Stadt aus einer Entfernung von fast zwei Stunden mittels einer Wasserleitung, welche aus zwei Reihen übereinander gemauerter Arcaden besteht. R. hat mehrere öffentliche Wohlthätigkeitsanstalten, eine Universität, eine Lehranstalt für schöne Künste, eine Akademie für das See-



nese, eine Akademie der Wissenschaften und Künste, eine Ingenieur- und Artillerie-, eine juristische, eine medicinisch-chirurgische, mehrere geistliche und gelehrte und eine Handelsschule, mehrere Druckereien, ein Museum, eine Nationalbibliothek von 70000 Bänden, eine kaiserliche, eine Benedictiner- und mehrere andere Bibliotheken, eine Sternwarte, einen großen botanischen Garten, eine historische und geographische und eine Gesellschaft zur Ermunterung der Nationalindustrie, die beide ihre Schriften veröffentlichen; ferner eine Gesellschaft der Freunde des Unterrichts, eine brasil., portugies., engl. und deutsche Lesegesellschaft u. s. w. Die Industrie, besonders in den auf die Schifffahrt und die Appretur von Colonialwaaren bezüglichen Zweigen, hat sich in neuerer Zeit sehr gehoben. Überhaupt ist R. der Hauptmarkt für ganz Brasilien. Außer dem Handel mit dem Innern des Landes findet ein ansehnlicher Verkehr mit den südlichen und nördlichen Häfen durch Küstenfahrer statt. Auch der äußere Handel hat an Wichtigkeit gewonnen. R. ist einer der bestgelegenen und besuchtesten Häfen der Erde, der den Hauptstapelplatz für Südamerika und einen Ruhepunkt für die Schifffahrt nach der Südsee wie für die nach Ostindien und Südwestafrika bildet. Im J. 1850 liefen 3652 Schiffe aus allen Ländern ein, und die Einfuhr belief sich auf 104 Mill. Frs. Die bedeutendsten Ausfuhrartikel sind die Naturproducte Brasiliens, und unter den Einfuhrartikeln sind hauptsächlich europ. Manufacturwaaren, Lebensmittel der gemäßigten Zone und allerdings auch afrik. Neger zu nennen; denn obschon der Sklavenhandel in Brasilien formell verboten ist, so bildet R. factisch doch noch immer den bedeutendsten Sklavenmarkt. Der Handel wird hauptsächlich durch eine Menge engl., deutscher und franz. Handelshäuser betrieben, die sich hier niedergelassen haben. Auch besteht in R. seit 1829 eine evangelische Kirchengemeinde, die insbesondere von Preußen aufs thätigste unterstützt wird. In der Nähe liegt das kaiserliche Schloß St.-Christoph. — Die Provinz Rio de Janeiro, auch kurzweg Rio genannt, zählt auf 860 QM. etwa 560000 E., wovon mehr als die Hälfte Sklaven sind. Sie ist ganz gebirgig durch die Serra do Mar und de Mantiqueira; der bedeutendste Fluß ist der 100 M. lange Parahyba do Sul. Das Klima erweist sich ausgezeichnet schön und gesund, der Boden überaus fruchtbar. Die wichtigsten Erzeugnisse sind: Zucker, Kaffee, Baumwolle, Indigo, Gewürze, Reis, Mais, Bataten, Gemüse, Obst, viele Nußholzarten, Arzneipflanzen u. s. w. Nur 7 Stunden von der Hauptstadt, auf einem Berge, dessen Klima dem süditalischen vergleichbar, doch im Sommer nicht so heiß ist, wurde 1845 auf Kosten des Kaisers und der Provinz die deutsche Kolonie Petropolis gegründet, die nebst ihrer Umgebung bereits 4000 E. zählt; dabei wurde ein Schloß erbaut, wo sich der Kaiser Dom Pedro II. während der Sommerhiße aufhält.

Rio Grande do Norte, eine der östlichsten Küstenprovinzen Brasiliens, zwischen Ceara und Parahyba gelegen, mit einem Areal von 802 QM. und 100000 E., hat außer einer schmalen Küstenebene mit dem Cap St.-Roque, der östlichsten Spitze Südamerikas, einen gebirgigen Boden und ist von mehreren Flüssen durchzogen, unter welchen der Rio Grande oder Potengi, der Serido, der Japanema oder Massacro die bedeutendsten sind. Das Klima ist heiß, die Luft aber rein und gesund. Die Producte sind die gewöhnlichen des tropischen Brasiliens. Viehzucht, etwas Landbau und Holzfällerei bilden die Hauptnahrungszweige der Bevölkerung; Industrie und Handel sind ohne Belang. Die Hauptstadt Natal oder Natal do Rio Grande, 1599 am Weihnachtstage gegründet und danach benannt, liegt an der Mündung des Rio Grande, hat einen kleinen Hafen und ein Fort und zählt 3000 E. — Rio Grande do Sul oder Rio Grande de Sao-Pedro do Sul, die südlichste Provinz Brasiliens, zählt auf 4059 QM. 310000 E., wovon 190000 Freie, 120000 Sklaven. An der flachen Küste erweitert sich eine Reihe von Lagunen in zwei große, den preuß. Haffbildungen ähnliche Strandseen, die Lagoa dos Patos und Lagoa do Mirim oder Merim. Der erstere ist 197 QM. groß und steht durch den Gonzalez mit dem 66 QM. großen Mirim, der zum Theil zu Uruguay gehört, und mit dem Ocean durch den Rio Grande do Sao-Pedro in Verbindung, als dessen Nebenflüsse die zahlreichen, in diese Seen strömenden Wasser angesehen werden. Der westlichen Abdachung gehören der hier entstehende Uruguay und mehrere Nebenflüsse dieses und des Parana an, sodaß dieser Theil der Provinz zum Stromgebiete des La Plata gehört. Im Allgemeinen zerfällt dieselbe in drei Zonen: die nördliche umfaßt den von der Serra Geral durchzogene Theil bis zu 30° s. Br. und der Stadt Porto Alegre, wo Urwälder noch weite Strecken bedecken und, von der feuchtheißen Temperatur begünstigt, noch tropische Gewächse gedeihen. Die zweite reicht südwärts bis zur Stadt Rio Grande oder 32° s. Br. und enthält schon viel ebenes Land mit vereinzelt Berggruppen, einer minder üppigen, aber immer noch subtropischen Vegetation und allen Elementen, welche den Wohlstand einer ackerbauenden Bevölkerung begründen können. Die dritte, welche

bis zur Südgrenze reicht, besteht zumeist aus wellenförmigen Ebenen mit spärlichem Holzwuchs und vorherrschenden Grasfluren, sodaß sich das Land den Pampas anschließt und besonders für Viehzucht geeignet wird. Haupterzeugnisse der durch Klima und Bodenbeschaffenheit sich auszeichnenden Provinz sind: Kaffee, Zucker, Cocosnüsse, Bananen, Ananas, Oliven, Orangen, Quitten, Pfirsiche und anderes Obst, Getreide, besonders Weizen und Gerste. Auch die Weinpflanzungen haben hier den glücklichsten Erfolg gehabt, und Yerba Maté oder der Paraguaythee ist der Gegenstand eines beträchtlichen Handels. Der Cactus Nopal wächst wild in den sandigen Ebenen und ist mit Cochenille bedeckt; auch finden sich mehrere officinalpflanzen. Bei geordneten Verhältnissen und stärkerer Bevölkerung könnte diese Provinz eine der reichsten des Kaiserthums werden. Die Viehzucht ist bis jetzt der Haupterwerbszweig. Früher war die Hauptstadt Rio Grande oder Sao-Pedro do Sul, an der Ausmündung des Patossees, mit 6000 E., Dampfschiffahrt und dem Hauptverkehr der Küstenfahrer; seit 1773 ist es Porto Alegre, auf einer Anhöhe der Festlandseite desselben Sees gelegen, mit 14000 E., einem Hafen, einer Rhede, Schiffsverften und lebhaftem Handel. Der dritte Seehafen ist Sao-Jose do Norte, und zwar für die größten Seeschiffe, welche nach Porto Alegre nicht gelangen können. Bemerkenswerth sind in dieser Provinz mehrere blühende deutsche Colonien, die viele geschickte Handwerker, Aderbauer, Gärtner und Winzer aufzuweisen haben: Sao-Leopoldo mit 11—12000 E., 1824 begründet, etwa 6 M. nördlich von Porto Alegre; Torquilha, östlich davon, mit 800 E., und Torres, 4 M. nördlich, mit 600 E. Die erstere Colonie befindet sich im bestriedigendsten Zustande; den beiden andern fehlt nur der Absatz der Erzeugnisse ihres vortrefflichen Bodens.

**Rioja** (Francisco de), einer der classischen span. Lyriker, wurde um 1600 zu Sevilla geboren und studirte anfangs die Rechtswissenschaft, dann Theologie. Durch den Minister Olivarez erhielt er bald eine Präbende am Domcapitel von Sevilla, wurde Reichshistoriograph, Inquisitor zu Sevilla und endlich Inquisitor des obersten Tribunals des heiligen Officium. Aber der Sturz seines Gönners hatte auch den seinigen zur Folge. Er wurde eingekerkert und erst wieder freigegeben, nachdem er seine Unschuld vollkommen klar bewiesen. König Philipp IV. ernannte ihn hierauf zum Director der königl. Bibliothek. Außerdem war R. Repräsentant der Geistlichkeit von Sevilla zu Madrid, wo er 1659 starb. Er bildete sich, gleich Herrera, dem er überhaupt geistesverwandt, nach den classischen und ital. Mustern, vorzüglich nach Horaz und Seneca, hielt sich in Stil und Sprache rein von den Verirrungen seiner Zeitgenossen und bewahrte doch dabei das span. Feuer, eine blühende Phantasie und echt lyrischen Schwung. Seine „Silvas“ besonders sind Bilder des Landlebens voll Anmuth und Naturwahrheit. In seiner berühmten „Ode an die Ruinen Italicas“ (einer Stadt in Andalusien) vereinigt er tiefes elegisches Gefühl mit kräftigem Gedankenflug und dem Zauber einer reizenden Versification und classischen Sprache. Lope de Vega hat ihn in einer seiner schönsten Episteln gefeiert. R.'s Gedichte erschienen erst spät gesammelt mit denen anderer andalusischer Dichter in der „Coleccion“ des Don Ramon Fernandez (Bd. 18, Madr. 1797).

**Nipienstimmen**, von dem ital. ripieno, d. h. Ausfüllung, heißen diejenigen Instrumental- und Singstimmen, welche bloß zur Verstärkung der Solostimme dienen und meist mehrfach besetzt sind, und Nipienisten oder Orchesterspieler diejenigen, welche diese Stimmen vortragen.

**Nipon** (Frederick John Robinson, Viscount Goderich, Graf von), brit. Staatsmann, der jüngere Sohn Lord Grantham's, wurde 1. Nov. 1782 geboren. Nachdem er seine Studien zu Harrow und Cambridge vollendet, trat er seit 1804 als Secretär Lord Hardwicke's, des damaligen Statthalters von Irland, seines Verwandten, ins Geschäftsleben ein. Im J. 1806 lehrte er nach England zurück, erhielt einen Sitz im Unterhause und begleitete 1807 den Grafen Pembroke als Gesandtschaftssecretär nach Wien. Erst 1809 zog er im Parlamente die Aufmerksamkeit auf sich, indem er die kräftige Fortsetzung des Kriegs in Spanien empfahl. Castlereagh, damals Kriegs- und Colonialminister, stellte ihn dafür als Unterstaatssecretär an, welche Stelle er jedoch mit dem Rücktritte seines Gönners schon im September niederlegte. Im folgenden Jahre erhielt Robinson durch Castlereagh das Amt des Marineschachmeisters, das er 1812 mit der Vicepräsidentschaft des Handelsamts vertauschte. In dieser Eigenschaft setzte er 1815 im Parlamente eine Getreidebill durch, die im Interesse der großen Grundbesitzer die Einfuhr des ausländischen Weizens beschränkte. Dieses Gesetz rief große Erbitterung und unter Anderm zu London mehrere Aufstände hervor, wobei Robinson's Haus angegriffen und seine Gemäldesammlung zerstört wurde. Indessen gehörte er schon damals zu den gemäßigten Tories, war von den liberalen Ideen der Zeit berührt und schloß sich nach Castlereagh's Tode vollständig den Grundsätzen Canning's an. Während letzterer 1822 Minister des Auswärtigen wurde, stieg



Robinson zum Kanzler der Schatzkammer. Als solcher arbeitete er eifrigst an Verminderung des Abgabendrucks und führte mancherlei Ersparnisse ein, obwol die Geldkrise von 1825, die er nicht vorausgesehen, seine Schwächen als Finanzier bloßstellte. Mit der Erhebung seines politischen Meisters zum Premierminister im April 1827 übernahm Robinson das Amt eines Staatssecretärs für die Colonien, und zugleich gab ihm der König den von seinem Urältervater, dem Herzoge von Kent (s. Grey), geführten Titel eines Viscount Goderich von Rocton. Er vertheidigte jetzt Canning's freisinnige Bestrebungen, besonders die Katholikenemancipation, im Oberhause, sodaß er sich den Haß seiner vormaligen Partei zuzog. Weil er am meisten mit der Politik Canning's vertraut geworden, beauftragte ihn Georg IV. nach dessen Tode, im Aug. 1827, mit der Zusammensetzung eines neuen Cabinet's, in welchem er als erster Lord des Schatzes das Staatsruder führte. Wiewol Goderich mit aufrichtigem Eifer verfuhr, mangelte ihm doch die Kraft und der Scharfblick, um gegen die Intriguen seiner gewandten Gegner anzukämpfen. Im Conseil stand ihm ein entschiedener Tory und Feind der Emancipation, Herries, entgegen, und im Geheimrath des Königs suchte ihn der Kanzler Lyndhurst zu stürzen. Zu den Verwicklungen, welche die Emancipationsfrage, die Getreidegesetze, die portug. und oriental. Verhältnisse nach sich zogen, gesellte sich endlich das „verdräufliche Ereigniß“ der Schlacht von Navarin. Von den Tories gehemmt, fühlte sich Goderich seiner Aufgabe nicht gewachsen und bat den König 14. Dec. 1827 um Entlassung, die er auch einige Wochen später erhielt. Als Wellington 1830 den Whigs unter Grey die Verwaltung überlassen mußte, übernahm Goderich nochmals das Colonialamt. In dieser Stellung vertheidigte er gegen seine frühern Ansichten die Reformbill. Nach der Durchführung derselben wurde er zum Grafen von Ripon erhoben. Im J. 1833 überließ er Stanley die Colonien und erhielt dafür, an Durham's Stelle, das Amt des Siegelbewahrers. Allein schon 29. Mai 1834, noch ehe Grey selbst seinen Rückzug nahm, schied Ripon zugleich mit Stanley, Graham und Richmond aus dem Ministerium, weil er mit seinen Collegien rücksichtlich der Appropriationsclausel (s. d.), die er mißbilligte, zerfallen war. Von dieser Zeit an näherte er sich wieder den Tories, die, unterdessen von Peel gebildet, unter dem Namen Conservative eine dem besonnenen Fortschritt weniger unbedingt feindliche Haltung angenommen hatten, und als diese 1841 von neuem ans Ruder kamen, trat er als Präsident des Handelsamts wieder ins Ministerium. Da er jedoch mit Peel nicht in allen commerciellen Fragen übereinstimmte, vertauschte er jenes Amt 1843 mit dem eines Präsidenten der ind. Controle, welches er bis 1846 führte, wo er sich definitiv von der öffentlichen Laufbahn zurückzog, auf der er sich weniger durch politische Begabung als durch Versöhnlichkeit des Charakters und guten Willen hervorgethan hatte. — Sein einziger Sohn, George Frederic Samuel Robinson, Viscount Goderich, geb. 24. Oct. 1827, schloß sich der radicalen Partei an und ist seit 1853 Parlamentsmitglied für Huddersfield.

Rippen (costae) nennt man die schmalen plattgebrückten Knochen, welche den größten Theil des Brustkorbs (thorax) bilden. Es sind deren beim Menschen auf jeder Seite zwölf, welche sich hinten mit ihren Gelenkenden an die zwölf Brustwirbel ansetzen und dann in einem nach außen gehenden Bogen nach vorn verlaufen, wo die sieben obersten, die sogenannten wahren Rippen (von oben nach unten zu an Länge zunehmend), durch Knorpelstücke (die Rippenknorpel) und Bänder mit dem Brustbeine in Verbindung treten, während von den fünf untern (den sogenannten falschen Rippen), die wieder nach und nach kürzer werden, die drei ersten durch ihre Knorpel sich untereinander und mit der siebenten wahren Rippe verbinden, die zwei untersten aber, die kürzesten, mit ihrem vordern Ende vollkommen freistehen und deshalb die beweglichsten sind. Auf diese Art und indem der zwischen ihnen befindliche Raum mit den Zwischenrippenmuskeln ausgefüllt ist, bilden die Rippen eine nach außen dicht und fest verschlossene Kapsel als Schutz für die Brusteingeweide und als Vermittler der Athmungsbewegungen, indem die Rippen durch Hals-, Arm- und Rückenmuskeln herauf-, durch Bauchmuskeln und Zwerchfell wieder herabgezogen werden und auf diese Art durch Erhebung und Senkung ihrer an beiden Seiten des Körpers gelegenen Mittelstücke abwechselnd die Brusthöhle erweitern und verengen. Im höhern Alter findet man die Rippenknorpel, besonders die obern, sehr häufig verknochert und dann die Bewegungen des Brustkastens erschwert. — Von Krankheiten sind die Rippen, wie andere Knochen, dem Bruche, der Verrenkung, der Zerstörung durch Knochenfraß u. s. w. ausgesetzt; auch können sie durch andere Umstände, namentlich durch Wirbelsäulenkrümmungen oder Brustfellverwachsungen und durch unpassende Bekleidung, besonders zu festes Schnüren, eine von der Regel abweichende Gestalt erhalten (z. B. die sogenannte Hühnerbrust). Nach innen sind die Rippen zu einem großen Theile von demjenigen Theile der Pleura

(s. d.) überzogen, welchen man das Parietalblatt oder das Rippenfell nennt. Nur die Wirbelthiere besitzen Rippen und hier findet man große Verschiedenheit im Thierreiche. Doch steht die Länge der Wirbelsäule und die Anzahl der Rückenwirbel stets im Verhältniß zu der Anzahl der Rippen. Diese sind schon bei den Fischen in beträchtlicher Menge vorhanden; noch weit höher steigert sich dieselbe bei den Amphibien, von denen manche Schlangen gegen 300 Rippen auf jeder Seite besitzen. Auch bei den Vögeln und Säugethieren findet man sowohl die Zahl derselben überhaupt, als die der wahren und falschen Rippen voneinander und vom menschlichen Organismus abweichend. Ungleich ist auch der Anknüpfungspunkt der ersten Rippe, indem diese oft schon an den ersten Halswirbel sich anschließt. Doch sind bei allen Thieren von den Amphibien aufwärts die letzten Wirbel ohne Rippen. (S. Wirbelsäule.) — In einem weitern Sinne nennt man in technischer Beziehung manche den menschlichen Rippen ähnliche Gegenstände ebenfalls Rippen, z. B. die parallelen Gefäßbündel mancher Baumblätter, oder die Balken an einem Schiffe, welche von beiden Seiten des Kiels aufwärts und nach außen gekrümmt verlaufen, das Segment eines Kreises darstellen und das Gerüst zu den Seitentheilen bilden.

**Ripperda** (Joh. Wilh., Baron), ein politischer Abenteurer, wurde in der holländ. Provinz Gröningen 1680 von adeligen Altern geboren und von den Jesuiten in Köln erzogen, heirathete aber nachher eine Protestantin und ging zur protest. Kirche über. Im J. 1715 wurde er von den Generalstaaten zur Abschließung eines Handelsvertrags nach Spanien geschickt und zum Obersten ernannt. Nachdem er sich hier bei Philipp V. in Gunst gesetzt, trat er wieder zur kath. Kirche über und blieb in Madrid, wohin er, um auf königl. Kosten eine Tuchmanufactur anzulegen, Weber aus Holland kommen ließ. Nach dem Tode seiner ersten Frau verheirathete er sich 1721 mit einer castil. Dame von hoher Geburt. Im J. 1725 erhielt er eine Sendung nach Wien, um eine Ausgleichung mit dem kaiserl. Hofe zu vermitteln. In demselben Jahre unterzeichnete er mit den Bevollmächtigten des Kaisers den Vertrag von Larenburg und wurde dafür zum Herzog von R. und Granden dritter Classe ernannt, sowie zum Staatssecretär der auswärtigen Angelegenheiten befördert. Auch übertrug ihm bald nachher der König das Kriegs-, Marine- und Finanzwesen, so daß er alle Macht eines Premierministers, nur nicht den Titel hatte. Doch schon im Mai 1726 wurde er seiner Würden entsetzt und als Gefangener in das Schloß Segovia gebracht. Nach zwei Jahren fand er indeß Mittel zu entkommen und ging über Portugal nach England, wo er bis 1730 blieb. Hierauf kam er wieder nach dem Haag, wo er wieder zur protest. Kirche übertrat. Nach genommener Rücksprache mit dem marokkan. Gesandten begab er sich Ende 1731 nach Marokko. Er fand hier sehr gute Aufnahme, gewann bald Einfluß, bewog den dortigen Herrscher zur Belagerung der span. Festung Ceuta und wurde, nachdem er unter dem Namen Osman zum Islam übergetreten, Befehlshaber des zu dem Kriege gegen Spanien bestimmten Heeres. Der König von Spanien widerrief jetzt das Patent, wodurch er ihn zum Granden und Herzog ernannte, und die Ankunft eines span. Heeres in Afrika, welches Oran belagerte, zerstörte seine Entwürfe. Zwar setzte er die Belagerung von Ceuta fort, mußte aber dieselbe endlich aufgeben und die Flucht ergreifen. Am Hofe zu Marokko kalt empfangen, wurde er sehr bald gefänglich eingezogen, doch durch gewandte Vertheidigung gelang es ihm, die Freiheit wieder zu gewinnen. Hierauf lebte er ruhig zu Marokko und zeigte großen Eifer für seinen neuen Glauben. Um sich in Ansehen zu bringen, entwarf er den Plan einer Vereinigung der jüd. und mohammedan. Religion. Doch fiel er abermals bei Hofe in Ungnade und lebte seitdem ruhig in Tetuan, wo er 1737 starb. Nicht durch die ehrenvollsten Mittel hatte er sich große Reichthümer erworben, die er zuletzt noch zur Unterstützung Neuhof's (s. d.) bei dessen Streben nach der Krone von Corsica theilweise verwendete.

**Ripuarische Franken**, s. Franken.

**Riquet de Caraman**, eine angesehene franz. Adelsfamilie, deren Stifter, Pierre Paul R., gest. 1680 zu Toulouse, sich um Frankreich großes Verdienst erwarb, indem er auf seine Kosten den Kanal von Languedoc oder Canal-du-Midi (s. Kanäle) erbaute. Er lebte, ein reicher Bürger, zu Beziers, wo ihm neuerdings auch ein Denkmal errichtet ward, widmete sein ganzes Vermögen, 3 Mill. Livres, dem großen Unternehmen und hinterließ außerdem noch 2 Mill. Schulden. Ludwig XIV. verlieh ihm 1666 den Adelstitel und gab ihm den Kanal in Lehn. Erst seit 1724 begann der Kanal für die Familie einträglich zu werden. Sein zweiter Sohn, Pierre Paul de R., zeichnete sich als General im Spanischen Erbfolgekriege aus, erwarb durch Kauf die Grafschaft Caraman (in der Gegend von Toulouse) und starb 1730 unverheirathet. Ihn beerbte sein Neffe, Victor Pierre François R., Marquis de Caraman, der 1760 als General-  
-utenant starb und den Sohn Victor Maurice R., Graf von Caraman, gest. 1807, zum Nach-



folget hatte. Derselbe heirathete 1750 eine Prinzessin von Chimay und hinterließ aus dieser Ehe drei Söhne: 1) Victor Louis Charles M., Marquis, seit 1828 Herzog von Caraman, geb. 1762. Derselbe schloß sich während der Revolution der Emigration an, kehrte mit den Bourbons nach Frankreich zurück, ward 1815 Pair, Gesandter in Berlin, seit 1816—27 in Wien und starb, nachdem sein ältester Sohn schon vorher ins Grab gestiegen, gegen 1846. Sein Onkel und Successor, das gegenwärtige Haupt der Familie, ist Victor Antoine M., Herzog von Caraman, geb. 1810, vermählt mit einer Tochter des Herzogs von Crillon. Die beiden Oheime des Letztern sind: George Joseph Victor M., Graf von Caraman, geb. 1788, früher franz. Gesandter am würtemb. Hofe, und Adolphe Frédéric Joseph Marie Victor M., Graf von Caraman. 2) Maurice Gabriel Joseph M., Graf von Caraman, geb. 7. Oct. 1765, Maréchal-de-Camp und Deputirter, hinterließ bei seinem Tode nur drei Töchter; 3) François Joseph Philippe M., Graf von Caraman, geb. 21. Sept. 1771, erhielt als Erbe seines Oheims mütterlicherseits den Titel eines Fürsten von Chimay (s. d.).

Nisalit nennt man diejenigen Theile der Fassade eines Gebäudes, welche an dem eigentlichen Gebäude vorspringen. Dieser Vorsprung muß in allen Stockwerken durchgeführt sein, mindestens ein Fenster haben und nicht um eine volle Fensterbreite vortreten. Dasselbe dient dazu, um einer Fassade mehr Mannichfaltigkeit zu geben. Die Umstände müssen lehren, ob man ein Nisalit in der Mitte, oder zwei an den beiden Seiten, oder drei im Ganzen oder mehrere anlegen soll. Breiter als drei Fenster macht man die Nisalite nicht gern, jedenfalls aber muß der Raum zwischen zwei Nisaliten mindestens so groß sein als beide Nisalite zusammengekommen. Sie werden meist reicher im Stile gehalten als die Mittelfelder: der Vorsprung derselben ist beliebig, doch sollte er nie unter 6 Zoll und nie über  $1\frac{1}{2}$  F. betragen. Wird dieser Vorsprung so groß, daß man in demselben ein Fenster mit seinen Schäften anlegen kann, so nennt man ihn Vorbau; enthält er mehrere Fenster, so heißt er ein Flügel.

Rist (Joh.), deutscher Dichter, wurde 8. März 1607 zu Pinneberg in Holstein geboren. In Hamburg und Bremen vorgebildet, besuchte er deutsche und niederl. Universitäten, wo er sich neben der Theologie noch mit andern Wissenschaften beschäftigte. Später wurde er kaiserl. Pfalzgraf, mecklenburg. Kirchenrath und Prediger zu Webel an der Elbe, wo er 31. Aug. 1667 starb. Unter den zahlreichen Dichtungen R.'s haben seine geistlichen Lieder, die er in verschiedenen Sammlungen, z. B. „Himmliche Lieder“ (Lüneb. 1644), „Passionsandachten“ (Hamb. 1648), „Sabbathische Seelenlust“ (Lüneb. 1651), „Musikalisches Seelenparadies“ (2 Bde., Lüneb. 1659—62) u. s. w., herausgab, den meisten Werth, obgleich auch von ihnen nur wenige jetzt noch bekannt sind, z. B. „Werde munter mein Gemüthe“ und „O Ewigkeit, du Donnerwort“. Leichte Versification und Verständlichkeit sind ihr Hauptverdienst, Wärme und Tiefe des Gefühls gehen den meisten ab. Von R.'s weltlichen Gedichten sind „Das friedewünschende Deutschland“ (1647) und „Das friedesauchzende Deutschland“ (1653), zwei Schauspiele, das Trauerspiel „Wallenstein“ (1647) und der „Deutsche Varnassus“ (1652) nicht ohne geschichtliches Interesse, sonst aber geistlose Reimereien. Eitelkeit veranlaßte R. 1660 eine eigene Sprachgesellschaft, den Schwanenorden, zu stiften, der aber nur von kurzer Dauer war.

Riß nennt man die geometrische Zeichnung zu einem anzufertigenden Gegenstande, er möge nun ein Geräth, eine Maschine oder ein Gebäude sein. Gewöhnlich ist ein solcher Riß in einem verjüngten Maßstabe gezeichnet, etwa  $\frac{1}{6}$  oder  $\frac{1}{12}$  des natürlichen Maßes, oft aber hat man auch Risse in natürlicher Größe, die sogenannten Arbeitsrisse. Bei zusammengesetzten Gegenständen, wie Maschinen, Gebäuden u. dgl., reicht eine einzelne Ansicht nicht hin, und man hat für diese Grundrisse (s. d.) obere Ansichten, Seitenansichten oder Aufrisse (s. d.) und öfters auch Durchschnitte oder Profilrisse, welche den Gegenstand so darstellen, wie er sich zeigen würde, wenn man sich eine senkrechte Ebene durch seine Mitte der Länge oder der Breite nach gelegt dächte. (S. Profil.) Perspektivische Risse werden in malerischer Behandlung oft den geometrischen Rissen beigelegt, um dem Besteller die Wirkung des auszuführenden Kunstwerks deutlicher vor Augen zu stellen.

Ritornell, ital. ritornello, eigentlich Wiederholungsatz, heißt in der Tonkunst der musikalische Satz, welcher während des Pausirens der Hauptstimme von den andern Instrumenten gespielt und häufig, auch nachdem die Singstimme ihre Partie geendet, wiederholt wird. Ofter versteht man darunter den Eingang einer Arie oder eines Tonstücks, der von den begleitenden Instrumenten gespielt wird, ehe noch die concertirende Stimme einfällt, und der meist die Hauptgedanken und Säge des nachfolgenden Stücks enthält. — In der ital. Poesie versteht man unter Ritornellen kleine, meist locale dreizeilige Volkslieder der Gebirgsbewohner, die auch zum

Improvisiren benutzt werden. Maß und Silbenzahl sind dabei willkürlich, der erste Vers ist aber gewöhnlich der kürzeste, dahingegen die beiden folgenden selten unter fünf Füße haben. Die Melodien dazu sind einfach und haben etwas Melancholisches. Die ersten deutschen Versuche in dieser Form machte Rückert in der „Urania“ (1821).

**Ritschl** (Friedr. Wilh.), einer der namhaftesten Philologen der Gegenwart, geb. 6. April 1806 zu Großvargula in Thüringen, widmete sich, von 1818 an auf den Gymnasien zu Erfurt und Wittenberg gründlich vorbereitet, seit 1825 zu Leipzig unter Hermann's Leitung, hauptsächlich aber von 1826—29 zu Halle, wo er Reiffig's Vorlesungen und Umgang eifrigst benutzte, den altclassischen Studien. Nachdem er ebendaselbst 1829 mit seinen gelehrten „Schedae criticae“ promovirt und sich bald darauf auch habilitirt hatte, erfolgte 1832 seine Ernennung zum außerordentlichen Professor und im Jahre darauf seine Versetzung nach Breslau an Passow's Stelle, wo ihm zugleich die Mitdirection des philologischen Seminars übertragen, er selbst aber schon 1834 zum ordentlichen Professor befördert wurde. Zu seiner weitem Ausbildung verbrachte er das J. 1836—37 auf einer wissenschaftlichen Reise in Italien. Im J. 1839 wurde er als Professor der classischen Literatur und der Beredtsamkeit, sowie ebenfalls Mitdirector des philologischen Seminars nach Bonn berufen, wo er durch Lebhaftigkeit, Gründlichkeit und geistvolle Behandlung stets eine ungewöhnlich zahlreiche Zuhörerschaft an sich zu fesseln weiß. Seine schriftstellerische Thätigkeit wendete sich zuerst auf die Bearbeitung der griech. Grammatiker, wovon die umgestaltende Ausgabe des Thomas Magister (Halle 1832) und die scharfsinnige Schrift „De Oro et Orione“ (Bresl. 1834) Zeugniß gaben. Sein Hauptwerk bildet aber die mit den reichsten Mitteln und einer genialen, an Bentley erinnernden Divination ausgeführte kritische Bearbeitung des Plautus, mit umfassenden Prolegomenen über die Plautinische Metrik (Bd. 1—3, Abth. 1, Bonn 1848—53), wodurch dem kritischen Studium der altröm. Poesie erst der Zugang erschlossen und für immer eine feste Grundlage gegeben worden ist. Unter den mehrfachen Vorarbeiten dazu nehmen die gediegenen „Parerga Plautina et Terentiana“ (Lpz. 1845) den ersten Rang ein. Außer der sehr großen Reihe seiner mit Sorgfalt ausgearbeiteten akademischen Gelegenheitschriften sind neben den auf die lat. Romiker bezüglichen namentlich die über Dionysius von Halikarnas und über Varro hervorzuheben. Seine Vertrautheit mit den weitem Kreisen der Alterthumswissenschaft hat R. theils durch die an Aufschlüssen reiche Schrift „Die alexandrin. Bibliotheken und die Sammlung der Homerischen Gedichte durch Pisistratus“ (Bresl. 1838), theils durch gehaltvolle Abhandlungen mannichfachen Inhalts, wie in den Schriften des archäologischen Instituts zu Rom, namentlich aber in dem „Rheinischen Museum für Philologie“ bewährt, von welcher Zeitschrift er in Verbindung mit Welcker eine „Neue Folge“ (Bd. 1—9, Hft. 1841—54) hat erscheinen lassen. In jüngster Zeit hat er für eine methodische Behandlung der lat. Inschriften und deren Ausbeutung für die lat. Sprachgeschichte eine fruchtbare neue Bahn gebrochen, wohin besonders seine Ausgabe der „Lex Rubria“ (Bonn 1851) und die Schriften „Titulus Mummius“ (Berl. 1852), „Monumenta epigraphica tria“ (Berl. 1852), „Inscriptio columnae rostratae“ (Berl. 1852), „Anthologiae Latinae corollarium“ (Berl. 1853), „De sepulcro Furiorum“ (Berl. 1853), „De fictilibus litteratis“ (Berl. 1853) gehören. Ein umfassendes, gleichzeitig artistisches und wissenschaftliches Werk über die altröm. Inschriften bereitet er im Verein mit Mommsen vor. — **Ritschl** (Albrecht), geb. 25. März 1822, erhielt seine Schulbildung zu Stettin, studirte in Bonn und Halle, hielt sich dann seiner weitem theologischen Ausbildung halber noch in Heidelberg und Tübingen auf und habilitirte sich 1846 zu Bonn. Mit seiner ersten größern Schrift, „Das Evangelium Marcion's und das kanonische Evangelium des Lucas“ (Tüb. 1846) schloß er sich in scharfsinniger Weise den von Baur geleiteten Untersuchungen an. Indes trat er dieser theologisch-kritischen Richtung schon in dem bedeutenden Werke „Die Entstehung der altkath. Kirche“ (Bonn 1850) mit Entschiedenheit und nicht ohne Erfolg entgegen. In mehrfachen seitdem erschienenen Abhandlungen hat sich R. als einen vorzüglichen Forscher auf dem Gebiete der Kirchengeschichte bekundet. Im Jan. 1854 ward R., unter Ernennung zum Oberbibliothekar, die Direction der Universitätsbibliothek und des damit verbundenen akademischen Kunstmuseums, sowie des Rheinischen Museums vaterländischer Alterthümer übertragen.

**Ritter und Ritterthum**, s. Ritterwesen.

**Ritter ohne Furcht und Tadel**, s. Bayard.

**Ritter** (Heinr.), deutscher Philosoph, besonders verdient als Geschichtschreiber der Philosophie, geb. 1791 zu Zerbst, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und studirte 1811—15 zu Halle, Göttingen und Berlin Theologie, beschäftigte sich jedoch aus besonderer Neigung zu-



gleich mit philosophischen Studien. Im J. 1813 führte ihn das Aufgebot der Freiwilligen nach Frankreich. Von hier zurückgekehrt, widmete er sich nun in Folge eines von ihm gewonnenen Preises ausschließlich der Philosophie. Da er die Wissenschaft seiner Zeit als die Frucht der Vergangenheit ansah, so glaubte er, daß eine vollständige Kenntniß der Geschichte der Philosophie Demjenigen nothwendig sei, welcher die letztere mit besonnenem Bewußtsein weiter bringen wolle. Diese Ansicht setzte er in der Abhandlung „Über die Bildung des Philosophen durch die Geschichte der Philosophie“ auseinander, welche zugleich mit der Schrift „Welchen Einfluß hat die Philosophie des Cartesius auf die Ausbildung der des Spinoza gehabt, und welche Berührungspunkte haben Beide gemein?“ (Lpz. und Altenb. 1817) erschien. Dieser Ansicht blieb er auch in seinen spätern wissenschaftlichen Bestrebungen getreu. Nachdem er zu Halle promovirt hatte, habilitirte er sich 1817 zu Berlin, wo er jedoch erst 1824 eine außerordentliche Professur erhielt. Ohne Aussicht, in Berlin einen weitem Wirkungskreis zu gewinnen, folgte er 1835 einem Rufe nach Kiel, von wo er 1837 nach Göttingen übersiedelte. Seinen literarischen Ruf verdankt R. vorzugsweise seinen gründlichen Arbeiten über die Geschichte der Philosophie. Der Abhandlung über Cartesius und Spinoza folgte 1820 in Wolf's „Literarischen Analecten“ (Bd. 4) die „Über die philosophische Lehre des Empedokles“. Seine „Geschichte der ionischen Philosophie“ (Berl. 1821) und die „Geschichte der Pythagorischen Philosophie“ (Hamb. 1826) wurden ebenso wie die „Bemerkungen über die Philosophie der megarischen Schule“ in dem „Rheinischen Museum“ (2. Jahrg.) als Zeugnisse einer durch das Beispiel Schleiermacher's gebildeten gründlichen Art der Untersuchung anerkannt. Seine allgemeine „Geschichte der Philosophie“ (Bd. 1—12, Hamb. 1829—53; 2. Aufl., Bd. 1—4, 1836—38) ist, trotz mancher Angriffe auf dasselbe im Einzelnen und im Ganzen, ein im hohen Grade verdienstliches Werk. Es umfaßt die Geschichte der Philosophie bis auf Kant herab. Demselben beabsichtigt R. ein anderes Werk folgen zu lassen, das in ähnlicher, doch mehr kritischer als rein geschichtlicher Weise die neueste deutsche Philosophie behandelt. Als ein kurzer Entwurf dieser Arbeit kann sein „Versuch zur Verständigung über die neueste deutsche Philosophie seit Kant“ (2. Aufl., Braunschw. 1853) angesehen werden. Außerdem nahm er mehrfach Gelegenheit, seine eigenen Ansichten über verschiedene Theile der Philosophie zu entwickeln. Schon früher hatte er in seinen „Vorlesungen zur Einleitung in die Logik“ (Berl. 1823) angedeutet, wie er der Logik durch Verbindung der formalen Logik mit der Metaphysik und der Theorie der Erkenntniß eine mit dem Ganzen der Philosophie mehr zusammenhängende Ausbildung zu geben gedenke, und nach diesem Plane ist auch sein „Abriss der philosophischen Logik“ (Berl. 1824; 2. Aufl., 1829) gearbeitet. Polemisch griff er in die Meinungen der Zeit über das Verhältniß der Welt zu Gott und die Auffassung des Pantheismus ein durch die Schrift „Die Halbkantianer und der Pantheismus“ (Berl. 1827). Seine Ansicht über die Stellung und Aufgabe der Philosophie überhaupt legte er in der Schrift „Über das Verhältniß der Philosophie zum wissenschaftlichen Leben überhaupt“ (Berl. 1835) nieder. Dieser folgte das ausführliche Werk „Über die Erkenntniß Gottes in der Welt“ (Hamb. 1836). Einem verwandten Gebiete gehört die Abhandlung „Über das Böse“ (Kiel 1839) an. Daran schließen sich seine „Kleinen philosophischen Schriften“ (2 Bde., Kiel 1839—40), in welchen er über die Principien der Rechtslehre und Politik und über die der Aesthetik handelt. In allen seinen Schriften zeigt sich R. als unabhängig von den verschiedenen herrschenden oder um die Herrschaft streitenden Schulen; seine philosophische Bildung und Richtung ist aus der historischen Betrachtung und Vergleichung der Systeme und ihres Entwicklungsgangs erwachsen, und seine wissenschaftliche Denkart erscheint als der Ausdruck der Gesamtwirkung, welche die Auffassung Dessen, was die philosophischen Systeme bis jetzt erstrebt und erreicht haben, in ihm hervorgebracht hat.

Ritter (Henry), Genremaler, geb. 1816 zu Montreal in Canada, wurde zum Kaufmannsstande angehalten, brachte es aber bei seiner Neigung zur Kunst dahin, daß man ihn nach Hamburg schickte, wo er seine ersten Studien unter Bröger begann. Von da nach Düsseldorf übersiedelnd, machte er durch rastloses Streben unter Sohn's Leitung solche Fortschritte, daß ihm nach dreijährigem Studium bereits ein Atelier der Meisterklasse auf der Akademie gegeben wurde. Die Gegenstände seiner Darstellungen waren meistens dem Seemanns- und Fischerleben entnommen, dem sein phantasievoller Geist Momente der tiefsten Poesie abzulauschen verstand. Indessen trieb ihn vielseitige Bildung und lebhaftes Interesse auch andern Kreisen der Darstellung zu. Seine Bilder sind von hinreißender Wahrheit der Charakteristik, mit welcher sich ein feiner Humor und ein angeborener Schönheitssinn paart. Zugleich

sind sie durch treffliche Ausführung und harmonische Farbenwirkung ausgezeichnet. Zu den bedeutendern seiner Werke gehören: Schmuggler, von engl. Dragonern angegriffen (1839); der Aufschneider (1841); der Heirathsantrag in der Normandie (1842), welchem 1844 sein vom preuß. Kunstverein erworbenes Hauptbild: der ertrunkene Sohn des Lootsen, folgte. Das größte seiner Bilder, der Wilddieb, konnte er seiner angegriffenen Gesundheit wegen erst 1847 vollenden. Ungeachtet des Brustleidens, das 21. Dec. 1853 seinen frühen Tod herbeiführte, malte er sodann, außer kleinern Bildern, noch: Indianer auf der Flucht vor dem Prairienbrande; ferner: die Nachricht vom Tode des Sohnes und der Seecadet als Mäßigkeitsapostel. Außerdem hat er eine Menge kleinerer Werke, sowie Zeichnungen für Illustrationen ausgeführt, die sämmtlich den Reichthum seiner Phantasie bekunden. Zu letztern gehören die zu den Werken Washington Irving's, die nach R.'s Tode von Camphausen zu Ende geführt wurden.

Ritter (Jos. Ign.), kath. Theolog, geb. 1787 zu Schweidnitz bei Grüneberg in Schlesien, machte seine Studien auf dem Gymnasium zu Großglogau und auf der Universität zu Breslau und empfing 1811 die Priesterweihe. Hierauf wurde er 1812 zu Grottkau Kaplan, wirkte dann als solcher 1814—18 in Hirschberg und Liegnitz und ging 1818 in gleicher Eigenschaft nach Berlin. Nebenbei hörte er die Vorlesungen protest. Philologen und Theologen. Der Ruf seiner wissenschaftlichen Bildung verschaffte ihm 1822 die theologische Doctorwürde und 1823 die ordentliche Professur der Kirchengeschichte zu Bonn, wo er sich der Hermes'schen Schule anschloß. Indessen verließ er Bonn noch vor Beginn des Hermes'schen Streits, indem er 1830 dem Rufe als Professor und Domcapitular nach Breslau folgte. Er erhielt hier eine Domherrnstelle, wurde 1831 Mitglied der wissenschaftlichen Prüfungscommission, 1836 Director derselben und 1837 fürstbischöflicher Consistorialrath. Im J. 1840 promovirte ihn die Juristenfacultät honoris causa zum Doctor der Rechte. Nach der Resignation des Fürstbischofs Grafen Sedlnitzky 1840 übernahm er als Bissthumsoverwesser die Leitung der Diöcesanangelegenheiten, die ihn mit der preuß. Regierung in vorübergehende Differenzen brachte, in Folge deren er seine Professur niederlegte. Im J. 1845 trat er wieder als ordentlicher Professor in die theologische Facultät ein. Das Jahr darauf ernannte ihn der Fürstbischof von Diepenbrock zum Domdechanten und insulirten Prälaten des Breslauer Domstifts. Unter seinen Schriften ist außer der Übersetzung und Erläuterung von des Chrysostomus „De sacerdotio“ (Berl. 1821) vorzüglich das „Trenikon“ (Epj. 1841) und das „Handbuch der Kirchengeschichte“ (3 Bde., Elberf., dann Bonn, 1826—35; 5. Aufl., 1854) zu erwähnen.

Ritter (Karl), der Begründer der vergleichenden Erdkunde, geb. 7. Aug. 1779 zu Quedlinburg, kam nach dem Tode seines Vaters als Knabe von sechs Jahren in das Erziehungsinstitut zu Schnepfenthal, bildete sich hierauf zu Halle unter Niemeier's Leitung zum Pädagogen aus und trat 1798 zu Frankfurt am Main als Erzieher in das Bethmann-Hollweg'sche Haus. Er begleitete seine Zöglinge auf die Akademie zu Genf und auf Reisen, besuchte mit ihnen die Schweiz, Savoyen, Frankreich und Italien und hielt sich hierauf erst mit, dann ohne dieselben 1814—19 zu Göttingen auf, um die Schätze der dortigen Bibliothek benutzen zu können. Im J. 1819 wurde er an Schlosser's Stelle als Professor der Geschichte am Gymnasium zu Frankfurt angestellt, schon im folgenden Jahre aber, nachdem er die „Vorhalle europ. Völkergeschichten vor Herodot“ (Berl. 1820) veröffentlicht, als außerordentlicher Professor der Geographie an die Universität und die allgemeine Kriegeschule zu Berlin berufen, wo seine Arbeiten die besondere Aufmerksamkeit des Ministeriums unter W. von Humboldt, von Bogen und von Altenstein auf sich gezogen hatten. Bald nachher wurde er auch Mitglied der Prüfungscommission, Mitglied der Akademie und Studiendirector der königl. Cadettenanstalt. Mit R., als dem Schöpfer der allgemeinen vergleichenden Erdkunde, beginnt eine neue Epoche in der Geschichte der geographischen Wissenschaften; durch ihn erst und die von ihm eingeschlagene Methode erhielt die Geographie die Weihe strengerer, höherer Wissenschaftlichkeit. Seine von ihm mit schöpferischem Geiste neugestaltete Wissenschaft wußte er zugleich in seinen Lehrvorträgen mit hinreißender Beredtsamkeit lebendig zu veranschaulichen. R.'s Hauptwerk ist „Die Erdkunde im Verhältnisse zur Natur und Geschichte des Menschen“ (2 Bde., Berl. 1817—18), welches er in der zweiten Auflage nach einem erweiterten Plane bearbeitete, sodaß der erste Theil (2. Aufl., Berl. 1822) Afrika als abgeschlossenes Ganzes behandelt, während die folgenden bis 1854 erschienenen Theile (Bd. 2—17, Berl. 1832—54) noch innerhalb der Beschreibung Asiens sich bewegen. Das Werk, ein Denkmal echt deutscher Gelehrsamkeit und gründlichster Forschung, zerfällt in vier Hauptgruppen: 1) die Einleitung und Ostasien, in fünf Theilen, das mittlere Hochasien, die sibirische, die chinesische und indische Welt enthaltend (Bd. 2—6); 2)



Bestaßen, ebenfalls in fünf Theilen, die turanische und iranische Welt mit den Euphrat- und Tigrißländern umfassend (Bd. 7—11); 3) Arabien, in zwei Theilen (Bd. 12—13); 4) die Sinaihalbinsel, Palästina und Syrien, in vier Theilen (Bd. 14—17). Jeder der vier Abtheilungen schließt sich ein Register an. Zur wesentlichen Erläuterung des Werks dient R.'s, in Verbindung mit dem Major des preuß. Generalstabes, nachherigem General von Egel, herausgegebener, von Grimm, Mahlmann und Kiepert fortgesetzter „Atlas von Asien“. Außerdem lieferte R. bis in die neueste Zeit herab sehr viele schätzbare Abhandlungen über die Geographie und die verwandten Gebiete des Wissens in den „Schriften“ der Akademie der Wissenschaften, die er in „Einleitung und Abhandlungen zu einer mehr wissenschaftlichen Behandlung der Erdkunde“ (Berl. 1852) zusammenstellte. Von seinen übrigen Arbeiten verdienen noch besondere Hervorhebung: „Europa, ein geographisch-historisch-statistisches Gemälde“ (2 Bde., Stf. 1807) und „Die Stupas, oder die architektonischen Denkmale an der indobaktrischen Königstraße und die Kelosse von Bamnan“ (Berl. 1838). Viele seiner antiquarischen und historisch-antiquarischen Mittheilungen hat er in den „Monatsberichten“ der berliner geographischen Gesellschaft, der „Zeitschrift für allgemeine Erdkunde“ u. s. w. niedergelegt. Beachtenswerth sind auch die kleineren Arbeiten: „Die Colonisation von Neuseeland“ (Berl. 1842); „Ein Blick in das Nilquellland“ (Berl. 1844); „Der Jordan und die Beschiffung des Todten Meeres“ (Berl. 1850); „Ein Blick auf Palästina und seine christliche Bevölkerung“ (Berl. 1852) u. s. w. Als Vorbereitung, sowie zur Einsammlung von Anschauungen und literarischen Hülfsmitteln für eine Erdkunde von Europa, welche der Beschreibung Asiens unmittelbar folgen wird, hat R. seit 1830 auf jährlichen kürzern oder längern Reisen fast alle Länder Europas durchwandert.

**Rittergüter** hießen im Deutschen Reiche diejenigen Güter, deren Besitzer ursprünglich Ritterdienste zu leisten hatten und dafür von bürgerlichen Oblasten und von den ordentlichen Landessteuern befreit waren. Mit dem Aufhören der persönlichen Leistung der Ritterdienste traten an deren Stelle meistens Geldleistungen (Ritterpferdegelder u. s. w.) als Beitrag zu der Bestreitung der Staatslasten, neuerlich sind aber überhaupt die Rittergüter in den meisten Staaten gleich den andern Gütern zur Steuerpflicht gezogen worden. Ursprünglich hatten alle Rittergüter Lehnseigenschaft, die aber schon seit dem Ausgang des Mittelalters allmählig auch auf den Bürgerstand erstreckt worden ist. In der Regel stand den Besitzern der Rittergüter auch das Recht der Landstandschaft (s. Landstände) zu, nächst dem die Befreiung von Einquartierung und ähnlichen Oblasten, ferner die Patrimonialgerichtsbarkeit, auch, je nach Herkommen oder Landesgesetz, das Patronatsrecht, das Jagdrecht u. s. w. Alle diese Rechtsverhältnisse, die sich übrigens seit dem Mittelalter in den verschiedenen deutschen Staaten sehr verschieden entwickelt haben, sind in neuester Zeit beträchtlich modificirt worden, und in einem großen Theile Deutschlands ist den Rittergütern fast nur noch die Patrimonialgerichtsbarkeit und das Patronatsrecht geblieben. Doch tauchen in neuester Zeit wieder verschiedene Bestrebungen auf, den Besitzern der Rittergüter gewisse bevorrechtete Einflüsse auf die Gemeinden, zu denen die Rittergüter gehören, zu verleihen. Nationalökonomisch treten die Interessen der Rittergüter als die des größern Grundbesitzes überhaupt hervor und haben als solche allerdings einen Anspruch auf Beachtung in Bezug auf die Landescultur sowol als auf die politische Stellung der Besitzer. In manchen Gegenden ist der Ausdruck *Dominium* üblich für gewisse mit größerm Grundbesitz, wol auch besondern Rechten ausgestattete Rittergüter. Über die früher hier gleichfalls einschlagende Erbunterthänigkeit s. den Art. Leibeigenschaft.

**Ritterorden.** Die religiös-äscetische Stimmung voll heißer romantischer Sehnsucht, welche zur Zeit der Kreuzzüge den ganzen Occident beherrschte, verbunden mit den eigenthümlichen und vorher ungekannten Schwierigkeiten und Hindernissen, Schrecken und Gefahren, welche diese Kriege um das Heilige Land und dessen Erhaltung boten, riefen im Orient unter mittelbarem und unmittelbarem Einfluß des Papstes und Klerus wie des Mönchthums Vereine ritterlicher Männer hervor, welche sich zunächst zum Schutze der Pilger und Wallfahrten, zur Verpflegung der Kranken, der Beschirmung und Vertheidigung der heiligen Stätten verpflichteten. Nach dem Vorbilde der Mönchsverbände nahmen diese Genossenschaften oder Verbündungen den Namen *religio et ordo* oder geistlicher Orden an, legten wie jene einfache oder feierliche Gelübde ab, beugten sich unter eine der vier großen Ordensregeln des Basilikus, Augustin, Benedict und Franz, oder entwarfen für sich eigene ähnliche Regeln und Statuten und unterzogen sich außer der Kampfspflicht dem gewöhnlichen Mönchswandel. Ritterliche Geburt war im Anfange zur Aufnahme nicht erforderlich. Die weltliche Aufsicht führte ein

selbstgewählter Großmeister, Meister oder General, dem eine Art von Senat aus Rittern und Geistlichen, der Rittersrath, Ordensrath, beigegeben war. Alles Geistliche vertrat ein eigener Prior oder Propst. Bei ihren fromm-äscetischen und rein menschlich-wohlthätigen Zwecken waren diese Ritterorden in ihrer ursprünglichen Reinheit voll Eifers und Glaubens, Ehrfurcht vor der Kirche, lebendigen Ringens nach einer unsichtbaren Welt, schönen idealen Schwungs und demüthiger Resignation der Brüderlichkeit zugleich beim höchsten Stolz eine der herrlichsten Blüten des mittelalterlichen Ritterthums. Als jedoch ihre Zahl sich vermehrt, ihr Grundbesitz und Reichthum in allen Ländern Europas eine erstaunliche Höhe erreicht und ihre Häupter den Hoheitsrang mächtiger weltlicher Fürsten erlangt hatten, trat allmählig weltlicher Pomp und äußerer Glanz an die Stelle des alten einfachen Hospitaliterwesens, der bei vielen Orden noch dadurch vermehrt wurde, daß unter demselben Namen, Oberhoheit und Ordensmeisterschaft weibliche Institute gleicher Tendenz, ritterliche Klosterfrauenchaften, entstanden. Die bedeutendsten und einflußreichsten geistlichen Ritterorden waren unstreitig der Johanniterorden (s. d.), die Deutschen Ritter (s. d.) und die Tempelherren (s. d.). Sie sind auch zugleich die ältesten, da die beiden erstgenannten in ihren Anfängen schon 1048 entstanden, der dritte 1118 gestiftet wurde. Unter den geistlichen Orden spätern Ursprungs dürften die 1204 gestifteten Schwertbrüder in Livland und die von Alcantara und Calatrava in Spanien hervorzuheben sein. In letzterm Lande waren namentlich die Kämpfe gegen die Mauren der Entstehung geistlicher Ritterorden günstig. Für die Anfänge der weltlichen Ritterorden, deren Zahl besonders seit Mitte des 13. Jahrh. in raschem Zunehmen begriffen ist, gelten der 1048 gestiftete Orden der heiligen Maria von der Lilie in Spanien und der 1080 gestiftete Orden vom Löwen in Frankreich für die ältesten. Eine große Anzahl jetzt erloschener weltlicher Orden hatte Sittlichkeitszwecke, wie der Orden St.-Christoph's, der auf Mäßigkeit gerichtet war, der rein äscetische Todtenkopforden des Herzogs Silvius Nimrod von Württemberg, der Deutsche Palmenorden u. s. w. Viele solcher Orden, besonders gegen Ende des Mittelalters hin, gingen von Gesellschaften aus und hatten auch mehr das Ansehen von Gesellschaften. Der Zweck war oft nur ein vorübergehender oder das Erzeugniß einer Zeitstimmung. Weltlichkeit und Geistlichkeit, aristokratischer Stolz, edle Gesinnung, reine Religiosität, Mystik, neckisches Wesen und Frivolität mit ihren oft entgegengesetzten Absichten trieben in den Orden jener Zeit ihr buntes Spiel. Länger erhielten sich, wenn auch erstarrt und in eines jeden belebenden Hauchs entbehrende Formen gebracht, die von Fürsten besonders seit Mitte des 13. Jahrh. gestifteten Orden, als zum großen Theil mit den Interessen der Dynastie verbunden. Viele weltliche Orden führten sonderbare Namen. So z. B. die Damen von der Art, einer der ältesten Damenorden, 1150 in Spanien gestiftet; der Orden vom zunehmenden Mond in Neapel; der Orden von der alten Haacke in Liegnitz, 1290 begründet; die Orden vom Stiefel, in Venedig 1332, und von der Schuppe, 1417 in Spanien entstanden; die Damen vom Strick, 1498 in Frankreich, der Orden des Kopfes (der Locke), 1585 in Osterreich gestiftet, u. s. w. Aus den geistlichen und weltlichen Ritterorden entwickelten sich, theils geradezu durch Umwandlung dieser Ritterverbindungen, die modernen Orden (s. d.) zur Auszeichnung und Belohnung bürgerlicher oder militärischer Verdienste. Vgl. Perrot, „Collection historique des ordres de chevalerie“ (Par. 1820); Viedenfeld, „Geschichte und Verfassung aller geistlichen und weltlichen Ritterorden“ (2 Bde., Weim. 1841).

**Ritterpferde** nannte man im Mittelalter, wo die Ritterschaft des Deutschen Reichs und die Vasallen vermöge der Lehnsvorfassung gehalten waren, dem Reichsoberhaupte oder, wenn sie Lehnleute eines Reichsvasallen waren, diesem Leptern Heerfolge zu leisten, die von ihnen zu stellende Kriegsmannschaft, und zwar deshalb, weil sie nur in Berittenen bestand. Als in der Folge die Einrichtung des Kriegswesens sich änderte, wurde diese Obliegenheit der Lehnleute gegen die Lehnsherren beibehalten, die aber sonst wirklich unter dem Namen Ritterpferde gestellte Kriegshülfe in eine Geldleistung verwandelt, welche den eingeführten Namen behielt, da sie für die früher persönliche Leistung der Kriegsdienste erhoben wurde. In Sachsen wurden auch die Donativingelder der Ritterschaft nach dem Verhältnisse der Ritterpferde ausgeschrieben.

**Ritterpoesie.** Wie das Ritterthum, ein Product der Verschmelzung des Germanenthums und des Christenthums, das ideale Ziel der neuen geistigen Richtung des Mittelalters war, von den romanisch-german. Nationen, als den formmächtigern und formelsüchtign, aber zuerst Gestaltung und Bildung erhielt, so ist auch die Ritterpoesie, die künstlerische Objectivirung, die dieser tiefpoetische Geist, sobald er seiner bewußt geworden, suchen und finden mußte, aus denselben Elementen hervorgegangen und hat sich auf demselben Wege zuerst manifestirt und formulirt. Daher ist die Ritterpoesie der Ausdruck dieser Verschmelzung des abenteuerlichen Gei-



fiel der german. Krieger- und Adelskaste, der german. Frauenverehrung und des religiösen Enthusiasmus dieser für die neue Lehre, den christlichen Spiritualismus, so günstig gestimmten Völker; daher machen Ehre, Liebe und Religion ihren Hauptinhalt aus; daher bedurfte es nur einer so abenteuerlich-religiösen Bewegung, wie der Kreuzzüge, dieser thatsächlichen Gestaltung des Rittergeistes, um auch den Drang zu erzeugen, die nun zum Selbstbewußtsein gekommenen Momente der begeisternden Idee auch künstlerisch zu gestalten, poetisch auszusprechen, sei es im Bau der Dome und Burgen, sei es in den Chorälen der Kirche oder in Minneliedern und ritterlichen Aventuren. Daher mußte aber auch die Ritterpoesie da sich zuerst aussprechen, wo sich der Rittergeist am meisten entwickelt, bereits eine feste, bestimmte Form gewonnen hatte, und wo sich ihr zugleich ein zu diesem Ausdrucke schon geschicktes Organ darbot. So fanden sich im südlichen Frankreich die feinstgebildete ritterliche Gesellschaft, durch den Einfluß der Höfe und Frauen gemilderte und geregelte Sitten (Courtoisie und Galanterie) und das schöne Organ der weichen und doch volltönenden *langue d'oc*, und daher war die Poesie der Troubadours (s. d.) die älteste höfisch-ritterliche Minnepoesie. Ebenso war im nördlichen Frankreich das germanisch-ritterliche Gefolge- und Lehnwesen am meisten und förmlichsten ausgebildet und der kriegerisch-abenteuerliche Geist durch die Normannen noch gesteigert worden durch die *langue d'oïl*, obschon minder weich und voll als ihre südliche Schwester, doch schon entwickelt genug, um zum Ausdruck dieses Geistes zu dienen, und so ist hier die älteste Heimat der Ritterepen (Chansons de geste) und ritterlichen Aventuren (Romans d'aventure), woraus sich später die prosaischen Ritterromane bildeten. Mit diesen christlichen, german. und roman. Elementen verbanden sich später die von den Kreuzfahrern aus Byzanz und dem Orient mitgebrachten altclassischen Sagen und Mythen und die Wundermärchen und Apologe des fernsten Osten einerseits, andererseits die von den celtischen Nachbarn überkommenen Traditionen des Druidenthums und des Feenglaubens und selbst noch einige bei den Normannen erhaltene Heimatsagen von Riesen (Hünen) und Zwergen (Trolls und Elfen). Diese Ritterpoesie verbreitete sich von Frankreich aus über ganz Europa und fand in Deutschland und Großbritannien den günstigsten Boden, weil sie sich hier mit den verwandten autochthonischen Elementen am leichtesten verband und oft nur die alten Volksagen in das chevalereske Costüm einzukleiden brauchte. Daher sind fast allen gebildeten Nationen des Mittelalters mehrere Ritterepen gemeinsam, und es hält oft schwer, die eigentliche Heimat und ursprüngliche Bearbeitung derselben nachzuweisen. Die bekanntesten und verbreitetsten Sagenkreise dieser oft encyclopisch bearbeiteten Ritterepen sind der von Artus und seiner Tafelrunde, indem ursprünglich celtische Volksagen in das höfisch-ritterliche Costüm gekleidet, zur Verherrlichung der Chevalerie, Galanterie und Courtoisie überhaupt benutzt (wie z. B. im „Roman de Brut“ von Wace), oder noch überdies mit druidischen und christlich-gnostischen Geheimlehren verbunden und zur Verherrlichung der geistlichen Ritterschaft, besonders der vom Tempel, verwandt wurden (wie in den „Romans de la quête du St.-Grael“); ferner der von Karl d. Gr. und seinen Paladinen („Romans des douze pairs“), dessen älteste Zweige auf fränk.-karoling. Stammsagen beruhen (wie der „Roman des Lorrains“), dann mit den Kreuzzügen in Verbindung gebracht (wie die „Chansons de Roncevaux“, Gottfried von Bouillon u. s. w.) und endlich noch mit celtischen und orient. Mythen verschmolzen wurden (wie „Ogier“, „Huon de Bordeaux“ u. s. w.); endlich der altclassische Sagenkreis, der griech. und röm. Stoffe in chevalereskem Costüm behandelt (wie den Trojanischen Krieg, die abenteuerlichen Züge Alexander's d. Gr., die „Aeneide“ u. s. w.). Alle diese Rittergedichte wurden später in prosaische Romane aufgelöst und noch später von den ital. Kunstdichtern, wie Ariosto, Pulci u. s. w., parodisch nachgeahmt. Erst nachdem der Rittergeist sich schon verflüchtigt und von dem Ritterwesen nur die hohle Form geblieben war, entstanden die prosaischen Romane von Amadis und seinem Geschlechte, die auch jeder volksthümlichen Basis entbehren, daher sie schon längst den Keim des Todes in sich trugen, bevor noch die ironische Ritterschaft des Don Quixote sie völlig lächerlich machte. So mußte auch die Ritterpoesie, wie jede Form, deren Berechtigung zum Sein mit dem sie belebenden Princip erloschen, entweder zur parodischen Nachahmung oder zur ironischen Selbstverspottung werden. Vgl. Dunlop, „History of fiction“ (2 Bde., Edinb. 1816; deutsch von Liebrecht, Berl. 1850); Gräffe, „Die Sagenkreise des Mittelalters“ (Dresd. und Lpz. 1842).

**Ritterschaft.** Als das Ritterwesen unterging, bildete sich die Ritterschaft als politischer Stand aus, indem Diejenigen, welche sich dem ritterlichen Kriegsdienste gewidmet hatten, auch ohne die Ritterwürde erlangt zu haben, insofern ihnen der gleichzeitig entstandene niedere Adel zukam, die Ritterschaft eines Landes vorstellten. Die Ritterschaft wurde nun ein besonderer

Geburtsstand, wie der Bürger- und Bauernstand, sodaß sich der hohe Adel, die eigentlichen Fürsten, die früher oft auch wirkliche Ritter waren, von jener ausschieden. Im Allgemeinen ist sonach niederer Adel und Ritterschaft gleichbedeutend; allein wenn man von letzterer spricht, so faßt man den Adel eines Landes in seinen besondern corporativen Beziehungen, in seiner Stellung auf den Landtagen, als Besitzer der Rittergüter (s. d.) u. s. w. auf. Vorzüglich von dieser letzten Seite betrachtet, hat sich die Ritterschaft in den meisten deutschen Staaten selbst bis auf die neueste Zeit noch erhalten, nur kommt dann der Begriff derselben bald in einer engern, bald in einer weitem Bedeutung vor, indem man in jener nur die adeligen Rittergutsbesitzer, in dieser auch die bürgerlichen unter der Ritterschaft begreift. Zur Zeit des Deutschen Reichs wurde dieselbe (Reichsritterschaft) in die reichsunmittelbare (s. Reichsadel) und die mittelbare oder landsässige eingetheilt. Die Ritterschaft eines Landes oder einer Provinz ist häufig in einer Corporation vereint und genießt dann deren Rechte, wodurch besonders früher ihre Stellung auf den Landtagen sehr einflußreich wurde. Die Ritterschaften hatten oft auch und haben zum Theil jetzt noch ihre eigenen Rechte, die sogenannten Ritterrechte, daher z. B. das bremer, das livländische Ritterrecht u. s. w. Übrigens hielten früher die einzelnen Ritterschaften oft auch, gleich der Reichsritterschaft, besondere Rittertage oder Versammlungen, auf denen man über Landes- und Corporationsangelegenheiten berathschlugte. Endlich finden sich bei diesen Ritterschaften auch eigene Stiftungen und Anstalten sonstiger Art. In den Staaten, wo an die Stelle der alten Landstände die wirkliche Repräsentativverfassung getreten ist, hat natürlich die Ritterschaft zum größten Theil ihre politische Bedeutung verloren und besteht nur noch politisch als provinzielle Corporation.

Ritterwesen bezeichnet den Inbegriff der charakteristischen Eigenschaften und Erscheinungen des mittelalterlichen Kriegerstandes. Einen solchen besondern Kriegerstand hatte es in Deutschland ursprünglich nicht gegeben, sofern jeder freie Mann ebenso berechtigt als verpflichtet zur Führung der Waffen war. Doch schon in den ältesten Zeiten, von denen wir Kunde haben, bildeten die Gefolgschaften (s. Gefolge) einen besonders hervorragenden Kern im Volksheere, und ihre Mitglieder erhielten von den Gefolgsherrn eine Ausrüstung, zu welcher schon damals das Pferd als wesentliches Stück gehörte. Später, in den germanischen, auf den Trümmern des Römerreichs errichteten Monarchien, gelangte das Gefolgswesen in Verbindung mit dem Benefizialwesen oder der Verleihung von Grundbesitz gegen die Verpflichtung persönlicher und einem freien Manne zuständiger Dienstleistung, zu so bedeutender Ausdehnung, daß es allmählig sowohl das Unterthanenverhältniß als den Heerbann fast gänzlich verzehrte. Denn die noch fortbestehende Verpflichtung zum persönlichen Kriegsdienste, welche zugleich die Ausrüstung und Verproviantirung auf eigene Kosten in sich schloß, ward für die Mehrzahl der minder begüterten Freien so drückend, daß sie es vorzogen, als Vasallen in ein abhängiges Verhältniß zu einem reichern Freien zu treten, der dann als Senior für Diejenigen, welche mit in den Krieg zogen, die Ausrüstung übernahm und von den Daheimbleibenden zum Entgelte eine Abgabe erhob. Nur wo sie durch städtische oder, wie in Friesland, durch stärkere ländliche Gemeindeverbände geschützt wurden, erhielten sich freie Leute in größerer Anzahl. So zerfiel die Bevölkerung allmählig in zwei Classen: eine, die mit der Waffenübung und dem Glanze der Kriegszüge auch die Freiheiten und Ehrenrechte behauptete und steigerte, welche von Alters her mit dem Waffentreue verbunden waren, und eine andere, die, in friedlicher Beschäftigung daheimbleibend, sowohl an Ehren und Freiheiten einbüßte, als auch mit Abgaben und Diensten belastet wurde. Die Glieder jener Classe hießen im Allgemeinen, ohne Unterschied der Abkunft und des Standes, sobald sie ins Feld zogen, milites oder armigeri (Kriegsleute, Waffenführende), im engern Sinne aber nannte man milites Diejenigen, welche zu Pferde dienten, und besonders die freigebohrenen Lehnsmannen unter ihnen. Je mehr sich nun der Kriegsdienst (militia) in einen Reiterdienst umgestaltete, wozu die Einfälle der Sarazenen in Frankreich wie der Ungarn in Deutschland das Ihrige beigetragen hatten, jemehr mithin die Entscheidung hauptsächlich der Reiterei anheimfiel und der ordentliche Reichsdienst zum Reiterdienst wurde, desto höher stieg auch das Ansehen und die wirkliche Bedeutung Derjenigen, die, durch größern eigenen oder lehnsmäßigen Grundbesitz dazu befähigt, das Waffenhandwerk als milites im engern Sinne, als riter (Reiter) oder ritter berufsmäßig übten; und dem allgemeinen Zuge des Mittelalters nachgebend, gestaltete sich die Gesamtheit dieser Ritter immer mehr zu einem ordo, einer den Innungen ähnlichen und als Stand sich absondernden Genossenschaft. Doch war dieser Stand zunächst noch kein abgeschlossener, sondern jeder frei und ehelich geborene Mann konnte, wenn er die kriegerische Lebensart als Beruf ergriff, zum Ritter werden; ja selbst den Ministerialen (s. d.)



des Reichs und den weltlichen wie geistlichen Herren, obschon sie ihrer Herkunft nach sehr häufig nicht freie Leute waren, stand der Eintritt offen, weil sie zu dem Ansehen, welches die Ministerialität verlieh, auch das Recht der Waffenfähigkeit besaßen. Entschiedener aber bildete die Sonderstellung der Ritter sich aus, je mehr es Gewohnheitsrecht wurde, solche Lehen, von denen der Reichsdienst zu Pferde geleistet werden mußte, auch nur an Nachkommen von Männern zu geben, die diese Bedingung schon erfüllt hatten, so daß die gemein oder schöffenbar freien Männer zwar thatsächlich noch das Recht zu solchen Lehen besaßen, aber in der Regel keine mehr erhielten. Zur vollständigen Ausbildung gediehen diese Verhältnisse besonders durch die Kreuzzüge, wo alle germanischen und romanischen Völker zusammentrafen, die Ritter aber, welche den Kern der Heere und die eigentliche Macht bildeten, sich als ein durch besondere Eigenthümlichkeiten und Rechte zusammenhängendes und gleichgestelltes, über alle abendländischen Reiche ausgedehntes Adelsvolk im Gegensatz zu den übrigen Stände fühlen lernten. Auch die Formen des Ritterwesens erhielten ihre festere, in den Hauptzügen für das ganze Abendland geltende Ausprägung unter vorwiegendem Einflusse der franz. Ritterschaft, weil diese besonders zahlreich sich an den Kreuzzügen betheiligte und Frankreich überhaupt in der gesammten Cultur-entwicklung den übrigen Völkern voraus war. Selbst eine bedeutende örtliche Einwirkung übte Frankreich auf Deutschland von der Champagne und von Flandern her, wo vorzugsweise das Ritterthum blühte, über die reichen, durch Handel, Gewerbe und Kunstfleiß ausgezeichneten und damals den Mobeton angehenden südlichen Niederlande. Unter solcher Anregung namentlich gestaltete sich das höfische, den Gipfelpunkt des Ritterthums charakterisirende Leben mit seiner eigenthümlichen Literatur (s. Deutsche Sprache; Minnesinger; Ritterpoesie), seiner Auffassung der Liebe und seinem Frauendienste, seinen besondern Ansichten über die Ehre und einen dadurch bedingten Kreis ausschließlicher Pflichten, seinen Familieneinrichtungen und seinen Festen, wie es in ganz Oberdeutschland rasch und durchgreifend, in Niederdeutschland später und nur in beschränkter Weise zur Geltung kam. Hauptgrundlage dieses ausgebildeten Ritterthums waren nur die kunstmäßige Führung der Waffen und ein christlicher, jedoch durch die besondern Standesbegriffe eigenthümlich bedingter Lebenswandel. Zu den wichtigsten Waffen gehörten folgende Stücke: die Brünne, das war vom 11. — 13. Jahrh. ein Panzerhemde, dar oder daz harnasch, oder der halsberc, auch diu halsberge (eigentlich alberc, Alles bergend) genannt und bestehend aus einem Netze von kleinen ineinander genieteten eisernen Ringen, welches, in eine zurückzuschlagende Kappe, Ärmel und Hosen auslaufend, den ganzen Körper, mit Ausnahme des Gesichts und der Füße, bedeckte; unter der Kappe ward ein schützendes Polster (daz härseiner), über denselben ein Helm oder Eisenhut getragen; Brünnen oder Panzer aus eisernen Platten und eben solche Rüstungen für Pferde, wie sie gewöhnlich in Zeughäusern zu sehen sind, kamen erst nach den Ringpanzern in allgemeinen Gebrauch. Über den Panzer zog man einen gewöhnlich bunten und kostbaren Waffentrock. Gegen Schläge und Stiche schützte der Schild. Zum Angriff aber diente der Speer und ein großes mit beiden Händen zu schwingendes Schwert, dessen Griff mit der Querstange das geheiligte, auch zur Ablegung von Eiden benutzte Kreuzessymbol bildete. Gelegenheit, die erworbene Meisterschaft im Gebrauche der Waffen und überhaupt alle höfischen Tugenden öffentlich zu zeigen und bewundern zu lassen, boten die zahlreich besuchten und mit allem Glanze des herrschenden Standes ausgestatteten Turniere (s. d.), welche zwar in gerader, niemals unterbrochener Linie von den uralten Kampfspiele herkommen, aber erst im 12. Jahrh. ihre eigenthümliche ritterliche Gestalt erhielten. Um solchen Ansprüchen genügen zu können, bedurfte es natürlich auch einer standes- und berufsmäßigen Erziehung und Bildung. Das Kindesalter fiel lediglich unter die Pflege der Frauen, der Knabe (daz junkherrellin, der garzün) dagegen ward bis an das 14. oder 18. J. entweder außer dem väterlichen Hause bei einem andern Ritter oder doch zugleich mit andern Altersgenossen unter einem besondern Zuchtmeister und nicht unter unmittelbarer Leitung des Vaters erzogen, zu körperlichen Übungen angehalten, auch wol in Dicht- und Sangeskunst, seltener in den Elementen der Wissenschaft unterrichtet. Konnte doch selbst der große Dichter Wolfram von Eschenbach (s. d.), der folgerichtig auch sein Ritterthum viel höher schätzte als seine Kunst, weder lesen noch schreiben. Dann trat der Jüngling in den Stand der Edelknechte, Knappen oder Junker (armigeri, famuli) und verharrete darin entweder als Dienstmann irgend eines andern Ritters, was eben nicht selten geschah, oder erhielt nach wohlüberstandener Probezeit wirklich die Ritterwürde. Letztere konnte jeder Ritter ertheilen, gewöhnlich aber wurde sie von einem angesehenen Herrn unter bestimmten feierlichen Formen verliehen. Zum feierlichen Ritterschlage (der swertleite,

Schwertnahme, wie man es damals nannte), welche der uralten Wehrhaftmachung entsprach und gleich dieser auch Unmündigen die Rechte der Mündigkeit gab, gehörte eine Vorbereitung durch gottesdienstliche Übungen, Beichte und Anhörung der Messe, ein Gelübde der Treue gegen Kirche und Kaiser, der Achtung gegen Frauen, des Schutzes von Witwen, Waisen und Bedrängten und geziemenden christlichen und ritterlichen Lebenswandels, ferner die Umgürtung mit dem Schwertriemen (*cingulum militare*), als dem unterscheidenden Kennzeichen des Ritters, und ein Schlag, der zugleich an die Leiden Christi und die daraus hergeleiteten Pflichten mahnen und der letzte sein sollte, den der Ritter dulden dürfe. Wer ritterlichen Namens sich unwürdig gemacht hatte, konnte unter andern entsprechenden feierlichen Formen dieser Würde wieder entkleidet werden. Auch die Töchter der Ritter wurden gern außer dem älterlichen Hause, bei dem Lehnsherrn oder in einem Kloster erzogen und auch im Lesen und Schreiben unterrichtet, wie denn auch bei Erbschaften die Gebet- und Psalmbücher ihnen zufielen und Dichtkunst und Musik von ihnen gepflegt wurde; im Allgemeinen jedoch richtete sich ihre Erziehung auf die praktische Ausbildung für den Nutzen des Hauses. Zur Zeit des höfischen Lebens wurden Frauen und Jungfrauen in Deutschland nicht mehr so streng auf die Frauengemächer in der Burg (s. d.) eingeschränkt, sondern bewegten sich häufiger in Männergesellschaft, doch unter den Regeln einer strengen, von unsern Begriffen zuweilen stark abweichenden Etikette. Vgl. Weinhold, „Die deutschen Frauen in dem Mittelalter“ (Wien 1851). In solcher aus weltlichen und geistlichen Elementen gemischten innungsmäßigen Ausbildung, die in den Ritterorden (s. d.) sogar eine vorwiegend geistliche Richtung nahm, traten die Ritter mit dem 13. Jahrh. als ein eigener Stand auch rechtlich über die schöffenbar freien Leute, bildeten ritterliche Geschlechter, deren Gliedern ihr Rang auch dann behalten blieb, wenn sie nicht das Waffenhandwerk als Lebensberuf trieben, verlangten als Bedingung der Aufnahme in ihren Kreis rittermäßige Geburt, d. h. Abstammung von ritterlichen Ältern und Großältern, und begannen demgemäß auch, statt der bisher willkürlichen, feste forterbende Abzeichen auf Schilden und Helmen zu führen, Wappen, die auch in das Siegel gesetzt wurden, obschon die Siegelmäßigkeit (s. d.) wieder eine Sache für sich war und nur Demjenigen zustand, der frei über sein liegendes Eigenthum schalten konnte, also nicht in Lehnabhängigkeit stand; weshalb denn von Rittern ausgestellte Urkunden gewöhnlich mit dem Siegel des Lehn- oder eines andern weltlichen oder geistlichen Herrn bekräftigt wurden, unter Hinzufügung der Formel: „*Quia proprium sigillum non habeo*“ (weil ich ein eigenes Siegel nicht habe). Unter den Stürmen des 14. und 15. Jahrh. erlosch in beschleunigtem Gange mit der feinen höfischen Bildung auch der über das Ritterthum gebreitete poetische Glanz. Nur in wenigen Landstrichen, wie z. B. in Preußen, trieb es, durch örtliche historisch gegebene Bedingungen bestimmt, noch eine Nachblüte; im Allgemeinen aber verfiel es rohern Genüssen, wüster Fehde und Belagerung, und nur einzelne hervorragende Persönlichkeiten erinnerten sogar noch in später Zeit, wie Götz von Berlichingen, an seine frühere tiefe Bedeutung, während es in andern Nachzüglern zu einseitiger, oft geistloser Übertreibung auswuchs. Der Ritterstand jedoch, mit dem die Ministerialen nun gänzlich verschmolzen, bewahrte nicht allein seine schon erlangten Vorrechte, sondern mußte sie auch noch zu erweitern, obschon seine eigentlichen Pflichten und Leistungen mit der veränderten Kriegsführung aufhörten. Er schloß sich gegen die andern Stände vollständig ab, erreichte für seine Mitglieder die vollkommene Unveräußerlichkeit des Rangs, welcher jetzt mit Erfolg als Adel geltend gemacht wurde und so dem gemeinfreien Bürger- und Bauernstande noch schärfer gegenüber trat, und für seine Besitzungen (s. Rittergüter) die Eigenschaften eines rechten Lehns oder freien Eigenthums, womit die Freiheit von Steuern und Lasten, außer der des sogenannten Ritterpferdes (s. d.), ferner die Landstandshaft und verschiedene andere Gerechtsame zusammenhingen. So entstand die Ritterschaft (s. d.), welche von dem alten Ritterthume fast nichts mehr als den Namen und die sogar noch gesteigerten Vorrechte bewahrte und der letztern erst in neuerer und neuester Zeit durch den Fortschritt der Gesetzgebung einigermaßen wieder entkleidet wurde. Vgl. De la Curne de St.-Palaye, „Das Ritterwesen des Mittelalters“ (deutsch von Klüber, 3 Bde., Nürnberg 1786—90); Büsching, „Ritterzeit und Ritterwesen“ (2 Bde., Lpz. 1823); Weber, „Das Ritterwesen und die Templer, Johanniter u. s. w.“ (3 Bde., Stuttg. 1822—24); Mülls, „History of chivalry“ (2 Bde., Lond. 1825); James, „History of chivalry“ (Lond. 1830).

Rituale heißt im Allgemeinen die vorgeschriebene Regel, wie es mit gewissen Gebräuchen und Ceremonien gehalten werden soll. Im engern Sinne versteht man darunter die Anordnung kirchlicher Gebräuche oder des Ritus und unter röm. Rituale (*rituale Romanum*) die Kirchenagenda, welche die Ceremonien enthält, die beim kath. Gottesdienste zu beobachten sind.



**Niebüttel**, ein Amt der Freien Stadt Hamburg, von der Elbmündung, der Nordsee und dem hannov. Herzogthum Bremen begrenzt, hat mit der vor der Flussmündung liegenden Insel Neuwerk  $1\frac{1}{2}$  QM. Areal, fetten Boden und 6000 E., die von Gartenbau, Fischerei und Torfgräberei leben. Der mit Cuxhaven (s. d.) zusammenhängende Flecken und Amtssitz Niebüttel zählt 1800 E., hat ein von Wall und Graben umgebenes Schloß nebst Garten, eine neue Kirche, ein Bachthaus und ein Gefängniß. Das Schloß wurde ursprünglich von der Familie von Lappe erbaut und kam 1593 durch Kauf an Hamburg. Die Insel Neuwerk, nach welcher man zur Zeit der Ebbe ziemlich trockenen Fußes hinübergelangen kann, ist öde und flach, ohne Baum und Strauch und umfaßt nur 70 Morgen eingedeichtes gutes Marschland. Ihr Leuchthurm, ein 100 F. hohes Gebäude mit 14 F. dicken Mauern enthält die Wohnung des Thurmwärters und Strandvoigts, sowie große Magazine zur Bergung der Güter der an den Elbmündungen, besonders an den Sandbänken Dicksand und Scharnhörn strandenden Schiffe. An diesen Mündungen findet ein fortwährender Wellenkampf statt, den die Schiffer Rälbertanz nennen. Die sogenannte **Rothe Sonne** bezeichnet die eigentliche Strommündung; eine Menge schwarzer und weißer Tonnen mit flaggenden Fähnchen bezeichnen an andern Stellen das Fahrwasser.

**Rivarol** (Ant., Graf), ein durch Geist und Satire ausgezeichnete franz. Schriftsteller, wurde 7. April 1753 zu Bagnols in Languedoc geboren, wo sein Vater, ein piemontes. Abenteurer, Gastwirth war. Ursprünglich für den geistlichen Stand bestimmt, wurde er Soldat, dann Hofmeister unter dem Namen Abbé Parcieux. Hierauf ging er nach Paris, wo gesellschaftliche Talente, Kenntnisse und Wiß ihm Zutritt in den vornehmsten Circeln und die Freundschaft d'Alembert's, Buffon's und anderer berühmter Männer verschafften. Wie R. zu dem Grafentitel gekommen, ist unbekannt. Als Schriftsteller trat er zuerst mit einer Kritik des Delille'schen Gedichts „Les jardins“ (1782) auf, gegen das auch seine Parodie „Le chou et le navel“ gerichtet ist. Sein „Discours sur l'universalité de la langue française“ (1784) wurde von der Akademie zu Berlin gekrönt. Seit der Veröffentlichung dieses vielgerühmten Werks gewann R.'s literarische Thätigkeit an Ausdehnung, indem er sich nun an den „Actes des apôtres“, am „Journal politique et national“, am „Mercure de France“, sowie an andern Journalen betheiligte. Nachdem er in den „Lettres à Mr. Necker sur la religion et la morale“ (Par. 1787), dem „Petit almanach de nos grands hommes“ (1788), dem „Petit dictionnaire des grands hommes de la révolution, par un citoyen actif, ci-devant rien“ (1790) für die Verbreitung der revolutionären Ideen gearbeitet, begab er sich 1792 nach Brüssel, wo er die „Lettre au duc de Brunswic et à la noblesse française émigrée“ (1792) erscheinen ließ. Sodann wandte er sich nach England, wo er die „Vie politique de Lafayette“ (1792) schrieb, hierauf nach Hamburg, wo er sich mit der Abfassung eines großartigen Wörterbuchs der franz. Sprache beschäftigte, von dem indessen nur der Prospect (Hamb. 1797) erschienen ist. Später ließ er sich in Berlin nieder und wurde hier von Friedrich Wilhelm II. und dem Prinzen Heinrich mit besonderer Gunst aufgenommen. R. starb zu Berlin 11. April 1801. Von seinen übrigen literarischen Productionen ist noch zu nennen eine freie Übertragung der „Hölle“ Dante's (Par. 1785). Die „Notice sur la vie et la mort de Mr. de R.“ (2 Bde., Par. 1802) schrieb seine Frau, eine Engländerin, Namens Luise Mather-Flint, welche außerdem noch einige Übersetzungen aus dem Englischen geliefert hat. — Ein jüngerer Bruder R.'s, Claude François, Vicomte de R., geb. 1760, war Infanteriecapitän, als die Revolution ausbrach, und hat sich in der militärischen Laufbahn, sowie auch als Schriftsteller durch sein „De la nature et de l'homme“ (1782), sein Gedicht „Les chartreux“ (1784) und andere in den „Oeuvres littéraires“ (4 Bde., Par. 1799) gesammelte Stücke hervorgethan.

**Rivas** (Herzog von), s. Saavedra.

**Rivellás y Selip** (José), span. Maler, geb. 20. Mai 1788 zu Valencia, erlernte bei seinem Vater die Anfangsgründe der Kunst und besuchte seit 1799 die Akademie von San-Fernando in Madrid. Hier wurde er 1818 Mitglied der genannten Akademie, bald nachher Vicedirector der akademischen Zeichenschule für Mädchen und 1819 königl. Kammermaler. Er starb 16. März 1835. Vorzugsweise war R. Zeichner, und seine Zeichnungen sind ebenso correct und elegant, wie schön erfunden und ausgeführt. Besonders sind zu nennen seine Zeichnungen zu der letzten von der Akademie besorgten Ausgabe des „Don Quijote“ (Madr. 1819), die Porträts zu Quintana's „Vitas de Españoles celebres“ und die äußerst anmuthig ausgeführten, mit Wasserfarben gemalten Provinzialtrachten Spaniens. Doch gibt es auch mehr gute Gemälde in Öl und Fresco von ihm in dem königl. Palaste zu Madrid, in dem Lustschlosse Vista-Alegre, in den Sälen der Akademie von San-Fernando und im Real museo.

**Nivoli**, Dorf in der venet. Provinz Udine, am südöstlichen Fuße des Monte Baldo, hoch an den schroffen westlichen Abhängen des Etschthals gelegen, unweit des Engpasses Chiusi, durch welchen am jenseitigen Ufer der Etsch die große Straße von Trient nach Verona führt, ist historisch merkwürdig durch die blutige Schlacht vom 14. und 15. Jan. 1797 zwischen den Österreichern und Franzosen, welche das Schicksal von Italien entschied. Wurmser war in Mantua eingeschlossen, und von dem Besitze dieser Festung hing gewissermaßen der Besitz der Lombardei und Venedigs ab. Die Östreicher boten daher Alles auf, irgendwo die franz. Stellung zu durchbrechen und Mantua zu befreien. Alvinczy hatte beträchtliche Streitkräfte in Tirol gesammelt und gedachte über N. vorzudringen, während er ein zweites Corps unter Provera durch das Vicentinische gegen Mantua bewegte und zur Verbindung beider Operationen Verona angreifen ließ. Bonaparte durchschaute diesen Plan und eilte mit allen verwendbaren Truppen zuerst auf N. Während Augereau auf dem rechten Flügel bei Ronco, Serrurier vor Mantua und ein anderes kleines Corps bei Verona die Östreicher beobachteten, erschien Bonaparte mit Masséna und etwa 22000 Mann bei N., wo Alvinczy nur das Corps des Generals Joubert, etwa 9000 Mann, vermuthete. Dieses zu vernichten, hatte Alvinczy alle Anstalten getroffen; die Division Lusignan, 4000 Mann stark, umging es auf dem rechten, ein anderes Corps, 22000 Mann stark, in zwei Colonnen auf dem linken Flügel; die übrigen Truppen nahmen eine Stellung zwischen Caprino und Sarco, den Franzosen gegenüber. Bonaparte wußte diese Trennung der Streitkräfte seines Gegners sehr wohl zu nutzen. Joubert und Vial eroberten San-Marco, den Schlüssel zur östr. Stellung. Dagegen verloren die Franzosen auf ihrem linken Flügel Terrain, ja sogar ihre Mitte fing an zu wanken. Berthier stellte jedoch das Gleichgewicht bald wieder her und Masséna gab dem linken Flügel neue Festigkeit. Unterdessen war die östr. Colonne durch das Etschthal gedrungen, breitete sich auf der Hochebene vor N. aus und bedrängte den franz. rechten Flügel. Allein dieses Manoeuvre wurde durch die franz. Reiterei unter Leclerc und La-falle und durch eine rückwirkende Bewegung Joubert's von San-Marco her nicht allein gänzlich vereitelt, es wurde auch die östr. Colonne zerstreut und ins Etschthal zurückgeworfen. Nicht bessern Erfolg hatte die Unternehmung der Division Lusignan. Schon des Sieges gewiß, gerieth sie zwischen die Reserve der Franzosen und das Corps des Generals Ren, welches aus der Gegend von Dezenzano am südlichen Gardasee anlangte, und mußte sich ergeben. Alvinczy selbst wurde bis in die Stellung von Corona zurückgedrängt, und Bonaparte hatte Zeit, umzukehren und den General Provera zu übermächtigen, der am 15. bei La Favorite vor Mantua eingeschlossen, geschlagen und mit 6000 Mann gefangen genommen wurde, was die Übergabe von Mantua selbst zur Folge hatte. Die Franzosen machten über 20000 Mann Gefangene und eroberten 46 Stück Kanonen. Masséna's (s. d.) Verdienste in dieser Schlacht lohnte Napoleon 1807 durch den Titel eines Herzogs von Nivoli.

**Nizos-Nerulos** (Zakowakis), griech. Staatsmann und Dichter, 1778 in Konstantinopel geboren, aus einer durch wissenschaftliche Bildung und in der Diplomatie bekannten Kanariotenfamilie, die den Ypsilantis nahe verwandt, gelangte in einem Alter von 20 J. zu ansehnlichen Stellen im Dienste der Hospodare der Moldau, später auch der Walachei und war als deren Premierminister besonders für Verbesserung des öffentlichen Unterrichts, sowie, nachdem er 1816 in die Geheimnisse der Hetärie (s. d.) eingeweiht worden, für die nationale Erhebung der Griechen eifrig bemüht. Der Ausbruch der griech. Revolution in den Donaufürstenthümern im Febr. 1821 endigte indessen hier seine politische Laufbahn. Der Sache der Revolution selbst brachte er gleich damals bedeutende Geldopfer, und als deren Mislingen ihn zur Flucht nach Bessarabien zwang, verwendete er den Rest seines Vermögens zur Unterstützung dürftiger Landsleute. Im J. 1823 reiste er nach Genf, wo er seine beiden ältesten Söhne zur fernern Ausbildung in den Kriegswissenschaften zurückließ, während er selbst nach Toscana ging und einige Jahre in Pisa sich aufhielt. Im J. 1826 kam er nach Genf zurück, wo er über die neugriech. Literatur Vorträge in franz. Sprache hielt, die daselbst 1827 unter dem Titel „Cours de littérature grecque moderne“ (deutsch von Müller, Mainz 1827) erschienen. Im J. 1828 wandte er sich mit Kapodistrias nach Griechenland, wo er zum außerordentlichen Commissar der Epiroten und 1829 zum ersten Secretär der Nationalversammlung von Argos ernannt ward. Bei der heftigen Opposition, die 1830 gegen Kapodistrias sich entwickelte, und da er selbst dessen Politik nicht billigte, sah er sich 1831 zum Rücktritt veranlaßt. N. begab sich nach Agina. Im Mai 1832 wurde er von der Verwaltungscommission zum Minister des Cultus ernannt, welches Amt er jedoch 1833 verlor, indem er zum Nomarchen der Epiroten ernannt wurde. Schon im Mai 1834 folgte er aber dem Alex. Maurokordatos als Mini-



ster des königl. Hauses und der auswärtigen Angelegenheiten, und bald nachher erhielt er auch das Ministerium des Cultus und öffentlichen Unterrichts wieder. Im J. 1837 wurde R. dieser Ämter von neuem enthoben, bis er 1841 abermals auf einige Zeit als Staatssecretär des Auswärtigen und des Cultus ins Ministerium trat. Er starb als Gesandter in Konstantinopel im Jan. 1850. R. zeigte sich in seiner öffentlichen Laufbahn als Mann von Takt, Umsicht, Erfahrung und Uneigennützigkeit und machte überhaupt in Betreff seiner Gesinnungen und seiner Denkart, sowie durch eine tiefere wissenschaftliche Bildung eine achtbare Ausnahme von dem Systeme der Fanarioten. Als Unterrichtsminister erwarb er sich das Verdienst der Gründung der archäologischen Gesellschaft in Athen. Besonders beschäftigte er sich in späterer Zeit viel mit Poesie, auf deren Gebiete er unter den Neugriechen eine ehrenvolle Stelle einnimmt. Es erschienen von ihm zwei Trauerspiele: „*Ἀσπασία*“ (Wien 1813, Epj. 1823) und „*Πολυξένη*“ (1815); ferner einige Gefänge eines satirischen Gedichts auf die Fanarioten unter dem Titel „*Κούρκας ὀρπαγή*“ (Wien 1815). In einem Lustspiele „*Κορακιστικά*“ (Konstantinopel 1812, Epj. 1816) hatte er das System des Korais (s. d.), die neugriech. Sprache zu schreiben, lächerlich zu machen gesucht, sich jedoch später in dem erwähnten „Cours“ für dieses System selbst ausgesprochen. Außerdem hatte er „*Fragments historiques sur les événements militaires relatifs à l'invasion d'Ypsilantis en Moldavie*“ (Moskau 1822) und später „*Histoire moderne de la Grèce*“ (Genf, 1828; deutsch von Eisenbach, Epj. 1830) drucken lassen.

Rizzio (David), ein Vertrauter der schott. Königin Maria Stuart, hieß eigentlich Ricci und war der Sohn eines armen Musikers zu Turin. Er hatte sich der Kunst seines Vaters gewidmet, trat aber zu Nizza am Hofe des Herzogs von Savoyen in die Dienste des Grafen Moreta, den er auf einer Gesandtschaftsreise nach Schottland begleiten mußte. Hier nahm ihn die Königin Maria als guten Sänger 1584 in ihre Kapelle auf; später erhob sie ihn zu ihrem Secretär für franz. Ausfertigungen. R. wußte sich durch Treue und Dienstfeier die königl. Gunst in hohem Grade zu erwerben. Allmählig bemächtigte er sich der Person der Monarchin so, daß Niemand ohne seine Vermittelung bei ihr Eingang fand. Ein Liebesverhältniß zwischen ihm und seiner Herrin scheint indessen nicht stattgefunden zu haben, denn der Günstling war ziemlich alt und mehr häßlich als schön. R. zeigte sich jedoch stolz, übermüthig und geldgierig und zog sich dadurch den Haß der Großen zu. Auch sah Darnley, der Gemahl der Königin, zu dessen Glück R. beigetragen, den Frembling als den Urheber des Kalksinns an, mit dem ihn die Königin behandelte. Darnley beschloß deshalb seinen vermeintlichen Nebenbuhler zu beseitigen und verband sich zu diesem Zwecke mit R.'s Feinden, dem Kanzler Morton, dem Staatssecretär Lethington, den Lords Ruthven und Lindsay und dem George Douglas. Am 9. März 1566, als die Königin mit der Gräfin Argyll, einigen Hofleuten und dem Günstlinge zu Holyroodhouse zu Abend speiste, drangen die Verschworenen bewaffnet in das Zimmer ein. Man versicherte der erschrockenen und hochschwangeren Königin, daß der Auftritt nicht ihr, sondern dem unwürdigen R. gelte. Während Darnley seine Gemahlin in den Armen hielt, stieß Douglas dem Günstlinge einen Dold in den Leib. Die Verschworenen schleppten hierauf den Unglücklichen ins Vorzimmer und ermordeten ihn vollends durch 56 Stiche. R. wußte die altschott. Nationalmelodien sehr gut auf der Laute vorzutragen, weshalb man ihm große Verdienste um die Ausbildung jener Nationalgesänge zuschreibt.

Njasan oder Nāsan, ein 766½ QM. großes, von mehr als 1,366000 E. bevölkertes Gouvernement des europ. Rußland, welches das alte Fürstenthum gleiches Namens begreift, von den Gouvernements Moskau, Wladimir, Tambow und Tula begrenzt wird, ist eine von den fruchtbarsten und in klimatischer Hinsicht mildesten Provinzen des Reichs, die wegen ihrer großen Ergiebigkeit auch überall wohlangebaut und besonders mit Getreide-, Gemüsearten und Fruchtbäumen (rjasanischen Äpfeln) reich bestellt ist. Auch die rjasanischen Wachteln, deren Fang hier ämfig betrieben wird, sind ausgezeichnet. Der Hauptfluß ist die Oka, an deren Ufern die wichtigsten Städte: Njasan, Spask und Kassimow, liegen. Rindvieh- und Pferdezucht, auch Schaf- und Bienenzucht werden stark betrieben, und die Stutereien sind im ganzen Reiche berühmt. Von Mineralien hat man besonders Sumpfeisen, Vitriol und Schwefel. Rücksichtlich der Industrie zeichnen sich die Tuch-, Leder-, Stahl- und Eisenwaarenfabriken und die Glashütten aus. Der Landmann ist hier ebenfalls gewerthätiger als in vielen andern russ. Gouvernements. Der Handel, durch die schiffbare Oka, die in die Wolga mündet, und durch Chausséen begünstigt, hat seinen Sitz besonders in Njasan und Kassimow, wo außer den Russen auch viele Tataren daran Theil nehmen. — Die Hauptstadt Njasan, sonst Pereslawl Njasanskiy genannt, am Einfluß der Lebeda in den Trubesch, unfern der Oka, ist eine regelmäßig angelegte, schöne

Stadt mit gutgepflasterten Straßen, gefälligen Häusern und Gärten. Sie ist Sitz eines Erzbischofs, hat ein geistliches Seminar, ein Gymnasium, eine Adelschule, acht andere Schulen, über 40 Fabriken, 20 Kirchen und gegen 25000 E., welche besonders mit Tuch- und Leinwandfabrikaten, sowie mit Eisenwaaren einen lebhaften Handel unterhalten. Neun M. unterhalb der Stadt, am rechten Ufer der Dña liegt Alt-Njāsan (russ. Staraja-Njāsan), im Kreise Spas, ein großes Dorf, früher eine bedeutende Stadt, von der noch eine große Citadelle vorhanden ist und neuere Ausgrabungen mancherlei Gebäude, Gräber, Altäre, Mauern und kostbare Geräthschaften an das Licht gezogen haben.

**Robben**, **Seehunde** oder **Phoken** machen eine Familie der Säugethiere aus, nämlich die Familie der Flossenfüßer (Pinnipedia), welche das Gebiß der Raubthiere haben, aber nach ihrer Gesamtbildung den Übergang zu den Walthieren (Cetaceen) bilden. Ihr Körper ist gestreckt, nach hinten verdünnt, fischförmig, meist kurz-, steif- und anliegend behaart und gewöhnlich grau, seltener schwarz, braun oder rothgelb, zuweilen scheckig gefärbt. Das vordere Fußpaar ist kurz, einem Schaufelruder ähnlich, und nur die eigentliche Pfote steht frei vom Körper ab, während der übrige Theil des Vorderfußes von der Körperhaut umschlossen wird. Das hintere Fußpaar ist ebenfalls sehr kurz, nach hinten gerichtet und bis zur Fußwurzel von der Körperhaut vereinigt und eingehüllt und stellt ein breites Ruder dar. Zwischen ihm liegt der sehr kurze Schwanz. Die Zehen, welche Krallen tragen, sind sämmtlich durch Schwimmhäute verbunden. Der Kopf ist meist rundlich. Die Nasenlöcher lassen sich durch eine Art von Klappen willkürlich schließen, und der Gehörgang ist gleichfalls durch eine Hautfalte wie mit einer Klappe beim Untertauchen verschließbar. Die mit einer Nidhaut versehenen, meist großen Augen haben einen ungemein klugen, menschenähnlichen Ausdruck. Besondere Einrichtungen der Blutcirculationsorgane erleichtern das längere Verweilen unter Wasser und die Unterbrechung der Athmung. Hauptsächlich nähren sich die Robben von Fischen, zum Theil auch von Weichthieren und Krebsen, können außer dem Wasser sich nur langsam und schwerfällig bewegen, schwimmen sehr schnell und geschickt, tauchen vortrefflich und gefallen sich, auf Felsen und Eisschollen Luft und Licht zu genießen. Untereinander leben sie in Geselligkeit und Einigkeit; nur die Männchen liefern sich zur Zeit der Fortpflanzung wüthende Gefechte. Die Weibchen haben am Unterleibe vier Zitzen und werfen in der Regel ein Junges. So wenig bössartig überhaupt die Robben auch sind, beißen sie doch, wenn sie verwundet werden, wüthend um sich, und die größern können einen Menschen, den sie erfaßt haben, unfehlbar tödten. Sie zeigen viel Intelligenz und erweisen sich in der Gefangenschaft sehr zähmbare, gelehrig und dankbar. Mancherlei Fabeln sind früher über sie in Umlauf gekommen; so z. B. haben sie Veranlassung zur Aufstellung der Sirenen und Tritonen der classischen Vorzeit und der Seemönche und der Seejungfrauen des Mittelalters gegeben. Den armen arktischen Eingeborenen liefern sie das wesentlichste Nahrungsmittel, sowie Kleidung und Bedachung ihrer Wohnung. Den Europäern nützen sie durch ihre Häute, das Wollenhaar der Jungen und durch den Thran (Seehundsthran), welcher den Eskimos ein sehr angenehmes Getränk ist. Deswegen wird auch der Robbenfang in den nördlichen und südlichen Polarmeeren durch zahlreiche engl., amerik., deutsche, dän. und schwed. Schiffe betrieben. Doch ist er bei weitem nicht mehr so einträglich als sonst, da eine rücksichtslose Vertilgung diese Thiere bereits sehr vermindert hat, selbst schon in den südlichen Polarmeeren, ob schon daselbst die Robbenjagd erst um 1810 durch Nordamerikaner begonnen hat. Die Robben besitzen zwar viel Lebenszähigkeit, doch tödtet sie ein starker Schlag auf die Nase meist augenblicklich. Ihre Verbreitung reicht fast über den ganzen Erdkreis; nur Afrika besitzt keine eigenthümliche Art. Andere und zahlreichere Arten bewohnen die Meere der nördlichen Halbkugel als diejenigen der südlichen. Sie zerfallen in das Walroß (s. d.), welches durch sein Gebiß ausgezeichnet ist, und in die eigentlichen Robben, welche man wieder in mehrere Gattungen, jedoch nicht eben nach scharfen Kennzeichen gesondert hat, die deshalb auch nicht allgemein angenommen sind. Hauptsächlich unterscheidet man die Gattung Robbe oder Seehund (Phoca), welche keine äußere Ohrmuschel besitzt, und die Gattung Ohrenrobbe (Otaria), die sich durch das Vorhandensein einer äußern Ohrmuschel auszeichnet. In allen Meeren der nördlichen Halbkugel, von den deutschen Küsten bis Spitzbergen und weiter lebt die gemeine Robbe oder der gemeine Seehund oder das Meerkalb (Phoca vitulina) häufig. Sie wird höchstens 5 F. lang, ist auf dem Rücken dunkel graulichgrün, unregelmäßig schwarz gefleckt und am Bauche gelblichweiß. In der Gefangenschaft ist sie abrichtbarer und zutraulicher gegen ihren Wärter als alle andern Thiere, vielleicht einige Affen ausgenommen. Ihr Gehörsinn kann sogar von musikalischen Tönen angenehm berührt werden, was bei weiter keinem andern Säugethiere gefunden wird. Die größte



unter den in den europ. Meeren vorkommenden Arten ist die graue Robbe oder der graue Seehund (Ph. Grypus), der an den Küsten Schottlands und Irlands lebt, gegen 12 F. lang wird und stark und ungemein wild ist. Für die Grönländer ist eine der wichtigsten Wohlthaten die grönländische Robbe oder der grönländische Seehund (Ph. Groenlandica), der 6—8 F. lang wird und von welchem alle Theile nützlich verwendet werden. Fleisch und Thran machen einen Haupttheil der Nahrung dieses Volkes aus, und die thranigen Reste dienen im langen Winter zur Unterhaltung der Feuerung und des Lichts, die Felle zu wasserdichten Kleidern, Zeltdecken und Überzügen der Kähne, die Sehnen zu Zwirn, die Gedärme zu Segeln und Fenstern, und die Knochen liefern allerlei nützliche Werkzeuge. Nicht selten in Grönland ist auch die Mützenrobbe (Ph. cristata), deren Männchen sich durch den sonderbaren, einer Kapuze ähnlichen Hautlappen des Vorderkopfs auszeichnen. Die Rüsselrobbe (Ph. proboscidea), auch Seeelefant und Löwenrobbe genannt, welche den Australocean der östlichen und westlichen Halbkugel von 35—55° f. Br. bewohnt, erreicht eine Länge von 25 F. und liefert eine erstaunliche Menge von Thran (bisweilen an 24 Ctr.), der sehr klar ist und hauptsächlich den sogenannten Südseethran darstellt. Zur Gattung Ohrenrobbe (Otaria) gehört die Bärenrobbe oder der Seebär (O. ursina), deren dickwolliger Pelz den Kamtschadalen und den benachbarten Völkern treffliche Winterkleider liefert, und die gemähnte Ohrenrobbe oder der Seelöwe (O. jubata), welche Magellansland, die Falklandsinseln und vielleicht auch die südlicher gelegenen Archipele bewohnt und allein mit kurzen rothgelben, an den Füßen braunen Haaren bekleidet ist.

Robert II., Herzog von der Normandie, genannt der Teufel, war der jüngere Sohn des Herzogs Richard II. aus der Ehe mit Judith, einer Tochter des Grafen Gottfried von Bretagne. Er folgte 1027 seinem ältern Bruder Richard III. in der Regierung, den er vergiftet haben soll. Die ersten Jahre brachte er mit Unterwerfung seiner rebellischen Vasallen zu. Tapfer und verwegen, verschmähte er mit den Widerspenstigen zu unterhandeln, eroberte ihre festen Plätze und zerstörte dieselben. Die Stadt Evreux entriß er seinem Onkel Robert, Erzbischof von Rouen, und der Bischof von Bayeux mußte sich ihm auf Gnade ergeben. Nachdem sich R. sein eigenes Gebiet unterworfen, trieb ihn der ritterliche Thatendrang zu auswärtigen Unternehmungen. Er führte den Grafen Balduin IV. von Flandern, welchen der eigene Sohn vertrieben hatte, in dessen Staaten zurück. Auch leistete er dem Könige Heinrich I. von Frankreich gegen dessen Mutter Constantia wirksamen Beistand und demüthigte namentlich den Grafen Odo von Champagne. Der König Heinrich wollte ihn für seine Dienste belohnen und gab ihm die Landschaft Verin, welches Geschenk später zu heftigen Kämpfen zwischen den normann. Herzogen und der franz. Krone führte. Nach der Rückkehr in seine Staaten zog R. gegen den Herzog Alain von Bretagne, den er schlug und zu seinem Vasallen erklärte. Im J. 1034 rüfete er sich zur Unterstützung seiner beiden Neffen, Alfred und Eduard, welche der König Kanut von Dänemark von der engl. Thronfolge ausgeschlossen hatte. Er wurde jedoch mit seiner Flotte auf die Insel Jersey verschlagen, wo er mit Kanut einen Vertrag schloß, demzufolge die beiden Prinzen das Recht auf die Hälfte von England erhielten. Auf der Höhe seines Glücks empfand er Gewissensbisse über die Sünden seiner Jugend und die Grausamkeiten, die er gegen Überwundene verübt. Nach der Sitte seiner Zeit beschloß er deshalb die heiligen Orte zu besuchen. Nachdem er für die Regierung seiner Staaten Vorkehrung getroffen, reiste er mit großem Gefolge durch Italien nach Rom. Seinen Einzug in Rom hielt er auf einer Mauleselin, deren goldenes Geschirr so eingerichtet war, daß es abfiel, und wer es fand, durfte es behalten. Im folgenden Jahre schiffte er sich nach Konstantinopel ein, von wo aus er zu Fuß nach Jerusalem pilgerte. Auf der Rückkehr starb er plötzlich 2. Juli 1035 zu Nicäa, wie man vermuthet, vergiftet von seinen Dienern. Sein einziger, natürlicher, mit Herlotte oder Herleva, einer Kürschnerstochter aus Falaise, erzeugter Sohn, Wilhelm, bekannt als Wilhelm der Eroberer (s. d.), folgte ihm unter der Vormundschaft König Heinrich's in der Normandie. Die Unwiderstehlichkeit, Kraft und Strenge R.'s hat wahrscheinlich Anlaß zu seinem Beinamen gegeben. Seine Heldenthaten und die Werke der Buße gaben den Stoff zu romantischen Erzählungen. Schon 1496 erschien zu Paris ein Roman: „La vie du terrible R. le Diable, lequel fut après l'homme de Dieu“, der zahllose Auflagen und Nachahmungen erlebte, sich aber von der Geschichte gänzlich entfernt. Diese Dichtung liegt dem Baudeville „R. le Diable“ (1813) und Scribe's Text zu der Oper von Meyerbeer (1831) zu Grunde.

Robert I., König von Schottland, s. Bruce.

Robert (Ernst Friedr. Ludw.), ein deutscher Dichter, stammte aus einer jüd. Familie, welche früher den Namen Levin führte, und war ein Bruder der berühmten Rahel, verheiratheten Barn-

hagen von Ense (s. d.). Geboren in Berlin 16. Dec. 1778, genoss er eine sorgfältige Erziehung, wirkte dann kurze Zeit als Kaufmann und lebte sodann, unabhängig durch ein bedeutendes Vermögen, ganz seinen Studien und dichterischen Arbeiten, welche er mit Vorliebe der Schaubühne zuwendete. Von dem Einflusse der romantischen Schule wußte er sich frei zu erhalten; desto mächtiger wirkte Fichte auf seine Ansichten und seine Gesinnung. Er benutzte seine Muße zu großen Reisen durch Deutschland, Holland und Frankreich und lebte abwechselnd in Berlin, Dresden, Karlsruhe und Stuttgart, wo er 1814 kurze Zeit der russ. Gesandtschaft attachirt war. Die geistreichen Kreise, welche sich um seine Schwester Rahel bildeten, und die Verheirathung mit einer durch körperliche und geistige Vorzüge gleich ausgezeichneten Frau trugen nicht wenig zur Verschönerung seines Lebens bei. Doch wurde ihm dasselbe durch den Gang der öffentlichen Angelegenheiten, an denen er sich auf das tiefste theilnahm, nicht wenig verbittert, indem er, ein entschiedener Freund des Fortschritts, doch jede rohe Gewalt entschieden haßte. Tiefere Verstimmung ergriff ihn namentlich seit 1830. Im J. 1831 flüchtete er vor der Cholera von Berlin nach Baden-Baden, aber auch hier ließ ihn die aufgeregte Zeit keine Ruhe finden. Es ergriff ihn ein Nervenfieber, dem er 5. Juli 1832 erlag. Seine Gattin folgte ihm nach wenigen Wochen im Tode nach. R.'s bedeutendes Talent ist nie zu voller ruhiger Entwicklung gelangt. Am bedeutendsten zeigt es sich in seinen von Witz und Laune überströmenden satirisch-epigrammatischen Ergüssen. Von gediegenem Ernst, wahrer Wärme des Gefühls und formellem Kunstgeschick zeugen seine „Kämpfe der Zeit“ (Tüb. 1817). Unter seinen Dramen steht das bürgerliche Trauerspiel „Die Macht der Verhältnisse“ (Tüb. 1819) obenan. Außerdem sind zu erwähnen: die Oper „Die Sphynx“ (Lpz. 1804); das Trauerspiel „Die Tochter Jephtha's“ (Tüb. 1820); „Cassius und Phantasus“, eine erzromantische Komödie (Berl. 1824); „Der Berliner in Spanien“ (Berl. 1829). Zahlreiche Erzählungen, Lustspiele und Gedichte von R. sind in Zeitschriften und Taschenbüchern zerstreut.

Robert (Leopold), französischer Genremaler, geb. 1797 zu La Chaup-de-Fonds im Canton Neuchâtel, widmete sich anfangs der Kupferstecherkunst, wendete sich aber dann der Malerei zu. Er studirte in Paris unter Girodet und David und bildete sich später meist in Rom. Mit seinem, tiefem Gefühl begabt, nur die Natur, aber die schöne Natur Hesperiens zum Vorbilde nehmend, schuf er sich einen Stil, in dem keiner seiner Racheiferer ihm gleichkam. Das Genre war und blieb sein Fach; aber sein Genre ist gewaltiger, edler, historischer als die Historien von vielen andern berühmten Künstlern. Die Arbeiten R.'s sind nicht zahlreich. Zwei sonst im Palais-Royal befindliche Bilder des Meisters: das Spital und die trauernde Mutter auf den Ruinen ihres Hauses, wurden bei der Einnahme dieses Palastes 24. Febr. 1848 vom Volke zerstört. Dasselbe Schicksal hatten einige Stücke im Schlosse zu Neuilly. Der Louvre besitzt die Rückkehr vom Feste der Madonna dell' Arco bei Neapel, für die Ausstellung des J. 1827 gemalt und von L. Prévost gestochen, und die Ankunft der Schnitter in den Pontinischen Sümpfen, die 1831 in der pariser Ausstellung so großes Aufsehen erregte und durch Mercuri's herrlichen Stich bekannt ist. In diesen beiden Stücken hat R. die Freuden Italiens, den vollen Jubel eines sinnlich-heitern Volkes in glücklicher Auffassung und treuer Darstellung geschildert; ebenso in seinem neapolitanischen Improvisator, gestochen von L. Prévost. Dennoch war das trübere, wehmüthige Gefühl der Grundton in R.'s Seele. Dies beweist vorzüglich sein letztes Hauptwerk: die Fischer der Lagunen, eine große Composition von etwa 15 Figuren, gestochen von L. Prévost. Der wehmüthige Ausdruck verhaltenen Schmerzes und bangen Gefühls bei einer gefährvollen Ausfahrt ist auf diesem Bilde in den Hauptfiguren bis zum tragischen Pathos gesteigert. R. hat uns hier nicht sowohl in die Seele der Fischer als in seine eigene unglückliche zerrissene Seele blicken lassen. Er hatte von sehr schwer und langsam gearbeitet und sich selbst in melancholischem Unmuth nie genügen können. In immer tiefere Schwermuth versinkend, starb er bald nach Vollendung seines letzten Meisterwerks zu Venedig 20. März 1855 eines freiwilligen Todes. Sein Leben hat Fouillet des Couches (Par. 1855) beschrieben. — Sein Bruder und Schüler, Aurele R., ist als Architekturmaler bekannt.

Robertthin (Robert), deutscher Dichter, wurde zu Königsberg in Preußen 1600 geboren und starb daselbst als Kurbraund. Rath und Obersecretär bei der Regierung 7. April 1648. Unter dem anagrammatisch gebildeten Dichternamen Verintho war er mit S. Dach und H. Alberti einer der bedeutendern Dichter, welche die von Opitz angegebene neue Richtung der deutschen Poesie in Preußen einheimisch machten. Seine für jene Zeit mehr anmuthigen als gehaltreichen geistlichen und weltlichen Lieder, welche, wie die seiner Freunde, fast durchweg eine ernste, ja düstere Färbung an sich tragen, sind enthalten in H. Alberti's „Arien etlicher,



theils geistlicher, theils weltlicher Lieder zum Singen und Spielen" (8 Bde., Königsb. 1638—50). Einzelne derselben stehen in Herder's „Stimmen der Völker“, in B. Müller's „Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrhunderts“ (Bd. 5) und ähnlichen Sammlungen.

**Robertson** (William), engl. Geschichtschreiber, wurde 1721 zu Borthwick in Schottland geboren, wo sein Vater damals Pfarrer war, und studirte zu Edinburg Theologie. Nachdem er, 22 J. alt, eine Predigerstelle erhalten hatte, gewann er großen Beifall als Kanzelredner und erlangte bald als Mitglied der obersten presbyterianischen Kirchenbehörde in Schottland durch seine Beredsamkeit und Geschäftskennntniß bedeutenden Einfluß. Besonders aber zeichnete er sich auf dem Felde der Geschichte aus. Unparteilichkeit und Umsicht, feine und treffende Charakteristik des moralischen und politischen Zustandes der Nationen, gediegene und kräftige Sprache weisen ihm einen ehrenvollen Platz unter den Historikern der neuern Zeit an. Seine „History of Scotland during the reigns of Queen Mary and King James VI.“ (2 Bde., Lond. 1759; deutsch, 6 Bde., Lpz. 1829) ist sein vorzüglichstes Werk und veranlaßte seine Anstellung an der Universität zu Edinburg und die Ernennung zum Historiographen von Schottland. Es folgte 1769 die „History of the reign of the emperor Charles V.“ (3 Bde.), welche ebenfalls mit Beifall aufgenommen wurde. Seine 1777 erschienene „History of America“ erhöhte noch seinen Ruf als Geschichtschreiber; die „Historical disquisition concerning the knowledge which the ancients had of India“ (Lond. 1791) ist dagegen unbedeutend. Als Theolog war R. der Führer der gemäßigten Partei in der schott. Kirche. Er starb 11. Juni 1793. Vgl. Dugald Stewart, „Account of the life of Will. R.“ (Lond. 1801).

**Robespierre** (François Jos. Maxim. Isidore), einer der bedeutendsten Charaktere der Französischen Revolution, wurde 1759 zu Arras geboren. Seine Familie besaß den Adelstitel und soll nach dem Falle der Stuarts aus Irland nach Frankreich gekommen sein. Sein Großvater wie sein Vater waren Advocaten. Letzterer verließ seine Familie und starb in den Vereinigten Staaten. Die vier Kinder wurden durch Unterstützung des Großvaters ärmlich erzogen. R. erhielt eine Freistelle im Collège Louis le Grand zu Paris, wo er durch Fortschritte im Studium der Alten sowie durch Unabhängigkeit des Charakters auffiel. Nach vollendetem Rechtskursus lehrte er nach Arras zurück und trat daselbst nicht ohne Glück als Advocat auf. In dieser Zeit löste er mehrere Preisaufgaben und wurde Präsidant der Akademie zu Arras. Sein von Ehrgeiz, Anmaßung und Eifersucht erfülltes Wesen zog ihm indessen viele Feinde zu. Verzehrt von dem Verlangen, sich auszuzeichnen, leidenschaftlich den Ideen der Zeit huldigend, bot er 1789 Alles auf, um seine Wahl als Abgeordneter der Reichsstände durchzusetzen. In den ersten Verhandlungen der Nationalversammlung ließ er sich als absoluten Demokraten vernehmen, erfuhr aber wenig Berücksichtigung. Eine einflussreichere Thätigkeit eröffnete sich ihm hingegen als demagogischem Volksredner und Tageschriftsteller. Bald erlangte er in diesen Kreisen großen Ruf und wegen des Scheins von Rechtschaffenheit, in den er seinen Ehrgeiz zu hüllen wußte, den Beinamen des Unbestechlichen. Um sich in der Nationalversammlung bemerkbar zu machen, bemühte er sich, eine auffallende vereinzelte Stellung einzunehmen. Inmitten der Aufregung, in welche die Parteien durch die Flucht Ludwig's XVI. (20. Juni 1791) versetzt wurden, gelang es R. gewissermaßen, sich zum Haupte der fanatisch-demokratischen Partei emporzuschwingen. Das Ereigniß selbst hatte ihn mit Besorgniß für das Schicksal der Revolution wie für sein eigenes erfüllt. Am 23. Juni forderte er in der Versammlung, daß die königl. Familie den Formen des gewöhnlichen Rechts, und zwar der König als öffentlicher Beamter, die Königin als einfache Bürgerin, unterworfen würde. Die Versammlung wies diese und ähnliche Anträge zwar zurück, aber die Massen überschütteten ihn mit Beifall. R. pflegte diese Volksgunst mit großer Klugheit. Um den Einfluß der bisherigen parlamentarischen Stimmführer zu brechen, hatte er auch mit Eifer die Maßregel unterstützt, nach welcher die Mitglieder der Constituirenden nicht Theilnehmer der Gesetzgebenden Versammlung sein durften. Nach dem Schlusse der Session (30. Sept. 1791) trat er das Amt eines öffentlichen Anklägers am Criminalhofe zu Paris an, legte es aber schon im April 1792 wieder nieder. Um so größere Thätigkeit entwickelte er nun bei den Jakobinern, wo er aus Eifersucht die Politik der Girondisten verdächtig und gehässig machte. Er erklärte sich namentlich gegen den Krieg, vor dem er überhaupt Abneigung empfand, und beobachtete bei den Ereignissen vom 20. Juni und 12. Aug. eine kalte Theilnahmlosigkeit. Kaum war indessen die Katastrophe zu Gunsten der Anarchisten entschieden, so bemächtigte er sich auf dem Stadthause der Leitung der sogenannten revolutionären Gemeinde. Wiewol keine Spur vorhanden, daß R. an den Septembergräueln Antheil genommen, that er doch nichts,

um dieselben zu verhindern. Die Wahlen zum Nationalconvent geschahen unter dem Einflusse dieser furchtbaren Scenen, und R. ging, als der Mann des Volkes, fast zuerst aus der Wahlurne der revolutionären Gemeinde hervor.

Bei Eröffnung des Convents, 21. Sept. 1792, galt R. bereits als das Haupt und der Stimmführer der großen Partei, welche aus Leidenschaft oder Interesse die Consequenzen der Revolution bis aufs äußerste verfolgte und in der gemäßigten, von den Girondisten geleiteten Richtung mit Recht ihren politischen, bald auch ihren persönlichen Gegner erblickte. Marat und Andere machten damals in der revolutionären Tagespresse den Vorschlag, an die Spitze des neuen Staats einen Dictator zu stellen, und bezeichneten R. als den Mann, der geeignet sei, diesen Posten zu bekleiden. Louvet erhob sich deshalb 24. Sept. und beschuldigte R. offen der Eitelkeit, der Volksschmeichelei und geheimer Absichten auf Freiheit. Diese Anklage mußte R. sehr geschickt gegen seine Widersacher zu richten. Als 30. Nov. Abgeordnete der Sectionen im Convent erschienen und sich über die Theuerung beklagten, legte R. das Elend des Volkes der im Temple eingeschlossenen königl. Familie zur Last und foderte, daß Ludwig Capet auf der Stelle gerichtet und seine Frau vor das Revolutionstribunal gestellt würde. Es handle sich nicht, meinte er, um einen rechtlichen Act, sondern um eine nationale Wohlfahrtsmaßregel; Ludwig XVI. sei kein Angeklagter, sondern ein entthronter König, die Conventsglieder seien keine Richter, sondern Staatsmänner. „Ludwig muß sterben“, schloß er seine wüthende Rede, „weil das Vaterland leben muß.“ Diese furchtbare Sophistik wirkte im Convent wie außerhalb. Man begann den Proceß, und mit Geschick und Kühnheit wußte R. dieselben Grundsätze auch in den Formen der Verhandlung geltend zu machen, sodaß der unglückliche Monarch, trotz der Anstrengungen der Girondisten, das Schaffot besteigen mußte. R. hatte mit der Hinrichtung des Königs für seine ehrgeizigen Entwürfe unermesslich gewonnen. Die Stärkung und Unabweisbarkeit des revolutionären Princips mußte seinen Einfluß heben und ihn als Beherrscher der fanatischen Geister gleichsam nothwendig machen. Er benutzte nun seine Stellung zur Vernichtung der Girondisten, die er unaufhörlich der Gegenrevolution und des Föderalismus beschuldigte. Bald war der Convent namentlich durch seine Umtriebe der Kampfplatz zweier Parteien, von denen die eine für das Leben, die andere für die Alleinherrschaft, die eine mit den Waffen der Dialektik, die andere mit Wuth und Drohungen kämpfte. In den Sitzungen der Jakobiner wiederholte R. diese Beschuldigungen, die um so wirksamer waren, als die Lage des Staats nach außen gefährlicher, das Elend des Volkes dringender wurde. Nachdem endlich der Sturz und die Ahtung der Gironde in den ersten Tagen des Juni 1793 durchgesetzt worden, sah R. seine tüchtigsten Widersacher beseitigt, und unter dem Schrecken, den die Katastrophe ausübte, vermochte er nun als Präsident des Wohlfahrtsausschusses (s. d.) in der That die Dictatur zu üben. Mit Geschick und kalter Berechnung wußte er auch das öffentliche Interesse mit seinen eigenen Bestrebungen zu verschmelzen, sodaß seine Schritte, die Gewalt in seiner Hand zu concentriren, nicht als persönlicher Ehrgeiz, sondern als Patriotismus erschienen. Ohne Widerstand suspendirte er die neue, 10. Aug. beschworene und ganz auf die Volksherrschaft gestellte Verfassung. Gegen Ende 1793 entwickelte er auf der Rednerbühne das furchtbare System, welches seine Stellung befestigen und ein neues goldenes Zeitalter der Freiheit heraufbeschwören sollte, indem er erklärte, daß die Gewalt und der Schrecken die Ordnung des Tages bildeten. Er hüllte Frankreich in ein großes Leichentuch, unter welchem allerdings der Bürgerkrieg und die Wuth der Demagogie ersticken mußten. Als zu Anfang 1794 die innere Gefahr überwunden war, legte R. seine Hand an die revolutionären Größen, welche ihm bisher als Werkzeuge gedient hatten, jetzt aber seinem Wege zu einem populären Throne nur hinderlich waren. Er hatte sich zum Sturze der Gironde vornehmlich der anarchischen Gemeinde bedient und wendete sich nun an die Jakobiner, um die Häupter jener kühnen und ausschweifenden Faction zu verderben. Besonders empörte ihn der Umstand, daß diese Männer, wie Hébert (s. d.) und Chaumette, gegen seine Neigung und sein Zuthun den Atheismus als Religion proclamirt und selbst den Convent mit fortgerissen hatten. Er brandmarkte deshalb die ältesten Genossen seiner Laufbahn als „Ultrarevolutionäre“, verwickelte dieselben mit Hülfe der Jakobiner in ein Netz von Intriguen und ließ sie als Lasterhafte und Hochverräther 21. März 1794 das Schaffot besteigen. Auch seinen persönlichen, durch Kraft und Geist weit überlegenen Nebenbuhler Danton (s. d.) und eine Reihe energischer Männer, die demselben anhängen, mußte er in den Proceß der Hébertisten zu verweben. Dieselben waren sämmtlich der Tyrannei müde und schienen bereit, sich dem Schreckenssystem entgegenzuwerfen. R. nannte sie „Corruptirte“ und formulirte gegen sie eine Anklage nicht nur im Namen der Republik, sondern auch der Jugend. Nachdem die



Dantonisten 5. April unter der Guillotine gefallen, vermochte ihm vor der Hand Niemand die Gewalt streitig zu machen.

Auf dieser Höhe entwickelte R. Talente, die seine Feinde nicht in ihm vermuthet hatten. Seine schwerfällige Redeweise gewann Klarheit und Würde. Die häufigen Berichte, die er im Namen des Wohlfahrtsausschusses über alle Fragen erstattete, verriethen nicht selten eine Höhe der Anschauung, die von der plumpen Übertreibung seiner frühern Sprache abstach. Augenscheinlich suchte er jetzt einen mildern Weg einzuschlagen und seine Dictatur als eine wohlthätige Rückkehr zum Frieden erscheinen zu lassen. Das Ideal der Verfassung, die er bereits Frankreich zudachte, scheint eine Art Theokratie gewesen zu sein, in welcher er die Rolle des Hohen Priesters und des politischen Hauptes zugleich übernehmen wollte. Den ersten Schritt zur Verwirklichung dieses Plans that er im Mai 1794, indem er auf einen parlamentarischen Bericht das Dasein Gottes für das franz. Volk zum Gesetz erheben ließ. Zugleich wurde auf den 20. Prairial (8. Juni 1794) eine Festfeier geboten, die den großen Act zum Nationalereigniß stemmeln und R. Gelegenheit geben sollte, sich dem Volke in der Majestät seiner Stellung zu zeigen. An diesem Tage erschien R. auf einer vor den Tuileries errichteten Estrade, in eleganter Kleidung, einen Blumenstrauß in der Hand, hinter sich die Mitglieder des Convents, hielt zu Ehren des höchsten Wesens eine Rede und verbrannte eine Figurengruppe, welche den Egoismus, die Zwietracht, den Atheismus und den Ehrgeiz darstellte und über der sich die Statue der Weisheit erhob. An der Spitze des Convents zog er hierauf nach dem Marsfelde, wo Volksspiele angeordnet waren, und hielt hier abermals eine Anrede, die mit einer furchtbaren Drohung gegen die Überreste der Partei Danton's schloß, welche die Pösse durchschauten. Auch hatte R. bei der Feier wohl erfahren, daß die Masse für seine Pläne noch lange nicht willenlos genug sei, und war deshalb entschlossen, die Gemüther durch Blut und Schrecken aufs neue zu betäuben. Schon 10. Juni trug Couthon im Convent auf eine Reorganisation des Revolutionstribunals (s. d.) an, wodurch die gesetzlichen Formen vollends beseitigt werden sollten, und wie gewöhnlich nahm der eingeschüchterte Convent dieses Gesetz ohne Discussion an. Seit dem März 1793 waren durch das Revolutionstribunal 577 Köpfe gefallen; jetzt wurden in 45 Tagen 1285 Menschen hingerichtet. Die 50 neuen Geschworenen, die das Tribunal beigeordnet erhielt, waren sämmtlich Creaturen des Dictators. Es befand sich darunter z. B. sein Wirth, der Tischler Duplax, dessen Sohn zugleich sein Secretär und dessen Tochter seine Geliebte war. Desgleichen hatte er beim Tribunal seinen Drucker, Schuster, Schneider und Friseur angestellt. Diese Leute begleiteten ihn auch mit Stöcken bewaffnet auf seinen Ausgängen und bildeten gleichsam seine Leibgarde. Schon einige Wochen nach Beginn dieser Schlächtereie gab die Furcht den Mitgliedern des Convents den Muth, sich zu verständigen und zum Widerstande vorzubereiten. Niemand verkannte den Zweck dieses Blutbades; Alle mußten für ihr Leben besorgen. Zuerst stieß R. im Wohlfahrtsausschuß auf eine unerwartete Opposition. Dann enthüllte Vadier, das einflußreichste Mitglied des Sicherheitsausschusses, im Convent eine Art Verschwörung gegen die Republik, die R. sehr compromittirte. Im Hause einer gewissen Catherine Théot hatte man mysteriöse Gauleien begangen; der Dictator war als Messias gefeiert und der theokratische Thron eingeweiht worden. Ferner zerriß man den Schleier, womit der politische Tartufe sein Privatleben bedeckte, und machte ihn lächerlich. R. begriff bald die Veränderung seiner Lage, die aus der Vereinigung Aller gegen ihn hervorgehen mußte. Es bemächtigte sich seiner eine Niedergeschlagenheit und Unsicherheit, die zuweilen mit Wuth abwechselte. Er besuchte nicht mehr den Wohlfahrtsausschuß, schwieg im Convente, suchte aber dagegen die Jakobiner zu gewinnen und überhaupt beim Volke als Märtyrer zu gelten. Sechs Wochen waren in diesem Zustande der Unthätigkeit verstrichen, als sich R. endlich zu einem Schlage aufraffte. Er rief Saint-Just (s. d.) von einer Sendung bei der Nordarmee zurück und denuncierte 8. Thermidor (26. Juli 1794) in der Versammlung ein Complot, das auf die Spaltung des Convents hinarbeite. Als Urheber dieses Complots bezeichnete er einige Mitglieder der Ausschüsse, deren Ausstoßung er foderte. Ein bedeutungsvolles Schweigen folgte dieser Rede. Als aber Lecointre den Druck derselben beantragte, verlangte man zuvor die Prüfung des Antrags durch die Ausschüsse, was R. in den heftigsten Zorn versetzte. Er begab sich Abends zu den Jakobinern, wo man ihn mit Enthusiasmus empfing und eine Erhebung der revolutionären Gemeinde für den nächsten Tag beschloß und vorbereitete. Von beiden Seiten wurden nun in der Nacht die Anstalten für den Kampf getroffen. St.-Just bestieg am Morgen des 9. Thermidor (27. Juli) die Rednerbühne, wurde aber sogleich von Tallien und Villaud unterbrochen. Letzterer erzählte die

Vorgänge bei den Jakobinern, foderte den Convent zum Widerstande auf und beantragte die Verhaftung Henriot's, des Oberbefehlshabers der Nationalgarde. R., vor Wuth schäumend, wollte hierauf die Rednerbühne behaupten; allein man empfing ihn mit dem Rufe: „Nieder mit dem Tyrannen!“ und Tallien zuckte sogar einen Dolch gegen den Dictator und schrie, daß er er den neuen Cromwell niederstoßen würde, wenn der Convent nicht den Muth haben sollte, denselben anzuklagen. In dem Getümmel trugen zwei unbekannte Mitglieder aus der Bergpartei auf die Anklage R.'s an, was von allen Seiten unterstützt wurde. R. wendete sich bald an den Berg, bald an die Ebene, um gehört zu werden. „Noch ein mal, Präsident von Mördern“, rief er zuletzt Thuriot zu, „fodere ich das Wort“; aber alle seine Anstrengungen blieben vergebens. Während er vor Wuth und Erschöpfung zusammensank, decretirte der Convent seine, Couthon's und St.-Just's Verhaftung. Auf Verlangen erlitt auch R. der Jüngere, der Bruder des Dictators, dasselbe Schicksal. Indessen wagten die Huissiers nicht, das Decret zu vollziehen, bis die Geächteten durch die Deputirten selbst von den Bänken herab an die Barre getrieben wurden. R. verließ unter den Worten: „Die Republik ist verloren, die Mörder siegen“, den Saal. Während sich der Convent trennte, führte man R. erst in den Sicherheitsausschuß, dann nach dem Luxembourg. Hier befreite ihn jedoch ein Municipalgardist von seinen Wächtern und geleitete ihn im Jubel nach dem Stadthause, wo seine ebenfalls durch Zufall befreiten Schicksalsgenossen schon eingetroffen waren. Unterdessen hatte auch der Gemeinderath die Einwohner von Paris zu den Waffen gerufen, und große Massen versammelten sich in der Gegend des Stadthauses, um gegen den Convent zu ziehen. Bei dieser Lage ergriff der Convent eine Reihe kühner Maßregeln, die den Erfolg des Tags entschieden. Man erklärte die verhaftet gewesenen Deputirten und die Häupter der aufrührerischen Gemeinde außer dem Gesez, entsendete Deputirte an die Sectionen und übertrug Barras (s. d.) den Oberbefehl über die bewaffnete Macht, die freilich unbedeutend war. Noch saß R. rathlos, entnuthigt, aber doch Proscriptionslisten entwerfend, auf dem Stadthause, als Barras bei Tagesanbruch gegen ihn vorrückte und die Haufen der Aufrührer auseinandertrieb oder gar an sich zog. R. verlor hierbei gänzlich den Muth und versuchte sich durch einen Pistolenschuß zu tödten, der jedoch nur seine Kinnlade zerriß. Der Conventsdeputirte Bourdon, der einige Zeit später in den Saal drang und sämtliche Anwesende verhaftete, fand den Dictator im Blute schwimmend. R. wurde in den Wohlfahrtsausschuß geschafft, wo ihm eine Tafel zum Lager diente. Am Morgen des 10. Thermidor (28. Juli) schaffte man ihn nach der Conciergerie, von wo aus er als Geächteter gegen 6 Uhr Nachmittags den Gang zum Schaffot antrat. Sein Schicksal, wie der Jubel und der Hohn, den er unterwegs erfuhr, ließen ihn gleichgültig. Nur als ihm der Henker die Binde von der Wunde riß, schrie er entseztlich auf. Von seinen 21 Gefährten legte er zuletzt das Haupt unter das Fallbeil. Die Männer, welche R. gestürzt hatten, um ihr eigenes Leben zu retten, sahen mit Erstaunen, daß sie der Revolution überhaupt einen neuen Wendepunkt gegeben. (S. Frankreich.) R. besaß wol Fähigkeiten, aber nicht zu der Mission, zu der ihn sein Ehrgeiz drängte. Ohne persönlichen Muth, die Menschen verachtend, suchte er die Revolution durch die Schrecken des Henkers zu unterjochen; maßlose Eitelkeit und philosophische Schwärmerei aber führten ihn zu dem abenteuerlichen Plane, die unterworfenen Nation durch eine theokratische Regierung zu beglücken. „Oeuvres choisies de Max. R.“ wurden von Laponneraye (3 Bde., Par. 1832) herausgegeben. Vgl. Desjardis, „La vie et les crimes de R.“ (4 Bde., Par. 1798); Schulze, „R., mit Beziehung auf die neueste Zeit“ (Lpz. 1837); Tiffot, „Histoire de R. etc.“ (2 Bde., Par. 1844). — Robespierre (Augustin Bon Jos.), des Vorigen Bruder, genannt der Jüngere, geb. zu Arras 1764, war ebenfalls Advocat zu Arras. Durch den Einfluß seines Bruders wurde er von der Stadt Paris in den Convent gewählt, wo er mit Eifer Das that, was sein Bruder wünschte. Als Letzterer 9. Thermidor unterlag, erklärte er sich ebenso schuldig als sein Bruder und mußte, seinem Wunsche gemäß, in das Haftsdcret eingeschlossen werden. Als die Conventstruppen gegen Morgen des 10. Thermidor in den Saal des Stadthauses drangen, sprang er durch ein Fenster auf die Straße und brach ein Bein. Noch denselben Tag starb er mit den Übrigen unter der Guillotine. — Robespierre (Charlotte), die Schwester, liebte ihre Brüder zärtlich, verabscheute aber deren Grundsätze. Dieselbe erhielt von Napoleon eine Pension von 2000 Frcs., die ihr auch die Bourbons ließen. Sie schrieb Memoiren über ihre Brüder, die in den „Mémoires de tous“ (Bd. 4) enthalten sind, und starb zu Paris 1. Aug. 1854.

Robinson Crusoe hat der Engländer Daniel Defoe (s. d.) den Helden eines Romans genannt, welcher unter dem Titel „The life and theprising adventures of R.“ (Lond. 1719) erschien und mit so ungemeinem Beifall aufgenommen wurde, daß der Verfasser bald noch eine



Fortsetzung und einen dritten moralischen Theil, die „*Serious reflexions during the life of R. with his vision on the angelic world*“ (Lond. 1719), hinzufügte. Letzterer fand wenig Beachtung, während der eigentliche Roman nicht nur im Inlande zahllose Auflagen erlebte, sondern sich schnell ins Ausland verbreitete, um hier eine gleiche Wirkung hervorzubringen. Eine franz. Übersetzung folgte unmittelbar dem engl. Original; die erste deutsche Übersetzung (2 Bde., Lpz. 1720) erlebte in demselben Jahre noch drei Auflagen und wurde im folgenden durch einen dritten und vierten Theil (Lond. 1721) vermehrt. Bald folgten nicht nur andere Übersetzungen, sondern auch Nachahmungen in Menge nach. Unter den deutschen Übersetzungen aus neuerer Zeit sind die „*Abenteuer des Robinson Crusö*“ (2. Aufl., Lpz. 1850) von Alvensleben, mit Illustrationen nach Grandville, besonders hervorzuheben. Seit 1722 erschienen 40—50 Geschichten von Robinsonen und Robinsoninnen aller Art, bald nach Reichen und Provinzen (persische, russische, pfälzische, irländische, leipziger), bald nach Wissenschaften, Gewerben u. dgl. benannt; geistliche, jüdische, ja selbst medicinische, Buchhändler-, Jungfern- und unsichtbare Robinsone fanden sich unter ihnen. Für eine der besten dieser abenteuerlichen Erfindungen, von denen Haken in der „*Bibliothek der Robinsone*“ (5 Bde., Berl. 1805) zweckmäßige Auszüge mittheilt, kann „*Der schles. Robinson*“ (2 Bde., Bresl. 1723) gelten. Besonders trug Rousseau zur Aufnahme des Defoe'schen Romans bei, indem er denselben in seinem „*Emil*“ für ein Buch erklärte, welches das treue Bild unsers ursprünglichen Zustandes darstelle, worin alle natürlichen Bedürfnisse des Menschen dem Kinderfinne anschaulich werden und die Mittel zu deren Befriedigung in ungezwungener Reihenfolge sich entwickeln. Es war dem Romane hierdurch eine für pädagogische Zwecke wohl zu benutzende philosophische Idee zu Grunde gelegt, an welche Defoe bei der Abfassung des Buchs selbst keineswegs gedacht hatte. Am besten wurde derselbe unstreitig in pädagogischer Hinsicht von Campe (s. d.) in seinem „*Robinson der Jüngere*“ (2 Theile, Hamb. 1779—80 und öfter; 46. Aufl., 1853, mit Illustrationen nach Zeichnungen von L. Richter) bearbeitet. Campe's Buch, welches selbst nicht bloß zahlreiche Auflagen und Nachdrucke erlebte und in alle lebenden Sprachen mehrfach übersetzt worden ist, rief wiederum eine ganze Literatur von Robinsonaden für die Jugend hervor, die jedoch keinen dauernden Beifall gefunden haben. Unter denselben dürfte vielleicht nur Wyß' „*Schweiz. Robinson*“ (2 Bde., Zür. 1812—13; 2. Aufl., 1821; Bd. 3 und 4, 1826—27) zu nennen sein. Gleichzeitig mit Campe unternahm Wegel (2 Bde., Lpz. 1779—80) eine Bearbeitung des Romans von Defoe. Früher war die Meinung verbreitet, daß Letzterer den Stoff zu seinem Robinson Crusö mit bloßer Änderung von Zeit, Ort und Namen aus den Tagebüchern eines schott. Matrosen, Alexander Selkirk, geb. 1676 zu Largo, betrügerlicherweise entnommen habe, welcher in Folge eines Streits mit seinem Capitän von diesem im Sept. 1704 mit einigen wenigen Geräthschaften auf der unbewohnten Insel Juan Fernandez ausgesetzt worden war und hier einsam gelebt hatte, bis ihn im Febr. 1709 der Capitän Wood Rogers aufnahm und 1711 nach England zurückführte. Letzterer erzählt dieses selbst in seinem Reiseberichte in der „*Collection of voyages*“ (Lond. 1756). Vgl. Howell, „*The life and adventures of Alex. Selkirk*“ (Lond. 1828). Neuere Untersuchungen haben diese Meinung nicht bestätigt, obwol es möglich ist, daß Selkirk's Abenteuer für Defoe die erste Anregung zum Robinson gegeben haben mögen. Vgl. Chasles, „*Le 18<sup>me</sup> siècle en Angleterre*“ (Par. 1845) und dessen franz. Übersetzung des Defoe'schen Romans (2 Bde., Par. 1855). In Deutschland war die ungemeine Aufnahme, welche die Robinsonaden nebst den gleichzeitig ans Licht tretenden Avonturiers fanden, durch den „*Simplicissimus*“ vorbereitet worden, zu welchem Grimmelshausen, als den Schluß der Abenteuer seines Helden, bereits eine ähnliche Geschichte hinzugefügt hat, wie auch eine andere Happel in seinem „*Mandorell*“ (1682). Unter den deutschen Originalwerken in der Literatur der Robinsonaden ist die sogenannte „*Insel Felsenburg*“ am bemerkenswerthesten, welche L. Schnabel unter dem Pseudonym Gifander („*Wunderliche Fata einiger Seefahrer, absonderlich Alberti Julii, eines geborenen Sachsen u. s. w.*“, 4 Bde., Nordh. 1731—43) veröffentlichte und die später nach Erscheinen des Campe'schen „*Robinson*“ nicht bloß in modernisirter Gestalt, z. B. von André („*Felsenburg*“, 3 Bde., Gotha 1788—90) und mit Einleitung von Tieck (6 Bdchn., Bresl. 1828), wieder in die Literatur eingeführt wurde, sondern auch mehrfache Umarbeitungen für die Jugend erfuhr. Vgl. Hettner, „*Robinson und die Robinsonaden*“ (Berl. 1854).

Robinson (Frederick John), s. Ripon.

Robinson (Edward), einer der ausgezeichnetsten amerik. Gelehrten, geb. 1794 zu Southington in Connecticut, wo sein Vater Prediger war, erhielt von Kesterm, welcher seiner Rei-

gung zum Studiren entgegen war, nur nach Schwierigkeiten 1811 die Erlaubniß, das Hamilton-College im Staate Newyork besuchen zu dürfen. Auf letztem studirte er vier Jahre, promovierte dann und begann sich dem Studium der Rechte zu widmen, wurde aber bald Lehrer der Mathematik und des Griechischen im Hamilton-College. Nachdem er 1818 geheirathet, gab er seine Stelle auf und zog auf die Besitzung seiner Gattin, die er indeß bald durch den Tod verlor. Im J. 1821 ging er nach Andover in Massachusetts und studirte Theologie. Zwei Jahre darauf wurde er selbst Lehrer am dortigen theologischen Seminar und erwarb sich als solcher namentlich durch die Übersetzung von Bahl's „Clavis Novi Testamenti“ und Winer's „Grammatik des neutestamentlichen Sprachidioms“ Verdienst. Im J. 1826 ging er nach Europa und studirte zunächst in Paris und später in Halle und Berlin biblisch-orient. Sprachen und Literatur. In Halle verheirathete er sich mit der unter dem Namen Talvj bekannten Schriftstellerin (s. Robinson, Therese Albertine Luise); dann durchreiste er Deutschland, Frankreich, Italien, die Schweiz und kehrte 1830 nach Andover zurück, wo er sogleich Professor und Bibliothekar wurde. Hier gab er eine Übersetzung von Buttmann's „Griech. Grammatik“ heraus und gründete die wichtige theologische Zeitschrift „The biblical repository“. Von 1833—37 lebte er in Boston, wo er ein griech.-engl. Wörterbuch für das Neue Testament bearbeitete und Gesenius' hebr.-lat. Handlexikon übersehte. Im J. 1837 siedelte er als Professor der Theologie am Seminar nach Newyork über. Noch in demselben Jahre reiste er wieder nach Europa, durchwanderte 1838 Agypten, die Sinaihalbinsel und Palästina, lebte dann einige Zeit in Berlin und kehrte erst im Sept. 1840 nach Newyork zurück. Die Ergebnisse seiner Reise in das Morgenland hat er in den „Biblical researches in Palestine and the adjacent countries“ (3 Bde., Lond. und Newyork 1841; deutsch, 3 Bde., Halle 1841—42) niedergelegt, ein Werk, welches wegen seiner Gewissenhaftigkeit in den Angaben, der Klarheit in Beobachtung und Beschreibung, der Schärfe der Kritik, dem ungemeinen Reichthume seines Inhalts in der wissenschaftlichen Welt die höchste Anerkennung gefunden hat und von der Geographischen Gesellschaft zu London mit der goldenen Preismedaille ausgezeichnet wurde. Viele andere Beiträge zur Geographie von Palästina, darunter die „Neuen Untersuchungen über die Topographie Jerusalems“ (deutsch, Halle 1847) lieferte R. in der von ihm begründeten „Bibliotheca sacra“ (Newyork 1843 fg.). Außerdem veröffentlichte er nach seiner Rückkehr eine vollständige Umarbeitung seiner Übersetzung von Gesenius' „Hebr. Wörterbuch“ (Newyork 1843) und des griech.-engl. Wörterbuchs zum Neuen Testament, welche letztere (Newyork 1850) als ein selbstständiges Werk R.'s zu betrachten ist. Im J. 1851 ging er mit seiner Familie abermals nach Europa und unternahm im Frühjahr 1852 eine wiederholte Reise nach Palästina. Seit Herbst 1852 wieder nach Newyork zurückgekehrt, ist er damit beschäftigt, die Resultate seiner neuesten Forschungen, über welche er in der „Zeitschrift der deutschen morgenl. Gesellschaft“ (1853) eine vorläufige Übersicht ertheilte, in einem umfassendern Werke niederzulegen.

Robinson (Therese Albertine Luise), als Schriftstellerin unter dem Namen Talvj bekannt, die Gattin des Vorigen, eine der gelehrtesten und geistreichsten Frauen, wurde 26. Jan. 1797 zu Halle geboren, wo ihr Vater, L. H. von Jakob, damals Professor war. Ihre ruhige Jugend erlitt eine Störung, als der Vater in Folge der Ereignisse des J. 1806 einen Ruf an die Universität zu Charkow annahm. Die fremdartigen, halbasiat. Zustände des südlichen Rußland wirkten zwar zeitigend auf ihren Geist und erweckten schon das elfjährige Mädchen zu Liedern der Sehnsucht nach dem Vaterlande; aber aller eigentliche Unterricht war dort sehr dürftig. Auch in Petersburg, wohin ihr Vater 1810 versetzt ward, konnte sie nur in den neuern Sprachen unterrichtet werden. Desto lebendiger war ihre eigene Thätigkeit; namentlich beschäftigte sie sich mit der Lectüre geschichtlicher Werke; auch ihr dichterisches Talent übte sie im Stillen. Diese geistige Richtung blieb sich im Ganzen gleich, als ihr Vater 1816 nach Halle zurückkehrte; wo sie ihre positiven Kenntnisse insbesondere durch Erlernung der lat. Sprache erweiterte. Vielfachen Aufforderungen, ihre Productionen drucken zu lassen, widerstrebte sie lange. Indessen schrieb sie einige Erzählungen, von denen später einige unter dem Titel „Psyche“ (Halle 1825) und andere unter ihrem Schriftstellernamen Talvj, d. i. T(herese) A(lbertine) L(uise) v(on) J(akob), in Almanachen erschienen. Um diese Zeit fiel ihr Jak. Grimm's Recension der von Wul Stephanowitsch herausgegebenen Sammlung serb. Volkslieder in die Hände und steigerte ihr Interesse für diese Literatur dermaßen, daß sie sich entschloß, Serbisch zu lernen, und so entstand mit Unterstützung einiger serb. Freunde ihre Übersetzung der „Volkslieder der Serben“ (2 Bde., Halle 1825—26; 3. Aufl., Lpz. 1853). Nachdem sie sich 1828 mit dem Professor Robinson ehelich verbunden und mit ihm eine größere Reise gemacht hatte, folgte sie 1830 ihrem Gatten



nach Amerika. Hier wußte sie sich in kurzer Zeit einen Überblick über die indian. Sprachen zu verschaffen, was sie zur Herausgabe der mit Anmerkungen begleiteten Übersetzung der Schrift des Nordamerikaners Pickering „Über die indian. Sprachen“ (Lpz. 1834) befähigte. Endlich schrieb sie gleichzeitig für ihres Mannes Zeitschrift „Biblical repository“ die „Historical view of the slavie languages“ (1834; deutsch von R. von Olberg, Berl. 1837), eine von sehr gründlichen literarischen Kenntnissen zeugende Arbeit. Im J. 1837 besuchte sie mit ihrem Gatten und ihren Kindern wieder Europa, wo sie bis 1840 verweilte und den „Versuch einer geschichtlichen Charakteristik der Volkslieder german. Nationen mit einer Übersicht der Lieder außereurop. Völkerschaften“ (Lpz. 1840) erscheinen ließ, welches Werk sich durch offenen Sinn, reines Gefühl und einen klaren und sichern Verstand nicht minder wie durch gelehrte Kenntniß auszeichnet. Auch gab sie vor ihrer Rückkehr noch die kleine Schrift über „Die Unechtheit der Lieder Ossian's“ (Lpz. 1840) in den Druck. Sie widmete nun ihre Zeit dem Studium der Geschichte ihres neuen Vaterlandes, als dessen bedeutendste Frucht „Die Colonisation von Neuengland“ (Lpz. 1847) erscheint, von welchem Werke Hazlitt eine mangelhafte engl. Übersetzung (Lond. 1851) lieferte. Viel Anerkennung fand ihr „Historical view of the slavie languages“ (Neuyork 1850; deutsch von Brühl, Lpz. 1852), eine umfassende Neubearbeitung der oben erwähnten Abhandlung. Nachdem sie 1851—52 mit ihrer Familie abermals Europa besucht hatte, veröffentlichte sie die beiden Erzählungen „Heloise“ (Neuyork 1850; deutsch, Lpz. 1852) und „The exiles“ (Neuyork 1853; vorher deutsch unter dem Titel „Die Auswanderer“, Lpz. 1852), in welchen sie ihre psychologische Anschauung der geselligen Zustände der verschiedenen Lebenskreise, in denen sie sich bewegte, zum Theil niedergelegt hat.

**Roboten**, von dem slaw. robota, d. i. Arbeit, werden in den slaw. Ländern, namentlich auch in den slaw. Provinzen Ostreichs die Frohnen (s. d.) genannt. Die Roboten sind in neuerer Zeit in Ostreich gegen Entschädigung aufgehoben worden.

**Nochambeau** (Jean Baptiste Donatien de Vimeur, Graf), Marschall von Frankreich, bekannt durch sein Commando im nordamerik. Freiheitskriege, wurde 1. Juli 1725 zu Vendôme geboren, wo sein Vater Gouverneur war. Er betrat seit 1742 die militärische Laufbahn, focht mit großer Auszeichnung in allen Feldzügen des Ostreichischen Erbfolgekriegs und wohnte dann an der Spitze seines Regiments 1756 der Expedition gegen Minorca unter Richelieu bei. Ludwig XV. ernannte ihn hierauf zum Brigadegeneral, und in dieser Eigenschaft leistete er große Dienste im Siebenjährigen Kriege. Im J. 1769 erhielt er mit dem Grade eines Generalmajors den Befehl über die Infanterie im Elsaß. Der Hof zog ihn in militärischen Angelegenheiten oft zu Rathe; doch weigerte er sich, das Ministerium des Kriegs anzunehmen. Nachdem ihn Ludwig XVI. 1780 zum Generallieutenant erhoben, erhielt er den Oberbefehl über ein 6000 Mann starkes Hülfscorps, welches unter dem Admiral Ternay den für ihre Unabhängigkeit kämpfenden Nordamerikanern zugesandt wurde. N. landete 10. Aug. zu Rhode-Island, konnte aber, durch den engl. General Clinton verhindert, nicht weiter vordringen. Erst als eine große franz. Flotte unter Grasse angekommen, vereinigte er sich im Aug. 1781 mit Washington. Beide drangen rasch nach Virginien vor und schlossen die 7000 Mann starke brit. Armee unter Cornwallis in Yorktown zu Lande ein, während die franz. Flotte ein Gleiches zu Wasser that. Schon 24. Oct. sah sich die brit. Armee zur Capitulation genöthigt. N. wurde von den Amerikanern mit Achtungsbeweisen überschüttet und erhielt auch am Hofe zu Versailles die ehrenvollste Aufnahme. Der König übertrug ihm die Gouvernements von Artois und Picardie und schickte ihn 1788 zur Herstellung der Ordnung nach dem Elsaß. Als nach dem Ausbruche der Revolution der Krieg beginnen sollte, vertraute ihm der Hof den Befehl über die Nordarmee. Zugleich mit Luckner erhielt er deshalb 28. Dec. 1791 den Marschallsstab. Der Umstand jedoch, daß er sich für die Defensiv bestimmte, entzog ihm noch vor Eröffnung der Feindseligkeiten das Vertrauen der revolutionären Partei. Nachdem besonders Dumouriez das Kriegsministerium übernommen, sah er sich so harten Verfolgungen ausgesetzt, daß er 15. Juni 1792 sein Commando niederlegte und sich auf sein Landgut bei Vendôme zurückzog. Dessenungeachtet wurde er nach dem Sturze der Girondisten verhaftet und vor das Revolutionstribunal gestellt. Schon hatte er den Karren bestiegen, der ihn mit vielen Andern zum Richtplatze führen sollte, als der Henker das Fuhrwerk überladen fand und ihn mit den Worten zurückstieß: „Fort, alter Marschall, du wirst ein anderes mal daran kommen.“ Unterdessen erfolgte aber der Sturz der Schreckensherrschaft und N. war gerettet. Bonaparte bewilligte ihm nach der Thronbesteigung den Titel eines Marschalls. N. starb 10. Mai 1807. De Lancival gab seine interessanten „Mémoires“ (2 Bde. Par. 1809) heraus. — **Nochambeau** (Donatien Marie Jos. de Vimeur,

Vicomte de), ebenfalls ein berühmter General, des Vorigen Sohn, geb. 1750, nahm noch sehr jung Militärdienste und wohnte als Oberst der Expedition nach Nordamerika unter seinem Vater bei. Nachdem er 1791 zum Generallieutenant aufgestiegen, erhielt er im Juli 1792 das Commando in den franz.-westind. Colonien. Er landete auf San-Domingo, unterwarf die empörten Neger und erschien Anfang 1793 auf Martinique, wo er sich gegen die Royalisten behauptete und auch die Engländer vertrieb. Außerdem befreite er Guadeloupe und Ste.-Lucie. Mit großem Eifer vertrat er hierauf in den Colonien den Republikanismus und die Politik des Convents. Im J. 1794 wurde er jedoch im Fort Royal von den Engländern eingeschlossen und 22. März zu einer Capitulation genöthigt, die ihm mit seinen geschmolzenen Truppen freien Abzug gewährte. Mit sehr geringer Streitmacht schickte ihn 1796 die Directorialregierung wieder nach San-Domingo, sodaß ihm die Unterdrückung des dortigen Aufstandes nicht möglich war. Im J. 1800 wohnte er dem Feldzuge in Italien bei und erhielt seiner Tapferkeit wegen vom Ersten Consul eine Division. Hierauf übernahm er ein Commando in der Expedition, welche 1802 zur Unterwerfung von San-Domingo (s. Haiti) unter dem Oberbefehl Leclerc's (s. d.) abging. Nachdem Letzterer gestorben, trat er im Nov. 1803 an dessen Stelle und suchte die farbige Bevölkerung der Insel durch unerhörte Grausamkeiten zu unterwerfen oder auszurotten. Das gelbe Fieber hatte jedoch die franz. Streitkräfte so geschwächt, daß er schon 30. Nov. mit den Schwarzen eine Capitulation schloß und sich dann mit den Trümmern der Expedition dem anwesenden brit. Admiral ergab. Er wurde nach Jamaica, im folgenden Jahre nach England gebracht, aber erst 1811 ausgewechselt. Nach dem Rückzuge aus Rußland gab ihm Napoleon im Feldzuge von 1813 den Befehl über eine Division in Lauriston's Corps. N. kämpfte sehr tapfer in der Schlacht bei Bauten und blieb 18. Oct. in der Schlacht bei Leipzig.

Rochdale, ein Marktflecken in der Grafschaft Lancaster, am Roch und dem Kanal gleiches Namens, eigentlich aus den Stadtgemeinden Spottland, Casleton und Wardleworth bestehend und einst Lord Byron gehörig, ist der Hauptsitz der Flanellweberei in England und hat 29195 (in seinem Districte 72522) E. Mit Hülfe zahlreicher Dampfmaschinen werden daselbst wöchentlich über 8000 Stück Flanell und Wollenzeug, jedes zu 70 Ellen, verfertigt und wöchentlich mehr als 80000 Pf. Baumwollengarn gesponnen.

Roche-Aymon (Antoine Charles Etienne Paul, Graf), franz. Generallieutenant und Kriegsschriftsteller, wurde 1775 geboren. Sein Vater, Generallieutenant im franz. Heere, wanderte während der Revolution aus, und der Sohn, der ihm gefolgt war, wurde in das Condé'sche Corps aufgenommen. Bei der Auflösung dieses Corps trat der junge N. als Hauptmann in preuß. Dienste und wurde Adjutant bei dem Prinzen Heinrich. In den J. 1806 und 1807 war er Major und führte die zweite Schwadron der berühmten Schwarzen Husaren. Nach dem Tilsiter Frieden nahm er thätigen Antheil an der Reorganisation des preuß. Heeres; von ihm ward das Reglement für den Dienst leichter Truppen zu Fuß und zu Pferde ausgearbeitet, welches in der preuß. Armee eingeführt wurde. In Folge der allgemeinen Anerkennung, welche diese Arbeit fand, wurde er 1809 zum Obersten ernannt. Zu Anfange des folgenden Jahres arbeitete er das Exercirreglement für die Cavalerie um und wurde darauf mit der Inspection der leichten Truppen in Westpreußen beauftragt. Er machte die Feldzüge von 1812—14 in preuß. Diensten mit, trat jedoch nach der Restauration in die Dienste seines Vaterlandes über. Schon 1814 zum Brigadegeneral ernannt, folgte er 1815 Ludwig XVIII. nach Gent und kehrte mit demselben nach der Schlacht bei Belle-Alliance nach Frankreich zurück. Seitdem wurde er fortwährend bei militärischen Einrichtungen und der Organisation des Heeres verwendet. In dem Feldzuge von 1823 wurde ihm der Befehl über eine Cavaleriebrigade in Catalonien übertragen. Obwol streng monarchisch gesinnt, hatte N. seine politischen Ansichten doch durch die Erfahrungen, die er während seines vieljährigen Aufenthalts im Auslande gemacht, gemildert und mißbilligte daher die Reactionsversuche, die von der alten Adelspartei ausgingen. N. gehörte deshalb auch zu den Generalen der Restauration, die nach der Julirevolution von 1830 in Activität blieben. Von seinen vielen militärischen Schriften sind die bekanntesten: „Introduction à l'étude de l'art de la guerre“ (4 Bde., Weim. 1802—4); „Des troupes légères“ (Par. 1817); „Manuel du service de la cavalerie légère en campagne“ (Par. 1821); „De la cavalerie, ou des changements nécessaires dans la composition, l'organisation et l'instruction des troupes à cheval“ (3 Bde., Par. 1828).

Rochefort, eine Stadt im franz. Depart. Nieder-Charente, der Hauptort eines Arrondissements, am Ausflusse der Charente, eine Meile vom Meere gelegen, einer der drei großen Kriegs-



häfen Frankreichs, welcher, durch fünf Forts geschützt, zugleich Handelshafen und der Sitz einer Seepräfectur ist, hat 24350 E., große Seemagazine, Schiffswerfte, Segeltuchfabriken, eine Stüdgießerei, eine Navigationschule und eine Unterrichtsanstalt für Schiffärzte, ein Bagno für Galeerensträflinge und ein Marinehospital, das eins der größten Europas. Die Einwohner beschäftigen sich mit Handel in Colonial- und Schiffswaaren, Seilerarbeiten, Fayence-, Essig- und Zuckerfabrikation. Es gibt hier eine Gesellschaft für Literatur, Kunst und Wissenschaft, eine öffentliche Bibliothek, ein naturhistorisches Cabinet und einen botanischen Garten, ein Collège, eine chirurgische Schule, eine mathematische Schule und eine Schule des wechselseitigen Unterrichts im Zeichnen, im Gesang und in der Instrumentalmusik, sowie ein Atelier der Sculptur und kleinen Modelle, eine Sammlung seltener Art, die Alles in sich vereinigt, was auf den Seediens-Bezug hat. R., früher ein bloßes Fort, welches von Ludwig XIV. zu einer regelmäßig befestigten Seestadt gemacht wurde, erhielt auch geschichtliche Bedeutung, indem sich Napoleon hier nach der Niederlage bei Waterloo einschiffte, auf der Rhede aber 5. Juli 1815 von den Engländern gefangen genommen wurde.

**Rochen** (Rajacii), eine Familie von Knorpelfischen von abenteuerlicher Gestalt, aus der Abtheilung der Quermäuler oder Plagiosomen, sind ausgezeichnet durch platte, rhombische oder ovale Gestalt, oben befindliche Augen und Stirnlöcher, großes, nebst den Nasenlöchern unten befindliches, quer gestelltes Maul mit verschiedenartigen Zähnen, schuppenlose, den Körper meist in weiten Hervorragungen umgebende, selten ganz glatte, sondern mit kleinen rauhen Höckern oder mit Dornen besetzte Haut und schmalen, bisweilen gertenartig verlängerten, fast immer scharfdornigen Schwanz. Die Rochen sind nur Bewohner des Meeres und größerer Ströme, wo sie sich an dem sandigen oder schlammigen Boden aufhalten, in tropischen Breiten sehr artenreich, leben von Fischen, Krustern und nackten und beschalten Weichthieren, schwimmen in schiefer, gegen den Horizont geneigter Stellung durch undulirende Bewegungen der Brustflossen, belauern ihre Beute, ruhig auf dem Boden von Untiefen liegend, und bieten nur ein grobes, bloß von den ärmern Küstenbewohnern genossenes Fleisch. Mit Ausnahme der Gattung Rochen (Raja) im strengen Sinne, deren pergamentartige, flache, viereckige und an den Ecken in Spizen verlängerte Eier unter dem Namen Seemäuse bekannt sind und nach dem Auschlüpfen der Jungen häufig an das Land gespült werden, gebären alle andern hierhergehörigen Fische lebendige Junge. Manche Rochen erreichen eine erstaunliche Größe und spielen die Rolle gefährlicher und sehr gefräßiger Raubfische, denn sie erreichen öfters eine Größe von 4—10 F., ja Baillant versichert, einen gefangenen Hornrochen gesehen zu haben, der 21 F. lang, 28 F. breit war und gegen 2000 Pf. schwer geschätzt wurde. Der dünne Schwanz dient den Rochen als nicht verächtliche Waffe, zumal wo er einen oder zwei dolchförmige Stacheln trägt und in allen Richtungen umherpeitschend empfindliche und schwer heilende Wunden beizubringen vermag, wie es bei dem Stechrochen (Trygon) und dem Adlerrochen (Myliobatis) der Fall ist. Der gemeine Adlerrochen, welcher im Mittelmeere häufig ist, liefert vielen Leberthran, welchem man in Italien specifische Wirkung gegen Lähmungen zuschreibt. Der schon seit alten Zeiten bekannte Zitterrochen (Torpedo) kann durch sein elektrisches Organ galvanische Entladungen bewirken, welche aber in Beziehung auf Heftigkeit nicht entfernt mit den Schlägen des Zitteraals zu vergleichen sind. Die Basilisken in alten Sammlungen sind verzerrte Rochen. Der amerik. Hornrochen, der ausnehmend groß wird, scheint der von ältern Reisenden mit unverkennbaren Übertreibungen beschriebene Meeresteufel zu sein.

**Rochester**, das röm. Durobrivae, als Bischofsitz eine City in der engl. Grafschaft Kent, links am Medway, über welchen eine alte Brücke von 11 Bogen und 560 F. Länge führt, ist durch eine Häuserreihe mit Chatam (s. d.) verbunden und hat, obschon gut gebaut, viel Alterthümliches. Die vom Könige Ethelred um das J. 600 gegründete und 1089 fast ganz umgestaltete Kathedrale ist nur ihres hohen Alters wegen merkwürdig; von der ehemals stattlichen Burg hat sich nur der große Thurm erhalten. Zur Ordnung des starken Austernfangs findet jährlich hier ein aus dem Schoose des Magistrats gewähltes Admiralitätsgericht statt. Die Stadt zählt 14000 E. — **Rochester**, eine City im nordamerikan. Freistaat Newyork, Hauptstadt der Grafschaft Monroe, zu beiden durch drei Brücken verbundenen Seiten des Genesee, unweit der Mündung in den Ontariosee, sowie an der Großen Westbahn und am Erieanal gelegen und durch den Genesee-Valleykanal auch mit dem Mississippigebiete verbunden, ist gut gebaut hat eine 1850 gestiftete Universität der Baptisten, ein theologisches Seminar der Baptisten (in dessen Besitz jetzt die Bibliothek A. Neander's aus Berlin), zwei Waisenhäuser, ein Museum und eine Menge Schulen. Nächst Lowell in Massachusetts gehört R. zu den am schnell-

sten aufblühenden Städten in den Vereinigten Staaten. Im J. 1812 befanden sich hier nur einige hölzerne Häuser, 1817 wurde es als Village, 1834 als City incorporirt, und 1850 hatte es 36403 E., darunter über 5000 Deutsche. Es verdankt diesen Aufschwung vornehmlich der ungeheuern Wasserkraft, welche hier die Fälle des Genesee darbieten, die zusammen eine Höhe von 268 F. innerhalb der Stadt haben und aus drei Hauptfällen von respective 96, 20 und 105 F. perpendiculären Falls bestehen. R. ist eine sehr wichtige Fabrikstadt. Neben dem Maschinenbau, der Fabrikation von Wollenwaaren, den Töpfereien und Gerbereien sind von ganz besonderer Wichtigkeit die Säge- und Mahlmühlen.

**Rochester** (John Wilmot, Earl of), einer der wichtigsten engl. Satiriker und zugleich einer der zügellosesten Wüstlinge am Hofe Karl's II., wurde 1647 geboren und erhielt seine Bildung in Wadham-College. Nachdem er Magister artium geworden, durchreiste er Italien und Frankreich, zeichnete sich zur See durch Bravheit aus, ergab sich aber nachher den entehrendsten Ausschweifungen in dem Maße, daß er nach eigenem Geständniß fünf Jahre hintereinander im Zustande der Trunkenheit lebte. Dies untergrub seine Gesundheit, sodaß er bereits 1680 starb. Kurz vor seinem Tode ließ er sich noch vom Bischof Burnet von Salisbury bekehren; der Bischof gab selbst eine Schrift über diese Bekehrung heraus. Seine Gedichte (Lond. 1681; am vollständigsten 1756) sind leicht hingeworfen, ohne Feile und mit Ausnahme einiger wenigen ohne Werth; am besten sind noch seine Satiren, aber auch sie sind häufig durch Schmutz entstellt. Einen merkwürdigen Gegensatz gegen sein Leben und seine Gedichte bilden seine Briefe in denen er sich als zärtlichen Vatten und Vater zeigt.

**Rochetum** heißt das von feiner weißer Leinwand gefertigte, mit Spitzen besetzte Chorthemde welches Bischöfe, Abte und Chorherren der kath. Kirche als Amtskleidung tragen.

**Rochlitz**, eine Stadt in Sachsen, an der Zwickauer Mulde, über welche hier eine Brücke führt, ist ziemlich gut gebaut, nachdem sie 1804 zum großen Theil abgebrannt, und hat 4500 E., ein Schloß mit zwei hohen Thürmen (die Rochlitzer Thurnen genannt), drei Kirchen, darunter die goth. Kunigundenkirche. In der Nähe liegen ergiebige rothe Porphyrsteinbrüche, die schon in der frühesten Zeit gangbar waren. Die Stadt ist slaw. Ursprungs. Grafen von R. kommen schon im 8. Jahrh. vor. Kaiser Konrad III. belieh 1143 mit der Grafschaft den Markgrafen Konrad d. Gr. von Meissen, bei dessen Theilung seiner Lande unter seine Söhne, 1156, sie dem dritten, dem Markgrafen von der Lausitz, Debo, zuviel. Beim Aussterben der Markgrafen von der Lausitz wurde damit der Markgraf Dietrich der Bedrängte von Meissen beliehen. Seit dem 16. Jahrh. war sie wiederholt Leibgedinge und Sitz mehrerer verwitweten Kurfürstinnen. Kurfürst Johann Georg IV. schenkte sie seiner Geliebten, dem Fräulein von Reitschütz, die er 1693 zur Gräfin von R. erhob. Vgl. Stieglitz, „Über die Kirche der heil. Kunigunde zu R.“ (Lpz. 1829).

**Rochlitz** (Friedr.), bekannt als Erzähler, sowie durch seine Arbeiten im Fache der musikalischen Theorie und Kritik, geb. zu Leipzig 12. Febr. 1769, besuchte die dasige Thomasschule, wo zuerst sein Sinn für Musik geweckt wurde, und studirte dann Theologie und Kant'sche Philosophie. Ohne ein bestimmtes Amt zu suchen, blieb er in seiner Vaterstadt, wo er sich ganz der literarischen und musikalisch-kritischen Thätigkeit widmete. Vom Großherzoge von Sachsen-Weimar wurde er zum Hofrath ernannt. Er starb zu Leipzig 16. Dec. 1842. Seine „Zeichnungen von Menschen nach Geschichte und Erfahrung“ (Lpz. 1794), die „Charaktere interessanter Menschen in moralischen Erzählungen dargestellt“ (4 Bde., Züllichau 1799—1803) und die „Denkmale glücklicher Stunden“ (2 Bde., Zül. 1810—11) wurden mit Beifall aufgenommen. Doch noch gelungenere Arbeiten waren seine „Kleinen Romane und Erzählungen“ (3 Bde., Ff. 1807) und die „Neuen Erzählungen“ (2 Bde., Lpz. 1816). Eine „Auswahl des Besten aus R.'s sämtlichen Schriften“ lieferte der Verfasser selbst (6 Bde., Zül. 1821) und eine ähnliche Sammlung ist die „Für ruhige Stunden“ (2 Bde., Lpz. 1828). Für die Kritik der Musik hat R. sich große Verdienste erworben, namentlich in der von ihm gegründeten „Allgemeinen musikalischen Zeitung“, welche er von 1798—1818 redigirte. Die vorzüglichsten seiner auf Tonkunst und Tonkünstler bezüglichen Abhandlungen und Mittheilungen stellte er in der Sammlung „Für Freunde der Tonkunst“ (2. Aufl., 4 Bde., Lpz. 1830—32) zusammen. In der letzten Zeit wurde die religiöse Richtung bei ihm die vorherrschende. Auf seine Kosten ließ er die „Heiligen Schriften des Neuen Testaments. Mit nöthigen Nachhülfen zu häuslicher Erbauung“ (Lpz. 1835) im Druck erscheinen.

**Rochow** (Friedr. Eberh. von), auf Retahn, ein um die Jugendbildung verdienter Mann, war zu Berlin 11. Oct. 1734 geboren, besuchte die Ritterakademie zu Brandenburg und trat in seinem 15. J. in die Garde. Während des Siebenjährigen Kriegs lernte er 1759 in Leipzig



Gellert und andere dasige Gelehrte kennen. Da im folgenden Jahre eine Verwundung ihn des Gebrauchs der rechten Hand beraubte, mußte er den Kriegsdienst verlassen und lebte nun auf seinen Gütern, wo er sich mit Eifer der Verbesserung des Ackerbaus und des Schulunterrichts unterzog, der damals noch sehr vernachlässigt war. Sein „Versuch eines Schulbuchs für Kinder der Landleute“ (Berl. 1772), worin er eine bessere Methode aufstellte, fand vielen Beifall, und die Ausführung seiner Vorschläge auf seinen Gütern wurde von dem besten Erfolge gekrönt, namentlich zu Rathenow, wie denn auch die später erfolgte Landschulenverbesserung in den preuß. und andern Staaten größtentheils mit als sein Werk betrachtet werden kann. Als Kinderschriftsteller zeichnete er sich gleichfalls aus, wie sein „Kinderfreund“ (Berl. 1776) beweist, der viele Auflagen erlebte, auch sonst mehrfach neu bearbeitet wurde, z. B. von Schlegel (2 Bde., Lpz. 1856). Von ihm rührt das Denkmal bei Hakenberg unweit Fehrbellin her. Er starb als Domherr zu Halberstadt 16. Mai 1805.

**Rochow** (Gust. Adolf Rochus von), preuß. Staatsmann, geb. 1. Oct. 1792 zu Neuhausen bei Rathenow, studirte 1810 zu Heidelberg und Göttingen die Rechte, folgte aber 1813 dem Aufrufe des Königs als freiwilliger Jäger, machte die Feldzüge gegen Napoleon mit und ward bald zum Offizier befördert. Nach dem Frieden ging er auf seine Güter, von wo er 1822 als Abgeordneter nach Berlin kam, um an den provincialständischen Verfassungsarbeiten nicht bloß für die Mark, sondern auch für die andern Provinzen Theil zu nehmen. Hierdurch veranlaßt in den Staatsdienst zu treten, ward er 1823 Mitglied der Staatsschuldenverwaltung, kam bald darauf als vortragender Rath für ständische Angelegenheiten in das Ministerium des Innern und wurde 1826 zum Geheimen Regierungsrath, 1831 zum Präsidenten der Regierung zu Merseburg ernannt. Im J. 1834 erhielt er das Ministerium des Innern und der Polizei, welchem Refort 1837 auch die gewerblichen Angelegenheiten untergeordnet wurden. Aus dieser Stellung schied er 1842, jedoch dauerte seine Thätigkeit noch als Mitglied des Staatsraths fort, dessen Präsident er 1843 wurde. Er starb 11. Sept. 1847 zu Aachen. Während seiner achtjährigen Verwaltung verfolgte R. entschieden conservative Grundsätze; doch hat er sich um die verschiedenen ihm anvertrauten Theile der Staatsverwaltung die anerkanntesten Verdienste erworben. Mit besonderm Eifer widmete er sich dem Gefangen- und Zuchthauswesen. Die Polizei, in welcher er ein nothwendiges Mittel zur Aufrechthaltung gesetzlicher Ordnung und Abwehr eindringender Umwälzungsversuche erblickte, fand unter ihm eine besonders kräftige Handhabung. — **Rochow** (Theod. Heinr. Rochus von), preuß. General und Diplomat, Bruder des Vorigen, geboren 1793, trat frühzeitig in das preuß. Heer und machte in der Cavalerie die Feldzüge bis 1815 mit. Im J. 1835 ging er zur diplomatischen Laufbahn über, indem er zum Gesandten in der Schweiz und Württemberg ernannt wurde. Seine Stellung als Offizier der Armee behielt er jedoch bei und wurde 1837 zum Obersten, 1843 zum General befördert, 1849 zum Generallieutenant. Seit 1845 war er preuß. Gesandter in Petersburg und hat wesentlich dazu beigetragen, das gute Einvernehmen beider Höfe auch unter den schwierigen Verhältnissen der neuesten Zeit zu erhalten. Im J. 1851 bei der Restauration des Bundestags vertrat er Preußen einige Monate, Mai bis Juli, ohne seines Gesandtschaftspostens enthoben zu sein, auf welchen er dann zurückkehrte.

**Rochus**, ein Heiliger der kath. Kirche, ein Franzose, aus Montpellier gebürtig, führte einen frommen Wandel und zeichnete sich namentlich durch die aufopfernde Pflege von Pestkranken aus. Von einer seiner Reisen zurückkehrend, wurde er an einem Orte, der früher seiner Familie eigen gehört, aus Irrthum ins Gefängniß geworfen, in dem er 1327 starb. Die Wunder, die sich bei seinem Tode ereignet haben sollen, begründeten seine Versetzung unter die Heiligen.

**Rock** (der heilige), eine von den angeblichen Reliquien Christi, findet sich in mehreren Exemplaren, z. B. zu Argenteuil, Trier und anderwärts, entweder aus leinenem oder aus wollenem Stoffe und zwar ohne Naht gefertigt. Am bekanntesten ist in neuerer Zeit der im Dom zu Trier aufbewahrte Rock Christi geworden, weil die von dem Bischof Arnoldi 1844 verfügte Ausstellung desselben zur Entstehung der Deutsch-Katholiken (s. d.) viel beigetragen hat. Über die Herkunft des Rocks berichtet eine schwerlich vor dem 12. Jahrh. entstandene Sage, daß ihn die Kaiserin Helena, die Mutter Konstantin's, mit dem Kreuze Jesu in Palästina aufgefunden und aus alter Anhänglichkeit an Trier dem Bischof Agrätius daselbst sammt andern Reliquien geschenkt habe. Dagegen spricht sich eine, wie es scheint, ältere Legende in folgender Weise aus. Den grauen Rock (so wird er hier genannt), den Maria aus der Wolle eines Lammes gesponnen und die heilige Helena auf dem Ölberge gewirkt, hat Christus bei der Kreuzigung getragen. Dann kam er in die Hände eines Juden, wurde jedoch von diesem, weil die Blutflecke sich nicht

auswaschen ließen, ins Meer geworfen und von einem Walfische verschlungen. Inzwischen war Drendel oder Arendel, der Sohn des christlichen Königs Engel in Trier, nach Palästina gezogen, um die Königin von Jerusalem, die schöne Frau Brende, zu gewinnen, erlitt unterwegs Schiffbruch und rettete sich an eine Küste, wo er als Knecht Dienste bei einem Fischer nahm. Beide zusammen fingen jenen Walfisch und fanden in dem Bauche desselben den grauen Rock. Drendel erkaufte diesen von dem Fischer um 30 Gulden und zog in ihm zum Heiligen Grabe, wo er sich durch Waffenthaten gegen die Heiden bald so hervorthat, daß ihn Frau Brende zum Könige von Jerusalem erhob. Als solcher empfing er von einem Engel die Aufforderung, seinem von Heiden belagerten Vater in Trier Hülfe zu bringen. Er und Brende führten dies glücklich aus. Allein da unterdessen die Ungläubigen das Heilige Grab erobert hatten, so beschleunigte Drendel seine Rückkehr und ließ auf Befehl eines Engels den grauen Rock in Trier zurück, der nun in einen steinernen Sarg verschlossen wurde. Man erkennt hieraus leicht, daß die Entstehung der Sage in die Zeit der Kreuzzüge fällt. Der heilige Rock zu Trier wird gewöhnlich alle 25 J. zur Verehrung ausgestellt. Bildmeister und Sybel bewiesen in der Schrift „Der heil. Rock zu Trier“ (Düsseld. 1845) die Unechtheit der Reliquie.

**Rocky-Mountains** oder **Stony-Mountains**, d. h. Felsengebirge, ist der gemeinsame Name des auf seiner weiten Erstreckung sehr verschiedenartig gestalteten nordamerik. Gebirgssystems, welches als nördliche Fortsetzung der mexican. Centralcordilleren oder Sierra Madre das ganze Gebiet der Vereinigten Staaten, sowie das brit. Nordamerika in westnordwestlicher Richtung von 36° oder in weiterm Sinne von 32° n. Br. bis zu den Küsten des nördlichen Eismeeers und der Mündung des Mackenzie oder etwa 70° n. Br., also 510—570 M. weit durchschneidet, die Grenze zwischen der großen Centralebene im Osten und den Gebirgs- und Plateaulandschaften von Obercalifornien, Utah, Oregon und Neucaledonien und als solche zugleich eine merkwürdige Land- und Wasser-, Klima-, Vegetations- und Völkerscheide auf ungeheuern Räumen von Einöden bildet. Von dem Gebirgsknoten der Sierra Verde, zwischen 38½° und 40½° n. Br., laufen gegen Südsüdosten nach Neumexico zwei Ketten aus: die westliche bildet die Wasserscheide zwischen dem Rio Grande del Norte und dem Rio Colorado und zieht als Sierra de las Grallas, Sierra de los Mimbres oder de Mogollon in die Nähe der mexican. Sierra Madre, wird auch wol selbst unter diesem Namen mit einbegriffen, ist aber durch die Hochebene des Rio Gila von derselben getrennt. Die östliche Kette oder Sierra de los Comanches schließt mehrere Längenthäler ein, unter denen das des Rio Pecos das bedeutendste ist, und endet erst 29° n. Br. als Guadalupegebirge in Texas. Beide haben zur Basis eine Hochebene von 2—7000 F. Höhe. Die östliche, welche nördlich vom 36. Breitengrade an auch den Namen Rocky-Mountains führt, trägt an ihrem Ostrande sehr bedeutende Granitgipfel (Pics). Weiter nördlich, jenseit des tiefen Durchbruchspalts des Arkansas, erheben sich der James-Peak oder Pike's-Peak, der Long's-Peak oder Bighorn, letzterer wol der höchste Berg der Rocky-Mountains innerhalb der Unionsstaaten. Vom James Peak an ist die östliche und westliche Hauptkette durch mehrere Querreihen fast ebenso hoher Berge verbunden, wodurch mehrere große ungeschlossene Hochthäler oder Gründe entstehen, welche Parks heißen und deren es zwischen 39 und 41° n. Br. drei gibt: den South-Park oder Bayou Salade, am Fuße des Pike's-Peak und nordwestlich von der Hauptquelle des Arkansas, den Middle-Park oder Old-Park, mit den Quellen des Grand-River, des Rio Colorado, und den North-Park oder New-Park, mit den Quellen des Nebraska oder North-Fork, des Platte-River. Nordwärts erhebt sich in nordwestlicher Richtung das 17 M. lange und 6½ M. breite Windrivergebirge, ein zweiter merkwürdiger Gebirgsknoten, auf welchem der Windriver des Missouri, der Green-River oder obere Colorado und der Lewis-Fork des Columbiastroms entspringen, und dessen Culminationspunkt, der Fremont's-Peak, sich 12732 F. erhebt. Gegen Nordwesten nach Oregon zweigt sich von diesem Gebirgsknoten das Salmon-Rivergebirge ab mit den Quellen des Salmon-River oder Lewis-River, North-Fork, die nur einige Tausend Fuß von den höchsten Quellen des Missouri entfernt liegen. Weithin gegen Nordosten ziehen die niedrigen Blackhills oder Schwarzen Hügel bis zur Mündung des Yellowstone in den Missouri. Gegen Südsüdwest läuft nach dem Territorium Utah das Timpanogos- und Wahsatschgebirge, welches sich im Allgemeinen wenig über die 5—7000 F. hohe Plateaufläche erhebt und dieselbe in eine östliche und westliche Abtheilung scheidet. Jene fällt zwischen 37 und 43°, diese zwischen 34 und 45° n. Br. den ganzen Raum von den Rocky-Mountains bis zu den Seealpen oder der Sierra Nevada von Obercalifornien aus. Nördlich vom Windrivergebirge setzt sich die Hauptkette der Rocky Mountains in gleicher Bildheit und Zerklüftung fort und erreicht zwischen 52—53° n. Br., in der Nähe der Saskat-



Schewanquellen, auf brit. Gebiete, ihre bedeutendsten Höhen. Dann aber senken sie sich weiter nordwärts immer mehr, sodaß sie von 56—62', wo sie den Namen Chippewayan-Mounts tragen, die Höhe von 4000 F. nicht mehr überschreiten und zuletzt gegen das Eismeer hin nur noch 2000 F. hoch sind. Die bekanntesten Pässe und Reiserouten über die Hauptkette der Rocky Mountains sind folgende sechs: 1) der nördlichste Paß zwischen dem Unigah oder Friedensfluß (Peace-River) und dem Lakutschessih oder Frazer's-River; 2) der schwierigere Paß zwischen den Quellen des Saskatschewan und Columbia, wie der erstere auf brit. Gebiete und zu weit nördlich für den großen Verkehr; 3) der Nordpaß zwischen den Quellflüssen des Missouri und dem Bitter-Root-River, ziemlich bequem, aber dennoch sehr wenig besucht, weil der Weg dahin vom Mittelpunkte der Vereinigten Staaten zu entfernt ist; 4) der Südpass auf der Oregonstraße, die von Independence im Staate und am Flusse Missouri über den Kansas und dann am Platte aufwärts nach dem Lewis führt, der besuchteste; 5) der Weg vom Green-River (Rio Colorado) durch die drei Parks in das Thal des Arkansas; 6) die gewöhnliche Karavananstraße von Independence über den Arkansas nach Sta.-Fé in Neumexico. Diese Route verfolgte General Kearney mit seinem Armeecorps im Kriege gegen Mexico 1846.

Rococostil nennt man die Ausartung des classischen Bau- und Verzierungsstils im 18. Jahrh. Ob der Name von einem Baumeister Rocco, oder vielmehr von rocaille, der damals üblichen Muschel- und Tuffsteinverzierung, abzuleiten sei, ist schwer zu bestimmen. Die richtigste Erklärung des Rococostils wäre wol die, daß derselbe immer entsteht, wenn die innere Bedeutung der Formen vergessen ist, diese aber dennoch um des Effects willen und zwar mit Mißverständnis angewendet werden. Werke dieser Art können für das Auge noch immer eine angenehme, selbst malerische Wirkung machen, aber die Kunst geht darin zu Ende. In diesem Sinne gäbe es auch einen röm. Rococostil, z. B. in den Bauten Diocletian's; ja ein jeder Baustil, der einer neuen Verpuppung entgegengeht, wird eine derartige Modification erleiden. Für den Rococostil des 18. Jahrh., der in Italien entstand und besonders in Frankreich seine Spitze erreichte, sind bezeichnend die ausgeschweiften, in lauter Curven bewegten Facaden, die krummen und gebrochenen Giebel, die ganz willkürlichen Fenster- und Thüreinfassungen, im Innern die Überladung mit sinnlosen Zierathen, in der Ornamentik das Muschelwerk, die manierirten Blumenguirlanden, die ausgeschweiften, krummbeinigen Tische, Stühle, Sophas u. s. w., endlich die sehr ausgesprochene Liebhaberei für chines. und japan. Nippsachen, welche in ihrer barbarischen Niedlichkeit ganz gut zu dem übrigen paßten. Dem Rococostil machten seit dem letzten Viertel des 18. Jahrh. ein Ende die große Reaction eines neuen Classicismus in allen Künsten und die damit verbundenen Moden à la grecque in Hausgeräth und Kleidung. Die Erneuerung desselben in den letzten Jahren, wobei nicht nur alle möglichen noch vorhandenen Geräthschaften dieses Stils wieder zu Ehren gebracht, sondern auch massenhaft von neuem in demselben gearbeitet wurde, hat indeß wieder der edlern Renaissance (s. d.) Platz gemacht. Die aristokratische Ziererei mit vorgeblichem Ahnenbesitz war es hauptsächlich, die diese Mode hervorrief.

Mode (Christian Bernh.), Geschichtsmaler und Kupferstecher, geb. zu Berlin 1725, ging 1750 nach Paris, später nach Italien, wo er sich theils in Rom, theils in Venedig zwei Jahre aufhielt. In Italien malte er Alexander, welcher weinend den Leichnam des Darius mit seinem Purpurmantel bedeckt. Nach der Rückkehr aus Italien veranlaßte ihn der Tod seines Vaters 1756 zu zwei großen allegorischen Gemälden, welche er nebst einem Altarblatte der Marienkirche zu Berlin schenkte. Ähnliche Geschenke erhielten von ihm andere Kirchen, namentlich die Garnisonkirche. Nur sein rastloser Fleiß und seine Manier, welche die mühsame Vollendung verschmähte, machen die Menge seiner Arbeiten erklärlich; die meisten derselben sind von ihm selbst in Kupfer radirt worden; so auch die berühmten Masken nach Schlüter. Mit besonderer Liebe malte er die merkwürdigsten Epochen aus der brandenburg. Geschichte. Auch aus seines Freundes Gellert's „Idyllen“ hat er einige schöne Stücke gemalt und zu allen Fabeln Gellert's Blätter radirt. Biblische Gegenstände waren ihm indeß die liebsten. Einen besondern Werth legte er auf einen Christuskopf und eine Auferweckung der Todten. Er starb als Director der berliner Akademie der bildenden Künste 24. Juni 1797. — Sein Bruder, Joh. Geint. M., geb. 1727, gest. 1759, hat mehrere Blätter, unter andern zu Rabener's Satiren, radirt.

Mode (Pierre), ein höchst bedeutender Virtuoso auf der Violine, geb. zu Bordeaux von deutschen Eltern 26. Febr. 1774, zeigte von früher Jugend an Anlagen für Musik und insbesondere viel Liebe zur Violine. Im J. 1787 begab er sich nach Paris, wo Viotti ihn unterrichtete und er 1790 als Führer der zweiten Violine bei dem Orchester des Theaters Feydeau angestellt wurde. Hierauf unternahm er 1796 seine erste Kunstreise, kam nach Holland, Deutschland,

endlich nach London, wo aber in Folge des Nationalhasses ihm nur geringe Anerkennung zu Theil wurde. In Paris wieder angelangt, wurde er Professor der Violine am Conservatorium und, nachdem er auch Spanien bereist, Soloviolinist in der Hauskapelle des Ersten Consuls Bonaparte. Sehr vortheilhafte Anträge des russ. Hofes bestimmten ihn 1803, mit Boneldieu sich in Petersburg niederzulassen. In diese Zeit fällt der Höhepunkt seiner künstlerischen Leistungen. Fünf Jahre blieb er daselbst. Endlich nöthigte ihn Fremdenhaß, nach Frankreich zurückzukehren, wo er sich indessen ebenfalls nicht mehr heimisch fand. Überflügelt von jüngern Kunstgenossen und innerlich gebrochen, starb er zu Bordeaux 25. Nov. 1830. Berühmt sind besonders seine zwölf Concerte, welche von allen Violinmeistern gespielt worden sind. Außerdem sind von ihm 24 Capricen in Etüdenform, mehrere Streichquartette und die mit Baillot und Kreutzer zugleich verfaßte Violinschule des pariser Conservatoriums zu nennen.

**Röderer** (Pierre Louis, Graf), franz. Staatsmann und Publicist, der Sohn eines Parlamentsprocurators zu Metz, wurde 15. Febr. 1754 geboren. Er studirte die Rechte und erhielt 1779 eine Stelle als Parlamentsrath. Durch mehrere Schriften machte er sich als Anhänger der politischen Bewegung bekannt, sodaß ihn der Dritte Stand seiner Provinz 1789 zu den Generalstaaten abordnete. In der Nationalversammlung entfaltete er besonders in der Finanzfrage gründliche Kenntnisse. Nach Auflösung der Constituirenden Versammlung wählte ihn das Depart. Seine zum Generalanwalt, in welcher schwierigen Stellung er sich mit Mäßigung benahm. Während der Ereignisse vom 10. Aug. 1792 war es R., welcher der königl. Familie in den Schooß der Nationalversammlung zu flüchten rieth. Obschon dies den Sturz des Thrones mit sich führte, erregte er sich doch damit den Haß der Jakobiner, mußte sich fortan verbergen und trat erst nach dem Sturze der Schreckensherrschaft wieder ans Licht. Er hatte Theil am „Journal de Paris“ und veröffentlichte 1795 eine Flugschrift „Des réfugiés et des émigrés“, die viel Aufsehen machte. Im Juni 1796 wurde er in das Institut gewählt und das Directorium ernannte ihn zugleich zum Professor der politischen Oekonomie für eine der Centralschulen. In den Ereignissen des 18. Fructidor rettete ihn Tallenrand's Fürsprache vor einem Verbannungsdecrete. Als ein großer Verehrer von Bonaparte's Genie wirkte R. bedeutend auf dem Wege der Presse für Einführung der Consularverfassung. Er erhielt dafür eine Stelle im Staatsrathe und den Auftrag, das Präfecturwesen einzurichten, dann auch die Direction des Unterrichts. Plötzlich zog sich indessen R. die Ungnade des Ersten Consuls zu, was ihn jedoch nicht hinderte, für denselben thätig zu sein. Er trat in den Senat und brachte zuerst die Lebenslänglichkeit des Consulats in Anregung. Wiewol ihn Bonaparte öffentlich desavouirte, mochte er sich gerade deshalb um so mehr dessen Gunst heimlich zu erfreuen haben. Im J. 1806 schickte ihn Napoleon an den König Joseph nach Neapel, dessen Finanzminister und Zwischenhändler er wurde. Zugleich erhob ihn Napoleon zum Grafen des Kaiserreichs. Im Dec. 1810 übernahm R. das Amt eines Ministers und Staatssecretärs beim Großherzoge von Berg und gegen Ende des J. 1813 ging er als außerordentlicher Commissar des Kaisers nach Strassburg. Während der Hundert Tage arbeitete er an der Volksbewaffnung in Burgund und Bretagne und erhielt dafür einen Sitz in der Pairskammer, wo er sich nach der Schlacht von Waterloo zu Gunsten Napoleon's II. aussprach. Mit der zweiten Restauration verschwand er vom öffentlichen Schauplaze. Unter Anderm schrieb er in der Restaurationszeit „Mémoires pour servir à l'histoire de Louis XII et de François I“ (2 Bde., Par. 1825). Nach der Julirevolution erregte seine Schrift „Esprit de la révolution de 1789, et sur les événements du 20 Juin et du 10 Août“ außerordentliche Aufmerksamkeit. Ludwig Philipp, dessen Politik er durch seine Feder unterstützte, gab ihm 1832 die Pairswürde zurück. R. starb 17. Dec. 1835. Seine nachgelassenen Memoiren sollen auf den Wunsch des Hofes verbrannt worden sein.

**Rodney** (George Brydges), berühmter brit. Seeheld, geb. 1718, trat früh in den Seediens und erwarb sich sehr jung schon Auszeichnung. Im J. 1751 zum Commodore und 1759 zum Admiral befördert, befehligte er im lesterwähnten Jahre die Unternehmung gegen Havre de Grace, welches er im Angesicht der franz. Flotte bombardirte. Im J. 1762 eroberte er Martinique, worauf er nach Abschluß des Friedens 1763 die Stelle eines Gouverneurs des Invalidenhospitals zu Greenwich erhielt. Sein leidenschaftlicher Hang zum Spiel aber hatte ihn in Schulden gestürzt. Da er nicht bezahlen konnte, floh er nach Frankreich, wo ihn der Marschall Biron edelmüthig unterstützte. Dem Könige von England von neuem empfohlen, erhielt er 1779 den Oberbefehl der westind. Flotte. Im Jan. 1780 eroberte er eine bedeutende Anzahl span. Transportschiffe und acht Tage nachher schlug er die span. Flotte unter Langara. Hierdurch verschaffte er dem bedrängten Gibraltar Lebensmittel und Kriegsbedürfnisse. Im Mai 1780 lie-



ferte er der franz. Flotte unter dem Befehle des Grafen Guiche auf der Höhe von Martinique drei unentscheidende Gefechte. Sein Unternehmen im Dec. 1780 gegen die Insel St.-Vincent mißlang; dafür eroberte er im Febr. 1781 die Inseln St.-Eustache, Martin und Saba, wobei gegen 200 Kauffahrtei- und Kriegsschiffe in die Hände der Engländer fielen. Auf diesen Sieg folgte die Übergabe der holl. Colonien Essequibo, Demerary und Berbice, sowie der Insel St.-Barthelemy. Sein glänzendster Sieg war jedoch der vom 12. April 1782 über die franz. Flotte unter dem Grafen Grasse auf der Höhe zwischen San-Domingo und den Heiligen Inseln mittels Durchbrechens der feindlichen Schlachtlinie. Die Franzosen verloren fünf Linienfahrer, darunter das Admiralschiff *Ville de Paris*, und Grasse selbst wurde gefangen. Für diesen Sieg, welcher Jamaica rettete, ernannte ihn der König zum Peer; das Parlament aber gewährte ihm eine lebenslängliche Pension von 2000 Pf. St. Seitdem lebte R. in Ruhe und starb 24. Mai 1792. Vgl. „*Life and correspondence of admiral R.*“ (Lond. 1830).

**Roebuck** (John Arthur), engl. Parlamentsmitglied und einer der bekanntesten unter den sogenannten philosophischen Radicals, ist ein Enkel des ausgezeichneten Arztes John R. in Sheffield und wurde 1801 zu Madras in Ostindien geboren. Noch als Knabe ging er mit seinen Altern nach Canada, welche Provinz er 1824 verließ, um sich in England zum Rechtsgelehrten auszubilden. Der eiserne Fleiß, mit dem er sich trotz seines schwächlichen Körpers dem Studium hingab, hielt ihn nicht ab, sich zugleich aufs lebhafteste an den politischen und socialen Bewegungen der Zeit zu betheiligen. Für die Sache der Parlamentsreform wirkte er sowohl durch die Presse als in den Meetings und erwarb sich bei der Volkspartei ein solches Ansehen, daß er 1832 von der Stadt Bath in das erste reformirte Parlament gewählt wurde. Er schloß sich hier namentlich Hume, Leader und Molesworth an und gründete mit Letzterm die „*Westminster review*“, die als literarisches Organ der Radicals dienen sollte. Doch gewann er als Redner keinen bedeutenden Einfluß, bis die Wirren in Canada ihm eine Gelegenheit boten, sich eine Stellung zu verschaffen, in der alle Blicke nothwendig auf ihn gerichtet sein mußten. Er hatte mit seinem Freunde Hume sich energisch der von der Colonialregierung mißhandelten franz. Canadier angenommen und ward zum Dank von dem House of assembly für Niedercanada 1836 zu ihrem Agenten in England ernannt. Als solcher widersezte er sich im März 1837 dem Plane der Regierung, den Widerstand der Gesetzgebenden Versammlung Canadas gegen ihre Maßregeln durch Beschlüsse des brit. Parlaments zu brechen, im Hause der Gemeinen mit Kraft und Beredsamkeit, sah aber alle seine Bemühungen an der ministeriellen Majorität scheitern. Die von ihm um diese Zeit herausgegebenen „*Pamphlets for the people*“, in denen er die regierungsfeindliche Presse mit der schonungslosesten Bitterkeit angriff, verwickelte ihn in eine persönliche Fehde mit dem Redacteur der „*Morning chronicle*“, Black, die jedoch ohne Blutvergießen endete. Den Whigs und Tories jetzt gleich verhaßt, verlor R. durch eine Coalition derselben bei den Wahlen von 1837 seinen Parlamentssitz; indeffen wurde er im Jan. 1838, bei der Berathung über den ministeriellen Vorschlag, die Verfassung von Niedercanada bis zum 1. Nov. 1840 außer Kraft zu setzen, als der Agent der Canadier vor beiden Häusern des Parlaments gehört, und 1841 ernannten ihn die Wähler von Bath zum zweiten male zu ihrem Abgeordneten. An dem von Cobden angeregten Freihandelskampfe nahm er eifrigen Antheil und zeigte sich als einer der entschiedensten Gegner des Monopols. Inzwischen brachte ihn seine Unabhängigkeit, die alle Parteiverpflichtungen verschmähte, in eine isolirte Stellung, die seinen politischen Erfolgen nachtheilig wurde. So büßte er 1847 abermals seinen Parlamentssitz ein, erhielt aber schon im Mai 1849 das Mandat für Sheffield. Obgleich er sich früher gegen alle Einmischung in die Angelegenheiten des Continents ausgesprochen, war er es nunmehr, der im Juni 1850 den mit großer Majorität angenommenen Antrag auf förmliche Billigung der von Palmerston beobachteten Interventionspolitik vorbrachte und dadurch den Sturz des im Oberhause geschlagenen Ministeriums verhinderte. Dies hielt ihn aber keineswegs ab, in den Verhandlungen über die Titelbill energisch gegen die Regierung aufzutreten und in seiner „*History of the Whig ministry of 1830*“ (2 Bde., Lond. 1852) die seit 20 J. mit kurzen Unterbrechungen am Ruder gestandene Partei mit nachsichtsloser Strenge zu charakterisiren. Durch einen Schlaganfall, der ihn im Sommer 1852 betraf, wurde seine Gesundheit ernstlich erschüttert, und obwol Sheffield ihn bei den allgemeinen Wahlen von neuem zum Vertreter ernannte, erschien er doch seitdem nur selten im Unterhause. Bei seinen Collegen ist R. wegen seines reizbaren Temperaments und einer gewissen Schroffheit nichts weniger als beliebt, während er im Volke durch die Geradheit, Offenheit und Entschiedenheit seines Charakters bedeutende Popularität erlangt hat. Als Jurist besitzt er ausgebreitete Kenntnisse.

**Roer** oder **Ruhr**, ein rechter Nebenfluß der Maas in dem Regierungsbezirk Aachen der preuß. Rheinprovinz, entsteht in der Hohen Beem, 1½ M. nordnordöstlich von Malmédy, fließt mit vielen Krümmungen über Montjoie, Düren und Jülich gegen Nordosten, wendet sich dann gegen Nordwesten nach dem holl. Gebiet und mündet nach einem Laufe von 17 M. bei Roermonde, der Hauptstadt des holl. Herzogthums Limburg, welche 6000 E. zählt, die hauptsächlich von Tuchmanufacturen und Schifffahrt sich erhalten. Die R. ist nicht schiffbar, tritt häufig über ihre flachen Ufer, nährt viele Fische und speist eine Menge abgeleiteter Kanäle, die zahlreiche Hammerwerke treiben. Auch ist ihr Wasser vortrefflich zum Färben und Bleichen zu gebrauchen. Nach ihr wurde unter Napoleon I. das Roerdepartement benannt, dessen Hauptstadt Aachen war.

**Röer** (Hans Heinr. Eduard), ein ausgezeichnete Orientalist, der um die Förderung und Belebung der altind. Literatur in Indien selbst sich die größten Verdienste erworben hat, wurde 26. Dec. 1805 in Braunschweig geboren, wo er schon früh durch Professor Griepenkerl in die Herbart'sche Philosophie eingeführt wurde. Nachdem er 1827 in Königsberg unter Herbart selbst seine philosophischen Studien vollendet, habilitirte er sich 1833 in Berlin als Privatdocent, wo er mehrere Jahre hindurch über die verschiedenen Theile der Philosophie las. Aus dieser Zeit stammen seine Schriften „De Spinozae systematis principiis quaestio metaphysica“ (Berl. 1832), „Über Herbart's Methode der Beziehungen“ (Braunschw. 1834) und „Über das speculative Denken in seiner Fortbewegung zur Idee“ (Berl. 1837). Von der religiösen und philosophischen Entwicklung der Hindu lange Zeit angezogen, entschloß sich R. 1838 als Missionar nach Indien zu gehen, um eine höhere und edlere Civilisation unter den Indiern zu begründen. Zur Beförderung einer solchen Wirksamkeit studirte er noch Medicin, wurde in Jena Doctor der Medicin und kam im Jan. 1839 in Kalkutta an. Die Arbeiten der Mission entsprachen jedoch in keiner Hinsicht seinen Erwartungen, und schon nach kurzer Zeit gab er sein Amt bei derselben auf. Obgleich der anfängliche Zweck hiermit verfehlt war, wollte er doch nicht nach Deutschland zurückkehren, ohne wenigstens in wissenschaftlicher Hinsicht etwas geleistet zu haben. Er nahm deshalb eine Anstellung bei der Regierung an und benutzte seine freie Zeit, um mit ganzer Kraft sich dem Studium der orient. Sprachen und namentlich des Sanskrit, welches er erst nach seiner Ankunft in Indien begonnen hatte, zu widmen. Im J. 1841 wurde er Bibliothekar und 1846 Mitsecretär der Asiatischen Gesellschaft von Bengalen. In dem Journal derselben publicirte er mehrere treffliche Übersetzungen ind. Werke, unter andern in lat. Sprache den dritten Theil der Astronomie des „Bhâskara“, in engl. Sprache die „Vedânta-sâra“ oder Abriß der Vedântaphilosophie u. s. w. Besonderes Verdienst aber erwarb er sich durch die Begründung der „Bibliotheca Indica“, die, seit 1846 in monatlichen Hefen erscheinend, die Hauptwerke der ind., arab. und pers. Literatur im Text, meist mit Scholien und engl. Übersetzung versehen, bekannt macht. Von ihm selbst erschienen in dieser Sammlung „The two first lectures of the Sanhitâ of the Rig Veda“ (sanskrit. und engl., Bd. 1); „Brihad Aranyaka Upanishat with the commentary of Çankara and the gloss of Anandagiri“ (sanskrit. und engl., Bd. 2); „The Aça etc. Upanishats“ (sanskrit. und engl., Bd. 8 und 15); „The Chandogya Upanishat“ (sanskrit., Bd. 3); „Division of the categories of the Nyâya philosophy“ (sanskrit. und engl., Bd. 9); „The Sâhitya Darpana“ (sanskrit., Bd. 10). Eine Ausgabe des in Indien selbst sehr seltenen „Schwarzen Yajur-Veda“ wird von ihm vorbereitet.

**Roeskilde** (d. i. Roe's Quelle), eine Stadt auf der dän. Insel Seeland, an einem Busen des Isefiord, 4 M. westlich von Kopenhagen, wohin eine Eisenbahn führt, besteht aus einer einzigen Straße, hat gegen 3000 E., einige Papier-, Tuch- und Baumwollenfabriken, eine gelehrte Schule und ein Fräuleinstift. Berühmt ist besonders die alte Kathedrale oder Dreifaltigkeitskirche, in welcher 20 Könige und Königinnen von Dänemark beigesetzt sind. R. ist der älteste, jetzt aber aufgegebene Bischofssitz Dänemarks und war bis 1443 Residenz der dän. Könige. Am 28. Febr. 1658 wurde hier Friede zwischen Dänemark und Schweden geschlossen. In neuester Zeit ist es als Sitz der Ständerversammlung der dän. Inseln bekannt geworden.

**Rogate**, s. Sonntag.

**Rogen** oder **Roogen** nennt man die Eier der Fische. Sie sind meist rund, weich und klein, nur bei Haien und Rochen in eine pergamentartige oder hornharte viereckige Hülle eingehüllt. So hat ein Hering 30—40000, ein Karpfen an 300000, ein Stör, Kabeljau und andere Millionen von Eiern. Sie haben eine sonst nur bei Insekten vorkommende Lebens- und Widerstandskraft. Nach in Schottland angestellten Versuchen waren Eier gewisser Lachse, im Spätherbste aufbewahrt, nach 20 Wochen noch unverdorben und entwicklungsfähig. In den Festungsgrä-



ben Ostindiens erscheinen bald nach dem Eintritte des Regenwassers, was die vorher ganz ausgetrockneten Gräben wieder füllt, zahllose Brutfische, die in Eier eingeschlossen an fünf Monate unter dem völlig erhärteten Schlamm müssen zugebracht haben. Ja es gehen Fischeier von Enten und andern Wasservögeln unverdaut und der Lebenskraft nicht beraubt wieder ab, wodurch die Verbreitung gewisser Fische sehr unterstützt wird. Rogen des Störs und des Hausen wird eingesalzen, unter dem Namen Caviar (s. d.) in den Handel gebracht, und an Ort und Stelle dient er während des Ganges dieser Fische gekocht als Nahrungsmittel. Der Genuß des Rogens mancher Fische soll schädlich sein, und bei uns gilt dies hauptsächlich von dem Rogen der Barbe, der schon öfters bedenkliche Wirkungen hervorgebracht hat. Das Regen der Eier nennt man bei den Fischen Laichen (s. d.).

Roger I., Graf von Sicilien, war einer der zwölf tapfern Söhne des Normannen Tancred von Hauteville, die aus der Normandie um die Mitte des 11. Jahrh. als Soldkrieger nach Unteritalien zogen, wo R., der jüngste der Brüder, und Rob. Guiscard (s. d.), der ältere, durch ihre Eroberungen den Grund zu dem nachmaligen Königreiche beider Sicilien legten. R. eroberte 1060 Messina und siegte im folgenden Jahre über die Sarazenen bei Enna. Wegen Calabrien, das er seinem Bruder Guiscard hatte unterwerfen helfen, gerieth er mit diesem in einen blutigen Streit, indem derselbe die Hälfte davon, die er R. versprochen, ihm vorenthielt. Nach stattgefundener Ausöhnung und vollständiger Unterwerfung Siciliens zum Grafen von Sicilien ernannt, trat er nach des Bruders Tode 1085 an die Spitze der Normannen in Italien. Er unterstützte seine Neffen, Robert's Söhne, in der Behauptung Apuliens; Sicilien aber sah er als sein Eigenthum an. Hier ordnete er im Namen des Papstes die christliche Kirche, sodas die röm. Cultusform an die Stelle der griech. trat; doch behielten einige Städte, z. B. Palermo und Messina, griech. Bischöfe und griech. Gottesdienst. Auch den Sarazenen ließ er vollkommene Gewissensfreiheit. Darauf eroberte er Malta. Von dem Papste Urban II. erhielt er durch die Bulle vom 5. Juli 1098, deren Echtheit jedoch, sowie sie später lautete, bezweifelt wird, die Würde eines geborenen Legaten des apostolischen Stuhls, auf welcher das berühmte Tribunal der Monarchie von Sicilien beruhte. Demzufolge wurde R. Herr über alle kirchlichen Angelegenheiten, die nicht den Glauben betrafen, und oberster Richter in Kirchensachen, konnte Censuren und sogar den Bann verhängen, den jedoch der Papst durch eine Bulle zu bestätigen hatte. R., einer der größten Helden seiner Zeit, starb 22. Juni 1101 zu Mileto, seinem gewöhnlichen Wohnsitz in Calabrien, und ihm folgte in der Regierung sein Sohn Roger II. (s. d.).

Roger II., König von Sicilien, 1101—54, des Vorigen Sohn, war erst fünf Jahre alt, als sein Vater starb. Anfangs führte seine Mutter Adelheid (Adelasia), eine Tochter des Markgrafen Bonifacius I. von Montferrat, die Regentschaft. Diese machte sich jedoch den Siciliern durch Geiz und Herrschsucht so verhasst, daß sie sich genöthigt sah, den Prinzen Robert von Burgund, ihren Ehemann, zum Vormund und Statthalter in Sicilien zu ernennen. Nachdem R. die Regierung selbst übernommen, bewies er sich staatsklug, kühn und tapfer. Er unterwarf die meuterischen Barone, ordnete die Finanzen und beförderte den Wohlstand Siciliens, dessen Handel mit Genua, Pisa u. s. w. damals aufblühte. Er nöthigte Malta, den Tribut wie bisher zu entrichten, und eroberte, nach dem unbeerbten Ableben seines Veters Wilhelm, Rob. Guiscard's Enkel, 1127 Apulien und Calabrien. Hierauf vertauschte er den Titel eines Grafen mit dem eines Königs von Sicilien und wurde als solcher 25. Dec. 1130 in Palermo gesalbt und gekrönt. Aller Aufstände der Barone ungeachtet, und obschon sich 1136 der Kaiser Lothar und der griech. Kaiser Emanuel gegen ihn verbanden und selbst der Papst Innocenz II. 1139 den Bann über ihn aussprach und ein Heer gegen ihn führte, wußte er sich doch zu behaupten und wurde endlich von Innocenz II. als König anerkannt und für sich und seine Erben mit Apulien, Calabrien und Capua belehnt. Da er in Sicilien sein Recht als geborener Legat des apostolischen Stuhls (s. Roger I.) mit Nachdruck behauptete, den Klöstern einen Theil ihrer Schätze entzog, so verwickelte ihn dies mit dem Papste in neue Streitigkeiten, die erst 1144 beigelegt wurden. Wegen einer Beleidigung seines Gesandten durch den Kaiser Emanuel ließ er 1146 Dalmatien und Epirus verheeren, Korfu in Besitz nehmen und Griechenland plündern. Im folgenden Jahre griff er in Afrika das Reich der Zoreiden an, und seine Eroberungen daselbst waren so bedeutend, daß bei seinem Tode die Normannen von Tripolis bis Tunis und von Mogreb bis Kairwan herrschten. Er starb 26. Febr. 1154. Vier tüchtige Söhne hatte er bereits durch den Tod verloren. Ihm folgte der unfähige Wilhelm I. oder der Böse, welcher bereits die letzten zwei Jahre an der Regierung des Vaters Theil genommen hatte. Von seiner jüngsten Gemahlin, Beatrix, einer geborenen Gräfin von Methel, hinterließ er eine Tochter,

Konstantia, die in der Folge durch ihre Vermählung mit Heinrich VI. den Thron Siciliens an das Haus der Hohenstaufen brachte.

Roger oder Rogier, van der Weyde oder Wyde genannt, ein vorzüglicher Maler der ältern niederl. Schule, der oft mit dem ältern Maler Roger aus Brügge, einem Schüler van Eyck's, verwechselt worden ist, war zu Brüssel geboren und starb 1529. Seine Gemälde, die ihm den Ruhm lebendiger Schilderung der Wahrheit erwarben, sind sehr selten; die kaiserl. Galerie zu Wien besitzt deren zwei, und in Berlin befindet sich eine Kreuzesabnahme von ihm, ein Gegenstand, den er wiederholt zu haben scheint. Auf dem Rathhause seiner Vaterstadt waren sonst vier von ihm gemalte allegorische Bilder. Auch zeichnete sich R. in der Glasmalerei aus, wovon sich schöne Belege, unter andern die Porträts Karls V. und Franz' I., in der St.-Gudulakirche zu Brüssel finden.

Rogers (Samuel), engl. Dichter, geb. 1762, der Sohn eines reichen Bankiers in London, dessen Geschäft er nach Vollendung seiner Universitätsstudien selbst übernahm, trat zuerst 1786 mit der „Ode to superstition and other poems“ als Dichter auf. Im J. 1792 gab er die „Pleasures of memory“ heraus, die seinen Ruf als Dichter gründeten, 1798 die „Epistle to a friend“, 1812 nach langer Pause die „Voyage of Columbus, a fragment“, 1814 die dichterische Erzählung „Jacqueline“, 1819 „Human life“ und endlich 1822 „Italy“, ein beschreibendes Gedicht, zu dem ihn eine Reise nach Italien begeistert hatte. R. zeichnet sich weit weniger durch kräftige Erfindungsgabe oder lebhaftes Einbildungskraft, als durch feinen Geschmack und Anmuth aus. Seine Dichtung fließt dahin, wie ein klarer Strom, stets ruhig und lieblich, aber fast nie erhaben schön und großartig. Sein beliebtestes Gedicht ist „Pleasures of memory“, sein bestes „Italy“, das sich durch treffliche Schilderungen ital. Landschaft und Sitten auszeichnet. R. lebte Anfang 1854 noch, 92 J. alt, in London, geachtet und geliebt von Allen, die ihn kennen, und durch ein großes Vermögen in den Stand gesetzt, sich den Genüssen eines edeln Kunstsinns und echter Humanität ganz hinzugeben. Er war der Freund fast aller berühmten engl. Dichter des Jahrhunderts. Seine Werke sind mehrmals gesammelt erschienen, zuletzt 1853 (2 Bde.).

Roggen (Secale), eine zur Familie der Gräser gehörende Getreidegattung mit Ähren, welche aus meistens zweiblütigen, selten dreiblütigen Ährchen bestehen, deren Blüten mit endständiger Granne versehen, die zwei untern sitzend und an denen die zwei äußern Spelzen pfriemlich sind. Im nördlichen Europa ist der gemeine Roggen (*S. cereale*), welcher sich durch eine zur Fruchtzeit rundlich-vierseitige Ähre mit jäher Spindel auszeichnet, die geschäftigste Getreidepflanze, weil er in den kältesten Gegenden, wo jedes andere Getreide mehr gefährdet ist, sicherer reift, den Boden nicht so erschöpft wie andere Fruchtgattungen und auch noch im ärmsten Lande gedeiht, wo Weizen gar nicht mehr gebaut werden kann. Auch liefert er mehr und vorzüglicheres Stroh als der Weizen, der Hafer und die Gerste. In einem Klima, wo der Winterweizen noch zeitigt, gedeiht der Roggen am besten und liefert daselbst den höchsten Ertrag. Er liebt einen Boden, der ein Übergewicht an Sand hat, und bringt dann besonders in gebirgigen Gegenden ein vorzüglicheres Mehl. Zuweilen wachsen die Fruchtknoten des Roggens bei nasser Witterung zum Theil zum Mutterkorn (*s. d.*) aus, und manchmal wird er vom Rost (*s. d.*) befallen. Der Winterroggen wird im Herbst gesäet, der Sommerroggen im Frühjahr; doch ist der Anbau des erstern ausgedehnter und lohnender. In einigen Gegenden wird der Winterroggen schon zu Johannis ausgesäet, wo er sich dann gegen den Herbst schon so stark bestockt hat, daß er zur Grünfütterung abgemäht werden kann; dennoch schießt er im Frühlinge mit dem im Herbst gesäeten zu gleicher Zeit in die Halme und bringt eine ziemlich beträchtliche Ernte von zwar kleinern, aber mehlreichen Körnern. Man hat mehrere Abarten des gemeinen Roggen, besonders den Schilfroffen, Staudenroggen, walachischen Roggen, den Kleberroggen, den sechszeiligen Roggen u. i. w. Eine andere Art, der ausdauernde Roggen (*S. perenne*), dessen Ähre zur Fruchtzeit flach zusammengebrückt und die Spindel brüchig ist, hat einen sehr harten, rohrartigen Halm und eine 3—5 Zoll lange Ähre mit 56—60 dicht dachig übereinander liegenden Ährchen. Obschon er viele Jahre ausdauert und zahlreiche Körner bringt, so hat man ihn bis jetzt doch nicht als Culturpflanze behandelt, da seine Körner dünn sind und kein sonderliches Mehl geben, was aber durch Cultur vielleicht verbessert werden könnte.

Rogier (Karl), belg. Staatsmann, geb. in St.-Quentin (Frankreich) 12. Aug. 1800, verließ im 12. J. seine Vaterstadt und kam nach Lüttich, wo er seine niedere und höhere Schulbildung erhielt. Nach vollendeten Rechtsstudien widmete er sich dem Privatunterricht und im Vereine mit seinen Freunden Lebeau und Devaux der oppositionellen Journalistik. Gleich nach Ausbruch der belg. Revolution von 1830 ging er an der Spitze eines Haufens bewaffneter Frei-



williger nach Brüssel und theilte sich mit Muth und Erfolg am Aufstande und den Septembekämpfen. Als eines der drei Mitglieder der 24. Sept. im Rathhaus zu Brüssel eingesetzten Verwaltungscommission, die sich Tags darauf als Provisorische Regierung proclamirte und mit Zuziehung anderer hervorragender Männer bis zum Febr. 1831 die belg. Angelegenheiten leitete, hat R. durch Besonnenheit, Mäßigung und Entschlossenheit sich den Ruf eines der Hauptbegründer der belg. Monarchie erworben. Nachdem er nur kurze Zeit die Stelle eines Adjutanten des Regenten und eines Polizeiadministrators bekleidet, wurde er im Juni 1831 Gouverneur von Antwerpen und 20. Oct. 1832 Minister des Innern, was er bis zum 4. Aug. 1834 blieb. Im Sept. 1834 übernahm er zum zweiten male das Gouvernement von Antwerpen und versah dasselbe bis zum 18. April 1840, wo er als Minister der öffentlichen Arbeiten und des Unterrichts an der Seite Lebeau's und Nothomb's in das nach de Theur' Sturz eingesetzte liberale Cabinet trat. Nach der Auflösung dieser Verwaltung 1841, während der darauffolgenden sogenannten gemischten Verwaltungen, sowie unter dem zweiten durchaus kath. Cabinet de Theur (1846—47) beschränkte sich R.'s Thätigkeit auf die zweite Kammer, der er meist als Deputirter Antwerpens angehört hat. Er bewies sich hier als talentvoller Chef der streng liberalen Opposition, welche der liberalen Regierung die Bahn brach, die endlich 12. Aug. 1847 ans Ruder trat und bei der R. das Ministerium des Innern übernahm. An dem Ruhme dieser gewöhnlich nach ihm genannten Verwaltung, die den Sturm des J. 1848 von Belgien abgelenkt und die innere Entwicklung des Landes nach allen Seiten gefördert hat, kann R. nebst Frère den bedeutendsten Antheil ansprechen. Sein Sturz erfolgte im Herbst 1852 durch Rückwirkung der mit Frankreich eingetretenen Wirren und des sich immer mehr geltendmachenden Bedürfnisses, den scharfen Gegensatz von kath. Rechten und liberaler Linken zu mildern. So gemäßigt R. auch auftrat, hatte er doch als Begründer des neuen Unterrichtsgesetzes gewaltig die Feindschaft des Klerus auf sich gezogen. Seit seinem Rücktritt lebte er in Brüssel, ausschließlich seinen parlamentarischen Arbeiten zugewendet. — Sein Bruder, Firmin R., geb. 1791 zu Cambrai, war von 1811—14 Lehrer in Lüttich. Er stand lange Zeit mit den Anhängern der belg. Revolution in engem literarischen Verkehr und ward 1830 mehrmals zu diplomatischen Sendungen nach Paris verwendet. Nachdem er seitdem unter dem Grafen Lehon und dem Fürsten von Ligne zuerst als erster Gesandtschaftssecretär, dann als Legationsrath in Paris gewirkt, erfolgte 1848 seine Ernennung zum bevollmächtigten Minister Belgiens bei der franz. Regierung.

Rogniat (Jos., Vicomte de), franz. General und Schriftsteller, geb. zu Vienne 1767, trat in die Schule des Geniecorps zu Metz und kam noch zu Anfange der Revolution zum Heere, wo er sehr bald zum Hauptmann aufrückte. Nachdem er sich schon 1800 unter Moreau ausgezeichnet, wurde er 1808 als Oberst nach Spanien gesendet, wo er sich bei der Belagerung von Saragossa hervorthat. Im Febr. 1809 zum Brigadegeneral befördert, ward er nach Deutschland als Geniecommandant zum Corps des Marschalls Lannes berufen. Nach dem Frieden von Wien schickte ihn Napoleon wieder nach Spanien, wo alle Belagerungen, welche das aragon. Heer 1811 unternahm, unter seiner Leitung geschahen. Nach der Belagerung von Tarragona wurde er Divisionsgeneral und zog sich 1812 einige Zeit nach Paris zurück, um sich zu erholen. In den ersten Tagen von 1813 schickte Napoleon ihn als Commandanten des Geniecorps nach Deutschland. Auf seinen Befehl wurden die zahlreichen Arbeiten an der Saale und Elbe und besonders bei Dresden ausgeführt. Nach der Schlacht bei Leipzig wurde er wegen Sprengung einer Brücke in Zerwürfnisse mit dem Kaiser verwickelt, legte das Commando des Geniecorps nieder und blieb in Metz, als das franz. Heer die Mosel überschritt. Als Napoleon 1815 nach Frankreich zurückkehrte, vergaß R. den alten Groll und nahm das Commando des Geniecorps bei der großen Armee wieder an. Nach der zweiten Restauration wurde er von Ludwig XVIII. zum Inspector des Geniewesens ernannt. Im J. 1817 wurde er Vicomte, 1829 Mitglied des Instituts, 1832 Pair. Er starb im Mai 1840. Von seinen Schriften sind zu nennen: „Relation des sièges de Saragosse et de Tortose“ (Par. 1814); „Considérations sur l'art de la guerre“ (Par. 1816; 2. Aufl., 1817), wo er sich eine scharfe Kritik der Operationen Napoleon's erlaubte, wofür er von diesem selbst in seinen Memoiren und vom Obersten Marbot in den „Remarques critiques etc.“ (Par. 1820) zurechtgewiesen wurde. Von R.'s Werke „Des gouvernements“ (Par. 1819) ist bloß ein Band erschienen, und sein „Mémoire sur emploi des petites armes dans la défense des places“ (deutsch, Berl. 1832) wurde vom Hauptmann Willeneuf redigirt.

**Rohan**, ein durch Alter, Reichthum und Verwandtschaft ausgezeichnetes franz. Geschlecht, das von den alten Herzogen von Bretagne abstammt und seinen Namen von dem Städtchen Rohan im Depart. Morbihan empfangen hat. Als Stammvater gilt Guethenoc, ein jüngerer Sohn des Hauses Bretagne, der um 1021 die Grafschaft Porhoët und die Vicegrafschaft Rennes als Apanage erhielt. Sein Nachkomme, Jean, wurde 1100 zum Vicomte von R. erhoben. Derselbe heirathete in erster Ehe die Erbin von Léon, in zweiter Jeanne von Chevreux, durch welche er der Schwager Philipp's von Valois und der Könige von Aragon und Navarra wurde. Aus der ersten Ehe Jean's ging die ältere Linie hervor, die 1540 mit zwei Töchtern erlosch, von denen die eine das Erbe an die Linie Rohan-Gié, die andere an die Linie Rohan-Guéméné brachte. — Die Linie R.-Guéméné ist der Nachkommenschaft Jean's aus zweiter Ehe entsprossen. Dieselbe trägt ihren Namen von einem Städtchen im Depart. Morbihan, das 1570 zum Fürstenthume erhoben wurde. Sämmtliche Rohans spätern Ursprungs stammen von der Linie Guéméné ab, die in neuerer Zeit auch nach Osterreich übersiedelte und daselbst seit 1808 fürstlichen Rang erhalten hat. — Louis von R.-Guéméné wurde seiner Verdienste wegen 1588 von König Heinrich III. zum Herzog und Pair von Montbazou erhoben. — Dessen Sohn, Hercule, Herzog von Montbazou, führte, gleich seinem Vater, unter Heinrich IV. die Waffen gegen die kath. Ligue, war bei Hofe sehr angesehen und starb 1654. Seine Tochter war die durch Geist, Schönheit und politischen Einfluß berühmte Herzogin von Chevreuse. — Ein Enkel von Hercule, der Chevalier Louis von R., geb. 1635, zeichnete sich durch Schönheit, aber auch durch zügellose Sitten aus. Moralisch und finanziell zerrüttet, faßte er mit einem Abenteurer, Latreaumont, den Plan, den Holländern für Geld Quilleboeuf auszuliefern. Ludwig XIV. erfuhr durch Karl II. von England das Vorhaben und ließ den Schuldigen 1674 zu Paris öffentlich enthaupten. — Der letzte männliche Sprößling der Hauptlinie R.-Guéméné war der östr. Feldmarschalllieutenant Victor Louis Mériadec, Prinz von R.-Guéméné, Herzog von Montbazou und Bouillon, geb. 20. Juli 1766, welcher 10. Dec. 1846 kinderlos starb. Er adoptirte die Söhne eines jüngern Zweigs der Linie R.-Guéméné, die R.-Rochefort, sodaß ihm nach seinem Ableben als Haupt des vereinigten Hauses R.-Guéméné der älteste Rochefort folgte: Camille Philippe Joseph Idesbald, Herzog von Bouillon und von Montbazou, Fürst von Guéméné, Rochefort und Montauban, geb. 19. Dec. 1801. Derselbe hat seinen Wohnsitz zu Prag und zu Paris. Über den Titel Bouillon siehe den Art. Bouillon (Herzogthum). Die Nebenlinie R.-Rochefort wurde 1611 gestiftet, indem ein jüngerer Sohn der Guéméné den Titel eines Grafen von Montauban, sein Nachkomme 1718 den eines Prinzen von Rochefort erhielt.

Die aus den Guéméné hervorgegangene Linie R.-Gié stiftete der berühmte Marschall Rohan von Gié. Derselbe war Erzieher Franz' I. und spielte unter König Ludwig XII. eine bedeutende Rolle. Sein Sohn gleiches Namens blieb 1525 in der Schlacht bei Pavia. — René I., der Enkel des Marschalls, fiel 28. Oct. 1552 bei Meg. Er war mit Isabelle von Albret, der Großtante König Heinrich's IV., vermählt, wodurch die Rohans dem Throne von Navarra nahe kamen. — Sein Sohn, René II., heirathete 1557 die durch ihre Kenntnisse und Poesien berühmte Cathérine von Parthenay, Erbin des Hauses Soubise. Dieselbe hielt die Belagerung von Larochelle mit großer Standhaftigkeit aus und starb 1631 im Gefängnisse zu Riort. Aus ihrer Ehe mit René entsprangen der Herzog Henri von Rohan (s. d.), zu dessen Gunsten Heinrich IV. 1603 die Grafschaft Rohan in ein Pairie-Herzogthum verwandelte, und Benjamin, Prinz von Soubise (s. d.). Beide Brüder, besonders der erstere, galten unter Ludwig's XIII. Regierung als die Häupter der Hugonotten (s. d.) und waren die Helden ihres Geschlechts. Ersterer war seit 1605 mit Marguerite de Béthune, der Tochter Sully's, verheirathet. Dieselbe begleitete ihren Gemahl auf den Feldzügen der Hugonotten, vertheidigte 1625 sogar Castres mit hohem Muth und starb zu Paris 1660. Ungeachtet ihres Heldenthums genoß sie nicht des besten Rufes. Aus ihrer Ehe mit Henri entsprang eine Tochter, die Prinzessin Marguerite von R., die sich nach dem Tode des Vaters mit dem Sprößlinge eines alten franz. Hauses, Henri von Chabot, vermählte. Dieselbe brachte als Erbtöchter ihrem Gemahl die großen Besitzungen ihres Hauses zu, legte ihm aber auch die Pflicht auf, ihr Haus unter dem Namen R.-Chabot fortzuführen. Gegen diese Vererbung protestirte jedoch ihre Mutter, die Herzogin-Witwe. Marguerite von Béthune hatte nämlich, ihrem Vorgeben nach, 1630 zu Paris, während sich ihr Gemahl zu Venedig befand, einen rechtmäßigen Sohn, Namens Tancrède, geboren, dessen Dasein sie verheimlichte, aus Furcht, der Cardinal Richelieu möchte den Knaben aufgreifen und im Katholicismus erziehen. Der Herzog kam 1634 nach Paris, sah



seinen Sohn und willigte ein, daß ihn die Mutter auf einem Schlosse in der Normandie versteckte. Hier wurde Tancrède auf Veranstaltung seiner Schwester Marguerite, welche die einzige Erbin bleiben wollte, geraubt und endlich nach Leyden zu einem Krämer gebracht. Die Herzogin-Witwe erfuhr später das Schicksal ihres Sohnes, forderte denselben auf gerichtlichem Wege zurück und brachte ihn 1645 nach Paris, wo er alle Ehren seiner vermeintlichen Abkunft genoß. Zwischen Mutter und Tochter begann zugleich vor dem Parlamente ein langer Proceß, der jedoch unentschieden blieb, weil Tancrède, in die Unruhen der Fronde gestoßen, 1. Febr. 1649 bei Vincennes fiel. Wol mochte er ein natürlicher Sohn seiner Mutter sein. Vgl. Griffer, „Histoire de Tancrède de R.“ (Leyd. 1767). — Zu Gunsten der Linie M.-Soubise, die 1787 mit dem Marschall Charles von Soubise (s. d.) erlosch, wurde 1714 von Ludwig XIV. die Herrschaft Frontenay in ein Pairie-Herzogthum Rohan-Rohan verwandelt. — Das gegenwärtige Haupt der Familie M.-Chabot ist Alexandre Louis Fernand de M.-Chabot, Herzog von R., Prinz von Léon, geb. 14. Oct. 1789. Derselbe war vor der Julirevolution von 1830 franz. General und Pair.

**Rohan** (Henri, Herzog von), das berühmte Haupt der Hugenotten (s. d.) in den Religionskriegen Ludwig's XIII. von Frankreich, wurde 21. Aug. 1579 auf dem Schlosse Blein von protest. Eltern geboren. Im Alter von 16 J. kam er an den Hof Heinrich's IV., der ihn sehr liebte und, solange er selbst keine Erben besaß, als seinen Nachfolger in Navarra betrachtete. Seit 1600 besuchte R. die Höfe Europas. Nach seiner Rückkehr erhob ihn der König 1605 zum Herzog von R. und vermählte ihn 1605 mit Marguerite, der Tochter Sully's (s. Rohan, das Geschlecht). Nach Heinrich's Ermordung galt er als einer der tüchtigsten Vertreter der Protestanten. Weil er es ernst meinte, suchte er seine Glaubensgenossen von der Verbindung mit der Sache des Prinzen Condé (s. d.) abzuhalten; auch verwarf er die von Condé und Bouillon 1616 im Vertrage zu London eingegangenen Bedingungen. Selbst nachdem der Hof die protest. Landschaft Béarn unterworfen, rieth er auf der großen Versammlung zu Larochele 1620 noch zu gütlicher Ausgleichung. Als jedoch der Krieg beschlossen, griff er mit seinem Bruder Soubise (s. d.) zu den Waffen, befestigte die Plätze in Guyenne und vertheidigte Montauban energisch gegen den König. Wiewol sein Bruder in Poitou unterlag und viele Große abfielen, setzte er doch den Kampf fort und zwang endlich den König zur Bestätigung des Edicts von Nantes im Frieden von 1622. Über die Treulosigkeit des Hofes empört, entschied er sich 1625 abermals für den Krieg und bewog Richelieu zu dem Vertrage von 1626. Indessen mußte er bald sehen, daß der Hof nur Aufschub suchte und sich heimlich zu einem Hauptschlage rüstete. Nachdem er sich auf einer Versammlung zu Nîmes den Oberbefehl hatte übertragen lassen, sammelte er ein Corps von 6000 Mann, an dessen Spitze er sich den beiden Armeen unter Montmorency und Condé entgegenstellte, während Richelieu selbst das protest. Bollwerk Larochele (s. d.) belagerte. Mit aller Anstrengung war es ihm unmöglich, aus Languedoc zum Entsatz von Larochele vorzudringen; er verschanzte sich endlich in den Cevennen und der Landschaft Vivarais. Nach der Übergabe von Larochele trat er in Unterhandlungen mit Spanien, England und den protest. Fürsten Deutschlands. An der Spitze seiner geringen Truppen entfaltete er zugleich alle Hülfsmittel des militärischen Genies. Gegen sechs Armeen, die mehr als 50000 Mann zählten, wußte er sich unausgesezt zu vertheidigen. Seine Haltung führte endlich zu dem Frieden vom 27. Juli 1629, in welchem er sich zwar unterwarf, aber doch seinen Glaubensbrüdern freie Religionsübung sicherte. Weil R. dem Hofe mißtraute, zog er sich nach Venedig zurück, wo er als der erste General seiner Zeit mit Ehren überhäuft wurde und Frankreich als ausgezeichnete Diplomat und Politiker wichtige Dienste leistete. Hier schrieb er „Mémoires sur les choses advenues en France depuis la mort de Henri IV jusqu' à la paix au mois de juin 1629“ (8. Aufl., 2 Bde., Amst. 1756). Die Venetianer wählten ihn 1631 zu ihrem General; doch hinderte ihn der Eintritt des Friedens an Thaten. Er begab sich hierauf nach Padua und verfaßte den „Parfait capitaine“ (Par. 1636 und öfter), in welchem er die Kriegskunst Cäsar's auf die neuere Zeit anwendete. Um die versunkenen Italiener zu erheben, schrieb er den „Traité de la corruption de la milice ancienne et des moyens de la remettre dans son splendeur“. Mit der Pforte unterhandelte er damals eifrigst durch den Patriarchen Cyrillus um die Abtretung der Insel Cypern, wo er in einem freien Staate alle verfolgten Protestanten zusammenfassen wollte. Wahrscheinlich scheiterte der Plan aus Mangel an Mitteln. Ludwig XIII. suchte das Talent R.'s auszubeuten, indem er ihn 1631 zur Vertreibung der Spanier und Östreicher nach Graubünden schickte. In dieser Stellung nahm R. bald das ganze

Interesse der Schweiz auf sich. Nach langem Zögern vertraute ihm endlich der Hof 1635 ein Corps von 35000 Mann, mit welchem er den Krieg förmlich eröffnen sollte. Um seinen Plan zu verhüllen, marschirte er nach dem Elsaß, vertrieb den Herzog von Lothringen aus diesem Lande, näherte sich Basel und erschien plötzlich in Graubündten. Wiederholt schlug er im Weltlin die Kaiserlichen und Spanier und drang 1636 sogar ins Mailändische ein. Weil jedoch der Hof die franz. Truppen nicht zurückrief, begannen die Graubündtner selbst Feindseligkeiten, so daß R. im Verdruß über seine Lage im März 1637 eigenmächtig einen Vertrag schloß. Der Hof rief ihn nunmehr mit verstellter Freundlichkeit zurück, zumal da ihm die Spanier geheime Anträge, jedoch vergebens machten. R. suchte zu Genf ein Asyl, wo ihn Richelieu ebenfalls verfolgte und ihm die Weisung ertheilte, nach Venedig zurückzukehren. Im Jan. 1638 verließ R. zwar Genf, ging aber an den Rhein, in das Lager seines Freundes, des Herzogs Bernhard (f. d.) von Sachsen-Weimar, dem er die Hand seiner einzigen Tochter zu geben gedachte. Man hat behauptet, R. sei mit dem Plane umgegangen, die Waffen gegen den König zu kehren und aus Frankreich eine republikanische Conföderation zu bilden. Die große Angst, in welche Richelieu über die Vereinigung dieser beiden großen Männer gerieth, sollte indessen nicht lange dauern. Bernhard bot seinem Freunde vor der Schlacht bei Rheinfelden den Oberbefehl an, den er aber ablehnte. Dagegen stellte sich R. an die Spitze des Regiments Nassau und empfing 28. Febr. 1638 eine schwere Wunde, die 13. April seinen Tod nach sich zog. Man begrub ihn in der Kirche St.-Pierre zu Genf, wo ihm auch ein Denkmal errichtet wurde. R. bewies sich außerdem als ausgezeichneten Schriftsteller durch „*Les intérêts des princes*“ (Köln 1666); „*Traité du gouvernement des treize cantons*“ (Par. 1644); „*Discours politiques*“ (Par. 1693); „*Mémoires et lettres sur la guerre de la Vallée*“ (3 Bde., Genf 1785). Vgl. Fauvelet du Toc, „*Histoire du duc Henri de R.*“ (Par. 1667).

Rohan-Guémené (Louis René Edouard, Prinz von), Cardinal und Erzbischof von Strassburg, geb. 23. Sept. 1734, wurde seiner hohen Geburt wegen schon sehr zeitig zum Erzbischof, Großalmosenier von Frankreich und Mitglied der Akademie befördert. Sein Hang zu Ausschweifungen that weder seinen Studien noch seinen ehrgeizigen Entwürfen Eintrag. Ludwig XV. schickte ihn an den Hof nach Wien, wo sein lockeres Leben das Mißfallen der Kaiserin Maria Theresia erregte. R. rächte sich dafür durch beißende Spöttereien, die seine Feinde eifrigst an Maria Antoinette nach Frankreich berichteten. Kaum hatte Ludwig XVI. den Thron bestiegen, so mußte R. zurückkehren und die ganze Mißgunst des Hofes empfinden. Um die Königin zu versöhnen, ließ er sich von seiner Geliebten, der Abenteurerin Gräfin de Lamothé (f. d.), 1785 in die berüchtigte Halsbandgeschichte verwickeln. Er wurde 15. Aug., als er in vollem Ornat die Messe zur Himmelfahrtsfeier beginnen wollte, im Schlosse verhaftet und in die Bastille gesetzt. Glücklicherweise hatte er Gelegenheit, die Verbrennung seiner Papiere anzuordnen, die sein wenig erbauliches Leben überhaupt an das Licht gebracht haben würden. Das Parlament, das die Untersuchung der Halsbandgeschichte führte, betrachtete ihn mit Recht nicht als Verbrecher, sondern als Betrogenen und sprach ihn 31. Mai 1786 zum Arger des Hofes gänzlich frei. R. verlor indessen seine Würde als Almosenier und wurde erst in eine Abtei in der Auvergne, nachher in sein Bisthum verwiesen. Der Klerus des Amts Hagenau schickte ihn 1789 in die Generalstaaten. Man hatte gehofft, er würde aus Rache gegen den Hof die kirchliche Umwandlung begünstigen, was jedoch nicht geschah. Nur ungern entschloß er sich zur Leistung des constitutionellen Eides und kehrte noch vor Schluß der Sitzung in den Elsaß zurück. Hierauf erklärte er, daß es gegen sein Gewissen sei, die Civilconstitution des Klerus in seinem Sprengel einzuführen. Im J. 1791 erhob man gegen ihn die Anklage, daß er am Rhein die contrerevolutionären Anschläge unterstütze. Er zog sich deshalb in die in Deutschland gelegenen Theile seines Bisthums zurück, wo er als Reichsfürst jeder Verfolgung entging. In dieser Beschränkung übte er fortan mit Ernst seine kirchlichen Pflichten, zeigte sich wohlthätig und gemeinnützig und unterstützte besonders Gelehrte. Im J. 1801 legte er zufolge des Concordats seine Würde als Erzbischof gänzlich nieder. Er starb zu Ettenheim 16. Febr. 1802.

Rohr ist der Name für einige hohe, an feuchten oder sumpfigen Stellen wachsende Grasarten, deren Halme meist holzig oder doch sehr hart sind. Bei uns wächst an Ufern der Bäche, Flüsse und Teiche, auf nassen Wiesen und in stehenden Gewässern überall sehr häufig das gemeine Schilfrohr, Teichrohr oder Schilf (*Phragmites communis*), das auf der Spitze des Halms eine große, vielästige, rothbraune oder gelbliche und durch lange, seidige Haare silberglänzende Rispe trägt und bei dem die zwei äußern Spelzen sehr ungleich und kürzer als die Blüten sind. Die 4—10 F. langen Halme werden zum Berohren der Wände und Decken, zu



Weberlädchen in Weberschüssen, zu Schattendecken, zur Feuerung und auch zur Streu für das Vieh verwendet. Die Blätter eignen sich wegen ihrer Härte und Rauigkeit nicht zum Futter. Die süß-seifenartig schmeckenden Wurzelaufläufer wurden sonst in der Heilkunde als blutreinigendes, harn- und schweißtreibendes Mittel angewendet. In Zeiten der Theuerung wird in manchen Gegenden aus den gedörrten und gepulverten Wurzelaufläusern, mit etwas Mehl gemengt, Brot gebacken, das immer noch viel genießbarer und nahrhafter als das mit Baumrinde bereite ist. Das gemeine Schilfrohr gibt einen Lieblingsaufenthalt für die Staare ab. Das schilfige Pfahlrohr, portugiesische Rohr oder Schalmeyenrohr (*Arundo Donax*), das größte unter den europäischen Gräsern, 6—12 F. hoch, hat sehr dicke, hohle, vollkommen holzige Halme und eine violettig-gelbe, durch seidige Haare prachtvoll silberglänzende Rispe, an welcher die zwei äußern Spelzen der Ährchen fast gleich und etwa so lang als die Blüten sind. Es wächst auf sumpfigen Plätzen im südlichen Europa bis ins südliche Tirol und die südliche Schweiz und wird in mehreren Gegenden cultivirt. Die holzigen Halme, welche im Handel sind, werden besonders von Instrumentenmachern zu Clarinettenblättchen, Hoboemundstücken u. s. w. gebraucht, auch macht man Angelruthen und dergl. daraus. Die mehltreichen und zuckerhaltigen, süßlich-abstringirend und etwas scharf schmeckenden Wurzelaufläufer waren sonst in der Medicin als harn- und schweißtreibendes Mittel gebräuchlich. Das echte Bambusrohr (s. Bambus), welches in Ostindien und auf den dortigen Inseln wächst, ist das höchste unter allen Gräsern. Das Spanische Rohr gehört indessen der Familie der Palmen an, da es von der Gattung Rottangpalme (*Calamus*) abstammt, deren von den Blattscheiden befreite, etwa 1 Zoll dicke Stämme und die dünnen Ranken unter dem Namen Spanisches Rohr in Menge nach Europa gebracht werden, wo sie zu allerhand Flechtwerk und Stöcken dienen.

Röhr (Joh. Friedr.), aufgeklärter Theolog und Kanzelredner, geb. 30. Juli 1777 zu Rosbach bei Naumburg, besuchte seit 1790 Pforte und studirte seit 1796 in Leipzig, wo er bereits, von den philosophischen und theologischen Ansichten Platner's und Keil's angezogen, die entschiedenste Richtung zu der rationellen Ansicht des Christenthums nahm. Seit 1802 Hilfslehrer in Pforte und seit 1804 Pfarrer zu Ostrau bei Zeitz, fand er Muße, seine theologischen Ansichten weiter auszubilden und sie in den durch Reinhard's „Geständnisse“ angeregten Streitigkeiten über dogmatische Consequenz öffentlich auszusprechen. Im J. 1820 folgte er dem Rufe nach Weimar, wo er nach vieljährigem thätigen Wirken 15. Juni 1848 als Vicepräsident des Oberconsistoriums, Oberhofprediger und Generalsuperintendent starb. Seine kirchliche Ansicht hat er besonders in den „Briefen über den Rationalismus“ (Zeitz 1813) und in den „Grund- und Glaubenssätzen der evang.-protest. Kirche“ (3. Aufl., Neust. a. d. D. 1843) ausgeführt, sowie in der von ihm herausgegebenen Zeitschrift, die nacheinander unter den Titeln „Predigerliteratur“ (3 Bde., Zeitz 1810—14), „Neue Predigerliteratur“ (2 Bde., Zeitz 1816—17) und „Neueste Predigerliteratur“ (2 Bde., Zeitz 1818—19) erschien und von 1820—46 als „Kritische Predigerbibliothek“ (Neust. a. d. D.) fortgesetzt wurde. Auch die Rechte der protest. Kirche haben an ihm einen muthigen Vertreter gefunden und der Deutschkatholik hat er sich angenommen in dem Schriftchen „Die gute Sache des Deutschkatholicismus“ (Weim. 1846). Unter den von ihm herausgegebenen Kanzelreden erwähnen wir als größere Sammlungen, welche gleich seinen zahlreichen Gelegenheitspredigten große Theilnahme fanden, die „Predigten über die gewöhnlichen Sonn- und Festtags-evangelien“ (3 Bde., Neust. a. d. D. 1822—26; 2. Aufl., 1837—39); „Christologische Predigten“ (2 Bde., Weim. 1831—37); „Predigten über das neue weimar. Evangelienbuch“ (2 Sammlungen, Weim. 1832 und Magdeb. 1840); ferner das mit Schleiermacher und Schuderoff herausgegebene „Magazin von Fest-, Gelegenheits- und andern Predigten und kleinen Amtsreden“ (6 Bde., Magdeb. 1823—28) und das „Magazin für christliche Prediger“ (Bd. 1—19, Hannov. 1828—46). Sehr bekannt ist seine „Historisch-geographische Beschreibung des jüd. Landes zur Zeit Jesu“ (Zeitz 1816; 8. Aufl., 1845) geworden.

Mohrdommeln bilden eine Gruppe der Gattung Reiher (s. d.) und sind nächtliche Vögel mit erstaunlich starker Stimme. Sie haben einen etwas kürzern und dickern Hals als die eigentlichen Reiher, welcher seitlich mit großen, langen und breiten, vorn übereinander zu legenden Federn, hinten aber nur mit Flaum bekleidet ist, etwas kürzern Schnabel, niedrigere Beine und fast bis zum Kersengelenk befiederte Unterschenkel. Zu ihnen gehört die gemeine Mohrdommel (*Ardea stellaris*), die das gemäßigte Europa und Asien bewohnt. Sie hält sich in großen Mooren, an den Ufern der Landseen und in den mit hohem Schilfrohre bedeckten Sümpfen auf, ist gegen 3 F. lang, obenher rostgelb mit schwarzen Quersflecken, unterseits blässer und

schwarz geflammt, von den Mundwinkeln verläuft ein schwarzbrauner Streifen nach den Seiten des Halses. Durch ihr lautes, fernem Ochsengebrüll ähnliches Geschrei jagt sie dem Furchtsamen des Nachts selbst Grausen ein. Die ebenfalls in Deutschland vorkommende kleine Rohrdommel (*Ardea minuta*) ist nur  $1\frac{1}{2}$  F. lang.

**Rojas-Zorilla** (Francisco de), einer der berühmtesten dramatischen Dichter der Spanier, wurde um 1601 zu Toledo geboren. Von seinen Lebensumständen weiß man nur, daß er Ritter des Ordens von San-Jago war und meist in Madrid lebte. Er war gleich ausgezeichnet im Komischen wie im Tragischen. Am berühmtesten sind seine Stücke „Del Rey abajo, ninguno y Garcia del Castañar“, „Donde hay agravios no hay zelos“ und „Entre bobos anda el juego“ (alle drei in Dchoa's „Tesoro del teatro español“, Par. 1838). Seine Komödien erschienen gesammelt in zwei Quartbänden (Madr. 1680). Seine Arbeiten sind aber in Composition und Stil so ungleich, daß man glauben sollte, sie rührten von zwei verschiedenen Dichtern her. In den gelungenen ist er voll Feuer, Kraft und Präcision und bezaubert durch allen Reiz der Sprache, während er in andern nicht nur dem verdorbenen Geschmack seiner Zeit huldigt, sondern auch bombastisch, hohl und sogar schleppend wird. — **Rojas** (Fernando de), ist (bis auf den ersten Aufzug) der Verfasser des berühmten dramatischen Romans „Celestina“, ein Stück voller Bewegung und Leben, dem Europa aus der damaligen Zeit nichts Gleiches an die Seite zu stellen hat und das einen nicht unwesentlichen Beitrag zur Gründung des span. Dramas geliefert hat. Er ist seit der ersten Ausgabe von 1499 sehr oft gedruckt, am besten von Aribau in der „Biblioteca de autores españoles“ (Bd. 3), und wurde im 16. Jahrh. vielfach nachgeahmt. Eine deutsche Übersetzung lieferte Bülow (Lpz. 1843). — **Rojas Villandrande** (Augustin de), geb. um 1577, war Schauspieler und schilderte in seinem komischen Roman „Viago entretenido“ (Madr. 1603 und öfter), der eine der Hauptquellen der Geschichte der dramatischen Kunst in Spanien bis auf Lope de Vega ist, das Leben der ersten Schauspielertruppen in Spanien.

**Rokitansky** (Karl), der Begründer der deutschen pathologisch-anatomisch-ärztlichen Schule, geb. 19. Febr. 1804 zu Königgrätz in Böhmen, wo sein Vater Kreisbeamter war, besuchte erst das Gymnasium zu Leitmeritz, dann das seiner Geburtsstadt und widmete sich hierauf zu Prag und Wien den medicinischen Wissenschaften. Nachdem er an letztem Orte 1828 promovirt, wurde er erst zweiter, dann erster Assistent der dasigen pathologisch-anatomischen Anstalt (des sogenannten Wiener Leichenhofs), hierauf, nachdem er seit 1832 die Stelle des verstorbenen Professor Wagner supplirt hatte, 1834 außerordentlicher und 1844 ordentlicher Professor der pathologischen Anatomie. Seit 1834 verwaltete R. auch die mit jener Professur verbundenen Stellungen des Prosector's des großen wien. Krankenhauses und des gerichtlichen Anatomen für sämtliche in Wien der amtlichen Leichenöffnung zu unterwerfenden Fälle von zweifelhaften Todesarten. Das unermessliche Material, welches R. auf diese Weise zu Gebote stand (man schlägt die Zahl der von ihm selbst oder unter seiner Aufsicht bewerkstelligten Sectionen auf 30000 an), verwerthete er, einzelne Journalaufsätze abgerechnet, jedoch nicht eher, als bis er, in dem Bewußtsein, das Gesamtgebiet der pathologischen Anatomie zu beherrschen, sein berühmtes „Handbuch der pathologischen Anatomie“ (5 Bde., Wien 1842—46) herausgeben konnte, welches seitdem mehrmals unverändert wieder abgedruckt und auf Veranstaltung der Sydenham'schen Gesellschaft ins Englische (3 Bde., Lond. 1845—50) übertragen worden ist. Dieses Werk zeichnet sich, nebst allen seinen übrigen kleinern Arbeiten, sowie auch seine zahlreich besuchten Vorträge und praktischen Kurse, durch eine nüchterne, streng gegenständliche Beobachtung und exacte, klar und scharf nach einer zum Theil selbst geschaffenen Terminologie beschreibende Darstellung aus und bieten einen von keinem Andern gegebenen Reichthum von Fällen, aus deren Zusammenstellung und Aneinanderreihung sich die einzelnen Krankheitsprocesse in ihrem normalen oder anomalen Verlaufe auf das deutlichste und anschaulichste erklären. Dabei zeigt R. eine besondere Empfänglichkeit für die Fragen, welche gerade der praktische Arzt vorzugsweise von dem pathologischen Anatomen beantwortet wünscht. Auf dem von ihm gelegten Grunde wurde theils durch seine Freunde Skoda, Schuh u. A., theils durch seine und der letztern Schüler Engel, Zalsch, Hebra, Oppolzer, Hamernik, Dittreich u. s. w. das Gebäude der neuern deutschen Diagnostik, der physiologischen Pathologie und Therapie aufgerichtet und der Ruf der Wiener oder Wien-Prager Schule gegründet. Im J. 1848 wurde R. Ehrendoctor der prager Universität und Mitglied der wien. Akademie der Wissenschaften, 1849 Decan des medicinischen Professorencollegiums, 1850 Rector der wien. Universität.

**Roland**, der gefeiertste unter den Helden der Karlingischen Sage, den Palabinen Karl's d. Gr., dessen historische Existenz jedoch nur auf der Erwähnung bei Eginhard beruht, daß unter



den Edeln, welche in den Pyrenäen bei einem Angriff der Vasconer auf die Nachhut des 778 aus Spanien zurückkehrenden Kaisers Karl den Tod fanden, auch ein Hruodlandus, Britannici limitis praefectus, gewesen sei. Vielleicht ist diese Erwähnung selbst, die sich nicht in allen Handschriften der „Vita Caroli Magni“ findet, gar erst aus der Sage in die Geschichte hineingekommen. Nach der Sage war der starke, tapfere, fromme R. ein Neffe Karl's, der Sohn seiner Schwester Bertha und Wilson's von Anglant. Unter den einzelnen Sagen von seinen Abenteuern ist die berühmteste die, welche den Inhalt des vorzugsweise sogenannten Rolandsliedes bildet. Sie handelt von seinem Tode, wie er auf seines Stiefvaters, des verrätherischen Ganelon von Mainz, falschen Rath von Karl als Hüter Spaniens zurückgelassen, durch die ungeheuere Uebermacht des heidnischen Sarazenen- oder Mohrenkönigs Marsilie bei Roncesvalles (Roncevaux) angegriffen wird und nach langem, furchtbarem Kampfe mit Olivier und den andern Franken untergeht, nachdem er sein herrliches Schwert Durenda oder Durendarte, damit es nicht in der Heiden Hände komme, zu zerbrechen vergeblich gestrebt und den Hülferuf auf seinem Horn Olifant hat ertönen lassen, der, jedoch zu spät, bis zu Karl's Ohren dringt. Frühzeitig wurde diese Sage bei den Nordfranzosen, aber auch bei den Provenzalen, der Gegenstand einzelner volksmäßiger Lieder, wie ja auch vor dem Beginn der Schlacht bei Hastings 1066 Taillefer vor Wilhelm's normann. Heer das Lied von Roland sang. Solche Volkslieder sind der Grund der Erzählung in Turpin's (s. d.) um 1095 abgefaßter Chronik, und aus ihnen, nicht, wie lange gemeint worden, aus der letztern, bildete sich um die Mitte des 12. Jahrh. das zusammenhängende franz. Volksepos, der Roman oder Chanson de geste von Roland oder von Roncevaux, von dessen mehrfachen Bearbeitungen eine noch dem 12. Jahrh. angehörige von Francisque Michel unter dem Titel „La chanson de R. ou de Roncevaux“ (Par. 1837) herausgegeben worden ist. Vgl. Monin, „Dissertation sur le roman de Roncevaux“ (Par. 1832); F. Wolf, „Über die altfranz. Heldengedichte“ (Wien 1833). Nach einem solchen franz. Gedicht faßte schon 1173—77 der Pfaffe Konrad, im Dienste Heinrich's des Löwen, sein deutsches Gedicht, das „Ruolandes liet“, ab (mit Auer belehrenden Einleitung herausgegeben von Wiltb. Grimm, Göt. 1838), welchem in der ersten Hälfte des 13. Jahrh. eine neue Bearbeitung (gedruckt in Schiller's „Thesaurus“, Bd. 2) vom Stricker folgte. Aus franz. Quelle entsprangen auch das lat. Gedicht und das nur in Bruchstücken erhaltene altengl. Gedicht, die beide bei Michel abgedruckt sind; ferner das isländ., aus dem die von Christern Petersen um 1500 verfaßte dän. „Kronike om Kønser Karl Magnus“ hervorging; das altniederl., von dem nur Bruchstücke in einer sonst prosaischen, 1576 gedruckten Auflösung sich erhalten haben. Aus franz. oder provenzalischer Quelle ist auch die den alten strengen Charakter der Sage noch treu bewahrende Erzählung in dem altital. Gedicht „La Spagna“ von Sostegno di Zanobi geschöpft. Selbständig, wie es scheint, erhielt sich die Sage von R.'s Untergang bei den Vascon dießseit und jenseit der Pyrenäen, wo R.'s Name noch im Munde des Volkes in Liedern und Sagen wie in der Benennung von Blumen und Felsen lebt, und bei den Castilianern, die sich den Ruhm der Vascon zueigneten und die Begebenheit nicht ohne Vermischung mit andern ihnen eigenthümlichen Volksagen in ihren Romanzen verewigten, die in Duran's „Romancero de romances etc.“ (Bd. 1, Madr. 1832) und auch bei Michel zusammengestellt sind. Zurückgedrängt wurde endlich die alte Sage vornehmlich durch den Ruhm, den sich die zum Theil auch noch älteren Überlieferung folgenden, noch mehr aber wirklich erfundenen und ausgeschmückten ital. Heldengedichte des 15. und 16. Jahrh. erwarben, die von R.'s wunderbaren Kampfes- und Liebesabenteuern in ihrer eigenen, dem echten Charakter der Sage keineswegs entsprechenden Weise erzählten, wie der „Morgante maggiore“ von Luigi Pulci, der „Orlando innamorato“ von Bopardo und das berühmteste unter allen, der „Orlando furioso“ von Ariosto. Vgl. Schmidt, „Über die ital. Heldengedichte aus dem Sagenkreise Karl's des Gr.“ (Berl. 1820).

Roland de la Platière (Jean Marie Baptiste), franz. Gelehrter und Staatsmann, geb. 1732 zu Villefranche bei Lyon, ging als Jüngling nach Rouen, wo ihn ein Verwandter, der königl. Inspecteur der Manufacturen war, in diesem Verwaltungszweige anstellte. Auf Geschäftsreisen wie in der Einsamkeit suchte sich R. tüchtige Kenntnisse und eine gründliche wissenschaftliche Bildung anzueignen. Schon nach wenigen Jahren trat er als Schriftsteller in seinem Fache auf. Beim Ausbruche der Französischen Revolution befand er sich als Generalinspecteur der Manufacturen und Fabriken in Lyon. Gleich seiner Frau, die wie er für die Beispiele des röm. und griech. Alterthums schwärmte, glaubte er in der politischen Bewegung den Aufgang eines goldenen Zeitalters zu sehen. Als eifriger Anhänger der Revolution schickte ihn die Stadt Lyon im Febr. 1791 zur Vertretung der gewerblichen Interessen an die Constituirende Ver-

sammlung. Hier trat er in Verbindung mit den Girondisten und erklärte sich für die Einführung der Republik. Nach sieben Monaten kehrte er nach Lyon zurück; da aber seine Stelle eingezogen worden war, ging er wieder nach Paris. Von seiner Frau fortgerissen, verwickelte er sich jetzt noch tiefer in das Getriebe der revolutionären Parteien. Durch Brissot's Einfluß erhielt er in dem Girondistenministerium vom März 1792 das Portefeuille des Innern. Er verwaltete dieses Amt mit großer Auszeichnung, beleidigte aber Ludwig XVI. durch die Rauheit seines Betragens. Als der König die Unterzeichnung des Decrets verweigerte, nach welchem die Föderirten in der Nähe von Paris ein Lager bilden sollten, schrieb er demselben 10. Juni einen sehr radicalen, von seiner Frau dictirten Brief, welcher sogleich seine Entlassung nach sich zog. R. galt seitdem als Märtyrer der Freiheitsache und wurde nach dem Umsturze des Throns (10. Aug.) sogleich wieder in sein Ministerium eingesetzt. Als Anhänger der Gironde stellte er sich jedoch den Ausschweifungen der Jakobiner entgegen und sah sich alsbald von der Bergpartei im Convent aufs heftigste angefeindet. Man beschuldigte ihn ganz besonders des Föderalismus, d. h. der Absicht, die Provinzen politisch-selbständig und von der Hauptstadt unabhängig zu machen. Weil er einsah, daß seine Partei unfähig sei zu handeln, trug er dem Convent seine Entlassung und zugleich eine strenge Rechnungsablegung an. Man hörte nicht auf ihn, sondern decretirte bei dem Sturze der Girondisten, in den ersten Tagen des Juni 1793, auch seine Verhaftung. R. fand indessen Gelegenheit zu entkommen und verbarg sich zu Rouen bei zwei Freundinnen. Als er die Hinrichtung seiner Frau erfuhr, entschloß er sich, nach Paris zu eilen, in den Convent zu dringen und den Männern des Bluts die Wahrheit hören zu lassen. Doch ließ er von diesem Unternehmen ab und faßte den Entschluß, sich selbst den Tod zu geben. Er verließ gegen Abend des 15. Nov. 1793 seinen Zufluchtsort und stürzte sich, nach Art der alten Römer, einige Stunden von Rouen in sein eigenes Schwert. R. war ein gebildeter, rechtschaffener, aber rauher und jähzorniger Charakter. Unter seinen Schriften, industriellen und politischen Inhalts, ist das „Dictionnaire des manufactures et des arts qui en dépendent“ (3 Bde.) zu erwähnen, das er für Panchoude's „Encyclopédie méthodique“ schrieb. — Rolande de la Platière (Manon Jeanne), des Vorigen Gattin, geb. 1754, war die Tochter des Kupferstechers Phlipon zu Paris. Sie besaß große körperliche Vorzüge, viel Geist und Energie und hatte auch eine ausgezeichnete Erziehung genossen. Im J. 1779 verheirathete sie sich gegen den Willen ihres Vaters mit R., weniger aus Liebe wie aus Achtung vor dessen geistigen Eigenschaften. Durch das Studium des röm. und griech. Alterthums für republikanische Ideen gewonnen, fühlte sie sich von der Französischen Revolution mächtig ergriffen. Bei dem großen Einflusse, den sie auf ihren Gemahl hatte, riß sie auch diesen mit in den revolutionären Strudel. Als R. die Stelle des Ministers erhalten, öffnete sich ihr endlich die lange erwünschte Laufbahn. Mit unermüdetem Eifer stand sie ihrem Gemahl in den Geschäften bei, fertigte Aufsätze, schrieb Adressen und versammelte wöchentlich um sich einen Kreis von Gelehrten und Staatsmännern, in welchem die Vorfälle der Zeit besprochen wurden. In diesem Treiben scheint sie wol die ihrem Geschlechte gebührende Zurückhaltung vergessen zu haben; denn ihre Anmaßung ging bald so weit, daß deshalb mehrere Staatsmänner, auch Dumouriez, mit ihrem Gemahle zerfielen. In ihren Überzeugungen der Philosophie des Jahrhunderts huldigend, schrieb sie dem Papste, der den Priestern die Leistung des constitutionellen Eides verboten hatte, einen sehr energischen Brief, der den größten Anstoß erregte. Nach der Flucht ihres Gemahls führte sie im Interesse der Contre-revolution mit den geflüchteten Girondisten einen Briefwechsel, weshalb man sie einkerkerte. Sie verschmähte die ihr gebotenen Mittel zur Flucht, schrieb im Gefängnisse ihre Memoiren und benahm sich vor dem Revolutionstribunal, wo man sie abscheulich behandelte, mit seltener Unerblichkeit. Mit ebenso großem Muth legte sie 8. Nov. 1793 ihr Haupt unter die Guillotine. Sie hatte vorausgesagt, daß ihr Gemahl ihren Tod nicht ertragen würde. In ihren „Mémoires, avec une notice sur sa vie“ (2 Bde., Par. 1820; 3. Aufl., 1835) sind auch ihre übrigen Schriften enthalten.

Rolande, Rolands-, Rulands-, Rutlandsäulen nennt man kolossale, aus Holz oder Stein meist roh geformte Bildsäulen, welche auf den Markt- oder Hauptplätzen vieler Ortschaften Norddeutschlands, vorzugsweise aber Niedersachsens und der Mark Brandenburg standen und zum Theil noch stehen (wie z. B. in Brandenburg, Bremen, Halle, Nordhausen, Perleberg) und in der Regel einen gerüsteten oder manteltragenden, baarhäuptigen, ein bloßes Schwert in der Hand haltenden Mann darstellen. Ursprung, Name, Geschichte und Bedeutung dieser Bilder ist noch nicht hinreichend erforscht und aufgeklärt. Nachrichten über dieselben finden sich nur spärlich erst seit dem 14. Jahrh. und fast immer in Verbindung mit den seit jener Zeit kräftiger



und erfolgreicher auftretenden Bestrebungen und Kämpfen für städtische Rechte und Privilegien, unter denen selbständige Verwaltung und eigene Gerichtsbarkeit als die höchsten galten. Nicht selten erscheinen in diesen Zeiten die Rolandsbilder als Symbole städtischer Freiheit und Selbständigkeit, werden als solche in die Wechselfälle des Kampfes gezogen und, je nachdem diese sich günstig oder ungünstig für die Städte gestalten, bald umgeworfen, bald wieder aufgerichtet. Ihre eigentliche Bestimmung jedoch scheint die eines Zeichens der Gerichtsstätte für Markt- oder Criminalgerichtsbarkeit, oder auch für beide nach- oder nebeneinander gewesen zu sein, und in dieser Bedeutung mögen sie hoch hinaufreichen bis in die vorchristliche Zeit und wol mit den Irminsäulen (s. Irmin) zusammenhängen. So auch mag ihr Name zwar in Beziehung gesetzt worden sein zu dem Roland (s. d.) der Karlsage, seit dieser etwa gegen Ende des 12. Jahrh. in Sachsen bekannter worden war; die Benennung selbst aber ist höchst wahrscheinlich älter und aus der Grundbedeutung ihrer ursprünglichen Form (niederdeutsch Irlollant, hochdeutsch Iruollant) zu erklären, indem niederdeutsch Irlot, hochdeutsch Iruot „Ruf“ oder „Ruhm“ bedeutet. Vgl. Gryphander, „De Weichbildis Saxonieis sive colossis Rulandinis“ (Hf. 1625; Aachen 1666); Türl, „De statuis Rolandinis“ (Rost. 1824); Deneken, „Die Rolandsäule in Bremen“ (Brem. 1828); Stappenbeck, „Über die Rolandsäulen“ (in den „Märkischen Forschungen“, Bd. 4).

Rolle nennt man in der Mechanik eine einfache Maschine, obschon sie streng genommen schon zu den zusammengesetzten gezählt werden müßte, da sie eine Verbindung vom Wellrade und der Seilmaschine ist. Ist die Rolle an einem Punkte befestigt, sodaß sie sich zwar um ihre Achse, aber nicht von der Stelle bewegen kann, so nennt man sie eine fixe Rolle; ist dieselbe aber so eingerichtet, daß sie sich mit der Last heben kann, so heißt die Rolle eine bewegliche. Eine Verbindung mehrerer fester und beweglicher Rollen nennt man einen Flaschenzug (s. d.).

Rolle in der Schauspielkunst heißt überhaupt der Antheil an einer darzustellenden Handlung, insbesondere das zusammengerollte Heft, auf welchem Das enthalten ist, was der Künstler vorzutragen hat. Die Rolle ist von dem Künstler nicht bloß im buchstäblichen Sinne zu studiren, sondern auch mit Rücksicht auf das Ganze aufzufassen. Mehrere Rollen in einem und demselben dramatischen Werke können nur von einem sehr gewandten Künstler zugleich übernommen werden. Ubrigens ist jeder mimische Künstler durch sein Äußeres, sein Lebensalter, erlangte Übung und Talent u. s. w. für eine Gattung darzustellender Charaktere besonders geeignet, und dies nennt man sein Rollenfach.

Rolle (Joh. Heint.), ein geschäpfter Kirchencomponist, geb. zu Queblinburg 23. Dec. 1718, wurde in den Anfangsgründen der Musik von seinem Vater Christian Friedr. R., der Musikdirector in Magdeburg war, unterrichtet und machte in dieser Kunst so schnelle Fortschritte, daß er schon in seinem 13. J. als Componist auftrat und im 14. Organist an der Peterskirche zu Magdeburg wurde. Nichtsdestoweniger war es sein fester Entschluß, sich einer der Facultätswissenschaften zu widmen; daher beschäftigte er sich nebenbei sehr fleißig mit den classischen Sprachen und bezog 1736 die Universität zu Leipzig, wo er die Rechte studirte. Erst in Berlin, wohin er sich nach beendigter Studienzeit, um eine Anstellung zu finden, begab, richtete sich sein Geschmaack ausschließend auf die Musik. Er wurde königl. Kamtermusikus, erhielt 1752 die Stelle seines Vaters in Magdeburg und starb daselbst 29. Dec. 1785. Einen hohen und verdienten Ruf erwarb er sich für seine Zeit durch seine Oratorien, unter denen sich besonders „Der Tod Abel's“ und „Abraham auf Moria“ auszeichnen. Auch componirte er viele vierstimmige Motetten, von denen mehrere noch jetzt zu den trefflichsten gehören.

Rollenhagen (Georg), einer der ausgezeichnetsten deutschen Lehrdichter des 16. Jahrh., wurde 22. April 1542 zu Bernau in der Mark Brandenburg geboren, besuchte die Schulen zu Prenzlau, Mansfeld und Magdeburg, studirte seit 1560 Theologie in Wittenberg und übernahm 1563 das Rectorat der Johannischule zu Halberstadt nebst der Verpflichtung zu predigen. Doch schon 1565 gab er dies Amt wieder auf und lehrte als Hofmeister eines jungen Halberstädters nach Wittenberg zurück, wo er 1566 die Vorlesungen des Mediciners Veit Ortel von Binsheim über die „Batrachomyomachie“ (s. d.) hörte, durch welche die Zuhörer angeregt wurden, das Gedicht wetteifernd in lat., franz. und deutscher Sprache zu bearbeiten. Aus solchem Beginnen, welches der Professor freudig förderte und durch Anleitung zur Einflechtung politischer, auf die Gegenwart bezüglicher Nußanwendungen in eine bestimmte Richtung leitete, entsprang R.'s viel später gedrucktes Hauptwerk. Nachdem er dann 1567 die Magisterwürde erworben, ward er noch in demselben Jahre Prorector der Domschule zu Magdeburg, 1573 Prediger zu St.-Nicolai und 1575 Rector der Domschule, der er so treu anhing, daß er zahl-

reiche ehrenvolle Berufungen ausschlug. Er starb nach 42jähriger Amtsführung, gefeiert als Pädagog wie als Prediger, 18. Mai 1609. R. besaß eine vielseitige tüchtige Gelehrsamkeit in den philologischen, historischen und Naturwissenschaften, eine seltene Kenntniß der in Volkbüchern, Sagen, Märchen und Gebräuchen haftenden Volksüberlieferung und bei steter Kränklichkeit und mancherlei häuslichen Unfällen doch eine ausdauernde harmlose Heiterkeit. Seine Theilnahme an den Zeitereignissen bekunden sein „Hinkender Bote“ und „Postreiter“, welche in geschichtlichen Begebenheiten der J. 1588 und 1589 in Reimen berichten. Vielleicht ist auch von ihm verfaßt eine durch tüchtigen praktischen Sinn ausgezeichnete Sammlung von 54 pösischen Fabeln, unter dem Titel „Alte neue Zeitung von der Welt Lauf“ (o. D. 1592). Er ließ auch 1595 sein Hauptwerk, den schon in Wittenberg entworfenen und nun mit reifen Erfahrung des Mannes überarbeiteten „Froschmeuseler, oder der Frösch und Meus wunderbare Hoffhaltunge“ ans Licht, doch wiederum seinen Namen so erfolgreich verbergen unter der scherzhaften Bezeichnung „Marcus Hüpfinschholz von Meusebach, der Jungen Fröschorfänger und Calmeuser im alten Mäschewigk“, daß trotz der großen Beliebtheit und Berühmtheit, die das Buch sofort erlangte, selbst Moscherosch den Verfasser nicht kannte und wahrscheinlich erst Morhof ihn nachwies. Der „Froschmeuseler“, welcher der „Batrachomyomachia“ nur den Rahmen der Handlung, dem „Reineke“ die satirisch-didaktische Anwendung der Fabel und seinen übrigen Stoff in bunter Mannichfaltigkeit theils den classischen, theils neueren Schriftstellern, theils auch der deutschen Volksüberlieferung entnimmt, ist ein nicht bloß als Lehrgedicht, dessen theilweise Breite, Trockenheit und Geschmacklosigkeit vergütet wird durch heitere Laune, Lebendigkeit der Schilderung und große Gewandtheit in Behandlung der Sprache. Er blieb ein Lieblingsbuch durch das ganze 17. Jahrh. und wurde auch in neuerer Zeit wiederholt überarbeitet. (Erste Ausgabe Magdeb. 1595; Bearbeitungen: durch M. Benedix, Wittenb. 1841; das erste Buch durch Stengel, Köln 1796; auszüglich durch Lappe, Strals. 1811; durch G. Schwab, Tüb. 1819.) — Auch Gabr. R., ein Sohn Georg's aus zweiter Ehe, 1585 geboren wurde und seit 1602 in Leipzig die Rechte studirte, hat sich als Schriftsteller hervorgethan und ist häufig mit dem Vater verwechselt worden. Er gab heraus: „Vier Bücher Indianischer Reisen durch die Luft, Wasser, Land, Helle, Paradies und den Himmel“ (Magdeb. 1605 und öfter), welche wegen ihres Stils bei den Zeitgenossen großen Beifall fanden; ferner einen Band lat. Gedichte: „Juvenilia“ (Magdeb. 1606), und endlich, durch Buchstabenversetzung seinen Namen versteckend in Angelius Lohrbere Liga, eine ihrer Zeit sehr beliebte Komödie: „Amantes amentes; Ein sehr anmuthiges Spiel von der Blinden Liebe oder von den Leffelen“ (Magdeb. 1614), wie auch der Vater schon durch mehr als 20 J. die Schulkomödien eifrig gepflegt und mehrere Stücke für diesen Zweck bearbeitet hatte. Vgl. Lütke, „Leben Georg R.“ (2 Hfte., Berl. 1846—47).

Rollin (Charles), einer der populärsten franz. Historiker, war zu Paris 30. Jan. 1661 geboren und der zweite Sohn eines armen Messerschmieds, welcher aus Montbeillard stammte. Die Verwendung eines Benedictiners, dem er als Knabe bei der Messe diente, verschaffte ihm eine Freistelle auf dem Collège des Dix-huit, von wo er zum Studium der Theologie in Sorbonne überging. Ohne die höhern Weihen zu empfangen, übernahm er 1685 eine Professur am Collège Plessis, wurde 1688 königl. Professor am Collège de France, bekleidete während der J. 1694 und 1695 die Stelle eines Rectors der Universität und entfaltete als Coadjutor des Collège de Beauvais seit 1699 eine erfolgreiche Thätigkeit. In die Untersuchungen gegen die Jansenisten verflochten, trat er von seinem Amte zurück, um nun der Jugend als Schriftsteller nützlich zu werden, bis er 1720 wieder die Stelle eines Rectors der Universität erhielt. Er starb 14. Sept. 1741. Bei der Beurtheilung seiner historischen Werke darf man nicht außer Acht lassen, daß sie alle für die Jugend berechnet sind. Zu ihrer Zeit machte besonders seine „Histoire ancienne des Égyptiens, des Carthagiens etc.“ (13 Bde., Par. 1730—38; 6 Bde. 1740 und öfter) wegen ihres ausgezeichneten Stils und der klaren übersichtlichen Gestalt ein unerhörtes Glück. Die „Histoire romaine“ (16 Bde., Par. 1739 fg.; 8 Bde., 1744) welche nur bis auf die Schlacht bei Actium geht und in ihrer Ausführung weniger vorzüglich erscheint, wurde von seinem Schüler Grévier als „Histoire des empereurs romains depuis Auguste jusqu'à Constantin“ (12 Bde., Par. 1750) fortgesetzt, und dieser fand wieder dem gründlichern Lebeau einen Fortsetzer. Andere Werke, die als Fortsetzung R.'s angekündigt wurden, verdienen diesen Namen nicht. Seine gesammelten Werke wurden von Goussier (50 Bde., Par. 1820, mit Atlas) und von Letronne (30 Bde., Par. 1821) herausgegeben.



Von den übrigen Werken R.'s ist noch zu nennen sein „*Traité de la manière d'enseigner et d'étudier les belles lettres*“ (4 Bde., Par. 1726—28; 1740 und öfter).

Rollschuß heißt bei Geschützen derjenige Schuß, bei welchem das Geschöß mit angemessener, meist starker Ladung und sehr geringer Elevation (s. d.) abgeschossen, bis zum Ende seiner Bahn in niedrigen Sprüngen fortgeht und oft zuletzt nur noch rollend sich bewegt. Der Rollschuß ist nur auf festem ebenen Terrain anwendbar, weil sonst das Geschöß bald stecken bleiben würde. Man wendet ihn auch nur auf größere Entfernungen (bei Kanonen auf 1200—2000 Schritt) an, weil das Treffen des einzelnen Zielpunkts mit dem Bogenschuß (s. d.) hier schon unsicher wird. Bei den Haubizen, wo sich die Ladung leicht verringern läßt, kann man ihn schon von 600 Schritt ab anwenden. Hier hat man noch den Vortheil, daß das Geschöß durch sein Zerspringen am Ziele bedeutende Wirkung äußert. Das Rollen ist bei windstillem Wetter auch auf dem Wasser möglich und ist daher für die Küstenvertheidigung von großer Wichtigkeit.

Rom (Roma), die ewige Stadt (Urbs aeterna) schon von den Alten genannt, einst der Sitz der weltlichen, dann der geistlichen Weltherrschaft, die Hauptstadt des Kirchenstaats, liegt an der bei ihrem Eintritt in das Stadtgebiet etwa 200 F. breiten Tiber, ungefähr 6 St. entfernt von deren Einfluß in das Tyrrhenische Meer bei Ostia (s. d.). Hier erheben sich in der hügeligen Ebene, die jetzt den Namen der Campagna di Roma (s. d.) trägt, auf dem linken, östlichen Flußufer, auf welches die eigentliche Urbs Roma sich beschränkte, wie noch jetzt der ungleich größte Theil des neuen Rom daselbst liegt, südlich von dem etwa 200 F. über dem Meerespiegel erhabenen, von der ältern Stadt ausgeschlossenen Collis hortorum (d. i. Gärtenhügel), der später Mons Pincius genannt wurde, die sieben Hügel (fünf nach altem Sprachgebrauch montes, zwei, der Quirinal und Viminal, colles genannt), von deren Zahl R. die Urbs septi-collis, d. h. die Siebenhügelstadt, benannt wurde. Drei von ihnen, der Quirinalis und hinter ihm der Viminalis und Esquilinus, erscheinen als die südwestlichen Ausläufer einer hohen Ebene (des Campus Viminalis und Esquilinus), wo Servius Tullius zum Schuß der Stadt einen hohen Wall aufführte (Agger Servii Tullii, auch Tarquinii genannt), auf welchem sich der höchste Punkt des dießseitigen R. da, wo in der Villa Massimo, vormal's Negroni, die Statue der Göttin Roma steht, bis zu 236 F. erhebt. Durch einst sumpfige Thäler voneinander gesondert sind die vier südlichen Hügel: zunächst dem Flusse der Capitolinus, dessen nordöstlichen Gipfel, sonst die Arx, jetzt die Höhe von Araceli, ein Sattel von dem südwestlichen, wo das eigentliche Capitolium und der Tarpejische Felsen, trennt; der Palatinus und südlich von diesem der Aventinus, von welchem weiter südlich sich noch der künstliche Scherbenberg (Monte testaccio) erhebt; südöstlich vom Palatin endlich der Cölius. Vor dem Quirinal streckt sich nach dem weit westlich ausbiegenden Flusse eine große Fläche, das alte Marsfeld (s. d.) mit dem Circus Flaminius, die im Süden da, wo der Fluß, nachdem er eine Insel (Insula Tiberina) gebildet hat, sich zu einem zweiten Bogen westlich wendet, vor dem Capitolinischen Berg mit der kleinen Fläche vor dem Palatin zusammenhängt, die sonst das Forum boarium und Velabrum hieß. Zwischen dem Aventin, der nahe an den Fluß tritt, und dem Palatin ist die Vallis Murciae, das weite Thal des Circus. Nordöstlich vom Palatin zieht sich, wo der Titusbogen steht, eine Höhe, Velia genannt, gegen die südlichere Spitze des Esquilin hin, die den Namen Carinae (wo jetzt San-Pietro in vincoli) trug; sie scheidet das südöstliche Thal des Colosseums von dem nordwestlichen des Forum Romanum, von welchem nach ihr hin und über sie die Hauptstraße des alten R., die Sacra via, ging. Das Thal des Forum öffnet sich gegen R. zwischen dem Capitolin und Quirinal zum Marsfeld, gegen SW. zwischen dem Capitolin und Palatin zum Velabrum hin. Eingeschlossen von den Carinen, von der nördlichen Spitze des Esquilin (der Höhe von Santa-Maria maggiore) und den Spitzen des Viminal und Quirinal ist die Tiefe, welche, in der alten Zeit einer der lebhaftesten Theile R.'s, die Subura hieß. Auf dem rechten Ufer erhebt sich im R. der Vaticanische Hügel, der, ebenso wie die Fläche, die ihn vom Fluß trennt, nicht zum alten R. gehörte; südlich von ihm streckt sich der bei der Fontana Paolina etwa 270 F. hohe Janiculus, an dessen Abhang innerhalb des Flußbogens zwar schon in der Zeit der röm. Republik, aber mehr noch unter den Kaisern städtischer Anbau stattfand und wo jetzt das eigentliche Trastevere ist. Nördlich von der Stadt, jenseit des Flusses Teverone (Anio), ist der Heilige Berg (Mons sacer); hinter dem Vaticanus erhebt sich der Monte Mario. Die Umgebungen R.'s sowol wie das Stadtgebiet galten bei den Alten schon als ungesunde Gegend und zwar nicht bloß die Tiefen, sondern auch die Höhen, namentlich die vaticanische und die des Esquilin, auf der auch ein Hain und Tempel der Göttin Mephitis sich befand; Altäre der Fiebergöttin (Febris) gab es mehre, einen auf dem Palatin, und Fieber herrschten, wie noch jetzt, namentlich in den spätern Sommermonaten.

Der Punkt, von welchem das alte R. sich allmählig ausbreitete, ist der Palatinische Berg (s. d.). Auf ihm hatte nach der röm. Stammsage Romulus (s. d.) die älteste lat. Stadt an dem Tag des Festes der Palilien, 21. April in dem J. 753 v. Chr. nach der Varronischen, 752 nach der Catonischen Ara, gegründet. Um die Stadt auf ihm, die nach der Form des Bergs auch Roma quadrata benannt wurde, hatte er an seinen Abhängen das erste Pomörium (s. d.) gezogen. Doch ist sehr wahrscheinlich, daß schon vor dem Romulischen R. auf dem Berge ein pelasgischer Ort lag, der mit sechs kleinen Ortschaften auf den benachbarten Baldhöhen, die allmählig in das sich erweiternde R. eingingen, in einer Verbindung stand, deren Andenken sich in dem Feste Septimontium erhielt. Auf der Spitze des Quirinal hatten sich Sabiner festgesetzt. Mit diesen entstand Kampf, auf den friedliche Vereinigung folgte und hiermit die erste Erweiterung der Stadt, zu der nun auch der Saturnische oder Capitolinische Berg, auf dem freilich die Sage schon vorher den Romulus die Burg, das Asyl und den Tempel des Jupiter Feretrius gründen läßt, als Burg, die Tiefe nordöstlich vom Palatin als Markt (Forum Romanum) gehörten. Den Cölius, der von dem Führer eines tuskanischen Heerhaufens Cöles Vibenna den Namen haben soll, zog Tullus Hostilius, der die Bewohner des zerstörten Alba dahin verpflanzte, den Aventinus der König Ancus Marcius, der ihn Lateinern zum Wohnort anwies, zur Stadt. Ancus legte auch auf dem Janiculus, gegen die Tiber hin, eine Befestigung an und verband beide Ufer durch eine Pfahlbrücke (Pons sublicius). Von großer Wichtigkeit für die Trockenlegung der Tiefen war der Bau der Cloaca maxima durch Tarquinius Priscus, der auch den Circus zwischen dem Aventin und Palatin errichtete. Erst unter Augustus bedurfte sie der Ausbesserung und noch jetzt bestehen zum Theil (sichtbar bei San-Giorgio in Velabro) ihre über 12 F. hohen dreifachen Wölbungen, welche nebst den Substructionen des von Tarquinius Superbus erbauten Capitolinischen Tempels (sofern nämlich die unter dem Palast Caffarelli befindlichen Reste mit Recht für dieselben gehalten werden) und dem Gefängnis (Carcer Mamertinus mit dem Tullianum) in den nordöstlichen Felsen des Capitolinischen Bergs die einzigen Überbleibsel aus R.s Königszeit bilden. Das ganze durch Hinzufügung des übrigen Quirinal, des Viminal und des Esquilin, auf dem er selbst wohnte, ansehnlich vergrößerte städtische Gebiet, das sicherlich noch viele Weiden und Äcker in sich faßte, umgab Servius Tullius mit einer Befestigung, die aus dem erwähnten 50 F. breiten, mit Mauer, Thürmen und Graben versehenen Erdwall im Nordosten, der schwächsten Stelle R.s, übrigens mit Benützung der steilen Felswände aus einer Mauer mit Thürmen bestand, welche auf den Hügelabhängen hinlief, sodaß sie die Fläche des Marsfeldes ausschloß und vermuthlich an zwei Stellen, westlich vom Palatin, gegen den Fluß auslief. Das Pomörium wurde damit zugleich vorgerückt, das jedoch den Aventinus, auf dem einst Remus unglückliche Auspicien genommen hatte, nicht in sich schloß, und das Stadtgebiet in vier Bezirke (regiones), die den Aventin und Capitolin nicht inbegriffen, getheilt: 1) die Suburana (Cölius, Subura und Carinä), 2) Esquilina, 3) Collina (Viminal und Quirinal), 4) Palatium. Unter den Thoren, die aus der Stadt des Servius, welche ungefähr eine geographische Meile im Umfang hatte, führten, sind die bekanntesten: am Wall die Porta Collina, Viminalis und Esquilina, am Cölius die Porta Capena, an der nordöstlichen Ecke des Aventin die Porta trigemina, an der südwestlichen des Capitolin die Porta carmentalis und flumentana.

In der republikanischen Zeit traf die Stadt, mit Ausnahme des Capitols, die Zerstörung durch die Gallier 390 v. Chr., die vom Collinischen Thore her eingedrungen waren. Silig und unregelmäßig wurde sie wieder aufgebaut, wobei man die Steine des zerstörten Beji benutzte. Nachher waren besonders die Magistrate der Censoren und Aedilen, wie für Bauten des Staats überhaupt, so auch für die städtischen von Wichtigkeit. Hervorzuheben ist die Censur des Appianus Claudius Cäcus 312 v. Chr., der von der Porta Capena aus die erste festgegründete Landstraße (Via Appia) baute und zuerst der Stadt gutes Wasser, das ihr fehlte, durch eine Wasserleitung (Aqua Appia) zuführte, deren Quellen, etwa 1½ M. von der Stadt, sein Amtsgenosse Plautius gefunden hatte; sie ging noch fast ganz unter der Erde. Auch die 40 J. später aus der Kriegsbeute des Pyrrhus von Marcus Curius Dentatus gebaute des Anio vetus wich den Thälern durch weite Umwege aus und ging nur wenige hundert Schritte auf Bogen. Bald nach dem zweiten Punischen Kriege fällt die Anlage eines Landungsplatzes und Emporiums am Aventin. In der Nähe des 220 gebauten Flaminischen Circus bildete sich eine kleine Vorstadt, eine andere vor der Porta Capena. Unter den Censoren des J. 174 wurden die Straßen der Stadt gepflastert. Als sich in der folgenden Zeit die Republik auf den Gipfel politischer Macht erhob, flossen dem Staate wie Einzelnen durch die Kriege und aus den Provinzen unge-



heutere Reichtümer zu, die zum Theil auch den Bauten Roms, zunächst jedoch noch vorzugsweise den nun großartig werdenden Werken der Straßen- und Wasserbaukunst zugute kamen. In der Stadt, deren Bevölkerung sich von Italien und den Provinzen her mehrte, hatte die Einwirkung griech.-macedon. Baukunst sich schon 184 in der ersten Basilikananlage durch den ältern Cato gezeigt; unter ihrem Einfluß entwickelte sich später eine eigenthümliche großartige röm. Architektur. Die ersten Tempel, des Jupiter Stator und der Juno, bei denen Marmor statt des alten Travertin vorkam, baute Metellus aus der macedon. Kriegsbeute 149; aber erst seit Sulla stieg die Pracht in den Bauten der Stadt mit raschen Schritten. Der von ihm nach den Formen des alten, aber aus reicherm Material 80 erneute Capitolinische Tempel stand trotz seiner vergoldeten Erzziegel und der aus Athen eingeführten Marmorsäulen 50 J. später vielen weit großartigeren und prächtigeren Gebäuden nach. Unter den Männern, die nach Sulla in Rom den Göttern, dem Nutzen des Staats und dem Vergnügen des Volkes Bauwerke errichteten, durch welche namentlich die Gegend um den Flaminischen Circus und bei dem Forum sich füllte, ragen Pompejus und vor allen Cäsar hervor. Durch den Erstern erhielt Rom drei Jahre, nachdem Scaurus in der Ausschmückung eines hölzernen Theaters einen ungeheuern Luxus entfaltet hatte, sein erstes steinernes, 40000 Menschen fassendes Theater, dessen Reste in den Souterrains des Palazzo Pio zu dem Wenigen gehören, was sich von den Bauten der Republik erhalten hat. Unter Cäsar's Bauten steht obenan sein prachtvolles Forum (s. d.) mit dem Tempel der Venus Genetrix; nur der Ankauf der Gebäude, die diesem Baue wichen, kostete gegen 5 Mill. Thaler. Die großen Pläne, die er besonders für Erweiterung und Verschönerung des Marsfeldes gefaßt hatte, unterbrach sein Tod. Auch der Luxus der Privatgebäude nahm, obwohl etwas später, reißend zu; zwar blieb für die großen Miethgebäude (insulae) die alte Sitte, sie aus ungebrannten Ziegeln auf steinernem Unterbau aufzuführen, noch bis in die Kaiserzeit hinein, auch die Einzelhäuser (domus) der Reichen waren noch im Anfang des 7. Jahrh. der Stadt ohne alle Pracht, und Lucius Crassus, der in dem seinen sechs kleine Säulen aus hymettischem Marmor anbrachte, dessen Haus etwa 50000 Thlr. kostete, wurde als Verschwender gescholten. Zu Ende desselben Jahrhunderts aber hatte Mamurra auf dem Cölius das erste ganz mit Marmor bekleidete Haus. Clodius kaufte eine Wohnung für mehr als 700000 Thlr.; die des nicht reichen Cicero kostete 175000, und die Verschwendung war nun in diesen Bauten nicht geringer als in den Anlagen der Villen.

Die erste Kaiserzeit gab der letzten republikanischen an Schönheit und Großartigkeit städtischer Bauten nichts nach; sie übertraf sie noch weit an Zahl derselben. Namentlich wendete während seiner langen ruhigen Regierung Augustus und unter ihm Agrippa der Verschönerung, dem Nutzen und der Ordnung der Stadt die größte Sorgfalt und eine verschwenderische Freigebigkeit zu. Der Tempel des Apollo mit der Bibliothek auf dem Palatinischen Berge, wo Augustus selbst seinen Palast hatte, der des Mars Ultor an dem von ihm gebauten Prachtforum wurden zu den herrlichsten Bauwerken gerechnet. Das bis dahin fast noch freie Marsfeld wurde jetzt namentlich durch Agrippa zu einer neuen Stadt von Tempeln, Hallen und andern theils für Staatszwecke, theils für die Volksbelustigungen bestimmten Prachtgebäuden. Eine große Zahl verfallener Tempel wurde restaurirt, die schönen Privathäuser mehrten sich, und mit Recht konnte Augustus von sich sagen, eine Ziegelstadt habe er vorgefunden, eine Marmorstadt hinterlassen er. Die Cloaca maxima wurde mit einem Aufwande von 1 1/2 Mill. Thlr. ausgebessert und fortgesetzt; zu den bestehenden Wasserleitungen kamen neue. Das ganze städtische Gebiet, das sich über die nun fast spurlos gewordene Mauer des Servius Tullius nach allen Seiten hin ausgebreitet hatte, wurde durch Augustus in 14 Bezirke (regiones) getheilt: 1) Porta Capena, am südlichsten, vor dem Cölius; 2) Coelimontana; 3) Isis et Serapis (ein späterer Name), die Carina; 4) Sacra via, später Templum Pacis genannt; 5) Esquilina; 6) Alta semita, Quirinal, Viminal und ein Stück des Collis hortorum; 7) Via lata, der westliche Abhang des Quirinal mit dem anstoßenden Theile des Marsfeldes, den diese via, jetzt der Corso, durchschneidet; 8) Forum Romanum, mit dem Capitol; 9) Circus Flaminius, das übrige Marsfeld; 10) Palatium; 11) Circus maximus, zwischen Palatin und Aventin; 12) Piscina publica, zwischen Aventin und Porta Capena; 13) Aventinus, mit Emporium und südlich bis zum Scherbenberg; 14) Transtiberina, zwischen Tiber und Janiculus. Mit dieser Eintheilung, neben der zu Ende des 8. Jahrh. die kirchliche in sieben Regionen aufkam, die aber das Mittelalter hindurch in den 13 dießseitigen Rioni fortbestand, waren polizeiliche Einrichtungen verbunden. Für jedes der Quartiere (vicus), aus denen die Regio bestand, wurden zwei Curatores und vier nämlich aus der plebejischen Bevölkerung zu wählende magistri angeordnet. Für die Feuer- und

Sicherheitspolizei sorgte in je zwei Regionen eine Cohorte Scharwächter (*vigiles*) von 700 Mann, die unter einem Präfect (s. d.) standen. Für Neubauten wurde als Maximum der Bauhöhe 70 F. verordnet. Die Zahl der Einwohner R. in dieser Zeit mag nach einer wohlbegründeten Wahrscheinlichkeitsrechnung etwa 2 Mill. betragen haben. Tiberius ließ an der nordöstlichsten Ecke R. das große befestigte Standlager der Prätorianer, Claudius die zwei riesenhaftesten Wasserleitungen aufzuführen. Durch den Brand des Nero (s. d.) 64 n. Chr., der zuerst sechs Tage, dann, kaum gelöscht, noch drei Tage wüthete, wurden drei Regionen, wahrscheinlich die dritte, zehnte und elfte, gänzlich, sieben zum größten Theil in Asche gelegt; unverseht blieben vier, die 14. und, wie es scheint, die erste, fünfte und sechste, sowie das Capitol. Durch Nero selbst und durch seine Nachfolger bis auf Domitian wurde die Stadt prächtiger, massiver und mit breiteren Straßen, die mit Säulenhallen versehen waren, aufgebaut. Sie erweiterte sich dadurch und durch die Anlage des Palastes (*domus aurea*), der, nach Nero's Plan, mit vielen Prachtgebäuden und weiten Gärten vom Palatin bis nach dem Esquilinischen Thore hin reichen sollte. Die Flavier beschränkten den Plan, aber bis in den Anfang des 3. Jahrh. wurde auf und an dem Palatin, an den Kaiserpalästen fortgebaut, deren großartige Trümmer noch in den Farnese'schen Gärten und der Villa Smith (sonst Mills, früher Spada) sich erheben und zu denen vermuthlich auch das Septizonium des Septimius Severus gehörte, dessen Trümmer im 16. Jahrh. abgebrochen wurden. Unter Vespasian, der das von den Vitellianern verbrannte Capitol erneuerte, den prächtigen mit Kunstwerken reichgeschmückten Friedenstempel erbaute und das erst durch Domitian beendete Amphitheater des Colosseums begann, wurde die Stadt vermessen. Eine richtige Erklärung der davon handelnden Stelle des Plinius ergibt als Umfang der wirklichen Stadt, außerhalb deren freilich die ganze Campagna durch Häuser, Villen, Gärten wie eine riesige Vorstadt lag, etwas über zwei Meilen. Viel zerstörte ein zweiter dreitägiger Brand unter Titus, der namentlich das Marsfeld und Capitol, und später ein dritter unter Commodus, der besonders die vierte Region traf. Aber die Baulust der Kaiser war unermüdlich bis auf Alexander Severus; namentlich zeichneten sich aus Titus, Domitianus, Trajanus, Hadrianus, der selbst Architect war, die Antonine, Commodus, Septimius Severus, der besonders auch für das Janiculum sorgte, Caracalla und Alexander Severus, unter welchem auf dem Marsfelde die ersten einzelnen Privatgebäude entstanden. Die Architektur sank seit den Antoninen durch Überladung, Verzierung und durch Vermischung der Formen. Ihren tiefsten Verfall erreichte sie seit Caracalla, wenngleich die alte Großartigkeit auch in den letzten großen Gebäuden, die R. durch Diocletian und Konstantin erhielt, sich noch nicht ganz verleugnete. Der Zeit vom Neronischen Brande bis auf Konstantin, seit welchem R. gegen die neue Residenz Konstantinopel zurücktrat, gehört der ungleich größte Theil der noch sichtbaren Reste des alten R. an. Seit Konstantin begann der Bau christlicher Kirchen, für die der Basilikenstil, nur selten der Rundbau, wie bei San-Stefano rotondo auf dem Cölius, aus dem 5. Jahrh., angewendet wurde. Unter den Kirchen, deren Gründung noch vor dem Untergange des röm. Reichs fällt, sind die angeblich von Konstantin selbst gegründeten Sta.-Agnese und San-Lorenzo fuori le mura, Sta.-Croce in Gerusalemme, die alte Peterskirche, ferner die San-Clemente, San-Giorgio in Velabro, San-Pietro in vincoli und vor allen die prächtige fünfschiffige; 386 F. lange Basilika San-Paolo fuori le mura, südlich vom Aventin vor dem Paulsthere, zu erwähnen, welche Ende des 4. Jahrh. Valentinian II. und Theodosius an der Stelle der kleinen Kirche, die Konstantin über des Paulus Grabe gebaut hatte, errichteten und die mit ihrem Sparrwerk aus Cedernholz, der Menge herrlicher Säulen, den ehernen, in Konstantinopel 1070 gegossenen Thüren, dem Schmuck der Mosaiken, Sculpturen, Gemälde bis zum 15. Juni 1823 bestand, wo sie ein Raub der Flammen wurde. Der Wiederaufbau derselben nähert sich zwar seiner Vollendung, allein man hat sich bei demselben nicht an das Vorbild der alten Kirche gehalten. Trotz der ungeheuern Summen, die man darauf verwendet, und der großen Pracht, die man dabei entfaltet, wird das gewaltige Gebäude den Anforderungen eines reinen Geschmacks wenig genügen. Die von den german. Völkern, die schon um 255 bis Mailand vorgebrungen waren, drohende Gefahr veranlaßte zuerst den Kaiser Aurelianus, R., das seit Jahrhunderten ohne Befestigung sicher gewesen, mit einer Mauer zu versehen, die bald nach ihm Probus 276 vollendete, und Honorius, da sie verfallen war, 400 wieder herstellte. Die Ringmauer umgab R. in dem Umfange von nahe  $2\frac{1}{2}$  M.; die jetzige, an der sich die Stellen von 14 alten Thoren nachweisen lassen, ist dem Fundament und dem Gang nach jene alte, nur daß diese das vaticanische Gebiet noch gar nicht und den Janiculus in einer andern beschränktern Linie umschloß. Aber trotz der Mauern wurde die Stadt im 5. Jahrh. mehrmals eingenommen. Zuerst geschah dies



410 von dem Westgothen Alarich, von dem sie sich 408 noch losgekauft hatte. Derselbe ließ plündern; aber weit verwüstender waren die Eroberungen durch den Vandalen Genserich 455 und durch Ricimer 472.

Unter den öffentlichen Bauwerken des alten R. erwähnen wir zuerst die Brücken. Der alte Pons sublicius, wahrscheinlich vom Forum Boarium nach dem Janiculus führend, blieb auch in der Kaiserzeit noch aus Holz; vermuthlich in seiner Nähe, da, wo jetzt Ponte rotto leider durch eine moderne Kettenbrücke verunstaltet wird, lag Pons Aemilius aus Stein, wol 179 v. Chr. erbaut. Weiter nördlich führte Pons Fabricius (jetzt Ponte die quattro capi) zur Tiberinsel, von ihr nach dem Janiculus Pons Cestius (Ponte di San-Bartolommeo). Dann Pons Aurelius, auch Janiculensis genannt (jetzt Ponte Sisto). In das vaticanische Gebiet führte eine bis auf Pfeilerreste verschwundene Brücke des Nero, weiter oberhalb der Pons Aelius (jetzt Ponte Sant'Angelo) des Hadrian und der jetzt verschwundene Pons triumphalis. Die Brückentrümmer am Aventin rühren von der Brücke des Probus her. Der alte Pons Milvius (Ponte Molle) liegt im Norden der Stadt. Zu den großartigsten Bauten, welche die Römer schufen, gehören die Wasserleitungen oder Aquäducte. Zu den ältesten bereits erwähnten, der Aqua Appia und dem Anio vetus, kam 146 v. Chr. die Aqua Marcia, über 300000 F. lang, davon 35000 F. auf Bogen; 127 die Aqua Tepula; unter Augustus die Aqua Julia, die Aqua Virgo, die einzige alte auf dem linken Ufer, die noch der neuen Stadt zu gute kommt, und die Alsietina, für die Gärten und Baumgärten des Janiculus bestimmt; durch Claudius die Aqua Claudia, 250000 F. lang, davon 48000 F. auf Bogen, und der Anio novus, gegen 500000 F. lang, mit den höchsten (bis zu 109 F. hohen) Bogen. Von den spätern fünf lassen sich nur die Aqua Trajana (jetzt Aqua Paola) und die Aqua Alexandrina, die nahe bei den Quellen der jetzigen Aqua Felice begann, sicher nachweisen. Aus den vielen mächtigen Wasserhälttern (castella), zu denen die Aquäducte das Wasser brachten, wurde eine unendliche Menge von Bassins (lacus) und Brunnen versorgt. In dem einen Jahre seiner Abilität errichtete Agrippa 130 Castelle, 700 Bassins, 105 Springbrunnen (salientes) und verwendete zu ihrer Ausschmückung 400 Marmorsäulen. An einem der Castelle fanden sich die Trophäen, die nach der gewöhnlichen, wenn auch schlecht begründeten Annahme Marius nach dem Cimbernkriege errichtete und die seit Sixtus V. die Balustrade des Capitols zieren. Die Ruine eines Springbrunnens Domitian's ist die sogenannte Meta sudans beim Colosseum. Öffentliche Plätze waren die campi, unter denen der größte und berühmteste der Campus Martius, die areae, Vorplätze vor Gebäuden, und die fora, außer dem alten Forum Romanum theils wirkliche Marktplätze, theils Prachtfora der Kaiser, bei denen freilich die umgebenden Gebäude die Hauptsache blieben.

Unter der unendlichen Menge von Tempeln, die im Verlauf von Jahrhunderten in R. errichtet wurden, heben wir folgende hervor. Auf dem Capitolin stand das Hauptheiligthum der röm. Staatsreligion, der Tempel des Jupiter Optimus Maximus mit den Cellen der Juno und Minerva, der von dem letzten Könige gebaut, 84 v. Chr. verbrannt, durch Sulla hergestellt und nach zwei neuen Bränden erst von Vespasian, dann von Domitian wieder erbaut wurde. Dabei standen die uralten Heiligthümer des Terminus und der Juventas. Neben dem Tempel erbaute Augustus einen Tempel des Jupiter Tonans, Domitian einen des Jupiter Custos. Auf der Burg (arx), wo auch das auguraculum, der Stein sich befand, von dem aus der Augur die Zeichen beobachtete, stand der Tempel der Juno Moneta, bei dem die Münzstätte. An dem Forum zunächst dem Clivus Capitolinus lagen der zuerst von Camillus gegründete Tempel der Concordia und der Tempel des Saturnus, der 498 v. Chr. geweiht und 44 v. Chr., dann durch Septimius Severus erneuert wurde. Ihm gehören die gewöhnlich einem Tempel des Jupiter Tonans zugeschriebenen drei Säulen am Ende des Forum an. Auch von den Wölbungen des Schatz- und des Archivgebäudes (aerarium und tabularium), das mit ihm verbunden hinter ihm lag, und der sogenannten Schola Xantha sind bedeutende Reste übrig. Vor ihm stand das Milliarium aureum des Augustus. Südlich von ihm befand sich der Tempel des Vespasian, von dem noch acht Säulen stehen, wobei nicht unerwähnt bleiben darf, daß eine andere ebenso berechnete Ansicht die acht Säulen dem Saturnustempel, die drei dagegen dem Vespasianstempel beilegt. Weiterhin standen der in der Schlacht am Regillus gelobte Tempel des Castor, der Minerva, die Aedes Vestae mit der Regia, der Wohnung des Pontifex Maximus, am südöstlichen Ende des Forum der des divus Julius, neben ihm der Tempel der Faustina (wo jetzt San-Lorenzo in Miranda), an der nordöstlichen Ecke des Forum der alte berühmte kleine Tempel des Janus Geminus, als Durchgang zum Forum Julium benutzt, an welchem Cäsar's Tempel der Venus Genetrix lag.

Am Forum des Augustus stand der herrliche Tempel des Mars Ultor, von dem drei Säulen beim Kloster Sta.-Annunziata erhalten sind; am Forum Nervä ein Minerventempel, dessen Ruinen Paul V. abbrach; am Forum Trajan's der Tempel Trajan's. An der Velia lag der Tempel der Penaten und auf dem Forum Vespasian's, bei der Sacra via, das von ihm erbaute prächtige, mit Kunstwerken reich geschmückte Templum Pacis. Zwischen der Kirche Sta.-Francesca romana und dem Colosseum liegen die Ruinen des Tempels der Roma und Venus, den Hadrian nach eigenem Plane, dessen Label dem großen Baumeister Trajan's, Apollodor, das Leben kostete, erbaute und der vielleicht der prächtigste Tempel R.'s war. Auf dem Palatin standen ein uraltes Heiligthum der Victoria, der Tempel der Magna Mater Idäa und der berühmte Tempel des Apollo, den Augustus baute und mit einer öffentlichen Bibliothek verband. Am nordöstlichen Abhange gegen die Sacra via gründete Romulus den ersten Tempel des Jupiter Stator. Auf dem Aventin hatte Servius Tullius den Tempel der Diana, das Heiligthum des lat. Bundes, Camillus der aus Veji entführten Juno Regina und ein Gracchus der Libertas einen Tempel erbaut. Am Thale des Circus und in demselben lagen der altplebejische Tempel der Ceres, die dem Hercules geweihte Ara maxima, ein Tempel des Mercur und der Flora. Auf dem Forum Boarium, wo der Tempel des Hercules Victor stand, haben sich ein anderer Rundtempel des Hercules (gewöhnlich der Vesta genannt) in der Kirche San-Stefano delle carozze oder Sta.-Maria del Sole und, noch der republikanischen Zeit angehörig, der Tempel der Pudicitia patricia in der Kirche Sta.-Maria Egiziaca erhalten. Dort stand auch, wo jetzt Sta.-Maria in Cosmedin, der von Servius Tullius der Fortuna, bei der Porta Capena aber der von Marcellus nach der Einnahme von Syrakus dem Honor und der Virtus erbaute Tempel, vor ihr der Tempel des Mars, in welchem der Senat gewöhnlich den Feldherren, die um den Triumph nachsuchten, Audienz gab. Auf den Carinen stand der Tempel der Isis und des Serapis, der der dritten Region nach Augustus den Namen gab; auf dem Esquilin ein Tempel der Minerva Medica, der aber nicht in dem alten für ihn ausgegebenen Rundgebäude erhalten ist, der Tempel der Mephitis und der Juno Lucina; auf dem Quirinal, außer dem alten Capitolium, einem uralten Heiligthum Jupiter's, der Juno und Minerva, der Tempel des Quirinus, des Dios Fidius, der Flora, der Pudicitia plebeja, der Salus, den Fabius Victor 302 v. Chr. ausmalte, und des Sol, von Aurelianus gebaut; beim Circus Flaminius der einzige republikanische Tempel des Apollo, der Tempel der Bellona mit der Kriegssäule (columna bellica), von der aus der Ferial bei Kriegserklärungen nach symbolischem Gebrauch die Lanze wie in feindliches Land schleuderte, und des Hercules Musarum. Im Marsfelde stand das Pantheon (s. d.), da, wo jetzt Sta.-Maria sopra Minerva, der Tempel der Minerva Chalcidica, durch Domitian erbaut, und ein Isis- und Serapistempel. Auf der Insel stand seit 292 v. Chr. der Tempel des Aesculap. Im vaticanischen Gebiete fanden nach Antoninus die Myslerien des Mithras eine Stätte. Für die Versammlungen des Senats, die häufig auch in Tempeln statthatten, erbaute Tullus Hostilius die berühmte Curia Hostilia am Forum. Diese wurde erneut durch Sulla, brannte beim Leichenbegängniß des Clodius 52 v. Chr. ab, wurde zwar wieder erneuert, durch Cäsar aber abgebrochen, der auf ihrer Stelle einen Tempel der Felicitas errichtete und eine neue Curia Julia erbaute, der vielleicht, wenn nicht dem bei ihr gelegenen Minerventempel, die drei Säulen angehörten, die am südwestlichen Ende des Forum stehen. In der Gegend des Circus Flaminius hatte Pompejus die Curie erbaut, in der Cäsar ermordet wurde. Hinter dem Janustempel, bei Sta.-Martina, errichtete Domitian ein Senatgebäude. An dem Forum Romanum lagen die älteste Basilika Porcia, 184 v. Chr. erbaut, die Basilika Aemilia und die Basilika Julia Cäsar's; gegen die Velia hin bei San-Cosma e Damiano die Basilika Konstantin's, von Maxentius gebaut, zwischen Trajan's Forum und Tempel die große, zum Theil 1812 ausgegrabene Basilika Ulpia.

Unter den Schaugebäuden war das älteste der große Circus Maximus, zwischen dem Aventin und Palatin, von Tarquinius Priscus angelegt, der einzige, bis Flaminius den nach ihm benannten 220 v. Chr. erbaute; einen dritten erbaute Nero im vaticanischen Gebiet, einen vierten, fälschlich dem Caracalla zugeschriebenen vor der Stadt Maxentius. (S. Circus.) Der sogenannte Circus Alexandrinus, da, wo jetzt die Piazza Navona, war ein vermuthlich von Domitian erbautes Stadium für gymnische Kämpfe. Das erste steinerne Theater war das erwähnte des Pompejus (Palazzo Pio), das mehrmals abbrannte, aber bis in die späte Kaiserzeit erneuert wurde; außer ihm hatte R. noch zwei Theater, beide 13 v. Chr. eingeweiht, das von Cornelius Balbus und das schon von Cäsar begonnene, von Augustus dem Marcellus gewidmete mit 20000 Sitzplätzen, bei und über dessen Resten jetzt bei Piazza Montanara der



Palazzo Orsini erbaut ist. Ein kleineres für Musik bestimmtes, daher bedecktes Gebäude war das Odeum, vielleicht von Domitian erbaut, auf dem Marsfelde. Das erste steinerne Amphitheater (s. d.) errichtete Statilius Taurus auf dem Marsfelde 29 v. Chr.; dazu kam 80 n. Chr. das Colosseum (s. d.). Außerdem wird ein Amphitheatrum castrense erwähnt, das nahe beim Prätorianischen Lager gelegen haben muß, und für welches man die Ruine eines alten Amphitheaters, die sich in der Stadtmauer bei Santa-Croce befindet, fälschlich ausgibt. Naumachien (s. d.) gab es am Janiculus. Die ersten öffentlichen Thermen legte Agrippa südlich vom Pantheon an. Westlich von demselben lagen die Thermae Neronianae. Unter den andern, von denen sich noch mächtige Trümmer erhalten haben, sind zu erwähnen die Thermen des Titus, der Fundort des Laokoon, und dicht dabei die kleinern des Trajan auf dem Esquilin, die von Caracalla erbauten Thermae Antoninianae vor der Porta Capena unter der Kirche Santa-Balbina und die des Diocletian, deren ungeheure Ruinen zwischen Quirinal und Viminal, bei der Kirche Santa-Maria degli Angeli. In den jetzt verschwundenen Ruinen der Thermen des Konstantin auf dem Quirinal, wo der Palazzo Rospigliosi, wurden die berühmten Kolosse von Monte Cavallo gefunden. Die bedeutenden Trümmer eines Gebäudes auf dem Esquilin gelten wol mit Unrecht für die Thermen des Cäsar und Lucius Cäsar. Zu den bekanntern Porticus gehören die von Lutatius Catulus nach dem Siege über die Cimbern auf dem Palatin erbauten, beim Theater des Marcellus die Porticus des Metellus, welche zwei Tempel, des Jupiter Stator und der Juno, umschloß, erbaut 149 v. Chr., an deren Stelle durch Augustus die mit einer Bibliothek verbundene Porticus Octavia trat, die mit der von Cnejus Octavius nach dem Siege über den macedon. Perseus erbauten Porticus Octavia nicht zu verwechseln ist, welche, weil sie vielleicht in R. das erste Beispiel korinthischer Säulenstellung gab, auch Porticus Corinthia genannt wurde. In ihrer Nähe lag beim Theater des Pompejus dessen Porticus und eine andere, Hekatostylon, von der Zahl der hundert Säulen so genannt. Ferner sind zu nennen die Porticus Europä, nach einem Jupiter's Liebe zur Europa darstellenden Gemälde, auch nach ihrem Erbauer Vipsanius Agrippa benannt; die Porticus Julia des Cäjus und Lucius Cäsar, der Livia und die tausendschrittige (milliarensis) in den Gärten des Callust. Unter die Bogen (arcus) ist, wie es scheint, die freistehende Porta triumphalis auf der Grenze des Marsfeldes gegen den Flaminischen Circus hin zu rechnen, durch welche der Zug des Triumphs nach der Stadt hin ging. Erhalten sind die mit Basreliefs geschmückten Triumphbogen, die dem Titus auf der Velia, wegen der Zerstörung von Jerusalem 70 n. Chr., dem Septimius Severus am nordöstlichen Ende des Forum, wegen seiner Siege über die Parther und Araber 203 n. Chr., dem Konstantin nahe am Colosseum, wegen seines Sieges über Maxentius 312, errichtet wurden (die Basreliefs an dem letztern stammen zum Theil von dem Forum Trajan's), und Trümmer des Bogens, der dem Drusus für seinen Sieg über die Germanen 9 v. Chr. errichtet wurde, bei der Porta San-Sebastiano. Außerdem sind erhalten der Bogen des Dolabella auf dem Cölius vom J. 12 n. Chr., des Gallienus um 260 n. Chr. auf dem Esquilin, der sogenannte Arcus argentariorum neben San-Giorgio in Velatro, dem Septimius Severus von den Wechslern und Kaufleuten des Forum Boarium 204 n. Chr. errichtet. Ebenda hat sich auch ein Janus, d. h. Durchgangsbogen mit Hallen, wie deren namentlich auch am Forum standen, erhalten, quadrifrons genannt wegen der vierfachen Stirnseite.

Schon in altrepublikanischer Zeit wurden Bildsäulen von Göttern und andern verdienten Männern nicht bloß in Gebäuden des Staats, in Tempeln, sondern auch an öffentlichen Plätzen aufgestellt, so die des Horatius Cocles auf dem Forum, wo auch die Statue des Augur Attus Navius, die der Sibyllen und die des Marshaß, das Wahrzeichen städtischer Freiheit, standen. In der Kaiserzeit war besonders die Aufstellung von Kaiserstatuen üblich. Wir erwähnen nur die Reiterstatue des Augustus auf einer Liberbrücke, des Domitian auf dem Forum Romanum, die des Trajan auf seinem Forum und die noch erhaltene des Marc Aurel, die in dessen Gärten beim Lateran gefunden wurde und jetzt auf dem Plage des Capitols aufgestellt ist. Auch Ehrensäulen (columnae) wurden schon in der republikanischen Zeit errichtet, so auf dem Forum dem Mänius (Columna Maenia), dem Besieger der Antiaten (338 v. Chr.), dem Quilius die berühmte Columna rostrata. Der Kaiserzeit gehört die schöne, 117 F. hohe, mit herrlichen Reliefs geschmückte marmorne Säule Trajan's, zwischen seinem Tempel und der Basilica Ulpia, an, auf der jetzt statt der Statue des Kaisers die des Apostels Petrus steht, und die ebenfalls marmorne Marc Aurel's, gewöhnlich Antoninsäule genannt, auf der nach ihr genannten Piazza Colonna, die den Apostel Paulus trägt. Die granitne Säule des Antoninus Pius

liegt in Trümmern. Aus Fragmenten älterer Säulen ist die auf dem Forum stehende zusammengeleßt, die 608 n. Chr. der Erarch Smaragdus dem Kaiser Phokas aufstellte. Einen ägypt. Obelisk stellte Augustus als Gnomon auf dem Marsfelde auf. Pius IV. richtete denselben auf Monte Citorio, einer kleinen Anhöhe nordwestlich der Piazza Colonna, wieder auf. Von zwei andern, die vor des Augustus Mausoleum standen, steht der eine jetzt vor Santa-Maria Maggiore, der andere auf Monte Cavallo. Ebenfalls von Augustus war der jetzt auf der Piazza del Popolo stehende nach Rom geschafft. Von Caligula rührt der vaticanische vor der Peterskirche, von Caracalla der auf der Piazza Navona, von Konstantius (357) der größte von allen, der jetzt vor dem Lateran steht, her. Auch die kleinen Obeliken vor Trinità de Monti und dem Pantheon gehörten schon dem alten R. an; der des Aurelian liegt in Stücken beim Vatican. Mit Grabmälern war vor dem Capenischen Thore die in den letzten Jahren bis in die Nähe des alten Bovillä wieder aufgedeckte Appische Straße (s. d.) nach röm. Sitte reichlich besetzt; durch die Erweiterung der Stadt kamen auch viele innerhalb der Thore zu liegen. Dort zeigte man das Grab der Horatia, dort waren die Gräber der Servillii, Metelli, Furii, dort hatte auch Septimius Severus das seine im Stil des Septizonium aufgeführt. Nahe den Thermen Caracalla's ward eines der interessantesten Gräber aufgefunden, das Grabmal der Scipionen. Außerhalb der Mauern liegt vor der Porta Sebastiano der berühmte Rundbau des Grabmals der Cäcilia Metella, der Gemahlin des Triumvir Crassus, jetzt Capo di Bove vom Volke genannt nach den Stierschädeln, die den Fries schmückten. Auch vor dem Esquilinischen Thore auf dem Campus Esquilinus sind zahlreiche Grabmonumente gefunden worden, darunter das der Aruntii. Ebendort war auch die gemeine Begräbnißstätte, mit dem Richtplatz, die durch die Erweiterung der Stadt weiter hinaus vor das Liburtinische und Pränestinische Thor, vor welchem das Grabmal der Helena, Konstantin's Mutter, liegt, gerückt wurde. Auf dem Marsfelde nahe dem Capitol hat sich aus der republikanischen Zeit das Grabmal des Bibulus erhalten. Ganz im Norden baute Augustus für sich und seine Familie sein Mausoleum, dessen Unterbau in dem Amphiteatro correa nahe der Strada Ripetta erhalten ist. Bei den Diocletianischen Thermen stand das Begräbniß der Flavier, das templum gentis Flaviae. Jenseit der Tiber errichtete Hadrian sein ungeheueres Mausoleum, vollendet von Antonin, das Belisar 537 gegen die Gothen als Festung benutzte und das von einer Kapelle, die auf seiner Spitze Gregor der Große im 7. Jahrh. dem Erzengel Michael errichtete, den Namen Engelsburg (s. d.) erhielt. An dem Monte testaccio im äußersten Süden hat sich in der Pyramide des Cestius dessen Grabmonument, das um das J. 13 v. Chr. errichtet wurde, erhalten, da, wo jetzt der Begräbnißplatz der Protestanten ist. Berühmte, mit mannichfachen Gebäuden geschmückte, oft von Straßen durchschnittene Gartenanlagen waren die des Lucullus auf dem Collis hortulorum, die des Gallustius in dem zwischen dem lestern und dem Quirinal liegenden Thale, des Julius Cäsar am Janiculus mit der Naumachie, des Mäcenus auf dem Ball und Esquilinischen Felde, des Pallas, Freigelassenen des Claudius, ebenbaselbst, der ältern Agrippina und Domitian's im Vaticanischen Gebiet. Von altheiligen oder sonst berühmten Stellen gedenken wir, außer den am Palatinischen Berge befindlichen, des Altars des Evander, der Höhle des Locus, der Remuria, wo Remus Auspicien angestellt hatte, des Lauretum, wo König Latiüs begraben lag, auf dem Aventin; des Thals der Egeria, der Freundin Ruma's, mit dem Haine der Camenen, der Grotte und dem heiligen Quell nahe an der Porta Capena; des Tigillum Sororium und des Vicus Sceleratus, wo Lullia, Tarquin's Gemahlin, über ihres Vaters, Servius Lullius, Leichnam die Roffe trieb, an den Carinen gegen das Colosseum hin; des Vulcanal, einer dem Vulcan geweihten Area am Comitium, wo Romulus und Latiüs sich vereint hatten und wo bis zu des Plinius Zeiten ein uralter Lotosbaum als Rest der vor Gründung der Stadt bestandenen Waldung sich erhalten hatte; des Lacus Curtius, an den sich die doppelte Sage von der Sabinerschlacht und der Aufopferung des Marcus Curtius knüpfte, auf dem Forum; der Palus caprae auf dem Marsfelde, wo Romulus verschwunden sein sollte; der Ara fontis am Janiculus, wo Ruma's Grab sein soll, und endlich des Campus sceleratus am Collinischen Thore, wo Vestalinnen, die sich vergangen, lebendig in einer gemauerten Gruft ihr Grab fanden. Das väterliche Haus Julius Cäsar's lag in der Subura, das Haus des Pompejus auf den Carinen, die Häuser des Cicero, Clodius und Scaurus auf dem Palatin, das des Atticus auf dem Quirinal, die des Virgil, Propertius und jüngern Plinius auf dem Esquilin und das des Marc Aurel auf dem Cölius. Vgl. Donatus, „Roma vetus ac recens“ (Rom 1638); Nardini, „Roma antica“ (Rom 1660; 4. Ausg. von Ribby, 4 Bde., Rom 1818); Venuti, „Descrizione topografica delle antichità di R.“ (2 Bde., Rom 1763; 4. Ausg. von Piale, 2 Bde., Rom



1824); Guattani, „Roma descritta ed illustrata“ (2 Bde., Rom 1806); Nibby, „Del foro romano etc.“ (Rom 1819); Derselbe, „Le mura di R., dissegnate da Sir Will. Gell“ (Rom 1820); Bea, „Nuova descrizione di R. antica e moderna“, herausgeg. von Ang. Bonelli (3 Bde., Rom 1820); Burton, „Description of the antiquities of R.“ (2 Bde., Drf. 1821 und Lond. 1828; deutsch von Siedler, Weim. 1823); Sachsse, „Geschichte und Beschreibung der Stadt R.“ (2 Bde., Hannov. 1824); Platner, Bunsen und Gerhard, „Beschreibung der Stadt R.“ (3 Bde., Stuttg. 1830—43); ein Auszug aus diesem Werke: „Beschreibung R.“ (Stuttg. 1845); Canina, „Indicazione topografica di R. antica“ (Rom 1831; 3. Ausg., 1841); Derselbe, „Del foro romano“ (Rom 1834; 2. Aufl., 1835); Becker, „Handbuch der röm. Alterthümer“ (Bd. 1, Lpz. 1843); Preller, „Die Regionen der Stadt Rom“ (Jena 1846); von Kupferwerken du Perac, „I vestigi dell' antichità di R.“ (Rom 1674); Desgodetz, „Les édifices de R.“ (Par. 1682); Mich. d'Overbede, „Les restes de l'ancienne R.“ (2 Bde., Haag 1763); Piranesi, „Antichità romane“ (4 Bde., Rom 1784); Rossini, „Antichità romane“ (Rom 1822—23); Canina, „Gli edificj di Roma“ (2 Bde. Text und 2 Bde. Kupfer, Rom 1849—52). Stadtplane haben Ewald (Darmst. 1845) und Murali (Petersth. 1847) geliefert.

Nach dem Untergange des weström. Reichs und Odoacer's Besiegung kam R. unter die Herrschaft der Ostgothen. Ihr großer König Theodorich sorgte für die Erhaltung und Wiederherstellung der Stadt, die ohne Spur von Vorstädten auf den Umfang der Mauern beschränkt und auch innerhalb dieser bei weitem nicht mehr überall bewohnt war. Sechs mal wurde R. in dem Kriege der Gothen und Byzantiner eingenommen, doch wurde die Stadt von Belisar sowohl, der freilich 537 von der Engelsburg gegen die stürmenden Gothen die antiken Statuen schleudern ließ, als auch von Totilas, namentlich bei der Einnahme vom J. 546, geschont. Während der byzantin. Zeit, 553 bis um 720, wo Papst Gregor II. sich unabhängig von Byzanz machte, trugen viele Ursachen, vornehmlich im 6. Jahrh. Überschwemmungen, Hungernoth und Pest zum Verfall und der Entvölkerung R. bei; auch die Räubereien einiger Kaiser, wie die von Konstantin II. 663 am Pantheon verübte, und der christliche Eifer, der die Werke des heidnischen Alterthums verfallen ließ und ihre Steine und ihren Schmutz für christliche Kirchen verbrauchte, wirkten zerstörend. Ungleich verderblicher aber waren für R., das durch die Begünstigung der Franken im 8. Jahrh. die Hauptstadt eines päpstlichen Kirchenstaats wurde, und bei dem sich gegen 850 im Vaticanischen Gebiet an der Peterskirche eine Vorstadt (Borgo) bildete, unter Leo IV., daher Civitas Leonina genannt, die innern Parteikämpfe schon in einer frühern Zeit, namentlich aber seit dem 10. Jahrh., wo die Fehden des röm. Adels auch auf den städtischen Boden ausgefochten und dabei antike Gebäude als Burgen benutzt wurden. Dazu kam 1084, nachdem Kaiser Heinrich IV. R. eine Zeit besetzt gehalten und Gregor VII. auf die Engelsburg beschränkt hatte, die Verwüstung, die Robert Guiscard (s. d.), begleitet von einem Heere, aus Normannen und Sarazenen bestehend, zugleich mit der Rache an Gregor's Widersachern über die Stadt brachte und die vornehmlich das Marsfeld, dessen Gebäude zerstört wurden, und die Gegend vom Lateran zum Colosseum hin, wo er mit Feuer wüthete, betraf. Jene Fehden aber dauerten fort, auch nachdem der Senator Brancalcione degli Andalò 1257 eine Menge städtischer Burgen geschleift und den Troß der Geschlechter, doch nur für eine Weile, gebrochen hatte; an sie schlossen sich in der Mitte des 14. Jahrh., wo die furchtbare Pest des J. 1348 auch Rom traf, die Kämpfe, die Nic. da Rienzi's (s. d.) Versuch, eine röm. Republik zu gründen, hervorrief, die Verwirrung der Verhältnisse durch das Schisma, die auch mehr als ein mal zu offenem Kriege in der Stadt Veranlassung gab und unter Urban VI. in Rom auf den Gipfel stieg, bis Bonifacius IX. 1389 dort die Ordnung wiederherstellte, freilich auf Unkosten antiker Gebäude, deren Steine er zur Befestigung der Engelsburg und des Capitols verwendete. So unterlag R. mehrere Jahrhunderte lang, mit kurzen und für das Ganze unbedeutenden einzelnen Unterbrechungen, nicht nur dem Verfall, sondern einer Zerstörung, mit der die einzelnen, freilich nicht unbeträchtlichen Verletzungen der Reste des Alterthums, die in der spätern Zeit allerdings, aber doch zur Förderung neuer Schöpfungen geschahen, nicht zu vergleichen sind. So erklärt es sich, wie durch die ungeheuere Masse von Schutttrümmern theils die Scheidung der alten Hügel sich mehr ausglich, theils auch neue Erhöhungen, wie Monte Citorio, Monte Caelina, sich bildeten und der alte Fußboden meist beträchtlich tief unter der Verschüttung zu liegen kam. Als Papst Martin V. nach Beendigung des Schisma nach R. zurückkehrte, fand er eine sehr menschenleere, verödete Stadt; gewiß hatte damals das Forum Romanum, weil es

zum Weideplaz für Rinder geworden war, den Namen Campo vaccino erhalten. Eugen IV., 1431—47, wird als der Papst genannt, der zuerst das Werk der Wiederherstellung der Stadt begonnen, die sich nun als eine neue zu erheben anfing. Ihm folgten darin Nicolaus V., 1447—55, der den Bau des Vatican begann, Paul II., der freilich zum Bau des venetian. Palastes, wie im 16. Jahrh. Paul III. zum Farnese'schen, die Steine aus dem Colosseum brechen ließ. Namentlich wichtig aber ist die Zeit zu Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrh. unter Alexander VI., Pius III., der Zerstörung der Denkmäler streng verpönte, Julius II. und Leo X., wo durch Baumeister, wie Bramante und Balthasar Peruzzi, sich eine neue röm. Baukunst nach der alten hervorbildete, wo die ital. Kunst durch Rafael, der selbst mit Castiglione den Entwurf zu planmäßiger Aufgrabung der alten Stadt machte, und Michel Angelo in R. auf ihren Gipfel gelangte, wo die Christenheit zu den ungeheuern Summen beisteuerte, die allein der Bau der Peterskirche verschlang. Der Schaden, den die Belagerung und Besetzung R. durch die Söldner des Connétable von Bourbon 1527 unter Clemens VII. verursachte, war nicht so beträchtlich, als er wol geschildert wird. In jener Zeit hatte sich die neue Stadt auf dem Marsfelde gebildet. Für die Verschönerung und Erweiterung, für Besserung der Straßen, Herstellung der Befestigungen, auch derer, welche schon von Leo IV. angelegt, das Vaticanische Gebiet schirmten und mit dem Janiculus verbanden, sorgten auch die folgenden Päpste, wie Paul III., Pius IV., Gregor XIII. und vor allen Sixtus V. Mancher Rest des Alterthums wurde damals gerettet, wie denn Sixtus drei Obelisken aufrichten ließ, aber noch weit mehr fiel, und namentlich durch Sixtus, den neuen Bauten zum Opfer. In diesen trat schon unter ihm in den Bauwerken des Fontana die verkehrte Richtung und die Verschlechterung des Geschmacks in der Baukunst hervor, die sich noch greller in den Bauten des Maderno, 1557—1629, der die Fassade von St.-Peter baute, endlich im 17. Jahrh. unter Urban VIII. und Innocenz X. (XI.) in denen Bernini's zeigte. Urban VIII. war es, der die Porticus des Pantheon, an dem Bernini die Glockenthürme anbaute, die seine Efselohren genannt werden, der vergoldeten, 450000 Pf. schweren Erzbedachung beraubte, um daraus den geschmacklosen Baldachin in der Peterskirche durch Bernini fertigen und Kanonen gießen zu lassen. Unter den Päpsten des 18. Jahrh. waren namentlich Benedict XIV., der auch das Colosseum dadurch vor weiterer Beschädigung sicherte, daß er sein Inneres der Passion Christi widmete, Clemens XIV., namentlich durch die von ihm angelegten Kunstsammlungen, das Museum Pio-Clementinum, und Pius VI. thätig. Die Herrschaft der Franzosen entführte aus R. eine Menge Gemälde und Statuen, aber unter Napoleon wurde auch für die Ausgrabung der alten Stadt, wie des Forum Trajani, einzelner Theile des Forum Romanum, der Arena des Colosseum und für die Erhaltung der Reste sehr viel gethan. Auch Pius VII. nach seiner Rückkehr und sein Freund Consalvi erwarben sich in dieser Hinsicht großes Verdienst. In den letzten Jahren wurde, nachdem der Beschluß der republikanischen Regierung 1849, das ganze Forum aufzudecken, nur die Ausrottung der herrlichen Alleen veranlaßt hatte, die dasselbe schmückten, von der wiedergekehrten Regierung die Arena der auf demselben belegenen Basilika Julia ausgegraben, ein Werk, das, wenn auch langsam, doch stetig fortgesetzt wird. Ebenso ward, wie bemerkt, die Via Appia bis Bovillä aufgedeckt. Nicht weniger eifrig zeigt man sich bezüglich der Erhaltung alter Gebäude. Nur ist zu bedauern, daß man dabei sich zu sehr auf Restauration einläßt, durch die namentlich das Colosseum traurig verunstaltet wurde. Dagegen ist es erfreulich, daß man angefangen hat, durch Abbruch der anstoßenden Häuser das Pantheon offen zu legen.

Das neue Rom hat durch die Hinzufügung des Vaticanischen Gebiets und die Erweiterung des vom Janiculus einen etwas weitem Umfang als das alte und zwar gegen drei Meilen. Der ganze Raum ist seit Sixtus V. von neuem in 14 sehr ungleiche Bezirke (Rioni) eingetheilt: 1) Rione de' monti im Südosten; 2) di Trevi im Nordosten; 3) di Colonna und 4) di Campo Marzo im Norden; 5) di Ponte, 6) di Parione, 7) della Regola, westlich gegen die Biegung der Tiber; hinter diesen 8) di San-Eustachio, 9) della Pigna; gegen die Tiberinsel 10) di Santi-Angelo; am Capitolin und um den Palatin 11) di Campitelli; der Südwesten um den Aventin 12) di Ripa; auf dem rechten Ufer 13) Trastevere (Janiculus) und 14) Borgo (Vatican). Aber nur etwa ein Drittel des Raums ist von städtischen Gebäuden besetzt, die auf dem linken Ufer besonders die Fläche des alten Marsfeldes und Circus Flaminius, den Capitolin, den Raum zwischen dem Palatin und dem Fluß, den südwestlichen Theil des Mons Pincius, den westlichen und südlichen des Quirinal und die Tiefe zwischen diesem und dem Viminal und Esquilin bis zum Forum hin einnehmen; in dem südlichen und östlichen Theile liegen die Gebäude nur einzeln verstreut zwischen den weiten Weingärten, durch welche die Straßen führen. Auf dem rech-



ten Ufer verbindet eine lange Gasse, die Via lungara, von der Porta Settimiana aus, das wie in der röm. Kaiserzeit, so noch jetzt namentlich von niederm Volke bewohnte Trastevere mit dem Borgo, den Gebäuden des Vaticanischen Gebiets. Der vier oder fünf Brücken, des Ponte rotto von 1598 mit der neuen Kettenbrücke, der zwei Inselbrücken, des Ponte San-Sisto, 1475 von Sixtus IV. erbaut, und Ponte Sant-Angelo ist schon oben gedacht. Unter den Thoren sind im N. die Porta del Popolo neben der alten Porta Flaminia, mit dem gleichnamigen, durch einen Obelisk gezierten Plage, von welchem drei Hauptstraßen der Stadt, die Ripetta an der Tiber, der 2700 Schritt lange Corso und östlich die Strada del Babuino laufen; im D. die Porta Pia, zwischen der alten Porta Salaria und Nomentana, die Porta San-Lorenzo (Tiburtina) und Porta maggiore (Porta Praenestina); im S. die Porta San-Giovanni beim Lateran, Porta San-Sebastiano (Porta Appia), Porta San-Paolo (Porta Ostiensis); im W. des Janiculus die Porta San-Pancrazio (Porta Aurelia) und am Vatican die nach Civitavecchia führende Porta Cavalleggeri zu bemerken. Von Straßen verdienen Erwähnung außer den genannten nur noch die Via delle quattro fontane, die in südöstlicher Richtung quer über den Quirinal auf Sta.-Maria maggiore geht, und die Strada Giulia von Ponte San-Sisto nach Nordwest unweit der Tiber. Von Plätzen sind hervorzuheben, außer der Piazza del Popolo, die Piazza Navona, nächst dem Platz vor St.-Peter der größte, mit einem Obelisk geziert und im August zur Lust unter Wasser gesetzt; die Piazza del Monte Cavallo vor dem Quirinalischen Palast, mit einem Obelisk und den beiden berühmten Kolossen der Dioskuren; die Piazza Colonna mit der Antoninssäule; die Piazza des Pantheon mit einem Obelisk; der Spanische Platz, auf den die Straße Babuino ausgeht und von welchem die berühmte Treppe nach Trinità de Monti führt; die Piazza di Termini bei den Diocletianischen Thermen und der Platz des Capitols. Wasserleitungen hat das neuere R. drei: die antike Aqua vergine, erneuert 1450, welche in R. den schönsten Springbrunnen, die Fontana di Trevi, nördlich vom Quirinalplatz, mit dem besten Wasser bildet; die Aqua Felice, von Sixtus V., der als Mönch Fra Felice hieß, errichtet, aus welcher die Fontana auf dem Platz Termini das Wasser erhält, und auf dem rechten Ufer von Paul V. her die Aqua Paola mit der Fontana Paolina auf der Höhe des Janiculus und die beiden Fontane del Vaticano auf dem Petersplatz. Außer den genannten heben wir aus der Menge von Brunnen R.s die mit Bildhauerarbeit reich gezierten Fontänen auf dem Plage Navona, auf dem Barberinischen und Spanischen Plage hervor, sowie die kleine, aber an Kunstwerth über jenen stehende Fontana della tartarughe.

Kirchen zählt man 364, nach Andern 328; die vor allen berühmte und die größte der Christenheit ist San-Pietro in Vaticano. Auf der Märtyrerstätte des Apostels Petrus, über seinem Grabe, hatten Konstantin und Helena die fünfschiffige, reich geschmückte Basilika erbaut, in der Karl d. Gr. von Leo III. gekrönt wurde. Sie kam in Verfall und Nikolaus V. ließ sie abtragen; seine Absicht aber, ein neues Gebäude zu errichten, begann erst Julius II. auszuführen und beauftragte dazu Bramante. Am 18. April 1506 wurde der Grundstein gelegt. Nach Bramante's Tode 1514 bauten mehre Meister an ihr, unter ihnen Rafael bis 1520, Peruzzi bis 1536, Michel Angelo 1546—64, mit dessen Plan die Grundform des griech. Kreuzes von Paul III. für unabänderlich erklärt und nach dessen Plan auch die Kuppel unter Sixtus V. aufgeführt wurde. Maderno baute die dem Eindruck des Gebäudes ungünstige, 150 F. hohe, 372 F. breite Fassade, in welcher die Vorhalle und über dieser die Loggia ist, von der der Papst seinen Segen zu Ostern ertheilt und in der der neugewählte Papst vor den Augen des Volkes gekrönt wird. Unter Pius VI., 1776—84, wurde das Gebäude der Sacristei errichtet. Die Einweihung der Kirche, deren Baukosten über 46 Mill. Scudi betrugen und deren Erhaltung eine jährliche Ausgabe von 30000 Scudi macht, erfolgte 18. Nov. 1626. Die ganze Länge des Innern der Kirche beträgt 622 F., das Querschiff 461 F., die Höhe des Mittelschiffs 150 F., die der Kuppel von innen 413 F. In dem Fußboden ist die Porphyrlatte aus der alten Kirche, auf welcher der Kaiser vor der Krönung kniete, eingelassen. Den Hauptaltar mit einer 14 F. langen Marmorplatte, an dem nur der Papst Hochamt halten darf, deckt das schon erwähnte, 197 F. hohe, 186000 Pf. schwere eiserne Tabernakel Bernini's. Unter den Bildwerken erwähnen wir die alte Bronzestatue des Apostels Petrus, die Pietà von Michel Angelo, das Grabmal Clements' XIII. von Canova und das Pius' VII. von Thorwaldsen. In der Stanza Capitolare, mit Gemälden von Giotto, wird die alte Dalmatica, mit der die Kaiser bei der Krönung als Donatoren von St.-Peter bekleidet wurden, aufbewahrt; unter den Reliquien sind besonders berühmt die Gebeine des Petrus und das Schweistuch der Veronica; in den Grotten unter der Kirche finden sich viele Alterthümer aus der alten Kirche. Die Kuppel hat ein doppeltes Ge-

wölbe, über sich die Laterne, auf welcher der 8 F. im Durchschnitt haltende Knopf mit dem 14 F. hohen Kreuz, dessen Spitze 487 F. über dem Boden erhaben ist. Den länglich-runden, 800 F. breiten, 550 F. langen Platz vor der Peterskirche mit dem von Sixtus V. errichteten Obelisk und zwei Springbrunnen fassen von zwei Seiten dreifache, von Bernini gebaute Säulengänge ein. Die erste der sieben Hauptkirchen der Stadt, die eigentliche Bischofs- oder Pfarrkirche des Papstes, *omnium urbis et orbis ecclesiarum mater et caput*, wie die Inschrift besagt, ist die Laterankirche, welche diesen Namen von dem altröm. Geschlecht der *Plautii Laterani* hat, deren prächtiges, schon von Juvenal erwähntes Haus später Konstantin in seinen Palast umwandelte und, mit einer Kirche verbunden, angeblich dem Bischof schenkte. Papst Sergius III. baute um J. 900 statt der durch Erdbeben eingestürzten eine neue, Johannes dem Täufer gewidmete (daher *San-Giovanni in Laterano*), und auf ihren Mauern wurde seit 1570 die jetzige Kirche erbaut, aber erst im 18. Jahrh. vollendet. In ihr ist die schöne Kapelle *Corsini*; sie bewahrt eine Menge Reliquien. Der Hauptaltar mit dem kürzlich restaurirten Tabernakel Urban's V. gehört ebenso wie ein uraltes Christusbild, zwei Statuen Peter's und Paul's der ältern Kirche an, aus der viele Reste jetzt in dem Klosterhofe stehen. Neben der Kirche befindet sich das achteckige, angeblich von Konstantin herrührende, aber von Leo III. neu erbaute und vielfältig restaurirte achteckige *Battisterio*, wo sonst am Ostersonnabend der Papst taufte und noch jetzt übergetretene Juden und überhaupt Ungläubige getauft werden. Vor der Kirche steht der höchste Obelisk. Bis zum 14. Jahrh. war die Laterankirche die Begräbnisstätte der Päpste; jeder Papst nimmt von ihr nach seiner Erwählung feierlichen Besitz. Die in ihr ausgeübte Liturgie bewahrt die alte röm. Ordnung des Gottesdienstes am reinsten. Von den übrigen meist mit Kunstwerken reichgeschmückten Kirchen heben wir nur hervor: *Sta.-Maria del Popolo* am gleichnamigen Platz, in deren Kloster Luther wohnte, mit Fresken von Pinturichio und der Kapelle *Chigi* mit Mosaiken nach Rafael's Zeichnung; *Sta.-Trinità de Monti* mit der berühmten Kreuzabnahme von Daniel di Volterra; in der Nähe der *Piazza Navona*: *Sto.-Agostino* mit dem Propheten Jesaias von Rafael und einer Bibliothek, sowie *Sta.-Maria della Pace* mit den Sibyllen Rafael's; *San-Luigi de' Francesi* mit Domenichino's Fresken aus der Legende der heil. *Cäcilia*; *Sto.-Antonio*, wo am 17. Jan. die herbeigeführten Thiere mit Weihwasser besprengt werden, und *Sto.-Andrea della Valle* mit den vier Evangelisten Domenichino's; *Sta.-Maria ad martyres* oder *della rotonda* mit Rafael's und Annibale Caracci's Grab und dem Grabmal *Consalvi's* von Thorwaldsen; *Sta.-Maria sopra Minerva*, die einzige bedeutende röm. Kirche im Späthogothikstil, mit der Statue Christi von Michel Angelo auf antikem Altar, dem Grabmal des *Angelico da Fiesole*, von dem das Altarbild, die Verkündigung, gemalt ist, und dem Leo's X. in der Sacristei, das in eine Kapelle verwandelte Zimmer der heil. Katharina von Siena (zu ihr gehört die treffliche *bibliotheca Casanatensis*); auf dem *Capitolin*: die Basilika *Sta.-Maria d'Ara celi*, zu der eine Treppe von 124 Stufen führt, mit Fresken von Pinturichio, dem Grabmal der heil. Helena und einem wunderthätigen Mariabild, angeblich vom Evangelisten Lucas; an und auf dem Palatin: *San-Cosma e Damiano*, *Sta.-Francesca Romana*, *San-Leodoro*, angeblich der alte Tempel des Romulus und Remus, sämmtlich mit Mosaiken der ältern Kirchen aus dem 6., 8. und 9. Jahrh.; am westlichen Abhang des Palatin: *San-Giorgio in Velabro*, eine der ältesten Diakonien R.'s mit Fresken, angeblich von Giotto; die Kirche von Leo II. 652, die Vorhalle im 9. Jahrh. von Gregor IV. erbaut, und *Sta.-Maria in Cosmedin* auf dem alten Fortunentempel von Hadrian I., im 8. Jahrh. neu für eine griech. Gemeinde gebaut, daher *Schola Graeca*, auch *Vocca della verità* in der Volkssprache genannt von einer in der Vorhalle eingemauerten Mäule, die der Sage nach zur Ermittlung falscher Eide diente; sie ist im 18. Jahrh. modernisirt, hat aber die älteste unterirdische Kirche. Von hohem Alter ist auf dem *Aventin* die im 16. Jahrh. modernisirte Basilika *Sta.-Sabina* aus dem 5. Jahrh. und südöstlich *San-Saba* mit 14 antiken Säulen und *Sta.-Valbina*; südlich vom *Cölius*, von Leo III. 800 gegründet, *San-Nereo ed Achilleo*, *San-Sebastiano*; auf dem *Cölius*: *San-Gregorio*, von Gregor d. Gr. im 7. Jahrh. auf der Stelle, wo er seinen väterlichen Palast in ein Kloster umgeschaffen, erbaut, im 18. Jahrh. ganz modernisirt; *San-Giovanni e Paolo*, in deren Klostergarten die schönste Palme stand, vor mehreren Jahren durch einen Sturm niedergeworfen; *San-Stefano rotondo*, eine der ältesten und sonst prächtigsten Kirchen R.'s aus dem 5. Jahrh., jetzt fast verlassen und verfallen; *Santi quattro coronati*, im 7. Jahrh. erbaut, erneuert im 12. Jahrh., aus welcher Zeit die dabei befindliche Kapelle *San-Silvestro* stammt, modernisirt im 17. Jahrh.; nördlich von ihr die schon von Hieronymus 392 erwähnte Basilika *San-Clemente*, im 8. und 12., zuletzt im 18. Jahrh. restaurirt, an der allein unter den röm.



Basiliken die alte Porticus erhalten ist; in der Capella della Passione Fresken von Masaccio. Im 16. Jahrh. ganz modernisirt ist die im 8. und 12. Jahrh. erneuerte Kirche Sta.-Croc in Gerusalemme, deren Gründung der Kaiserin Helena zugeschrieben wird. Auf dem Esquilin liegen San-Pietro in vincoli, so genannt von den dort aufbewahrten Ketten Petri, im 5. Jahrh. gegründet, erneut von Sixtus IV. und Julius II.; San-Martino ai monti, auch San-Silvestro e Martino, aus dem 6. Jahrh., modernisirt im 17., mit Landschaften von Poussin; Sta.-Prassede, in der die schöne Seitenkapelle della Colonna, einst Orto di Paradiso genannt, fast ganz in dem alten Zustand erhalten ist, wie sie im 9. Jahrh. von Paschalis I. mit der später erneuten Kirche erbaut wurde; Sta.-Maria maggiore, im 4. Jahrh. gegründet, im 5. Jahrh. erneut, in der Mitte des 12. Jahrh. umgeändert und vor Ende des 16. Jahrh. sehr modernisirt, mit 42 ionischen Marmorsäulen, Mosaiten, den Kapellen Sixtus' V. und der Borghese und einem alten Glockenthurm, vor ihr eine 16 F. hohe korinth. Säule, hinter ihr ein Obelisk; auf dem Viminal: Sta.-Maria degli Angeli, von Michel Angelo aus dem großen Saal der Diocletianischen Thermen 1561 zur Kirche umgewandelt, in Form eines griech. Kreuzes, 536 F. lang, 308 F. breit, 84 F. hoch und mit 16 mächtigen antiken Säulen aus Granit. Vor Porta Pia nördlich von der Stadt liegt die angeblich von Konstantin über dem Grabe der Heiligen erbaute, im 5. Jahrh. restaurirte, im 7. Jahrh. von Honorius I. mit Mosaiten geschmückte Kirche Sant'-Agnese fuori le mura, deren Schiff von 16 antiken korinth. Säulen getragen wird, neben ihr Sta.-Costanza, ein antikes Gebäude, vielleicht ein Mausoleum; vor dem Thore San-Lorenzo die Kirche San-Lorenzo fuori le mura, östlich von der Stadt, von Konstantin über dem Grabe des Heiligen erbaut, erneuert und geschmückt im 6. und 8. Jahrh., im 13. von Honorius III., mit alten Mosaiten, 22 antiken ionischen Säulen, die das Hauptschiff tragen, und 12 korinth. Tempelsäulen in dem ältern Hintertheil der Kirche. Noch jenseit der Paulskirche liegt an der Straße nach Ostia die Abtei alle tre Fontane mit drei Kirchen, deren größte, San-Vincenzo ed Anastasio, ins 7. Jahrh. reicht. Auf der Insel liegt San-Bartolommeo. In Trastevere ist zu bemerken: Sta.-Maria in Trastevere, der Sage nach schon 340 gebaut, im 12. Jahrh. erneuert, mit vielen Alterthümern und 22 antiken Säulen; Sta.-Cecilia, auf der Stelle des Hauses der Heiligen erbaut, erneuert von Paschalis I. im 9. Jahrh., jetzt mit vielem modernen Schmuck; San-Pietro in montorio, aus dem 15. Jahrh., mit Gemälden von Sebastiano del Piombo u. A., ehemals mit Rafael's Transfiguration geschmückt, im Hof an der Stelle, wo der Apostel gekreuzigt worden sein soll, ein kleiner Tempel von Bramante; nahe der Villa Barberini St.-Onofrio mit Torquato Tasso's Grab. Von den Plätzen vor den beiden letztgenannten Kirchen hat man die schönsten Ausichten über R. Von mehreren Kirchen, wie Sta.-Agnese und San-Lorenzo, namentlich aber von der Kirche San-Sebastiano, daher delle Catacombe genannt, die südlich von R. vor dem gleichnamigen Thore (sonst Porta Appia) liegt, führen Eingänge in die Kataomben (s. d.), Gänge, die in Luf, Sand und Puzzulana gegraben, in mehreren durch Treppen verbundenen Stockwerken untereinander liegen, interessant als Andachts- und Zufluchtsörter, auch als Grabstätten der ältesten Christen. Die in ihnen gefundenen Denkmäler und Inschriften, deren älteste auf das 2. Jahrh. zurückführen, sind in dem christlichen Museum des Vatican zusammengestellt.

Der Vatican nimmt unter den Palästen R.s als Residenz und wegen seiner Großartigkeit, sowie wegen der Kunstschätze, die er enthält, die erste Stelle ein. Den alten Palast, der, früher abwechselnd mit dem Lateranischen, seit der Beendigung des Schisma die regelmäßige Residenz der Päpste war, beschloß Nikolaus V. zu erneuen; sein Plan wurde von Alexander VI. und dessen Nachfolgern weitergeführt und noch unter Pius VII. ein neuer Theil (Braccio nuovo) hinzugefügt. Wir erwähnen von seinen Theilen: die Sixtinische Kapelle, unter Sixtus IV. 1473 von Pintelli als Hostkapelle gebaut, in der zu Allerheiligen, an den Adventssonntagen und zu Ostern, wo der Papst fungirt, die alten Musiken von Palestrina, Allegri u. A. aufgeführt werden; die Malereien an den Wänden derselben von Signorelli, Botticelli und Perugino aus Sixtus' Zeit werden überstrahlt durch Michel Angelo's Fresken an der Decke (die Geschichten aus der Genesis, die Propheten und Sibyllen) und an der Hinterwand (das Jüngste Gericht). Auch in der Paulinischen Kapelle, erbaut unter Paul III. von San-Gallo, in welcher in der heiligen Woche das Grab Christi, sind Fresken Michel Angelo's und in der von Nikolaus V. angelegten Hauskapelle San-Lorenzo von Giesole. Die Loggien, unter Julius II. von Bramante begonnen, wurden unter Leo X. von Rafael beendet, nach dessen Zeichnungen die Arabesken und die Bilder in den 13 ersten Kuppeln des zweiten Stockwerks von Johann von Udine, der auch die Arabesken des ersten Stockwerks malte, Giulio Romano, Penni u. A. al fresco gemalt sind.

Aus ihnen tritt man in die Festfäle Leo's X., die nach dem Meister, dessen göttliche Kunst sie mit ausführender Hülfe seiner Schüler 1511 und die folgenden Jahre schmückte, die Stanzzen (Zimmer) Rafael's genannt werden, vier Zimmer, das erste, wo die Disputa, der Parnass, die Schule von Athen, Stanza della Segnatura, die drei andern nach den Hauptbildern Stanza d'Elodoro, Stanza del'Intendbio, Sala di Costantino genannt. Von den Meisterwerken der vaticanischen Gemäldesammlung erwähnen wir nur Rafael's Transfiguration und Madonna di Foligno. Die Antiken sind aufgestellt in dem Appartamento Borgio (Alexander's VI.), wo auch die gedruckten Bücher der Bibliothek (nur 30000 Bände) seit 1840 sich finden, namentlich aber in dem Belvedere, eigentlich einer Villa Innocenz' VIII., die Julius II. mit dem Vatican vereinte und die dann erweitert wurde. Hier finden sich die großen Sammlungen: Galeria lapidaria mit mehr als 3000 Inschriften, das Museo Chiaramonti, meist von Pius VII. angelegt, mit dem von demselben eingerichteten neuen Saal desselben (Braccio nuovo), das Museo Pio-Clementino, die erste Antikensammlung der Welt, nach Clemens XIV. und Pius VI. genannt, die der von Julius II. gegründeten, von Leo X., Clemens VII. und Paul III. bereicherten Sammlung, in der schon der Torso, Laokoon, Apollo, Nil waren, ihren jetzigen Umfang und Glanz gaben; die Galeria de' Candelabri, das Museo Gregoriano, eine Sammlung etrusk. Alterthümer, durch Gregor XVI. 1837 angelegt, Tor de' Venti mit den ägypt. Alterthümern und Giardino della Pigna mit dem 11 F. hohen Pinienapfel von Hadrian's Mausoleum. Ebenfalls im Belvedere ist das von Sixtus V. gebaute Local der Bibliothek, deren verschieden benannte Abtheilungen im Ganzen über 23000 Handschriften enthalten, begründet durch Sixtus IV., nachdem die von Nikolaus V. angelegte durch Calixtus III. zerstreut worden war, und vom 17. Jahrh. an ansehnlich erweitert; dabei die elf Zimmer des von Sixtus V. begründeten Archivs. Am südlichen Ende der von Julius II. auf der westlichen Seite angelegten 948 F. langen Galerie ist das von Benedict XIV. 1756 begründete Christliche Museum. In einem Nebenzimmer befand sich die Aldobrandinische Hochzeit (s. d.); in andern hängen die Tapeten, die nach Rafael's Zeichnungen Leo X. in den Niederlanden für die Sixtinische Kapelle wirken ließ. Endlich sind die Audienzzimmer Sala regia und ducale, in welchem letztern die Ceremonie der Fußwaschung stattfindet, und die Gärten des Vatican zu erwähnen. Im Gebiet des Vatican liegt bei der Peterskirche der Palazzo del Sant'-Officio oder das Inquisitionsgebäude und vor der Brücke das Castello Sant'-Angelo, jetzt Staatsgefängniß, ursprünglich Hadrian's Mausoleum, das früher als Festung benutzt, 1379 von den Römern im Kriege gegen den Gegenpapst Clemens VII. so viel als möglich zerstört wurde, sodas nur der Kern des 183 F. im Durchmesser haltenden Rundbaus, in dessen Mitte die große Grabkammer, blieb. Dann wurde die Festung erneut unter Bonifaz IX.; die großen Außenwerke ließ Urban IX. anlegen; unter Benedict XIV. kam der Engel auf die Spitze. Merkwürdig sind die Zimmer, in denen Cagliostro, Ricci u. A. gefangen saßen, und der Saal, in welchem 1561 der Cardinal Caraffa auf Pius' IV. Befehl ermordet wurde. Ein bedeckter Gang führt zum Vatican; durch ihn rettete sich Clemens VII. bei der Belagerung 1527.

Auf dem Capitol (s. d.), Campidoglio, zu welchem von N. und S. Treppen und Fahrwege führen und auf dessen Platz jetzt Marc Aurel's Reiterstatue steht, befindet sich südlich der Palazzo Senatorio, ein mittelalterliches Versammlungshaus des Senats, noch jetzt der Palast des Senator, der obersten Magistratsperson von R., und Gefängniß, mit Thurm, dessen Glocke den Tod eines Papstes und den Anfang der Maskeade auf dem Corso verkündet. Westlich davon liegt der Palast der Conservatoren (Magistrati), mit Antiken, darunter die capitolinischen Fasten, und Gemälden; östlich gegen Ara celi das Gebäude des capitolinischen Museum, mit einer reichen, von Innocenz X. begründeten, von Clemens XII., Benedict XIV. und Clemens XIII. bereicherten Antikensammlung. Päpstliche Paläste sind noch der Palazzo Quirinale oder di Monte Cavallo, wegen der gesündern Luft von den Päpsten dem ungesunden Vatican als gewöhnlicher Sommeraufenthalt vorgezogen, an dem von Gregor XIII. bis Alexander VII. gebaut worden, mit Gemälden und Bildwerken, darunter Thorwaldsen's Alexanderzug, einer Loggia, von der der Papst den Segen spendet und der neugewählte verkündet wird, wenn das Conclave hier stattgehabt hatte, und schönen, unter Urban VIII. angelegten Gärten; der Palast des Lateran, mit dem neubegründeten (Antiken-) Museo Lateranense, von Sixtus V. gebaut, hergestellt von Gregor XVI. Von dem alten Palast, der bis zur Verlegung des Papststges nach Avignon die gewöhnliche Residenz der Päpste war, ist nur die zu Ende des 13. Jahrh. im ital.-german. Stil gebaute, aber schon im 4. Jahrh. gegründete Capella sancta sanctorum erhalten; an sie verlegte Sixtus V. aus dem Palast die Scala santa, die Treppe, auf der einst Christus zu



Pilatus gegangen sein soll. Noch sind zu erwähnen der Palazzo della Cancelleria, südlich von Piazza Navona, nach Bramante's Zeichnung aus Steinen des Colosseums gebaut; ebenso der venetian. Palast, der jetzt Eigenthum der östr. Regierung ist, am Ende des Corso. Unter den Privatpalästen sind besonders bemerkenswerth nahe der Ripetta der prächtige Palast Borghese, beendet unter Paul V., mit einer ausgezeichneten Gemäldesammlung, darin auch die aus Rafael's Villa ausgesägten Fresken; der Palast Braschi, am südlichen Ende von Piazza Navona, ehemals mit trefflicher, nun verkaufter Gemäldesammlung, darin die Ehebrecherin von Tizian, und der Kolossalstatue des Antinous (jetzt im Lateranischen Museum), an der Ecke des Palastes das unter dem Namen Pasquino bekannte Fragment der Gruppe des Menelaos und Patroklos. Treffliche Gemäldesammlungen enthalten der Palast Colonna auf dem Quirinal, in dessen Garten die größte Pinie R. s. stand, jetzt vom Blitz zerschmettert, der Palazzo Doria Pamfili am Corso, der Palazzo Nospigliosi, wo die Aurora von Guido, und der Palazzo Barberini am Quirinal, mit Rafael's Fornarina, dem von Pietro da Cortona gemalten Saal und einer Bibliothek. Ferner sind zu nennen: der Palazzo Sciarra, nahe am Corso; der Palast Farnese, der dem König von Neapel gehört, der die Antiken bis auf wenige und den Sarkophag der Cäcilia Metella nach Neapel hat schaffen lassen, am gleichnamigen Platz und der Straße Giulia, mit einer Galerie von Fresken Annibale Caracci's; das Haus des Barons Camuccini; der Palast Torlonia mit neuern Sculpturen; der Palazzo Spada, darin die Statue des Pompejus, an der Cäsar ermordet worden sein soll, an der Strada Giulia; der Palazzo Mattei auf dem Circus Flaminius, der Palazzo Massimi, der Palazzo Valentini (sonst Imperiali), der Palazzo Vidoni bei Sant'-Andrea della Valle (wo die Fragmente der pränestinischen Fasten); der Palast Corsini, wo die Königin Christine von Schweden wohnte und starb, in Trastevere, mit einer reichen Kupferstich-, Gemälde- und Sculpturensammlung, einer Bibliothek und weiten Gärten; der Palazzo Albani, auf dem Quirinal, mit der Bibliothek, an welcher Winckelmann angestellt war; der Palazzo Falconieri an der Strada Giulia, der sonst die reiche Gemäldesammlung des Cardinals Fesch enthielt; endlich der Palazzo Giustiniani, dessen Antiken jetzt im Vatican sind, und der Palast Chigi mit einer an Manuscripten reichen Bibliothek. Unter den reizenden Villen, die in den verlassenen Theilen der Stadt und ihrer nächsten Umgebung angelegt sind, ist die Villa Albani, von Alessandro Albani, dem Gönner Winckelmann's, angelegt, nördlich von Porta Salara, sowol wegen ihrer Lage, ihres schönen Gartens, als wegen der reichen Antikensammlung, die im Palast und dessen Nebengebäuden aufgestellt ist, eine der bedeutendsten. Vor Porta del Popolo liegt die Villa Poniatowski, während der letzten Belagerung unter dem Vorwande der Vertheidigung leider ganz verheert; die unter Paul V. vom Cardinal Borghese angelegte Villa Borghese, mit großem, als öffentlicher Spaziergang ehemals viel besuchten Garten, seit den Verwüstungen der Republikaner 1849 nur Sonnabends geöffnet; in dessen Nähe die Villa Rafael's (Villa Digiati), demolirt im genannten Jahre; auf den Gärten Callust's die Villa Ludovisi, jetzt das Eigenthum des Fürsten von Piombino; nahe der Porta del Popolo die Villa Medici mit schönem Palast, in welchem jetzt die franz. Malerakademie ihren Sitz hat, und Garten; auf dem Palatin in den Trümmern der Kaiserpaläste die Villa Smith, früher Mills, sonst Spada und die von Paul III. angelegten, jetzt verödeten Farnese'schen Gärten; im Gebiet des Colius die schöne Villa Mattei, die Villa Massimi (sonst Giustiniani) mit den Fresken von Koch, Weir, J. Schnorr und Overbeck aus Dante, Ariosto und Tasso; auf dem rechten Ufer am Monte Mario die Villa Madama (von Margarethe von Osterreich, der Gattin Ottavio Farnese's, so benannt), seit 1731 im Besitz des Königs von Neapel und sehr verfallen, mit den herrlichen Ausichten auf die Campagna; die Villa Doria-Pamfili vor dem Thore San-Pancrazio, mit Antiken und dem größten Garten; die dem König von Neapel gehörige Villa Farnesina an der Tiber, für Agost. Chigi von Peruzzi gebaut, von Rafael mit Fresken ausgeschmückt, und westlich von ihr die von Giulio Romano gebaute und gemalte Villa Lante, von Nonnen bewohnt. Zuletzt erwähnen wir die Reste des Mittelalters, das Haus des Crescentius, auch des Pilatus, des Riengi genannt, am Tiberufer bei Ponte rotto, von dem Sohn des Widersachers Papst Johann's XV. und Kaiser Otto's III. zu Anfange des 11. Jahrh. erbaut; die Torre mesa oder delle milizie im Garten Colonna auf dem Quirinal, sonst auch Thurm des Nero oder des Mäcenas genannt, und Torre Conti.

Das gegenwärtige R. zählt ungefähr 35000 Häuser und (1852) 175838 E., darunter 4000 Juden, denen ein sehr enges Quartier, der Ghetto, in dem zehnten Rione angewiesen ist. Die Mehrzahl der Einwohner ist eingewandert oder stammt von Eingewanderten und bleibt durch die sogenannten Nationalkirchen in einer Verbindung. Die meisten stammen von Neapel,

viele sind Lombarden, welche die Kirche San-Carlo Borromeo im Corso haben; weniger zahlreich sind die Franzosen mit San-Luigi und die Deutschen mit Santa-Maria dell'anima. Ultröm. Familien finden sich namentlich unter dem niedern Adel und in einzelnen niedern Ständen wie den Kärnern und Berbern, besonders gilt auch die Bevölkerung von Trastevere für echt römisch. Geistliche Personen zählt man gegen 5300, darunter 2000 Mönche, 1500 Nonnen; Klöster gibt es 30; die Generalate der meisten geistlichen Orden sind in R. In 19 Hospitälern, unter ihnen Santo-Spirito für 3000 Kranke mit Irren- und Findelhaus, werden jährlich etwa 20000 Kranke gepflegt, in 25 Findel- und Armenhäusern 4400 Personen; 3840 Kinder wurden in dem Zeitraum von 1829—33 ausgesetzt, von denen zwei Drittel starben; 50000 Personen erhalten öffentliches Almosen; in Trinità dei Pellegrini Aufnahme und Speisung fremde Pilger. Unter den über 350 Unterrichtsanstalten aller Art steht obenan das Archiginasio della sapienza, die Universität, gegründet von Bonifacius VIII. 1303 und von Clemens V., organisiert von Leo X., seit 1830 in Specialschulen getheilt, mit etwa 900 Studenten; das Collegium Romanum, die Schule der Jesuiten, mit der Kirche Sant'-Ignazio und der wichtigen Antikensammlung, die Kircher stiftete, dem Museum Kircherianum; das Collegium de propaganda fide, südlich vom Spanischen Platz, zur Bildung von Missionaren (s. Propaganda); das Collegio Inglese, eine Erziehungsanstalt für engl. Geistliche; das deutsche Collegium, das griech. Collegium u. s. w.

Unter den Akademien sind die vorzüglichsten die röm. Malerakademie San-Luca unweit des Capitols, mit Gemälden von Poussin und Salvator Rosa, und dem heil. Lucas angeblich von Rafael; die franz. Malerakademie in der Villa Medici; die dichterische Accademia d'Arcadia, in die Goethe aufgenommen wurde; die naturhistorische de' Lincci, die Accademia d'archeologia und das Archäologische Institut, von deutschen Gelehrten in R. gestiftet, unter dem Schutze des Königs von Preußen, das sein Local auf dem Capitol hat. Fabriken gibt es besonders in Leder, Seide und Wollenwaaren; ferner werden verfertigt Darmsaiten, Gold- und Silberarbeiten, röm. Perlen, Mosaiken, Schwefelabdrücke, Muschelarbeiten, Blumen und Essenzen. Der Handel ist nicht unbeträchtlich. Der Hafenplatz am südlichen Ende von Trastevere, Ripa grande, ist nur für kleine Seefahrzeuge geeignet; zum Anlegen der Schiffe, die von den obern Tibergegenden kommen, dient die Ripetta. Das geschäftliche Leben concentrirt sich namentlich an der Piazza Colonna, in deren Nähe sich Börse und Mauth befinden, während die Post jetzt in den Palast Madama bei Piazza Navona verlegt ist. Für das Treiben des niedern Volkes ist ein Hauptplatz beim Marcellustheater auf dem alten Forum olitorium die Piazza montanara. Unter den Kaffeehäusern ist das bekannte Café del Greco in der Via Condotti der Sammelplatz der Deutschen, und eines der vorzüglichsten ist das Café nuovo in dem Palaste Ruspoli. Am Marcellustheater ist auch die unter dem Namen Goethetheater bekannte Osteria Campanella. Die Theater sind d'Aliberti, d'Argentina, Apollo oder Tordinone, della Valle, Pace, Metastasio und Cesarini. Das berühmte Marionettentheater de' Burratini ist vom Palazzo Fiano nach Palazzo Capranica verlegt. Für das öffentliche Leben sind wichtig die Kirchenfeste, namentlich Ostern, die Feier der heiligen Woche in der Sistina, die große Procession des Papstes in St.-Peter am Ostersonntag, Abends die Kuppelbeleuchtung mit 4400 Lampen, 700 Fackeln und die Girandola von 4500 Raketen von der Engelsburg, die beide auch an St.-Peter's und Paul's Fest Ende Juni stattfinden. Volksfeste sind der von Goethe geschilderte Carneval (die Woche vor Aschermittwoch), die Feste an den Sonntagen und Donnerstagen, wo die röm. Bevölkerung sich vormals im Garten Borghese und am Monte Testaccio zu Tanz und Lust vereinigte, jetzt sehr in Abnahme gekommen und auf Besuch der Osterien vor den Thoren beschränkt; das Ballonspielen bei Quattro Fontane und am Vatican. Das Lotto, auf Monte Citorio, wird leidenschaftlich gespielt. Auch die Fastenpredigten, die in der Zeit, wo die Theater geschlossen sind und Musik verboten ist, gehalten und stark besucht werden, die Kinderpredigten in den Fasten und zu Weihnachten, sowie die Krippenausstellungen (Presepio) in der letztern Zeit sind zu erwähnen. Unter den Spaziergängen ist namentlich die Passeggiata auf dem Monte Pincio und der Corso besucht, sowie der Garten bei San-Gregorio neben dem Colosseum.

**Rom und Römisches Reich (geschichtlich).** I. Unter den Königen. Die Stadt und somit der Staat Rom wurde der röm. Sage nach von Romulus (s. d.), dem Sohne des Mars und der albanischen Königstochter Rhea Silvia (s. d.) gegründet. Die Eröffnung eines Asyls auf dem nahen Capitolin soll dem Gemeinwesen zuerst Einwohner zugeführt haben; sodann wuchs es durch die Vereinigung mit den vorher feindlichen Sabinern des quirinalischen Bergs und andern, vielleicht etrusk. Bewohnern des cölischen Bergs.



Hiernach bildete das Volk drei Stämme oder Tribus (s. d.), in deren jeder zehn Curien, als die Vereinigungen der Geschlechter der freigeborenen Bürger, unter denen schutzhörige Klienten standen, enthalten waren. Nach den 30 Curien geordnet, trat die Volksgemeinde zusammen in Curiatcomitien (s. Comitien), denen die Annahme oder Verwerfung der Gesetzworschläge (leges), die Entscheidung über Krieg und Frieden und die Wahl der Magistrats, namentlich die des auf Lebenszeit gewählten Vorstehers des Staats, zukam, welcher Rex (s. d.), d. i. König, genannt wurde und dem in dem Senatus (s. d.) ein Rath der Alten zur Seite stand. Die ganze bürgerliche Ordnung des Staats war nach der Sage des Romulus Werk; dagegen galt die des Religionswesens, das auch die staats- und privatrechtlichen Verhältnisse durchdrang und dessen Vorstand das Collegium der Pontifices war (s. Pontifex), neben welchen dem der Augurn (s. d.) die Erforschung und Deutung des leitenden und heiligen Götterwillens oblag, als das Werk des zweiten Königs, des sab. Numa Pompilius (s. d.). Unter ihm, 716—673 v. Chr., soll dauernder Friede geherrscht haben, sonst aber stand R. in steter Fehde mit den benachbarten lat., sabin. und ettrur. Ortschaften. Tullus Hostilius, der dritte König, 673—640, bekriegte und zerstörte Albalonga, dessen Bürger wol als Verstärkung des dritten Stammes am Cölius angesiedelt wurden. Mehr noch wuchs R.'s Macht unter des Tullus Nachfolger, Ancus Marcius, 640—617, der den Hafen Ostia (s. d.) gründete und ein Stück von Latium unterwarf, dessen Bewohner zum Theil am Aventin angesiedelt, zum Theil in ihren Sizen gelassen, aber nicht unter die Patricier aufgenommen wurden, sondern als persönlich freie, kriegspflichtige, aber staatsbürgerlich unberechtigte Landwirth in der Landschaft R.'s ein Ganzes, den eigentlichen Grundstamm der Plebs (s. d.) bildeten. Tarquinius Priscus (s. d.), 617—578, vergrößerte das Gebiet durch Kriege gegen Sabiner und Lateiner und legte in R. selbst wichtige Bauten an; doch sein Versuch politischer Veränderungen wurde durch den Widerstand der Patricier und des Augur Attus Navius sehr beschränkt. Erst sein Nachfolger Servius Tullius (s. d.), 578—534, durch den R. in den Bund der Lateiner (s. d.) eintrat, setzte eine neue Einrichtung des Staats durch, welche die Grundlage der spätern republikanischen Entwicklung wurde. Die Eintheilung des Gebiets und seiner Einwohner in 30 örtliche Tribus, von denen vier auf die durch ihn erweiterte und befestigte Stadt, 26 auf das Land kamen, ging vielleicht ebenso wol Patricier als Plebejer an; es scheinen aber mit ihr Bestimmungen verbunden worden zu sein, durch welche die Letztern innere Ordnung erhielten und zu einem wirklichen Stand der Gemeinde neben dem der altbürgerlichen, patricischen Geschlechter wurden. Durch eine zweite Einrichtung, die er traf, wurden diese Theile des Staats, die Patricier mit ihren Klienten und die Plebejer zu einem Ganzen vereinigt und auch den Letztern Antheil an der politischen Gewalt des Volkes gegeben. Dies war die Einrichtung der Centurien, mit welcher die des Censur (s. d.) zusammenhing. Das ganze weaffenfähige Volk bestand danach aus 193 an Kopffahl sehr ungleichen Centurien, von denen 18 die Ritterschaft oder Reiterei, die übrigen das Fußvolk bildeten. Die Letztern waren in fünf nach der Höhe des steuerbaren Vermögens angeordnete Classen der Assidui oder Locupletes, d. i. Begüterten, und eine auf dieselben folgende Centurie der Proletarier (s. d.) gesondert. Nach der Stellung nun, die der einzelne Bürger hierin einnahm, richtete sich seine Stellung und Bewaffung im Kriege, die Höhe seiner Steuer (tributum), zugleich auch seine Geltung in der Volksgemeinde. Denn als solche erschienen die Centurien in den Centuriatcomitien auf dem Marsfelde, um die höchsten Rechte der Staatsgewalt, die Servius von den Curien auf sie übertrug, auszuüben. Insofern nun in jenen Comitien jede einzelne Centurie eine Stimme hatte, die erste Classe der begütertesten Bürger aber allein 80 Centurien zählte, war den Reichern in ihnen das Übergewicht zugesichert. Doch wurde durch diese timokratische Richtung die alte geneokratische der Verfassung nicht ganz verdrängt; den Patriciern ließ Servius wenigstens in der Ritterschaft abgesonderte Centurien und den nach wie vor reinpatricischen Curiatcomitien das noch lange Zeit bedeutende Recht, den gewählten Magistraten das Imperium (s. d.) durch ihren Beschluß zu erteilen. Servius fiel durch die Missethat seiner Tochter Lullia und ihres Mannes, Tarquinius Superbus (s. d.), der, der siebente der Könige, gewaltsam und hart, aber mit großer Kraft herrschte; Lateiner, Herniker, Volcker erkannten R.'s Oberhoheit an, mit den Etruskern bestand ein Bündniß und mit den südital. Griechen, namentlich von Cumä, mit den Phocäern von Massilia, auch mit den Carthagenern Verkehr. Der Frevel, den des Königs Sohn Sextus an Lucretia übte, brachte eine Verschwörung, die von den Patriciern ausging, zum Ausbruch; der König mit den Seinen wurde verjagt, die Servianische unter ihm abgekommene Verfassung wiederhergestellt, das Königthum aber abgeschafft.

II. Zur Zeit der Republik. In dem republikanischen R. traten nun 509 v. Chr. zwei patricische, auf ein Jahr gewählte Consuln (s. d.), zuerst die Häupter der Verschwörung, Lucius Junius Brutus (s. d.) und Lucius Tarquinius Collatinus, an die Spitze des Staats, in welchem der zunächst patricisch bleibende Senat eine bedeutendere Stellung als vorher einnahm, da die Consuln, durch gemeinsame Standesinteressen eng mit ihm verknüpft, fast nur als seine Organe erscheinen müssen. Mit Karthago schloß man schon im ersten Jahre der Republik einen Handelsvertrag. Die neuerrungene Freiheit wurde gegen Tarquinius tapfer vertheidigt. Brutus opferte ihr seine Söhne, die sich mit dem vertriebenen König in Verbindung gesetzt hatten, und sein Mitconsul mußte, weil er mit diesem eines Geschlechts war, die Stadt meiden. An seine Stelle trat Publius Valerius (s. d.) Publicola, an die des Brutus, der im siegreichen Kampfe beim Walde Arsa gegen den von den Etruskern von Veji und Tarquinius unterstützten König fiel, Spurius Lucretius und, als dieser starb, Marcus Horatius Pulvillus. Als aber Porsenna (s. d.), der König des etrusc. Clusium, für Tarquinius R. bedrängte, mußte dieses, trotz des Heldenmuths des Horatius Cocles (s. d.) und Mucius Scaevola (s. d.), den Abzug des Belagerers und den Frieden 507 durch Abtretung eines Gebietstheils, sodas die Tribuszahl um ein Drittel schmolz, erkauften. Innere Gefahr führte 501 im patricischen Interesse zu der Aufstellung eines neuen, für außerordentliche Fälle zu wählenden, mit unbeschränkter Gewalt ausgerüsteten Magistrats, eines Dictators (s. d.). Drei Jahre darauf, 498, siegte ein solcher, Nulus Postumius Albus, über die Latiner, die sich, wie die andern Nachbarvölker, von R.s Herrschaft befreit hatten und an die sich Tarquinius gewendet, beim See Regillus. Im J. 493 wurde von den Römern durch den Consul Spurius Cassius das Bündniß mit den Lateinern, zu gleichen Rechten, erneuert. Kurz zuvor war in R. selbst der Streit zwischen den beiden Ständen ausgebrochen, der nach mehr als hundertjähriger Dauer mit dem Siege der aufstrebenden, durch jeden Zuwachs der Bevölkerung sich mehrenden Plebs über die Patricier endete, welche ihren abgeschlossenen Stand nur höchst selten der Aufnahme neuer Geschlechter, wie 509 der in den Senat gewählten Plebejer und 506 des sabinischen Claudius, öffneten. Die Veranlassung zu dem Streite, in welchem sich die röm. Verfassung selbst entwickelte und der die Römer nicht abhielt, in den fortwährenden Kriegen gegen die zum Glück für R. nur selten und niemals dauerhaft verbündeten Nachbarn, namentlich die Sabiner, Herniker, Aquer, Volcker und Vejenter, enig zu sein, gab der Druck, den die Patricier, wie es heißt, erst nach des Tarquinius Tode, gegen die durch die Kriegführung am schwersten belastete, ihnen verschuldete Masse der Plebejer zu üben begannen. Die Berufung (provocatio) an das Volk, die schon 509 Valerius Publicola gewährt hatte, bot gegen die Härte, mit der die patricischen Obrigkeiten namentlich bei Ausführung der grausamen Schuldgesetze und bei den Aushebungen verfahren, keinen genügenden Schutz, so lange nicht die Plebejer vom Staate anerkannte Vertreter hatten, an die sich der Einzelne wenden konnte. Sie erlangten sie in den Volkstribunen, Tribuni plebis, deren Wahl 494 von den Patriciern zugestanden wurde, als das plebejische Heer, aus dem Kriege zurückkehrend, auf dem Heiligen Berge eine drohende Stellung einnahm (die erste Secession). Gesichert durch heilige Unverletzlichkeit, wendeten die Tribunen, denen zur Leitung der innern plebejischen Verhältnisse auch plebejische Aedilen beigegeben wurden, das ihnen gewährte Recht der Intercession gegen Magistrats- und bald auch gegen Senatsbeschlüsse nicht bloß zum Schutze des Einzelnen, sondern als Vertreter des gesammten plebejischen Standes und seiner Interessen an. In diesem Sinne zogen sie schon 491 den Patricier Coriolanus (s. d.), weil er an der Plebs gestrevelt, vor ein Gericht des Volkes, zu dem sie dieses nicht in Centuriatcomitien, die von patricischen Magistraten gehalten wurden und unter mannichfachem patricischen Einflusse standen, sondern nach Tribus in Tributcomitien beriefen, welche sie selbst leiteten. Coriolan wurde verbannt. Mit dem Heere der Volcker kehrte er zurück, aber sein eigener Edelmuth bewahrte R. vor dem Untergange, der unvermeidlich schien. Bald nachher (486) nahm Spurius Cassius auch die Herniker in das röm.-lat. Bündniß auf; seinen Versuch, auch den Plebejern Antheil an den Staateländereien, dem Ager publicus, zu verschaffen, büßte er seinen Standesgenossen mit dem Tode; das Aergersetz selbst aber, mit dem er zuerst hervorgetreten war, wurde eine neue Waffe in den Händen der Tribunen, die sich desselben, wenn auch noch vergeblich, annahmen. Nachdem der Krieg mit den Vejentern, in welchem sich die Fabier (s. Fabius) für das Vaterland geopfert hatten, 474 für eine Weile geendet war, dauerten noch die Kriege mit den Aquern, Sabinern und Volckern fort. Währenddessen brachte 472 der Tribun Publilius Volero die Wahl der plebejischen Tribunen und Aedilen von den Centuriat- an die Tributcomitien, und 462 machte der Tribun Terentillus Arsa den Vorschlag, daß die Amtsgewalt der Consuln durch Gesetze fest



rennt werden solle, den unter dem Widerstreite der Patricier die folgenden Tribunen auf eine allgemeine Gesetzgebung ausdehnten. Damit drangen sie 461 durch; alle andern Magistrate hörten auf; ihre Gewalt wurde in die Hände von zehn Männern, Decemviri (s. d.), gesetzt, denen der Auftrag zur Abfassung von Gesetzen, die alle damaligen Rechtsverhältnisse umfassen, gegeben wurde. Der Frevel des Appius Claudius (s. d.) an Virginia veranlaßte 449 zweite Secession der Plebs. Die Decemviren wurden gestürzt; die zwölf Tafeln aber, welche den von ihnen zusammengestellten Gesetzen die Grundlage des ganzen spätern röm. Rechts setzten (s. Zwölftafelgesetz), wurden unter den mit der Wiederherstellung der alten Verfassung wählten Consuln Lucius Valerius Publicola und Marcus Horatius Barbatus öffentlich angenommen und aufgestellt. Durch ein Gesetz derselben Consuln wurde den Beschlüssen der Tribuniten, an denen von jetzt an auch die Patricier Theil nahmen, bindende Kraft und Gültigkeit das gesammte Volk zugesichert. Das Verbot der Ehen zwischen Patriciern und Plebejern, auf altes Herkommen gestützt, die Decemviren des zweiten Jahres als Gesetz festgestellt hatte, wurde durch das Gesetz des Tribunen Canulejus 445 aufgehoben, das solche Ehen an sich und in den Wirkungen für vollgültig erklärte, so die Stände in Beziehung auf die rechtliche und bürgerliche Seite des Privatlebens gleichstellte, die strenge Abgeschlossenheit der patricischen Gens durchbrach und eine vollkommene Einigung vorbereitete. Dagegen ging der Antrag, die Plebejer zum Consulat zuzulassen, nicht durch, und das Zugeständniß, daß zu dem neuangeordneten obersten Magistrat der Kriegstribunen mit consularischer Gewalt, neben denen in den nächsten (s. d.) für die Geschäfte des Census ein neuer patricischer Magistrat geschaffen wurde, die Plebejer wählbar sein sollten, wurde von diesen, sei es aus eigener Mäßigung oder durch Einflüsse der Patricier, die auch häufig wieder Consuln einschoben, erst 400 benutzt, nachdem auch das Amt der Quästoren (s. d.), das ein Anrecht auf censorische Wahl in den Senat ihnen zugänglich geworden war. Die unablässige Fortdauer der Kriege mit den Nachbarn machte in dieser Zeit die Einführung des Soldes nöthig; namentlich war das etrusk. Volk (s. d.) Roms näher und gefährlicher Feind. Nach zehnjähriger Dauer des letzten Kriegs wurde 395 durch Marcus Furius Camillus (s. d.) genommen und zerstört, und auch die andern etrusk. Städte waren theils unterworfen, theils in friedliches Verhältniß getreten, als 390 durch den gallicischen Gallier (s. Gallien) Rom der Vernichtung nahe gebracht wurde. Am Flusse Allia zogen sie das röm. Heer, nahmen darauf die Stadt selbst ein, plünderten und verbrannten. Die Burg Roms, das Capitolium, die Marcus Manlius rettete, widerstand ihnen, und Camillus, der das Unrecht, das ihn in das Exil getrieben hatte, vergaß, rettete die Belagerten, sie sich ergeben wollten, und vertrieb die Gallier. Er namentlich war es auch, der in den nächsten Jahren, da die Latiner und Herniker Roms Unglück zum Abfall, die alten Feinde, die Volscer und Etrusker, es zum Kriege benutzten, sein Vaterland schirmte und emporhob. Die Stadt wurde eilig wieder aufgebaut, die Plebs aber war verarmt und unterlag fast dem Hunger und Mangel der Patricier. Einen Versuch, ihr zu helfen, büßte 384 Manlius, wie früher 440 Mälius unter des Cincinnatus (s. d.) Dictatur, mit dem Tode, aber in den Tribunen Lucius Licinius und Lucius Sextius fand sie ihre Retter. Zehn Jahre lang kämpften diese gegen den Widerstand der Patricier, bis sie 367 siegten und ihre Rogationen zu Gesetzen (Leges Licinae) erhoben wurden. Für den Besitz am Staatslande, den man auch den Plebejern zugewandte, wurde ein festes Maß bestimmt; das Schuldenwesen wurde geordnet; am folgenreichsten war das dritte Gesetz, welches den Plebejern die eine Stelle im Consulat, statt dessen das consularische Militärtribunat nie wieder eintreten sollte, sicherte und den Streit der Stände endlich beendete. Sextius bekleidete zuerst aus der Plebs das Consulat. Zwar suchten die Patricier den Verlust durch Aufstellung der curulischen Aedilität und der Prätur (s. Prätores) als patricischer Ämter zu ersetzen; auch gelang es ihnen noch mehrere Male, daß wider das Gesetz die Consuln aus den Patriciern gewählt wurden. Aber im Ganzen war ihr Streben ohne Erfolg; die Plebejer gelangten, nachdem das höchste Ziel erreicht war, auch zu den übrigen Ämtern, zur Aedilität sofort, zur Dictatur 356, zur Censur 351, zur Prätur 337, und schließlich durch das Ogulnische Gesetz (300) auch in die geistlichen Collegien der Pontifices und Auguren die Plebejer Zutritt erlangten, bestand in politischer Berechtigung kein wesentlicher Unterschied mehr zwischen beiden Ständen. Das Patriciat trat in den Hintergrund gegen den neuen Adel, der sich in den plebejischen wie patricischen Familien Derer, die zu curulischen Ämtern gelangten, in der Nobilität bildete, und auch der Senat füllte sich, da die Bekleidung der höhern Magistrate bis zur Quästur herab den Eintritt in denselben eröffnete, immer mehr mit Plebejern. Die Curiatcomitien aber wurden zum Scheinbild, als die von ihnen

ausgehende Bestätigung 339 durch das Gesetz des Dictators Publilius Philo bei Centuriatbeschlüssen und um das J. 286 durch das Gesetz des Manius bei Wahlen zur bloßen Förmlichkeit wurde. Das Valerisch-Horatische Gesetz über die Geltung der Tribusbeschlüsse wurde durch denselben Publilius und noch ein mal 286 durch den Dictator Hortensius erneuert, als dieser die dritte und letzte Secession der Plebejer beruhigt hatte, die durch neuen Druck des Schuldenwesens entstanden war; die Fasti (s. d.) machte 304 der Abil Gnejus Flavius bekannt; das alte Valerische Gesetz über die Provocation wurde 300 erneuert und nachher noch durch die Porcischen Gesetze bestätigt und geschärft. In das 3. Jahrh. endlich fällt vermuthlich eine Abänderung in der Centurieneintheilung, die den Zweck hatte, den Centuriatcomitien einen mehr demokratischen Charakter zu geben.

Nach dem Aufhören der innern Kämpfe wuchs auch die Macht R.'s bald bedeutender als vorher nach außen. Siegreiche Kriege mit den Tiburtinern, Hernikern, Etruskern und gallischen Scharen eröffneten eine Reihe von Kriegen, in denen patricische und plebejische Helden wetteiferten, die röm. Kriegskunst sich ausbildete, und die nach fast hundertjähriger Dauer mit der Unterwerfung Italiens endeten. Mit den Samniten (s. d.), dem tapfersten und freiheitsliebendsten ital. Volke, entstand 343 der erste Krieg, als die Sidiciner und Campaner gegen sie bei den Römern Hülfe suchten. In den Schlachten am Berge Saurus und bei Sueffula entschied Marcus Valerius Corvus den Sieg der Römern, worauf Friede und Bündniß 341 folgten. Als nun die Lateiner sich der Campaner annahmen und das erst 358 mit R. erneute Bündniß aufhoben, brach zwischen beiden Völkern der Lateinische Krieg aus, der eigentlich schon 340 durch den Sieg des Titus Manlius (s. d.) Torquatus und des Publius Decius (s. d.) Mus entschieden, 338 mit der vollen Unterwerfung der Lateiner und der mit ihnen verbundenen Völker beendet wurde. Der zweite Samnitische Krieg begann 326 und dauerte, durch Waffenstillstand mehrmals unterbrochen, bis 304. Die Erfolge, die der Dictator Lucius Papirius Cursor und sein Reiteroberster Quintus Fabius Maximus Rullianus anfangs erfochten, wurden durch den Samniter Caius Pontius in den Caudinischen Pässen (s. d.) 321 vernichtet. Bald erhoben sich auch die Aufoner, die 314 vernichtet wurden, die Etrusker, die Fabius 310 bei Sutrium und 309 am Vadimonischen See, die Umbrer, die er 308 bei Mevania schlug, und die Herniker, die 306 besiegt wurden. Im J. 304, wo Friede mit den Samniten und den stammverwandten Völkern der Marsen, Peligner, die sie unterstützten, geschlossen wurde, unterlagen auch die Aquer, die sich noch ein mal erhoben, den röm. Waffen. Das Bündniß der Lucaner mit den Römern veranlaßte 298 den dritten Samnitischen Krieg. Mit den Samniten unter Gellius Egnatius standen auch die Etrusker, Gallier, Umbrer und die Apulier auf. Aber auch aus diesem Kriege, in welchem die Schlachten bei Sentinum 295 und bei Aquilonia 293 die entscheidenden waren, ging R. durch die Tapferkeit seiner Bürger und ihrer Führer, namentlich des Quintus Fabius, des jüngern Decius, des Lucius Volturnius und des Lucius Papirius Cursor, and durch Vereinzelung seiner Feinde 290, wo die Samniter Frieden erhielten und die aufgestandenen Sabiner von Curius Dentatus (s. d.) unterworfen wurden, siegreich hervor. Mit den Etruskern und Galliern entstand 283, wo sie ein röm. Heer unter dem Prätor Lucius Cæcilius Metellus bei Arretium schlugen, neuer Krieg; noch in demselben Jahre unterwarf Publius Cornelius Dolabella das Land der senonischen Gallier; die bosischen Gallier und Etrusker wurden auf dem Marsche gegen R. beim Vadimonischen See und 282 noch ein mal von Quintus Æmilius Papus geschlagen und hierauf mit den Erstern ein Friede, mit den Letztern 280 ein Bündniß geschlossen. Unterdessen hatten wieder die Samniter, Lucaner und Bruttier die Waffen ergriffen; Fabricius siegte über sie, aber sie verbanden sich nun mit Tarent, das, nachdem es R. freventlich zum Kriege gereizt, den König Pyrrhus (s. d.) von Epirus zu Hülfe rief. Durch seine Kriegskunst und seine Elephanten siegte dieser 280 über die Römer bei Heraclea und, nachdem er bis Präneste vorgeedrungen, sein Friedensantrag aber vom Senat nach dem Verlangen des greisen Appius Claudius zurückgewiesen war, noch ein mal 279 bei Asculum in Apulien. Während er in Sicilien mit den Karthagern stritt, setzten die Römer den Krieg gegen die ital. Völker siegreich fort, und er selbst wurde, als er zurückgekehrt war, durch den Sieg, den Curius bei Benevent 275 über ihn erfocht, bewogen, Italien zu verlassen. Samniter, Lucaner und Bruttier wurden nun unterworfen, Tarent 272 erobert, und mit der Unterwerfung der Salentinier von Brundisium und der farsinatischen Umbrer 266 war die Unterwerfung des eigentlichen Italien vom Cisalpinischen Gallien an bis zu den Südspitzen beendet. Die Verhältnisse, in welche die Besiegten kamen, waren verschiedener Art. Viele Städte wurden als Municipien (s. d.) in das Bürgerrecht und den Staat der Römer aufgenommen; die



übrigen, Bundesgenossen (socii) oder dem Nomen Latinum angehörig, hatten das gemein, daß sie jeder politischen Selbstständigkeit nach außen hin beraubt, der Oberhoheit R.'s unterworfen und zu Abgaben und Truppenstellung verpflichtet waren. Die innern Verhältnisse blieben den einzelnen Städten, deren Verbindungen untereinander jedoch entweder ganz aufgelöst oder geschwächt wurden, meist zu eigener Verwaltung überlassen. Colonien theils mit röm., theils mit lat. Recht wurden als Besatzungen in einzelne Städte gesendet und durch sie ebenso, wie durch die Municipien der Bestand der röm. Herrschaft im besiegten Italien gesichert.

Zwischen R. und Karthago war seit 509 das freundschaftliche Verhältniß mehrmals durch Verträge, zuletzt noch 278 gegen Pyrrhus bestätigt worden. Jetzt, da die Römer Unteritalien beherrschten, erschien ihnen die Herrschaft, welche Karthago in Sicilien ausübte, gefährlich, und das Hülfsgesuch der Mamertiner (s. d.) bot einen willkommenen Anlaß zum Bruch. Die durch ungeheure Kraftanstrengungen und eiserne Ausdauer errungene Frucht des ersten Punischen Kriegs (s. Punische Kriege), 264 — 242, in welchem die Römer ihre erste eigentliche Kriegsflotte unter Duilius ausrüsteten und unter Regulus (s. d.) in Afrika schweres Unglück erlitten, war nach dem Siege des Lutatius Catulus bei den Agadischen Inseln die Erwerbung der ersten außeritalischen Besitzung in dem karthag. Antheil an Sicilien, der im Frieden von 241 den Römern abgetreten wurde. Widerrechtlich entrißen sie hierauf 238 dem von seinen Söldnern hart bedrängten Karthago Sardinien und Corsica, deren Bewohner freilich erst nach vielen Kämpfen völlig unterworfen wurden. Auch mit der Unterwerfung von Ligurien wurde in dieser Zeit der Anfang gemacht und mit den illyr. Seeräubern zwei mal, zuerst 228 gegen ihre Königin Teuta, dann 219 gegen den Vormund ihres Sohnes, Demetrius von Pharos, siegreicher Krieg geführt. Zu dem vorzugsweise sogenannten Gallischen Krieg, der 225 — 222 namentlich mit den Bojern und Insubrern, die in Etrurien eingefallen waren, geführt wurde, hatte der Antrag auf Vertheilung des Landes der senonischen Gallier an Bürger die erste Veranlassung gegeben, durch welchen der Tribun Caius Flaminius 232 zuerst wieder seit langer Zeit ein Beispiel von feindlicher Stellung der Tribunen gegen den Staat gab. Die Gallier wurden zwar nach hartem Widerstande besiegt, aber der Besitz des Cisalpinischen Gallien ging, nachdem er kaum erlangt war, wieder verloren, als R. in den Krieg verwickelt wurde, der mehr als ein anderer seine Existenz bedrohte.

Es war dies der zweite Punische Krieg, der ausbrach, als Hannibal (s. d.) durch die Eroberung von Sagunt 219 den Vertrag aufgehoben hatte, der der Ausbreitung karthag. Herrschaft in Spanien Grenzen setzte. Mit seinem Heer erschien Hannibal 218 in Italien selbst, wo die Gallier ihm zufliehen. Nach den Siegen, die er in demselben Jahre am Ticinus und der Trebia, 217 am Trasimenischen See, 216, nachdem er an Fabius (s. d.) Cunctator einen bedeutenden Gegner gefunden hatte, bei Cannä (s. d.) erfocht, schien R.'s Untergang ungermeidlich. Es wurde gerettet durch die sichere Besonnenheit, mit der der Senat alle Mittel zur Fortsetzung des Kriegs aufbot, und durch die unerschütterliche Festigkeit, die er einmüthig mit dem Volke und treu dem alten Grundsatz, den Frieden nur zu geben, nie zu nehmen, bewahrte. Bald sah sich Hannibal, den Karthago ohne Unterstützung ließ, darauf beschränkt, im Vertheidigungskrieg seine Feldherrngröße zu bewahren, bis die bedrängte Vaterstadt ihn abrief. Syrakus und mit ihm das noch übrige Sicilien wurde 212 durch Marcellus (s. d.) erobert. In Spanien rächte der große Publius Cornelius Scipio (s. d.) den Fall seines Vaters und seines Oheims an den Karthagern, die er verjagte, und durch ihn wurde 202 auf afrik. Boden bei Zama Hannibal in der Schlacht besiegt, welche den Krieg beendete und der ein Friede folgte, der die Macht Karthagos für immer brach und es von R. abhängig machte.

R., in dessen von dem Senat geleiteter Politik das Streben nach Weltherrschaft, begünstigt durch die erwachte Beutelust des Volkes, immer entschiedener und selbstbewusster hervortritt, wendete sich nun gegen den Osten, und zwar zuerst gegen den König Philipp III. (s. d.) von Makedonien, an dem es Rache zu nehmen hatte wegen des Bundes, den er mit Hannibal geschlossen. Ihm wurde schon 200 der Krieg erklärt, da er auf das Gebot des Senats, die Feindseligkeiten gegen Athen, Attalus von Pergamus und die Rhodier einzustellen, nicht achtete. Bei Knossophalä besiegte ihn 197 Titus Quinctius Flamininus, der hierauf mit hinterlistiger Politik den röm. Einfluß auf die griech. Staaten begründete, von denen er als Wiederhersteller der griech. Freiheit gefeiert wurde. Gegen Antiochus III. von Syrien brach der Krieg aus, als dieser 192 dem Rufe der Atoles, die sich von den Römern für die im Makedonischen Kriege geleistete Hülfe nicht genügend belohnt hielten, gefolgt und nach Griechenland gegangen war. Er wurde schnell daraus vertrieben, und schon 190 beendete Lucius Cornelius Scipio den Krieg

durch die Schlacht bei Magnesia in Phrygien. Vorderasien dießseit des Taurus, das er abten mußte, verschenkten die Römer an ihre Bundesgenossen Eumenes II. von Pergam und die Rhodier; die Aetoler aber überwand 189 Marcus Fulvius. In derselben Zeit wurde das Cisalpinische Gallien wieder unterworfen, und mit den Ligurern, deren Widerstand n bis 150 die Römer im Kriege übte, sowie in Spanien gekämpft. Der zweite Macedonische Krieg gegen Philipp's Sohn, Perseus (s. d.), mit dem sich Gentius, der König von Illyrien, verbündet hatte und den Eumenes und die Rhodier in R. verklagten, wurde von den Römern von 1 an ohne Glück geführt, 168 aber durch den Sieg des Lucius Aemilius Paulus (s. d.) entschied, der beide Könige und so reiche Beute nach Rom brachte, daß den Bürgern die Steuer des tributum, die fortan auch aufgehoben blieb, erlassen wurde. Macedonien und Illyrien wurden frei erklärt; den Rhodiern, weil sie Perseus unterstützt haben sollten, ihre Besitzungen auf dem Festland entzogen; Eumenes wurde hinterlistig bedrängt; Antiochus IV. von Syrien mußte sich dem Hochmuth R.s, daß ihm durch Popilius Lanas den Krieg gegen Aegypten verbot, ergeben; tausend Achäer, des Bundes mit Perseus beschuldigt, wurden als Geiseln nachgeführt. Und als nach der Rückkehr der 300, die von ihnen noch übrig waren, 150 der Bundes Achäer unter Diaus und Kritolaus die Waffen gegen das den Römern verbündete Sparta erhob, wurden sie von Quintus Caecilius Metellus, der in Macedonien den Pseudophilippus besiegt hatte, bei Staphaea und dann von Mummius bei Leukopetra geschlagen, der 1 Korinth zerstörte. Griechenland wurde, mit Ausnahme der beiden für frei erklärten Städte Sparta und Athen, unter dem Namen Achaja röm. Provinz; gleiches Schicksal hatten Macedonien und Illyrien. In demselben Jahre wie Korinth war auch Karthago, nachdem in dem dritten Punischen Kriege, zu dem es die Römer, vom alten Cato (s. d.) aufgereizt, 150 endlich genöthigt hatten, den Kampf der Verzweiflung gekämpft, durch Publius Cornelius Scipio den Jüngern zerstört, sein Gebiet unter dem Namen Afrika röm. Provinz worden. In Spanien, dessen südlicher und östlicher Theil den Römern im zweiten Punischen Krieg zu Theil geworden war, vertheidigten die Lusitanier im Westen, die Celtiberer (Celti) und die nördlichen Völker noch immer ihre Freiheit. Als Servius Sulpicius Galba 150 viertausende der Ersteren verrätherisch hatte niederhauen lassen, brach unter Viriathus (s. d.) ein Krieg nur um so furchtbarer aus, und erst 140, und nur durch Meuchelmord, wurde Quintus Servilius Cäpio Meister. Die Galacier im Nordwesten unterwarf hierauf 138 Junius Brutus; Numantia (s. d.) aber, der celtiberische Waffenplatz, wurde erst nach zehnjährigem Kriege, in welchem die Römer Schmach erlitten, 133 von Karthagos Eroberer, Scipio, überwunden. Die röm. Provinzialeinrichtungen wurden nun über ganz Spanien ausgedehnt, doch brach auch in der Folge noch oft Empörungen aus, und die Cantabrer an der Nordküste wurden erst unter Augustus völlig besiegt. In Asien wurde das Reich von Pergamus (s. d.), das ihnen Antiochus III., der letzte König, 133 vermachte, röm. Provinz.

In dem Innern R.s hatten indessen bedeutende Veränderungen begonnen, die theils den Culturzustand, theils die Staatsverhältnisse betrafen. In den fortdauernden Kriegen, deren Ziel für den Staat Eroberung, für den Einzelnen am meisten Gewinn von Beute war, verberbte das Volk, das sie führte. Die zurückkehrenden Heere und die Fremden, die in R., als die Stütze der Herrschaft, zusammenströmten, brachten Schwelgerei und Laster, namentlich aus Asien dahin; ungeheuere Reichthümer kamen in die Staatschatzkammer und in den Besitz Einzelner. Übermuth und Treulosigkeit nahmen in der Politik des Staats überhand. So fing bald nach dem zweiten Punischen Kriege die alte Strenge, Birthlichkeit und Einfachheit der röm. Sitten an zurückzuweichen; sie schwand am frühesten und entschiedensten in der Hauptstadt selbst, während sie in den ital. Landstädten sich länger erhielt. Gegen das Eindringen fremder Entfremdung wurde sie noch 186 durch das Verbot der Bacchanalien geschützt; Cato der Censur kämpfte kräftig für die alte Zucht, aber weder er, noch die Sittencensur überhaupt, noch die im 2. Jahrh. erlassenen Luxusgesetze vermochten dem Verderben auf die Dauer Widerstand zu leisten. Eine röm. Literatur hatte sich unter dem Einfluß der griechischen, die damals in R. zum Eingang fand, gleich nach dem Ende des ersten Punischen Kriegs zuerst in dramatischer und epischer Poesie, dann in Geschichtschreibung zu bilden begonnen; griech. Philosophie wurde vornehmlich durch die athen. Gesandtschaft von 155 v. Chr. nach R. gebracht, wo überhaupt den höhern Ständen seit dieser Zeit griech. Bildung, nicht zum Vortheil des altröm. Sinns, sich verbreitete; die Beredsamkeit im Staats- und Rechtsleben, seit früher Zeit ausgeübt, wurde erst später als Kunst betrieben. (S. Römische Literatur.) Mit dem allmäligen Wachsen des Sittenverderbnisses zugleich entwickelten sich auch die Verhältnisse, die in der Zeit von Numantia



Fall zuerst den Ausbruch der innern Unruhen und Kämpfe herbeiführten, die seitdem bis zum Entstehen der Monarchie R. erschütterten, ohne doch die immer weitere Ausbreitung seiner festbegründeten Macht nach außen hin zu hindern. Namentlich zwei eng verbundene Dinge waren es, die hier wirkten: die Stellung, welche die Nobilität (s. Nobiles) im Staate eingenommen hatte, und die Ungleichheit, die in der Vertheilung des Besitzes eingetreten war. Die erstere stand als eine herrschende Familienaristokratie dem übrigen Volke gegenüber. Sie war zugleich, da durch Nobiles fast ausschließlich die Staatsämter bekleidet und die Provinzen verwaltet wurden, mit dem Reichthum, zu dem diese führten, ausgestattet; auch bildete sich in den Rittern, welche die Finanzpachtungen an sich zogen, ein zwischen dem senatorischen und plebejischen mitten inne stehender Stand, zu dem eine bestimmte Höhe des Vermögens den Eintritt vermittelte und der eigentlich die reichen Privatleute, Nobiles und Nichtnobiles, vereinigte. Bei diesem kleinern Theil des Volkes häuften sich die Reichthümer um so mehr, je weniger auch die schlechtesten Mittel, wie Erpressungen in den Provinzen und bei den Bundesgenossen, gegen die um 145 der erste stetige Gerichtshof (*quaestio perpetua repetundarum*) errichtet wurde, und *Peculat* oder Unterschleif, gescheut wurden. Dagegen verarmte ein großer Theil der übrigen Masse des Volkes, die nun den plebejischen Stand ausmachte, und am verderblichsten wirkte hierzu das Streben der Reichen, in Italien weite Landbesitzungen (*Latifundien*) zu haben, die theils durch rechtliche und unrechtliche Erwerbung von Privatbesitzungen, theils durch ungesetzliche Besiznahme von Staatsland zusammengebracht und durch Sklaven, deren Zahl die Kriege im Übermaß mehrten, bewirthschaftet wurden. Die meisten von den Bürgern und Bundesgenossen, die so von ihren Grundstücken verdrängt und dem Ackerbau, der altnationalen Beschäftigung der Freien in Italien, entzogen wurden, wendeten sich nach R., und hier wuchs, namentlich nach der Einführung von Getreidespenden (anfänglich, 123, zu billigem Preis, später, 59, unentgeltlich), die Anzahl der Bürger, die bei Unruhen nur gewinnen konnten, immer mehr an. Auch durch die häufiger werdenden Freilassungen mehrte sich die sogenannte *factio* *lorensis*, die Masse Derer, welche Parteihäuptern zur Erreichung ihrer Zwecke, sei es durch offene Gewalt, sei es durch Einfluß auf die Comitien, dienen konnten. Die letztern, in denen durch eine Reihe von Gesetzen (*Leges tabellariae*), von 139—131, schriftliche Abstimmung eingeführt wurde, waren es namentlich, wo die beiden politischen Parteien, die sich gebildet hatten, die *Optimates* und *Popularen*, zusammentrafen, wo sie sich insbesondere bei den Wahlen durch Bestechung und andere verderbliche Umtriebe des *Ambitus*, gegen den seit 118 ein stetiger Gerichtshof nutzlos bestand und viele Gesetze erlassen wurden, bekämpften. In ihnen aber behauptete, da die Ausübung des Stimmrechts an persönliches Erscheinen geknüpft war, die Bevölkerung der Hauptstadt ein großes Übergewicht gegen die entlegenern Municipien, in denen doch der Geist der alten röm. Plebs noch am frischesten fortlebte.

Um dem Mißverhältniß zwischen Arm und Reich, worin er ein Grundübel des Staats erkannte, zu begegnen und die Zahl der freien Landbesitzer in Italien zu erhöhen, trat der edle *Tiberius Sempronius Gracchus* (s. d.), der selbst der Nobilität angehörte, als Tribun 133 mit einem Ackergesetz hervor, das den Besitz am Staatsland auf ein bestimmtes Maß zurückführte. Nicht ohne Verletzung der alten gesetzlichen Formen drang er damit durch; als er aber für das nächste Jahr sich wieder um das Tribunat bewarb und neue *rogationes* ankündigte, wurde er am Tage der Tribunenwahl mit vielen seiner Anhänger von den Senatoren, die *Publius Scipio Aemilianus* führte, auf dem Forum erschlagen und so der Kampf zwischen den *Optimates* und den *Popularen*, welche Letztere selbst in der Nobilität ihre Führer fanden, blutig eröffnet. Gleiches Schicksal traf des *Tiberius* Bruder *Caius*, der jünger und heftiger und nicht bloß durch Vaterlandsliebe, auch durch Rache angetrieben, nachdem er in seinem ersten Tribunat, 123, das agrarische Gesetz erneut, Getreidespenden eingeführt hatte, in seinem zweiten, 122, den Senat unmittelbar durch Gesetze, deren eines die Richterstellen von ihm auf den Ritterstand übertrug, angriff. Der Senat wußte durch einen andern Tribun, *Marcus Livius Drusus*, ihm die Volksgunst zum Theil zu entziehen, er wurde nicht wieder zum Tribun erwählt und fand in dem Aufstande, der 121 über die vom Consul *Opimius* beantragte Abschaffung seiner Gesetze ausbrach, den Untergang. Mit ihm fielen die meisten seiner Anhänger, unter ihnen auch *Marcus Fulvius Flaccus*, der als Consul schon 125 den Antrag auf Ertheilung des Bürgerrechts an die Bundesgenossen, durch den *Caius Gracchus* sich das Volk entfremdete, beabsichtigt hatte, damals aber durch den Senat in das südliche Gallien gesendet worden war, dessen Eroberung durch ihn begann. Bald nach diesem Siege der *Optimates* offenbarte sich in dem Verhalten

gegen Jugurtha (s. d.), den König von Numidien, und als endlich der Tribun Memmius es durchgesetzt hatte, daß Jugurtha 112 der Krieg erklärt wurde, in diesem selbst, wie tief verberbt die in R. herrschende Partei sei. Das Gericht, das der Tribun Casus Mamilius gegen Die hervorrief, deren Bestechlichkeit und Fahrlässigkeit Jugurtha seine Erfolge verdankte, erschütterte das Ansehen der Nobilität. Quintus Cæcilius Metellus führte zwar seit 109 den Oberbefehl siegreich, aber Casus Marius (s. d.), ein novus homo und schon damals ergrimmt gegen die Anmaßungen der Nobiles, entriß ihm diesen, als er 107 das Consulat erhielt, und beendete den Krieg 106. Der Andrang zweier nord. Völker, der Cimbern und der Teutonen, die zuerst 113 in Noricum, dann 109—105 in Gallien die gegen sie gesandten röm. Heere vernichteten, erfüllte damals die Römer mit Schrecken und bewog sie, dem Marius, von dem man Rettung vor dem furchtbaren Feinde hoffte, vier Jahre hintereinander, 104—101, das Consulat zu geben. Erst 102 traf er mit den Teutonen, die durch die gallische Provinz gegen Italien zogen, zusammen und vernichtete sie in der Schlacht bei Aquâ Sextiâ. Im J. 101 ersocht er mit dem Proconsul Quintus Lutatius Catulus auf den raudischen Feldern im Cisalpinischen Gallien den Sieg über die Cimbern. Auch für das J. 100 erhielt er das Consulat und verband sich mit dem Tribun Saturninus und dem Prätor Servilius Glaucia zu Feindseligkeiten gegen den Senat, mußte aber gegen sie selbst, da sie bis zu offenem Mord und Aufruhr schritten, die Waffen wenden. Zu gleicher Zeit wurde der zweite Sklavenaufstand in Sicilien, der nach der Dämpfung des ersten (135—132) 103 ausgebrochen war, unterdrückt. Nur wenige Jahre, in welche die Vermehrung des Reichs durch Cyrenaita fällt, das dessen König 96 den Römern vermachte, genoß R. der Ruhe; bald aber wurde sie durch den Bundesgenossenkrieg, durch neue Parteikämpfe und einen neuen Krieg im Osten unterbrochen. Die ital. Bundesgenossen strebten seit den verfehlten Versuchen des Fulvius und Gracchus nur eifriger nach dem Bürgerrecht und wurden durch das Licinisch-Mucische Gesetz, welches alle Nichtbürger aus R. verwies und so die Einschleichung in die Bürgerrollen vereitelte, verlegt. Ein großer Theil von ihnen hatte sich zu dem gemeinsamen Plan verbunden, R.s Herrschaft sollte enden, Italien künftig ein Staat, Corfinium im Lande der Peligner unter dem Namen Italica dessen Hauptstadt und der Sitz des Senats und der Consuln und Prätores werden. Die Ermordung des Marcus Livius Drusus, der von neuem beantragte, ihnen das Bürgerrecht zu gewähren, durch die Optimaten gab 91 das Zeichen zur Empörung, die zuerst zu Asculum in Picenum ausbrach. R. sicherte sich die noch Treugebliebenen, indem es sie, die Latiner und Etrusker, bald auch die Umbrer, durch das Gesetz des Lucius Julius Cæsar unter die Bürger aufnahm, und beschränkte so den Krieg vorzüglich auf die Völker des sabellischen Stammes. Es wurde mit großer Erbitterung und anfangs unglücklich für die Römer gestritten; als aber die Picenter, die Marsen, von denen der Krieg auch der Marsische genannt wurde, nach dem Fall ihres Feldherrn Pompädius Silo, und die Marruciner und Vestiner durch Enejus Pompejus Strabo, die Hirpiner durch Sulla, auch die Apuliet unterworfen und durch das Gesetz des Plautius und Papirius unter die Bürger aufgenommen worden waren, blieben 88 nur die Samniter und Lucaner noch unter den Waffen und der Krieg gegen sie wurde erst mit dem Sieg des Sulla (s. d.) über die Partei des Marius, der sie sich anschlossen, beendet. Die Feindschaft, die zwischen diesen beiden Männern lange bestand, kam zum offenen Ausbruch, als Sulla, den die Optimaten als ihren Führer ansahen, 88 das Consulat und den Oberbefehl gegen Mithridates (s. d.), den König von Pontus, der in Asien den Krieg gegen die Römer blutig eröffnet hatte, erhielt. Durch den Tribun Publius Sulpicius Rufus wollte ihm Marius diesen entreißen; Sulla aber kehrte mit dem Heere nach R. zurück, besiegte die Gegner, ächtete ihre Führer, unter ihnen den Marius selbst, und ging nun erst zur Führung des (ersten) Mithridatischen Kriegs nach Griechenland, dann nach Asien, wo er 84 Frieden schloß. In R. hatte sich indes die Marianische Partei wieder siegreich erhoben; Lucius Cornelius Cinna (s. d.) rief 87 den Marius zurück und in dem eingenommenen R. wurde fürchterlich gewüthet. Bald nachdem er zum siebenten Consulat erhoben worden, starb Marius 86 und auch Cinna fand noch vor Sulla's Rückkehr den Tod, 84. Im J. 83 landete dieser bei Brundisium; Metellus Pius und der junge Enejus Pompejus (s. d.) führten ihm Verstärkungen zu. Nach der Niederlage des jungen Marius bei Sacriportus, des Enejus Papirius Carbo in Etrurien, der Samniter unter Pontius Telesinus bei R. und nach der Übergabe von Präneste war Sulla 82 Sieger. Er ließ sich in R. zum Dictator auf unbestimmte Zeit ernennen, übte durch die entsetzlichen Proscriptionen Rache, versorgte seine 120000 Soldaten in dem gräulich verwüsteten Italien mit Land in Militärcolonien und verstärkte seine Faction in R. durch die Aufnahme von 10000 freigelassenen



**Sklaven in das Bürgerrecht.** Nachdem er den Tribunen ihre Macht durch das Verbot der Verhandlungen mit dem Volke geraubt, die Macht des Senats durch mehrere Maßregeln, besonders durch die Zurückgabe des richterlichen Amtes gestärkt und durch eine strenge und umfassende Gesetzgebung, namentlich gegen Verbrechen, für Herstellung der Sicherheit gesorgt hatte, legte er 79 die Dictatur nieder.

Als Privatmann starb Sulla im folgenden Jahre zu Puteoli, und sogleich erhob sich, jedoch vergeblich, der Consul Lepidus (s. d.), um seine Verfassung gewaltsam zu stürzen. Pompejus (s. d.), der mit Quintus Lutatius Catulus ihn überwältigt hatte, ging hierauf nach Spanien, um den tüchtigsten der Marianer, Sertorius (s. d.), der sich dort seit 83 hielt und von Metellus vergebens bekämpft wurde, zu bekriegen; aber erst 72, als Sertorius durch Perperna's Mordmord gefallen war, wurde Spanien beruhigt. In R. hatte indessen der Krieg, den es gegen seine empörten Sklaven unter Spartacus (s. d.) vom J. 73 an zu bestehen hatte, die innere Ruhe erhalten. Marcus Licinius Crassus (s. d.) siegte über Spartacus 71, die Reste der Sklaven rief Pompejus auf, als er von Spanien zurückkehrte. Um die Gunst der wieder mächtig gewordenen Volkspartei zu gewinnen, stellte Pompejus als Consul 70 die tribunicische Gewalt wieder her und veranlaßte das Aurelische Gesetz, das die Richterstellen unter die drei Stände theilte. Dafür wurde ihm 67 der Lohn, daß er gegen den Willen des Senats durch das Gesetz des Gabinus (s. d.) mit unbeschränkter Vollmacht zur Führung des Krieges gegen die Seeräuber, die das Mittelmeer beunruhigten, und, nachdem er ihn in 40 Tagen beendet hatte, 66 in gleicher Weise durch das Gesetz des Manilius zur Führung des Krieges gegen Mithridates (s. d.), den seit 74 Licinius Lucullus (s. d.) mit Erfolg bekämpft hatte, ausgerüstet wurde. Er erntete den Ruhm, der dem Lucullus gebührte; Mithridates wurde vertrieben und starb bald darauf. Während er aber, nachdem er Syrien und Phönizien zu röm. Provinzen, Judäa abhängig gemacht hatte, mit der Ordnung der Verhältnisse Vorderasiens beschäftigt war, dessen Norden und Osten nun auch unter dem Namen Bithynien und Cilicien fast ganz zu Provinzen wurden, ward R. wieder in seinem Innern durch die Verschwörung des Lucius Sergius Catilina (s. d.) bedroht. Marcus Tullius Cicero (s. d.), der durch seine Beredsamkeit, in der ihn kein Römer übertroffen hat, das verderbliche Aldergesetz des Tribuns Publius Servilius Sullus zurückgewiesen hatte, rettete auch durch seine Klugheit und Wachsamkeit als Consul 63 den Staat von der größern Gefahr. Aber dieser trieb rasch zur Alleinherrschaft hin; zwar dauerte die alte Verfassung fort, in der That aber war es dahin gekommen, daß in den Händen einzelner Männer eine Macht und ein Reichthum lag, bei dem die Republik nicht bestehen konnte und durch den jene die etwa entgegenstehenden Verfassungsformen zu ihren Gunsten leicht beseitigten. Ein Solcher war Pompejus, der 61 von Asien zurückkehrte. Doch fühlte sich Pompejus den Optimaten, mit denen auch der echt republikanisch gesinnte jüngere Cato (s. d.) ihm widerstand, allein nicht gewachsen; daher verband er sich 60 mit Julius Cäsar (s. d.), der von Lusitanien, das er als Prätor verwaltet hatte, zurückkam, und mit dem reichen Crassus (s. d.) zum Triumvirat (s. d.). Cäsar erhielt das Consulat für 59; er setzte die Wünsche des Pompejus, ohne den Senat zu befragen, unmittelbar durch das Volk trotz des vergeblichen Widerspruchs seines Collegen Marcus Calpurnius Bibulus und des Cato durch, und erst nachdem durch den verwegenen Tribun Publius Clodius (s. d.) der Letztere mit dem Auftrag, in Egnum den König Ptolemäus abzusetzen und die Insel zur Provinz zu machen, Cicero aber durch Verbannung aus R. entfernt war, ging er selbst in die Provinzen (das Cisalpinische Gallien mit Illyricum und das Narbonensische Gallien), die er sich auf fünf Jahre hatte zusichern lassen. Vom Narbonensischen Gallien aus unterwarf er im Laufe von acht Jahren, 58—51, das ganze übrige Gallien, erhöhte dadurch und durch den Übergang über den Rhein und nach Britannien den Glanz seines Namens vor seinen Mitbürgern, erwarb die Reichthümer, die er zur Ausführung seiner Pläne bedurfte, und bildete sich ein starkes, tapferes, kriegserfahrenes Heer, das er durch seine Siege wie durch die Gewalt seiner Persönlichkeit fest an sich ketzte. Eine Zusammenkunft der Triumviren fand 56 zu Lucca statt. Für 55 erlangten Pompejus und Crassus durch den Beistand Cäsar's das Consulat, und die Anträge des Trebonius, dem Cäsar die Provinzen auf neue fünf Jahre, dem Pompejus Spanien, dem Crassus Syrien für ebenso lange Zeit zu verleihen, wurden gewaltsam durchgesetzt. Als aber nach dem Tode des Crassus, der 53 gegen die Parther fiel, das Triumvirat sich auflöste, näherte sich Pompejus, an den sich Cicero seit seiner Zurückberufung angeschlossen hatte, den Optimaten, und er kehrte in ihre Mitte zurück, als ihn der Senat 52 anrief, dem Wüthen der Banden des Milo (s. d.)

und Clodius ein Ende zu machen, und ihn zum alleinigen Consul des Jahres erhob. Doch folgte der offene Bruch mit Cäsar erst 50, als der Senat von diesem, da er sich für 49 um das Consulat bewerben wollte, Niederlegung der Statthalterschaft foderte. Nach vergeblichen Unterhandlungen wurde zu Anfang 49, da Cäsar auf die wiederholte Forderung nicht einging, gegen ihn als einen Feind verfahren, den Consuln und dem Pompejus die Hut des Staats übertragen. Cäsar überschritt die Grenze seiner Provinz, den Rubico (s. d.), und eröffnete so den Bürgerkrieg. Schnell vertrieb er seine ungerüsteten Feinde aus Italien. Er nöthigte die Legaten des Pompejus in Spanien und die Stadt Massilia zur Übergabe, ließ sich in N. zum Dictator wählen, setzte die Verbannten und die Nachkommen der von Sulla Geächteten in ihre Rechte ein und landete schon im Anfang 48 in Illyrien. In Thessalien entschied 9. Aug. die Schlacht bei Pharsalus (s. d.) seinen Sieg über Pompejus, der bald darauf in Aegypten fiel. Nach Beendigung des Alexandrinischen Kriegs (s. d.) und der Besiegung des Pharnaces von Pontus kehrte er 47 nach N. zurück, wo ihm die Dictatur von neuem ertheilt und durch die Übertragung der tribunicischen Gewalt für immer, sowie des Rechts über Krieg und Frieden die ersten Schritte zu gesetzlicher Begründung der Alleinherrschaft und zum Umsturz der alten Verfassung gethan waren. Nach dem Afrikanischen Kriege (s. d.), den 46 der Sieg bei Thapsus endete, wurde Cäsar die Dictatur auf zehn Jahre, die Sittenaufsicht, ein Theil der Censur auf drei Jahre nach der Vernichtung der Reste der Pompejaner im Spanischen Kriege durch die Schlacht bei Munda 45 der Name Imperator (s. d.) als Zeichen der höchsten Gewalt, wie später den Kaisern, Dictatur und Sittenaufsicht auf Lebenszeit und das Consulat auf zehn Jahre ertheilt; auch die Vergötterung wurde vom Senat, der sich eidlich zum Schutz für sein Leben verband, verfügt. Das Streben, zu der königl. Gewalt auch den Königsnamen zu erlangen, der ihm wenigstens außerhalb Italien auf dem Zuge gegen die Parther, den er beabsichtigte, zu Theil werden sollte, brachte die Verschwörung zu Stande, an deren Spitze Marcus Brutus (s. d.) und Caius Cassius (s. d.) Longinus standen und unter deren Dolch Cäsar, bevor er noch seine umfassenden Pläne für die innere Ordnung des Staats hatte ausführen können, 15. März 44 fiel.

Die Republik wurde durch diese That nicht gerettet und war auf neue 13 J. den Gräueln des Bürgerkriegs überliefert. Die Verschworenen, die, wie es scheint, gar keinen Plan für die Zukunft gefaßt hatten, mußten sich vor der Wuth des Volkes auf das Capitol flüchten; Cäsars Einrichtungen wurden auf den Antrag des Marcus Antonius (s. d.), der sich, mit Marcus Lepidus (s. d.) vereinigt, der Gewalt bemächtigte, vom Senat bestätigt, doch den Mördern Amnestie zugesichert, wonach sie die Stadt verließen. In diese kam Octavianus (s. Augustus), der Haupterbe und Adoptivsohn Cäsars, den die Forderung von Cäsars Nachlaß mit Antonius, der in ihm einen Nebenbuhler fürchtete, in Zwist brachte. Der Senat, welchen Cicero leitete, sah in Octavianus den Retter und Antonius wurde, als er dem Decimus Brutus seine Provinz, das Cisalpinische Gallien, entreißen wollte, für einen Feind erklärt und dem Octavianus der Consulu 43 der Oberbefehl gegen ihn übertragen. Antonius ward bei Mutina besiegt durch des Hirtius Verdienst. Er floh nach Gallien, wo er sich mit Lepidus, Asinius Pollio und Munatius Plancus verband. Octavianus aber erzwang sich in N. mit Lepidus das Consulat, ließ durch diesen ein Gesetz gegen Cäsars Mörder geben, die Achtung des Antonius und Lepidus zurücknehmen und verband sich hierauf mit ihnen auf einer Flußinsel bei Bononia zum Triumvirat (s. d.), um den Staat, den sie unter sich vertheilten, wieder zu ordnen. Das Triumvirat wurde jetzt als Amt vom Volke auf fünf Jahre bestätigt und durch Proscriptionen, wozu auch Cicero zum Opfer fiel, blutig eingeweiht. In der Doppelschlacht bei Philippi (s. d.) in Macedonien wurden Cassius und Brutus von Antonius und Octavianus besiegt; mit ihrem Fall war die Niederlage der Republikaner schon im Herbst 42 entschieden. Die Triumvirn theilten die Provinzen von neuem. In dem gemeinschaftlichen Italien blieb, während Antonius in den Osten ging, Octavianus, der sich so den Einfluß auf N. bewahrte und von der Gefahr, in welche er durch Fulvia (s. Fulvius), des Marcus Antonius Gemahlin, und dessen Bruder Lucius Antonius im Perusinischen Krieg gerieth, durch seine Feldherren Marcus Vipsanius Agrippa (s. d.) und Salvidienus befreit wurde. In dem brundisinischen Vergleich von 39 wurde die Mißthelligkeit mit Marcus Antonius ausgeglichen und das Reich von neuem getheilt; auch mit Sertius Pompejus (s. d.), der über eine starke Flotte gebot, wurde ein friedlicher Vergleich zu Misenum 39 getroffen. Auf neue fünf Jahre bestätigte das Volk 37 das Triumvirat, und die Feindseligkeiten, die schon 38 wieder zwischen Antonius und Octavianus ausbrachen, wurden noch ein mal beigelegt, weil jenen ein Zug gegen die Parther, der aber



mißlang, diesen der Krieg mit Sextus Pompejus, der schon 38 die Waffen wieder ergriffen hatte, beschäftigte. Pompejus wurde 36 bei Nola durch Agrippa besiegt und hierauf Lepidus beseitigt. Zwischen Antonius und Octavianus aber kam es endlich zum offenen Krieg, als der Erstere von seiner Buhlerin, der ägyptischen Königin Kleopatra (s. d.), begleitet, 32 mit Heeresmacht nach Griechenland zog und seiner edeln Gemahlin Octavia (s. d.), Octavian's Schwester, den Scheidebrief schickte. In der Seeschlacht bei Actium 2. Sept. 31 siegte Octavianus durch Agrippa; Antonius und Kleopatra tödteten sich, als der Sieger sie in Aegypten aufsuchte, das nun röm. Provinz wurde. Nachdem er die Angelegenheiten des Orients geordnet, kehrte er 29 nach R., wo während seiner Abwesenheit Mäcenäs (s. d.) die Verwaltung geführt hatte, zurück. Drei Triumphe und die Schließung des Janustempels bezeichneten das Ende des Kriegs.

**Unter den Kaisern.** Von dieser Zeit an beginnt die Periode der röm. Geschichte, die wir die der Kaiser nennen. Sie zerfällt in Hinsicht auf die Verfassung in zwei Abschnitte, deren Grenze durch das Verschwinden der republikanischen Formen und die Verwandlung des Staats in eine von Despotie kaum unterscheidbare Monarchie unter Diocletian und Konstantin bezeichnet wird. Die Stellung der Kaiser des ersten Abschnitts, wonach dieselben bei aller unbeschränkten Fülle ihrer Macht doch noch als der freilich höchste und lebenslängliche Magistratus des Staats erscheinen, hatte von 29 an sogleich Octavianus oder, wie er mit dem ihm 27 verliehenen Ehrennamen nun auch hieß, Augustus (s. d.) unter Anwendung geseplicher Formen geschaffen. Er ließ sich das Imperium in dem Sinne, wie es schon Cäsar gehabt hatte, übertragen und erhielt dadurch als Imperator die höchste militärische und criminale Gewalt, sowie die Befugniß zu allen Regierungsmaßregeln, auch zur Erlassung geseplicher Verordnungen (Constitutionen); zugleich aber vereinte er auch in sich die Gewalten der höchsten republikanischen Magistrate, die consularische, censorische, tribunicische und proconsularische, sowie die Würde eines Pontifex Maximus; er begnügte sich dabei, indem er die Titel Dictator und Rex vorsichtig ablehnte, mit der Benennung Princeps (s. d.), die zunächst, 28 v. Chr., seinen Vorrang im Senat bezeichnete, aber ebenso gut ihn als den Ersten vor allen Bürgern hervorhob und die eigentliche röm. Benennung der Kaiser wurde. Wie er aber diese Macht nicht nahm, sondern sie in ihren einzelnen Theilen sich nach und nach geben ließ, so wurde der Schein der Republik auch sonst geschont. Neben den neuen kaiserlichen Beamten, die er zur Ausübung der eigenen Gewalt in den verschiedenen Präfecten schuf, ließ er die alten Magistratus des Volkes bestehen, sie lediglich von den Comitien wählen, während Cäsar sich bei deren Wahl betheiligt hatte; auch mehrte er das Ansehen und den Glanz des Senats. Die Provinzen, deren Zustand unter der über alle insgesammt sich erstreckenden Oberaufsicht des Princeps gesicherter gegen die Willkür und Habsucht der Statthalter war als früher, theilte er doch zu gesonderter Verwaltung zwischen dem Princeps und dem Senat und Volk, woran auch die Unterscheidung zwischen einem kaiserlichen Schatz (fiscus Caesaris) und dem Ararium des Volkes sich schloß. Der Oberbefehl über die Kriegsmacht, den er durch seine Legaten (s. d.) ausübte, war aber dem Princeps allein vorbehalten. Übrigens erholte sich der röm. Staat unter des Augustus langer und milder Regierung, dem namentlich Agrippa (s. d.) bis 12 v. Chr. rathend und ausführend zur Seite stand. Die Verwaltung wurde in allen Theilen des Reichs geordnet, die Rechtspflege verbessert, die Kriegszucht wiederhergestellt, gegen die überhandnehmende Ehelosigkeit wurden berühmte Gesetze (Lex Julia und Papia Poppaea) erlassen; Italien wurde in elf Regionen getheilt; die Stadt Rom, in der für die Ordnung wie für die Erhaltung einer ungeheuern, zum großen Theil besitzlosen Bevölkerung sorgsame Maßregeln getroffen waren, zeugte von der Kunst- und Prachtliebe des doch sparsamen Kaisers, unter dem die Beredsamkeit freilich verstummte, während übrigens unter seinem, des Mäcenäs u. A. Schuß auch die römische Literatur ihre höchste Blüte erreichte. Im Cisalpinischen Gallien, das nun zu Italien gehörte, wurden 25 v. Chr. die Salassier, in Spanien, 25 — 19, die Cantabrer und Asturier unterworfen; Galatien und Lykaonien in Asien wurden zu Provinzen gemacht; Aegypten wurde gegen Aethiopien hin 22 erweitert; Rhätien und Noricum wurden 16 und nach mehreren Kriegen Dalmatien und Pannonien 9 v. Chr. unterworfen. Auch in Germanien begründete Drusus (s. d.) die röm. Herrschaft, die aber durch Hermann den Cherusker 9 n. Chr. wieder zerstört wurde. Nach des Augustus Tode, 14 n. Chr., folgte sein Stiefsohn von Livia, Tiberius (s. d.), von 14 — 37. Die Empörung der Legionen in Pannonien und am Niederrhein wurde durch dessen leiblichen Sohn Drusus und seinen Stiefsohn Germanicus (s. d.) unterdrückt, der hierauf den röm. Waffen in Germanien wieder Ansehen verschaffte. Tiberius entzog den Comitien die Wahlen. Die Anklagen wegen verletzter Majestät und damit das

gräuliche Treiben der Delatores begannen schon 16; doch offenbarte sich des Kaisers tyrannischer Sinn erst allmählig, besonders seitdem er 23 den Präfectus Prætorio Sejanus zu seinem Günstling gemacht hatte, unter welchem die Prætorianer (s. d.) als Besatzung in Rom zusammengezogen wurden und dem er, wie nach seinem Sturz 31 dem Macro, die Regierung ganz überließ, während er, der Greis, in Caprea schrecklichen Lüsten fröhnte. Nach ihm herrschte von 37—41 des Germanicus Sohn, der verschwenderische, wollüstige, grausame Caligula (s. d.). Ihm folgte nach seiner Ermordung, unter der Führung seiner ruchlosen Gemahlinnen, der Messalina und Agrippina, des Germanicus Bruder, der schwache Claudius (s. d.), 41—54 unter dem die Unterwerfung Britanniens 43 begonnen, Mauritaniens zur röm. Provinz gemacht und in Germanien siegreich gekämpft wurde. Er wurde vergiftet und hatte seinen Stiefsohn Nero (s. d.), von 54—68, zum Nachfolger, der den Caligula noch überbot, unter dem auch die erste der Christenverfolgungen, die sich nachher auch unter guten Kaisern öfter wiederholten, stattfand. Mit seinem Tode, den er sich selbst gab, als er die Nachricht von dem Aufstand der gallischen Legionen und der Prætorianer erhielt, starb das Haus der Cæsaren aus; der Name Cæsar wurde aber als Titel fortbehalten. Den Galba (s. d.), der auf den Thron gehoben worden, stürzte schon mit Hülfe der Prætorianer im Jan. 69 Otho (s. d.), der wieder dem im gleichen Monat von den german. Legionen ausgerufenen Vitellius (s. d.) im April desselben Jahres unterlag. Dieser selbst wurde im Dec. durch Flavius Vespasianus (s. d.), den die Legionen, die er in Judäa führte, im Juli ausgerufen hatten, gestürzt, der seine Herrschaft wieder gesetzmäßig durch eine Lex de imperio begründete, mit kluger Sparsamkeit waltete, Kriegszucht wieder einführte und den feilen herabgewürdigten Senat durch tüchtige Männer ergänzte. Unter ihm wurde der gefährliche Aufstand des Batavers Civilis durch Vespasian unterdrückt und Jerusalem von seinem Sohne Titus (s. d.) erobert, welcher nach ihm von 79—81 mit Milde und Weisheit herrschte. Des Titus Nachfolger und Bruder, der grausame Domitianus (s. d.), von 81—96, unterbrach allein die Reihe guter Fürsten, unter denen der röm. Staat von Vespasian's Thronbesteigung bis zu Marc Aurel's Tode über ein Jahrhundert lang in Ruhe und Wohlstand blühte. Unter Domitianus wurde Britannien von Agricola vollends unterworfen, während er selbst gegen die Germanen vergeblich, gegen Decebalus, den König von Dacien, schmachvoll Krieg führte. Das Haus der Flavii starb mit ihm, der 96 ermordet wurde, aus. Auf Nerva (s. d.), 96—98, folgte der von ihm adoptirte Trajanus (s. d.), 98—117, der Dacien und durch Kriege gegen die Parther Armenien, Assyrien, Mesopotamien zu Provinzen machte, und dessen Regententugenden der jüngere Plinius gefeiert hat. Sein Nachfolger war der kunstliebende, für das Wohl des Staats, den er selbst durchwanderte, und für die Rechtspflege eifrig sorgende Hadrianus (s. d.), 117—138, der die östliche Grenze des Reichs wieder bis an den Euphrat zurückzog und den Einfluß des Senats auf die Regierung dadurch beschränkte, daß er den Rath des Kaisers von ihm sonderte. Nach ihm regierte mit väterlicher Milde, 138—161, Antoninus Pius (s. d.). Mit seinem gleichgesinnten Adoptivsohn Marcus Aurelius (s. Antoninus der Philosoph), 161—180, der bis 172 den Lucius Verus zum Mit-Augustus hatte, und unter welchem die Kriege gegen die Parther, mehr noch die gegen die Markomannen und Quaden die Ruhe, die unter seinem Vorgänger geherrscht hatte, unterbrachen, endete die glückliche Zeit des röm. Kaiserstaats. Sein grausamer und wollüstiger Sohn und Nachfolger Commodus (s. d.) wurde im Dec. 192 durch Verschworene, der strenge Pertinax (s. d.) schon im März 193 durch die Prætorianer ermordet, denen Didius Julianus das Reich abkaufte, das er nur bis zum Juni desselben Jahrs behielt, wo er beim Anrücken des von den Legionen in Pannonien zum Kaiser ernannten Septimius Severus (s. d.) ermordet wurde, der die in Syrien und in Britannien von den Heeren ernannten Gegenkaiser Pescennius Niger 194 und Clodius Albinus 197 schlug und dann gegen die Parther und Caledonier mit Glück focht. Unter seiner Herrschaft bis 211, die er besonders auf seine militärische Macht, namentlich auf die bis zu 50000 vermehrten Prætorianer gründete, aber kräftig führte, erreichte die röm. Jurisprudenz durch Ulpianus, Paulus, Papinianus und Modestinus ihre höchste Ausbildung. Ihm folgten seine Söhne, der grausame, verschwenderische Caracalla (s. d.) und Geta, aber schon 212 wurde der Letztere durch seinen Bruder, dieser selbst 217 durch Macrinus getödtet, der die Herrschaft 218 an den lasterhaften Heliogabalus (s. d.) verlor, nach dessen Ermordung 222 Alexander Severus (s. d.), unter dem die Kriege gegen das neuers. Reich der Sassaniden begannen, dem Staate auf kurze Zeit die Wohlfahrt wieder schenkte. Nach seinem Tode, der ihn 235 durch die Hand des Thraziers Maximinus (s. d.) traf, als er am Rhein gegen die Germanen kämpfte, deren Einbrüche in die röm. Provinzen am Rhein und an der Donau von



nun an begannen, brach eine fürchterliche Zeit der Verwirrung für den röm. Staat an, in der bald vom Senat, bald von den Soldaten gewählte Kaiser rasch aufeinander folgten und in der auch die Provinzen, die bis dahin selbst unter den schlechten Kaisern wenig gelitten hatten, durch die Kämpfe der Gegenkaiser untereinander, die an den Grenzen gelegenen durch die Einfälle der Barbaren Verwüstung und Elend erfuhren, die röm. Macht aber aufs äußerste geschwächt wurde. Gegen Maximinus, 235—238, traten in Afrika 237 Gordianus I. und II. (s. d.) auf, die dem mauritan. Statthalter unterlagen. Pupienus und Balbinus, die der Senat 237 erhob, wurden, nachdem Maximinus selbst, kurz nachdem er in Italien eingedrungen, durch sein Heer gefallen war, von den Prätorianern erschlagen. Gordianus III. (s. d.), den sie erhoben, tödtete 244 Philippus, genannt der Araber, der ihm 243 zum Collegem gegeben war. Philippus regierte kräftig bis 249, wo die Legionen in Mörien gegen ihn den Centurio Marinus zum Kaiser ausriefen und, als ihn der tapfere Decius, der von Philippus gesendet war, besiegt hatte, diesen selbst zur Annahme der Kaisermürde zwangen. Decius besiegte den Philipp bei Verona, fiel aber schon 251 gegen die Gothen, die in Mörien eingebrochen waren, verrathen von Gallus, der des Decius Sohn Hostilianus, der mit ihm die Kaisermürde empfing, ermordete und mit den Gothen schimpflichen Frieden schloß. Unter ihm brach eine furchtbare Pest aus, die 15 J. im Reiche wüthete. Gallus wurde 253 durch Amilianus, dieser in demselben Jahre durch Valerianus verdrängt, der seinen Sohn Gallienus (s. d.) zum Mitkaiser ernannte, selbst aber 260 von den Persern, die unter Sapore in Syrien vordrangen, gefangen wurde. Die Gothen verwüsteten Kleinasien, die Inseln des Archipelagus und die Küsten Griechenlands; Alemannen drangen durch Helvetien bis über Mailand in Italien ein; Franken durchzogen Gallien und gingen bis Tarraco in Spanien; in allen Provinzen erhoben sich Kaiser, die sogenannten dreißig Tyrannen, 260—270, unter denen namentlich in Gallien Postumius und nach ihm Tetricus, in Syrien Odenathus, der den Persern wehrte und dem in der Herrschaft über Palmyra seine Gemahlin Zenobia (s. d.) folgte, zu erwähnen sind. Endlich nachdem Gallienus 268 ermordet worden war, begann der tüchtige Claudius II. (s. d.), 268—270, der die Gothen schlug, die innere Ordnung wiederherzustellen. Sein Werk vollendete mit Kraft und Strenge Aurelianus (s. d.), 270—275, der auch die Markomannen und Alemannen aus Italien, wo nun R. eine Mauer erhielt, die Gothen, gegen die er die Provinz Dacien aufgab, aus Mörien herausschlug, in Gallien der Herrschaft des Tetricus, in Palmyra, das er 273 zerstörte, der Herrschaft der Zenobia ein Ende machte. Auch sein erst nach halbjähriger Zögerung vom Senat ernannter Nachfolger Tacitus (s. d.), der schon 276 starb, war ein tüchtiger Kaiser, und Probus (s. d.), der des Tacitus Bruder Florianus nach dreimonatlicher Regierung stürzte, 276—282, einer der besten. Siegreich über die Germanen und andere Feinde, die in das Reich eingefallen waren, und für dessen innere Wohlfahrt bedacht, beging er doch den Fehler, Barbaren in demselben anzusiedeln und in die Legionen aufzunehmen. Nachdem er von den Soldaten, die seine Mannschafft nicht ertragen konnten, erschlagen worden war, folgte ihm Carus, der im Kriege gegen die Perser 284 fiel, und diesem sein Sohn Numerianus, der bald starb; sein anderer Sohn, Carinus, der die Regierung des Bestens führte, wurde 285 von seinen Truppen getödtet, als der 284 von des Carus Heer zum Kaiser ausgerufene Diocletianus (s. d.) gegen ihn zog. Diocletianus ernannte 286 den Maximianus (s. d.) zum Mit-Augustus und 292 theilten Beide mit Galerius und Konstantius Chlorus, die sie unter dem Titel von Cäsaren zu Gehülfsen in der Verwaltung des Reichs annahmen, dieses in vier Theile. Die Germanen wurden aus den Grenzprovinzen vertrieben, Britannien, wo erst Carausius, dann Allectus den Purpur angenommen, durch Konstantius wieder unterworfen, und durch Galerius wurden die Grenzen gegen die Perser bis über den Tigris hinausgeschoben. Im Innern wurde die Ordnung hergestellt, zugleich aber begann eine Überlastung mit Steuern. R. hörte auf, da mehrere Städte Reizen wurden, Mittelpunkt der Regierung zu sein; in der Staatsverfassung schwand der immer noch erhaltene Schein der Republik und auch den Formen nach wurde alle Gewalt in dem Kaiser concentrirt, der sich wie ein orient. Despot anbeten (adoriren) ließ. Nachdem beide Augusti die Herrschaft 305 niedergelegt hatten, nahmen Konstantius im Westen und Galerius im Osten ihre Würde an. Der Erstere starb schon 306 und sein Sohn Konstantin (s. d.), nachher der Große genannt, folgte ihm als Cäsar. Valerius Severus wurde von Galerius zum Augustus erhoben; in R. warf sich Maxentius (s. d.), zugleich auch wieder sein Vater Maximianus zum Augustus auf. Gegen jenen fiel Severus 307, und an seiner Stelle wurde Licinius erhoben, zugleich nahmen Maximinus Daza und Konstantin dieselbe Würde an. Nach Maximian's und des Galerius Tode fiel 312 Maxentius gegen Konstantin und 313 Maximinus gegen Lici-

nus. Mit dem Letztern schloß Konstantin 314 Frieden; in einem zweiten Kriege 323 wurde Licinius besiegt, gefangen, dann getödtet.

Konstantin war nun Alleinherrscher, 324—337. Als solcher erklärte er sich offen für das Christenthum, das zur Staatsreligion wurde. Er verlegte den Sitz des Kaiserthums 330 nach Byzanz, das nach ihm Konstantinopel genannt wurde, und führte das von Diocletian begonnene Werk der Umgestaltung der Staatsverfassung bis ins Einzelne durch. Der Kaiser war ausgesprochener- und anerkanntermaßen der unbedingte Herr des Staats und der Unterthanen; seine Hofbeamten waren zugleich die höchsten Staatsbeamten, diese aber wie die ganze Schar hoher und niederer Beamten, die für die Verwaltung des in Diöcesen und in diesen in kleine Provinzen getheilten Reichs für nöthig befunden wurden, insgesamt nur dienende Werkzeuge des höchsten Gebieters. Zur Sicherung desselben, aber zum Nachtheil für die Vertheidigung der Grenzen wurde die bis dahin verbundene Civil- und Militärverwaltung sorgfältig getrennt. Die Städte, die durch ihre treffliche, noch auf Julius Cäsar's Regelung der ital. Municipien zurückzuführende Verfassung eine der festesten Stützen des Reichs gewesen waren, wurden durch Überlastung mit Steuern ruinirt. Nach Konstantin's Tode theilten seine drei Söhne Konstantin, Konstantius und Konstans das Reich als Augusti unter sich, nachdem sie die Neffen ihres Vaters, die dieser auch bedacht hatte, ermordet. Der Erstere fiel durch Meuchelmord im Kriege gegen Konstans 340, dieser selbst wurde von Magnentius, der 350 in Gallien zum Kaiser ausgerufen worden war, getödtet, und ebenso Nepotianus, der sich in R. zum Kaiser machen wollte. Konstantius, der den Perserkrieg, der ihn bis dahin beschäftigt hatte, seinem Vetter, dem Cäsar Gallus, übertrug, nöthigte den in Illyrien zum Kaiser ausgerufenen Vetranio zur Niederlegung und schlug 351 den Magnentius, der sich 353 selbst tödtete. Konstantius, nun alleiniger Augustus, ließ den Gallus ermorden, starb aber selbst 361 auf dem Zuge gegen seinen andern Vetter, Julianus (s. d.), der, als Cäsar, in Gallien seit 355 glücklich gegen die Alemannen und Franken gekämpft hatte und dort 360 von den Legionen zum Kaiser erhoben worden war. Durch Julianus, der 363 auf dem Zuge gegen die Perser starb, wurde das Christenthum nur vorübergehend als Staatsreligion verdrängt, da es sein von den Truppen ernannter Nachfolger Jovianus, der schon im Febr. 364 starb, wieder einführte. Diesem folgte Valentinianus (s. d.), der seinem Bruder Valens (s. d.) als Mitkaiser den Osten anvertraute. Er selbst regierte bis 375 streng und hart, aber zum Nutzen des Reichs, gegen dessen Grenzfeinde in Britannien, Gallien, an der Donau und in Afrika er theils selbst, theils durch seinen Feldherrn Theodosius siegreich war. Nach seinem auf dem Zuge gegen die Quaden 375 erfolgten Tode folgten im Westen seine beiden Söhne, der von ihm schon 368 zum Augustus gemachte Gratianus und der vierjährige Valentinianus II. (s. d.). Im Osten hatte Valens einen Nebenkaiser in Konstantinopel, den Procopius, besiegt und mit den Persern und den Westgothen Krieg geführt. Die Letztern flohen 376 vor dem Andrang der Hunnen auf röm. Gebiet; bald entstand mit den Aufgenommenen Krieg, in welchem Valens 378 fiel. Gratianus, ein tüchtiger Regent, der 377 die Alemannen geschlagen hatte, erhob 379 Theodosius (s. d.), der der Große genannt wird, zum Kaiser des Ostens und unterlag 383 dem von den brit. Legionen als Kaiser ausgerufenen Maximus, den Theodosius, der indessen die Westgothen unterworfen, anerkannte, dann aber, als er dem Valentinian Italien und Afrika, das diesem zugesichert worden, rauben wollte, 388 schlug und hinrichten ließ. Dasselbe Loos traf durch ihn 394 den Eugenius, welchen der Franke Arbogast nach Valentinian's Ermordung 392 zum Kaiser gemacht hatte. Aber schon im folgenden Jahre starb Theodosius, nachdem er vorher unter seine beiden Söhne Arcadius (s. d.) und Honorius (s. d.) das Reich getheilt hatte.

Der Erste erhielt das oström. oder Byzantinische Reich (s. d.), das nach mannichfachen Schicksalen erst in der Mitte des 15. Jahrh. völlig zu Grunde ging; Honorius, 395—423, wurde in dem weström. oder occident. Reiche Kaiser, das Italien mit dem westlichen Illyrien und Afrika, Gallien, Britannien und Spanien umfaßte und wo er erst Mailand, dann 403 Ravenna zu seiner Residenz machte. Für ihn führte der Vandal Stülich (s. d.), der den Westgothen Alarich 397 in Griechenland, 403 in Italien schlug, 406 den Nubagais mit seinen german. Scharen bei Florenz vernichtete, die Regierung mit großer Kraft, bis er 408 ermordet wurde. Italien wurde nun von Alarich, der 410 R. eroberte, verwüstet. Im J. 409 ging Spanien an die Vandalen und Sueven, die mit den Alanen seit 407 Gallien durchzogen hatten, verloren. Im Norden von Gallien wurde die röm. Herrschaft durch die Franken, im Osten durch die Alemannen und Burgundionen beschränkt; im Süden stifteten die Westgothen unter Alaulf, der des Honorius Schwester Placidia heirathete, ihr Reich, das sich nachher über



Spanien ausdehnte. Den Gegenkaiser Konstantin, der sich in Britannien erhob und auch über Gallien seine Herrschaft ausdehnte, hatte Konstantius besiegt; Britannien selbst aber wurde 421 von Honorius aufgegeben, der 423 starb. Vor ihm war 421 Konstantius, Placidia's zweiter Gemahl, in demselben Jahre, wo ihn Honorius zum Mitkaiser machte, gestorben. Johannes, der sich 423 der Herrschaft bemächtigte, verlor sie 425 an des Konstantius Sohn Valentinian III. (s. d.), den der oström. Kaiser Theodosius II. einsetzte und den seine Mutter Placidia bis zu ihrem Tode 450 leitete. Afrika ging 429 an die Vandalen verloren. Mit den Hunnen unter Attila wurde von den Römern unter dem tapfern Feldherrn Aetius in Verbindung mit den Westgothen 451 die Schlacht auf den Catalaunischen Feldern siegreich geschlagen, ohne daß dadurch Attila an einem Einfall in Italien, 452, verhindert wurde. Valentinian wurde, nachdem er 454 den Aetius, durch den noch ein mal das Ansehen der röm. Macht sich erhob, getödtet hatte, 455 durch Petronius Maximus gemordet. Valentinian's Witwe, Eudonia, die er zur Vermählung zwang, rief in demselben Jahre aus Rache die Vandalen nach Italien, die unter Genserich (s. d.) Rom plünderten. Maximus war im Aufruhr ermordet worden; den Aetius, der in Gallien den Purpur nahm, stürzte der westgoth. Feldherr Ricimer (s. d.) 456, ebenso 461 den Majorianus, den er selbst 457 zum Kaiser gemacht, worauf er dem Severus die Herrschaft gab, nach dessen Tode, 465, er erst 467 den Thron wieder mit Anthemius besetzte. Auch diesen stürzte er 472, er selbst starb in demselben Jahre und kurz nach ihm der neue von ihm erhobene Kaiser Olybrius. Der Nachfolger des Letztern, Glycerius, mußte schon 474 dem Julius Nepos und dieser 475 dem Romulus Augustulus (s. d.) weichen, den sein Vater, der röm. Feldherr Orestes, einsetzte. Gegen sie führte ein anderer Feldherr, der Rugier Odoacer (s. d.), sein aus german. Söldnern bestehendes Heer; Orestes wurde gefangen und hingerichtet, Romulus Augustulus entsagte im Aug. 476 zu Ravenna der Kaisermürde. So endete das weström. Kaiserthum. Odoacer herrschte über Italien, über welches der oström. Kaiser Zeno eine Oberherrlichkeit in Anspruch nahm, als König. In Gallien bestand ein Rest röm. Herrschaft unter Syagrius bis 486, wo ihn der Franke Chlodwig zertrümmerte. Vgl. Montesquieu, „*Considérations sur les causes de la grandeur et de la décadence des Romains*“ (Par. 1734); Ferguson, „*Geschichte des Fortgangs und Untergangs der röm. Republik*“ (deutsch von Beck, 3 Bde., Lpz. 1784—85); Gibbon, „*History of the decline and fall of the Roman empire*“ (6 Bde., Lond. 1782 fg.; deutsch von Sporskil, Lpz. 1843); Niebuhr, „*Röm. Geschichte*“ (3 Bde., Berl. 1811—32; 2. Aufl., 1827—42; Bd. 1, 4. Aufl., 1833; Ausgabe in Einem Bande, 1853), bis zu den Punischen Kriegen reichend; Derselbe, „*History of Rome from the first Punic war to the death of Constantine*“ (herausgeg. von Schmitt, 2 Bde., Lond. 1844; deutsch von Zeiß, 5 Bde., Jena 1844—46); Derselbe, „*Vorträge über die röm. Geschichte*“ (herausgeg. von Zöler, 3 Bde., Berl. 1846—47); Haltaus, „*Geschichte Roms im Zeitalter der Punischen Kriege*“ (Bd. 1, Lpz. 1846); Drumann, „*Geschichte Roms in seinem Ubergange von der republikanischen zur monarchischen Verfassung*“ (6 Bde., Königsb. 1834—44); Hoeß, „*Röm. Geschichte vom Verfall der Republik bis zur Vollendung der Monarchie unter Konstantin*“ (Bd. 1, Abth. 1—3, Braunschw., dann Gött. 1841—50); Fiedler, „*Geschichte des röm. Staats und Volkes*“ (Lpz. 1821 und öfter); Kortüm, „*Röm. Geschichte*“ (Heidelb. 1843); Peter, „*Zeittafeln der röm. Geschichte*“ (Halle 1841); Fischer und Soetbeer, „*Griech. und röm. Zeittafeln*“ (Altona 1840—46).

**Römische Alterthümer.** Die Kenntniß des röm. Alterthums ist aus zerstreuten Nachrichten und gelegentlichen Andeutungen der alten Schriftsteller zu schöpfen, unter denen die Geschichtschreiber und die Grammatiker die wichtigste Quelle sind. An der Spitze steht Marcus Terentius Varro (s. d.), dessen Schriften alle Felder dieses weiten Gebiets umfaßten. Die Grammatiker und alten Erklärer, Plinius, Gellius, Macrobius, Censorinus, geben nicht minder reiches Material. Seit dem Wiederaufleben der Wissenschaften wurden die Alterthümer Gegenstand fleißiger Untersuchungen, von denen die ältern in „*Fabricii bibliographia antiquaria*“ verzeichnet und viele in den großen Thesauren von J. G. Grävius, Callengre und Polenus gesammelt sind. Seit 1583 galt als Hauptbuch Rosini's „*Antiquitatum Romanorum corpus*“ und des Petiscus „*Lexicon antiquitatum Romanorum*“; als Compendien die Schriften von Nieupoort (von 1712—83 oft wiederholt und von Schwarz und Haymann ergänzt), Maternus von Cilano (4 Bde., Altona 1775), Ritsch (4 Bde., zuletzt Erf. 1807—11), Reiz (Lpz. 1796), Adam („*The Roman antiquities*“, Lond. 1791; deutsch von Meyn, zuletzt Erl. 1832), Fuß („*Antiquitates Romanae*“, Leyd. 1836), Ruperti (2 Bde., Hannov. 1841—42) und Zeiß (Jena 1843). Niebuhr's (s. d.) unsterbliche Forschungen haben in dieses Gebiet neues Leben

gebracht und zu erfolgreicher Nacheiferung angespornt. Insbesondere die Fragen über Verfassung, über die Rechtsverhältnisse, das Finanzwesen sind vielfach erörtert worden; Manches steht indessen erst ein genügender Abschluß zu erwarten, wenn der reiche Inschriftschatz durch die Fürsorge der Akademie zu Berlin endlich einmal gesammelt sein wird. „Handbuch der röm. Alterthümer“ hat W. A. Becker (Lpz. 1843 fg.) begonnen, der Vollendung von Marquardt und Mommsen demnächst zu erwarten ist; ein Compendium dürfte von dem Letztern zu hoffen sein.

Von Albalonga aus ward durch eine Secession der Latiner die Stadt Roma auf dem Palatinischen Hügel am linken Tiberufer gegründet als eine *urbs quadrata*. Sabiner und Etrusker traten hinzu, und Alle vereinigt bildeten den *populus Romanus Quiritium* (letzteres von Stadt Cures). Die Königszeit (754—510 v. Chr.) gewährte die Anfänge einer Verfassung in welcher das Volk wegen der Vereinigung von jenen drei Völkern in ebenso viele Stämme (Tribus): Ramnes (das ursprüngliche Volk des Romulus), Tities (die Sabiner) und Lucus (Etrusker und Albaner), zerfiel. Jeder dieser drei Stämme theilte sich in zehn Curien, jede Curie in zehn Geschlechter, jedes Geschlecht in zehn oder vielleicht auch in 30 Familien. Sonach ruhte diese Eintheilung auf den verwandtschaftlichen Verhältnissen, die, wenn sie in der Wirklichkeit nicht bestand, wenigstens fingirt werden mußte. Nur als Mitglied dieser Stammcorporationen war der Bürger fähig, seine Rechte wahrzunehmen. Dadurch war es auch bedingt, daß diese auf bestimmte Zahlenverhältnisse begründeten Corporationen (die Patricier) sich nicht außen abschlossen und die Erwerbung des Bürgerrechts für einen Fremden erschwerten. Auf dieser Gliederung beruhten alle Einrichtungen des Staats, religiöse, militärische und auf Ausübung der eigentlich politischen Rechte bezügliche. Opfer und andere heilige Handlungen waren an einzelne Geschlechter und Curien gebunden. Drei Legionen und drei Reitercenturen von jenen jede zu 3000, von diesen jede zu 300 Mann, bildeten das Heer, das streng nach Tribus zusammengesetzt war. Die Häupter der Familien traten in der Volksversammlung zusammen, in denen nach Curien abgestimmt wurde (*comitia curiata*); die Häupter der Geschlechter bildeten den Senat, der sonach aus 300 Mitgliedern bestand und nach Maßgabe der 30 Curien in 30 Decurien zerfiel. Der König war der oberste Priester, der Oberbefehlshaber im Kriege, der oberste Richter und Inhaber der gesammten Regierungsgewalt, welche später unter verschiedene Magistrate vertheilt wurde. Die wenigen Beamten unter der Königsherrschaft nannte der König selbst; in seinem Auftrage übten sie daher ihre amtlichen Befugnisse aus. Aber der Senat und die Volksversammlung, obschon ihre Berufung und die Bestimmung der zu berathenden Gegenstände von dem Könige oder dessen Beauftragten abhing, übten doch durch das Recht der Verwerfung der Vorlagen, am meisten aber durch die Königswahl einen großen Einfluß. Denn die königl. Gewalt fiel an den Staat zurück, der sie in der Zwischenzeit durch den Interrex ausübte; der Senat vollzog die Vorwahl des neuen Königs, ein Volksbeistand bestätigte ihn. Zwischen diesen Patriciern und den Sklaven war noch ein Bestandtheil der Bevölkerung mitten inne, die Clienten oder Hörigen, freie Ansiedler ohne Bürgerrecht, die sich an einzelne Patricier als ihre Patrone anzuschließen genöthigt waren und zu ihnen wie der minderjährige Sohn zu dem Vater standen. Als aber eine große Menge Latiner in die Staatsgemeinschaft aufgenommen ward, ohne daß sie den patricischen Genossenschaften beitraten, bildete sich ein Plebejerstand, der wol die Pflichten der Bürger zu erfüllen, von den Rechten derselben aber keins zu genießen hatte. Dadurch geschah es, daß sich Patricier und Plebejer wie zwei verschiedene Völker entgegentraten und in diesen das Verlangen, gleichfalls Rechte für sich zu erkämpfen, lebhaft wurde, zumal da ihre Masse die der Altbürger weit überwog. Schon Lucius Junius Brutus war gesonnen, die Plebejer in den Hauptrechten gleichzustellen; da er aber dieses Vorhaben nicht durchsetzen konnte, nahm er wenigstens die edelsten Geschlechter der Neubürger in die alten Tribus auf und schied diese in *primi* und *secundi*, in *maiores* und *minores* gentes. Erst Servius Tullius hat den Ruhm, in einer neuen Verfassung die Grundlage eines allseitigen Fortschritts geschaffen und durch die Berechtigung der Corporationen der Ackerbauer und Gewerbtreibenden allen übrigen Plebejern einen Anfang bürgerlicher Rechte verliehen zu haben. Er schied das Stadt- und Landgebiet, theilte die Stadt in vier locale Abtheilungen (gleichfalls *tribus* genannt) und den ganzen übrigen *ager Romanus* in 26 Tribus, und ordnete die gesammte Bürgerschaft nach ihrem Vermögen in fünf, beiden Ständen gemeinsame Abtheilungen oder Classen, um danach die Staatsleistungen für den Krieg und die politische Berechtigung bestimmen zu können. In die erste Classe kamen Alle, welche 100000 Asse besaßen, in die zweite diejenigen, deren Schätzung (*census*) mindestens 75000 Asse betrug; und so bilde



Säge von 50000, 25000, 12500 (nach Andern 11000) die Abstufung für die übrigen Classen. Alle übrigen, welche weniger besaßen, bildeten die Masse der Proletarier, der *proletarii*, d. h. der nach der Kopfszahl Geschätzten. Jede Classe war in eine gewisse Anzahl *centurien* abgetheilt: die erste in 80, die zweite, dritte und vierte in je 20, die fünfte in 30, während die Proletarier nur eine ausmachten. Zu diesen 171 Centurien kamen 18 Mittercenturien und für den Kriegsdienst zwei Centurien Zimmerleute (*fabri*) und ebenso viele Spielleute (*lucines* und *lilicines* oder *tubicines*) hinzu, sodaß die Gesamtzahl sich auf 193 belief. In den danach zusammentretenden Volksversammlungen (*comitia centuriata*) wurde nach *centurien* abgestimmt, sodaß das Stimmenverhältniß in den einzelnen ein sehr ungleiches und auch nach dem Vermögen sich richtendes war, wie in der preuß. Classeneintheilung. Dieselbe theilung regelte auch die Kriegsteuer (*tributum*), und auf ihr beruhte die Gliederung des Heeres; ja das in den Centurien versammelte Volk kann geradezu das röm. Heer genannt werden. Eben deshalb waren auch in den einzelnen Classen die ältern und jüngern Bürger, über 46 J., voneinander geschieden, und nur die Letztern hatten die Verpflichtung, in das Heer zu ziehen. Den neuen Comitien ward die Wahl der Magistrate, insofern dieselben über die höchsten Ständen standen, die letzte Entscheidung über Krieg und Frieden, die Bestätigung oder Verwerfung legislativer Vorschläge des Senats übertragen. So war der Boden gewonnen, welchem die Plebejer im Gegensatz zu den Patriciern sich organisiren konnten. Der letzte König, Lucius Tarquinius Superbus, hob die Verfassung des Servius wieder auf; er ward um 509 v. Chr. abgesetzt. An die Stelle der Königsherrschaft trat 509 die Republik, welche sich durch fünf Jahrhunderte erhalten und in den Kämpfen der beiden Stände zu einer Höhe ausgebildet hat, ihresgleichen nicht findet.

Zersplitterung der höchsten Gewalt und Vertheilung derselben an mehrere Beamte charakterisirt die röm. Republik. Gleich im Anfange wurden die drei Befugnisse des Königs getheilt, die eiserne Würde dem *rex sacrorum*, die übrigen Functionen zwei alljährlich zu wählenden Beamten übertragen, welche als Feldherren *praetores*, als Senatspräsidenten *consules*, als richternde *judices* hießen. Die Wahl der Consuln war ganz dieselbe wie die der Könige, die Wahl erfolgte in den Centuriatcomitien. Allmählig traten andere Beamte hinzu, die, mit geringer Ausnahme der Dictatur, *per suffragia populi* gewählt wurden. Den Patriciern allein blieb die Bewerbung um diese Ämter frei, und nicht ohne die heftigsten Kämpfe haben sich die Plebejer das Recht der Theilnahme an denselben erstritten. Erst durch eine Licinische Rogation wurde verordnet, daß einer unter den beiden Consuln nothwendig ein Plebejer sein müsse (576), welcher die Patricier für sich die Prätur gründeten, die für die Gerichte bestimmt war. Die erste Secession der Plebs hatte dieser eigene Vertreter und dadurch sichere Garantien verschafft in den *tribuni plebis* (493) und den diesen beigeordneten *aediles plebis*. Kurze Unterbrechungen des Consulats durch die *decemviri legibus scribundis* (451—449), durch die *tribuni militares consulari potestate* (445) trugen zur Entwicklung der Freiheit bei. Im J. 367 ward die Censur, ursprünglich allein patricisch, 367 die Prätur und die curulische Abilität gegründet und, da die *quaestores* schon längst bestanden, damit die Reihe der republikanischen Ämter geschlossen.

Man unterschied *magistratus patricii* und *plebeji* nach den auf ihnen ruhenden Auspicien, *maiores* (Consuln, Prätores und Censoren) und *minores*, *curules* und *non curules* und *extraordinarii*, unter denen man den Dictator und Magister Equitum, den Interrex, die Decemviren und die Consultribunen begriff. Die Consuln (s. d.), die einen Monat um den andern in dem *imperium* wechselten, beriefen Volk und Senat, führten das Commando im Kriege (*imperium*) und verwalteten die in demselben gemachten Erwerbungen (*provincia*), wo sie dann unumschränkt regierten. Ihr Amtsantritt erfolgte zu verschiedenen Zeiten, bis gegen das Ende der Republik die *Kalendae Januariae* dies *solemnis* wurden. In schwierigen Zeitumständen nahm ihre Stelle ein Dictator mit unumschränkter Gewalt ein, vor der alle übrigen Magistrate nachtraten. Nur gewesene Consuln konnten dazu gewählt werden; die Ernennung erfolgte durch einen der Consuln (*dicere dictatorem*). Die Dauer der Dictatur war auf sechs Monate beschränkt. Dem Dictator war jederzeit ein *magister equitum* beigegeben, dessen Ernennung seiner freien Wahl überlassen blieb und der den Oberbefehl über die Reiterei zu führen hatte. Die Dictatur ersetzte man durch die den Consuln außerordentliche Vollmacht ertheilende *Senatus consultum ultimum*: „*Videant consules, ne quid respublica detrimenti capiat.*“ Der Prätor, zunächst ein *magistratus minor*, damit die Patricier die Jurisdiction in die Hände eines Mannes aus ihrer Mitte brächten, war anfangs nur einer, bis 247, hauptsächlich wegen Sicilien, ein zweiter hinzutrat, dem

dann oblag, die Proceſſe zwischen Fremden untereinander und zwischen Fremden und Römern zu ſchlichten (*qui inter peregrinos jus dicit*), wogegen der erſte *praetor urbanus*, *qui jus in cives dicit* hieß. Im J. 227 wurde wegen Sardinien die Zahl auf vier vermehrt und 177 auf zwei mehr gewählt; die Sullanische Verfaſſung erhöhte die Zahl auf acht, und dabei iſt es zum Untergange der Republik geblieben, wo Cäſar erſt 10, dann 14, endlich 16 beſtimmte. Mit der wachſenden Zahl der Provinzen wurden auch ſie nach der Verwaltung ihres Amtes jahres in der Stadt in jene geſchickt. Im J. 443 wurde die Cenſur als ein beſonderes Amt geſetzt, das anfangs fünf Jahre dauerte, bis es durch die *lex Aemilia* auf anderthalb Jahre beſchränkt wurde. Die Patricier blieben ziemlich lange in dem excluſivlichen Beſitze dieſes Amtes, das man wegen ſeines wichtigen und einflußreichen Geſchäftskreiſes als Abſchluß der öffentlichen Laufbahn anſah. Es waren jederzeit zwei Cenſoren, denen die Schätzung der Bevölkerung (*census*), mit der die *lectio senatus* und die *recognitio equitum* verknüpft, das *regimen morum* (Sittenpolizei) und die Verwaltung des Staatseigenthums oblag, in welcher Beziehung ſie recht eigentlich das Budget für jedes Luſtrum feſtſtellten. Gleichzeitig mit dem Volkſtribunenat entſtand die plebejiſche Adilität: zwei Adile wurden ernannt als die ökonomiſchen und politiſchen Vertreter des plebejiſchen Standes und den Tribunen untergeordnet. Indeſſen ſchänkte ſich ihre Thätigkeit auf die ganze Stadt und deren Bevölkerung bezogen zu haben. Mit ihnen theilten ſich ſpäter die *aediles curules* in die Geſchäfte. Erſt die Leitung der öffentlichen Verwaltung machte dieſes Amt glänzender und ſicherte durch die großartigen Veranſtaltungen bei denſelben den Weg zu den höhern Stellen. Quaſtoren, in der Königszeit ſchon als Unterſuchungsrichter (*quaesitores*) thätig, hatten es mit der Verwaltung des öffentlichen Schatzes zu thun. Es waren anſänglich zwei und zwar nur Patricier, bis man 421 die Zahl verdoppelte und auch Plebejer zu dem Amte zuließ. Zwei (*quaestores urbani*) blieben in der Stadt und führten Rechnung über die Staatseinnahmen (*tabulae publicae*), zwei begleiteten die Conſuln ins Feld. Im J. 267 wurde die Zahl auf acht gebracht; Sulla beſtimmte 20, Cäſar gar 40. Regelmäßige Stationen für Quaſtoren waren Oſtia, als Hauptplatz für die Getreidezufuhr, Gaes und das alpine Gallien; die übrigen wurden nach Bedürfniß in den Provinzen vertheilt. Der Eintritt dieſes Amtes galt als *primus gradus honorum*.

Nicht in die Reihe der Magistrate gehörten urſprünglich die Volkſtribunen (*tribuni plebei*). Bei der Auswanderung hatten 493 die Plebejer dieſes Zugeständniß ſich errungen. Die Tribunen (zuerſt 5, nachher 10) hatten hauptſächlich die Aufgabe, die Plebejer vor allen Unbilden zu ſchützen und zu dieſem Behuſe namentlich die Appellation an's Volk ſicherzuſtellen. Sie durften ſich deſhalb nicht über die Bannmeile entfernen und mußten die Thüren ihres Hauſes immer offen halten. Um den Schutz gewähren zu können, wurden ſie mit unbedingter Unverwundbarkeit bekleidet (*sacrosancti*). Bald begannen ſie auch in dem Senate großen Einfluß zu üben durch ihre Einrede (*intercessio*) mit dem Worte *veto*. Den Hauptſchauplatz ihrer Wirkſamkeit fanden ſie in den *comitia tributa*, deren Vorſteher und Leiter ſie waren und denen ſie allmählich die Geltung der Volksvertretung und ſomit ſich eine Alles beherrſchende Macht verſchafften. Die Sullanische Verfaſſung beſchränkte die übermächtig gewordene Gewalt, Pompejus ſie wieder her, und ſelbſt in der Kaiſerzeit iſt dieſes Amt geblieben. Daß es neben dieſen Magistraten noch viele andere zu regelmäßigen oder außerordentlichen Commiſſionen gegeben hat, verſteht ſich von ſelbſt, nicht minder, daß eine große Schar von Subalternen (*scribae, accensarii, lictores, viatores, praecones*) erforderlich, die mit Kopf und Hand, mit dem Arme, mit den Füßen und mit der Stimme Dienſte leiſteten. Außerdem ſtanden eine große Anzahl von Sklaven zu Gebote. So war die ausführende Gewalt organiſirt.

Die berathende Gewalt führte der Senat, deſſen Einfluß bei jährlich wechſelnden und neuer Zeit ihrer Verwaltung in ihn eintretenden Beamten ſich gegen die Königszeit ſteigern mußte. In der Zeit ſeiner höchſten Blüte erſchien er als die eigentliche Seele des Staatskörpers, der wahre Begründer der röm. Größe. Die urſprüngliche Zahl von 300 Mitgliedern wurde im erſten Jahre der Republik durch Aufnahme der angeſehenſten Plebejer ergänzt (*conscripti*, d. i. Ausgehobene), und es lautete ſeitdem die Anrede an den Senat *patres (et) conscripti*. Den Cenſoren lag die *lectio senatus* ob; ein beſtimmtes Alter, ſpäter auch ein anſehnliches Vermögen war erforderlich. Die Verwaltung der Ämter von der Cenſur aufwärts gab ein Recht auf einen Platz im Senate. Nur die höchſten Beamten (auch die Tribunen) hatten das Recht, den Senat zu berufen, der meiſt in der *curia Hostilia* zuſammentam. Das Recht des Vortrags (*referre ad senatum*) hatte der berufende Magiſtrat; die Umfrage geſchah nach einem durch den Rang beſtimmten Ordnung; die Willenserklärung hieß *auctoritas*, die ſchriftliche





gionen 20160 Mann Fußvolf und 3600 Reiter betrug. Sie bildeten nur einen Theil des combinirten röm. Heeres, in welchem sie in der Schlacht die Stellung auf den Flügeln einnahmen. Festgeregelt war auf solchen Grundlagen die Ordnung für das Lager, den Marsch und die Schlacht. Seit Marius hörte der Census auf, Grundlage der Verfassung zu sein; die bessern Classen zogen sich vom Dienste zurück, der für die Ärmern eine Erwerbsquelle wurde. Das Bürgerheer gestaltete sich in ein Söldnerheer um, das dem zahlenden Feldherrn zu Gebote stand und, unbekümmert um die Interessen des Vaterlandes, nur Beute und Lohn im Auge hatte. Mit der Monarchie verwandelte sich die Armee in ein stehendes Heer, welches im Frieden zusammenblieb, dem Kaiser als Imperator den Eid schwur. Zu den Legionen traten hier fester geregelt die Hülfsstruppen und vor allem die Garde (*praetoriae cohortes*) und die Garnison der Hauptstadt, sowie die Seemacht mit ihren Hauptstationen zu Ravenna und Misenum. — Über den Staatshaushalt haben wir nicht ein so reiches Material, wie es das athenische Finanzwesen in so klarem Licht gebracht hat. Gottesdienst, Staatsbauten und seit dem Vesentischen Kriege der Sold für die Fußtruppen bildeten neben den Verwaltungskosten die Hauptposten des Staats der Ausgaben. Die frühesten Einnahmen ergaben sich aus dem Grundeigenthume und einer außerordentlichen Vermögenssteuer (*tributum*). Die eroberten Provinzen boten reiche Hülfsquellen, in deren Besitze man schon 167 an die Aufhebung des *tributum* denken konnte. Der ganze Bedarf wurde den Provinzen aufgebürdet, in denen die Domänen (*ager publicus*), das zur Viehweide bestimmte Land (*pascua*), die Bergwerke zur Verpachtung kamen (*Staatspächter, publicani*) und auch von der Benützung des im Besitze gelassenen Eigenthums directe Steuern erhoben wurden. Daneben bestanden als indirecte Steuern die Zölle für Ein- und Ausfuhr (*portoria*) und mancherlei außerordentliche Einnahmen. — Die kirchliche Verfassung (*jus divinum*), durch Numa geordnet, hat sich am längsten erhalten. Kirche, wenn man so sagen will, und Priester waren durch Grundbesitz und Domänen finanziell sichergestellt. Eine zahlreiche Priesterschar war eingesetzt unter der Oberaufsicht des *collegium pontificum*, unter denen zunächst die Priester der einzelnen Gottheiten (*flamines und sacerdotes*), das völkerrechtliche Collegium der 20 Fetialen und die Augurn standen, welche den Willen der Gottheit aus gewissen Zeichen zu erkennen hatten. Sie beobachteten *de coelo*, also Donner und Blitz, *ex avibus*, gewisser Vögel Flug und Ton, *ex tripudiis*, dem gierigen Fressen absichtlich ausgehungertter Hähne, nach Anzeichen vierfüßiger Thiere und endlich *ex diris*, aus ungewöhnlichen Anzeichen, welche in keine der obigen Classen gehörten. Die Bewahrer der drei Sibyllinischen Bücher und die *haruspices* gehörten gleichfalls unter die priesterlichen Behörden. — Die Gerichte waren entweder *judicia privata* (Civilprocesse) oder *judicia publica* (Criminalprocesse). In den letztem entschied das in den Comitien versammelte Volk bis zur Einführung stehender Gerichtshöfe (*quaestiones perpetuae*), die durch einzelne Gesetze für bestimmte Vergehen eingesetzt wurden. Die Civilgerichte wurden behandelt nach den *legis actiones* in ängstlicher Wahrung feststehender Formeln, worauf der Formularproceß folgte. Die Richter, welche nach dem von dem Magistrat mitgetheilten Rechtsprincip zu entscheiden hatten, waren theils Geschworene (*judices*), welche erst aus den Senatoren, seit Gracchus aus den Rittern, dann aus Senatoren und Rittern, endlich aus allen drei Ständen gewählt wurden, theils *arbitri*, welche die Parteien selbst wählten, theils *recuperatores* in Streitigkeiten mit Fremden, theils der Centumviralgerichtshof, dem besonders Eigenthums- und Erbschaftsprozesse zugewiesen waren. In der Kaiserzeit besonders wurde das Recht ausgebildet und eine Grundlage von Gesetzbüchern geschaffen, die maßgebend für alle spätern Zeiten geworden sind. — In dem letzten Jahrhundert der Republik, wo der gebiegene Mittelschlag gänzlich fehlte, hatte die Verfassung durch Sulla, der eine Oligarchie errichtete, und durch Cäsar, der die Republik allmählig aufzulösen suchte, bedeutende Umgestaltungen erfahren. Augustus gelang es, weil Alle der Bürgerkriege müde, die Monarchie unter dem Namen des Principats zu begründen und dauernd zu behaupten. Die Formen ließ er bestehen; indem er sich aber die verschiedenen Staatsgewalten als Consul, Imperator, Censor, Tribunus und Pontifer übertragen ließ, war er im factischen Besitze der Herrschaft, bei der er ruhig die Scheingewalt des Senats, der Comitien, der von ihm abhängigen Beamten bestehen lassen konnte. Die Regenten führten die Titel *principes, imperatores, Augusti, Caesares*, ernannten ihre Nachfolger, bis das Heer deren Ernennung sich anmaßte, und hatten zur Berathung der Regierungsgeschäfte ein *consilium*. Die Geschäfte der Consilien gingen bald auf den Senat über, der ganz in des Kaisers Hand war. Ein Reichscensus wurde eingeführt, um darnach die Abgaben aller Unterthanen festzustellen, und die Staatskasse (*aerarium*) von der kaiserl. Kasse (*fiscus*) und dem *aerarium militare* getrennt. Zu den republikanischen Magistraten ka-



men kaiserliche hinzu, der praefectus urbi, dem Polizei und Rechtspflege oblag, praefecti praetorio, praefectus vigilum, praefectus annonae; Procuratoren besorgten das Rechnungswesen des Fiscus; legati und procuratores die Verwaltung der kaiserl. Provinzen. Als Rom 248 sein tausendjähriges Bestehen feierte, war die röm. Nationalität längst untergegangen und das Schicksal hatte über die weltbeherrschende Stadt entschieden, ehe das weström. Kaiserthum hervortrat und germanische Völker siegreich in die Stadt einzogen.

Die röm. Verfassung gehört zu den großartigsten und merkwürdigsten Erscheinungen des Alterthums und ist in fortschreitender Entwicklung aus der Tiefe des röm. Charakters und den reichen Erfahrungen des öffentlichen Lebens hervorgegangen. Der Geist der Sittlichkeit, das Princip der Ordnung zeigte sich auch im Privatleben, das natürlich in unserm Sinne als Gegensatz gegen öffentliches Leben nicht bezeichnet werden kann. Es ist die unerschöpflichste und darum schwierigste Partie der Alterthumskunde. Die Familien, begründet auf die Ehe (justae nuptiae) und dauerndes Zusammenleben (connubium), hatten den politischen Hauptzweck, dem Staate Bürger zu schaffen. Die Frau kam zu dem Ehemanne in der Stellung einer Tochter; Söhne und Töchter standen in der patria potestas, vermöge welcher der Vater vollkommene Gewalt über Leben und Tod vom dritten Jahre des Kindes an hatte. Eine strenge Erziehung, zuerst im Schooße der Mutter, dann bei Lehrern und praktisch in dem Umgange mit Staatsmännern, erhielt die heimischen Tugenden und die hochgeehrte Beschäftigung mit dem Landbau wirthschaftlichen Sinn. Als aber Rom aufhörte, arm zu sein, fiel es unaufhaltsam der Sklaverei des Genusses zu, der hier bei ungeheuern Reichthümern zu Raffinement der Tafel- und anderer Freuden sich steigerte. In prächtigen Villen, Parks, Fischteichen wurde ein Theil des Landbesizes vergeudet und der andere zur Trift verwendet, weil man den Boden nicht mehr selbst baute und faule Sklaven ihn doch nur schlecht bearbeitet haben würden. Über die Einrichtungen des Hauses, über Nahrung und Kleidung, über Hochzeiten und Leichenbegängnisse, über Sklaven und Anderes vgl. Meierotto, „Über Sitten und Lebensart der Römer“ (2 Bde., Berl. 1814); Böttiger, „Sabina“ (2 Bde., Lpz. 1806); W. A. Becker, „Gallus, oder röm. Scenen aus der Zeit August's“ (2. Aufl. von Rein, 2 Bde., Lpz. 1849).

Römische Alterthümer nennt man auch die Reste der röm. Cultur nicht bloß in Rom und Italien, sondern auch in den von den Römern auf kürzere oder längere Zeit unterjochten barbarischen Ländern (Spanien, Gallien, Britannien, Germanien, Helvetien, Noricum, Rhätien, Illyricum, Dacien, Pannonien, Nordafrika, Orient). Es bestehen dieselben theils in eigentlichen Kunstwerken (Statuen, Malereien, Mosaiken, Bauwerken für religiöse, häusliche, öffentliche oder militärische Zwecke), welche jedoch sämmtlich derjenigen Zeit angehören, wo sich in Rom nicht bloß die politische Macht, sondern auch die gesammte Kunstgeschichte concentrirte; anderntheils in Münzen, Inschriften, Waffen, Geräthen u. s. w. Soweit diese röm. Alterthümer als Kunstwerke zu betrachten sind, fallen sie ins Bereich der Archäologie überhaupt und haben auch keine besondere Behandlung erfahren, während die Ausgrabungen und Funde röm. Alterthümer zur Begründung zahlreicher Vereine Veranlassung gegeben und eine reiche Literatur hervorgerufen haben.

Römische Curie nennt man die Gesammtheit der päpstlichen Tribunale und bezeichnet daher mit diesem Ausdrucke auch die päpstliche Regierung und ihren Geist, besonders in Beziehung auf allgemeine Kirchenangelegenheiten. Das Muster für die Organisation der päpstlichen Behörden gab die Einrichtung der obersten Behörden des Byzantinischen Reichs. Leo X., Pius IV., Innocenz XI. und Benedict XIV. haben die vorzüglichsten Veränderungen eintreten lassen; doch noch größere wurden durch Pius IX. angebahnt. Die röm. Curie umfaßt zur Zeit zwei Hauptabtheilungen: die Curia gratiae für Regierungssachen und die Curia justitiae. Zur erstern gehören 1) die Cancellaria Romana, welche die Ausfertigung namentlich der vom Consistorium der Cardinäle ausgehenden Sachen zu besorgen hat; 2) die Dataria Romana (s. Dataria); 3) die Poenitentiaria Romana, welche die dem Papste vorbehaltenen Absolutionen und Dispensationen in geheim gehaltenen Fällen ertheilt; 4) die Camera Romana, die die päpstlichen Finanzen verwaltet, und 5) das Cabinet des Papstes, welches die Staatsfachen und die Correspondenz mit auswärtigen Mächten besorgt. Zur Curia justitiae gehören 1) die Rota Romana, der oberste Gerichtshof, der unter Sixtus IV. neu organisirt wurde und zur Zeit, wo an sie Sachen aus allen Ländern gebracht wurden, in außerordentlich großem Ansehen stand, weshalb auch ihre Decisionen in großen Sammlungen bekannt gemacht sind; 2) die Signatura di giustizia, die über die Zulässigkeit von Appellationen, Delegationen und Recusationen erkennt und den Namen davon hat, daß der Papst selbst die Rescripte unter-

schreibt, und 3) die *Signatura grazia* für Rechtsfachen, worin eine unmittelbare Entscheidung des Papstes im Wege der Gnade nachgesucht wird, unter dem persönlichen Vorsitze desselben. Allgemeine Kirchensachen und wichtige Anordnungen, Heiligsprechungen und Ordensstiftungen werden in Versammlungen (Consistorien) der Cardinäle verhandelt, in welchen der Papst selbst den Vorsitz führt. Für manche Geschäfte sind Congregationen (s. d.) aus den Cardinälen gebildet, theils als stehende Collegien, theils als vorübergehende Commissionen.

**Römische Literatur.** Mehrere Jahrhunderte lang waren die Wissenschaften ein den Römern unbekannter und vernachlässigter Gegenstand, wie dies auch bei einem ursprünglich Hirten, Ackerbauern und flüchtigen Einwanderern gebildeten Staate kaum anders zu erwarten war. Die ganze Erziehung derselben lief darauf hinaus, tapfere Soldaten, tüchtige Ackerleute und brave Bürger heranzubilden. Unterricht in den bürgerlichen Gesetzen, Einrichtungen und dem Religionscultus, den man meist durch kurze Sentenzen und gute Beispiele zu belehren mußte, sowie die nothwendigsten Begriffe von der Mess- und Rechenkunst wurden demnach schon frühzeitig in den Schulen zu Rom ertheilt. Die ersten idealen Wissenschaften, auf deren Pflege man eine größere Sorgfalt verwendete, waren Poesie und Beredtsamkeit. Die Poesie entwickelte sich aus Liedern, die man theils zum Andenken an große und verdiente Männer bei Gastmählern, theils für religiöse Zwecke bei Opfern, namentlich an den agrarischen Festen, und bei Processionen absang. Unter letztern werden besonders die der *Salier*, die von Numa angeordneten *carmina Salaria*, erwähnt, sowie die liturgischen Gesänge einer andern Priesterschaft der *fratres aruales*. Einen ähnlichen poetischen Werth, aber andern Inhalt hatten die *Fecenninen* (s. d.), die bald vom Lande in die Hauptstadt kamen und hier bei Hochzeiten, Triumpfen, zuletzt auch auf dem Theater mit aller der Leichtfertigkeit gebraucht wurden, deren sich griech. Komiker bedienten. Desgleichen gehören hierher die *Atellanen* (s. d.), eine Art von *Pecennellkomödie*. Die hierbei gebrauchte Versgattung nannte man überhaupt den *Saturnischen Vers* (s. d.). Diese Anfänge der röm. Poesie stellte besonders Krause in seiner „Geschichte d. röm. Literatur“ (Bd. 1, Berl. 1835) dar. Eine eigentliche röm. Literatur entstand erst um 240 v. Chr. mit der Einführung der griech., indem zunächst eine röm., der griech. nachgebildete Poesie aufkam, welcher bald auch Versuche in Prosa folgten. Die Geschichte derselben zerfällt in vier Perioden, von denen die erste jene frühesten Zeiten bis auf Sulla's Tod (78 v. Chr.) umfaßt. In der zweiten Periode, von dem Tode Sulla's bis auf den Tod des Augustus (78 v. Chr. — 14 n. Chr.), erlebte die röm. Literatur ihr goldenes Zeitalter durch den Einfluß griech. Bildung, in welchem namentlich die Beredtsamkeit am selbständigsten sich ausbildete und auf alle übrigen Zweige der Literatur einen so entschiedenen Einfluß übte, daß diese einen vorherrschend rhetorischen Charakter annahmen. Die verschiedenen Gattungen der Poesie wurden mit Ausnahme der Satire, von griech. Mustern abhängig, selbst der Stoff wurde aus der griech. Mythologie entlehnt, und den Mangel eigener Erfindung suchte man durch einen kunstvollen Sprachbau zu ersetzen. In dem dritten oder silbernen Zeitalter von des Augustus Tode bis auf Hadrian (14—130 n. Chr.) tritt das Streben hervor, das Einfache, Schöne und Erhabene der klassischen Periode durch Künstelei und rhetorischen Schwulst möglichst zu überbieten. Der verdorbene Geschmack äußerte sich nicht nur in der Poesie, welche ihre natürliche Anmuth verloren hatte, und in der Beredtsamkeit, die noch immer eine Hauptbeschäftigung der Römer war, die Grundlage aller wissenschaftlichen Bildung blieb, sondern theilte sich auch den andern Wissenschaften mit und gab den Erzeugnissen dieser Periode ein declamatorisches Gepräge. Im vierten oder ehernen Zeitalter (120—410 oder 476 n. Chr.) verloren die Wissenschaften zugleich mit dem Mangel jeder äußern Unterstützung und Auffoderung mehr und mehr an innerer Würde und Bedeutung, bis Überladung und bis zum Lächerlichen gesteigerter Bombast den guten Geschmack gänzlich verdrängte und mit dem Umsturz des weström. Reichs eine allgemeine Verwilderung und Entartung der Sprache wie Literatur hereinbrach.

In Bezug auf Dichtkunst gelangte zuerst das Epos und Drama in Aufnahme. Im Epos begnügte man sich anfangs theils mit Übertragungen griech. Dichtungen, besonders der Homerischen, theils mit versificirten Berichten von den Kriegen und Heldenthaten der Republik. Ennius schrieb unter dem Titel „*Annales*“ die älteste Staatsgeschichte Roms und führte zugleich den Hexameter bei den Römern ein. Seit der nähern Bekannntschaft mit der kunstgerechteren Darstellung der alexandrin. Schule gestalteten sich zwei Hauptrichtungen der epischen Poesie, das historische und didaktische Epos. Beide Gattungen repräsentirte im Zeitalter des Augustus Virgilius, die didaktische besonders Lucretius und Ovidius. Im folgenden Zeitalter, in welchem man vorzugsweise zum historischen Epos zurückkehrte, suchte man den Mangel an schöpferischer



scher Kraft durch Redeprunk auszugleichen, wie dies bei Lucanus, Statius, Valerius Flaccus und Silius Italicus der Fall ist, und fast wie ein Wunder erscheint noch in der letzten Periode Claudianus. Was die dramatische Dichtkunst anlangt, so erhoben sich die Römer im Trauerspieler weder in frühester Zeit durch Livius Andronicus, Ennius Naevius und Pacuvius, noch im Augusteischen Zeitalter durch Asinius Pollio und Varius, noch unter Nero durch Lucius Annaeus Seneca über eine kunstgemäße Übertragung oder Nachbildung griech. Originale. Denn bei einem Volke, das an blutigen Gladiatorenspielen und Thierhegen Gefallen fand, durfte man eine Reinigung der Leidenschaften, das Ziel der attischen Tragödie, und so das Gedeihen dieser Gattung selbst nicht erwarten. Ebenso beschränkte man sich anfangs in der Komödie auf Nachbildung oder freiere Übertragung des sogenannten neuern griech. Lustspiels, wie Plautus und Terentius thaten. Daß man aber auch ein echtröm. Drama hatte, beweist schon der Unterschied zwischen comoedia togata und palliata, indem unter jener das nationale Drama, unter dieser die Nachbildung griech. Muster verstanden wurde. Als eine besondere Art der ersten erscheinen die Mimen (s. d.), die nur Scenen des röm. Lebens, aber in einer gebildeten Sprache als die Atellanen und mit größerer dramatischer Kunst und Einheit darstellten, bis sie allmählig in ein bloßes Geberdenspiel mit Tanz und Musik, die Pantomime (s. d.), das Ballet der röm. Welt, ausarteten.

Die Entwicklung der lyrischen Poesie fällt in die Zeit, als der griech. Einfluß bereits überwiegend war, und kam daher auch zum Theil nicht über eine bloße Nachbildung griech. Vorbilder hinaus. Als die bedeutendsten Leistungen in dieser Gattung sind zu nennen die elegischen Gedichte des Catullus, Tibullus, Propertius, Ovidius und die Oden und Epoden des Horatius. Auf röm. Boden entsprang die Satire, hervorgegangen aus einer alten theatralischen Volksbelustigung der Römer, welche *satura* hieß und von Lucilius zur besondern Kunstgattung erhoben wurde, bis sie durch Horatius eine strengere und veredelte Form erhielt, der mit heiterer Laune die Verfehrtheiten und Lächerlichkeiten des menschlichen Lasters darstellt, während seine Nachfolger Persius und Juvenalis voll Unmuth und mit gerechtem Tadel die groben Gebrechen ihrer Zeit strafen. Auch das Epigramm gewann seit Augustus Eingang, doch ist nur eine einzige vollständige Sammlung solcher Gedichte, die des Martialis, auf uns gekommen. Dagegen fand die Fabel nur wenige Bearbeiter und beschränkte sich fast einzig auf Phädrus, der die griech. Fabeln des Aesopus in röm. Gewand kleidete; denn der ganz späte Avianus ist seines geschraubten Stils wegen kaum der Erwähnung werth. Ebenso fand die Idylle nur an Virgilius einen glücklichen Nachbildner des Theokrit, während später Calpurnius, Nemesianus und Ausonius das einfache Colorit in Sprache und Darstellung mehr oder weniger verließen.

In der Prosa, die bei den Römern im Ganzen eine weit höhere Stelle behauptet als die poetische Literatur, sind die Geschichte, Beredsamkeit, die Philosophie und Rechtsgelehrsamkeit die Hauptfächer, in denen sie sich auszeichneten. Die Geschichtschreibung begann mit einzelnen dürftigen und trockenen Aufzeichnungen der wichtigsten Begebenheiten, wohin die bis auf die Zeit der Gracchen fortgesetzten *Annales maximi* oder *Pontificum*, die *Consularfasten* oder *Fasti Capitolini* und die Leichenreden oder *laudes funebres* gehören, aus welchen letztern die den Vorfahren zugeschriebenen und häufig nur erdichteten Triumphe und andere Ehrenbezeugungen in die spätern Geschichtswerke übergegangen sind. Ebenso sind uns die zahlreichen Schriften der frühesten Annalisten, namentlich des Quintus Fabius Pictor und des Lucius Cincius Alimentus, zur Zeit des zweiten Punischen Kriegs, nur aus den Anführungen späterer Schriftsteller bekannt. Ennius behandelte die Ereignisse der röm. Geschichte bis auf seine Zeit poetisch. Eine gründliche Kritik zeigte bereits Marcus Porcius Cato Censorius in seinen „*Origines*“; aber die eigentliche historische Kunst beginnt erst im goldenen Zeitalter der Literatur durch Cäsar und Sallustius. Die allgemeine röm. Geschichte von der Gründung der Stadt Rom bis auf ihre Zeit beschrieben in einem umfassenden Werke Livius, in gedrängter Übersicht Vellejus Paterculus, in einem dürftigen Auszuge Florus, Eutropius und zum Theil Justinus. Einzelne Theile behandelten Cäsar Julius Cäsar (s. d.), Sallustius (s. d.), Tacitus (s. d.) und in ganz später Zeit noch Ammianus Marcellinus. Biographien lieferten Nepos, Suetonius, die *Scriptores historiae augustae* und Aurelius Victor. Die höchste Kunstform der Biographie hatte Tacitus in seiner „*Vita Agricola*“ aufgestellt. Eine Sammlung interessanter Charakterzüge und Anekdoten gab Valerius Maximus. Vgl. Ulrici, „*Charakteristik der antiken Historiographie*“ (Berl. 1833).

Die glänzendste und einflussreichste Seite der röm. Literatur war die Beredsamkeit. Schon seit der Zeit, wo Rom nach Aufhebung der königl. Gewalt in eine Republik umgeschaffen war,

legte man einen hohen Werth auf die Gaben der Rede. Das Volk, welches jetzt einen nähern Antheil an der Gesetzgebung und Regierung nahm, mußte über seine wahren Interessen aufgeklärt und überzeugt werden. Man vernahm daher in dieser Absicht gehaltene Reden in den Zusammenkünften des Volkes auf dem Forum, im Senate und an der Spitze des Heeres. So finden wir, daß schon früh röm. Feldherren, Staatsmänner und Volksfreunde, wie Menenius Agrippa, Appius Claudius, Brutus, Camillus, der ältere Cato, der jüngere Scipio Africanus, der jüngere Gracchus und viele Andere durch die Kraft einer natürlichen Beredtsamkeit auf ihre Zeitgenossen einzuwirken suchten, ehe durch griech. Rhetoren, trotz wiederholt gegen sie erlassener Senatsbeschlüsse, eine kunstgerechte Betreibung der Beredtsamkeit in Rom gelehrt wurde. Seit dieser Zeit nun galt rhetorische und philosophische Bildung als das wesentlichste Mittel, sich Ehrenstellen und Einfluß im Staate zu verschaffen. Eine Reihe ausgezeichnete Redner erschien jetzt auf dem Forum, unter denen Crassus, Antonius, Hortensius u. A. hervorragen; die Meisterschaft aber errang Cicero. Als mit dem Untergange der Republik auch der Einfluß der Beredtsamkeit auf die Staatsangelegenheiten verschwunden war, wurde die Beredtsamkeit selbst allmählig nur noch auf die Reden vor Gericht und auf die Übungen in den Rhetorenschulen beschränkt. Endlich gerieth sie durch die Lobreden auf die Kaiser späterer Zeit in gänzlichen Verfall, obgleich die Lobrede des jüngern Plinius auf Trajan gewissermaßen noch als Muster gelten kann. Neben der Praxis vernachlässigte man aber auch die Theorie der Beredtsamkeit nicht, die, zum Theil nach griech. Systemen, früher schon von Cicero, später von Quinctilianus bearbeitet wurde. Vgl. Westermann, „Geschichte der röm. Beredtsamkeit“ (Lpz. 1835); Ellendt, „Prolegomena historiam eloquentiae Romanae usque ad Caesares adumbrantia“ vor dessen Ausgabe von Cicero's „Brutus“ (2. Aufl., Königsb. 1844); Meier, „Oratorum Romanorum fragmenta“ (2. Aufl., Zür. 1842).

Hieran reiht sich ein anderer Zweig der Literatur, der Brief, welcher besonders von Cicero, dann von dessen Nachahmern, dem jüngern Plinius und Seneca, in Anwendung gebracht wurde. Doch sind diese Briefe mehr ihrem Inhalte als ihrer Form nach wichtig, da sie uns ganz vorzüglich die des Cicero, die wichtigsten Aufschlüsse über die innern Verhältnisse des röm. Staatslebens und über den Charakter vieler Personen geben. In der Philosophie huldigten die Römer vorzugsweise den verschiedenen griech. Systemen, wobei sich ihr Studium namentlich auf die Schriften der Akademiker, des Epikur und der Stoiker beschränkte, ohne daß man eine selbstständige Fortbildung dieser Systeme versuchte, da man nur eine Anwendung für das praktische Leben, vorzüglich für die Beredtsamkeit, daraus zu gewinnen strebte. Das größte Verdienst um die Einführung und Verbreitung dieser griech. Philosophie erwarb sich Cicero durch eine Reihe philosophischer Schriften. Zur ersten Zeit der Kaiserherrschaft zeigte Lucius Annäus Seneca in seinen Werken eine entschiedene Hinneigung zum Stoicismus, der später noch an dem Kaiser Marc Aurel einen Kenner und Verehrer fand, dann aber durch den Neoplatonismus verdrängt wurde. Vgl. Brandis, „Handbuch der Geschichte der griech. und röm. Philosophie“ (3 Bde., Berl. 1835—53); Ritter und Preller, „Historia philosophiae Graeco-Romanae“ (Hamb. 1838). An die Philosophie schließt sich die Naturforschung, die nächst Seneca ganz vorzüglich der ältere Plinius mit Benutzung der frühern Forschungen in seiner „Historia naturalis“ zu erweitern suchte. Die übrigen praktischen Wissenschaften wurden nur von wenigen Schriftstellern angebaut, wie die Baukunst von Vitruvius, die Kriegswissenschaft von Vegetius, die Geographie von Pomponius Mela, die Medicin von Cornelius Celsus, die Lehre vom Landbau durch Marcus Porcius Cato, Marcus Terentius Varro und Columella. Das Studium der Grammatik endlich, die im weitern Sinne Sprache, Literatur und Alterthümer begriff, fand in Rom erst durch die alexandrin. Gelehrsamkeit Anregung. Das erste grammatische Werk von Bedeutung verfaßte Varro. Größere Ausdehnung erhielt dieses Studium unter den Kaisern, und mit dem Verfall der Sprache mehrten sich auch die Grammatiker, unter denen Aulus Gellius, Festus, Donatus, vor allen aber Priscianus Erwähnung verdienen. (Über die einzelnen hier genannten Dichter, Redner und Schriftsteller s. die betreffenden Artikel.) Die Geschichte der röm. Literatur ist seit J. A. Fabricius (s. d.) ein Gegenstand vielfacher Forschungen geworden. Unter den neuesten Erscheinungen sind zu erwähnen: Reiff, „Vorlesungen über die Geschichte der röm. Literatur“, herausgegeben von Gürtler (Lpz. 1852); Schöll, „Histoire de la littérature romaine“ (4 Bde., Par. 1813); Dunlop, „History of Roman literature from the earliest period to the Augustan age“ (2. Aufl., 2 Bde., Lond. 1824); Bähr, „Geschichte der röm. Literatur“ (Karlsr. 1828; 3. Aufl., 2 Bde., 1844—45); jetzt mit den Supplementbänden das vollständigste Handbuch; Bernhardt, „Grundriß der röm.





röm. Juristen überliefert, der äußerlich, obwohl sehr mangelhaft geordnet, seinen Halt in der scharfsinnigen und doch praktischen Behandlung der einzelnen Rechtsfragen findet, die mit charakteristischer Consequenz sich durch das Ganze zieht und ebenso von formaler Bedeutung wie von realer Wichtigkeit ist. Was neben diesem in den Pandekten (s. d.) enthaltenen Fragmenten-Aggregat noch zu dem Codificationswerke gehört, ist entweder nur Beihülfe zur Ergründung des eigentlichen Rechtssystems, wie die Institutionen (s. d.), oder legislative, aber vielfach unförderliche Ergänzung, wie der Codex und die Novellen (s. d.). Vgl. Puchta, „Cursus der Institutionen“ (4. Aufl., besorgt von Rudorff, Bd. 1, Lpz. 1853); Hering, „Geist des röm. Rechts“ (Bd. 1, Lpz. 1852).

Mit der vorgebachten Codification wurde das röm. Recht als Ganzes abgeschlossen; die spätere Gesetzgebung der röm. Kaiser so wenig als der Byzantiner hat auf dasselbe, wie es für die weitere europ. Rechtsentwicklung von Einfluß wurde, eine Nachwirkung gehabt. Dieser Einfluß war in den Zeiten der Völkerwanderung und bei dem Hervortreten des german. Principis in der europ. Cultur- und politischen Entwicklung nur untergeordnet. Wenn auch die unterworfenen Römer in den von Germanen eroberten Ländern ihr Recht fortbehielten, ja sogar durch eigene Bearbeitungen, wie das Breviarium Alaricianum der Westgothen und die Lex Romana der Burgunder, dasselbe ihnen gewissermaßen neu zu eigen gemacht wurde, und wenn andererseits auch insbesondere aus dem öffentlichen Recht Manches in die Einrichtungen der neuen Staaten überging, so stand doch die german. Rechtsbildung seitdem Jahrhunderte lang im Vordergrund; sie entwickelte sich in eigenthümlicher Kraft und Selbständigkeit, und nur dem Mangel einer wissenschaftlichen Behandlung derselben, wozu dem deutschen Mittelalter die allgemeinen Voraussetzungen der höhern Cultur abgingen, ist es wesentlich zuzuschreiben, daß das röm. Recht, dessen Hauptquellen im 12. Jahrh. in Italien wieder zum Vorschein kamen, durch das Medium der wissenschaftlichen Studien, welche damals Deutsche nur in Italien machen konnten, nach Deutschland herüber und in seinen Gerichten allmählig eingeführt ward. Daß der sofortige Besitz eines fein ausgebildeten Rechtssystems willkommener sein mußte als die mühsame Fortbildung der german. Rechtsprincipien zu einem den raschen Culturfortschritten angemessenen Rechte, trug jedenfalls ebenso mit zu dieser eifrigen, obwohl nicht kampflosen Reception des röm. Rechts bei als die Imagination von einer Fortsetzung des röm. Kaiserreichs in Deutschland und einem daher rührenden, als selbstverständlich angenommenen Übergange der Gültigkeit röm. Gesetze auf das Deutsche Reich. Genug, daß man nicht daran zweifelte, daß diese Rechtsgrundsätze für die ganze Christenheit gültig seien. Indessen fand man doch auch bald, daß es ganze Systeme von Rechtsverhältnissen gebe, auf welche sie nicht anwendbar seien, und die eigenthümliche Verfassung des Gerichtswesens stand lange der vollständigen Anerkennung des röm. Rechts im Wege. Diese ist daher in den verschiedenen Ländern auch weder zu Einer Zeit noch in demselben Umfange erfolgt. In Italien und im südlichen Frankreich faßte es zuerst feste Wurzel, weniger und später im nördlichen Frankreich (den pays du droit coutumier), wo man es auch bis in die neuesten Zeiten nicht als eigentliches Gesetz, sondern nur als eine Autorität für allgemeine naturrechtliche Grundsätze (raison écrite) anerkannte und noch jetzt neben dem Code civil anerkennt. In England wurde es in den bürgerlichen und weltlichen Gerichtshöfen nie, in Schottland nur einigermaßen angenommen; aber die geistlichen Gerichte haben es stets als eine wahre gesetzliche Regel befolgt. Es gilt daher in allen an diese Gerichte gehörigen Sachen, z. B. in Testamentstreitigkeiten, sowie in den Admiralitätsgerichten, weil diese größtentheils Fremdengerichte sind, jedoch in beiden mit sehr bedeutenden Modificationen. In Deutschland legte man dem röm. Rechte ein gesetzliches Ansehen bei, welches auch in Reichsgesetzen, z. B. der Kammergerichtsordnung, und vielen Landesgesetzen bestätigt worden ist. Doch stehen überall nicht nur die einheimischen Gesetze voran, und das röm. Recht kann nur in Ermangelung derselben als subsidiarisches Recht zur Anwendung kommen, sondern seine Gültigkeit fällt auch weg bei allen eigenthümlich römischen, in Deutschland nicht vorhandenen Instituten, und ebenso umgekehrt bei allen erst im neuern Europa ausgebildeten Rechtsverhältnissen, z. B. Lehen, Primogenituren, Wechselrecht u. s. w., sowie in Gegenständen des Staatsrechts und da, wo die religiösen Ansichten die entscheidenden sind. Allein dessenungeachtet enthält auch die neuere Gesetzgebung der einzelnen deutschen und auch der andern europ. Staaten, namentlich in ihren umfassendsten, auf das Privatrecht sich beziehenden Bestandtheilen, im Grunde vielfach modificirtes und den veränderten Culturverhältnissen angepaßtes röm. Recht. Die Principien desselben liegen selbst manchen neugeschaffenen Rechtsinstitutionen zu Grunde, und der Geist des röm. Rechts lebt nicht bloß in Dem fort, was ihm nach- und aus ihm weiter gebildet ist, sondern er



durchweht auch die wissenschaftliche Auffassung und legislative Behandlung der gegenwärtigen Rechtszustände. Diese Stellung, welche das röm. Recht im Laufe der neuern Zeit in Deutschland angenommen hatte, fand, unter dem Einflusse anderweiter Culturerscheinungen, zu Anfang des 19. Jahrh. einen doppelten Gegensatz. Einerseits hatte die nach Obigem stattfindende Mannichfaltigkeit der Rechtsquellen, in Verbindung mit einem Drange nach legislativen Reformen und unterstützt durch das Bestreben, die Gesetze in einer allgemein verständlichen Sprache abgefaßt und concentrirt zu sehen, den Wunsch nach Abfassung selbständiger umfassender Gesetzbücher für die einzelnen Staaten, wol auch, wenigstens in einer gewissen Periode, nach einem allgemeinen deutschen Gesetzbuche rege gemacht. Andererseits hatte der historische Forschungsseifer, welcher sich neuerlich den Quellen des röm. Rechts zuwendete, ein gleiches Bestreben in Bezug auf die ursprünglich deutschen Rechtsinstitute und deren Quellen veranlaßt, und der Aufschwung beider Studien führte, je mehr namentlich das letztere Streben an Umfang und Erfolgen gewann, zu einer Opposition dieser beiden wissenschaftlichen Richtungen, der Germanisten und Romanisten, welche ebenso wenig ohne einseitige Verkennung und Überschätzung als ohne Einfluß auf die allgemeine Würdigung des röm. Rechts blieb. Beide Gegensätze (deren ersterer die berühmte Schrift Savigny's, in welcher er unserer Zeit den Beruf zur Gesetzgebung absprach (1814), und eine Gegenschrift Thibaut's über die Nothwendigkeit eines allgemein bürgerlichen Gesetzbuchs hervorrief) können in der Theorie wenigstens als ihrer Versöhnung nahe angesehen werden, wenn es auch an legislativ-praktischen Versuchen, namentlich den erstern noch geltend zu machen, nicht fehlt. Nachdem der Kampf zwischen Germanisten und Romanisten ziemlich scharf geführt worden ist, darf man als eine jetzt sich immer mehr und rasch Bahn brechende Überzeugung ansehen, daß nicht in dem Gegensatz, sondern in dem Zusammengehen der beiderseitigen Bestrebungen das Gedeihen der fernern Rechtsentwicklung begründet ist. Wie durch die obengedachte Reception des röm. Rechts dasselbe zu einem integrierenden Theile der deutschen Rechtsbildung umgewandelt ward, so hat man es nunmehr nach erfolgter wissenschaftlicher Emancipation des einheimisch-deutschen Rechts als „heutiges röm. Recht“ (Savigny, „System des heutigen röm. Rechts“, Berl. 1840 fg.) aufgefaßt. Andererseits erkennt man mehr und mehr an, daß das System des deutschen Rechts sowie dessen eigenthümliche Bildungen von dem Geiste zu durchdringen seien, der vermöge der Kraft des Denkens dem röm. Rechte als ewiger Rechtsgedanke abgerungen worden ist. Je mehr aber diese Auffassung nach beiden Seiten hin erst in den Anfängen ihrer Entwicklung begriffen ist, und je mehr insbesondere noch für die vollständige und richtige Erkenntniß vieler einheimisch deutscher Rechtsinstitutionen zu thun bleibt, desto bedenklicher muß eine immerhin bequeme Fixirung der Rechtsbildung nach vorübergehendem Zeitbewußtsein oder beliebigen Zweckmäßigkeitsansichten durch Codification sein. (S. auch Deutsches Recht.)

**Römische Religion.** Bei der Mischung der röm. Bevölkerung aus drei Völkern ist es nicht unwahrscheinlich, daß jedes derselben auch seine eigenen Götter und religiösen Gebräuche gehabt hat und daß deren Vermischung und Gleichstellung nur nach und nach erfolgt ist. Am meisten sind wir noch über die Sabiner unterrichtet, bei denen an der Spitze des ganzen Göttersystems das Firmament (dium) steht, Sonne, Mond, Vesta, Vulcanus und der nächtliche Blitze schleudernde Summanus; es ist eine Religion des Feuers und der Gestirne, welche als Repräsentanten des Feuers gelten. Daher die das Leben des Volkes regelnde Fulgurationslehre, die Augurien, in deren Kenntniß die Wissenschaft der Priester hauptsächlich bestand. Juno Quirinus und Quirinus sind die Gottheiten der Vereinigung des Volkes, Mavors und Meriana Repräsentanten des Kriegs, Vacuna die Göttin des Friedens, Minerva und Egeria Göttinnen friedlicher Thätigkeit und Wissenschaft. Götter des Ackerbaus und der Erde sind Saturnus, Ops und Feronia. Die Etrusker hatten ihre Götter in drei Ordnungen getheilt; die erste Ordnung nannten sie eingehüllte (Juno, Summus Jupiter), die zweite untere Götter, zwölf an der Zahl (*duodecim consentes*), die dritte begriff die der Zahl nach unbestimmten Genien, die in gute und böse sich schieden. Ihrem Cultus ist die *disciplina haruspicina* entnommen, d. h. die Kunst, den Willen der Götter aus der Gestalt der Eingeweide der den Göttern dargebrachten Opferthiere und andern Anzeichen zu erkennen und ihren Zorn durch Opfer und heilige Gebräuche zu verhüten. Von den Latinern wissen wir nichts. Ihre Religion war eine Naturreligion; nicht persönliche Wesen, sondern Dinge der Natur verehrten sie als Gottheiten. Die unter dem letzten Könige in Rom aufgestellte Statue des Jupiter ist die erste gewesen, die überhaupt daselbst errichtet wurde. Ein Stein wurde als Jupiter verehrt, ein Thor war Janus und deshalb Gegenstand göttlicher Verehrung; der Grenzgott (Terminus) besteht in einem Stein, Vesta ist das

heilige Feuer, Mars ward repräsentirt durch die heiligen Lanzen. Nur so ist es zu erklären, daß die Römer bis in die spätern Zeiten herab Tugenden und Erscheinungen des Lebens, Tugenden und Vorzüge zu Gottheiten erhoben. Unter Numa wurden der Treue (Fides), unter Tullus Hostilius dem Schrecken und der Angst (Pavor und Pallor) Heiligthümer errichtet. Es gab eine Angst- und Lustgöttin (Angerona und Voluptas); neben der Salus wurden die Felicitas und die Faustitas und der Bonus und Eventus angebetet. Libertas und Concordia hatten einen Tempel, Victoria und Pollentia nicht minder, und eine Ruhegöttin (Quies) findet sich neben der Ermüdungsgöttin (Fessio). Hüter der Thiere, der Schwellen und der Angeln (Forculus, Limentinus, Cardea) und besonders zahlreiche Gottheiten für Geburt (Vitumnus, Sementina, Bagitanus, Cuba und Cunina, Rumina, Edua und Petina, Ossa und Statanus, Fabulinus), Ehe (Iulastus) und Tod, insbesondere moralische Eigenschaften, wie Mens, Pietas, Pudicitia, Virtus, Honos, Mundities, Aequitas, Clementia, zeigen, wie weit sich diese Sitten ausgedehnt haben.

Bei solcher Außerlichkeit mußten die religiösen Gebräuche, der eigentliche Religionsdienst in hohem Ansehen stehen, und daraus ist die Strenge und Sorgfalt in den Cerimonien zu erkennen, welche für Rom charakteristisch bleibt. Es stand dieselbe in der innigsten Verbindung mit dem Staate; die Religion hatte eine durchaus politische Tendenz. Das zeigt sich besonders in dem Auspicienwesen und der Haruspicin, kurz in allen gottesdienstlichen Handlungen (sacra), an denen wieder die Opfer die wesentlichsten sind. Diese sind theils publica, theils privata. Die öffentlichen geschehen für den Staat; ihr Aufwand wird aus öffentlichen Kassen bestritten; Senat und Volk nimmt daran Theil. Die sacra privata werden nicht aus öffentlichen Kassen bezahlt und zerfallen in gentilicia, familiaria und pro singulis hominibus, von denen die beiden ersten an dem Vergehen der Geschlechter und Familien haften. Sie kehrten an bestimmten Tagen wieder, weshalb eine Aufsichtsbehörde der Pontifices das ganze Kalenderwesen zu ordnen und die dies festi und nebulosae, an denen der Gottheit eine Verehrung dargebracht, und die dies atri, an denen um der Religion willen jede öffentliche Unternehmung unterlassen werden mußte, zu bestimmen hatte. Trotz der großen Duldsamkeit, welche die Römer gegen fremde Culte zeigten, ist es nicht zu verkennen, daß griech. Elemente zunächst aufgenommen wurden, unter denen Apollinischer und Dionysischer Cult aus Unteritalien herüberkamen. So mehrte sich die Zahl der Götter, und mit dem Wachsthum griech. Bildung traten die altitalischen Gottheiten immer mehr zurück. Selbst aus Aegypten kam der Dienst der Isis, und daß gegen das Ende der Republik auch die Juden durch ihren Bekehrungs-eifer Proselyten gemacht hatten, ergibt sich aus zahlreichen Andeutungen gleichzeitiger Schriftsteller. Bezeichnend ist hierfür das Pantheon, das alle damals bekannten Gottheiten vereinte und so auch nach dieser Seite hin die röm. Weltherrschaft ausdrückte. Die Bemühungen des Augustus, das gesunkene Ansehen der nationalen Religion wiederherzustellen, blieben erfolglos. (S. Mythos und Mythologie, sowie die Artikel über die einzelnen Gottheiten.) Die Philosophie und das Christenthum haben die röm. Religion gestürzt. Schon Augustin hatte die Absicht, Christus unter die Zahl der Götter aufzunehmen. Der Enthusiasmus, mit welchem die Märtyrer für ihren Glauben in den Tod gingen, die Ergebung, mit welcher die Christen selbst die grausamsten Verfolgungen über sich ergehen ließen, nöthigten endlich, ab, bis 311 n. Chr. das erste Toleranzedict erlassen wurde, denen bald umfassendere zu folgen der Christen folgten. Endlich erklärte sich Kaiser Konstantin offen und ohne Rückhalt, wenn auch zunächst durch politische Motive geleitet, für den neuen Glauben und führte dadurch den Übergang aus der alten in die neue Welt herbei. Vgl. Hartung, „Die Religion der Römer nach den Quellen dargestellt“ (2 Bde., Erlang. 1836); Klause, „Aeneas und die Pyrenäen“ (2 Bde., Hamb. 1839—40); die Monographien von Ambrosch, Merkel, Herberg u. s.

**Römische Sprache.** Die Bewohner des alten Italien zerfallen in alter Zeit in mehrere Stämme, jeder Stamm wieder in mehrere Zungen. In Oberitalien sind Etrusker, Umbrier, Ligurer, zu denen die Celten sich drängen; in dem ganzen übrigen Italien kann man das oskische, latinische, umbrische und etruskische Sprachgebiet scheiden, von denen das erste sämmtliche samnitische Stämme umfaßt, die übrigen epichorisch, d. h. auf die entsprechenden Landschaften beschränkt sind. Alle diese Sprachen sind untereinander verwandt und gehören zu dem gro ßindogerman. Sprachstamme, als dessen Zweige sie sich mehr oder minder (am meisten das lat. fische) entwickelt haben. Es ist der neuesten Sprachforschung gelungen, diese Dialekte schä rfer zu erkennen und ihre Verwandtschaft darzulegen. Die Arbeiten von G. F. Grotefend („Rudimenta linguae Oscanae“, Hannov. 1839, und „Rudimenta linguae Umbricae“, Hannov. 1840—38) sind durch die Werke von Aufrecht und Kirchhoff („Die umbrischen Sprachdenkmäler“, Berl. 1849) und Mommsen („Die unteritalischen Dialekte“, Lpz. 1850) entbehrlich gemacht.





phica“, 1659) Bedeutung. An Belesenheit und Gründlichkeit übertrifft diese Vorgänger Gerhard Joh. Vossius in dem „Aristarchus, sive de arte grammatica libri VII“ (Amst. 1635 und 1662; neu herausgegeben von Förtsch und Eckstein, Halle 1833 fg.), dem die lat. Grammatik eine quellenmäßige Darstellung verdankt. Im 18. Jahrh. ist Th. Ruddimann mit den „Institutiones Latinae linguae“ (Edinb. 1725; zuletzt von Stallbaum, Lpz. 1823, herausgegeben), die „Grammatica Marchica“ (Berl. 1718, zuletzt von Bernharði, 1795—97) und Senferti „Sprachlehre“ (5 Bde., Brandenb. 1798—1802) zu nennen. Es beginnt nun auch die lange Reihe von Bearbeitungen der Grammatik für die Bedürfnisse der Schule von Scheller, Bröder Wenz, Fr. Aug. und Georg Fr. Grotendorf, Ramshorn, D. Schulz, Zumpt, Billroth (neu bearbeitet von Ellendt), Krebs, Krüger, Kühner, Kriß und Berger, Madvig (1844), Puschke, Gruber, Gräter u. A., neben denen Leop. Konr. Schneider mit seiner „Ausführlichen Grammatik“ (Berl. 1819) in drei Bänden nur bis zur Formenlehre der Declination gediehen ist. Zahlreiche Monographien haben die Satzlehre, die Partikellehre, die Synonymik behandelt und noch viel mehr Schriften die Stilistik im Auge gehabt. Noch fehlt es an erschöpfenden Arbeiten über die Orthographie, zu der erst jüngst Ritschl's gründliche Inschriftenforschungen und die neuesten kritischen Ausgaben der Schriftsteller eine Grundlage darbieten. Die Formenlehre hat von der neuesten Sprachforschung nur geringen Nutzen gezogen und die Syntaxis sich mehr in die Formen einer sogenannten philosophischen Satztheorie drängen lassen. Die Wichtigkeit einer Semasiologie ist kaum anerkannt. An lexikalischen Bearbeitungen des reichen Sprachschatzes fehlt es nicht: Perotti's „Cornu copiae“ (1498), Robert Stephanus' „Thesaurus“ (1531) bezeichnen die ersten Epochen; Nizolius und Basil. Faber beschränkten sich in ihren Arbeiten. Joh. Matthias Gesner und Agibius Forcellini (s. d.) sind besonders zu nennen; jener durch den „Novus et linguae et eruditionis Romanae thesaurus“ (Lpz. 1749), dieser durch „Totius latinitatis lexicon“, auf welches Scheller in seinem „Ausführlichen Wörterbuch“ (7 Bde., 1783—84) sich stützte. Einen dankenswerthen Fortschritt gibt auch W. Freund's „Wörterbuch“ (4 Bde., Lpz. 1834—40). Für die ersten Bedürfnisse ist von Georges in verschiedenen Bearbeitungen (unter Anderm in dem 1854 [Lpz.] begonnenen „Thesaurus linguae Latinae“), sowie von Kärcher, Koch und Ingerslav gesorgt. Aber noch fehlen Specialwörterbücher zu den einzelnen Schriftstellern, zu denen bis jetzt fast nur Glossare und philologische Register geliefert sind, ehe ein Wörterbuch möglich, das an Vollständigkeit und Genauigkeit ein wahrhaftes Gesamtwörterbuch der lat. Sprache genannt werden kann. Die mittelalterliche Latinität hat an Dufresne (s. d.) einen fleißigen Bearbeiter aufzuweisen, dessen Wert zwar aus Urkunden und Historikern vielfache Ergänzungen gefunden, für das aber zahlreiche Glossarien noch immer zu benutzen sein werden. Die Geschichte der lat. Sprache wurde geschrieben von Chr. Cellarius („De satis linguae Latinae“), Walch („Historia critica linguae Latinae“, zuletzt 1761) und Rahmmacher („Anleitung zur kritischen Kenntniß der lat. Sprache“, 1768), von Hand in dem „Lehrbuch des lat. Stils“.

**Römisch-katholische Kirche**, s. Catholicismus.

**Romagnosi** (Giandomenico), ital. Philosoph und Rechtsgelehrter, geb. 13. Dec. 1766 zu Salso maggiore bei Piacenza, besuchte seit 1775 das Collegium Alberoni zu Piacenza und seit 1781 die Universität zu Parma, wo er 1786 Baccalaureus im kanonischen und Civilrechte wurde. Dem Werke, welches seinem Namen zuerst Bedeutung verschaffte, „Genesi del diritto penale“ (Mail. 1791; 3. Aufl., 3 Bde., 1823; 4. Aufl., mit Zusätzen von Verfasser, herausgeg. von Piatti, Flor. 1832; deutsch von Ruden, 2 Bde., Jena 1833—34), gab ein wissenschaftlicher Streit den Ursprung. R. gründete darin das Strafrecht des Staats auf das System der indirecten Vertheidigung, das er mit großer logischer Schärfe entwickelte. Seine Theorie ist auf der einen Seite der später von Schulze aufgestellten und von Martin weiter ausgeführten Vertheidigungstheorie nahe verwandt, während sie, da R. durch die Furcht vor der Strafe auf die Willensbestimmung einwirken will, sich auch Feuerbach's Theorie des psychologischen Zwangs nähert. Indessen entging das Werk anfangs der Beachtung. R. erhielt 1793 die Stelle eines Prätors zu Trient, später aber die Professur des öffentlichen Rechts zu Parma. Seine „Introduzione allo studio del diritto pubblico“ (2 Bde., Parma 1805) veranlaßte 1806 seine Berufung nach Mailand, wo ihm im Justizministerium eine Stellung gegeben wurde. In Mailand wirkte er nun, bloß mit Unterbrechung eines Jahres, wo er 1807 eine Professur in Pavia bekleidete, bis 1817 die Rechtsschulen in Italien aufgehoben wurden. Ohne öffentliche Anstellung, beschäftigte er sich anfangs mit Privatunterricht über sein Fach, ging aber dann nach Venedig und nahm 1824 den Antrag des Lord Guilford, als Lehrer an die Univer-





Als des neuern Vorläufer ist der altfranz. Roman des Mittelalters zu nennen, in dem schon ganz anders als in dem gleichzeitigen Epos, das einzelne Leben vormaltet und die Begebenheiten von einem mehr individuellen Standpunkte aufgefaßt wird. Es lag in dem Charakter der Zeit, der er seine Entstehung verdankt, und in der damaligen noch einseitigen Sprachentwicklung, daß er sich, wenn auch mit größerer Freiheit als andere Dichtarten, noch in gebundener Rede bewegte. Wie in Frankreich wurden in ähnlicher Weise auch in Spanien die Geschichte Alexander's und Karl's d. Gr., sowie die des Amabís von Gallien bearbeitet. Bald wurde Spanien mit Ritterromanen überschwemmt, bis Cervantes ihnen mit seinem „Don Quixote“ den Todesstreich versetzte, worauf Mendoza's „Lazarillo de Tormes“ und Quevedo's „Gracioso Tacaño“ in ihrem Vaterlande dem Geschmacke an dieser Gattung von Schriften eine neue Richtung gaben und eine lange Reihe sogenannter Schelmen- und Bettlerromane hervorriefen, an deren Stelle später die geschichtlichen Romane des Perez de Hita, des Garcilaso de la Vega und Anderer traten. (S. Spanische Sprache und Literatur.) Auch in Frankreich machte der prosaische Ritterroman bis in die nächste Zeit nach Franz I. viel Glück. Wie aber damals schon gleichzeitig mit dem letzten Aufathmen des ritterlichen Geistes, die individuelle Lebensansicht sich geltend machte, beweist die neue Gattung des satirischen Romans, die um diese Zeit ihren Bahn brach und in Rabelais ihren Vertreter fand, zugleich aber auch ihr Gegentheil in dem galanten Schäferromane hervorrief. Spanischer Einfluß zeigte sich in den komischen Romanen von Scarron und Lesage. Über den weiteren Entwicklungsgang des franz. Romans bis herauf auf die Gegenwart, wo Georges Sand ihn zur Trägerin socialer Emancipationsideen machte und die feinen psychologischen Darstellungen von Balzac die Vorläufer der zum Theil zu Fabliaux herabsinkenden Productionen von Paul de Kock, Alexandre Dumas, Eugène Sue und Soulié wurden, s. den Art. Französische Literatur. In England, wo ebenfalls eine Zeit lang der feierliche Ritterroman in Prosa gegolten hatte, brachte das 18. Jahrh. eine Reihe Erfindungen hervor, die für Deutschland von um so größerer Bedeutung sind, da sie auf den Gang der deutschen Romanliteratur einen entschiedenen Einfluß ausübten. Zunächst trat Richardson mit seinen Romanen ernster Gattung auf. Neben ihnen erschienen die komischen Familiengemälde Fielding's und Smollet's, kleine, mit vieler Kenntniß des menschlichen Herzens ausgeführte Miniaturgemälde des häuslichen und geselligen Lebens. Ihnen schloß sich an der humoristische Sterne. Es folgte Goldsmith's Roman „Vicar of Wakefield“, in welchem ein schön geordnetes Leben der Darstellung und Vorfälle mit vollendeter Charakterzeichnung sich regt. Seit dieser Zeit gerieth der engl. Roman in tiefen Verfall, aus welchem ihn erst Walter Scott durch seine diegenen Charakterzeichnung, bei einer ihm eigenthümlichen geistreichen Behandlung historischer Hintergründe und Benutzung charakteristischer Volksthümlichkeit, wieder erhoben hat, worin ihm Bulwer, der Nordamerikaner Cooper und viele Deutsche nachfolgten. Noch größern Erfolg hatten vielleicht die meisterhaften Sittenromane von Dickens (Bos), dem sich Thackeray anschloß. Neuerdings wurde durch die pseudonyme Currer Bell der sogenannte Gouvernantenroman Mode. (S. Englische Literatur.) Italien hatte, wie es schien, in den Novellen seines Boccaccio geleistet, was es auf dem Gebiete der Prosaerzählung vermochte. Der eigentliche Roman fand erst in neuerer Zeit Bearbeiter, seitdem Manzoni, durch W. Scott's Vorgang angeregt, mit seinen „Promessi sposi“ dem Romane mit geschichtlicher Grundlage bei seinen Landsleuten Eingang verschafft hatte. (S. Italienische Literatur.)

Von den Deutschen ist auf dem Gebiete des Romans Treffliches geleistet worden. Im 17. Jahrh., nachdem die Flut der Ritterromane sich verlaufen und ihr brauchbarer Inhalt zum Theil in den damals entstehenden Volksbüchern gesammelt hatte, konnte man bei dem ohnehin schwachen Leben der Poesie und der Verschrobenheit des Geschmacks, die seit Lohenstein und Hoffmannswaldau fast 60 J. herrschte, im Roman es nicht höher bringen als zu hochtönen, noch in dem Nebel des Wunderbaren begrabenen Heldenromanen und zu geistlosen politischen und politischen Romanen. Dahin gehören Ziegler's „Asiatische Banise“, Lohenstein's „Arminius“, die Romane von Humold u. s. w. Nur der „Abenteuerliche Simplicissimus“ seiner naturkräftigen Darstellung macht am Schlusse des Jahrhunderts eine Ausnahme. (S. Grimms Hausen.) Nun folgten Robinsonaden (s. Robinson) und Abenteuergeschichten bis in die Mitte des 18. Jahrh. der engl. Familienroman auch in Deutschland einen gedeihlichen Boden fand. Schon in „Sophiens Reisen“ von Hermes muß man bei allen Schattenzügen im Einzelnen den eigentlichen Roman anerkennen. Wenigstens bleibt ihnen das Verdienst der erste deutsche Originalroman zu sein. Es folgten die zum großen Theil mit Recht vergessenen Familiengeschichten von Dusch, Gottwerth Müller, Starke, Lafontaine u. A. Neben die



kam auch schon Treffliches zum Vorschein. Es sind hierher zu rechnen Hippel's „Lebensläufe in aufsteigender Linie“ und dessen „Kreuz- und Querzüge des Ritters A—Z“; ferner die Romane von Klinger, F. H. Jacobi, Heinse, Friedr. Schlegel, Tieck, Ernst Wagner, Fouqué, Jean Paul Richter, F. Jacobs u. A. Allein es traten auch wieder die weinerlichen Liebesgeschichten, sowie die sogenannten Räuberromane (s. d.) hervor. Durch Wieland's „Agathon“ wurde unendlich mehr Sinnlichkeit angeregt, als dieser zu beherrschen im Stande war. Dagegen gab sich Goethe als den Meister auch in dieser Gattung kund. Eine Zeit lang ward der Roman durch die Novelle (s. d.) verdrängt, bis die Einflüsse der Zeit und die Romane W. Scott's ihm die Liebe der Dichter und Leser aufs neue zuwandten. Es sei nur erinnert an Hoffmann, Rehfues, Spindler, Wilibald Alexis (Häring). Insbesondere seit 1830 ging der Roman in die verschiedensten Richtungen auseinander. Das Junge Deutschland, namentlich Gutzkow und H. Laube benutzten ihn zu Darlegung ihrer Tendenzen, denen die ersten Arbeiten A. v. Sternberg's verwandt waren. Den aristokratischen Salonroman vertraten die Gräfin Hahn-Hahn, Therese v. Lützow, Fanny Lewald u. A. Volksthümlicher traten B. Auerbach und J. Rant auf. Unendlich groß ist die Anzahl der für den augenblicklichen Bedarf schreibenden Romanschriftsteller, darunter viele Damen. (S. Deutsche Literatur.) Übrigens hat der Roman in neuerer Zeit auch in andern Ländern, meist nach franz., deutschen oder engl. Mustern, seine Bearbeiter gefunden, in Nordamerika namentlich durch Washington Irving und Hawthorne. Vgl. für den ältern außerdeutschen Roman Dunlop, „History of fiction“ (3. Aufl., Lond., 1843; deutsch von Lebrecht, Berl. 1851); Wolff, „Allgemeine Geschichte des Romans“ (Jena 1841; 2. Aufl., 1850).

**Romana** (Pedro Caro y Sylva, Marquis von), span. General, geb. um 1770 auf der Insel Majorca, ein Neffe des Generals Ventura Caro, studirte einige Jahre in Leipzig, wo er sich mit der classischen Literatur vertraut machte und trat dann in span. Kriegsdienste. Schon im Feldzuge gegen die Franzosen 1793, den er unter seinem Oheim mitmachte, zeichnete er sich aus. Nach dem Frieden machte er Reisen in Europa. Im J. 1807 commandirte er das span. Armeecorps von 15000 Mann, welches Napoleon nach Deutschland zog. Dem Oberbefehle des Marschalls Bernadotte untergeordnet, erklärte er zwar diesem seine und seines ganzen Corps Anhänglichkeit an Joseph Napoleon; doch seine Stellung auf der Insel Fünen benutzend, trat er gleichzeitig mit dem Befehlshaber der dort aufgestellten engl. Seemacht in geheime Unterhandlung. Auf engl. Transportschiffen schiffte er sich nebst seiner Mannschaft vom 17.—20. Aug. 1808 zu Nyborg und Svendborg ein und landete glücklich in Coruña an. Seitdem war er unermüdlich beschäftigt, die Spanier gegen ihre Unterdrücker anzuführen. Er gab zuerst die Idee an, die Bauern zu bewaffnen und die unter dem Namen Guerrillas bekannten Banden zu bilden, um mit ihnen alle Heerstraßen zu beunruhigen und die Verbindungen der Franzosen zu erschweren. Unleugbar hat er sowol dadurch als durch seine persönlichen Dienste einen wichtigen Antheil an der Behauptung der Unabhängigkeit Spaniens gehabt. Er war im Begriff, zu Anfange des J. 1811 aus Portugal gegen die Franzosen, die neue Vortheile errungen hatten, zu ziehen, als er, von den Anstrengungen erschöpft, zu Cartaro starb.

**Romancero** nennt man eine Sammlung von Romanzen, ein Romanzenbuch, wie solche in Spanien seit Mitte des 16. Jahrh. an das Licht traten. Die erste und ursprüngliche Art der Bekanntmachung der Romanzen war die in fliegenden Blättern; keineswegs wurden dieselben erst aus den Romanceros in fliegenden Blättern verbreitet. Das erste der eigentlichen Romanzenbücher war die „Silva de romances“, welche zuerst 1550 zu Saragossa in zwei aufeinander folgenden Theilen erschien. Eine kleine Anzahl von Romanzen war schon vorher in dem „Cancionero“ des Castillo (1511 und öfter) gedruckt worden. Die „Silva“ fand so großen Beifall, daß binnen fünf Jahren drei Ausgaben erschienen, von denen die letzte (Antwerp. 1550), gewöhnlich der Antwerpener Cancionero genannt, die ausführlichste und bekannteste ist. Gleichzeitig mit der „Silva“, doch nach dem ersten Theile derselben, erschien ein „Cancionero de romances“ (Antwerp. 1550), welcher noch in demselben Jahre eine zweite Auflage erlebte. Andere Romanzensammlungen veranstalteten Sepulveda (1551), Limoneda (1573), Linares (1573), Padilla (1583), Maldonado (1586) und Cueva (1587), die jedoch hauptsächlich aus Romanzen bestehen, die von ihren Herausgebern verfaßt wurden. Den Versuch, ein Romanzenbuch aus allen Quellen zusammenzustellen, bildet der „Flor de varios y nuevos romances“, dessen neun Theile von 1592—97 einzeln an verschiedenen Orten erschienen. Aus demselben wurde mit wenigen Abänderungen die erste Ausgabe des „Romancero general“ (Madr. 1600), die umfassendste Sammlung dieser Art, zusammengestellt, welcher die von 1602, 1604 und 1614 folgten. Schon vorher hatte Miguel de Madrigal eine „Segunda parte“ (Balladolid, 1605)

herausgegeben. Da diese allgemeineren Romanzenbücher für den Volksgebrauch zu umfangreich waren, druckte man kleinere, wie den „Jardin de amadores“ von Juan de la Puente (1611), die „Primavera y flor“ des Pedro Arias Perez (1626 und öfter), die „Maravillas de Parnaso y flor de los mejores romances“ (1637) von Pinto de Morales, die „Romances varios“ (1655) von Pablo de Val und viele noch kleinere auf ein und zwei Bogen, die bis in die Gegenwart immer wieder aufgelegt worden sind. Andere Sammlungen wurden zum Theil um dem Kriegsgeschmacke der Zeit zu genügen, aus den allgemeinen Romanzenbüchern zusammengestellt, wie z. B. die „Floresta de romances de los doce pares de Francia“ von Teresio Jada (Alcala 1608 und öfter) und der „Romancero del Cid“ von Juan de Escobar (zu Alcala 1612). Das Interesse für die altspan. Romanzendichtung erwachte erst wieder gegen Ende des 18. Jahrh. Während Ramon Fernandez' und Quintana's Bemühungen in Spanien nur geringen Eindruck machten, geschah Vieles in dieser Richtung im Auslande, besonders in Deutschland. Hier folgte auf Grimm's „Silva de romances“ (Wien 1815) Depping mit seinem „Romancero castellano“ (Lpz. 1817; 2. Aufl., 2 Bde., 1844; mit einem dritten Theile: „Romances de romances“, von Ferd. Wolf, 1846), während Diez (Hft. 1818) und Geibel (Berl. 1844) span. Romanzen ins Deutsche übertrugen. Die vortrefflichste Sammlung jedoch wurde in Spanien selbst von Duran im „Romancero general“ (5 Bde., Madr. 1828—32) veranstaltet, dessen zweite Ausgabe (2 Bde., Madr. 1849—51; auch Bd. 10 und 16 der „Biblioteca de autores españoles“ bildend) als ein ganz neues Werk zu betrachten ist. Vgl. Ticknor, „Geschichte der schönen Literatur in Spanien“ (deutsch von Julius, Bd. 2, mit Zusätzen von Wolf).

**Romänen** (Romeni) nennen sich selbst die von Fremden Wlachen genannten Bewohner der Landstriche an der untern Donau zwischen dem Balkan und den Karpaten, etwa fünf Millionen Menschen, deren Sprache noch jetzt zu drei Vierteln aus lat., zu einem Viertel aus slav., getürk. und griech. Wörtern besteht und die in dieser Sprache zahlreiche Volkslieder, seit dem 16. Jahrh. mehrere gedruckte Werke in Prosa und in Versen, in neuerer Zeit auch zwei in Bukarest und Jassy erscheinende Zeitschriften besitzen. Eine „Grammatica Daco-Romana“ besorgte Joh. Alexi (Wien 1826), und von Laurianus erschien eine „Historia linguae Daco-Romanae“ (Wien 1849). Ein großes lat.-romänisch-ungar. Wörterbuch ward durch Fürsorge des Bischofs von Fogarasch, Joh. Bob (3 Bde., Klausenb. 1830), veröffentlicht. Die Romänen stammen zum Theil von den röm. Colonisten ab, welche die Römer, insbesondere Trajan, nach Ueberwindung der Dacier in jene Gegenden verpflanzten und die, während die Ureinwohner untergingen, die Völkerwanderung hindurch das Land behaupteten, im 7. Jahrh. einen besonderen Staat bildeten und, nachdem sie eine Zeit lang dem bulgar. Reiche angehört hatten, 1241 von Rudolf dem Schwarzen aus der alten Familie der Bosphoraba einen Fürsten erhielten, der sich Herr des gesammten röm. Landes nannte. Im J. 1574 wurden sie von den Türken unterjocht (S. Walachei.) In ihrer Sommertracht gleichen sie noch jetzt ganz ihren Vorfahren im röm. Zeitalter, wie sie auf Trajan's Säule zu Rom abgebildet sind. Die Brüder Arth. und W. Schott gaben eine Sammlung „Walachischer Märchen“ heraus (Stuttg. 1845).

**Romanisch**, auch **Äthatoromanisch**, wird die roman. Mundart genannt, welche noch in einem Theile von Graubünden (s. d.) geredet wird, durch das Neudeutsche aber, das sich allmählig in sie gemischt hat, sehr zurückgedrängt worden ist. Sie zerfällt selbst in zwei Dialekte, deren einer, vorzugsweise Romanisch, Rumonisch oder Churwälsch genannt, im Gebiete der oberen oder Grauen und des Gotteshausbundes, sich seinem Charakter nach mehr dem Provenzalischen, der andere im Engadin mehr dem Italienischen zuneigt. Dieser letztere, Ladin (Ladiner) genannt und von dem erstern merklich verschieden, theilt sich selbst wieder in zwei nicht sehr abweichende Dialekte, den des Ober- und Unterengadin. Eine große Anzahl sehr alter Sprachdenkmäler, welche in der im 7. Jahrh. gestifteten Benedictinerabtei Disentis aufbewahrt wurden, ging im Mai 1799, wo die Franzosen das Kloster anzündeten, in den Flammen unter. Übrig sind aus alter Zeit nur noch ein Auszug aus dem Mysterium „Die klugen und die thörichten Jungfrauen“ und ein Gedicht, „La nobla leyzon“, welche von Kannegießer in den „Gedichten der Troubadours“ (Tüb. 1852) mit übersetzt worden sind. Das erste gedruckte Buch in dem Ladin des Engadin war eine Übersetzung des Katechismus von 1551. Was sonst in der roman. Sprache an historischen, religiösen und sprachlichen Büchern gedruckt vorliegt, ist im Ganzen unbedeutend. Darunter befinden sich Wegel's „Religiosas meditazions cun oraziuns“ (Chur 1832), von denen ebenfalls Kannegießer (Bresl. 1842) eine Übersetzung lieferte. Der Pfarrer Matth. Contradi besorgte eine „Praktische deutsch-roman. Grammatik“ (Zür. 1820) und einen „Dictionar de tosea dilg linguaing romansch-tudesch“ (Zür. 1823).





Der Sohn Andrei's, Fedor, genannt Koschka (die Kage), stand unter Demetrius Donstoi Bassilji II. in hohem Ansehen und hatte fünf Söhne, von denen, außer den R., die Familien Suchowo-Kobylin, Kaltschew und Scheremetew abstammen. Sein Enkel, Sacharji Iwanowitsch Koschkin, Bojar des Großfürsten Bassilji III. (1425—62), hinterließ zwei Söhne, Iwan Sacharjewitsch, einen berühmten Feldherrn, dessen Nachkommen sich Sacharjin-Iakow und Jurij, dessen Nachkommen sich Sacharjin-Jurjew nannten und dessen Sohn, der Bojar Roman Jurjewitsch, 1543 starb. Durch die Heirath der jüngern Tochter des Leptern, Anastasia Romanowna, mit dem Zaren Iwan Bassiljewitsch II. 1547 und ihres Bruders Nikita Romanowitsch mit Eudokia Alexandrowna, einer geborenen Fürstin von Susdal, die ihren Ursprung von dem Großfürsten Andrei Jaroslawitsch, des Alexander Newskij Bruder, ableitete, gelangte die Familie in unmittelbare Verbindung mit dem Herrscherhause Rurik. Da Iwan's II. Tode unter seinen Nachfolgern, seinem Sohne Feodor I., dem Usurpator Boris Godunow und den vier falschen Dmitri (s. Demetrius), die Angelegenheiten Rußlands (s. d.) in die größte Verwirrung geriethen, die noch durch Polen und Schweden, welche um den Besitz des Landes stritten, vermehrt wurde, so erhoben endlich die geistlichen und weltlichen Fürsten und die Boten der Städte den 17jährigen Jüngling Michail Feodorowitsch Romanow, Sohn des Metropolit von Rostow, Filaret (früher als Bojar Feodor Nikititsch R. genannt, den der letzte Rurik, Feodor I. Iwanowitsch, auf seinem Todtbette zum Thronfolger bestimmet haben soll, 21. Febr. 1613 einmüthig auf den Thron, den er und seine Nachkommen erblich unumschränkt besitzen sollten. Filaret, der von Godunow gezwungen in den geistlichen Stand getreten war, erhielt die Würde eines Patriarchen von Moskau und unterstützte seinen Sohn in der Regierung bis zu seinem Tode 1. Oct. 1634. Michail, ein wohlwollender Fürst, dessen Hauptstreben darauf gerichtet war, die dem Lande durch den Bürgerkrieg geschlagenen Wunden zu heilen, starb 12. Juli 1645. Ihm folgte sein mit Eudokia Lukianowna Streschnowa erster Sohn, Alexei Michailowitsch, der die Polen und Schweden mit abwechselndem Glück kämpfte, aber noch größern Ruhm als Regent und Gesetzgeber sich erwarb. Er starb 10. Febr. 1676. Von seiner ersten Gemahlin Maria Ilinischna Miloslavskaja hinterließ er zwei Söhne, Feodor III. (s. d.) Alexejewitsch, der, stark am Geiste, die Aristokratie stürzte, aber, siech am Körper, schon im 21. J., 27. April 1682, ohne Erben starb, und Iwan (s. d.) Alexejewitsch. Feodor hatte mit Übergehung seines vollbürtigen Bruders, Iwan, seinem Halbbruder Peter I. die Thronfolge bestimmt. Allein die herrschsüchtige und geistvolle Schwester Iwan's, die Zarewina Sophia, erhob Iwan zugleich mit dem noch unmündigen Peter auf den Thron der Zaren. Sie selbst regierte als Regentin und wollte sich auf den Thron schwingen, aber ihre Pläne wurden vereitelt. Iwan zog sich freiwillig zurück und Peter I. wurde 1689 Alleinherrscher. Auf Peter d. Gr. folgte 1725 seine Gemahlin Katharina I. (s. d.); auf diese 1727 Peter's Enkel, Peter II. (s. d.), Lepten vom Mannsstamme Romanow, welcher 29. Jan. 1730 starb. Nun folgte zuerst Iwan's weibliche Nachkommenschaft von seiner Gemahlin Praskowia Feodorowna Soltikowa, zwar Iwan's zweite Tochter Anna Iwanowna (s. d.), hierauf deren Schwesterenkel Iwan (s. d.). Als Lepten 1741 gestürzt worden war, bestieg Peter's d. Gr. und Katharina's I. Tochter, Elisabeth Petrowna (s. d.), den Thron, welchen sie bei ihrem Tode Peter III. (s. d.), Sohne ihrer 1728 gestorbenen Schwester, Anna Petrowna, hinterließ. Seitdem regierte in Rußland das Haus Holstein-Gottorp oder Oldenburg-Romanow, zu welchem außer Peter III., der schon im Jahre seiner Thronbesteigung 1762 ermordet wurde, Paul I. (s. d.) von 1796—1801, Alexander I. (s. d.), von 1801—25, und der jetzt regierende Kaiser Nikolaus I. (s. d.) gehören. Vgl. Campenhausen, „Genealogisch-chronologische Geschichte des Hauses R.“ (Lpz. 1805); Dolgoruki, „Notice sur les principales familles de la Russie“ (Br. 1843); Friedeburg, „Rossijskji Zarstwenny Dom Romanowych“ (Petersb. 1853).

Romantik oder Romantismus hängt ursprünglich mit Romanisch zusammen. Insofern die roman. Völkerschaften die ersten Träger des mittelalterlichen Geistes waren, erhielt die Bezeichnung sehr bald die weitere Bedeutung des Mittelalterlichen überhaupt. Man nennt namentlich die mittelalterliche Kunst im Gegensatz zur antiken oder classischen und zur modernen die romantische, gleichviel ob sie in besonderm Maße dem romanischen oder germanischen, ja selbst dem mohammedanischen Stile angehört. Aus dieser hauptsächlichsten Bedeutung aber sind alle Nebenbedeutungen abgeleitet worden. Während Ruhe und stille Einfalt, Hoheit und Klarheit das Grundwesen der antiken Kunst ausmacht, geht die mittelalterliche Kunst, als auf die Entdeckung des Jenseitigen und Unendlichen gerichtet, gern auf das Erhabene, Ahnungsvolle, Wunderbare, Phantastische hin. In diesem Sinne nennt man dann das Wildschauerliche, ü



aup das Ungewöhnliche, die Phantasie Aufregende romantisch und spricht von romantischen legenden, von romantischen Abenteuern u. s. w. Eine neue Bedeutung erhielt das Wort, als im Anfang dieses Jahrhunderts einige jüngere Dichter und Kritiker, A. W. und Fr. Schlegel, Novalis, Ludw. Tieck,ackenroder, unter dem Namen der romantischen Schule zusammen geschlossen und mit diesem Ausdruck bezeichnen wollten, daß sie das Wesen der Kunst und Poesie im Wunderbaren und Phantastischen und demgemäß in der Bevorzugung und Nachahmung des Mittelalterlichen und auch des Orientalischen suchten. Vgl. die vom ultramontanen Standpunkte aus gehaltene Schrift Eichendorff's: „Über die ethische und religiöse Bedeutung der neuern romantischen Poesie“ (Lpz. 1847); P. Heine, „Zur Geschichte der neuern schönen Literatur in Deutschland“ (Hamb. 1853); Feltner, „Die romantische Schule in ihrem innern Zusammenhang mit Goethe und Schiller“ (Braunschw. 1850). Ebenso nannte sich in Frankreich eine neue Geschmacksrichtung, die sich nicht länger in die starren Fesseln des alten Classicismus von Corneille und Racine bannen lassen wollte, sondern freiere und, man kann wol auch sagen, launenhaftere, ausschweifendere Formen erstrebte, Romantik oder romantische Schule. Vgl. Huber, „Die romantische Poesie in Frankreich“ (Lpz. 1832); Michiels, „Histoire des idées littéraires“ (2 Bde., Par. 1841); Lenint, „Prosodie de l'école moderne“ (Par. 1844). Aus der Entwicklung dieser neuen deutschen und franz. Romantik ergab sich ein neuer Begriff, der jetzt geradezu als Parteibezeichnung, als Spize und Stichname gebraucht zu werden pflegt. Indem nämlich die romantische Schule Deutschlands zuletzt nicht wol in der Dichtung, sondern auch im Leben, in Sitte, Staat und Religion das Mittelalter um den Preis wiederherstellen wollte und dadurch in religiöse und politische Reaction hineingeworfen, geschah es, daß man nun unter dem Namen der Romantik ohne weiteres alle krankhaften und rückwärtigen Richtungen der geschichtlichen Bewegung zusammenfaßte. Diese Bezeichnung ist zunächst von Ruge's und Ecktermayer's bekanntem „Manifest gegen die Romantik“ in den „Hallischen Jahrbüchern“ ausgegangen. Dieselbe Bezeichnung haben beibehalten Strauß in seiner kleinen Schrift: „Der Romantiker auf dem Thron der Cäsaren“ (Manh. 848), und Julian Schmidt, „Geschichte der Romantik“ (Lpz. 1852).

Romantisch, s. Romantik.

Romanze. Die Romanze gehört zu jener Gattung lyrischer oder lyrisch-epischer Gedichte, die entweder eigentliche Volkslieder oder im Volksstrome gehalten sind. Schon der Ursprung des Wortes deutet auf diesen Grundcharakter. Denn romance, romanzo, Roman hießen die roman. Volkssprachen zum Unterschiede von der lat. Schriftsprache, dann alles in diesen Volkssprachen Verfaßte; und da naturgemäß die Volkslieder und volksmäßigen Gedichte den Producten der Kunstpoesie vorausgingen, so hießen jene vorzugsweise romances, um sie von den andern Gedichten zu unterscheiden. Noch hat im Spanischen, woraus zunächst der Name und Begriff dieser Dichtungsgattung hervorgegangen, romance eine dreifache Bedeutung, nämlich die ursprüngliche von Vulgärsprache, die von lyrisch-epischen Gedichten im Volksstrome und die von der in solchen Gedichten üblichsten Versart, den acht- und sechssilbigen Versen mit trochäischem Rhythmus (versos de redondilla mayor y menor) und mit durchgehender Assonanz in den letzten Zeilen. Die zweite Bedeutung ist die allgemeinste geworden und in andere Sprachen, namentlich auch in die deutsche übergegangen, und so versteht man unter Romanzen entweder jene lyrisch-epischen Volkslieder oder volksmäßigen Gedichte der Spanier oder ihnen nachgebildete, wenn nicht in der Form, doch in Geist und Ton ähnliche Gedichte in andern Sprachen, besonders in der deutschen. Der Grundcharakter der span. Romanze ist der des epischen Volksliedes überhaupt, mit nationaler Färbung, also möglichste Objectivität bei allem Ergriffensein von dem zu Erzählenden oder zu Schildernden, dramatisch-lebendige, gedrängte, ja sprunghafte Darstellung und naive Einfachheit, jedoch mit der nationalen Rüancirung der südlichen Leidenschaftlichkeit und Sinnlichkeit. In den ältesten span. Romanzen war das Epische vorherrschend. Sie stiegen zuerst gewiß die Großthaten und merkwürdigen Ereignisse im wirklichen nationalen Leben, wie die Romanzen vom Eid, wenn sie auch durch die Tradition mit sagenhaften Zügen und mythischen Personen verschmolzen wurden, und diese Romanzen nennt man mit Recht die historischen, von denen man jedoch jene Gattung historischer Romanzen, die nach den Chroniken von Sepulveda, Alonso de Fuentes und andern Gelehrten gemacht wurden, wohl unterscheiden muß. Dann drangen aber auch, wol durch wandernde Sänger, die Heldensagen ihrer Nachbarn von den Pyrenäen zu den Spaniern und kamen als Romanzen in den Volksmund mit nationaler Färbung, wie die von Karl d. Gr. und seinen Palatinen, die man gewöhnlich die Ritterromanzen nennt. Als endlich nach der Eroberung Granadas die christlichen Spanier mit den

Mauern in dauernde friedliche Verbindung traten, wurde es Mode, verliebte Abenteuer und galante Feste im maurischen Costüm auch in Romanzen zu besingen, und diese nennt man und von den historischen aus den Kriegen mit den Mauren wohl zu unterscheiden, gewöhnlich die maurischen oder moresken Romanzen. Schon diese letztern, die weder, wie man gewöhnlich annimmt, maurischen Ursprungs, noch überhaupt eigentliche Volkslieder sind, waren Product der span. Kunsdichter, die sich gefielen, Selbsterlebtes oder auch Reinerdichtetes unter die Maske und in diesen Volksweisen zu besingen. Noch mehr gehören die Schäferromanzen der Kunstpoesie an, und gegen das Ende des 16. und zu Anfange des 17. Jahrh. kam das Romanzenmachen so sehr in die Mode, daß man diese Form zu allem Möglichen gebrauchte und die Romanze von ihrem objectiv-epischen Grunde auf das Feld des ganz Subjectiv-Lyrischen verpflanzte. Seit der Mitte des 16. Jahrh. begann man auch eigene Sammlungen für die Romanzen (s. Romancero) anzulegen, die früher traditionell oder durch fliegende Blätter fortgepflanzt wurden. Die Deutschen haben nicht nur viele dieser span. Romanzen übersetzt, v. Diez, Regis, Geibel u. s. w., sondern auch durch ihre Nachbildungen diese Dichtungsgattung vorzugsweise in der modernen Poesie eingebürgert. So sind als Romanzendichter berühmt geworden Stolberg, Schiller, Goethe, Tieck, die beiden Schlegel, Schwab, Uhland, Rücke, Chamisso, Sedlig, Lenau u. A. Bei andern Nationen findet sich, abgesehen von diesen Nachahmungen, zwar auch der Name der Romanze; doch verbindet man dann nicht ganz denselben Begriff damit. So heißt bei den Franzosen romance eigentlich eine rein lyrische Gattung von Liebesliedern, wiewol sich in der altfranz. Literatur kleinere volksmäßig-epische Lieder (s. Laïs) finden, die dem Charakter und Tone nach wahre Romanzen sind. So heißen bei den Engländern romances eigentlich größere Rittergedichte und Romane, während sie ihre epischen Volkslieder, der Sache nach wahre Romanzen, nur mit anderm Colorit, ballads nennen. Die nach diesen engl. und schott. Mustern in die deutsche Poesie eingeführten Balladen (s. d.) haben, wie die Romanzen, den Charakter und Ton epischer Volkslieder und unterscheiden sich von den Romanzen nur durch das ihren Mustern nachgeahmte mehr düstere Colorit und das phantastisch-elementare Hintergrund. Vgl. Wolf, „Über eine Sammlung span. Romanzen fliegenden Blättern“ (Wien 1850).

**Romberg** (Andr.), ausgezeichnete Componist und Violinspieler, wurde 27. April 1771 zu Bechte im Niederstift Münster geboren. Sein Vater, Gebh. Heinr. A., Musikdirector in Münster und Virtuos auf der Clarinette, und dessen Bruder, Ant. A., Virtuos auf dem Fagott, bildeten nebst ihren Kindern die berühmte Künstlerfamilie, welche noch 1792 verbunden Bonn der Tonkunst huldigte. Andreas und sein Vetter Bernhard, der berühmte Violoncellist Anton's Sohn, wurden nach mehren Kunstreisen 1790 Mitglieder der kurköln. Hofkapelle Bonn und gingen, als nach der Flucht des Kurfürsten die Kapelle sich auflöste, im Oct. 1791 nach Hamburg. Nachdem sie 1795—97 Italien bereist hatten, ging Bernhard 1799 nach England, Spanien und Portugal. Im J. 1800 waren sie in Paris, wo sie gemeinschaftlich die Oper „Don Mendoza“ für Feydeau setzten. Seit 1801 hatte Andreas seinen bleibenden Aufenthalt in Hamburg, bis er 1815 an Spohr's Stelle als Musikdirector nach Gotha ging, wo er 10. Nov. 1821 starb. In seinen gründlich gearbeiteten Instrumentalstücken, besonders in den Symphonien, Quartetten und Quintetten, voll der reinsten Melodie und gründlichsten Harmonie, überherte er sich am meisten dem großen Haydn. Noch größern Beifall fanden seine Compositionen Schiller'scher Gedichte, z. B. der „Glocke“, der „Nacht des Gesangs“ u. s. w., mit Begleitung des Orchesters, die noch jetzt mit Interesse gehört werden. Dagegen sind seine Opern, z. B. „Die Ruinen von Paluzzo“, vergessen. — **Romberg** (Bernh.), des Vorigen Vetter, ein ausgezeichnete Virtuos auf dem Violoncell, war zu Dinklage im Niederstift Münster 11. Nov. 1771 geboren. Er wurde 1801 Professor des Violoncells am Conservatorium zu Paris, ging 1803 nach Hamburg und kam 1805 in die königl. Kapelle zu Berlin. Nach Spontini's Abstellung in Berlin nahm er seine Entlassung, privatisirte in Hamburg und unternahm von da aus mehre Kunstreisen. Allgemein bewunderte man seine geniale Leichtigkeit auf dem Violoncell, daß er als ein vollendeter Künstler mit großer Fertigkeit der Hand und gefühlvollem Ausdruck spielte. Beliebt sind seine Violoncellconcerte, Violinquartetten, Duetten und Ouverturen, während seine Opern, z. B. „Ulysses und Circe“, „Rittertreue“ u. s. w., keinen Eingang finden konnten.

**Römer** (Friedr. von), deutscher Staatsmann, in den J. 1848—49 würtemb. Minister, 4. Juni 1795 zu Erkenbrechtsweiler auf der würtemb. Alb geboren, wo sein Vater Geistlicher war. Ursprünglich ebenfalls dem geistlichen Berufe bestimmt, erhielt er erst auf den Schulen in Schorndorf und Eßlingen, dann in den Seminarien zu Denkendorf und Maulbronn eine phil.





Reichskriegen und andern außerordentlichen Ausgaben verwendet, nach Bedürfniß immer von neuem ausgeschrieben und erhoben wurden. Der Name dieser Steuer kam daher, daß die Summe, die jeder Reichsstand nach der Matrikel von 1521 monatlich als Gold für die Kriegsbleute zahlen sollte, die er zu dem Römerzuge zu stellen gehabt hätte, jener Reichsteuer zu Grunde gelegt wurde. Sie kam in die Reichsoperationskasse.

**Römer Zinszahl**, s. Indiction.

**Römerzüge** nannte man die prunkvollen Reisen der neuermählten deutschen Könige nach Italien, um dort vom Papste anerkannt, als röm. Kaiser gekrönt zu werden und von den ital. Vasallen sich huldigen zu lassen. Sie geschahen meist mit sehr zahlreichem Gefolge, und zur Bestreitung des dabei nöthigen Aufwands wurden zum Theil die Römermonate (s. d.) erhoben. Den ersten Römerzug unternahm 962 Otto I.; der glänzendste war der Heinrich's VII. 1311. Vgl. Barthold, „Römerzug König Heinrich's von Lützelburg“ (2 Bde., Königsb. 1830). Nach dieser Zeit hörten die Römerzüge in der frühern Bedeutung auf und verwandelten sich zum Theil in Kriegszüge; die deutschen Könige aber nahmen, auch ohne vom Papste gekrönt zu sein, den Titel als röm. Kaiser an.

**Römhild**, eine gewerbfleißige Stadt mit Schloß und etwa 2000 E. in der fruchtbaren Herrschaft gleiches Namens, jetzt zum Herzogthum Sachsen-Meiningen gehörig, gab einer sächs. Linie, die von Ernst's des Frommen Sohn, Heinrich, 1681 gegründet wurde und mit ihm 1710 ausstarb, den Namen Sachsen-Römhild. Bei der Stadt liegen die geologisch merkwürdigen Gleichberge.

**Romilly** (Sir Sam.), ausgezeichnete brit. Rechtsgelehrter und Parlamentsredner, stammte aus einer franz. Emigrantenfamilie und wurde 1. März 1757 zu London geboren. Er widmete sich dem Rechtsstudium, trat seit 1783 als Sachwalter auf und erwarb sich durch Talent und Kenntnisse große Praxis und Vermögen. Zur Herstellung seiner Gesundheit unternahm er 1789 eine Reise in die Schweiz und nach Frankreich, wo er in nahe Beziehung zu Mirabeau trat. Letzterer veranlaßte ihn, als ausgezeichneten Kenner der brit. Verfassung, eine Denkschrift über die Formen und Geschäftsordnung des brit. Parlaments aufzusetzen, die gedruckt wurde und großes Aufsehen machte. Durch seinen Freund, den Marquis von Lansdowne, vormaligen Lord Shelburne, empfohlen, erhielt R. 1806 von dem Ministerium Fox-Grenville das Amt des Generalfiscals (Solicitor general) nebst dem Rittersitel. Zugleich verschafften ihm seine Freunde einen Sitz im Unterhause, wo er alsbald im Interesse der Whigs seine weniger hinreißende als klare Beredtsamkeit entfaltete. Bei der Fortsetzung des Melville'schen Processes vor dem Oberhause ernannte ihn die Regierung zum Mitglied der Anklagecommission. Wiewol R. die Veruntreuung der öffentlichen Gelder von Seiten des ehemaligen Ministers nachzuweisen suchte, fällte doch der Peershof ein entgegengesetztes Urtheil. Großen Beifall hingegen erntete seine Rede, die er in derselben Zeit im Unterhause gegen den Sklavenhandel hielt. Die Auflösung des Ministeriums Grenville 1807 brachte auch R. um sein Amt, worauf er sich im Unterhause der Opposition beigesellte. Er vertheidigte die Politik der abgetretenen Minister, sprach für die Katholikenemancipation und berührte wiederholt die Parlamentsreform. Im Mai 1808 beantragte er die Revision der Criminalgesetzgebung im Sinne der fortgeschrittenen Humanität, wobei er jedoch eine Niederlage erlitt. Im J. 1815 forderte er die Regierung auf, zu Gunsten der im südlichen Frankreich gemishandelten Protestanten zu interveniren, was ebenfalls keine Berücksichtigung fand. Bei den Parlamentswahlen von 1818 wurde R. zum Vertreter von Westminster gewählt. Er genoß jedoch diese Ehre nicht lange, indem er über den Tod seiner Frau in tiefe Melancholie verfiel. In einem unbewachten Augenblicke machte er seinem Leben 2. Nov. 1818 ein Ende. Seine Schrift „Observations on the criminal law of England“ (Lond. 1810) hat auf die spätern Reformen des engl. Criminalrechts großen Einfluß gehabt. Eine Auswahl seiner classischen Reden mit einer Lebensgeschichte erschien von Peters (Lond. 1820). — **Romilly** (Sir John), ältester Sohn des Vorigen, geb. 1805, studirte auf der Universität Cambridge, wo er 1826 promovirte, und betrat dann nach dem Beispiele seines Vaters die juristische Laufbahn. Durch eigenes Verdienst, sowie durch die Freundschaft der Whigs gelangte er bald zu einer hervorragenden Stellung, ward 1832 für Bridport ins Parlament gewählt und erhielt den Titel eines Queen's Counsel. Das Ministerium Russell, dem er im Unterhause bei Rechtsfragen mit Eifer und Geschick zur Seite stand, ernannte ihn im April 1848 zum Generalfiscal, im Juli 1850 zum Generalanwalt und endlich im März 1851 zum hohen richterlichen Amt eines Master of the rolls. Obschon dieser Posten gewöhnlich mit der Peerswürde verbunden ist, blieb R. zur Unterstützung der Regierung im Hause der Gemeinen. Bei den Wahlen



von 1852 fiel er indessen durch, worauf im Parlament der Grundsatz aufgestellt wurde, daß die Stellung eines Master of the rolls, wie die von andern richterlichen Beamten, mit der eines Unterhausmitglieds unverträglich sei.

Nommel (Dierr. Christoph von), verdienter Geschichtsforscher, geb. zu Kassel 17. April 1781, besuchte seit 1790 die dasige Gelehrtenschule und seit 1799 die Universität zu Marburg, wo er zunächst Theologie studirte. Im J. 1800 wandte er sich nach Göttingen, wo er unter Eichhorn sich vorzugsweise mit oriental. Literatur beschäftigte und die Preisschriften „Abulsedae Arabiae descriptio“ (Gött. 1803) und „Caucasiarum regionum et gentium Straboniana descriptio“ (Esp. 1804) schrieb. Im J. 1804 wurde er als außerordentlicher Professor nach Marburg berufen, wo er 1805 die ordentliche Professur der Beredsamkeit und der griech. Sprache erhielt. Die politischen Umwandlungen in Hessen veranlaßten ihn 1810, einen Ruf an die Universität zu Charkow anzunehmen. Doch eine unglückliche Ehe mit einer Russin, von welcher er nach drei Jahren geschieden wurde, und seine Hoffnungen von Deutschlands Wiedergeburt nach Napoleon's Sturze bewogen ihn, in sein Vaterland zurückzukehren. Hier erhielt er zunächst 1815 die Professur der Geschichte in Marburg. Im J. 1820 wurde er als Historiograph nach Kassel berufen, wo er zugleich die Aufsicht über das Hofarchiv mit dem Titel eines Staatsarchivdirectors erhielt, 1828 in den Adelsstand erhoben und im folgenden Jahre zum Director der Bibliothek und des Museums ernannt, jedoch 1831 der Direction des letztern entzogen wurde. Nach der Rückkehr in sein Vaterland wendete er seine Thätigkeit ausschließend der hess. Geschichte zu. Der „Kurzen Geschichte der hess. Kirchenverbesserung“ (Kass. 1817) folgte die „Geschichte von Hessen“ (Bd. 1—8, Hamb. und Gotha 1820—43; Bd. 9, auch unter dem Titel „Geschichte Hessens seit dem Westfälischen Frieden“, Kass. 1853), sein Hauptwerk, durch welches er sich um die Geschichte seines Vaterlandes ein anerkanntes Verdienst erworben. Wenn ihm auch in der äußern Form die Vollendung fehlt, so läßt es doch in Hinsicht der Vollständigkeit und gründlichen Forschung durchaus nichts zu wünschen übrig. Die von ihm herausgegebene „Correspondance inédite de Henri IV, roi de France, avec Maurice-le-Savant, Landgrave de Hesse, accompagnée de notes et éclaircissements historiques“ (Par. 1840) ist eine dankenswerthe Bereicherung der Quellen für die Zeitgeschichte. Dasselbe gilt auch von dem „Briefwechsel zwischen Leibniz und dem Landgrafen Ernst von Rheinfels“ (2 Bde., Kf. 1847).

Romulus, nach der röm. Sage Roms Gründer und erster König, der Sohn der Rhea Silvia (s. d.), einer Tochter des Numitor, die von ihrem Oheim Amulius, da er ihren Vater der Herrschaft über Albalonga beraubt hatte, unter die Vestalinnen gewählt worden war, damit keine Nachkommenschaft von ihr Rache an ihm nehmen und ihn stürzen könne. Aus der Umarmung des Mars gebar aber Rhea die Zwillinge Romulus und Remus. Das Gefäß, in welchem diese auf des Amulius Befehl den Wellen der Tiber übergeben wurden, trieb der Fluß an das Ufer am Palatinischen Berge. Hier säugte eine Wölfin die Knaben; ein Specht, dem Mars wie jene heilig, trug ihnen andere Nahrung hinzu. Der Hirt Faustulus nahm sie auf und sein Weib Acca Larentia wurde ihre Pflegemutter. Herangewachsen kamen sie in Streit mit den Hirten des Numitor, die auf dem Aventin weideten. Remus wurde von ihnen gefangen und als Räuber zu Numitor geschleppt. Faustulus eilte mit R. herbei. Da offenbarte sich der Zwillinge Abkunft. Mit ihren Gefährten erschlugen sie den Amulius und Numitor erhielt die rechtmäßige Herrschaft wieder. Die Jünglinge aber kehrten an die Tiber zurück, um an ihr eine Stadt zu gründen. Über den Ort, wo sie gegründet, nach wem sie benannt werden und wer über sie herrschen solle, entstand Streit. Remus sah vom Aventin aus bei den Auspicien sechs Geier, Romulus zwölf Geier vom Palatin aus. Dies entschied für Letztern. Als darauf Remus die armselige Behr, mit der R. seine Stadt umgeben, verspottend übersprang, erschlug ihn dieser im Zorn. Ein Asyl am Saturnischen Berge, der nachher der Capitolinische hieß, führte der Stadt in heimatlosen Flüchtlingen neue Bürger zu, aber es fehlte an Weibern. Diese raubten auf des R. Geheiß die Römer den latinischen und sabinischen Gästen, die gekommen waren, die Feier der Consualien zu schauen. Darüber erhoben erst die Latiner von Antemna, Cänina und Crustumium Krieg, wurden aber von R. geschlagen, der die Spolien des Atrons, Königs von Cänina, dem Jupiter Feretrius auf dem Capitolin weihte. Gefährlicher war der Krieg mit den Sabinern von Cures, die unter Titus Tatius den Quirinal besetzten und von ihm aus durch der Tarpeja Verrath sich der Burg auf dem Capitolin bemächtigten. Der Kampf in dem Thale des Forum wurde durch der Sabinerinnen Zwischkunft friedlich beendet. Die palatinische

Stadt des R. und die quirinalische des Tatius, mit gemeinsamer Burg, standen im engen Bunde unter beiden Königen, bis Tatius von den Laurentinern erschlagen wurde, wonach R. beide Städte vereinte und allein herrschte. Des Staats Ordnung, die Einrichtung wurde von den Spätern als das Werk des R. betrachtet, der nun auch bei den mächtigen Etruskern von Rom durch siegreiche Kriege den kleinen Staat zu Ansehen brachte. Nach langer Herrschaft wurde R. an den Nonen des Quintil oder an den Quirinalien (im Februar), als er das Volk musterte, während die Sonne sich verfinsterte und ein Gewitter sich erhob, von seinem Vater Mars auf feurigem Wagen zum Himmel gehoben. Nach späterer Erzählung hätten ihn die Senatoren getödtet und zerrissen. Die Stätte am Ziegensumpf auf dem Marsfelde, wo er verschwand, blieb geheiligt. Er selbst aber erschien bald dem Proculus Julius und ließ durch ihn verkünden, er werde als Gott Quirinus (s. d.) über sein Volk walten. Die Erzählung von R. ist, ebenso wie von seinem Nachfolger Numa (s. d.), eine rein mythische; die Bestimmung seiner Regierungszeit zu 37 J., 753—716 v. Chr., beruht auf künstlicher chronologischer Berechnung.

**Romulus Augustulus** hieß der letzte Kaiser des weström. Reichs, mit dessen Abschwörung dasselbe 476 v. Chr. endete. R., als dessen Name auch durch Entstellung Romulus gelese wird, war der Sohn des aus Pannonien stammenden röm. Heermeisters und Patricius Orestes. Als vor diesem der Kaiser Julius Nepos nach Salona in Dalmatien entflohen war, war er noch bis 480 lebte, machte zu Ravenna Orestes seinen Sohn zum Kaiser oder Augustus, der wegen seiner großen Jugend spottweise Augustulus genannt wurde. Schon im folgenden Jahre erlag Orestes in Pavia und sein Bruder Paulus 31. Aug. 476 in der Schlacht vor Ravenna dem Odoacer (s. d.). R. wurde in Ravenna gefangen und legte die Regierung nieder. Odoacer in Gnade des Siegers schenkte ihm das Leben und wies ihm mit einem Jahrgehälter von 600 Goldgulden das Lucullanische Castell in Campanien zum Wohnsitz an.

**Roncesvalles** (franz. Roncevaux), ein Thal in Navarra, zwischen Pampeluna und St. Jean Pied de Port, ist besonders durch die Sage bekannt, daß daselbst die Nachhut des Heers Karl's d. Gr. von den Arabern 778 geschlagen worden und der tapfere Roland (s. d.) seine Tod gefunden habe. Diese Schlacht spielt in dem Sagenkreise Karl's d. Gr. und seiner Paladine eine glänzende Rolle und ist der Gegenstand mehrerer Dichtungen. Der Paß, welcher durch dieses Thal über die Pyrenäen nach Frankreich führt, heißt die Rolandspforte. Im J. 1793 schlugen in diesem Thale die Franzosen unter Moncey die Spanier, und 28. Juli 1813 wurde hier der Marschall Soult durch Wellington aus seiner festen Stellung gedrängt.

**Ronde** ist die Benennung derjenigen Mannschaft, welche die Wachen und einzelnen Posten des Nachts zu visitiren hat, um sich von ihrer fortbauenden Aufmerksamkeit zu überzeugen und um etwaige Meldungen anzunehmen. Die Ronde versteht daher in der Nacht den Dienst, der dem Offizier du jour am Tage obliegt. Sie unterscheidet sich von der Patrouille (s. d.) theils durch den besondern Zweck der Beaufsichtigung der Wachen, theils dadurch, daß sie stets von einem Lieutenant oder Hauptmann, dem Rondeoffizier, geführt wird. Zur sichern Erkennung und Vermeidung des Einschleichens feindlicher Truppen muß der Rondeoffizier dem Wachhabenden die Parole (s. Feldgeschrei) geben.

**Rondeau** oder Ringelgedicht nennt man eine Art lyrischer Gedichte, die dem Sonett oder Triolett verwandt sind, aber gewöhnlich aus 13 zehn-silbigen Versen bestehen, deren neunter und dreizehnter das erste Wort oder die Hälfte des ersten Verses als Refrain (s. d.) wiederholen. Es kommen darin acht männliche und fünf weibliche Reime vor, oder sieben männliche und sechs weibliche. Das Rondeau ist eine franz. Erfindung. Spätere franz. Dichter mißbrauchten die naive Reimform sehr häufig, und Benfey ging sogar so weit, daß er die „Metamorphosen“ Ovid's in Rondeaux übersezte. — In der Musik versteht man unter Rondeau oder Ronde de chambre eines Concerts, Quartetts, einer Symphonie oder Sonate, in welchem ein Hauptthema nach mehreren Abwechselungen der Modulation als Refrain wiederkehrt. In dieser Form componirte man sonst die Arie (s. d.); in der Vocalmusik wird das Rondeau sehr oft auch Kunstlied genannt.

**Rondebasse**, s. Basse.

**Ronge** (Johannes), bekannt als Hauptstifter der Deutschkatholiken (s. d.), wurde 16. Dec. 1813 zu Bischofswalde im Neißeschen Kreise Schlesiens geboren, wo sein Vater ein kleines Bauerntgut besaß. Von seinem Vater, der nur ein beschränktes Vermögen und eine zahlreiche Familie besaß, zum Studium der Theologie bestimmt, besuchte er seit 1827 das Gymnasium zu Neisse und seit 1837 die Universität zu Breslau. Im J. 1839 trat er in das dortige Alumnat trotz des Abtrahens seiner Freunde und seiner eigenen Abneigung gegen den theologischen Beruf.



Der Wunsch, den Ältern die Sorge für seine Erhaltung abzunehmen, bewog ihn dazu, obwohl gerade die Erziehung in der geistlichen Anstalt seinen Widerwillen steigerte. Im J. 1840 verließ R. das Alumnat und übernahm eine Kaplanstelle in Grottkau. Seine aufgeklärte Richtung, sein Eifer gegen die Wertheiligkeit und den Einfluß, den er sich auf die Jugend erwarb, erweckten ihm bald mancherlei Widerwärtigkeiten mit seinen Vorgesetzten. Im J. 1842, als der neu gewählte Fürstbischof Knauer auffallend lange auf seine Bestätigung von Rom warten mußte und Gerüchte auftauchten, daß von Breslau aus dagegen gewirkt werde, veröffentlichte er in den „Sächsischen Vaterlandsblättern“ einen Aufsatz: „Rom und das Breslauer Domcapitel“, was den Groll der Obern gegen ihn zum Ausbruch brachte. R. ward im Jan. 1843 entsetzt und zur Büßung in das Alumnat gesobert. Er protestirte zwar, mußte jedoch Grottkau verlassen und übernahm nun auf dem Hüttenwerke Laurahütte den Unterricht. Hier schrieb er aus Anlaß der trierer Rockfahrt 1. Oct. 1844 den Brief an den Bischof Arnoldi, der dem öffentlichen Unwillen über die Rockverehrung einen populären Ausdruck gab. Als der Brief in den „Sächsischen Vaterlandsblättern“ erschien, war schon Vieles vorausgegangen, namentlich Czerwik's (s. d.) Auftreten zu Schneidemühl, was eine gährende Opposition gegen das zunehmende hierarchische Auftreten verkündigte. Das Verfahren gegen R., den man mit dem Bannfluche belegte, schmähte und schimpfte, kam dieser antiröm. Bewegung nur zu Hülfe. Nacheinander erschienen von R. die Schriften: „An meine Glaubensgenossen und Mitbürger“, „An die niedere Geistlichkeit“, „An die kath. Lehrer“, „Rechtfertigung“, „Zuruf“ und etwas später „Die röm. und deutsche Schule“ und „Neue und doch alte Feinde“. Die ersten fünf Schriften predigten die Trennung von Rom, die sechste stellte die Nothwendigkeit eines völlig veränderten Schulwesens dar, die letzte zog die Feindseligkeiten ans Licht, welche seitens der protest. Orthodoxie gegen die kirchliche Bewegung gerichtet wurden. Während sich allenthalben deutschkath. Gemeinden bildeten, reiste R. durch Deutschland, um durch Predigt und Agitation für die Sache der jungen Kirche zu wirken. Als in den J. 1847 und 1848 das Interesse an diesen kirchlichen Bewegungen vor den politischen zurücktrat, verließ auch R. mehr und mehr die kirchliche Bahn und wandte sich nun überwiegend der Politik zu, ohne jedoch einen besondern Einfluß gewinnen zu können. Er tauchte zuerst im Vorparlament auf, schloß sich dann eng an die radicale Partei an, unterzeichnete im Juni mit Bayrhoffer und Germain Metternich nach der Wahl des Reichsverwesers im Namen der Demokratie einen Protest, der indessen wirkungslos verhallte, und ward 1849 auch in das Schicksal der überwundenen Partei verflochten. Seitdem lebte er mit der Emigration in London und trat noch ein mal öffentlich hervor in einem demokratischen Manifest vom März 1851, welches er mit Ruge, Strube, Kinkel u. A. an das deutsche Volk erließ, um die Mittel zu einer künftigen Revolution zu fordern.

Konfard (Pierre de), der Fürst der Dichter, auch wol der franz. Pindar genannt, wurde auf dem Schlosse Lapoisonniere in Vendôme 10. oder 11. Sept. 1524 geboren und stammte aus einem ungar. oder walach. Geschlechte. In seinem 10. J. trat er als Page in des Herzogs von Orleans Dienste, der ihn Jakob VI. von Schottland überließ, an dessen Hofe er drei Jahre lebte. Dann kehrte er in die Dienste des Herzogs von Orléans zurück. Im 17. J. begleitete er Lazarus de Baif zum Reichstage nach Speier und später den Capitän Lann auf einer diplomatischen Sendung nach Piemont. Eine Krankheit, welche ihm 1541 das Gehör raubte, veranlaßte ihn, sein an galanten Abenteuern reiches Leben mit einer fast klösterlichen Zurückgezogenheit zu vertauschen. Während der J. 1541—48 studirte er in Gemeinschaft mit J. A. de Baif, Remy Belleau, Muret u. A. im College Coqueret unter Jean Daurat und Adrien Turnebe. In dieser Stille bereitete er mit seinen Freunden, wozu noch Jodelle und J. du Bellay zu zählen, die große literarische Revolution vor, welche die Zeit der mittelalterlich-romantischen Literatur in Frankreich beendigen und dafür die abstracte Nachahmung der Alten zum Kunstprincip machen sollte. R. ist der erste bewußte und absichtliche Classifier der Franzosen. Die von ihm unternommene Neuerung war durchgreifend. Mit kühner Verachtung aller Vorgänger ließ R.'s Schule, in sonderbarer Verkenntnis des franz. Sprachgeistes, wie Boileau sagt, „ihre Muse lateinisch und griechisch sprechen“ und copirte in Wortbildung, Construction und Farbe die Griechen und Römer. Neben den Alten ahmte R. die Italiener und vorzüglich Petrarca nach, von dem er in Frankreich zuerst die Form der Sonette entlehnte. Durch sein Epos „La Franciade“, von dem statt der beabsichtigten 24 Gesänge nur vier erschienen, wollte er auch der Homer der Franzosen werden, wie er in seinen Oden den Schwung Pindar's nachahmte. Bei seinen Lebzeiten wurde er wie wenige Dichter geehrt. Die vier letzten Valois zogen ihn an den Hof und beschenkten ihn reichlich; namentlich erhielt er mehrere geistliche Pfründen, obgleich

er nie die Priesterweihe empfangen hatte. Auch Elisabeth von England und Maria Stuart zeichneten ihn aus, und die Stadt Toulouse machte ihm eine massive silberne Minerva zum Geschenk. Auf deutschen und engl. Universitäten erklärte man seine Werke, und Lasso kam nach Paris und legte ihm Proben seines Gedichts vor. So übertrieben diese Auszeichnungen auch sein mochten, so verdient doch R., der 27. Dec. 1585 in St.-Cosmus zu Tours starb, ebenso wenig die herabsetzenden Urtheile, welche später besonders seit Malherbe über ihn gefällt worden sind. Die erste Ausgabe seiner Werke (4 Bde., Par. 1567) wurde von ihm selbst besorgt. Von den spätern Ausgaben sind zu erwähnen: die von Claude Binet (10 Bde., Par. 1587), von Galland (11 Bde., Par. 1604—17) und die mit einem ausführlichen Commentar versehene von Richelet (2 Bde., Par. 1623). „Oeuvres choisies“ hat Paul L. Jacob (Par. 1840) herausgegeben. Vgl. Günther, „R. und sein Verhältniß zur Entwicklung der franz. Sprache“ (Elberf. 1846).

**Roos** (Joh. Heinr.), ein berühmter Landschafts- und Thiermaler, geb. zu Otterndorf in der Pfalz 1631, der Sohn eines armen Malers, kam im neunten J. nach Amsterdam, wo er bei dem Historienmaler Julien du Jardin und nachher bei B. Graat und Adrian de Bye lernte. Obschon er in der Folge auch Porträts malte, so arbeitete er doch am liebsten Landschaften, staffirt mit Thieren, besonders Ziegen, Schafen und Kühen. Treffliche, naturwahre Zeichnung und interessante Gruppierung dieser Thiere, verbunden mit kräftigem und angenehmem Colorit und geschickte Zusammenstellung machen ihn zu einem der vorzüglichsten Thiermaler. Auch hat er Einiges in Kupfer geätzt. Er ließ sich 1657 in Frankfurt nieder, wo er hauptsächlich durch zahllose Porträts, die er theils in Frankfurt selbst, theils an den Höfen von Mainz und Hessen zu malen hatte, großes Vermögen gewann, verlor aber beim Brande von 1685 sein Leben. Seine Gemälde wie seine Zeichnungen werden zu hohen Preisen bezahlt. — Sein Bruder, Theod. R., geb. zu Wesel 1638, lernte ebenfalls bei Adrian de Bye und erhielt, nachdem er an den Hof zu Kassel berufen worden war, fast von allen Höfen Deutschlands Aufträge. Seine 1667 in Kupfer geätzte Folge von sechs kleinen Viehstücken ist besonders ihrer außerordentlichen Seltenheit wegen berühmt. Er starb 1698. — Von Joh. Heinrich's vier Söhnen zeichnete sich als Maler aus Phil. Pet. R., geb. 1657 zu Frankfurt, der, weil er in Livoli lebte, auch *Mosa di Livoli* genannt wurde. Als ein Wüstling starb er zu Rom 1705 in großem Elende. Seine Werke sind meistens sehr geistreiche phantastische Landschaften mit Thierheerden; die Behandlung ist jedoch etwas flüchtig. — Auch sein Bruder Joh. Melch. R., geb. 1659, hat viel gezeichnet und ahmte den Vater in der Thiermalerei nach. — Joh. Heinrich's Enkel, Mos. R., nachmals Galerieinspector zu Wien, geb. 1728, malte, zeichnete und radirte in der Manier seines Großvaters.

**Roothaan** (Rothaan, Roothan, Rottenhaan, Johann Philipp van), Jesuitengeneral, geb. 23. Nov. 1785 zu Amsterdam, stammte aus einer ursprünglich protest. Familie. Erst sein Großvater trat aus der ref. zur kath. Kirche; sein Vater war Chirurg. Die erste Bildung erhielt der junge R. auf dem Gymnasium in Amsterdam. Dann trat er in das Athenäum daselbst, besuchte die Vorlesungen van Lennep's über griech. Literatur und begab sich, 19 J. alt, nach Rußland. Hier trat er 18. Juni 1804 in den Jesuitenorden, brachte zwei Jahre im Noviziate zu, lehrte im Collegium zu Dünaburg Grammatik und Rhetorik, studirte in Polock Theologie, erhielt 1812 die Priesterweihe und verwaltete in Drözan das Pfarramt, als die Jesuiten die Ausweisung aus Rußland traf. Er wurde nach der galizischen Grenze gebracht und wollte von da nach Frankfurt gehen. Durch die Vermittelung des Ordenssuperior in der Schweiz, Gobinot, nahm aber R. seinen Aufenthalt zu Brieg in Wallis, wo er sich zunächst mit dem Unterrichte junger Ordenszöglinge in der Rhetorik beschäftigte, dann aber auch zu predigen und Missionen auszuführen beauftragt wurde und den Ordensprovinzial bei der Visitation der Ordenshäuser begleitete. Bei dieser Gelegenheit durchreiste er Frankreich zwei mal. Im J. 1823 stellte ihn der Ordensgeneral Ludwig Fortis bei dem vom König Karl Felix gestifteten Collegium des Franz von Paula in Turin an, und hier hatte er besonders die vornehme Jugend des Königreichs zu bilden. Im J. 1829 ernannte ihn der Generalvicar Pavani nach dem Tode des Fortis zum Vicarprovinzial Italiens und 9. Juli 1829 erhob ihn die Generalcongregation zum General des Jesuitenordens. Seine Ordensregierung ist besonders durch den großen Aufschwung merkwürdig geworden, den die Jesuiten unter ihm gewannen. Er errichtete für sie acht neue Provinzen: zwei in Italien (Turin und Venedig), zwei in Frankreich (Lyon und Toulouse), eine in Deutschland (Östreich ohne Galizien), eine in Belgien, eine in Holland, eine in Maryland in den Vereinigten Staaten. Als sich der Rückschlag gegen die Thätigkeit des Ordens geltend



machte und 1846—47 in der Schweiz u. s. w., ja in Rom selbst eine Reaction gegen den Einfluß der Jesuiten kundgab, suchte R. durch Geschmeidigkeit und Zurückhaltung diese kritische Zeit zu überwinden. Aus jener Zeit stammen mehrere öffentliche Erklärungen von ihm, worin er die Jesuiten nur als eine religiöse Brüderschaft bezeichnet und jeden Vorwurf einer Einmischung in weltliche Angelegenheiten als unbegründet zurückweist. Der Sieg der Restaurationspolitik auf dem Festlande brachte bessere Zeiten für den Orden, zumal die Regierungen in den Jesuiten ein conservatives Mittel erblickten. R. erlebte noch die Genugthuung, seinem Orden fast überall Einfluß und Protection wieder erworben zu haben, eine Wendung der Dinge, die mit großer Mühseligkeit und theilweise auch mit Erfolg benützt worden ist. Nach längerer Krankheit starb R. 8. Mai 1853; sein Nachfolger an der Spitze des Ordens ist Vater Joh. Beckx.

**Roquelaure**, ein franz. Geschlecht, das von dem Hause Armagnac abstammte. — **Antoine**, Baron von R., Marschall von Frankreich, geb. 1543, trat in die Dienste der Johanna d'Albret, Königin von Navarra, und half deren Sohne Heinrich IV. die franz. Krone erkämpfen. Auf seinen Rath soll sich Heinrich zur Annahme des Katholicismus entschlossen haben. Auch nach dem Frieden blieb er der Rathgeber des Königs und machte sich bei Hofe durch seine heitere Laune sehr beliebt. Als Heinrich IV. 1610 von Ravallac ermordet wurde, befand sich R. mit in dem königl. Wagen. Während der Regentschaft Maria's de Medici zog er sich in sein Gouvernement Guyenne zurück, erhielt 1615 die Marschallswürde und starb zu Lectoure 1625. — Sein Sohn, **Jean Gaston Baptiste**, Marquis, dann Herzog von R., geb. 1617, führte von Jugend auf die Waffen. In den Kriegen Ludwig's XIII. kämpfte er in den Niederlanden und an den span. Grenzen. Während der Unruhen der Fronde blieb er dem Hofe treu und wurde dafür 1652 zum Pair und Herzog erhoben. Große Dienste leistete er 1668 bei Besignahme der Franche-Comté, 1671 in Holland, besonders aber 1673 bei der Belagerung von Mastricht. Im J. 1676 erhielt er das Gouvernement von Guyenne. Er starb 1683. Von seinem Vater hatte er kriegerische Kühnheit und das heitere Wesen geerbt. Am Hofe Ludwig's XIV. spielte er geradezu die Rolle des Spaßmachers. Seine angeblichen Scherze und Witze sollen enthalten sein in „*Momus français, ou les aventures divertissantes du duc de R.*“ (Köln 1727). — Sein Sohn, **Antoine Gaston Jean Baptiste**, Herzog von R., geb. 1656, wohnte ebenfalls den Kriegen Ludwig's XIV. bei. Als Gouverneur von Languedoc stellte er 1709 in den Sevennen den Frieden her. Er erhielt 1724 den Marschallstab und starb, der letzte männliche Nachkomme seines Hauses, zu Lectoure 6. Mai 1738. — Mit der herzogl. Familie gar nicht verwandt war **Jean Armand de Bessuejouls** von R., Erzbischof von Mecheln, geb. 1721 zu Roquelaure unweit Rodez. Beim Ausbruche der Französischen Revolution war er Bischof von Emilié. Er entging der Guillotine nur durch Zufall und wirkte nach dem Sturze Robespierre's mit Eifer für die Einführung des kath. Gottesdienstes. Im J. 1801 gab ihm Bonaparte das Erzbisthum Mecheln, das er jedoch 1808 ohne weiteres mit einem Kanonikat zu St.-Denis vertauschen mußte. Er starb 24. April 1818.

**Röraas** (spr. Rörohå), eine Bergstadt im norweg. Stifte und 15 M. südsüdöstlich von Drontheim, 2090 F. über dem Meerespiegel, am Hitten-Aan, unweit von dessen Mündung in den Glommen, in einer sehr rauhen und öden Gegend, in welcher kein Getreide mehr reift, zwischen ewig beschneiten Bergen gelegen, besteht aus zwei Hauptstraßen von hölzernen Häusern, zählt 3500 E. und hat mehrere Schulen und wohlthätige Anstalten. R. ist berühmt durch sein reiches Kupferbergwerk und seine Chromisensteingruben. Unter den Kupferminen, welche 1644 entdeckt worden sind und sämmtlich in Chloritschiefer liegen, ist die berühmteste die neue Stortvartgrube, eine Meile südöstlich von der Stadt und 2980 F. über derselben oder 5070 F. über dem Meere, auf der größten Höhe des sanft aufsteigenden Stortvolagebirgs. Wegen des festen Gesteins bedarf die Grube keiner Verzimmerung, sondern stehen gebliebene Pfeiler desselben unterstützen die 60—90 Lachter weiten Gewölbe. Aus 100 Tonnen Erz werden 27—30 Schiffspfund Schwarzkupfer und 24 Schiffspfund Garkupfer geschmolzen. Letzteres kommt in den Handel unter dem Namen des Drontheimer Kupfers.

**Rorschach**, ein am Bodensee gelegener Marktflecken im schweiz. Canton St.-Gallen, hat etwas über 1000 E., einen Hafen und ist der Mittelpunkt eines beträchtlichen Getreidehandels. Dieser Ort wird der nördliche Endpunkt der Eisenbahn sein, welche die östliche Schweiz in der Hauptrichtung von Norden nach Süden durchziehen soll.

**Rosa** (Salvator), genannt Salvatorcello, Maler und Kupferäher, zugleich ein ausgezeichnet satirischer Dichter und Tonkünstler, geb. 1605 zu Renella im Königreich Neapel, wurde in einem Kloster für den geistlichen Stand erzogen, bis man ihn daselbst seiner ausschließlichen

Vorliebe zur Musik wegen nicht länger dulden wollte. Auf's höchste stieg der Unwille sein Alter, als er sich außerdem noch der Malerei ergab, und zwar ohne Anleitung, als einer reinsten Naturalisten, welche die Kunstgeschichte kennt. Achtzehn Jahre alt, durchstreifte er ein Apulien und Calabrien und soll sogar, man weiß nicht, ob freiwillig oder gezwungen, eine Zeit lang unter den Räubern gelebt haben. Nach Neapel zurückgekehrt, schmachtete er einige Zeit großem Elende; dagegen ist es wol irrig, wenn man ihn zum Mitgliede der Compagnia de' Morti macht, welche später beim Aufruhr Masaniello's so thätig war. Schon zu Anfang vierziger Jahre des 17. Jahrh. lebte er nämlich in Rom, und von da an war sein Ruf und Wohlstand gesichert. Auch mögen aus dieser Zeit seine wichtigsten Bilder stammen. Am liebsten stellte er grauenvolle Bildnisse dar, die er durch Schäfer-, Räuber-, Soldaten- und Bartengruppen charakteristisch und anziehend belebte. Da er in Rom besonders in den beiden Gemälden, die Vergänglichkeit des menschlichen Lebens und die Göttin des Glücks, wie sie sie haben an Unwürdige vertheilt, seinem Witz und seiner satirischen Laune zu freien Lauf lassen hatte, zog er sich so viele Feinde zu, daß er die Stadt verlassen mußte. Er wendete sich hiernach nach Florenz, wo er sich die Gunst des Herzogs erwarb; doch kehrte er nach Rom zurück. Obgleich er sich durch gesellige Talente und liebenswürdige Eigenschaften, so z. B. als Dichter von Dramen, in welchen er selber auftrat und Alles hinriß, eine Menge Freunde warb, so mehrten sich doch in Folge seiner bitteren Spöttereien über mehrere seiner Kunstgenossen besonders über Bernini, seine Feinde so sehr, daß man ihn von der röm. Akademie ausschloß. Er starb zu Rom 1673 und erhielt ein Denkmal in der Karthause. Sein Stil ist im Ganzen nach den neapolitan. Naturalisten, besonders nach Aniello Falcone gebildet; aber es lebt in seinen Bildern das eigenste, kühnste Feuer der Erfindung, die resolute Darstellung. Das Heiligste, was er geschaffen, ist wol die große Schlacht im Louvre und die Verschwörung des Colina im Palast Pitti zu Florenz, ein mächtiges, düsteres Charakterbild. Doch beruht sein Ruhm hauptsächlich auf jenen phantastischen, durch Beleuchtung und Staffage wundersam ergreifenden Landschaften. Fast seltener als seine Gemälde sind seine Zeichnungen. In seinen späteren Jahren äßte er in Kupfer, und die 86 Blätter, welche von ihm herrühren, gehören zu den vorzüglichsten Arbeiten der ital. Maler und sind in guten Abdrücken ziemlich selten. Auch hat man von ihm sechs Satiren (neue Ausg., Flor. 1770), deren eine, „Die Dichtkunst“, von Fiori mit einer Biographie des Künstlers (Gött. 1785) herausgegeben wurde. Sein Leben beschrieb sein Zeitgenosse Balducci (neue Ausg., Vened. 1830).

**Rosalie** nennt man in der Musik einen kleinen Satz von wenigen Takten, der mehrmals hintereinander, nur auf eine höhere oder tiefere Stufe versetzt, wieder erscheint.

**Rosalie**, die Heilige, die Schutzpatronin von Palermo, soll eine span. Prinzessin, nach Andern aus der Stadt Rosalia in der sicil. Intendanz Girgenti gebürtig gewesen und auf dem Monte Pellegrino bei Palermo im beschaulichen Leben 1160 gestorben sein. Als man daselbst im Mittelalter zur Zeit einer furchtbaren Pestmoth ihre Gebeine aufgefunden zu haben meinte und die Seuche sofort nachließ, wurde sie zur Schutzheiligen von Palermo erklärt, wo jährlich am 15. Juli ihr Fest, bei dem man ihr Bild auf einem großen Gerüste in Procession herumträgt, unter großen Festlichkeiten begangen wird. Auf dem Monte Pellegrino ist ihr eine Kapelle geweiht.

**Rosamel** (Claude Charles Marie du Campe de), franz. Admiral, geb. 1774 zu Rosamel, trat 1792 in die franz. Marine. Auf der Flotte von Brest zeichnete er sich 1794 und 1795 unter Villaret-Joyeuse wiederholt aus, sodaß er rasch zum Schiffblutnant emporstieg. Im Dec. 1796 wohnte er der Expedition bei, die unter Morard de Galles und Hoche eine Landung auf Irland versuchen sollte. Nachdem er 1801 zum Schiffscapitän ernannt worden, leistete mehrere Jahre hindurch als Adjutant und Offizier im Stabe Dienste. Erst 1809 erhielt er den Befehl über eine Fregatte. Am 29. Nov. 1811 lieferte er im Adriatischen Meere bei Palaga einem brit. Geschwader mit Glück ein Treffen, in welchem er jedoch selbst übel zugerichtet und gefangen genommen wurde. Erst 1814, nach Napoleon's Sturze, durfte er zurückkehren und erhielt nun 1815 das Commando über ein großes Kriegsschiff. Nachdem er 1818 Contre-amiral und Mitglied des Admiralitätsraths geworden, erwarb er sich für die Herstellung der franz. Marine mancherlei Verdienste. Unter Duperre's Oberbefehl befehligte er 1830 eine Escadre bei der Expedition nach Algier. Als das Heer an die Eroberung des Kaiserschlusses ging, legte er sich in der Bai von Algier vor Anker und eröffnete seit dem 29. Juni mehrere Tage hindurch ein furchtbares Feuer auf die Forts und Batterien des Hafens, sodaß sich der Dey zur Capitulation entschloß. Mit der Julirevolution von 1830, der er anhing, wurde R. zum Seepräfekt von Toulon ernannt. Im Ministerium Molé vom 25. Aug. 1836 erhielt er das Po-



le der Marine. Er verwaltete sein Amt mit großer Auszeichnung und Thätigkeit, bereitete die Blockade der mexican. Küsten vor, dankte aber ebenfalls ab, als sich endlich seine gen 9. März 1839 definitiv zurückzogen. Er starb einige Jahre darauf, den Rang eines Admirals bekleidend.

osaß (Don Juan Manuel de), gewesener Gouverneur und Generalcapitän von Buenos-Ayres, geb. 1793 in Buenos-Ayres, verbrachte seine Jugend auf den Landgütern seiner ausien stammenden Familie unter den Gauchos (s. d.), deren Lebensweise er sich aneignete und dadurch zu großem Einfluß gelangte. Im J. 1820 erschien er zum ersten male auf dem öffentlichen Schauplatz an der Spitze eines Milizenregiments zur Vertheidigung des Gouvernors Rodriguez. Im J. 1828 trat er als Befehlshaber der Landbevölkerung und Haupt der Unitaristen im Kampfe gegen die Unitarier auf und wurde hierauf 8. Dec. 1829 zum Gouverneur von Buenos-Ayres ernannt. Mit dem festen Entschlusse, seine Herrschaft durch alle Mittel zu befestigen, vernichtete er zunächst die Unitarier in den Provinzen, indem er im Dec. 1830 dieselben auszog. Als 24. Jan. 1832 seine legale Vollmacht ihr Ende erreicht, unterzeichnete er einen Zug gegen die Indianer des südlichen Theils von Buenos-Ayres. Die errungenen Siege umgaben R. beim Volke mit neuem Zauber, sodaß er in der mittlerweile in Buenos-Ayres aufsteigenden höchsten Verwirrung als einziger Retter betrachtet und 7. März 1835 als auf fünf Jahre zum Gouverneur und Generalcapitän erwählt wurde. Mit kluger Abrechnung lehnte er erst diese Würde ab, nahm sie aber endlich unter der Bedingung an, daß ihm zeitweilig außerordentliche Gewalt übertrage, wodurch er factisch die Macht eines Dictators erhielt. Dasselbe Spiel wiederholte sich nun zwischen R. und der Kammer alle fünf Jahre. Unter denselben Bedingungen immer wieder in seinem hohen Posten bestätigt, führte er die Regierung machiavellistisch und grausam bis 1852. Nachdem er sich von seinen Nebenbuhlern in der eigenen Partei durch glückliche Umstände befreit sah, wirkte er mit ganzer Kraft auf die Vernichtung seiner Gegenpartei, der Unitarier. Neben diesen Kämpfen war es ihm gelungen, eine gewisse materielle Ordnung und Sicherheit herzustellen und eine bis zu gewissem Grade hinreichende Rechtspflege einzuführen. Auch der Ackerbau erlangte durch ihn in der Provinz Buenos-Ayres einen bedeutenden Aufschwung. Solange er an der Spitze der Regierung stand, hatte indessen die Repräsentantenkammer keine andere Aufgabe, als den Jahrsbericht anzuhören. Von den vier Ministerien lag das des Innern und des Kriegs unmittelbar in R.'s Händen, während das Auswärtige und die Finanzen von ihm ganz beherrscht wurden. Besonders war es Don Felipe Arana, der Minister des Außern, welcher die ungeschickliche und schlaue Politik R.'s vortrefflich in Notizen und Depeschen zu übersetzen verstand. Als Mann zeigte R. eine gewisse Würde, ja Einfachheit und Strenge, und durch den Zauber seines Wortes mußte er nicht bloß den Gaucho, sondern oft auch den Gebildeten zu bestricken. Von seinen Anhängern fanatisch verehrt, wurde er jedoch im Allgemeinen wegen seiner Willkür und barbarischen Strenge von dem gebildeten Theile des Volkes verabscheut. Bis zum J. 1835 hatte R. zur Durchführung seines terroristischen Systems 5884 Menschen (5 Proc. der Bevölkerung von ganz Buenos-Ayres) hinrichten lassen, und die große Menge Papiergeldes, welches allmählig zum Ruin aller ökonomischen Verhältnisse in Umlauf setzte, brachte immer entschiedener die öffentliche Stimmung gegen ihn auf. Nachdem er sich 12. Sept. 1849 von neuem noch unumschränkter Gewalt hatte bekleiden lassen, trat endlich die Unhaltbarkeit seiner unpopulären Stellung völlig zu Tage, zumal als sich neben England und Frankreich auch Brasilien in die Wirren der La-Platastaaten (s. Argentinische Republik) mischte. Am 1. Aug. 1851 überschritt der brasil. General Caxias die Grenze von Uruguay, während eine Flotte unter Grenfell in den Parana einlief. Der Gouverneur und Generalcapitän von Entre-Rios, Jos. von Urquiza, der Abhängigkeit müde, in der auch er von R., dem Gouverneur von Buenos-Ayres, gehalten wurde, sagte sich nun von demselben los und rückte ebenfalls in Uruguay ein, wo er 12. Oct. 1851 R.'s Verbündeten, den General und Präsidenten Oribe, durch Capitulation zur Unterwerfung nöthigte. R. selbst mußte sich vor der Hand in Buenos-Ayres aufrecht zu erhalten, und als Urquiza mit der alliirten Armee im Jan. 1852 über den Parana vordrang, verließ er die Hauptstadt und übernahm selbst den Oberbefehl. Allein die bei der Schlacht von Pago-Lugares in der Nähe von Buenos-Ayres 3. Febr. 1852 gelieferte Schlacht, zu deren günstigem Ausgang auch die für Brasilien angeworbenen deutschen Truppen wesentlich beitrugen, entschied das Schicksal des Dictators. R. floh in der Tracht eines Gaucho nach Buenos-Ayres und rettete sich hier, in Matrosenkleidung, mit seinen beiden Töchtern, Manuelita und Juana, und seinen beiden Söhnen, Juan und Manuel, auf den engl. Kriegsdampfer Locust

der ihn 26. April 1852 bei Cork in Irland landete. Die zuvorkommende Aufnahme, die er von den brit. Behörden erfuhr, erregte bei Vielen Unwillen. Das unermessliche Vermögen R.'s in Ländereien und Viehheerden bestehend, ward durch die von Urquiza zu Buenos-Ayres 4. Febr. 1852 gebildete provisorische Regierung zum Besten des Staats confiscirt. R. ist sehr verschiedenartig beurtheilt worden. Während seine Anhänger in ihm einen selbst über Washington stehenden Helden erblickten, hielten ihn Andere mit mehr Recht für einen echten Gauch: bei dem die Energie, Zähigkeit, Verschlagenheit und Grausamkeit seiner Race aufs schärfste ausgeprägt sind.

**Roscelinus** (Johann), ein scholastischer Theolog und Philosoph gegen Ende des 11. Jahrh. angeblich der Lehrer Abälard's, war Kanoniker zu Compiègne und wendete zuerst, wie es scheint, den Nominalismus (s. d.) auf das Trinitätsdogma an. Er behauptete nämlich, man müsse, da dem Gattungsbegriffe Gottheit keine Realität zukomme, die drei Personen als drei Individuen (*tres res per se*) auffassen. Deshalb durch Anselm von Canterbury angeklagt wurde er auf der Synode zu Soissons 1092 zum Widerruf gezwungen, fuhr aber fort, die erwähnte und andere heterodoxe Ansichten zu äußern. Er ging nach England, kehrte aber, 1099 ausgewiesen, nach Frankreich zurück, wo er 1120 ohne Ausöhnung mit der Kirche starb.

**Roscius** (Quintus), einer der größten Schauspieler des alten Rom, war der Zeitgenosse des Cicero, der ihn seiner Freundschaft würdigte und stets mit Bewunderung von ihm sprach. Noch haben wir eine Rede des Lepidus, worin er diesen Künstler, der auch wegen seiner Sitten ausgezeichnet war, gegen eine Anklage vertheidigt. Nicht minder als Cicero schätzten ihn Sull und Piso, und der Senat gewährte ihm einen ansehnlichen Jahresgehalt. Das entzückte Volk konnte nicht aufhören, seine Kunst zu bewundern, die im Tragischen und Komischen gleich groß war. Er starb ungefähr 61 v. Chr. Seine Meisterschaft wurde bald zum Sprüchwort und dem ausgezeichneten Schauspieler sein Name beigelegt.

**Roscher** (Wilh.), ausgezeichneter Nationalökonom, geb. 21. Oct. 1817 zu Hannover, sein Vater, ein um die hannov. Gesetzgebung, sowie früher um die Abschüttelung des französischen Jochs vielfach verdienstlicher Mann, erster Rath im Justizministerium war, wurde auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt vorgebildet und studirte 1835—39 zu Göttingen und Berlin, namentlich besonders Albrecht, Gerwinus, D. Müller, Ranke auf seine geistige Entwicklung Einfluß üben. Nachdem er sich 1840 zu Göttingen habilitirt hatte, wurde er 1843 zum außerordentlichen, 1844 zum ordentlichen Professor ernannt. Im J. 1848 folgte er einem Rufe nach Leipzig. Seine Vorlesungen erstrecken sich auf Politik, Nationalökonomie, Polizei, Finanzen, Statistik und Geschichte der Staatswissenschaften. In wissenschaftlicher Hinsicht ist R. als der Gründer der immer mehr Einfluß gewinnenden historischen Methode der Nationalökonomie betrachtet. Sein Bestreben geht dahin, den Staat und namentlich die Volkswirtschaft als eine Seite des Volkslebens aufzufassen. Da man jedoch die eine Seite des Volkslebens nicht gründlich begreifen kann, wenn man das ganze Volk kennt, so war seine Aufmerksamkeit auf die Wechselbeziehungen zwischen der Volkswirtschaft einerseits und dem Staate, der Kunst, Literatur, Sitte u. s. w. andererseits gerichtet. Er vergleicht die verschiedenen Völker miteinander, stellt das Ähnliche in ihrer Entwicklung als Entwicklungsgesetz dar und sucht das Unähnliche als Ausnahme zu erklären. R. stellt daher die Begriffe Nationalcharakter und Culturstufen bei weitem mehr in den Vordergrund als die übrigen Nationalökonomien. Es entscheiden sich hierdurch viele Controversen höchst einfach, indem Gesetze, Anstalten u. s. w., die von der einen Seite lebhaft gefördert, von der andern ebenso lebhaft verworfen werden, als nothwendige Begleiter gewisser Entwicklungsstufen, aber auch nur für diese zweckmäßig erscheinen. Der Reim dieser Richtung enthält schon R.'s Doctoridiffertation „De historicae doctrinae apud philosophos maiores vestigiis“ (Gött. 1838), welcher das schätzbare Buch über das „Leben, Werk und Zeitalter des Thucydides“ (Gött. 1842) folgte. Weiter ausgeführt hat er dieselben theils in dem „Grundriß zu Vorlesungen über die Staatswirtschaft“ (Gött. 1843), theils in einer Reihe gründlicher und vielseitiger Untersuchungen über einzelne Gegenstände. Mehrere derselben, wie „Über den Luxus“ (1843), „Betrachtungen über Socialismus und Communismus“ (1845), „Ideen zur Politik und Statistik der Ackerbausysteme“ (1845—46), „Umriss der Naturlehre der drei Staatsformen“ (1847—48), „Untersuchungen über das Colonialwesen“ (1847—48) u. s. w., sind in Rau's „Archiv der politischen Ökonomie“, der „Zeitschrift für Geschichtswissenschaft“, der „Deutschen Vierteljahrsschrift“ niedergelegt; andere, wie „Ueber Kornhandel und Theuerungspolitik“ (3. Aufl., Stuttg. 1852) und die „Geschichte der Volkswirtschaftslehre“ (Lpz. 1851), erschienen als besondere Werke. Vollständig und



wissenschaftlichem Zusammenhang hat er seine Ansichten in dem auf vier Bände berechneten „System der Volkswirtschaft“ (Bd. 1, Lpz. 1854) darzulegen begonnen.

**Roscoe** (William), ein ausgezeichnete engl. Schriftsteller, geb. zu Liverpool 1753 von armen Eltern, kam als Schreiber zu einem Rechtsgelehrten in Liverpool. Hier lernte er mit Eifer die lat., franz. und ital. Sprache; auch fand er noch Muße, sich mit den engl. Dichtern bekannt zu machen. In seinem 16. J. trat er mit einem beschreibenden Gedichte, „unterschiedlich und pleasant“, auf. Als er mehrere Jahre unter der Leitung seines Principals gearbeitet, ernannte ihn jener als Gehülfe an, und mit glücklichem Erfolge führte er nun fast allein dessen Geschäfte. Als die Abschaffung des Sklavenhandels durch Clarkson in Anregung gebracht wurde, nahm R. den wärmsten Antheil an der Förderung dieser Angelegenheit und suchte 1788 mit seinem Gedicht „The wrongs in Africa“ die Theilnahme des größern Publicums aufzuregen. In langen Vorbereitungen ließ er die erste und zugleich reifste Frucht seiner historischen Studien: „The life of Lorenzo de' Medici“ (2 Bde., Liverp. 1795; deutsch, Berl. 1797), im Druck erscheinen. Bald nachher gab er sein Anwaltsgeschäft auf, um gerichtlicher Sachwalter zu werden, ging aber auch von diesem Plane wieder ab und wurde Bankier in Liverpool. In dieser Eigenschaft machte er die Vorarbeiten zu seinem zweiten historischen Werke: „The life and pontificate of Leo X.“ (4 Bde., Liverp. 1805; deutsch von Glaser, mit Anmerkungen von Henke, 3 Bde., 1806; ital. von Bossi, 12 Bde., Mail. 1818), das zwar dem ersten nicht gleich, aber doch eine sorgfältige Forschung ausgezeichnet ist. Der Whigpartei ergeben, saß er einige Zeit als Mitglied der Stadt Liverpool im Parlament. Sein Plan einer Kunst- und Literaturgesellschaft blieb hauptsächlich wegen des Sturzes seines Bankierhauses 1816, der die Versteigerung seiner trefflichen Bibliothek nach sich zog, unausgeführt. Doch suchte er stets für die Wissenschaft zu wirken und trug nicht wenig zu der Errichtung der „Royal institution of Liverpool“ bei. Er starb 30. Juni 1831. Eine Sammlung seiner „historical works“ erschien zu Leipzig (8 Bde., 1828). Vgl. seines Sohnes „Life of Will. R.“ (2 Bde., Lond. 1833).

**Roscommon**, eine Grafschaft der irländ. Provinz Connaught, zählte auf nahezu 45 QM. nur noch 173798 E., d. i. 79743 weniger als 1841. Von der Oberfläche, welche, einige Stellen an der Nordgrenze abgerechnet, eine ununterbrochene Ebene bildet, kommen 33 1/2 % auf Culturland, 11 1/2 % auf die Seen und völlig unbenutzbare Sümpfe und Moräste. Die Wasserversorgung ist sehr reichlich; das Klima feucht. Der Hauptfluß Shannon ist durch seinen Reichtum an Fischen und als Absatzweg segensbringend für die Grafschaft, andererseits aber ist er bei den hier sehr niedrigen Ufern großen Schaden durch ausgedehnte Überschwemmungen. Der fruchtbare Boden, ist derselbe ziemlich gut angebaut. Die fetten Weiden unterstützen die Zucht von langhörigen Rindern und besonders von langwolligen Schafen; die Milchwirtschaft erweist sich indessen unbedeutend. An der Nordgrenze, westlich vom See Allen, finden Steinkohlen und Eisenerz. Bei dem Mangel an Holz brennt man allgemein Torf. Die frühere in großer Ausdehnung betriebene Leinenmanufactur hat sehr abgenommen. Durch die Flußstraße des Shannon wie keine andere Grafschaft begünstigt und von der ihn kreuzenden Eisenbahn von Dublin nach Galway durchzogen, führt R. vorzüglich rohe Wolle, Hornvieh, Schweine und Pökelfleisch aus. Die Hauptstadt Roscommon, ein alter, elend gebauter Ort, ist sehr heruntergekommen, zählt etwa 3300 E., hat ein 1268 erbautes festes Schloß, ehemals Residenz der Grafen von R., die Ruine eines Dominicanerklosters mit einem Marmor Denkmal des Königs D'Connor von Connaught, eine Grafschaftshalle, ein Rathhaus und eine bemerkenswerthe anglikanische Kirche. Das Städtchen Boyle an dem schönen See Lough-Rey und am Flußchen Boyle, zählt 3500 E., hat eine schöne anglikanische Kirche, eine Militärschule, treibt Handel mit Leinwand und Butter und ist besonders bemerkenswerth wegen der benachbarten goth. Abteiruine, Boyle-Abbey, einer der schönsten Irlands, im Park der Grafen von Kingston, am Ufer des Lough-Rey, auf dessen schönen buschigen Inseln noch Ruinen von andern Klöstern und Kirchen sind. Weiter südlich liegt das Städtchen Elphin, der Sitz eines protest. Bischofs, mit unausgezeichneten Kathedrale, 1500 E. und der benachbarten Ruine Ranbo-Castle. Westlich liegt der kleine Ort Ballaghadereen, Sitz des kath. Bischofs von Anchora.

**Rose** (Rosa) eine Pflanzengattung, welche den Typus der Familie der Rosaceen bildet, zeichnet sich durch einen fünfspaltigen Kelch, dessen Röhre bleibend und an der Spitze verengert ist, durch viele Blumenblätter, zahlreiche, dem Schlunde des Kelchs eingefügte Staubgefäße und viele in verschiedenen Farben gefärbte und fleischig gewordenen, immer stachelig behaarten Kelchröhre eingeschlossene Früchte aus. Die hierhergehörigen Gewächse sind Sträucher mit meistens stacheligem Sten-

gel und unpaarig-gefiederten Blättern, an deren Blattstielgrunde die Nebenblätter angewachsen sind. Pracht und Wohlgeruch der Blume hat die Rosen seit langer Zeit zu einem vorzüglichsten Gegenstande der Ziergärtnerei gemacht, wodurch viele Hunderte von Spielarten entstanden sind, so daß es schwer ist, die ursprünglichen Arten aus ihnen aufzufinden. Vor allen ist als Königin der Blumen die hundertblättrige Rose (*R. centifolia*) geschätzt, diese dem Groß und der Größe geweihte Blume, welche als Symbol der Freude und Liebe, aber auch der Verschwiegenheit gilt und als eben sich öffnende Knospe ein liebliches Bild der Unschuld und Reinheit darstellt. Durch die herrliche Form und Farbe ihrer Blüten und durch äußerst angenehmen Geruch ausgezeichnet, wird sie seit alten Zeiten in den Gärten in unzähligen Abänderungen gezogen, neben die zierliche Moosrose, deren Kelche gleichsam mit Moos bewachsen erscheinen, die welche durch weiße, in der Knospe aber purpurrothe Blüten ausgezeichnet ist, die Nelke, die sehr kleinblumige Provencerrose, die noch kleinere Burgunderrose u. a. gehören. Blumenblätter (Rosenblätter), welche außer dem bekannten Geruche einen süßlichen, bitterlich-herben Geschmack besitzen, werden zur Destillation des Rosenwassers, des Rosenroths wie auch zur Darstellung mehrerer Zubereitungen für die Medicin verwendet, wie Rosenessig, Rosenconserve, Rosenöl u. s. w. Der Aufguß der frischen Blätter ist ein gutes Purgirmittel. Die französische Rose, Zucker- oder Essigrose (*R. Gallica*), welche im südlichen Europa einheimisch ist und bei uns ebenfalls in vielen Spielarten, besonders in prächtig gefüllten Formen gezogen wird, zeichnet sich durch harte und eigenthümlich trockene Blätter und ausgebreitete Blumenblätter aus. Ihre Blumenblätter, welche weit schwächer im Geruch als die Centifolia sind, werden vorzüglich zur Bereitung von Rosenessig und der Rosenconserve verwendet. Die Damascenerrose (*R. Damascena*) bei uns unter dem Namen Monatsrose sehr häufig gezogen. Die Bisam- oder Moschrose (*R. moschata*) ist im nördlichen Afrika und im südlichen Spanien einheimisch und wegen der stark und angenehm riechenden Blüten, welche weiß sind und in blütenreichen Dolden beisammenstehen, schon seit 1590 in Südfrankreich und England cultivirt. Aus den Blüten dieser Rose wird das beste Rosenöl (s. d.) destillirt, das jedoch sehr theuer ist, weil 600 Pfund Rosenblätter kaum mehr als eine Unze Öl geben. Die ursprünglich in China einheimische von da nach Ostindien verpflanzte indische Rose (*R. Indica*) wird jetzt auch bei uns in vielen Varietäten gezogen, wozu die immerblühende Rose, die durch ungemein reichblütigen Doldentrauben ausgezeichnete Rosetterose und die Theerose gehören. Die Blumenblätter dieser Abart werden wahrscheinlich auch dazu benutzt, um dem chinesischen Thee seinen bekannten Geruch zu ertheilen. Die Hundrose, Heckenrose, Hagedorn (*R. canina*) in Europa und dem nördlichen Asien gemein in Hecken, Gebüsch, an Wegen und Hügeln und kommt in vielen Abänderungen vor, zu denen auch die in Gärten gezogene Rose gehört. Ihren Namen erhielt sie deshalb, weil früher die Wurzelrinde als sehr heilkräftig gegen den Biß toller Hunde galt. Die schlanken und geraden, starken Stämme dieser Art benutzt man, um zierliche Rosenbäume zu erhalten, andere Rosenarten darauf oculirt werden. Mehrere Arten Insekten, besonders die gallwespe, stechen in die Zweige der Hundrose, um ihre Eier hineinzulegen; dadurch entstehen große, rundliche, gleichsam bemooste Auswüchse, welche man Rosenapfel, Rosenschlafapfel oder Bedeguar nannte und auch bloß unter das Kopfkissen gelegt für Schlafmittel hielt. Die rothen Fruchtkelche werden unter dem Namen Hagebutten (s. d.) zu Suppen verwendet; weit größere und fleischigere Fruchtkelche liefert aber die zottige Rose (*R. rugosa*). Die Laubblätter der Weinrose, Kistrose oder Frauendorn (*R. rubiginosa*), welche sich von der Ferne durch ein bräunliches Grün kenntlich macht, sind durch einen starken, balsamartigen Geruch ausgezeichnet und werden zum Thee verwendet. Von der gelben Rose (*R. lutea*), welche wegen des manzanartigen Geruchs der Blüten auch Manzanrose heißt, hauptsächlich die prächtige zweifarbige Spielart häufig gezogen, deren Blumenblätter gelb und innen feurigst roth aussehen. Zu den sogenannten Trauerrosen oder Hängetosen von den Gärtnern die Feldrose (*R. arvensis*) cultivirt, die durch lange rankenartige, flach oder herabhängende Zweige sich auszeichnet. Die Alpenrose (*R. Alpina*) schmückt als einzelner Strauch die Alpen und minder hohen Gebirge und zeichnet sich durch die nach dem Bogen in einem Bogen abwärts gekrümmten Blütenstiele aus. Sonst versteht man auch unter dem Namen Alpenrose (s. d.) ganz eigenthümliche, auf den Alpen vorkommende Sträucher zur Familie der Ericaceen gehören.

Rose, die goldene (*Rosa aurea*), heißt die mit Edelsteinen besetzte, von Gold gefertigte.





Zeit. Namentlich rührt von ihm die Methode her, die alkalihaltigen Silicate durch salpetersaure Baryterde zu zerlegen, welche gewöhnlich Klaproth zugeschrieben wird. Besondere Verdienste erwarb er sich um die Auffindung des Arseniks bei Arsenikvergiftungen; seine Methode ist in neuerer Zeit verdrängt worden. Auch machte er sich um wissenschaftliche Bildung der Apotheker und bei Abfassung der preuß. Pharmacopöe verdient. — Rose (Heint.), der Sohn des Stern, geb. 1795 in Berlin, erlernte ebenfalls die Pharmacie, studirte in Berlin und ging 1818 zu Berzelius nach Stockholm, von da 1820 nach Kiel, wo er promovirte. Im J. 1822 habilitirte er sich in Berlin und wurde daselbst 1823 außerordentlicher und 1835 ordentlicher Professor der Chemie. Er ist einer der tüchtigsten Schüler von Berzelius und nimmt als praktischer Analytiker, namentlich auf dem Felde der anorganischen Chemie, eine der bedeutendsten Stellen ein. Seine durch Genauigkeit ausgezeichneten praktischen Arbeiten sind sämmtlich in Poggendorff's „Annalen“ enthalten und haben zu genauerem Kenntniß einer Menge von Verbindungen unendlich viel beigetragen, ohne jemals polemischen Charakter anzunehmen oder die reine experimentelle Bahn zu verlassen. Besondern Ruhm erlangte er durch sein „Handbuch der anorganischen Chemie“ (2 Bde., Braunschw. 1851), welches ins Französische, Englische und andere Sprachen übersetzt ist. Im J. 1844 entdeckte er das Niobium. — Rose (Gustav), des Vor. Bruder, geb. 1798 in Berlin, begann 1816 in Schlesien die bergmännische Laufbahn, wendete sich aber seiner Gesundheit wegen wieder dem theoretischen Studium der Mineralogie und Chemie zu, promovirte 1820 in Berlin und ging 1821 zu Berzelius. Im J. 1822 wurde er Curator der Mineraliensammlung der Universität in Berlin, 1826 außerordentlicher und 1839 ordentlicher Professor der Mineralogie. Außer vielen einzelnen Abhandlungen, meist in Poggendorff's „Annalen“, unter denen besonders die bereits in Gilbert's „Annalen der Physik“ 1823 veröffentlichte „Über den Feldspath, Albit, Labrador und Anorthit“ hervorzuheben, schrieb er das erste Lehrbuch ausgezeichneten „Elemente der Krystallographie“ (2. Aufl., Berl. 1838), Bericht über den mineralogisch-geognostischen Theil der von ihm 1829 mit Alex. von Humboldt und Ehrenberg gemachten „Reise nach dem Ural, dem Altai und dem Kaspischen Meer“ (2 Bde., Berl. 1837—42), die Abhandlung „Über das Krystallisations-system des Quarzes“ (Zool. 1846) und „Das krystallochemische Mineralsystem“ (Lpz. 1852). Auch zwei jüngere Ehrenmitglieder desselben Namens, F. Rose und A. Rose, haben sich bereits durch tüchtige einzelne Arbeiten bekannt gemacht.

Mosellini (Ippolito), ein bekannter Orientalist, geb. 1800, begleitete 1829 mit seinem Bruder Gaetano M. die wissenschaftliche Expedition, welche auf Betrieb des Herzogs von Angoulême Frankreich und Toscana zu näherer Erforschung der hieroglyphischen Denkmäler in Aegypten sendeten, und veröffentlichte, als Champollion bald nach der Heimkehr starb, die Ergebnisse ihrer gemeinschaftlichen Forschungen unter dem Titel „*Monumenti dell' Egittologia*“ (Abth. 1: „*Monumenti storici*“, 3 Thle. in 5 Bdn.; Abth. 2: „*Monumenti civili*“, 3 Bde., Pisa 1832—41, nebst Atlas). Doch ehe er noch das Werk vollendet, starb er zu Pisa, wo er Professor der orient. Sprachen und der Alterthumskunde war, im Juni 1843. Seine *Memoria della lingua Aegyptiaca, vulgo Coptica* (Rom 1837), die erste brauchbare ägypt. Grammatik, soll die wörtliche Übersetzung eines Entwurfs von Champollion-Figeac sein.

Rosen (Friedr. Aug.), verdienstlicher Orientalist, geb. 2. Sept. 1805 in Hannover, war Sohn des Water, Doctor Balhorn-Rosen, welcher seit 18. Mai 1819 die Stellung eines Rathes der lippe'schen Justizkanzlei und des Criminalgerichts zu Detmold bekleidete, daselbst seinen Wohnsitz hatte, besuchte das Gymnasium zu Göttingen und seit 1822 die Universität zu Leipzig, wo er bald ganz dem Studium der biblisch-oriental. Sprachen sich zuwendete. Im J. 1824 ging er nach Berlin, wo er unter Bopp Sanskrit studirte, 1826 promovirte und dann sein Werk „*Radices Sanscritae*“ (Berl. 1827) erscheinen ließ. Er war nach Paris gegangen, um unter Sach seine Studien der oriental. Sprachen fortzusetzen, als er von dem Baron von Schlegel zum Professor der oriental. Sprachen an der neu begründeten londoner Universität ernannt wurde. In diesem Institute erhielt. Auf Colebrooke's Anrathen bearbeitete er in London das älteste noch vorhandenen arab. Lehrbuch der Algebra von Mohammed-ben-Musa (Lond. 1815). Ununterbrochen war er dabei mit den Vedas beschäftigt, die dem Abendlande bekannt zu machen er sich zur Hauptaufgabe gesetzt hatte. Im J. 1831 gab er seine Stellung als Professor auf, sodaß er sich genöthigt sah, auf Mittel des Erwerbs zu denken. Er übernahm die Herausgabe der Artikel in der „*Penny cyclopaedia*“, die sich auf den Orient beziehen, unterzog sich der Revision des sanskrit-bengal. Wörterbuchs von Haughton (Lond. 1835), das man als seine eigene Arbeit ansehen kann, und arbeitete für das Britische Museum den Catalog



manuscripte, der erst nach seinem Tode (Lond. 1839) erschien. Dabei nahm seine Stellung  
retar der Asiatischen Gesellschaft, deren ganze ausländische Correspondenz er besorgte,  
ist sehr in Anspruch. Colebrooke übertrug ihm die Herausgabe seiner „Miscellaneous  
(2 Bde., Lond. 1837). Der Druck der Hymnensammlung des Rigveda hatte 1836  
m, als er 12. Sept. 1837 starb. So weit als R. seine Bearbeitung der Bedas vollendet  
urde sie von der Asiatischen Gesellschaft veröffentlicht unter dem Titel „Rigveda-San-  
er primus, Sanscrita et Latine“ (Lond. 1838). — Rosen (Georg) jüngerer Bruder  
rigen, geb. 24. Sept. 1821 zu Detmold, widmete sich seit 1839 zu Berlin unter  
und Bopp, dann einige Zeit zu Leipzig besonders unter Fleischer ebenfalls dem Stu-  
r oriental. Sprachen, als dessen erste Frucht die „Rudimenta Persica“ (Lpz. 1843)  
m. Noch in denselben Jahre erhielt er von der preuß. Regierung, um sich an Ort und  
weiter auszubilden, die Mittel zu einer Reise in den Orient, welche er Mitte 1843 mit  
sch antrat, den er bis Tiflis begleitete. Als Ergebnisse seiner Forschungen sendete er  
nderm die Abhandlung „Über die Sprache der Lazen“ (Lemgo 1844) und eine „Dffeti-  
ammatik“ (Lemgo 1846) nach Europa, während andere seiner Sammlungen über die  
hen Sprachen zum Theil das Material zu Bopp's Untersuchung „Über die kaukasi-  
lieder des indogerman. Sprachstammes“ (Berl. 1847) boten. Im J. 1844 nach Kon-  
pel zurückgekehrt, verweilte er hier als zweiter Dragoman bei der preuß. Gesandtschaft,  
Anfang 1853 zum preuß. Consul in Jerusalem ernannt wurde.

in (Freiherrn von), ein in Schweden und den russ. Ostseeprovinzen ansässiges Geschlecht, Mitglieder sich in neuerer Zeit in russ. Diensten vielfach ausgezeichnet haben. — Rosen (Baron von), russ. Generaladjutant, General der Infanterie, Senator und Ehrenmitglied der Wissenschaften in Petersburg, diente zuerst unter Suworow in Polen, wurde dann Oberst und Commandeur des Preobraschenski'schen Garderegiments, Generalmajor und 1813 nach der Schlacht von Leipzig Generalleutnant. In der Folge den Befehl des dem Großfürsten Konstantin untergeordneten lithauischen Armeecorps, 1826 zum General der Infanterie und rückte 7. Febr. 1831 mit der Armee unter ihm in das Königreich Polen ein. In den Gefechten bei Wawre und Grochow zeigte er Tapferkeit und Umsicht, erlitt aber bei Dembe-Wielki von Strzynecki eine Niederlage und bei Iganie zum zweiten mal geschlagen. Dagegen kämpfte er mit Glück gegen den General Narino und nöthigte denselben, mit seinem ganzen Corps nach Ostreich zu flüchten und Waffen niederzulegen. Noch vor Beendigung des poln. Feldzugs wurde ihm das Oberbefehl über sämtliche Truppen im Kaukasus, sowie die Civilverwaltung in den transkaukasischen Provinzen mit sehr ausgedehnten Vollmachten anvertraut. Er führte den Krieg gegen Kasi-Mulla mit großer Energie, schlug denselben im Oct. 1832 auf's Haupt und seine Hauptveste Gimry mit Sturm, wobei Kasi-Mulla selbst den Tod fand. Die Operationen R.'s waren jedoch weniger glücklich, indem sich ihm jezt Schamyl entgegenstellte. Gleich bei der Civil- und Militärverwaltung starke Mißbräuche ein, bei welchen der Schwiegersohn R.'s, der kaiserl. Flügeladjutant Oberst Fürst Dablan, betheiligt war, während der Anwesenheit des Baron im Kaukasus 1837 vor Gericht gezogen und öffentlich verurtheilt wurde. Bald darauf ward R. zurückberufen und zum Senator und Mitglied des Reichsraths in Petersburg ernannt, wo er 12. (24.) Aug. 1841 starb. In wissenschaftlicher Hinsicht hatte er, durch seine amtliche Stellung und durch außerordentliche Mittel begünstigt, so als je einer seiner Vorgänger im Kaukasus geleistet. Mannichfache Untersuchungen geographischer und linguistischer Hinsicht über die verschiedenartigen Stämme unter den Völkern des Kaukasus und über ihre Verbreitung, sowie vielfältige Untersuchungen in geographischer und naturgeschichtlicher Hinsicht und vor allem die Herausgabe zweier Kartenwerke, die wir ihm, welche letztere allein schon genügend sind, seinen Namen ehrend bei der Nachwelt erhalten. Es sind dies die beiden unter seiner Oberaufsicht und Leitung vom Generalmajor des kaukasischen Corps entworfenen und 1834 zu Petersburg im Stich erschienenen überaus ausführlichen Karten des kaukasischen Landes nebst den angrenzenden Ländern, deren kleinere aus 20 Blättern besteht. — Rosen (Roman, Baron von), geb. 1780, mit Auszeichnung als Oberst und Generalmajor in dem franz. Kriege 1812—14, 1830 als Generalleutnant eine Division im Kaukasus, wurde dann Mitglied des Generalauditoriums in Petersburg, 1845 General der Infanterie und starb 23. Oct. (n.) 1848. — Rosen (Alexis, Baron von), russ. Generalleutnant, war bis 1853 Director der Artillerieschule in Petersburg und ist seitdem Mitglied des obersten Conseils der Mi-

literarischen Anstalten. — **Rosen** (Georg, Baron von), beliebter russ. Dichter, ein Freund und Anhänger Puschkins, trat 1827 mit „Drei Gedichten“ auf, die beifällig aufgenommen wurden. Im J. 1828 „Das Geheimniß“ und „Djewa semi Angelow“, 1830 aber das lyrisch-epische Gedicht „Die Geburt Johann's des Schrecklichen“ folgte. Im J. 1830 gab er mit Kondaren den poetischen Almanach „Zarskoje Selo“ und 1832–33 „Ulciona“ heraus. Von seinen Trauerspielen, wozu er die Themata aus der russ. Geschichte nahm, ist „Rußland und Bath“ (1834) das bedeutendste; außerdem schrieb er: „Johann der Schreckliche“ (1833), „Basman“ (1836) und „Die Tochter Johann's III.“ (1839), welches letztere Stück er selbst ins Deutsche übertrug (Petersb. 1841). Seine Oper „Das Leben für den Zar“ (1837) wurde durch Glinka's Musik national. Im J. 1842 veröffentlichte R. im „Syn Otetschestwa“ interessante Reisebriefe aus Rom. Viele seiner Gedichte sind in verschiedenen russ. Zeitschriften und Taschenbüchern zerstreut. Sie empfehlen sich durch Correctheit und Wohlklang der Sprache, zielbewußten Versbau und oft treffende Gedanken, lassen aber Kraft und Originalität vermissen. — **Rosen** (Theod., Baron), russ. Staatsrath, ist Präsident des Fürsorgecomité für die Angelegenheiten der deutschen Colonisten im südlichen Rußland.

**Rosenblut** (Hans), auch **Rosener** und von der Geläufigkeit und Leichtfertigkeit seiner Dichtung der **Schnepperer** genannt, blühte als Dichter etwa in den J. 1430–60. Zwar hatte er noch Deutschland durchwandert und zeitweilig an Fürstenhöfen als Wappendichter durch reimte Wappenbeschreibungen und durch Lob- und Ehrenreden auf deren Träger seinen Unterhalt gesucht, aber meistens verweilte er doch in seiner Vaterstadt Nürnberg, und seine literarische Bedeutung liegt eben darin, daß das alte Ritterwesen und die aristokratische Bildung und Dichtung der höfischen Kreise ihm eigentlich nicht mehr behagte, sondern daß er viel in der weit überwiegenden Mehrzahl seiner Dichtungen als echter städtischer, als bürgerlicher Dichter im engeren Sinne, mit aller Entschiedenheit die Volksmanier eröffnet und diesen Stoffe heranzieht, welche nach ihm für das Reformationszeitalter charakteristisch waren. Darum finden sich unter seinen Gedichten nur wenige Stücke minniglichen Inhalts, und was ihm noch von den Formen der höfischen Dichtung anhaftet, steht kalt und fremdartig dem Ubrigen. Dagegen ist er glücklich in Erzählungen und Schwänken, frisch und frohlockend in den Weingrüßen und Weinsagen („Lobreden des kommenden und scheidenden Zechers auf Wein“, in Haupt's und Hoffmann's „Altdeutschen Blättern“, Bd. 1, Sp. 1836); genügt in Priameln, in Zeitgedichten, zwar nüchtern, wie die damaligen politischen Verhältnisse geboten, aber doch wahrheitsliebend, volkssinnig und tüchtig, und seine Preislieder auf die Vaterstadt stehen über jenen auf die Fürsten. Endlich knüpfen sich an seinen Namen die Anfänge des weltlichen Dramas in Deutschland, die ältesten mit einem Verfaßnamen erhaltenen Fastnachtsspiele, jene in Nürnberg heimische, in ihren Ursprüngen freilich ganz rohe und formlose, von tollster Laune und Lachlust, aber auch von unermesslicher Grobheit und herben Joten überfließende Gattung, in welcher Hans Sachs später so Vorzügliches leistete. Alles, was über die einzelnen Dichtungen R.'s sich bis jetzt hat ermitteln lassen, ist zusammengestellt und nebst den Fastnachtsspielen auch ein bedeutender Theil seiner übrigen Gedichte vollständig abgedruckt in den durch Adalb. Keller für den Stuttgarter literarischen Verein herausgegebenen „Fastnachtsspielen aus dem 15. Jahrh.“ (3 Bde., Stuttg. 1853).

**Rosenfest** heißt ein Volksfest, welches jährlich am 8. Juni, dem Tage des heil. Medardus in dem franz. Dorfe Salency bei Reims, im Depart. Aisne, gefeiert wird. Der Gutsherr wählt eine der unbescholtensten Jungfrauen des Dorfs und führt dieselbe feierlich in die Kirche von da aber auf das Schloß, wo sie als Rosenkönigin (la Rosiere) geschmückt und besänftigt wird. Ein Schmaus und ein Ball, den der Gutsherr mit der Rosenkönigin eröffnet, schließen das Fest. Nach der Sage soll das Rosenfest zu Salency schon durch den heil. Medardus, Bischof zu Reims, 475–545, gestiftet worden sein; wahrscheinlicher ist es jedoch, daß dasselbe zur Zeit Ludwig's XIII. gegründet wurde. Ähnliche Feste wurden später in Frankreich auch an anderen Orten eingeführt. Selbst außerhalb Frankreich ahmte man oft den sinnigen Gebrauch nach.

**Rosenholz** (Lignum Rhodium) heißt ein im Handel vorkommendes, angenehm rosenriechendes Holz, welches in walzig-knotigen, auch gespaltenen, ziemlich schweren, festen und harten Stücken zu uns kommt, die außen von der rissigen grauen Rinde bedeckt, nach innen jedoch, in der Mitte oft sogar röthlich sind, gewürzhaft-bitterlich schmecken und gerieben einen angenehmen Rosengeruch verbreiten. Dieses Holz kommt von den Canarischen Inseln und ist von zwei daselbst wachsenden aufrechten, strauchigen und schmalblättrigen Windenarten, nämlich der besenartigen Winde (Convolvulus scoparius) und der blütenreichen Winde (C.



das), von denen dazu die Wurzel und zum Theil auch das Stammholz genommen wird, doch ist letzteres etwas schlechter. Aus ihm wird auch ein starkriechendes ätherisches Öl, das Rosenholzöl, destillirt, das zu Salben, Einreibungen u. s. w. und sehr häufig zur Verfälschung des echten Rosenöls benutzt wird. Außer diesem canarischen Rosenholze kommt auch noch das amerikanische Rosenholz häufig im Handel vor, welches von der auf Jamaica wachsenden balsamreichen *Amymia* (*Amymia balsamifera*) her stammt und ebenfalls ein ätherisches, dem Rosenholzöl ganz ähnliches Öl liefert. Das jetzt kaum mehr im Handel vorkommende cypriische Rosenholz liefert der orient. Amberbaum (*Liquidambar orientalis*). Die Wurzel der auf Alpen und Boralpen des mittlern Europa wachsenden gemeinen Rosenwurzel (*Rhodiola rosea*) hat gleichfalls einen angenehmen rosenartigen Geruch und steht noch jetzt bei den Bergbewohnern in Ansehen; sonst war sie auch als Heilmittel officinell.

Rosenkranz heißt in der kath. Kirche die Schnur mit einer Anzahl Kügelchen von verschiedener Größe, welche zur Abzählung von Gebeten dienen. Wenn auch, wie angegeben wird, die Benedictinermönche schon im 6. Jahrh. ihre Gebete nach einer Reihe Kügelchen, die an eine Schnur gefaßt waren, verrichtet haben sollen, so ist doch der eigentliche Rosenkranz erst von Dominicus de Guzman, dem Stifter des Dominicanerordens, in der ersten Hälfte des 13. Jahrh. eingeführt worden. Derselbe besteht aus 15 mal zehn kleinen Kugeln, denen jedesmal eine größere folgt; bei den kleinern wird ein Ave Maria, bei den größern ein Vaternoster gebetet. Es bildeten sich zahlreiche Rosenkranzbrüderschaften, und zum Gedächtniß des 7. Oct. 1571 bei Lepanto über die Türken erfochtenen Sieges stiftete Papst Gregor XIII. 1573 das Rosenkranzfest, welches am ersten Sonntage des October überall, wo eine Kirche und ein Altar der Maria sich fände, gefeiert werden sollte. Nach dem Siege über die Türken, 5. Aug. 1716 bei Peterwardein, erhob Clemens XI. das Fest zu einem allgemeinen Feste der ganzen Kirche. — Auch die asiat. Völker von der lamaischen Religion und die Mohammedaner bedienen sich einer mit Kugeln versehenen Schnur zur Abzählung ihrer Gebete. Die Schnur der Mohammedaner hat 99 Kügelchen, die sie beim Gebete nach und nach herablassen, während sie die im Koran vorkommenden 99 Eigenschaften Gottes aussprechen. Bei ihnen sind die Kügelchen gewöhnlich aus heiliger Erde von Mekka oder Medina geformt.

Rosenkranz (Joh. Karl Friedr.), deutscher Philosoph, geb. 23. April 1805 zu Magdeburg, wo sein Vater Regierungsbeamter war, erhielt seine erste Bildung in den dortigen Gelehrten-Schulen, studirte seit 1824 zu Berlin, Halle und Heidelberg und machte sich bald als einen der eifrigsten Anhänger Hegel's bekannt. Nachdem er 1828 als Privatdocent in Halle aufgetreten, erhielt er daselbst 1851 eine außerordentliche Professur, ward aber 1853 als ordentlicher Professor der Philosophie nach Königsberg berufen. Im J. 1848 berief man ihn nach Berlin, wo er am 21. Juli zum vortragenden Rathe im Ministerium ernannt wurde. Als solcher dem Ministerpräsidenten unmittelbar zugeordnet, arbeitete er in dieser Stellung unter Auerwald, Pfuel und Brandenburg, bis er auf sein Ansuchen am 25. Juni 1849 in seine Professur nach Königsberg zurückversetzt ward, indem ihn die politische Praxis auf die Länge nicht befriedigte. Zwar trat er 1849 noch für Memel und Tilsit als Abgeordneter in die erste Kammer, legte aber nach der Vertagung sein Mandat nieder. Im Herbst desselben Jahres wohnte er als Abgeordneter der königsberger Universität dem Congreß zur Universitätsreform in Berlin bei, wo er zum Vorsitzenden in der zweiten Abtheilung erwählt wurde. In seiner literarischen Thätigkeit entwickelte R. eine große Vielseitigkeit und Gewandtheit, indem er das Reg. des Hegel'schen Systems über alle Gebiete der Geschichte und des Lebens auszubreiten suchte. Zunächst widmete er sich der Poesie und der philosophischen Auffassung ihrer Geschichte. Nachdem er die beiden kleinen Schriften „Über den Titirel und Dante's Komödie“ (Halle 1829) und „Das Helkenbuch und die Nibelungen“ (Halle 1829) hatte erscheinen lassen, gab er die „Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter“ (Halle 1830) heraus, welche die innere Geschichte derselben aus dem Standpunkte der Hegel'schen Philosophie darzustellen versuchte. Daran schloß sich sein „Handbuch einer allgemeinen Geschichte der Poesie“ (3 Thle., Halle 1832—33), in welchem er mit großem Erfolge und doch ohne Härte und Pedanterie die Literaturgeschichte von dem Wust des aufgehäuften Materials zu befreien suchte. Seine gelegentlichen Aufsätze und Kritiken gab er gesammelt unter dem Titel „Zur Geschichte der deutschen Literatur“ (Königsb. 1836) heraus. Gleichzeitig war er bemüht, den Principien der Hegel'schen Philosophie auch auf die Theologie einen allgemeinem Einfluß zu verschaffen. So in der Schrift „Die Naturreligion“ (Trier 1831), in der „Encyclopädie der theologischen Wissenschaften“ (Halle 1831; 2. Aufl., 1846)

und in der „Kritik der Schleiermacher'schen Glaubenslehre“ (Königsb. 1836). Seine kleinern Schriften im Interesse der Hegel'schen Philosophie sind gesammelt in den „Kritischen Erläuterungen des Hegel'schen Systems“ (Königsb. 1840) und den „Studien“ (Bd. 1, Berl. 1859). Den zweiten und fünften Band des letztern Sammelwerks bilden die „Reden und Abhandlungen“ (Lpz. 1844 und 1847), den dritten Band die „Modificationen der Logik“ (Lpz. 1846) und den vierten Band die „Metamorphosen des Herzens. Eine Confession. Gedichte“ (Lpz. 1847). Zur nähern Entwicklung des Hegel'schen Systems in Bezug auf das Psychologische schrieb R. die „Psychologie, oder Wissenschaft vom subjectiven Geist“ (Königsb. 1837, 2. Aufl., 1845). In den innern Zermürnungen der Hegel'schen Schule nahm R. insofern einen selbständigen Standpunkt ein, als seine Auffassung des Hegelthums weder der einen noch der andern der beiden extremen Parteien angehört. Er ward daher, namentlich in Bezug auf seine Auffassung des Christenthums, als das Centrum der Schule (durch Strauß) bezeichnet. Mit F. W. Schubert besorgte R. eine Ausgabe von Kant's Werken (12 Bde., Lpz. 1838—40), deren letzter Band eine von ihm verfaßte „Geschichte der Kant'schen Philosophie“ enthält. Als Supplement zu Hegel's „Werken“ gab er „Hegel's Leben“ (Berl. 1844) heraus. Als Schelling in Berlin aufgetreten war, erschienen von R. „Vorlesungen über Schelling“ (Danz. 1842) und ein „Sendschreiben an P. Leroux über Schelling und Hegel“ (Königsb. 1842). Später folgten eine „Kritik der Principien der Strauß'schen Glaubenslehre“ (Lpz. 1845), „Goethe und seine Werke“ (Königsb. 1847), „Die Pädagogik als System“ (Königsb. 1848) und in neuester Zeit die „Ästhetik des Hässlichen“ (Königsb. 1855). Das „System der Wissenschaft“ (Königsb. 1850) sollte seinen Vorträgen als Grundlage dienen und die Fortschritte der Wissenschaft seit Hegel's Tode in sich aufnehmen. Eine Vertheidigung dieser Idee gab er in den Sendschreiben an Wirth: „Meine Reform des Hegel'schen Systems“ (Königsb. 1852).

Rosenkreuzer nannten sich die Mitglieder einer geheimen Gesellschaft, deren Dasein zu Anfang des 17. Jahrh. unerwartet durch eine Menge sonderbarer Schriften bekannt wurde. Der Zweck des geheimen Bundes war angeblich eine allgemeine Verbesserung der Kirche und die Gründung einer dauernden Wohlfahrt der Staaten und der Einzelnen. Bei genauerer Untersuchung aber ergab sich, daß die Auffindung des Steins der Weisen wenigstens der in der Folge untergeschobene träumerische Zweck des Ordens wurde, zu dessen Stifter man einen gewissen Christian Rosenkreuz machte, der im 14. Jahrh. gelebt, einen großen Theil seines Lebens unter den Brahmanen, in den Pyramiden Agyptens und im Orient zugebracht und dort seine Weisheit und Kunst erlernt haben sollte. Der eigentliche Stifter der Rosenkreuzer mag Joh. Val. Andrea gewesen sein, der dadurch den schon früher von Agrippa von Nettesheim gestifteten geheimen Bund 1614 erneuern und, wie es scheint, die zu seiner Zeit durch leere scholastische Streitigkeiten herabgewürdigte Religion in ihrer Reinheit erhalten wollte. Durch die Andrea unstreitig zugehörende „Fama fraternitatis R. C.“ wurde die Veranlassung zu den nachmaligen rosenkreuzerischen Schwärmereien und Ordensverbindungen gegeben, die sich über Europa ausbreiteten und auch als höherer Grad mit der Freimaurerei in Verbindung gebracht wurden. Ihre Devise war ein Andreaskreuz über einer mit Dornen umgebenen Rose, mit der Umschrift: Crux Christi Corona Christianorum. Sehr bald kam indeß der Bund der Rosenkreuzer in Vergessenheit. Dagegen fing das Wesen des Rosenkreuzbundes in der letzten Hälfte des 18. Jahrh. aufs neue an, die Köpfe Vieler einzunehmen, wozu besonders die Aufhebung des Ordens der Jesuiten und deren geheime Umtriebe, sowie die mystischen Betrügereien Cagliostro's (s. d.) Veranlassung gaben. Doch auch diesmal erkannte man sehr bald das trügliche Gewebe. Vgl. Buhle, „Über Ursprung und Schicksale des Ordens der Rosenkreuzer“ (Gött. 1805).

Rosenmüller (Joh. Georg), protest. Theolog, populärer Kanzelredner und ascetischer Schriftsteller, geb. 18. Dec. 1736 zu Ummerstädt im Hildburghausischen, besuchte seit 1751 die Lorenzschule zu Nürnberg und studirte seit 1757 in Altdorf. Nachdem er einige Jahre im Pfälzischen und in Hildburghausen als Hauslehrer gelebt, wurde er 1767 an letztem Orte, 1768 in Hefberg und 1772 zu Königsberg in Franken Prediger. Unerwartet erhielt er den Ruf als Professor der Theologie nach Erlangen, wo er 1775 die theologische Doctorwürde erwarb. Im J. 1783 ging er als erster Professor der Theologie und Pädagogiarth nach Gießen. Zwei Jahre darauf kam er als Pastor an der Thomaskirche, Superintendent und vierter Professor der Theologie nach Leipzig, wo er nach und nach in die erste theologische Professur aufrückte und 14. März 1815 starb. In Leipzig wurde er Begründer einer zeitgemäßen Liturgie; auch machte er sich vielfach um das Schulwesen verdient. Als Prediger war er Muster einer edeln Popularität. Von seinen zahlreichen Schriften, die eine große Verbreitung fanden, sind mit Uebergehung der



Jugendschriften zu erwähnen: „Morgen- und Abendandachten“ (7. Aufl., Lpz. 1820); „Betrachtungen über die vornehmsten Wahrheiten der Religion auf alle Tage des Jahres“ (4 Bde., Lpz. 1801) und „Auserlesenes Beicht- und Communionbuch“ (12. Aufl., Nürnberg. 1827); „Predigten über auserlesene Stellen der Heiligen Schrift“ (3 Bde., Lpz. 1811—15); „Pastoralanweisung“ (Lpz. 1788); „Anleitung für angehende Geistliche“ (Lpz. 1792) und „Beiträge zur Homiletik“ (Lpz. 1814); „Scholia in Novum Testamentum“ (6 Bde., 6. Aufl., von seinem Sohne E. F. R. Rosenmüller, Lpz. 1815—51) und seine „Historia interpretationis librorum sacrorum in ecclesia christiana“ (5 Bde., Lpz. 1795—1814). Nach seinem Tode erschien das „Handbuch eines allgemein fasslichen Unterrichts in der christlichen Glaubens- und Sittenlehre“ (2 Bde., Lpz. 1818—19). — Rosenmüller (Ernst Friedr. Karl), Orientalist, der älteste Sohn des Vorigen, wurde zu Hefberg bei Hildburghausen 10. Dec. 1768 geboren. Durch Hauslehrer vorbereitet, besuchte er das Pädagogium in Gießen, bis er 1785 mit seinem Vater nach Leipzig kam, wo er dann studirte. Nachdem er sich 1792 daselbst habilitirt, wurde er 1795 außerordentlicher und 1813 ordentlicher Professor der morgenländ. Literatur. Er starb 17. Sept. 1835. Sein Hauptwerk sind die „Scholia in Velus Testamentum“ (11 Thle., Lpz. 1788—1835). Auch besorgte er einen zweckmäßigen Auszug aus diesem umfangreichen Werke unter dem Titel „Scholia in Vetus Testamentum in compendium redacta“ (5 Bde., Lpz. 1828—35). Außerdem sind zu erwähnen: „Handbuch für die Literatur der biblischen Kritik und Exegese“ (4 Bde., Gött. 1797—1800); „Das alte und neue Morgenland, oder Erläuterungen der Heiligen Schrift“ (6 Bde., Lpz. 1818—20); „Handbuch der biblischen Alterthumskunde“ (4 Bde., Lpz. 1825—31); die nach Saey gearbeiteten „Institutiones ad fundamenta linguae Arabicae“ (Lpz. 1818) und die „Analecta Arabica“ (2 Bde., Lpz. 1825—26). — Rosenmüller (Joh. Christian), Anatom, der jüngere Bruder des Vorigen, geb. zu Hefberg 1771, besuchte das Pädagogium in Gießen und die Thomasschule in Leipzig und studirte dann in Leipzig und Erlangen. Noch als Student untersuchte er die Höhlen bei Muggendorf, deren eine nach ihm benannt ward. Er wurde 1794 Professor bei dem anatomischen Theater in Leipzig, erhielt 1800 eine außerordentliche, 1804 die ordentliche Professur der Anatomie und Chirurgie und später den Hofrathstitel. In den J. 1812 und 1813 machte er sich um die Universität und im Allgemeinen als Arzt höchst verdient. Er starb 29. Febr. 1820. Seinen Ruf begründete er durch die mit Isenflamms herausgegebenen „Beiträge zur Zergliederungskunst“ (2 Bde., Lpz. 1800), durch die „Chirurgisch-anatomischen Abbildungen für Ärzte und Wundärzte“ (3 Bde., Weim. 1804—12) und durch das „Handbuch der Anatomie“ (Lpz. 1808; 5. Aufl., von E. H. Weber, Lpz. 1834). Unter seinen andern Schriften sind zu erwähnen: „Beitrag zur physikalischen Geschichte der Erde“ (2 Bde., Lpz. 1799—1805); die mit Tilesius herausgegebene „Beschreibung merkwürdiger Höhlen“ (2 Bde., Lpz. 1803—6); „Merkwürdigkeiten der Gegend um Muggendorf“ (Berl. 1804); „Abbildung und Beschreibung der fossilen Knochen des Höhlenbären“ (Weim. 1804).

**Rosenoble** (noble a la rose, rosatus nobilis) heißt eine engl. Goldmünze, welche König Eduard III. in den J. 1343—77 prägen ließ. Den Namen führt die Münze von der Rose, die auf beiden Seiten derselben erscheint, und von ihrem Feingehalte. Der Avers zeigt ein Schiff, an dessen Seite die Rose angebracht ist; im Schiffe sitzt der König mit Schwert und Wappenschild. Der Revers enthält die achtblätterige Rose und die Legende: IHS Aut Transiens Per Medium Illorum Ibat, die sich jedenfalls auf Eduard's Zwistigkeiten mit dem röm. Stuhle bezieht. Der Gehalt der Münze ist durchgehends 23 Kar. 10 Gr. fein und es gehen reichlich 30 Stück auf die Mark. Der Werth ist meist 6½ Nthlr. Cour. Die dunkle Umschrift des Revers, verbunden mit der Seltenheit dieser Rosenobles, hat sie bei dem Volksglauben zu Amuleten gemacht, welche gegen alle Zauberei sichern, vorzüglich aber alles Unglück zur See abwenden sollen. Unter spätern Königen wurden den Rosenobles ähnliche Goldmünzen geschlagen, unter denen sich die Schiffsnoble Heinrich's VIII. auszeichnen. Sie führen im Avers das Schiff, aber ohne Rose, im Revers ein Lilienkreuz mit derselben dunkeln Legende und sind um ein Karat geringer, auch leichter, so daß der Werth auf wenige Groschen über 5 Thlr. steigt. Von demselben Gepräge gibt es auch halbe und Viertelnobles.

**Rosenöl**, das ätherische Öl, dem die Rose ihren Geruch verdankt, ist ein außerordentlich gesuchtes und geschätztes Parfüm, in den Centifolienrosen in Europa aber in zu geringer Menge vorhanden, als daß die Darstellung hier lohnte, weshalb man daselbst nur durch Destillation der frischen oder eingesalznen Rosenblätter mit Wasser das Rosenwasser gewinnt. Dagegen

wird auf verschiedenen griech. Inseln, in mehreren Gegenden Syriens und Kleinasien, in Ägypten besonders aber in Persien aus den Blumen der zu diesem Behuf besonders angebauten *R. moschata* das Rosenöl als ansehnlicher Handelsartikel gewonnen. Man unterscheidet zwei. Das eigentliche Rosenöl oder die Roseneffenz ist das reine, durch Destillation der frischen Blumen mit Wasser und Abscheidung des Öls aus dem gesättigten Destillate mittels Kochgewonnene ätherische Öl. Es ist sehr flüchtig, von sehr feinem und starkem Rosengeruch, niedriger Temperatur leicht erstarrend und stets sehr theuer, da die Rosen selbst im Orient keine große Ausbeute geben. Es parfümirt aber so stark, daß man nur sehr wenig davon braucht. Die andere, im gewöhnlichen Leben als Rosenöl gehende Art wird so erzeugt, daß man es mit Olivenöl, Mandelöl, Sesamöl getränkte Baumwolle mit Rosenblättern schichtet und nach längerer Berührung auspresst, wobei man ein mit Rosenöl imprägnirtes, daher nach Rose aber viel schwächer als das echte Öl riechendes fettes Öl gewinnt. Man ahmt dies nach, indem man Mandelöl oder Olivenöl mit einigen Tropfen echten Rosenöls vermischt. In dieser billigen Form dient es öfter als Parfüm. Der Handel mit echtem Rosenöl wird durch Smyrna, Alexandria, Konstantinopel und Wien vermittelt und ist meist in den Händen orient. Juden. Ein von Rosenöl ganz verschiedenes Öl ist das Rosenholzöl (*Oleum ligni Rhodii*), das aber häufig als Rosenöl verkauft wird und welches man durch Destillation des Rosenholzes (s. d.) erhält.

**Rosenplüt**, s. Rosenblut.

**Rosette**, auch **Rose**, **Rosenstein** oder **Raute** nennt man einen Edelstein, namentlich einen Diamant (s. d.), wenn er so geschliffen ist, daß sich über der glatten Grundfläche zwei oder drei trianguläre Facetten (s. d.) erheben, von denen die sechs obersten, die Sternfacetten genannt, in eine Spitze zusammenlaufen. Gekrönte Rosetten haben sechs Stern- und 18 Quersfacetten, die bei der Brabanter Rose flacher liegen. Die **Rose recoupée** hat 12 Stern- und 24 Quersfacetten. **Stückrosetten** heißen kleine Rosetten verschiedener Art, von denen 100—160 auf ein Karat gehen. **Briolets** haben die Form zweier mit der Grundfläche aneinander gesetzter Rosetten.

**Rosette**, arab. **Maschid**, eine Stadt in Unterägypten, an der Mündung des westlichen Arms des Nil, hat eine schöne Lage, zahlreiche Moscheen und durch die sie umgebenden Gärten ein sehr heiteres Ansehen. Die Stadt zählte früher, bevor ihr Handel durch den Mahmudkanal nach Alexandria gezogen war, 40000 E., jetzt nur noch 16000, worunter viele Griechen und Kopten, welche einige Industrie in Weberei und Ölfabriken betreiben. Bei R. wurde eine berühmte Inschrift gefunden, die für die Entzifferung der Hieroglyphen so wichtig geworden ist.

**Rosinen** sind an Zucker reiche getrocknete Weinbeeren wärmerer Gegenden. Entweder werden sie an der Sonne getrocknet oder auch im Ofen gedörret; jene schmecken sehr süß, diese aber etwas säuerlich. Man unterscheidet zunächst große Rosinen oder Zibeben und kleine Rosinen oder Korinthen. Die großen Rosinen stammen von großbeerigen Weinsorten mit runden oder länglichen Beeren und werden wieder je nach dem Lande benannt, in dem sie wachsen: französische, calabresische, spanische, levantische große Rosinen, welche zusammen als die vorzüglichsten Rosinensorten gelten. Unter den spanischen werden wieder besonders die Muskatrosinen, die Corrosinen (am Stöckchen in der Sonnenhitze getrocknet), die Blumentrosinen, Malagarosinen und Zibebrosinen geschätzt. Die besten französischen Rosinen kommen aus Languedoc und der Provence, die Zibebrosinen, Piccardrosinen u. s. w. Unter den ital. Rosinen sind die calabresischen wegen ihres süßen Fleisches und lieblichen Geschmacks berühmt und kommen an Fäden gereiht in großen Kisten in den Handel. Die Rosinensorten von länglichen Beeren werden hauptsächlich Zibeben genannt und wieder in viele Sorten unterschieden, wie smyrnaische, damascener und Pizibeben. Am berühmtesten sind die honigsüßen span. Pizibeben oder Pizetrosinen, welche, nachdem die Trauben abgeschnitten worden, in eine aus Weinrebenasche bereitete Lauge getaucht und in der Sonne an freier Luft getrocknet werden sollen. Bei diesem Verfahren springen die Beeren häufig auf, der Saft gerinnt an der Luft und die Trauben gleichen dann einer mittels Zucker zusammenhängenden Masse. Die damascener Zibeben oder Rosinen oder *Maisins de Damas*, welche aus der Levante und einigen Gegenden des südlichsten Europa kommen, sind länglich rund, plattgedrückt, runzelig, von braungelber Farbe, oft ohne Samenkerne und werden gewöhnlich in Schachteln zu 15—60 Pf. in den Handel gebracht. Unter allen Rosinen sind diese am häufigsten als Zusatz zu Brustthee in den Apotheken verwendet. Eine etwas kleinere Sorte große Rosinen ohne Kerne sind unter dem Namen Sultanarosinen bekannt und kommen hauptsächlich von Smyrna zu uns. Die kleinen Rosinen oder Korinthen (s. d.), welche eine Abart der Weinrebe hauptsächlich auf den Ionischen Inseln und in Griechenland gewonnen werden, haben ihren Namen von der Stadt Korinth. Der Rosinenwein, der aus



nen und Wein durch Gährung bereitet wird, war schon den Alten unter dem Namen Vinum passum bekannt und ein Lieblingsgetränk der Römerinnen.

**Rosini** (Giovanni), ital. Dichter und Geschichtschreiber, geb. 24. Juni 1776 zu Lucignano im toscan. Chianathal, machte seine Studien in Livorno, Florenz und auf der Hochschule zu Pisa, wo er sich den Rechten widmete und 1803 Professor der ital. Literatur wurde. Bei der Vermählung des Kaisers Napoleon mit Maria Luise schrieb er den ersten Gesang seiner „Nozze di Giove et di Latona“, dessen zweiter, dritter und vierter Gesang einen Antheil des von Napoleon ausgesetzten ital. Preises von 10000 Fres. davontrug. Die erste Sammlung seiner Gedichte erschien 1819 (2 Bde.), denen später eine andere folgte. Schätzbare Beiträge zur Literatur und Kunstgeschichte enthalten seine Versuche über Guicciardini, von dessen „Storia d'Italia“ er eine neue Ausgabe (10 Bde., Pisa 1819) besorgte. Hierauf folgte seine Ausgabe des Tasso (33 Bde., Pisa 1821—32), zu der sein „Saggio sugli amori di Tasso et sulle cause della sua prigionia“ (Pisa 1832) einen Nachtrag bildet, der ihn indeß in mehrfache literarische Streitigkeiten verwickelte. Bereits 1818 hatte er den Plan zu einem historischen Roman „Erasmus“ entworfen. Aber erst nach Erscheinung von Manzoni's „Promessi sposi“ gab er die historischen Romane „Monaca di Monza“ (3 Bde., Pisa 1829; deutsch von Lefmann, 2 Bde., Berl. 1850), Luisa Strozzi, storia del secolo XVI.“ (4 Bde., Pisa 1833; deutsch von Neumont, 2 Bde., Lpz. 1835) und „Il conte Ugolino della Gherardesca ed i Ghibellini“ (3 Bde., Mail. 1843) heraus. Unter seinen dramatischen Arbeiten ist besonders „Torquato Tasso“ zu nennen. Nachdem er schon früher (1810) einen vortrefflichen Wegweiser durch das Campo Santo von Pisa bearbeitet hatte, unternahm er nachher auch eine „Storia della pittura italiana“ (Pisa 1838 fg.), welche auf sieben Bände berechnet ist, mit Zeichnungen von ihm selbst reich ausgestattet. Von seinen vermischten Schriften erschien 1837 eine neue Ausgabe (6 Bde.).

**Roskolniken**, s. Nasskolniken.

**Rosmarin** (Rosmarinus), eine zur Familie der Lippenblümler gehörende und dem Salbei nahe verwandte Pflanzengattung, von dem sie sich durch die über dem Grunde mit einem abwärts gerichteten pfriemlichen Zahne versehenen Staubfäden und den völlig seitenständigen, sehr großen, runden Fruchtnabel unterscheidet. Man kennt nur eine Art, den gewöhnlichen Rosmarin (R. officinalis), einen immergrünen, 4—8 F. hohen, aufrechten Strauch mit blaßbläulichen Blumen, welcher an sonnigen Stellen, auf Felsen, alten Mauern u. s. w. in den Ländern am Mittelländischen Meere wächst und im übrigen Europa allgemein cultivirt wird. Die linealischen, unterseits weißgrau-filzigen Blätter, welche durchdringend aromatisch und etwas kampferartig riechen und scharf gewürzhast und zugleich bitter schmecken, besitzen viel ätherisches Öl (Rosmarinöl), das ziemlich viel kampferartiges Stearopten enthält. Die Blätter sind auch in der Medicin gebräuchlich als ein sehr kräftiges aromatisches Reizmittel und werden äußerlich bei Erschlaffung der festen Theile, zum Zertheilen von Geschwülsten, innerlich gegen chronische Diarrhöen aus Erschlaffung u. s. w. angewendet. Das Rosmarinöl, welches sich vor allen ätherischen Ölen durch seine auflösenden Kräfte besonders in Bezug auf Kopal und Kautschuk auszeichnet, im Handel aber oft mit Terpentinöl verfälscht ist, dient auch zur Darstellung mehrer Zubereitungen, z. B. des unter dem Namen Ungarisches Wasser bekannten zusammengeführten Rosmaringeistes. Mit dem Namen wilder Rosmarin wird oft der Sumpfsporst oder das Rottenkraut (Ledum palustre), eine narkotisch-scharfe Pflanze, bezeichnet, mit welcher man zum großen Schaden der Gesundheit nicht selten das Bier berauschend macht.

**Rosmini** (Carlo), ausgezeichnete ital. Schriftsteller, aus einer adeligen Familie in Roveredo, geb. 1767, schrieb schon als 15jähriger Knabe einen Aufsatz über des Grafen Mezzonico „Alessandro e Timoteo“, worin er von alter und neuer Musik und von möglicher Verbesserung der ital. Oper handelte. Im J. 1786 ließ er in Roveredo „Considerazioni sui due opuscoli di d'Alembert intorno alla poesia“ erscheinen. Bekannt aber in der literarischen Welt Italiens machte ihn erst eine Reihe von Biographien berühmter Schriftsteller aus alter und neuer Zeit: des Ovid (2 Bde., Ferrara 1792), des Cristoforo Baretto (1792), des Seneca (Roveredo 1795) und die „Memorie sulla vita e sugli studj di Clemente Baroni Cavalcabo“ (Roveredo 1798). Bei dem Eindringen der Franzosen hatte er sich ins Venetianische geflüchtet und lebte einige Monate in Belluno und Feltre, wo er einige noch unbekannte Notizen über Vittorino von Feltre fand. Dies veranlaßte die Schrift „Idea dell ottimo precettore nella vita e disciplina di Vittorino di Feltre e de' suoi discepoli“ (Bassano 1801). In demselben Jahre gab er seine „Vita di Giov. Batt. Guarino Veronese“ (3 Bde., Brescia) heraus. Im J. 1803 ließ er sich in Mailand nieder, wo er das Leben des Franc. Filelfo (3 Bde., Mail. 1808) und das Leben des

berühmten Generals Gian Jacopo Trivulzio (2 Bde., Mail. 1815) erscheinen ließ. Sein größtes Werk ist die „Istoria di Milano“ (4 Bde., Mail. 1820), welche aber nur bis 1535 reicht. Er starb zu Mailand 9. Juni 1827.

**Ross und Cromarty**, ursprünglich zwei getrennte, jetzt zu einer vereinigten Grafschaften im nördlichen Schottland, zählt auf 140 QM. 82600 E. Ross, wozu auch die nördliche Inselgruppe der Hebriden (s. d.) gehört, nimmt den bei weitem größern Theil des Gebiets ein, Cromarty nur die Halbinsel Black-Isle im Osten, die Landschaft Crongach an der äußersten Nordwestküste und mehrere in Ross zerstreut liegende Enclaven. Die Ostküste, bestehend aus dem District Black-Isle oder der Halbinsel, die zwischen dem Beauley- und Moraybusen liegt, und aus Easter-Ross oder der Halbinsel, die sich zwischen dem Cromarty- und Dornochbusen von Alness-Kirk bis Tarbet-Neß und Tain erstreckt, ist verhältnismäßig flach und recht fruchtbar. Die außerordentlich zerspaltene Westküste mit ihren tief einschneidenden Buchten und Fjorden, sowie das Binnenland, ist ein wildes Gebirgsland, weniger romantisch als rauh und düster, voll schroffer Bergrücken, enger Thäler und reich an Seen. Das Loch-Brown- und Garelochgebirge steigt 3283 F. hoch auf; der 5490 F. hohe Ben Wyvis aber ist der höchste, den größten Theil des Jahres mit Schnee bedeckte Berg der nördlichen Hochlande. Die Bewässerung des Landes ist reichlich. Die Flüsse, meist Abflüsse von Seen, münden größtentheils im Osten, wie der Beauley, Conon, Carran und Dikel, der Carron und einige andere im Westen. Das Klima ist sehr feucht. Während das beschränkte Flach- und Hügelland an der Ostküste vortrefflich angebaut ist und ebenso reiche Ernten an Getreide und andern Feldfrüchten liefert, finden sich im Gebirgslande nur in manchen Flußthälern Kartoffel-, Hafer- und Gerstenfelder, dagegen beständige Weiden in großer Ausdehnung, sodaß, wie im Osten der Ackerbau, so hier die Viehzucht, besonders die Schaf- und Rinder-, dann auch Pferde- und Ziegenzucht, die Hauptbeschäftigung der durch Gastfreundschaft, Edelmuth und Tapferkeit berühmten Bevölkerung bildet. In Ross ist die Hauptstadt Tain, am Dornochbusen, mit 2600 E., einer Schule (academy), Garnspinnerei und Lederfabrikation; in Cromarty Cromarty, am Eingange des nach ihr benannten Busens, mit 1952 E., einem sichern Hafen, SchiffeWerften, Schiffstau- und Segeltuchfabrikation, Fischerei und Magazinen für Fische, Salz- und Rauchfleisch. Das Fischerdorf Ullapool, im Hintergrunde des Meerbusens Broom (Loch Broom) an der Nordwestküste, mit gutem Hafen und sicherer Rhede, ist eine Hauptstation der brit. Gesellschaft für den Heringfang.

**Ross (Sir John)**, brit. Seefahrer, wurde 1777 in Schottland geboren und trat schon 1786 in den Marinediens. In dem Kriege gegen Frankreich zeichnete er sich durch furchtlosen Mut und seemannische Tüchtigkeit aus und schwang sich durch alle Grade bis zum Commandeur auf Als Post-Captain erhielt er 1818 den Befehl über die zur Entdeckung einer nordwestlichen Durchfahrt ausgerüsteten Schiffe Isabella und Alexander, mußte jedoch noch in demselben Jahre un verrichteter Sache zurückkehren. Durch die Erfolge Parry's aufgestachelt, bewog er 1829 seine Freunde zur Abfertigung einer neuen Expedition, verbrachte vier Winter unter unerhörten Mühseligkeiten im Eise des Arktischen Meeres und traf, nach Entdeckung des magnetischen Pols und der Halbinsel Boothia Felix, im Oct. 1833 wieder in England ein. Er beschrieb diese merkwürdige Reise in dem Werke „Narrative of a second voyage in search of a North-West passage“ (Lond. 1834; deutsch von Becker und Sporschil, 2 Bde., Lpz. 1845). (S. Nordpol expeditionen.) Später wurde er zum engl. Consul in Stockholm ernannt, von wo er im Sommer 1846 die kühne Reise nach England in einem kleinen Boote in Begleitung nur eines einzigen Matrosen unternahm. Im J. 1850 bot er seine Dienste zur Auffuchung Franklin's an und machte sich 23. Mai 1850 mit dem Schiffe Felix und dem Lichter Mary auf den Weg. Er gelangte im September nach dem Wellingtonkanal, überwinterte in der Assistancebai, die er erst im Aug. 1851 wieder verlassen konnte, und mußte, da er keine Möglichkeit sah, den Wellingtonkanal hinauf zu kommen, sehr bald an die Heimreise denken. Ohne weiteren Erfolg, aber im dunkeln Gerüchten von der Ermordung Franklin's durch die Eskimos kehrte er 25. Sept. 1851 nach der Westküste von Schottland zurück. Während seiner Abwesenheit war er durch Anciennetät zum Contreadmiral aufgerückt.

**Ross (Sir James Clark)**, Neffe des Vorigen und nicht minder berühmt als Reisender, geb. 1800 in London, widmete sich gleichfalls von Jugend auf dem Seeleben und begleitete seinen Oheim auf dessen zweiter Nordpolfahrt 1829, zu deren wissenschaftlichen Ergebnissen er da Meiste beitrug. Nach der Rückkehr 1834 zum Post-Captain ernannt, unternahm er 29. Sept. 1839 mit den Schiffen Erebus und Terror eine Expedition nach dem Südpol, welche vorzüg-



sich der Beobachtung des Erdmagnetismus gewidmet war. Auf derselben, die unter immerwährenden magnetischen Beobachtungen über St.-Helena, das Vorgebirge der guten Hoffnung, Kerguelensland, Vandiemensland, die Aucklandinseln nach dem Südpolarkreis ging, entdeckte er 11. Jan. 1841 unter  $70^{\circ} 47'$  f. Br. und  $172^{\circ} 36'$  ö. L. das südlichste bekannte Land, das er im Namen der Königin Victoria in Besitz nahm. Am 2. Febr. drang er nach mannichfachen Entdeckungen bis zu  $78^{\circ} 4'$  f. Br., dem südlichsten Punkte, der jemals erreicht wurde, vor, mußte aber des Eises wegen zurückkehren und kam nach verschiedenen vergeblichen Versuchen, den magnetischen Pol zu erreichen, 4. April wieder in Vandiemensland an. Im letzten Viertel des J. 1841 segelte die Expedition über Neuseeland von neuem nach den Südpolarländern ab, um die im vorigen Jahre dort begonnenen magnetischen und geographischen Untersuchungen wieder aufzunehmen, traf aber auf eine große Eisschranke, sodaß er nicht so weit vordringen konnte als im vergangenen Jahre. Obschon N. 130 M. weiter ostwärts fuhr als das Jahr vorher, waren doch alle Bemühungen, zum magnetischen Brennpunkte zu gelangen und genauere Kenntniß von dem Dasein des dortigen großen Festlandes zu erhalten, vergebens. Nur davon überzeugte man sich, daß der in jenen Gegenden vermuthete magnetische Pol dort wahrscheinlich gar nicht vorhanden sei. So segelte N. nach den Falklandsinseln zurück, von wo er 17. Dec. 1842 zu einer dritten Untersuchungsreise nach dem Südpol auslief, welche nur zu der Überzeugung führte, daß hinter der großen Eisschranke, die N. 1841 entdeckte, sich ein großes Festland befinde, welches vom Erebusvulkan unter  $167^{\circ}$  ö. L. sich 450 M. ostwärts erstrecke, sowie daß es im Süden nur einen magnetischen Pol gebe. Nach furchtbaren Gefahren durch Stürme und Eis trat N. die Rückreise nach England an, wo er 4. Sept. 1843 anlangte. Als Lohn seiner Anstrengungen erhielt er im März 1844 die Ritterwürde und legte die Resultate seiner Forschungen in den Gebieten des Erdmagnetismus und der Geographie in dem Werke „Voyage of discovery and research in the Southern and Antarctic Seas“ (2 Bde., Lond. 1846; deutsch von Seybt, Bp. 1847) nieder, während J. D. Hooker die Reise in botanischer Hinsicht beschrieb. Im J. 1848 erhielt N. das Commando der zur Auffuchung Franklin's bestimmten Schiffe Enterprise und Investigator. Er überwinterte im Leopoldshafen und organisirte im Frühling 1849 mehrere Schlittenpartien, deren wichtigste unter seiner persönlichen Leitung die nördlichen und westlichen Gestade von North-Somerset bis  $72^{\circ} 38'$  n. Br. durchforschte. Nachdem er mit seinen erschöpften Leuten zu den Schiffen zurückgekehrt, wollte er nun noch den Wellingtonkanal untersuchen, konnte aber erst gegen Ende August aus dem Eise herauskommen und mußte dann unter manchen Gefahren seinen Weg heimwärts suchen. Am 27. Sept. 1849 erreichten die Schiffe unbeschädigt die Orkneyinseln. Als eine der ersten nautischen Autoritäten wurde N. auch bei den spätem Franklin-Expeditionen vielfach zu Rathe gezogen.

Roß (Ludw.), ausgezeichnete Alterthumsforscher, geb. 22. Juli 1806 auf dem Gute Horst in Holstein, legte auf den Schulen zu Kiel und Plön den Grund zu philologischen Studien, denen er sich 1825—29 auf der Universität zu Kiel widmete, und begab sich, nachdem er zwei Jahre in Kopenhagen zugebracht, 1831 nach Leipzig, wo er Hermann's Vorlesungen besuchte. Im J. 1832 bereiste er Griechenland und erhielt 1833 von der damaligen Regentschaft das Amt eines Conservators der Antiquitäten im Peloponnes. In dieser Stellung war er bestrebt, vorzüglich durch Reisen und neue Entdeckungen das Material der Alterthumswissenschaft zu erweitern. Als er aber über das Recht der freien Benützung der Alterthümer mit dem Ministerium des Cultus in Differenzen gerieth, nahm er im Sept. 1836 seine Entlassung und privatisirte bis zur Errichtung der Otto-Universität in Athen, an welcher ihm im Juni 1837 die ordentliche Professur der Archäologie übertragen wurde. Hier trug er durch seine Vorlesungen wesentlich mit zum schnellen Emporblühen der jungen Universität bei und wirkte nach allen Seiten hin berathend und leitend, bis auch er bei der durch die Septemberrevolution von 1843 herbeigeführten Umgestaltung der Verhältnisse das Schicksal aller andern Ausländer theilte und seiner Stelle verlustig wurde. Bald darauf erhielt er indessen einen Ruf als Professor der Archäologie nach Halle, den er erst ein Jahr später antrat, da ihm zur Vollenbung und Ordnung seiner begonnenen Forschungen von der preuß. Regierung ein noch längerer Aufenthalt in Griechenland gestattet worden war. In seinen schriftstellerischen Leistungen hat N. namentlich für tiefere Kenntniß und Aufklärung des alten wie des neuen Griechenland gewirkt. Seine Hauptwerke sind das in neugriech. Sprache verfaßte „Handbuch der Archäologie der Kunst“ (Bd. 1, Athen 1841); die „Inscriptiones Graecae ineditae“ (Heft 1, Nauplia 1834; Heft 2, Athen 1842; Heft 3, Berl. 1845); die mit Schaubert und Hansen herausgegebene „Beschreibung und Abbildung der Akropolis von Athen“ (Berl. 1839 fg.); ferner die „Reisen auf den griech. Zu-

seln des Ägäischen Meeres" (Bd. 1—3, Stuttg. 1840—45; Bd. 4, Halle 1852); die „Reisen und Reiserouten in Griechenland" (Bd. 1, Berl. 1841); die „Griech. Königsreisen" (2 Bde., Halle 1848); die „Demen von Attika nach Inschriften" (Halle 1846); „Kleinasien und Deutschland" (Halle 1850); das „Itheseion" (Halle 1852) und andere kleinere Arbeiten. In seinen „Hellenika, oder Archiv archäologischer, philologischer, historischer und epigraphischer Aufsätze und Abhandlungen" (2 Bde., Halle 1846) hat R. einen gewissermaßen orthodoxen Standpunkt in der historischen Kritik genommen, indem er sich gegen die Grundsätze eines F. A. Wolf, B. Niebuhr, Ostr. Müller u. A. scharf und entschieden erklärt und die über die frühesten Zeiten der alten Völker und ihrer Begebenheiten und überlieferten Nachrichten mit geringer Beschränkung für unbestrittene Wahrheit und Thatsache hält. Im J. 1850 gründete er mit G. Schwetschke die „Allgemeine Monatschrift für Literatur", welche unter veränderter Redaction in derselben Richtung noch fortbesteht. Seit Jahren leidend, hat sich R. von dem Katheder fast zurückziehen müssen und kann nur noch schriftstellerisch thätig sein.

**Rößbach**, ein Dorf im Regierungsbezirk Merseburg in der preuß. Provinz Sachsen, zwischen Weißenfels und Merseburg gelegen, ist bekannt durch den vollständigen Sieg, welchen Friedrich II. 5. Nov. 1757 in der kurzen Zeit von anderthalb Stunden über die vereinigten Truppen der Franzosen unter Soubise, sowie der Reichsexecutionärsarmee unter dem Prinzen von Sachsen-Hildburghausen erfocht. (S. Siebenjähriger Krieg.) Die Niederlage bei R. bedeckte die Franzosen mit einer Schmach, die sich lange Zeit sprüchwörtlich im Andenken erhielt. Friedrich hatte seine Hauptmacht unter dem Commando des Herzogs von Bevern in Schlesien zur Beobachtung der östr. Armee an der Grenze Schlesiens zurücklassen müssen und konnte der unter Soubise und dem Prinzen von Hildburghausen vereinigten Armee von 60000 Mann nur mit 22000 Mann entgegengehen. Zugleich rückte der Herzog von Richelieu nach der Entwaffnung des Herzogs von Cumberland mit einem 30000 Mann starken franz. Corps gegen Magdeburg heran, und der Kroatengeneral Hadick war mittels eines kühnen Streifzugs nach Brandenburg vorgedrungen und brandschatzte Berlin, sodaß der König gegen ihn von Leipzig aus zur Befreiung seiner Hauptstadt auf dem Wege nach der Mark bis Annaburg vorzurücken sich gezwungen sah. Indessen hatten Soubise und der Prinz von Hildburghausen die Abwesenheit des Königs benutzt, um bis Leipzig vorzumarschiren, und mit prahlerischer Bestimmtheit den Beschluß ausgesprochen, Sachsen jedenfalls und in der kürzesten Zeit von den Preußen zu befreien. Kaum war aber Friedrich von Annaburg her wieder bei seinen Truppen eingetroffen, so kehrte die vereinigte Armee um, ging, vom Könige gefolgt, bei Weißenfels und Merseburg über die Saale und setzte sich bei Mückeln fest. Die schwer angreifbare Stellung, die sie hier einnahm, bewog Friedrich, eine rückgängige Bewegung zu machen und einstweilen ein Lager zwischen R. und dem Dorfe Bedra zu beziehen. Die Feinde, in der Meinung, der König wolle sich zurückziehen, rückten sofort mit unbegreiflicher Sorglosigkeit, ja ohne alle militärische Vorsicht zum Angriffe vor. Dem Lager der Preußen gegenüber stellte sich General St.-Germain mit 6000 Mann auf, sodaß er den König entweder in der Fronte beschäftigen oder von Merseburg abschneiden konnte. Das verbündete Hauptheer dagegen marschirte rechts ab und hatte die Absicht, die linke Flanke des Königs zu umgehen, ihn von Weißenfels abzuschneiden und in den Rücken zu nehmen. Zur Verwunderung der Feinde setzten die Preußen diesen Bewegungen eine sorglose Ruhe entgegen, bis endlich um zwei Uhr Nachmittags der Befehl zum Abbruch des Lagers erging. Ungesehen von den Franzosen nahm Seidlitz mit der ganzen Cavalerie, welcher sieben Bataillone unter dem Prinzen Heinrich folgten, seinen Marsch hinter den Schartauert Hügeln weg und langte zu rechter Zeit an, als der rechte Flügel der Franzosen noch ungeordnet zwischen den Dörfern Reichartswerben und Lünstädt hervorkam. Sogleich stürzte sich Seidlitz auf die an der Spitze marschirende Cavalerie, faßte sie in der Flanke, sprengte sie, die sich eiligst zu formiren suchte, auseinander und trieb sie zur Flucht. Ein gleiches Schicksal hatte die Reserve, welche Soubise zur Unterstützung heranrücken ließ; sie wurde geworfen und vermehrte nur die Verwirrung. Unterdeß war auch Prinz Heinrich hinter den Hügeln hervorgekommen und hatte auf dem höchsten derselben, dem Janusberge, eine Batterie auffahren lassen, welche die feindliche Infanterie so wirksam zu beschießen anfang, daß sie, zugleich durch eine geschwinde Bewegung der preuß. Bataillone in der linken Flanke angegriffen und von der Cavalerie verlassen, Kehrt machte, sich auf den linken Flügel warf und diesen über den Haufen riß. In diesem verhängnißvollen Augenblicke stürmte der unermüdete Seidlitz zum zweiten male mitten unter die chaotische Masse, hieb Alles nieder, was sich nicht gefangen gab, und bewirkte so die völlige Auflösung des Heeres. Die dem Herzog Ferdinand von Braunschweig gegenüberstehende Reichs-



armee hatte schon vorher bei den ersten Kanonenschüssen die Flucht ergriffen. Der Gewinn des Tages bestand in 63 Kanonen, 22 Fahnen und 7000 Gefangenen, worunter 300 Offiziere; was aber diesen Sieg für Friedrich wichtiger machte als diese Beute, war die Behauptung Sachsens. Die Bauern von Reichartsberken errichteten auf der Stelle, wo der Sieg stattfand, als Denkmal eine pyramidische Säule; ein anderes Denkmal ließ 1792 der Prinz Louis von Preußen und die Göding'schen Husarenoffiziere aufrichten. Als Napoleon nach der Schlacht bei Jena das Schlachtfeld bei R. besuchte, umarmte er die später gesezte Säule und ließ sie nach Paris bringen. Eine neue Denksäule ließ nach der Schlacht bei Leipzig das Bülow'sche Corps aufrichten.

**Roffe** (William Parsons, Graf von), der Tycho de Brahe unserer Zeit, wurde 17. Juni 1800 in Irland geboren und hieß anfangs Lord Ormantown, bis er nach dem Tode seines Vaters, 1841, den Grafentitel erbt. Er studierte auf der Universität Dublin, trat dann ins Unterhaus und wurde später Lordlieutenant von King's-County. Schon von Jugend auf für wissenschaftliche Bestrebungen gewonnen, widmete er indeß seinen Reichthum sowol als die Fähigkeiten seines Geistes vorzugsweise der Beförderung der Optik und Astronomie. Im J. 1826 richtete er auf seinem Landsitz Parsonstown ein Observatorium ein, für welches er die Instrumente unter seiner persönlichen Leitung verfertigen ließ, indem er besondere Aufmerksamkeit auf die Verbesserung der Fernröhre verwandte. Seine ersten Versuche waren darauf gerichtet, flüssige Linsen zu construiren, was ihm jedoch fehlgeschlug. Desto besser gelang ihm die Construction der Reflectoren, dergestalt, daß, nachdem er einen Objectivspiegel von 3 F. im Durchmesser hergestellt, er mit einem Kostenaufwande von 12000 Pf. St. ein Riesenteleskop begann und (1844) vollendete, dessen Objectivspiegel die außerordentliche Dimension eines sechsfüßigen Durchmessers erreichte und etwa die 500fache Kraft des unbewaffneten Auges besaß. Dieses wichtige Instrument wurde von R. namentlich zur Untersuchung der Nebelflecken bestimmt, die in der That die wichtigsten Resultate lieferte. Schon 1845 waren vierzig bisher für unauflösbar gehaltene Nebelflecken vollständig aufgelöst und somit die Herschel'sche Verdichtungstheorie und die darauf gegründete Kosmogonie Laplace's widerlegt. Weitere Beobachtungen gaben neue Beweise für das Dasein spiralförmiger Nebel, nicht minder schlagende für die Erscheinung dunkler Höhlen in lichter Materie, dunkler Risse in lichten Strahlen und stellten die Auflösbarkeit sämtlicher nebelhaften Massen in Sterne fast außer Zweifel. So half R. eine neue Epoche in der astronomischen Wissenschaft begründen, während er mit unermüdlichem Eifer fortfuhr, die Kraft des kolossalen Instruments, welches ihn in seinen Entdeckungen unterstützte, durch sinnreiche Vorrichtungen und Verbesserungen zu erhöhen. Zugleich machte er sich durch menschenfreundliche Bemühungen zur Linderung des in seinem Vaterlande herrschenden Elends verdient, über welchen Gegenstand er seine „Letters on the state of Ireland“ (Lond. 1847) veröffentlichte. Im J. 1849 ward er zum Präsidenten der Royal society in London erwählt.

**Röffelsprung** heißt im Schachspiel die Führung des Springers, mit Beobachtung der dieser Schachspielfigur eigenen Gangart über alle Felder des Schachbrets hintereinander und so, daß er kein Feld zwei mal berührt. Mit dieser Spielerei haben sich viele, selbst geistreichere Männer beschäftigt, unter andern der berühmte Mathematiker Euler, welcher 1759 in den Memoiren der berliner Akademie eine Abhandlung darüber drucken ließ. Anweisungen zum Röffelsprung lieferten: Warnsdorf („Des Röffelsprungs einfachste und allgemeinste Lösung“, Schmalz. 1823) und namentlich die „Berliner Schachzeitung“ (Jahrgänge 1849 und 1850). In letzterer findet man den vollendetsten Röffelsprung, symmetrisch, in sich zurückkehrend und durchaus gleichsummig. In neuerer Zeit hat man den Röffelsprung häufig zu Charaden benutzt.

**Roffhirt** (Konr. Franz), ausgezeichnete deutscher Jurist, geb. 1793 zu Bamberg, studierte zu Landshut und Erlangen die Rechte, besuchte hierauf Göttingen und stand nach seiner Promotion seit 1812 eine Zeit lang in bair. Gerichts- und Administrativverwaltung. Allein 1817 trat er zum Lehrstande über, wurde Professor in Erlangen und ging Ende 1818 als ordentlicher Professor nach Heidelberg, wo er seitdem ununterbrochen gewirkt hat. Zuerst wandte R. seine Thätigkeit dem Strafrecht zu und war der Erste, der schon 1821 der herrschenden philosophischen Richtung des Strafrechts die positive und historische gegenüberstellte. Hierher gehören die „Beiträge zum röm. Rechte und zum röm.-deutschen Staatsrechte“ (2 Thle., Heidelb. 1820—22), das „Lehrbuch des Criminalrechts“ (Heidelb. 1822) und die „Entwicklung der Grundsätze des Strafrechts“ (Heidelb. 1828), an welches letztere Werk sich zunächst „Zwei criminalistische Abhandlungen“ (Heidelb. 1836) anschließen. Als um diese Zeit das Strafrecht in lauter Particularrechte auseinanderfiel, schrieb R. „Geschichte und System des deutschen

Strafrechts" (3 Thle., Stuttg. 1838—39). Außerdem lehrte und bearbeitete R. auch d. röm. Recht und bereicherte die Literatur desselben besonders durch mehrere treffliche Monographien, wie: „Das testamentarische Erbrecht bei den Römern" (2 Thle., Heidelb. 1840); „Einleitung in das Erbrecht und Darstellung des ganzen Intestaterbrechts" (Landsh. 1831); „Die Lehre von den Vermächtnissen" (2 Thle., Heidelb. 1835). Das in Deutschland sehr vernünftige kanonische Recht suchte er auf seinen Quellenstandpunkt zurückzuführen. R.'s Hauptwerk auf diesem Gebiet der Jurisprudenz bildet die „Geschichte des Rechts im Mittelalter" (Bd. 1, Mainz 1846); auch gab er einen Grundriß zum „Kirchenrecht der Katholiken und Protestanten" (2. Aufl., Heidelb. 1850) heraus. In neuerer Zeit war R. namentlich bestrebt dem jetzt bestehenden Civilrechte eine andere als die gewöhnliche Rechtfertigung zu geben. In seinen dahin einschlagenden Arbeiten ist außer dem „Gemeinen deutschen Civilrecht" (3 Thle., Heidelb. 1840—41), der „Darstellung des franz. und bad. Civilrechts" (Bd. 1 und 5, Heidelb. 1842) und dem „Grundriß des franz. und bad. Civilrechts" (Heidelb. 1851) besonders „Dogmengeschichte des Civilrechts" (Heidelb. 1853) hervorzuheben. — Rossini (Euge Bruder des Vorigen, geb. 1795, widmete sich der Medicin und studirte zu Würzburg, wo Doctor wurde. Er practicirte hierauf zu Bamberg, ward später Lehrer in der dortigen medicinischen Anstalt und Assessor des Medicinalcollegiums. Im J. 1833 ging er als Professor und Director der Entbindungsanstalt nach Erlangen. Von seinen literarischen Arbeiten sind besonders die der Geburtshülfe geschätzt, wie unter Anderm „Die Anzeigen zu den geburtshülflichen Operationen" (Erlang. 1835), „Die geburtshülflichen Operationen" (Erlang. 1842) und das „Lehrbuch der Geburtshülfe" (Erl. 1851).

Rossi (Pellegrino, Graf), ein besonders durch sein Schicksal bekannter Staatsmann, geb. 13. Juli 1787 zu Carrara im Modenesischen, widmete sich zu Bologna dem Rechtsstudium und übernahm daselbst, nachdem er einige Zeit Advocat gewesen, 1812 die Professur des Strafrechts. Dem franz. Wesen zugewandt, verließ er indessen nach dem Sturze der Napoleon'schen Herrschaft Italien, wandte sich erst nach England, seit 1816 nach Genf, wo er 1819 die Professur des röm. und des Strafrechts an der Akademie erhielt. Zugleich heirathete er in eine angesehenere Familie in der Stadt, ward bereits 1820 in den Großen Rath der Republik gewählt und nach dem Umschwunge von 1830 von Genf sogar zur Tagsatzung abgeschickt, wo er sehr thätig die Centralisation der Bundesregierung auftrat. Die Tagsatzung sandte R. nach Paris, mit der franz. Regierung in Sachen der poln. Emigration zu verhandeln. R. machte hier nähere Bekanntschaft mit Broglie und Guizot und wurde von diesen bestimmt, 1833 nach Frankreich überzusiedeln, wo ihm die Regierung 1834 den Lehrstuhl der politischen Ökonomie am Collège de France, bald darauf die Professur des constitutionellen Rechts an der pariser Rechtsschule verlieh. Bei aller Tüchtigkeit und Gewandtheit fand R. als Ausländer in Frankreich wenig Beifall; dagegen zog der talentvolle Italiener durch seine literarischen Arbeiten die Aufmerksamkeit König Ludwig Philipp's auf sich. R. hatte früher seinen „Traité de droit pénal" (3 Bde., Par. 1829), sodann seinen „Cours d'économie politique" (Par. 1840 und 1846), ferner eine Einleitung in die Bevölkerungstheorie des Malthus und verschiedene Abhandlungen in der „Revue des deux mondes" veröffentlicht, als er 1838 zum Pair ernannt wurde. Er legte alsbald seine Professuren nieder und trat 1840 in den Staatsrath, wodurch er dem Könige so nahe gebracht wurde, daß selbst sein Protector Guizot sehr eifersüchtig auf ihn ward. Ludwig Philipp soll in R. den Mann erkannt haben, der einst fähig gewesen sein würde, bei der Thronbesteigung seines minderjährigen Sohns die Rolle eines Mazarin zu übernehmen. Als 1845 die kirchlichen Angelegenheiten die thätigen Vertreter erforderten, wurde R. von dem Könige als Gesandter nach Rom geschickt, wo er sich bald beliebt machte und einen freilich zweifelhaften Sieg in der franz. Jesuitenangelegenheit errang. Nach dem Regierungsantritt Pius' IX. beförderte er die liberale Politik des Papstes, suchte aber denselben, als Ludwig Philipp die Consequenzen der Reform zu fürchten begann, zurückzuhalten und lud durch dieses Doppelwesen den Haß der Liberalen auf sich. In der Februarrevolution von 1848 wandte sich R., seiner Stellung beraubt, nach Carrara, wo er sich als ital. Patriot kundgab, kehrte aber in Folge des Einrückens der Östreicher nach Paris zurück, wo er sich dem Papste als Retter empfahl und die Reorganisation des Kirchenstaats ohne Gewalt und fremde Hülfe versprach. Pius IX. übertrug ihm endlich die Bildung eines Ministeriums, das 18. Sept. 1848 zusammentrat und in dem R. das Innere, zugleich präsidirte die Polizei und die Finanzen übernahm. Er suchte die Finanzen zu ordnen, die Anstalten



zu unterdrücken und zog sich dadurch die glühendste Feindschaft der radicalen Fanatiker zu, die überhaupt schon die Vermittlerrolle, die R. beabsichtigte, als Verrath an der Freiheit betrachteten. Den Schmähungen trotzend, wollte R. 15. Nov. 1848 die von seinem Vorgänger Fabbri ver-  
ragte Deputirtenkammer im Palaste der Cancellaria eröffnen, wurde aber auf der Freitreppe des  
Palastes, welche die Theilnehmer eines gegen sein Leben gerichteten Complots besetzt hielten,  
durch einen Dolchstoß in den Hals ermordet. Sein Tod ward das Signal zum Ausbruch der  
Revolution, welche 9. Nov. die Flucht des Papstes herbeiführte. Der später eingeleitete Proceß  
gegen die Mörder, darunter die Häupter des damaligen Radicalismus, sah Anfang 1854 sei-  
nem Ende entgegen.

Rossi (Gräfin), Name der berühmten Sängerin Henriette Sontag (s. d.).

Rossini (Gioachino), der bedeutendste unter den neuern ital. Operncomponisten, wurde  
zu Pesaro in der Romagna 29. Febr. 1792 geboren. Sein Vater war ein herumziehender  
Musiker, seine Mutter eine untergeordnete Sängerin bei kleinen Theatern. Schon als Knabe  
sang er mit seiner Mutter auf dem Theater zu Bologna. Zu seiner musikalischen Ausbildung  
trug hier später der Vater Mattei bei. Doch scheint er keine gründliche Schule gemacht, sondern  
sich auf die Bekanntschaft mit den Werken der neuern Componisten beschränkt und auf sein  
großes Talent für Gesang verlassen zu haben. Im J. 1808 schrieb er in Bologna seine ersten  
Symphonien und die Cantate „Il pianto d'armonia“. Im Rom wurde 1812 seine erste Oper  
„Demetrio e Polio“ aufgeführt, der noch in demselben Jahre „L'inganno felice“ folgte. Seit-  
dem hat er außer vielen andern Compositionen über 40 Opern componirt, da der Ruf seines  
Talents ihm von allen ital. Opernbühnen Bestellungen verschaffte. Die vorzüglichsten und be-  
rühmtesten sind: „Tancredi“ (1813); „L'italiana in Algeri“ (1815); „Aureliano in Pal-  
mira“ (1815); „Elisabetta“, „Il barbiere di Siviglia“ und „Otello“ (1816); „Cenerentola“,  
„La gazza ladra“ und „Armida“ (1817); „Moise“ und „Riccardo e Zoraide“ (1819);  
„Ottavio e Cristina“, „La donna del lago“ und „Bianca e Falliero“ (1819); „Maometto  
secondo“ (1820); „Matilde di Chabran“ (1821); „Zelmira“ (1822); „Semiramide“  
(1823); „Le siège de Corinthe“, eine Umarbeitung des „Maometto“ (1825); „Comte d'Ory“  
(1826) und „Guillaume Tell“ (1829). R. war von 1815—22 unter Barbaja's Direction in  
Neapel angestellt. Nachdem seine Gesänge in ganz Italien mit lautem Beifall aufgenommen  
worden, erntete er noch größern Triumph in Wien, wohin er 1822 mit der ausgezeichneten  
Oper Barbaja's und der Sängerin Madame Colbran kam, mit der er sich damals verheirathete.  
In Wien führte er „Zelmira“, sowie andere seiner Opern mit dem glänzendsten Erfolge selbst  
auf, während er zugleich durch seine Persönlichkeit und seinen angenehmen Gesang entzückte.  
Im J. 1823 besuchte R. Frankreich und England und wurde hierauf 1824 in Paris angestellt.  
Zeit 1829 lebte er abwechselnd in Italien und auf seinem Landgute bei Paris, indem er ohne  
Reid seinen Nachfolgern Bellini, Donizetti u. A. den Platz räumte. Später wandte er sich nach  
Bologna, endlich nach Florenz. Was den Charakter und Werth der Compositionen R.'s be-  
trifft, so ist er im gegenwärtigen Jahrhundert der Repräsentant der ital. Musik im Fache der  
Oper geworden: er theilt in seinen Werken die Vorzüge und Mängel des ital. Charakters.  
Hervorstechend ist, daß er äußerst dankbar für den Gesang zu schreiben versteht. Insbesondere  
ist es der Reichthum melodischer Erfindung, der unerschöpfliche Quell wohlklingender Melodien,  
welche sich, in das Ohr einschmeichelnd, sogleich dem Gedächtniß einprägen, wodurch er die mu-  
sikalische Weltherrschaft während der J. 1815—50 errungen hat. Dagegen hat er einen tiefern  
Ausdruck überhaupt, insbesondere eine tiefere Charakterzeichnung, dramatisches Leben und dra-  
matischen Fortschritt allzu sehr vernachlässigt. R. ist Naturalist und hat nicht allein die strengern  
Forderungen der musikalischen Kunst nicht berücksichtigt, sondern zugleich die Gesetze der Ästhe-  
tik nicht selten aus den Augen gelassen. Bei alle Dem ist er ein großes Genie und mit Beetho-  
ven zugleich, wenn schon als der äußerste Gegensatz desselben, der musikalische Höhepunkt der  
ersten Hälfte des 19. Jahrh. Am bedeutendsten zeigte er sich auf komischem Gebiet, und sein  
„Barbier“ erweist sich in dieser Hinsicht als ein Meisterwerk voll sprudelnder Genialität. R. ist  
er Componist der Restaurationsepöche. Nach den großen politischen Bewegungen zu Anfang  
des Jahrhunderts sehnte sich die Welt nach Ruhe und den behaglichern Freuden des Daseins.  
I. kam diesem Bedürfniß entgegen, und es erklärt sich hieraus, wie seine Herrschaft gerade bis  
dem Zeitabschnitt dauern konnte, wo neue Bewegungen in dem politischen Leben der Völker  
eher schlummernde Kräfte wachriefen. Mit den neuesten Bestrebungen vermochte er nicht  
schritt zu halten; er war außer Stand, der musikalische Ausdruck eines neuen Zeitbewußtseins  
zu sein und den höhern Anforderungen desselben zu entsprechen. Daß R. seiner gesammten

Richtung zufolge für das kirchliche Fach nicht geeignet war, bedarf keiner Bemerkung. Es „Stabat mater“, welches einige Zeit hindurch Aufsehen machte, konnte man daher nur in Rücksicht auf den Schöpfer desselben interessant finden.

**Klosterleben** oder **Kloster-Klosterleben**, eine in Beziehung auf Stiftung und Einrichtung d. Fürstenschulen ähnliche Gelehrtenschule im Regierungsbezirk Merseburg in der preuss. Prov. Sachsen, in einer anmuthigen Gegend am Eingange der Goldenen Aue, 2 M. südwestlich v. Querfurt, an der Unstrut gelegen. Die Anstalt wurde aus den eingezogenen Gütern des v. Grafen Ludwig von Wippera und seiner Gemahlin Mathilde 1142 gestifteten Augustin-frauenklosters Klosterlebe von Heinrich von Wipleben (geb. 1509, gest. 1561) 1554 anfangs nur für die Erziehung und den Unterricht von 18 Knaben gegründet, später aber unter Mitwirkung der kursächs. Regierung so verbessert und erweitert, daß sie jetzt 60 Stellen, nämlich 30 Frei- und 30 Koststellen, zählt. Wie früher die Schirmvogtei über das Kloster Klosterlebe in der Familie Wipleben erblich war, so führte seit der Stiftung der Schule bis jetzt stets ein Mitglied derselben als Erbadministrator unter landesherrlicher Obergewalt die Inspection über die Schule. Ebenso werden die Freistellen von dieser Familie und zwar 20 von der wittenbergischen und 10 von der wittenburger Linie besetzt. Der ursprüngliche Lehrplan und die Gesetze wurden von dem Rector Georg Fabricius entworfen und anfangs bloß drei Lehrer angestellt. In den J. 1597 und 1611 ward die Schule wegen der Pest aufgelöst, im Dreißigjährigen Kriege geplündert und gänzlich zerstört und erst 1675 mit vier Lehrern wieder eröffnet. Nachdem sie 1686 nebst Kirche, Bibliothek und Archiv ein Raub der Flammen geworden wurde sie, nach langer durch Streitigkeiten zwischen der kursächs. Regierung und der Familie von Wipleben veranlaßter Zögerung, 1730 in ihrer jetzigen Gestalt, massiv und großartig, neuem aufgebaut und 1742 wieder eröffnet. Die Anstalt zählte 1853 mit Einschluß der Externen 100 Zöglinge mit zehn Lehrern in vier Classen. Unmittelbar neben dem Schulgebäude liegt das Kirchdorf Klosterleben mit 1700 E.

**Klostermäßler** (Emil Adolf), Naturforscher, geb. 3. März 1806 in Leipzig, ist der Sohn Joh. Adolf M.'s, geb. 1770 zu Leipzig, gest. daselbst 1821, welcher wie seine Brüder Joh. Aug. M. (geb. 1752 zu Leipzig, gest. 1783 zu Dresden) und Joh. Friedr. M. (geb. um 1770 zu Leipzig) zu den vorzüglichern Kupferstechern und Zeichnern seiner Zeit gehörte. M. studirte 1825—27 in Leipzig Theologie, die er jedoch naturwissenschaftlichen Privatstudien hienzu setzte. Nachdem er 1827—30 in dem Städtchen Weida in Sachsen-Weimar gelebt, übernahm er die Professur der Naturgeschichte an der königl. sächs. Akademie für Forst- u. Landwirthschaft in Tharand bei Dresden. Im J. 1848 wurde er für den pirnaischen Verwaltungsbezirk zur Deutschen Nationalversammlung gewählt, wo er Mitglied des Schulausschusses war und stets der linken Seite des Hauses angehörte. Wegen der Theilnahme an den Beschlüssen des Rumpfparlaments zu Stuttgart des Hochverraths angeklagt, wurde er zwar freigesprochen, aber im März 1850 auf Antrag der tharander Direction durch Quiescenz von seinem Amte entfernt, nachdem er schon seit Aug. 1849 suspendirt gewesen. Seitdem lebte er in Leipzig, fast lediglich durch Schrift und Wort für Verbreitung naturwissenschaftlicher Volksbildung wirkend. Zu letztem Zwecke hielt er auch in mehreren deutschen Städten populäre Vorlesungen, die unter dem Titel „Populäre Vorlesungen aus dem Gebiete der Natur“ (2 Bde. Lpz. 1852) im Druck erschienen. Gleiche Tendenz verfolgte auch das interessante Werk: „Der Mensch im Spiegel der Natur“ (Bd. 1—5, Lpz. 1851—53). Außer einigen Lehrbüchern seine Vorträge schrieb M. folgende streng wissenschaftliche Werke: „Iconographie der eur. Land- und Süßwassermollusken“ (12 Hefte, Lpz. und Dresd. 1835—44, mit 60 größtentheils von ihm selbst lithographirten Tafeln); „Das Wichtigste vom innern Bau und Leben der Pflanzen“ (Lpz. 1843); „Beiträge zur Versteinerungskunde“ (Lpz. 1848, mit 12 selbstlithographirten Tafeln). Im J. 1853 unternahm M. eine naturwissenschaftliche Reise durch das östliche Spanien und Anfang 1854 stand er im Begriff, im Canton Thurgau in der Schweiz auf dem Schlosse Klingenberg eine höhere Privatackerbauschule gründen zu helfen. Außerdem ist M. Mitgründer der Zeitschrift „Die Natur“.

**Klosterschweif**, das Zeichen der höchsten militärischen Würden in der Türkei, besteht aus einem Pferdeschweif, der wallend von einem vergoldeten halben Monde an einer oben in einer vergoldeten Kugel auslaufenden Stange herabhängt. Er kommt nur den Paschas, dem Großvezier und dem Sultan zu, denen er im Kriege vorgetragen und vor deren Zelten er aufgestellt wird. Doch ist die Zahl der Klosterschweife verschieden, die jedem der Genannten zukommen. Dem Sultan sechs Klosterschweife vorgetragen, während der Großvezier und die Pascha



welche Bezierrang haben, drei, die übrigen Paschas aber je nach ihrem Rang zwei oder einen Rossschweif erhalten.

**Klostrappe**, eine der schönsten Felsenpartien des Harzes, unweit des Dorfs Thale im Regierungsbezirk Magdeburg der preuß. Provinz Sachsen, 1½ St. von Blankenburg gelegen, besteht in einer Granitlippe des Bodethals, welche als Vorsprung, 515 F. über dem Wasserspiegel der Bode, aus der Felsenwand heraustritt, auf der höchsten Spitze eine Breite von 4—6 F. hat und eine herrliche Aussicht in das tiefe Bodethal gewährt. Der Name soll von der oben auf der Felsplatte deutlich erkennbaren Hufspur eines Riesenpferdes herrühren, die aber wol absichtlich in den Felsen eingearbeitet worden ist. Gegenüber, auf dem rechten Ufer, ragt der sogenannte **Gerentanzplatz**, eine steile Felswand, 800 F. über die Bode empor und gewährt eine noch schönere Aussicht als die K. in die wilden Felsenklüfte, auf das Brockengebirge und die reichbebaute Ebene Magdeburgs. Von diesem Plage führen Stufen an der Bergwand herab zu dem jetzt erweiterten Gasthose **Walbkater** und von diesem seit 1852 ein durch verschiedene Sprengungen der rechten Uferfelsen hergestellter chausfirter Weg zu dem am Ausgang des Bodethals gelegenen Badeorte **Hubertsbrunnen**.

**Kost** nennt man die aus der Verbindung der Metalle mit dem Sauerstoff und der Kohlensäure der Luft entstehende Substanz. Die frühern Chemiker nannten die Metalloryde sämmtlich Kalle und den Proceß ihrer Erzeugung Calcination oder Verkalkung, insofern durch das Glühen derselben oder durch das Behandeln mit Sauerstoff entbindenden Körpern in der Hitze eine Drydation bewirkt wird. Jetzt nennt man aber die aus der Einwirkung des Sauerstoffs aus den Metallen entstehenden Producte Dryde, und auch der Kost ist ein Metalloryd. Doch nennt man Kost im Allgemeinen die Dryde, welche durch Einwirkung der Atmosphäre und der Feuchtigkeit entstehen. Alle Metalle, ausgenommen Platin und Gold, überziehen sich, der Luft ausgesetzt, in größerm oder geringerm Grade durch die Mitwirkung der Kohlensäure und des Wasserdampfs mit einer dünnen Drydschicht, dem Roste. Im gemeinen Leben pflegen wir aber unter Kost den Eisentrost zu verstehen, welcher ein Eisenorydhydrat ist, das theils durch den Sauerstoff des Wassers in Verbindung mit der Kohlensäure, theils durch den Sauerstoff der letztern gebildet wird.

**Kost** nennt man eine Krankheit der Pflanzen, welche sich auf den Stengeln, Blättern vieler Gewächse und an den Ähren der Gräser zeigt und in braunen, gelben oder orangefarbenen Flecken besteht, die nach Zerstörung der Pflanzenoberhaut als ein ebenso gefärbtes und beim Berühren abschmugendes Pulver erscheinen. Es sind dies auch erst kleine, einzellige, zuweilen durch Quermände getheilte Pilze, welche von manchen Autoren nur als Ausschlagskrankheiten (Erantheme) der Pflanzen angesehen werden, den Gattungen Körnerbrand (Uredo), Kelchbrand (Aecidium) und Stielbrand (Puccinia) angehören und endlich, die krankhafte Oberhaut der Pflanze durchbrechend, jenen abfärbenden, aus bloßen Sporen bestehenden Staub ausmaachen. Diese Krankheit bildet sich vorzugsweise in Zeiten der Nässe und erlangt dann zuweilen eine solche Ausbreitung, daß sie den davon befallenen Pflanzen wesentlich schadet. Dies ist namentlich mit dem Getreide der Fall, dessen Stengel, Blätter und Ähren der Rostbrand (Uredo rubigo vera) zuweilen fast ganz überzieht. Noch mehr aber wird dem Getreide der Spelzenbrand (Uredo glumarum) schädlich, der den innern und untern Theil der Spelzen befallt und, indem er die Entwicklung der Früchte verhindert, oft Missernten verursacht hat. Das auf den Blättern und Blattstielen des Sauerdorns oder der Berberitze in halbkugeligen orangegelben Häufchen häufig vorkommende Berberitzen-Kelchbrand (Aecidium berberidis) im Kost im Getreide erzeuge, wie manche Landwirth glauben, ist vollkommen unbegründet.

**Kost (Joh. Christoph)**, ein deutscher Dichter und wigiger Kopf, geb. 7. April 1717 zu Leipzig, wo sein Vater Küster an der Thomaskirche war, studirte die Rechte, widmete sich aber nachher den sogenannten schönen Wissenschaften und führte längere Zeit ein ziemlich unregelmäßiges Leben. Im J. 1742 ging er nach Berlin und gab dort seine „Schäfererzählungen“ heraus, in denen eine ergögliche Leichtigkeit und Schalkhaftigkeit nicht zu verkennen sind. In Leipzig, wohin er sehr bald zurückkehrte, erschienen von ihm „Der versteckte Hammel“, später unter dem Titel „Die gelernte Liebe“ (Dresd. 1742), ein Schäferdrama, und „Das Vorspiel“, ein satirisch-episches Gedicht in fünf Gesängen, worin er seinen vormaligen Lehrer Gottsched angriff. Ohne sonderliche Aussichten und unruhig von Natur, ging er abermals nach Berlin und trieb dort die Haude- und Spener'sche politische Zeitung. Später kehrte er nach Sachsen zurück und wurde 1744 Secretär und Bibliothekar des Grafen Brühl. Hier schrieb er seine äußerst beißende satirische „Epistel des Teufels“ (1754) gegen Gottsched, die viel dazu beitrug,

Gottsched's kunstrichterliches Ansehen zu vernichten. Im J. 1760 wurde er Obersteuersecretär zu Dresden und starb daselbst 1765. Außerdem sind von ihm vorhanden: „Briefe“ (Hft. und Lpz. 1766) und „Vermischte Gedichte“ (herausgeg. von Dnck, Lpz. 1769), unter denen sich auch seine berühmte Erzählung „Die schöne Nacht“ befindet, ein Hochzeitgedicht, das ohne sein Vorwissen ins Publicum kam. Doch sind in die beiden letztgenannten Sammlungen auch fremde Arbeiten aufgenommen.

**Rost** (Valentin Christian Friedr.), ein um griech. Grammatik und Lexikographie verdiente Gelehrter, geb. 16. Oct. 1790 zu Friedrichroda im Gotha'schen, besuchte seit 1802 das Gymnasium zu Gotha und seit 1810 die Universität zu Jena, wo er sich drei Jahre lang neben dem Studium der Theologie mit besonderer Vorliebe den philologischen Wissenschaften widmete. Unmittelbar nach Vollendung seiner Studien übernahm er eine Hauslehrerstelle, wurde aber schon 1814 als Collaborator an das Gymnasium zu Gotha berufen, rückte hier im Verlauf der Zeit in höhere Lehrerstellen auf und bekam 1842 das Directorat der Anstalt mit dem Titel Oberschulrath. Unter seinen Schriften, die in späterer Zeit immer mehr an Gründlichkeit und Klarheit gewonnen haben, sind hauptsächlich zu erwähnen die „Griech. Grammatik“ (Göt. 1816; 7. Aufl., 1854), neben welcher 1844 eine „Schulgrammatik“ erschien, die den grammatischen Stoff in gedrängter Kürze und eigenthümlicher Anordnung enthält; ferner die in diesen beiden Werken in Verbindung stehende, zugleich mit Büstemann herausgegebene „Anleitung zum Übersetzen aus dem Deutschen in das Griechische“ (2 Bde., 3. Aufl., Göt. 1836) sowie die von ihm angeordnete „Beispielsammlung zu Buttmann's und Rost's griech. Grammatiken“ (2 Bde., Göt. 1840); ferner das „Griech.-deutsche Wörterbuch“ (2 Bde., 4. Aufl. Braunschw. 1832) und das „Deutsch-griech. Wörterbuch“ (2 Bde., 6. Aufl., Göt. 1847). Diese beiden Wörterbücher fanden in den Schulen wegen ihrer Brauchbarkeit den verdienten Eingang, während das „Vollständige Wörterbuch der classischen Gräcität“ (Heft 1, Lpz. 1840) das in der griech. Lexikographie eine neue Bahn brechen sollte, nicht fortgesetzt worden ist. Außerdem sind das „Elementarwörterbuch der griech. Sprache“ (Gotha 1825) und das „Kleine deutsch-griech. Wörterbuch für den ersten Schulgebrauch“ (Göt. 1829). Außerdem veranstaltete er eine neue Ausgabe von Duncan's „Novum lexicon Graecum“ (Lpz. 1831) und besorgt noch gegenwärtig die Redaction der 1825 begründeten gotha'schen „Bibliotheca Graeca“. Von einer neuen Bearbeitung von Passow's „Griech.-deutschem Wörterbuch“ hat R. bloß den ersten Band (Lpz. 1841) geliefert; für das ganze von Palm, Kreußler, Reil und Peter fortgeführte Werk hat er sich jedoch die Behandlung der Partikeln vorbehalten. Übrigens dirigirt R. seit 1842 auch die Lebensversicherungsbank für Deutschland, an deren Gründung er einen wesentlichen Antheil hat und deren Leitung er sich mit besonderer Vorliebe widmet.

**Rösten.** Darunter versteht man das Erhitzen eines Körpers bei Luftzutritt, entweder denselben zu oxydiren, oder, was häufiger der Fall ist, um daraus Substanzen in Gasform durch Einwirken der Luft und des Feuers zu verflüchtigen, welche durch das letztere allein nicht ausgetrieben werden würden. Solche Substanzen sind Schwefel, Arsenik, Antimon, Kohlen bisweilen Chlor. Eine Röstung, bei welcher Schmelzung stattfindet, wird Verschmelzung, Aufbereitung oder Kupellation genannt. Die Röstung kohlenstoffhaltiger Körper nennt man Cäscherung, weil dadurch bezweckt wird, die verbrennliche Substanz zu verbrennen und ihre Asche zu erhalten. Das Verfahren, Substanzen zu rösten, besteht namentlich darin, sie in feingewerktem Zustande auf flachen irdenen Schalen in gewöhnlichen Calcinitöfen oder unter der Muffel eines Probirofens zu erhitzen.

**Rostock**, eine der bedeutendsten Handelsstädte an der deutschen Ostseeküste und die größte Stadt in Mecklenburg, liegt in der Herrschaft Rostock (5 QM. mit 35000 E.) an der Warnow, welche sich 2 M. nördlicher bei dem Flecken Warnemünde in die See ergießt. Sie ist von Mauern, Wällen und Gräben umgeben, in ihren drei Theilen, der Alt-, Neu- und Mittelsstadt im Ganzen gut gebaut, zählt über 25000 E. und hat sechs Kirchen, unter welchen die Marienkirche mit dem Grabe des Hugo Grotius sich auszeichnet, und mehrere öffentliche Plätze, von denen der Blücherplatz mit Blücher's Standbild in Erz von Schadow der vorzüglichste ist. Die Stadt führt mit etwa 300 Schiffen (die größte Handelsflotte in der Ostsee) einen lebhaften Handel. Zwei eiserne Dampfschraubenschiffe vermitteln einen regelmäßigen Güter- und Personenverkehr mit Petersburg und drei andere Dampfschiffe unterhalten die stete Verbindung mit dem Hafen Warnemünde. R. hat außerdem mehrere Taback-, Seiden- und Lederfabriken, Webereien, Gerbereien u. s. w. und hält jährlich eine Messe. Es ist der Sitz des Landesconsistoriums, des engern Ausschusses der Ritter- und Landschaft, des Oberappellationsgerichts u.



iner Justizkanzlei. Die Universität zu R. wurde 1419 von den Herzogen Johann III. und Albrecht V. unter Mitwirkung der Stadt gestiftet und vom Papste Martin V. bestätigt. Sie war 1437—43 in Greifswald und wurde 1760 nach Bülow verlegt. Da aber damals die vom Rathe angestellten Professoren in R. blieben, so gab es eigentlich zwei Universitäten im Lande, bis 1789 ihre Wiedervereinigung und Restauration erfolgte. Sie zählt 23 ordentliche Professoren und über 100 Studenten. Unter den zu ihr gehörigen Instituten sind neben der in seltenen Schätzen reichen Bibliothek von 90000 Bänden das anatomische Theater, das theologisch-pädagogische und das 1829 errichtete philologische Seminar hervorzuheben. Ein Handlungslehreinstitut wurde 1823 eröffnet. Ferner gibt es einen patriotischen Verein, eine naturforschende und eine philomathische Gesellschaft, sowie eine jetzt sehr frequentirte Wasserheilanstalt, gegründet 1840 durch J. F. Vieck, einen Schüler von Priesnitz. R. ist ein ursprünglich slav. Ort. Bereits 1161 wurde es aber von dem Dänenkönige Waldemar I. erobert und mit seinem berühmten Gößenbilde in Asche gelegt. Um 1170 durch den christlichen Oboritenfürsten Pribislaw II. wiederhergestellt, sammelte sich hier bei der günstigen Handelslage des Orts bald eine starke deutsche Bevölkerung. Als Fürst Heinrich Burewin I. 1218 R. die Stadterechtlichkeit verlieh, scheint es schon ungemischt deutsch und mit Municipaleinrichtungen versehen gewesen zu sein. Von 1237—1501 war es Residenz der Herren von R., dann unter dän. Hoheit. Im J. 1523 kam es an Mecklenburg und seit 1695 gehört es der Linie Mecklenburg-Schwerin. Die Stadt war Mitglied der Hansa, fast von deren erstem Aufblühen an bis 1630, und behauptete eine lange Zeit in ihr unter den Städten an der Ostsee den Rang gleich nach Lübeck. Sie erreichte früh einen hohen Grad des Wohlstandes und verhältnißmäßiger Macht nach außen, während sie im Innern keine Gelegenheit verabsäumte, Erwerbungen aller Art, theils an Grundbesitz, theils an Bevorrechtungen zu machen. Die beträchtlichste Erwerbung der erstern Gattung war der Flecken Warnemünde. Mit ihren Landesherren war die Stadt seit Ende des 15. Jahrh. in unaufhörliche Streitigkeiten verwickelt, welche mehr als ein mal durch Kriegergewalt entschieden werden mußten und erst unter der Regierung des Großherzogs Friedrich Franz durch den Erbvergleich von 1788 beigelegt wurden. Auch nach diesem Vertrage besitzt die Stadt, außer einer ganz republikanisch geordneten innern Verfassung, noch eine Menge der wichtigsten politischen Rechte. Sie hat nicht nur Ober- und Niedergerichtsbarkeit, eine ziemlich ausgedehnte Gesetzgebungs- und unabhängige Polizeigewalt und eine ganz freie innere Verwaltung, selbst mit der Befugniß, Auflagen für die städtischen Bedürfnisse zu veranlassen, sondern auch das Recht der Münze und einer eigenen Flagge, das Stapelrecht für die Ausfuhr zur See und eine Accise, deren Einkünfte mit dem Großherzoge getheilt werden. Ebenso hatte sie bis 1827 das Compatronat der Universität, an welcher der Rath neun ordentliche Professoren besoldete und ernannte. Die landständischen Rechte der Stadt sind bedeutend; sie bildet einen Stand für sich und einer ihrer Bürgermeister ist Mitglied des Directoriums auf Landtagen und Landesconventen, sowie des engern permanenten Ausschusses der Stände.

**Rostoptschin** (Fedor, Graf), Generalgouverneur von Moskau in dem Kriegsjahre von 1812, war 1765 aus einer alten russ. Familie geboren. Er trat frühzeitig als Lieutenant in die kais. Garde, machte dann Reisen in das Ausland und wurde insbesondere durch die beiden Grafen Rumjanzow sehr begünstigt. Beim Kaiser Paul mußte er sich so beliebt zu machen, daß er kurz nacheinander zum General, Oberhofmarschall und Minister der auswärtigen Angelegenheiten erhoben und 1799 mit der Würde eines russ. Reichsgrafen beschenkt wurde. Als er sich jedoch gegen die vom Kaiser beschlossene Allianz mit Frankreich erklärte, fiel er in Ungnade und mußte den Hof verlassen. Unter Alexander trat er wieder in Dienst, blieb aber ohne politischen Einfluß, bis er kurz vor Ausbruch des Krieges von 1812 den wichtigen Posten eines Militärgeneralgouverneurs von Moskau erhielt. Ob er die Verbrennung der Stadt planmäßig angeordnet habe, ist schwer zu entscheiden: er selbst leugnete dies bestimmt in seiner „Vérité sur l'incendie de Moscou“ (Par. 1824). Indes bleibt gewiß, daß er sein Landhaus bei Moskau im Walde von Sokolniki abbrennen und Anstalten zur Vernichtung der in Moskau befindlichen Magazine treffen ließ und daß er, da sein Beispiel schnelle Nachahmung fand, immerhin als Derjenige zu bezeichnen ist, der den ersten Grund zu jener so verhängnißvollen Feuerbrunst gelegt hat, zu deren Verbreitung dann später sowol Franzosen als Russen gemeinschaftlich beitrugen, da die durch den Brand angerichtete Verwirrung und das Hinausschaffen der in den Häusern befindlichen Kostbarkeiten auf die Straßen und freien Plätze die Gelegenheit zum Rauben und Plündern recht eigentlich begünstigte. Im J. 1814 legte er sein Amt nieder, begleitete den Kaiser Alexander zum Congreß nach Wien und lebte seitdem viel auf Reisen. Er besuchte

1817 Karlsbad, ging bald darauf nach Paris, wo er sich mehrere Jahre aufhielt und seine Tochter an einen Enkel des Grafen von Ségur vermählte. Im J. 1825 kehrte er in sein Vaterland zurück, starb aber bereits im Jan. 1826 zu Moskau. Er hinterließ den Ruf eines äußerst lebenswürdigen, gebildeten und geistreichen Mannes, und die meisten selbst von denen, die er habe durch die schreckliche Feuersbrunst in Flammen aufging, halten sein Andenken noch hohes Tages in Ehren. Seine gesammelten Schriften in russ. und franz. Sprache, worunter zwei Lustspiele, Bemerkungen auf einer Reise durch Deutschland und die witzigen „Mémoires écrits en dix minutes“ wurden 1853 von Smirnin in Petersburg herausgegeben. — Seine Schwiegertochter, die Gräfin Elena A., geborene Suschkow, hat sich als Dichterin einen ehrenvollen Namen in der russ. Literatur erworben.

**Rostra** hieß im alten Rom die Rednerbühne und der sie umgebende Raum auf dem Forum von wo herab die öffentlichen Reden an das Volk gehalten wurden. Diesen Namen erhielt die Rednerbühne nach den an ihr angebrachten Schnäbeln (rostra) derjenigen Kriegsschiffe, welche die Römer bei der Eroberung von Latium den Antiaten 338 v. Chr. abgenommen hatten.

**Roßwitha** ist die modernisirte Namensform einer berühmten niedersächs. Dichterin des 10. Jahrh., welche selbst ihren Namen *Rotswith* (genauer *Hrōthsuith*, entsprechend dem hochdeutschen *Hruodsuind*), oder in latinisirter Form *Rotswitha* schrieb. Sie war geboren um 935, trat mit etwa 23 J. in das Benedictinerkloster Gandersheim (im Braunschweigischen nördlich von Göttingen) und starb daselbst nach 968 (vielleicht erst nach 1002). In dieser vorzugten Familienstiftung des sächs. Herzogs- und Königshauses, welche durch lange Zeit von Äbtissinnen fürstlicher Herkunft regiert wurde, bewegte sie sich in der feinsten und kenntnisreichsten Gesellschaft ihrer Zeit und vollendete ihre theologische und literarische Bildung unter Leitung der Nonnen Miklarde und der jungen Äbtissin Gerberge II., einer Tochter Herzog Heinrich's von Baiern und Enkelin Kaiser Heinrich's I. Welch reichen Gewinn sie bei trefflicher natürlicher Begabung aus solcher Unterweisung und Umgebung zu ziehen wußte, zeigen ihre Dichtungen, die fast sämmtlich in einer innern Beziehung zur Geschichte des Klosters sich den wohlverdienten Beifall der ausgezeichnetsten Zeitgenossen fanden und zu den schätzbaren Denkmälern des 10. Jahrh. gehören. Es sind acht theils in leoninischen Hexametern, theils auch in Distichen um 960 niedergeschriebene Legenden; sechs Dramen, in einer nach Sitteln Zeit mit Reimklängen durchsetzten Prosa, welche, nach einigen Stellen zu schließen, auch wirklich in Gandersheim aufgeführt wurden; eine auf Bitten Otto's II. zwischen 965 und 968 Hexametern abgefaßte Geschichte Otto's I.; endlich ein Gedicht in Hexametern, welches die Gründung von Gandersheim und die ältere Geschichte des Ottonischen Hauses behandelt. Die Dramen, der in literarischer Beziehung wichtigste Theil ihrer Werke, haben den Zweck, im Gegensatz zu den leichtfertigen Komödien des Terenz den Ruhm jungfräulicher Keuschheit zu verherrlichen. Sie verrathen nicht bloß eine fleißige Beschäftigung mit Virgil, Horaz, Terenz und Plautus, sondern auch eine wirkliche dichterische Anlage und eine feine, edle Sinnesart. In ihrer noch dürftigen und unbeholfenen Form und ihrer Armuth an dramatischer Handlung übertreffen sie doch fast Alles, was das Mittelalter in dieser Gattung hervorgebracht hat. Von den Legenden, den Dramen und der Hälfte des Gedichts auf Otto I. hat sich eine gute alte Handschrift erhalten (jetzt in München befindlich), aus welcher die Werke zur Zeit des Wiederauflebens der classischen Studien durch Konrad Celtis sorgsam herausgegeben wurden (Münch. 1501, mit wol fälschlich dem A. Dürer zugeschriebenen Holzschnitten). Schurzfleisch besorgte dann einen zweiten, mit einigen literarhistorischen und philologischen Beigaben vermehrte aber nachlässigen Abdruck (Bittenb. 1707), und neuerdings gab Ch. Magnin die Dramen allein in berichtigtem Texte mit franz. Übersetzung und trefflicher Einleitung heraus (Paris 1845). Das Gedicht auf Otto I. und das nur in einer Abschrift des 15. Jahrh. erhaltene Gedicht von der Gründung Gandersheims sind am besten herausgegeben durch Pers in den „Monumenta Germaniae historica“ (Bd. 6). Eine deutsche Übersetzung des Dramas „Abraham“ versuchte schon zu Anfange des 16. Jahrh. Adam Werner von Themar, und Bendixen fertigte kürzlich eine deutsche Übersetzung der drei Dramen „Gallicanus, Dulcitius und Ramachus“ (Altona 1850).

**Nota Romana**, s. Römische Curie.

**Notenburg**, eine Kreisstadt in der kurhess. Provinz Niederhessen, an der Fulda, sechs Meilen südsüdöstlich von Kassel, mit dem Residenzschlosse der 1834 im Mannstamme erloschenen Linie Hessen-Rheinfels-Notenburg, hat 3700 E., fünf Kirchen, Leinen- und Wollenweberei, einen unbedeutenden Feinwandhandel und etwas Bergbau. Auch besteht daselbst ein bereits





wieder in Warschau thätig und zwar im Bureau des Justizministers Grafen Lubiensti. W hier, bei den Ereignissen von 1809 persönlicher Gefahr ausgesetzt, begab er sich 1810, nachdem er durch Poniatowski entlassen worden, nach Königsberg. Eine treffliche Schrift über Cassi Verwaltung, welche Aufsehen erregte, bahnte ihm den Wiedereintritt in den preuß. Staatsdienst. Er wurde 1810 als Rechnungsrath unter dem Minister Hardenberg angestellt und stieg seitdem ununterbrochen beim Finanzwesen beschäftigt, von Stufe zu Stufe. Im J. 1815 war er Specialbevollmächtigter bei der Vertheilung der Kriegsschädigung, welche Frankreich zu zahlen hatte. Sodann wurde er 1820 Chef der Seehandlung, 1831 Director der königl. Bank und den Adelstand erhoben, bald darauf Präsident der Staatsschuldenverwaltung und 1836 Staatsminister, welche Stellen er bis 1848 bekleidet hat. M. leitete das ganze Finanzwesen des Staats und man hat ihm die großartigsten und wohlthätigsten Einrichtungen zu verdanken, wie die Begründung der Staatsschuldentilgungscommission, die Creditanstalt für Grundbesitz, viele Fabriken und Kunststraßen, den Verein für sittlich verwahrloste Kinder und die sogenannte Rotherstiftung, durch welche aus den Beträgen verfallener Seehandlungsprämien Scheine u versorgte Töchter verstorbener Staatsdiener Wohnung und Geldunterstützung erhalten. Zu seinem 50jährigen Amtsjubiläum erhielt er den Schwarzen Adlerorden. Da seine Gesundheit sehr angegriffen, schied er nach den Märzereignissen 1848 ganz aus dem Staatsdienste und zog sich auf sein Gut Rogau bei Parchwitz in Schlesien zurück, wo er 7. Nov. 1849 starb.

**Rotherthurmpaß** (Vörös Torony), ein Felsenpaß in dem hermannstädter Bezirke Siebenbürgens, führt aus diesem Lande durch dessen südliches Randgebirge, welches hier von der Aluta durchbrochen wird, nach der Walachei auf der befahrensten Straße zwischen beiden Ländern, ist nach einem roth bemalten Felsencastell benannt und hat eine wichtige Contumax- u Mauthanstalt. Am Südausgange lag im Alterthume Castra Trajana, weshalb der Paß im Mittelalter auch Trajanspforte genannt wurde. Historisch merkwürdig ist derselbe durch die Niederlage der Türken gegen die Ungarn unter Hunyad 1442, sowie des Paschas von Semendria gegen dieselben unter Stephan von Thalegd 1493, durch die Verhaftung Ipsilanti's am 2. Juni 1821, durch den Einmarsch der ersten russ. Truppen aus der Walachei nach Siebenbürgen im Jan. 1849, sowie durch die Besetzung von Seiten der Ungarn unter Bem von Ende März bis Mitte April 1849.

**Rothes Meer** oder Arabischer Meerbusen, in der Heiligen Schrift das Schilfmeer u von den Mohammedanern das Meer von Mekka genannt, ist ein 30 M. breiter, 550 M. langer, in nordwestlicher Richtung in das Festland einschneidender Busen des nordwestlichen Indischen Ocean, zwischen Asien und Afrika, der Arabien von Ägypten bis auf die Landenge von Suez (s. d.) trennt. Sein südlichster Punkt ist die sechs M. breite Meerenge von Bab-el-Mandeb, unter 12 $\frac{1}{2}$ ° n. Br., durch die es mit dem Busen von Aden zusammenhängt und die so den Eingang zum Rothem Meere vom Indischen Ocean bildet. Im Norden endet das Rother Meer in zwei Meerbusen, in die es durch die Halbinsel des Sinai gespalten wird, in den östlich gelegenen Golf von Akaba, welcher von der daran gelegenen Stadt Ailana oder Elath im Alterthume Aelaniticus Sinus hieß, und in den westlich gelegenen Golf von Suez, welcher in der Bibel als zugewiesenes Schilfmeer, sonst auch Heroopoliticus Sinus genannt, bis zu 30° n. Br. vordringt und so die nördlichste Spitze des Rothem Meeres bildet, das hier nur durch die 15 M. breite Landenge von Suez vom Mittelländischen Meere getrennt ist. Das Rother Meer hat größtentheils nur eine geringe Tiefe, nimmt keinen einzigen Fluß von nur einiger Bedeutung auf und ist überall mit einem sandigen Strande oder mit einer öden Felsküste umgeben, die im Wasser in vielen für die Schifffahrt gefährlichen Klippen sich fortsetzt. Dazu ist es reich an unzähligen an der Küste vorkommenden Korallenbänken, die häufig von rother Farbe sind, durch ihren Schein dem Wasser dieselbe Farbe verleihen und vermuthlich dadurch den Namen des Rothem Meeres veranlaßt haben. Es hat dasselbe eine periodische Strömung: vom October bis zum Mai tritt eine Strömung hinein, vom Mai bis October eine heraus. Nach der Messung Le Père's liegt der Spiegel des Mittelmeeres bei Alexandria 24 F. tiefer als der des Rothem Meeres bei Suez während des Ebbestandes und ungefähr 30 F. tiefer als bei Hochwasser. Allein die neuern Nivellements, welche unter der Oberleitung von Bourdaloue über den Isthmus von Suez angestellt worden sind, lassen diese Angabe sehr zweifelhaft erscheinen. Wegen der Schifffahrt so ungünstige Küste, sowie die den größten Theil des Jahres auf diesem Meer herrschenden Nordwinde machen den Verkehr auf demselben zu einem sehr gefährlichen und schwerlichen, so daß nur Dampfschiffe auf ihm leichter fortkommen können. Gleichwohl war der Handelsverkehr auf demselben im Alterthume und im ganzen Mittelalter von großer Bedeutung.



tung und auch in neuester Zeit ist er nach 300jähriger Unterbrechung wieder in Aufnahme gekommen. Das Rothe Meer bildete einen der ältesten Hauptwege des Handels zwischen Indien nach Aegypten und den Küstenländern des Mittelmeers überhaupt. Schon zu Salomo's Zeiten wurde aus den Häfen Ezeongeber und Elath oder Alana der süd.-phöniz. Handel nach Ophir (s. d.) getrieben. Unter der Herrschaft der Ptolemäer in Aegypten blühte besonders der Hafen Berenice. Zur Zeit der Römer nahm die Schifffahrt von Myos Hormos nach Indien einen hohen Aufschwung, und es ward auch der schon von Ptolemäus Philadelphus gegrabene Verbindungskanal zwischen dem Nildelta und dem Rothen Meere von Hadrian wiederhergestellt, der dann, von den Arabern erneuert, bis 767 schiffbar blieb. Im Mittelalter trieben Venedig, Genua, Pisa, Marseille und andere Seestädte des Mittelmeers starken Transithandel auf diesem Meere. Erst seit der Entdeckung des Seewegs um Afrika nach Indien, in Folge deren der ganze Welthandel eine veränderte Richtung nahm, und seit der bald darauf in Aegypten begründeten Herrschaft der Türken gerieth dieser Seeweg nach und nach in Vergessenheit. Erst als durch Mehmed-Ali's Bestrebungen Aegypten den Europäern wieder erschlossen ward und der indobrit. Transit- und Postverkehr zwischen Suez und Bombay den Welthandel auf seine alte Bahn zurückführte, traten das Rothe Meer und seine Küstenländer aus jahrhundertlanger Vergessenheit aufs neue hervor.

**Rothgießerei** heißt jener Zweig der Metallgießerei, welcher sich mit der Herstellung kleinerer wie größerer Gegenstände aus rothem Messing (Rothguß, Tombak) beschäftigt. Die Benennung stammt aus jener Zeit, wo die handwerksmäßige Trennung nahe verwandter Geschäftszweige noch nicht dem Fabrikwesen gewichen war und man keinen Anstoß daran fand, das Messinggießen (Selbgießerei) von dem Tombakguß zünftig abzusondern, obschon beide sich der gleichen Hülfsmittel und Verfahrensarten bedienen, auch ihr Material wenig verschieden ist. Manchmal rechnet man zur Rothgießerei auch das Geschäft des Glockengießers, welches allerdings bedeutendere Abweichungen darbietet, da die Glocken in Lehmformen, die meisten Messing- und Tombakartikel aber in Sandformen gegossen werden.

**Rothkehlchen** (*Sylvia rubecula*), ein zur Gattung Sängler (*Sylvia*) gehörender, überall bekannter und beliebter Vogel, der oberseits olivenbraun und an Kehle und Brust gelbroth gefärbt ist. Er bewohnt ganz Europa und einen Theil des westlichen Asien und ist bei uns Zugvogel, der offene Laubholzwälder oder dichte, die Wiesen und Anpflanzungen umgebende Gebüsche zu seinem Aufenthaltsorte wählt. Von Charakter ist er heiter und lebhaft und erlangt, wo er geschont wird, große Zutraulichkeit; gegen andere kleine Vögel aber ist er unverträglich. Zur Nahrung dienen ihm Insekten, besonders Fliegen, und Beeren. Der Gesang des Männchens ist ernst und angenehm und dauert vom März bis in den Sommer; außerdem lassen beide Geschlechter zu anderer Zeit ein Zwitschern hören, das von jenem Gesange sehr verschieden ist. Das Weibchen legt 5—7 strohgelbe, hellbraun punktirte Eier. Im Spätsommer werden die Rothkehlchen bei uns häufig in Spreukeln gefangen, an welche man Kliederbeeren als Lockspeise hängt.

**Rothliegendes**, auch wol **Roth-Todt-Liegendes** oder altes rothes Todt-Liegendes nennen die mansfelder Bergleute seit lange die Unterlage des von ihnen bebauten Kupferschiefers, welche kein Erz mehr enthält, für sie also todt ist, das Liegende bildet und folglich auch älter ist und zugleich stets eine rothe Färbung besitzt. Diese bergmännische Benennung ist dann benutzt worden, um eine ganze Flößformation damit zu bezeichnen, die man früher auch wol **Rothen Sandstein** zu nennen pflegte. Die Formation **Rothliegendes**, welche charakteristisch nur in Deutschland vorkommt und gewöhnlich die Steinkohlenformation unmittelbar zu bedecken pflegt, besteht vorherrschend aus mächtigen Schichten von grobem Conglomerat, dessen eisenreiches thonig-sandiges Bindemittel ihm stets eine röthliche oder braunrothe Färbung verleiht. In seiner untern Region treten indessen auch Thonstein, Hornstein, Sandstein, Kalkstein und selbst geringe Kohlenlager auf. Es kommen in dieser Formation, die gewöhnlich von eruptiven Porphyren begleitet ist, fast nur Landpflanzenreste vor; die meisten rühren von baumförmigen Farren und Equisetaceen her. Einige, die Medullösen, sind sehr abweichend von allen jetzt lebenden Pflanzen. Die verkieselten Farrnstämme des Rothliegenden pflegt man **Staarsleine** und **Madensteine** zu nennen. Sehr schön kommen diese bei Chemnitz in Sachsen und bei Neupotsch in Böhmen vor, besonders groß, aber nicht so schön, am Kyffhäuser. Sie wurden früher häufig zu Dosensteinen verwendet.

**Rothrußland** oder **Rothreußen**, die Ruß, bildet eine besondere Boswodschaft in dem

ehemaligen Polen. Sie war in die Landschaften Lemberg, Przemyśl, Sanok, Halicz, Chelmu und Lidaczew getheilt und umfaßte das heutige Galizien. Zuweilen wird auch Volhynien u. Podolien zu R. gerechnet.

**Rothschild**, das größte und reichste aller Handelshäuser, hat **Mayer Anselm** geboren zu Frankfurt a. M. 1743, zum Stifter. Der Sohn eines gewöhnlichen Handelsjude wie sich denn noch gegenwärtig die ganze Familie zum strengen mosaischen Glauben hält, suchte er, nachdem er bereits im elften Jahre verwaist war, die Schule zu Fürth und kam dann in Frankfurt auf ein Contor. Hierauf arbeitete er einige Jahre in dem Geschäft eines reich Wechselhauses zu Hannover. Dann kehrte er nach Frankfurt zurück, verheirathete sich und firmirte mit einem kleinen, durch Fleiß und Sparsamkeit erworbenen Capitale ein eigenes Geschäft an. In kurzer Zeit gewannen ihm seine Kenntnisse, seine unermüdlige Thätigkeit und die vielfach erprobte Redlichkeit seiner Denkungsart das Vertrauen ansehnlicher Häuser, sodaß er bedeutende Aufträge erhielt und sein Credit wie sein Vermögen zunahm. Von dem wesentlichsten Einflusse für den ungeheuern Aufschwung, den später sein Geschäft nahm, war das Verhältniß, in welches R. mit dem damaligen Landgrafen von Hessen, nachherigen Kurfürsten Wilhelm I., trat, der ihn 1801, nachdem er in ihm einen ebenso zuverlässigen als brauchbaren Mann kennen gelernt, zum Hofagenten, später zum Oberhofagenten ernannt hatte. Als nämlich der Kurfürst 1806 sich zur schleunigen Flucht genöthigt sah, überließ er R. die Sorge für die Rettung seines Privatvermögens, welches in vielen Millionen Gulden bestand. Nur zu großen Opfern aus seinem eigenen Vermögen und nicht ohne persönliche Gefahr vermochte er das ihm anvertraute Gut zu retten. Als der damalige Großherzog von Frankfurt den Israeliten den vollen Genuß der bürgerlichen und politischen Rechte verliehen hatte, berief er R. zu Mitgliede des Wahlcollegiums des Depart. Frankfurt. R. starb im Sept. 1812 und hinterließ zehn Kinder, darunter fünf Söhne, welche nun das Bankiergeschäft übernahmen, nämlich 1) **Anselm von R.**, Chef des Stammhauses zu Frankfurt, geb. 12. Juni 1773, seit 1818 hiesiger Consul in Frankfurt, während daselbst sein Neffe **Anselm Salomon von R.**, geb. 29. Jan. 1803, seit 1836 östr. Generalconsul ist. 2) **Salomon von R.**, geb. 9. Sept. 1774, hält sich seit 1816 meist in Wien auf. 3) **Nathan Mayer von R.**, geb. 16. Sept. 1777, errichtete 1798 in Manchester ein Geschäftscontor, das er nach etwa fünf Jahren nach London verlegte, wo er sich 1813 das Vertrauen der ersten brit. Staatsmänner erwarb, 1820 östr. Consul, 1822 Generalconsul wurde. Er starb 28. Juli 1836 in Frankfurt mit Hinterlassung von vier Söhnen. Der älteste derselben, **Lionel von R.**, geb. 22. Nov. 1808, folgte dem Vater als Chef des londoner Hauses und als östr. Generalconsul. 4) **Karl von R.**, geb. 24. April 1788, Chef des Hauses in Neapel, lebt abwechselnd daselbst und in Frankfurt und ist seit 1829 neapol. Generalconsul in Frankfurt a. M. 5) **Jakob (James) von R.**, geb. 15. Mai 1792, seit 1818 Chef des pariser Hauses und seit 1822 östr. Generalconsul in Paris, ist vermählt mit einer Tochter seines Bruders Salomon, einer der lebenswürdigsten Frauen. Mit Gewissenhaftigkeit hielten die Brüder das Gebot unverbrüchlicher Eintracht und der Gemeinschaftlichkeit in allen Geschäften, welches der sterbende Vater ihnen an das Herz gelegt. Als 1813 der Kurfürst von Hessen in seine Staaten heimkehrte, war das Haus R. nicht nur erbötig, die ihm anvertrauten Capitalien sofort zurückzuzahlen, sondern versprach auch vom Tage des Empfangs an 2 1/2 üblichen Procente zu bezahlen. Der Kurfürst, durch diesen Beweis der Redlichkeit und Redlichkeit in Erstaunen versetzt, ließ das Capital noch auf mehrere Jahre im Geschäft, verzichtete auf alle frühern Interessen und nahm nur erst von der Zeit seiner Rückkehr an einen geringen Zins. Auch förderten nicht wenig die Empfehlungen des Kurfürsten, zumal auf dem Wiener Congresse, die Verbindungen des Hauses R., das nun in Folge der politischen Ereignisse in Verhältnisse seit 1813 durch eine ununterbrochene Reihe großer Geld- und Creditoperationen zur Stelle geführt wurde, die es gegenwärtig in den europ. Commerz- und Finanzangelegenheiten einnimmt. Durch diese von ihm in das Leben gerufenen und geleiteten Credit- und Finanzoperationen für fast alle großen und kleinen Staaten Europas hat dieses Haus zur Ordnung und Consolidirung der Finanzverhältnisse im Allgemeinen, sowie zur Befestigung des Vertrauens in das öffentliche Creditwesen in hohem Grade beigetragen, die Staatscreditnote an allen europ. Börsen und Geldmärkten in Aufnahme und Handel gebracht und auch in dieser Hinsicht eine hochwichtige und nützliche Wirksamkeit entfaltet, welche dem Hause für immer eine historische Bedeutung sichert. So konnte es auch nicht fehlen, daß den Mitgliedern des Hauses R. von den meisten europ. Höfen wiederholt öffentliche Beweise der Anerkennung zu Theil wurden. Bereits 1815 vom Kaiser von Oestreich mit dem erbländischen Adel beliebe





Deutschland, ihre Eigenthümlichkeiten und ihre Sprache" (2 Bde., 2. Aufl., Berl. 1842); Nötscher, „Das Wesen und Treiben der Gauner, Diebe und Betrüger Deutschlands" (Lpz. 1842).

Nötscher (Heinr. Theod.), deutscher Dramaturg, geb. 20. Sept. 1804 zu Mittenwalde Brandenburgischen, wo sein Vater Prediger war, erhielt, nachdem Letzterer an das Friedrichswaisenhaus nach Berlin versetzt worden, seine Bildung auf dem Grauen Kloster daselbst, bereits die Beschäftigung mit den griech. Dramatikern, besonders mit Sophokles, sowie der lehrende Umgang mit dem vortrefflichen Schauspieler Lemm seine Liebe zur dramatischen Kunst erweckten. Er widmete sich hierauf erst zu Berlin unter Böckh und Hegel, dann zu Leipziger Hermann philologischen und philosophischen Studien, nach deren Beendigung er zu Berlin promovirte und sich an der dortigen Universität habilitirte. Nachdem er hier seine erste wissenschaftliche Arbeit „Aristophanes und sein Zeitalter" (Berl. 1827) veröffentlicht, folg ihm ein Ruf als Gymnasialprofessor nach Bromberg. In dem Bestreben, der dramatischen Kunst als Ästhetiker nützlich zu werden, schrieb er hier „Abhandlungen zur Philosophie der Kunst" (Th. 1—4, Berl. 1837—42), in welchen er, nach einer einleitenden Abhandlung über das Verhältniß der Philosophie zum einzelnen Kunstwerk, mehrere weltgeschichtliche Kunstwerke Shakespeares und Goethes in der ganzen Architektur des Baues zum Bewußtsein zu bringen und den Grund einer positiven Ästhetik zu legen suchte, welche in der That mit dem Begriffe des Kunstwerks durch Nachweisung seiner innern Vernünftigkeit Ernst machte. Fast gleichzeitig begann er in der „Kunst der dramatischen Darstellung" (Th. 1—3, Berl. 1841—46) seinen Versuch, die Schauspielkunst der wissenschaftlichen Darstellung zu unterwerfen und ihrer Totalität zu begreifen. Um der Bühne durch thätiges Eingreifen nützlich zu werden, verließ er Berlin, nach Berlin über, wo ihm durch Eichhorn und Tieck die Ausarbeitung der Pläne zur Errichtung eines Staatsinstituts für die Ausbildung dramatischer Künstler übertragen wurde. N., dessen Entwürfe zunächst bei Tieck, dann auch bei den betreffenden Ministerien Zustimmung gefunden, war bereits zum Chef dieses Instituts designirt, als das J. 1848 diesen Plan vereitelte. Einen Theil seiner zahlreichen kritischen Berichte über das berliner Schauspiel, die er für die „Spener'sche Zeitung" schrieb, stellte er in den „Dramaturgischen Skizzen und Kritiken" (Berl. 1847) zusammen. Seit dem Wechsel der Intendanz hat sich N. von directer Einwirkung auf die königl. Bühne zurückgezogen. Von seinen kleinern Schriften besonders die über Byrons „Manfred" (Berl. 1844), über „Das Schauspielwesen" (1845) und „Seydelmann's Leben und Wirken" (Berl. 1845) hervorzuheben.

Rotte heißen mehrere hintereinander stehende Soldaten, während die nebeneinander stehenden das Glied bilden. So viel Glieder hintereinander stehen, so viel Mann enthält mithin die Rote. Die griech. Phalanx hatte Rotten von 4—16 Mann, die röm. Legion gewöhnlich von 8 Mann. Im Mittelalter betrug die Stärke der Rotten oft 10—20 und mehr; Gustav rangirte sie auf 6 Mann; aber weil durch solche Stärke der Rotten die Feuerwirkung geschwächt wird, da die hintersten nicht ohne Verletzung der Vorderleute schießen könnten, fern beweglichere Taktik der neuern Zeit die rasche Bildung der Colonnen gelehrt hat, so besteht die Rote bei der Infanterie höchstens aus drei Mann, von denen das dritte Glied gewöhnlich zum Tirilliren vorgezogen wird. Die Cavalerie hat immer nur zwei Mann in einer Rote. Die blinde Rote ist eine solche, bei welcher im zweiten Gliede ein Mann fehlt.

Rottke (Karl von), deutscher Geschichtschreiber, bekannt durch sein liberales Wirken, besaß in Baden, geb. 18. Juli 1775 zu Freiburg im Breisgau, wo sein Vater Director der medicinischen Facultät und Protomedicus der vorderöstr. Lande war, besuchte das Gymnasium in Freiburg und studirte auf dasiger Universität, wurde daselbst Assessor beim Stadtmagistrat, 1797 Doctor der Rechte, 1798 ordentlicher Professor der Geschichte an der Universität. Durch Reisen durch Deutschland, Frankreich, der Schweiz und Italien erwarb er sich eine frische Anschauung der Verhältnisse, die durch fleißige geschichtliche Studien unterstützt ward. So vornehmlich begann er den weltgeschichtlichen Stoff in einem freisinniger anregenden Geist und in anziehender Form zu behandeln, eröffnete damit dem historischen Interesse einen ganz neuen Kreis von Interessen und wirkte unermesslich auf die politische Ansicht der bildungsbedürftigen Mittelklassen. 1818 vertauschte er den Lehrstuhl der Geschichte mit dem des Vernunftrechts und der Staatswissenschaft. Seiner kräftigen Vorstellung „Für die Erhaltung der Universität Freiburg" (1818) verdankte zum großen Theil diese Anstalt ihre Fortdauer. Die Universität wählte daher, als die Verfassung Badens 1819 ins Leben gerufen wurde, zu ihrem Abgeordneten in der ersten Kammer. Schnell erwarb sich R. den Ruf als einer der freisinnigsten und gewandtesten Redner für politische Reformen. Insbesondere sprach er mit Belcker zu Gunsten des



Pressegesetz. Doch je gefeierter sein Name bei den Liberalen war, desto verhaßter ward er der Reaction. Seine Theilnahme an der von ihm mitbegründeten Zeitschrift „Der Freisinnige“, der zu Freiburg erschien, und die Anschulldigung demagogischer Tendenzen veranlaßten zum Theil die Reorganisation der freiburger Hochschule und im Oct. 1852 die Versetzung R.'s und Welcker's in den Ruhestand mit Pension. Der „Freisinnige“ wurde unterdrückt und R. für unfähig erklärt, binnen fünf Jahren eine Redaction zu führen, weshalb er auch die Leitung der „Allgemeinen politischen Annalen“, die er 1850 übernommen hatte, aufgeben mußte. Selbst in fernem Gegenden sprach sich die Theilnahme an seinem Schicksal in Adressen und durch Übersendung von Bürgerkronen, Pokalen und andern Zeichen der Anerkennung öffentlich aus. Als die Stadt Freiburg ihn zu ihrem Bürgermeister erwählte, wurde seine Wahl von der Regierung nicht bestätigt. Nochmals gewählt, schlug er in Berücksichtigung der Verhältnisse selbst die ihm zugedachte Stelle aus. Er starb 26. Nov. 1840, nachdem er bis in die letzte Zeit seines Lebens, auch unter sehr ungünstigen Verhältnissen die Sache des constitutionellen Fortschritts in der bad. Kammer verfochten hatte. Im Volke außerordentlich populär, den Extremen abhold, genoß er auch bei politischen Gegnern verdiente Achtung. In Freiburg wurde ihm später ein Monument errichtet, das jedoch neuerlichst beseitigt worden ist. Am bekanntesten und weitverbreitet unter dem Volke ist seine „Allgemeine Geschichte“ (9 Bde., Freib. 1813—27; 19. Aufl., fortgesetzt von Steyer, 10 Bde., Braunschw. 1855), fortgesetzt von Hermes (2 Bde., Braunschw. 1841—42; 5. Aufl., 3 Bde.) und von Herm. von Rotteck (2 Bde., Pforzh. 1841—43), und der Auszug daraus, die „Allgemeine Weltgeschichte“ (4 Bde., Stuttg. 1850—54; 2. Aufl., Pforzh. 1842). Außerdem sind zu erwähnen: „Historischer Bilderaal für alle Stände“ (3 Bde., Stuttg. 1828); „Lehrbuch des Vernunftrechts und der Staatswissenschaften“ (2 Bde., Stuttg. 1829—30); „Sammlung kleiner Schriften, meist historischen und politischen Inhalts“ (3 Bde., Stuttg. 1829—30); „Lehrbuch der ökonomischen Politik“ (Stuttg. 1855); „Geographisch-statistische und historische Schilderung der Pyrenäischen Halbinsel“ (Karlsr. 1859; 2. Aufl., 1842). Gemeinschaftlich mit Welcker begann er das „Staatslexikon“ (15 Bde., Altona 1834—44; 2. Aufl., 1845—48). Unter den Söhnen R.'s ist Karl von R. in der bad. Revolution von 1849 bekannt geworden. Derselbe, seit 1838 Advocat in Freiburg, schloß sich der republikanischen Partei an, nahm an der offenburger Versammlung Theil und überbrachte als Abgeordneter derselben dem Ministerium die dort beschlossenen Forderungen (13. Mai 1849). Als Erbsmann in den Landesausschuß gewählt, übernahm er nach Einsetzung der revolutionären Regierung die Stadtdirection in Freiburg, sah später in der Constituirenden Versammlung und zückte nach dem raschen Ende des Aufstandes mit seinen Meinungsgegnern ins Ausland. Ein anderer Sohn, Hermann von R., geb. 25. Aug. 1815, gest. 12. Juli 1845 zu Freiburg als Privatdocent der Philosophie, gab außer der erwähnten Fortsetzung von der „Allgemeinen Geschichte“ seines Vaters noch „Bildergalerie“ zu letzterer (1841 fg.) und „Poetische Versuche“ (Freib. 1858) und die völkerrechtliche Untersuchung über „Das Recht der Einmischung in die innern Angelegenheiten eines fremden Staats“ (Freib. 1845) heraus.

Rotten-Borough, s. Borough.

Rottenburg, Stadt und Hauptort des gleichnamigen Oberamts im würtemb. Schwarzwaldkreise, unweit Tübingen, Sitz des lath. Landesbischofs, hat mit der nur durch den Neckar von ihr getrennten Vorstadt und ehemals selbständigen alten Stadt Ehingen 7000 E., besitzt ein Schloß, ein Domcapitel, ein Priesterseminar, mehrere sehenswerthe Kirchen, hübsche Böhrenbrunnen, unterhält Bierbrauereien, einen Eisenhammer und liefert viel Blasinstrumente und Drechslerarbeiten. Ganz in der Nähe, bei dem Orte Zülchen, finden sich umfangreiche Überreste einer bedeutenden Stadt, des alten Sumalocenna, eine röm. Wasserleitung, Steindenkmäler, Töpfergeschirre, Münzen u. dgl.

Rottenhammer (Johann), gehört zu den vorzüglichen deutschen Malern, die im 16. Jahrh. unter ital. Einflüsse gebildet wurden und wirkten. Im J. 1564 zu München geboren, kam R. 1582 zu Meister Donnauer auf sechs Jahre in die Lehre, ging aber unmittelbar nach Beendigung dieser Zeit nach Venedig und ward ein pünktlicher und fleißiger Schüler Tintoretto's, der damals eben in seiner Blüte stand. R. malte viele Bilder in Venedig, meist in kleinem Format; später wandte er sich auf einige Zeit nach Rom und lieferte dann auch größere, hauptsächlich Kirchenbilder. Bei seiner Rückkehr nach Deutschland wohnte er zuerst in München, dann in Augsburg. Baiern darf sich rühmen, aus dieser Zeit die meisten und besten Werke zu besitzen. Der Kurfürst von der Pfalz bestellte viele und bezahlte sie gut. Dennoch starb R., an ein luxuriöses Leben gewöhnt, in Dürftigkeit 1625. Obgleich er stets den Einfluß der venetian.

Schule in seinen Werken erkennen ließ, zeigte er doch viel eigenthümlichen Sinn für Schö- und Anmuth und wußte mit Geist zu componiren. Er arbeitete mit Liebe und Sorgfalt, er ein Kirchenbild auf fürstl. Bestellung malte; aber er war flüchtig im Solde eines schlech- lenden Gemäldehändlers. Daher der verschiedene Werth seiner Bilder. Zu seinen besten ren die für Kaiser Rudolf gemalten, worunter sich auch sehr reiche mythologische Darstellu- befinden. Sie sind jetzt im Belvedere zu Wien, andere in der münchener Pinakothek, in der- tigen Metropolitankirche, sowie in den Kirchen von Augsburg.

**Rotterdam**, in der Provinz Südholland, die schönste Stadt und nach Amsterdam der- tigste Handelsplatz im Königreich der Niederlande, hat die Gestalt eines Dreiecks, dessen G- linie sich südöstlich an die Maas, einen Arm der Rheinmündungen, lehnt, und zählt 16201. Der kleine Fluß Rotte, der hier mittels einer Schleuse in die Maas fällt, gab ihr den Na- Sie erhielt 1272 Stadtrechte und hatte bis gegen Ende des 16. Jahrh. so bedeutend an- fang gewonnen, daß sie wiederholt erweitert werden mußte. Im J. 1480 nahm sie Fran- Brederode, der Häuptling der Insel Hoeksche Waard im District Dordrecht, ein und be- digte sie eine Zeit lang mannhaft gegen den Erzherzog Maximilian. Im J. 1563 brann- großentheils ab. Im J. 1572 wurde sie von den Spaniern durch Verrath eingenommen- geplündert. Durch Wilhelm I. erhielt sie 1580 als die erste unter den sogenannten kleinen- ten Sitz und Stimme in den Staaten von Holland. Seitdem war ihr Wohlstand fast best- im Steigen. Selbst in dem Zeitraume von 1795—1813 litt R. verhältnißmäßig weit we- als andere Städte der Vereinigten Provinzen, und nach den Ereignissen von 1830 erwe- sich ihr Handel und somit ihr Wohlstand insbesondere auf Kosten Antwerpens. Der G- davon ist die günstige Lage der Stadt, welche den natürlichen Seehafen und Seestapelpla- ganzen Rhein- und Maasgebiets bildet. Die innere Stadt (Binnenstad) wird durch die- Straße von der äußern (Buitenstad), an der Maas gelegen, geschieden. Die erstere hat- enge Gassen und besteht fast ganz aus Bürgerhäusern; die letztere hingegen enthält präch- Kaufmannshäuser, denen sich die Seeschiffe, deren jährlich an 2000 einlaufen, in geräum- Anlandeplätzen unmittelbar nahen, wo sie mit seltener Leichtigkeit ein- und ausladen kö- Die Kaien, auf welchen diese Landeplätze sich befinden, bilden eine Zierde der Stadt, beson- der schön mit Bäumen bepflanzte Kai an der Maas, de Boompjes. Ein Kanal verbindet- voortsluis direct mit der Stadt. R. war schon früh der Hauptsitz des holländ. Verkehrs mit- land und Schottland. Dieser und andere Verkehrszweige, insbesondere mit dem Rhein, k- durch regelmäßige Dampfschiffahrtslinien und Handels- und Schifffahrtsverträge eine- Bedeutung erhalten. Die vorzüglichsten Gebäude sind die Börse, das Admiraltätsgeb- und die St.-Laurenzkirche mit den Gräbern mehrerer niederländ. Seehelden. Außer dieser k- gibt es hier holländ., franz.- und schott.-reformirte, engl.-bischöfliche und presbyterianische, test., kath., anabaptistische und remonstrantische Kirchen und Gotteshäuser. Das Nieuwe- und die Plantaadje (Anpflanzung) an der Maas bilden schöne Spaziergänge. Die Stal- sikt ansehnliche Schiffswerfte mit den dazu gehörigen verschiedenartigen Gewerben, bedeu- Zuckerraffinerien und Branntweinbrennereien, Taback-, Baumwollen-, chemische, Seifen-, und Stednadel- und Korkpfropfenfabriken. Außer verschiedenen Schulen aller Art und- Akademie der Wissenschaften hat die Stadt verschiedene gelehrte und gemeinnützige Anst- Auf dem Marktplatz steht das 10 F. hohe metallene Standbild des Desiderius Erasmus in R. geboren wurde.

**Kottmann** (Karl), einer der größten unter den Landschaftsmalern der Neuzeit, geb. 1- zu Handschuchshausen unweit Heidelberg, wurde zuerst zur Aquarellmalerei angeleitet und- widelte sich, ohne akademischen Unterricht, bloß durch Studien nach bedeutenden Werken der Natur. Seit 1822 in München wohnhaft, machte er bald Aufsehen durch seine Anst- aus dem bair. Gebirge. Es zeigte sich schon in diesen Bildern das Bestreben nach ideeller- artig-freier Auffassung der Landschaft. In Form und Farbe herrschten die Massen vor, k- rend das Einzelne des Naturlebens mehr nur angedeutet war. Im J. 1826 besuchte R. lien. Dem Könige Ludwig durch eine Ansicht von Palermo empfohlen, erhielt er nach si- Rückkehr den schwierigen Auftrag, die Arcaden des Hofgartens mit 28 ital. Landschaft- Fresco zu schmücken. Die Ausführung erfolgte 1831—33. Es gelang dem Künstler, der Abstufung der Töne so wenig fähige, überaus beschränkte Material sich vollkommen di- bar zu machen. Das Vorzüglichste an diesen Bildern ist jedoch die grandiose, abgeschlossene G- position. R. hat dieselben Gemälde selbst in Öl wiederholt. Im J. 1834 und 1835 bereis- Griechenland, um dort die Studien für eine zweite Reihe von Fresken zu sammeln. Doch fü-



in Mefsen nicht in Fresco, sondern theils enkaustisch, theils nach der Kriegerim'schen Methode (Balsamwachsmalerei) auf Cementtafeln aus, zum Einlassen in die Wände. Dies ist denn in der neuen Pinakothek in München geschehen, wo die Landschaften den Schmuck eines eigenen (Rottmann-) Saales mit einer eigens dafür eingerichteten Beleuchtungsart bilden. Auch diese griech. Ansichten sind voll malerischer Effecte und geben durch frappante Licht- und Lufterscheinungen, durch eine genaue Schilderung der Tageszeit und der Witterung eine ganze Scala von ergreifenden und entzückenden Stimmungen wieder. R. starb kurz nach Vollendung dieser Bilder, 7. Juli 1850. Die Künstler setzten ihm ein einfaches Denkmal auf der sogenannten Rottmannshöhe am Starnbergersee, einem Lieblingsplatze von ihm. — Auch sein jüngerer Bruder, Leop. R., geb. 1813, ist ein geschäpfter Landschaftler, obwol in ganz verschiedener Richtung, indem er mehr der localen Wirklichkeit folgt. Von ihm sind die „Ornamente aus den vorzüglichsten Bauwerken Münchens“ (Heft 1—3, Münch. 1845—46). Ferner gab er mit B. Pöpselt und E. Herwegen heraus: „Das Herzogthum Salzburg und seine Angrenzungen“, 90 landschaftliche, 40 archäologische und 36 Trachtenblätter auf Stein mit Farbendruck.

Rottmeister war im 16. Jahrh. die Benennung des ältesten und erfahrensten Mannes einer aus zehn, bei der Reiterei aus 50 Mann bestehenden Rotte, über welche jener die Aufsicht führte, sie in den Waffen üben mußte und damit den Dienst, welcher jetzt den Unteroffizieren anheimfällt, auszuüben hatte.

Rottweil, Stadt im Schwarzwaldkreise des Königreichs Württemberg, liegt auf einer ziemlich steilen Anhöhe am linken Ufer des obern Neckar, zählt etwa 5000 E. und hat ein schönes Rathhaus, ein ansehnliches Hospital mit neuem Krankenhaus, ein lath. Gymnasium, eine Realschule mit drei Classen, ein niederes lath. Convict, mehrere Kirchen, unter diesen die herrliche Stadtpfarrkirche zum heiligen Kreuz, die Gymnasiumskirche mit einem sehenswerthen goth. Thurm (Kapellenthurm), die kleine, aber schön gelegene Kirche auf dem alten Gottesacker, wo jetzt die vom Kirchenrath und Stadtpfarrer Dursch zusammengebrachte Sammlung älterer deutscher Holzsculpturen aufgestellt ist. R. ist überdies Sitz eines Schwurgerichtshofs, eines Oberamts und Oberamtsgerichts, eines Forst- und Kameralamts. Sein Getreidemarkt gehört zu den bedeutendsten Württembergs; nicht unwichtig sind auch seine zwei Pulvermühlen, sowie seine Seiden-, Teppich-, Baumwollen- und Wollenmanufactur. In der Nähe liegt, gleichfalls am Neckar, die Saline Wilhelmshall und das Pfarrdorf Altstadt, dessen Bewohner zur Bürgerschaft zählen. Die Höhe zwischen letzterm Orte und dem Thale der Prim heißt Hochmauern. Hier stand einst eine röm. Niederlassung: ob Arae Flaviae, ist nicht gewiß. In ihren Trümmern wurde von dem Archäologischen Vereine R. außer einer Menge werthvoller Alterthümer, die im Gymnasiumsgebäude aufbewahrt werden, auch jene in weitem Kreise bekannte Mosaik aufgefunden, die in ihrem mittlern Hauptbilde den thrazischen Sänger Orpheus, in ihren nur bruchstückweise erhaltenen Seitenbildern Darstellungen von Thierhegen (venationes), Wagentrennen und Gladiatorenkämpfen zeigt. Das ganze schöne Werk ist, um seine Erhaltung zu sichern, geschmackvoll überbaut. R. war einst eine Freie Reichsstadt und Sitz eines kaiserl. Hofgerichts. Der Sprengel desselben, welchem ein Erbhofrichter mit sieben Schöffen (Assessoren) vorstand, umfaßte ursprünglich ohne Zweifel das ganze Reich, wurde aber durch Immunitäten und Privilegia de non evocando allmählig sehr beschränkt. Noch mehr verminderte sich seine Bedeutung durch die Errichtung des Reichskammergerichts und Reichshofraths (an welche beide von der rottweiler Curie appellirt werden konnte), durch das factische Austreten der Schweiz aus dem deutschen Reichsverbande (1499), durch die veränderte Auffassung des Begriffs der Landeshoheit seit dem Westfälischen Frieden und endlich durch den Mangel an tüchtigen rechtsgelehrten Belfigern. Als das Deutsche Reich selbst in Trümmer ging, war dieses Gericht nur noch ein Schatten. Noch jetzt erinnert ein steinerner Stuhl des Hofrichters, umgeben von uralten Linden, im Garten des Waisenhauses an den Ort, wo das kaiserl. Hofgericht einst seine öffentlichen Sitzungen hielt.

Rotulus (lat.) bezeichnet ein Bündel von Acten und gerichtlichen Verhandlungen. Zeugenrotul ist die unter gerichtlicher Autorität aus den Acten gefertigte Zusammenstellung der Zeugenaussagen. Rotuliren heißt eine solche Zusammenstellung anfertigen, dann überhaupt das Aufzeichnen der einzelnen Actenstücke eines Actenbündels oder Fascikels.

Rotunde oder Rotonda (ital.) heißt jedes nach außen und innen runde oder kreisförmige Gebäude, wohin schon im Alterthume viele Tempel, zum Theil auch Amphitheater, besonders aber das Pantheon (s. d.) in Rom zu rechnen sind.

Roh ist eine nur dem Pferde, Esel und Maulthier eigenthümliche, langwierige und stets un-

heilbare Krankheit, die sowohl von innen heraus sich entwickeln als auch durch Ansteckung entstehen kann und sich durch übelriechenden Nasenausfluß kennbar macht. Gewöhnlich befällt Ros nur einzelne Thiere. Da sich noch keine der vielfach versuchten Heilmethoden als zureichend und sicher bewährt hat, so ist es um so nothwendiger, die Ausbreitung der Krankheit durch Ansteckung möglichst zu verhüten, weshalb des Roses verdächtige Thiere zu tödten und gesondert vor der Berührung mit ihnen und den bei ihnen benutzten Geräthschaften und selbst vor den Ställen zu hüten sind. Die letztern müssen daher mit großer Sorgfalt gereinigt werden. Das Ros überträgt sich besonders bei offenen Wunden auf den Menschen und ist dann lebensgefährlich, weshalb bei der Behandlung rosiger Pferde besondere Sorgfalt nöthig ist.

**Koubair**, eine schöne Stadt im franz. Norddepartement, an der Nordbahn und an der La-Marcqkanal, ist ein bedeutender Fabrikort, dessen Bevölkerung in neuerer Zeit außerordentlich zugenommen hat, indem er 1800 nur 8700, 1831 bereits 18187 und 1851 schon 34698 E. zählte. Die Fabriken liefern hauptsächlich schöne Wollenzeuge, Shawls, geschmackvolle Modestoffe, sowie Hüte, Seife, Wollen- und Baumwollengarn, Leder u. s. w. Der große Umsatz der verschiedenen Koubairartikel macht die Stadt zugleich zu einem sehr lebhaften Handelsort.

**Rouen**, das röm. Rotomagus, die Hauptstadt der vormaligen Normandie, jetzt des Departements Niederseine, in einer schönen, von Anhöhen begrenzten Ebene, am rechten Ufer der Seine, ist der Sitz eines Erzbischofs, eines Präfecten, der Departementsbehörde, eines Appellationshofs, eines Tribunals erster Instanz, eines Handelsgerichts, einer Departemental-Actienbank und eines Gewerbeberaths. Die Stadt zählt 100265 E. Von den sechs Vorstädten liegt St.-Sever am linken Ufer der Seine, ist aber mit der Stadt seit 1626 durch eine 270 Schritt lange Schiffbrücke verbunden, die mit der Ebbe und Flut fällt und steigt, obgleich sie gepflastert und einer steinernen Brücke ähnlich ist. Einen so großartigen Anblick die Stadt wegen der großen Häusermasse und vielen Thürme von weitem gewährt, ist sie doch, mit Ausnahme der Quais des Hafens und der Kaufhallen, im Innern eng und winkelig gebaut und hat finstere, krumme Straßen mit unmäßig hohen hölzernen Häusern, wenn es auch nicht an großen schönen Plätzen, herrlichen Promenaden in und bei der Stadt, deren frühere Wälle und Mauern verschwunden sind, und an vielen Prachtgebäuden und Baudenkmalern fehlt. Unter diesen letztern zeichnen sich aus die große, im goth. Stil gebaute Kathedralekirche, die nicht minder herrliche Kirche der ehemaligen Benedictinerabtei St.-Ouen mit einem sehr hohen Thurm, Leinwandhalle, das Hôtel Dieu, der Justizpalast, das Rathhaus und das Schauspielhaus. Auf der Place de la Pucelle, sonst aux Vaux genannt, steht die Bildsäule der Jeanne d'Arc. Unter wissenschaftlichen Anstalten besitzt R. eine Universitätsakademie, ein theologisches Seminar, Lyceum, eine medicinische und botanische Schule, eine Navigationschule, eine Maler-, Bauhauer- und Architektenschule, eine Lehranstalt der Chemie in ihrer Anwendung auf die technischen Gewerbe, eine Akademie der Wissenschaften und Künste, eine öffentliche Bibliothek mit 36000 Bänden, eine Gemäldegalerie und einen botanischen Garten. R. ist eine Münzstätte, hat zahlreiche Manufacturen und Fabriken, besonders in Baumwollenzeugen, wie Ranken- und Piqué (die sogenannte Rouennerie), ferner in Kattun, Shawls, Tapeten, Zucker, Papier, Messing-, Kupfer- und chemischen Waaren, Seife, Confitüren, Obstgelees und abgezogenen Wassern, und treibt, begünstigt durch die Wasser- und Eisenbahnverbindung mit Paris und Havre, mit diesen Fabrikaten und mit Wein, Getreide, Obst und Eider einen bedeutenden Handel. Der eigentliche Seehafen von R. ist Quilleboeuf, doch können Schiffe von 200 Tonnengehalt bei Flutzeit bis an die Quais von R. gelangen.

**Roués**, d. i. Geräderte, nannte der Herzog Philipp von Orléans (s. d.), der während Minderjährigkeit Ludwig's XV. von Frankreich die Regentschaft führte, die Genossen seiner Ausschweifungen. Derselbe wollte damit bezeichnen, daß diese seine Freunde zu nichts taugten als gerädert zu werden; die Büßlinge selbst wollten jedoch den Namen empfangen haben, weil sie aus Liebe zu dem Herzoge bereit wären, sich für denselben rädern zu lassen. Die berühmtesten Roués waren der Graf von Nocé, der Marquis de Lafare, der Chevalier von Simiane, der Herzog von Brancas und der Marquis von Broglio. Auch die Frauen von Mouchy und Sabran, die Herzogin von Gevres, oft sogar des Regenten Tochter, die Herzogin von Berry wohnten den nächtlichen Orgien im Palais-Royal bei. Im gewöhnlichen Leben nennt man denjenigen einen Roué, welchem ein ausschweifendes Leben, besonders Verführung der Frauen, Gemohnheit und Fertigkeit geworden ist.

**Rouget de Lisle**, Dichter der Marseillaise (s. d.).

**Kouladen** nennt man in der Musik und vorzüglich in der Gesangsmusik die rollenden



er, mit welchen die Melodie ausgeſchmückt wird. Sie erfordern ein Stück von lebhafter Bewegung und dürfen auch da nicht mit Überladung angebracht werden. Von Seiten des Künſtlers ſodern ſie Ausdauer.

Rouſſeau (Jean Baptiſte), franz. Dichter, geb. 6. April 1670 zu Paris, war der Sohn eines Schmachers, der ihm eine gelehrte Erziehung verſchaffte. Früh machten ihn ſeine Verſe kennt, und alsbald ſing er an, ſich ſeines Vaters zu ſchämen. Der franz. Geſandte Bonreſeau nahm ihn 1688 als Page mit nach Dänemark, und ſpäter begleitete er den Marſchall Tallard als Secretär nach London, wo er mit St.-Evremont in freundschaftliche Verbindung trat. Nach Paris zurückgekehrt, erhielt R. eine Anſtellung im Finanzfache, die ihm zu ſeinen geſchäftlichen Arbeiten die nöthige Muße ließ. Indeffen kam er nach einiger Zeit in Verdacht, der Verfaſſer einer Anzahl ſcheußlicher Couplets zu ſein, wodurch ſich mehrere Perſonen tief gekränkt fanden. Was R.'s Loos entſchied und ihm ein auf ewige Verbannung lautendes Urtheil (vom 1. April 1712) zuzog, war, daß er die Autorschaft der Couplets, die er auch ſpäter ſtets in Abrede geſtellt hat, auf den Geometer Saurin werfen wollte und zu dieſem Ende einen Zeugen erlaſte. R. wandte ſich 1712 nach der Schweiz, wo er an dem franz. Geſandten, Grafen Deſſaux, einen Gönner fand, der ihn auch an den Prinzen Eugen empfahl. Er begleitete Leſtern nach Wien; doch auch dieſe Stadt mußte er ſchon nach drei Jahren wieder verlaſſen. Hierauf wandte er ſich nach Brüssel, wo er mit Voltaire in einen Streit gerieth. Unterdeſſen war es R.'s pariſer Freunden, durch Vermittelung des Großpriors Vendôme, gelungen, vom damaligen Regenten, dem Herzog von Orléans, ein Zurückberufungſchreiben für ihn auszuwirken. Dies beſriedigte aber den Ehrgeizigen nicht. Er wollte das Urtheil des Châtelet caſſirt ſehen, was natürlich verweigert wurde. Darauf lebte er eine Zeit lang in England und kehrte, nachdem er 1738 incognito in Paris geweſen war, 1740 nach Brüssel zurück, wo er einige Zeit durch ſich der Gunſt des Herzogs von Aremberg erfreute. Er ſtarb 17. März 1741 zu Genette bei Brüssel. Franz. Kunſtrichter haben ihn lange als den erſten Lyriker der Nation geprieſen, bis ihn der Umſchwung der romantiſchen Schule von ſeiner Höhe herabgeſtürzt und Ste. Beuve ihn „le moins lyrique de tous les hommes à la moins lyrique de toutes les époques“ genannt hat. In der That fehlt ihm alle poetiſche Wärme, und nur in den Epigrammen hat er Hervorſtechendes geleistet. In formeller Beziehung verdient er übrigens größeres Lob. Sehr verunſtaltete Ausgaben ſeiner Gedichte, welche zur Zeit ſeiner Auswanderung erſchienen, veranlaßten ihn zur erſten Redaction ſeiner „Oeuvres“ (Solothurn 1712). Die vollſtändigſte Ausgabe iſt die von Amar-Durivier (5 Bde., Par. 1820).

Rouſſeau (Jean Jacques), neben Voltaire der einflußreichſte Schriftſteller der Franzoſen im 18. Jahrh., wurde 29. Juni 1712 zu Genf geboren. Seine Mutter ſtarb bei ſeiner Geburt, ſein Vater war ein armer, aber gebildeter Uhrmacher. Derſelbe duldete nicht nur, daß ſein Sohn mit ſieben Jahren Romane las, er las auch ſelbſt mit. Plutarch, den R. im neunten Jahre zu ſich begann, ſteigerte ſeine natürliche Richtung für republikaniſches Weſen bis zum Fanatismus der Unabhängigkeit und Gleichheit. Um dieſe Zeit begann er auch der Muſik mit Erfolg ſich zu widmen und lieferte einige der ſchönſten Compoſitionen. Sein Vater mußte einer Ehrendiſcipline halber flüchtig werden; der Sohn kam in eine Penſion, wo man ihn hart und ungerecht behandelte, dann zu einem Oheim und hierauf in die Dienſte eines Greffier. Doch das Schreibhandwerk gefiel ihm nicht, und er ging zu einem Graveur in die Lehre. Hier ſcheint er ſehr wenig beſchäftigt geweſen zu ſein, da er Zeit fand, die ganze Sammlung einer Bücherverleiherin auszuſuchen. Von ſeinem Lehrherrn mißhandelt, entlief er, 15 J. alt, und irrte eine Zeit lang in Savoyen herum, bis er von einem kath. Geiſtlichen an Frau von Warens in Annecy empfohlen wurde. Dieſe, eine äußerſt gutmüthige, aber auch ſittlich ſchwache Frau, welche R. verzog und den Pflegeſohn in einen Liebhaber verwandelte, ſendete ihren Schüpling zuerſt nach Turin, und hier wurde R. katholiſch. In dieſe Zeit fällt auch R.'s Diebſtahl eines roſaſeidenen Bandes, der ihm ſo unendlich oft vorgeworfen worden iſt. Kein Menſch wußte davon, und das Factum wurde erſt durch R.'s „Confessions“ bekannt. In Turin lebte R. 1728—30 im Hauſe eines vornehmen Mannes, der, wie es ſcheint, ſich an ihm einen Gehülſen für diplomatiſche Geſchäfte erſetzen wollte. Mit einem genfer Abenteurer verließ aber R. Turin und irrte wieder ein Jahr lang umher, worauf er nach Annecy zurückkehrte. Jetzt erſt begann er wirkliche Studien zu machen; doch hielt man ihn für einen ſehr beſchränkten Kopf. Er beſuchte das Seminar, trieb aber hauptſächlich Muſik, und als bald darauf Frau von Warens Annecy verließ, trat er als Muſiklehrer auf. Als ſolcher lebte er auch 1731—33 in Lauſanne und Neuchâtel. Hierauf nahm er auf Zureden des franz. Geſandten die Stelle eines Führers bei einem ſehr jung als Oberſt

in franz. Dienste getretenen Herrn von Godard an und begab sich in seine neue Stellung zu Fuß nach Paris. Da er sich aber hier nicht gefiel, kehrte er sehr bald über Lyon nach Chabern zurück, wo er Frau von Warens wieder antraf, die ihm 1736 eine Stelle als Secr. beim Kataster verschaffte, welche er nach zwei Jahren ebenfalls wieder aufgab. Hierauf lebte er einige Jahre auf dem Landgut Les Charmettes bei der Frau von Warens. Im J. 1737 übernahm er in Lyon eine Hauslehrerstelle, ging aber 1741 abermals nach Paris, wo ein ihm erfundenes System der Notenschrift sein Glück machen sollte. Während er schon seit einige mittelmäßige Komödien und Tragödien geschrieben, ließ er jetzt seine „Dissertation la musique moderne“ (Par. 1743) erscheinen, componirte auch die Oper „Les Muses galantes“. Mit seinen Verhältnissen in Paris nicht zufrieden, wurde er im Mai 1743 Secretär des französischen Montaigne in Venedig; doch schon nach 18 Monaten war er wieder in Paris. Hier ließ er nun einige Opern aufführen und trat mit den Encyclopädisten, namentlich mit Diderot in Verbindung. Seit 1745 schon war Therese Levasseur, ein geist- und gemüthloses Mädchen, die R. zu seinem Unglück lieb gewonnen hatte, seine Gesellschafterin. Die Kinder aus dieser Verbindung wurden von R. dem Findelhause übergeben, ein Fehltritt, den er sich in spätern Jahren nie verziehen hat. Erst 1749 betrat er eigentlich die literarische Laufbahn, auf der er so berühmt werden sollte. Nach seinem eigenen Angeben war es die zufällig ihm zu Gesicht kommende Preisaufgabe der Akademie zu Dijon über den Einfluß der Künste und Wissenschaften auf die Sitten, die ihm blickartig das Erkenntniß Dessen eröffnete, wozu er geboren. In seinem „Discours“, in welchem er die Cultur als verderblich verdammt, wurde 1750 gekrönt. Dieser Flut von Kritiken, sämmtlich ohne Talent geschrieben, befestigte R. in seinem Paradoxon von nun an von allen Seiten mit Besuchen belästigt ward, die er damals noch nicht abzuwehren vermochte. Seine sonderbare Lebensweise, daß er z. B. lange armenische Kleidung trug und Diogenen nachzuahmen schien, fing er erst einige Zeit nachher an. In der Vorrede zu seinem „Narcisse“ (1753) setzte er seine Lebensansicht auseinander. Seinem Sinnspruch „Vitam impendere vero“ glaubte er nur dann vollkommen nachleben zu können, wenn er sich ganz von den Menschen zurückzöge. Er copirte, um sich den Unterhalt zu sichern, Noten für Geld; eine Penne, welche ihm der Hof geben wollte, schlug er aus. Sein Ruhm mehrte sich zwar; aber es fehlte ihm auch nicht an Neidern und seine paradoxen Behauptungen machten sogar die Satire gegen ihn rege. Außerdem brachten die Intriguen Grimm's (s. d.) ihn fast um alle seine Freiheit. Schon damals konnte sich R. des Gedankens, der später zur völligen fixen Idee wurde, erwehren, daß alle Welt gegen ihn im Complot sei, eine Meinung, worin ihn die bei aller Scherlichkeit nicht gefahrlose Feindschaft bestärken mußte, welche ihm seine „Lettre sur la musique française“ (1753) zuzog, die er seinem „Discours sur l'inégalité“ folgen ließ. Der Sturm wurde so arg, daß R. es für gerathen hielt, Paris für eine Zeit lang zu verlassen. Im Jahr 1754 machte eine Reise nach seiner Vaterstadt und trat bei dieser Gelegenheit wieder zur Kirche zurück, führte auch von nun an stets den Titel eines Bürgers von Genf. Nach Frankreich zurückgekehrt, lebte er meist auf dem Lande bei Paris. In diesem ländlichen Aufentschrieb R. 1757—59 seine „Nouvelle Héloïse“ (1760), dann den „Contrat social“ (1762), den „Emile“ (1762). Letzterer, von dem auf Veranstaltung Malesherbes' in Paris ein Druck erschien, wurde vom Parlament als gottlos verurtheilt, und trotz der Protection (seul's, des Marschalls Luxembourg und des Prinzen Conti erging gegen R. ein Verhaftsbefehl. Der genfer Senat ahmte das pariser Parlament nach und verurtheilte neun Tage später „Emile“, ohne daß ein einziges Exemplar bis dahin nach Genf gekommen war. R. floh nach der Schweiz und lebte 1762—65 zu Motiers-Travers im Canton Neuchâtel, wo Friedrich II. ihm die zartesten Aufmerksamkeiten erweisen ließ und durch Lord Keith sich unglaubliche Mühe gab, ihn zur Annahme seiner Unterstützung zu bewegen. Wahrscheinlich waren es Aufheger von Genf her, vielleicht auch die Klatschereien der Levasseur, welche den bigotten Pfarrer veranlaßt hatten, die Bauern gegen R. aufzuwiegeln, der nun auch Motiers verlassen mußte. Er ließ sich auf der Petersinsel im Bielersee (Rousseau-Insel) nieder, setzte hier seine stets mit getriebenen botanischen Studien fort und meinte endlich Ruhe zu haben; doch schon nach wenigen Monaten mußte er auch diese Insel räumen, und nun wendete er sich im Nov. 1765 nach Straßburg. Hier fand er am Marschall Contades einen Freund, und auch das Publicum, das für seinen „Devin du village“ nicht satt sehen konnte, interessirte sich sehr für ihn. Allein in Straßburg blieb R. nicht lange. Hume (s. d.) schilderte ihm die Ungezwungenheit und Freiheit des engl. Lebens so reizend, daß er sich entschloß, mit diesem dahin zu gehen. Er nahm seinen Weg über Paris, wo er ungeachtet des noch nicht aufgehobenen Verhaftsbefehls einige



ermittelte und von der Bewunderung des Publicums fast erdrückt wurde. Hume war aber nicht der Mann, um R.'s Freund zu sein. R. hatte sich 50 Stunden von London ein Landhaus gemiethet und lebte hier in gänzlicher Einsamkeit. Auf einmal glaubte er sich jedoch von Hume beleidigt, brach mit diesem, verweigerte zu gleicher Zeit die Annahme einer Pension des Königs und verließ England in großer Eile. Nachdem er eine Zeit lang unter dem Namen Renou auf dem Schlosse des Prinzen Conti und in Bourgoin gelebt, kehrte er 1770 nach Paris zurück, wo seine in England angefangenen „Confessions“ beendigte. Übrigens wurde R. um diese Zeit geistig wie körperlich immer schwächer; er ernährte sich mit Notenschreiben und hatte nur noch in Musik und Botanik Freude. Es stammen aus dieser Zeit einige schöne Romane, sowie Briefe über die Botanik an verschiedene Personen. Im Mai 1778 folgte er der Einladung des Marquis de Girardin, der ihm in Ermenonville eine Wohnung angeboten hatte. Hier starb er im Juli 1778, wie Einige behaupten wollen, eines freiwilligen Todes. Vgl. Girardin, „Sur la mort de Jean Jacq. R.“ (Par. 1824). Am 11. Oct. 1794 wurde er ins Pantheon aufgenommen; eine andere Ehre bewiesen die verbündeten Monarchen 1815 seinem Andenken, indem sie Ermenonville mit allen Kriegslasten verschonten. Im J. 1837 wurde ihm auf der Petersinsel eine Bronzestatue errichtet.

Was R.'s Schriften betrifft, so sind dieselben nicht bloß nach ihrem ästhetischen, moralischen oder philosophischen Werthe, sondern nur in Verbindung mit der gesammten Cultur des 18. Jahrh. zu beurtheilen und zu verstehen. Sie gehören der Weltliteratur an und müssen auch vom weltgeschichtlichen Standpunkte aus betrachtet werden. Sie sind der Ausdruck einer Lebensanschauung, deren Resultat im Guten wie im Bösen politisch in der Französischen Revolution, moralisch und pädagogisch im Philanthropinismus zur Erscheinung gekommen ist. Die „Nouvelle Héloïse“ (deutsch, 4 Bde., Hft. 1801 — 2) zeigt seine nie versiegende Phantasie, eine Begeisterung, die nur oft leidenschaftliche Überspannung wird, seine Macht über die Sprache, wie sie selbst Voltaire nicht besaß. Nur ist R. durchaus nicht vollendet und frei; zwar behandelt er ein Ideal, aber er weiß es nicht künstlerisch zu gebrauchen. Bald durch Leidenschaft, bald durch Abstraction angespannt, bringt er es selten zu der ästhetischen Freiheit; denn sein Denken und sein Fühlen gehen oft auseinander und wirken getrennt. Die Klagen über Immoralität des Werks finden in den socialen Verhältnissen der Zeit ihre Erledigung. Hätte R. die Heldin seines Romans als unschuldig schildern wollen, so hätte man ihn nicht verstanden, da damals in Paris wenige Leute wußten, was das Wort besagte. Die wichtigsten seiner philosophischen Schriften sind: „Discours sur la question: Le rétablissement des sciences et arts a-t-il contribué à épurer ou à corrompre les mœurs?“ (Par. 1750); „Discours sur l'origine et les fondements de l'inégalité parmi les hommes“ (Par. 1753); „Contrat social“ (Par. 1762; deutsch von Schramm, Düßeld. 1800), denen sich die politischen Gelegenheitschriften „Discours sur l'économie politique“, zuerst in der „Encyclopédie“ (1755), die „Lettres sur la législation des Corses“ und „Considérations sur le gouvernement de Pologne“ (Par. 1772) anreihen. Die letzten Schriften haben praktischen Werth, und sein Urtheil über die erstern hat die Geschichte ausgesprochen. R. greift bei Beurtheilung der socialen und politischen Verhältnisse, die wie jedes Positive eine nothwendige Rehrseite haben, seinen offensbaren Nachtheil heraus und weist diesen Nachtheil nach. Zudem stellt er einen abstracten Satz als Princip hin, dem wirklichen Zustande entgegen, und entwickelt nun seine eigene Anschauung und seine Kritik mit großer logischer Consequenz. Wer ihm sein Princip (worin oft der Irrthum steckt) zugegeben hat, der muß nothwendig die Consequenzen richtig finden, bis er erfährt, daß die Durchführung dieser Consequenzen in eine abstracte Fiktion endigt, wo der erzielte Zustand gerade in sein Gegentheil umschlägt. Darum ist doch nicht Alles Thorheit in der Lehre dieses Mannes. Psychologisch erklärt sie sich als Reaction eines ursprünglich edeln und doch nicht rein gebliebenen Gemüths gegen die große Verderbtheit einer Cultur ohne religiöse, sittliche und philosophische Basis. Es war R.'s unendliche Liebe zu der Menschheit, die ihn die Cultur verfluchen ließ, und sein Irrthum, nicht in dem durch Cultur wieder zur Natur zurückgekehrten Menschen, sondern in dem Wilden sein Ideal zu sehen, fällt mehr seiner Zeit als ihm zur Last. Der „Emile“, den Goethe das Naturmangelium der Erziehung nannte, zeigt diese Richtung am deutlichsten. Dieses welthistorische Buch hat eine Revolution im Erziehungswesen bewirkt und würde allein seinen Verfasser unsterblich machen. Unmittelbar hat aber der „Emile“ ebenso viel geschadet als genützt: er wirkte verhängnisvoll mit, die Idee einer allgemeinen Menschheit und humaner Bildung zur Anerkennung zu bringen, verführte indessen gar viele schwache Köpfe zu dem fast lächerlichen Beginnen,

nicht bestimmte, positive Menschen, sondern ein Abstractum, einen allgemeinen Menschen, nur Mensch sein sollte, durch Erziehung hervorzubringen. Ubrigens muß man die Thorheit der Nachahmer nicht auf R.'s Rechnung setzen. Von seinen polemischen Werken sind zu nennen die „Lettre à Mr. d'Alembert sur son article Genève“ gegen die Errichtung eines Theater Genf; die „Lettre à l'archevêque de Paris“, eine Vertheidigung des „Émile“, und die „Lettres écrites de la montagne“ gegen den genfer Rath, der ihn ungehört verurtheilt hatte. Seine dramatischen Versuche sind mehr als mittelmäßig. Verschiedene seiner Compositionen dagegen und sein „Dictionnaire de musique“ (Par. 1767) behaupten ihren Ruf; auch haben seine zahlreichen „Lettres sur la botanique“ für Anfänger wenigstens mehr als ästhetischen Werth. Seine zahlreichen Briefe sind mit bewußter Kunst geschrieben und für die Geschichte nicht seines eigenen Lebens, sondern des Zeitalters wichtig. Seine „Confessions“ (deutsch von Knapp 4 Bde., Berl. 1786—90), die erst nach seinem Tode gedruckt erschienen, enthalten neben Kostlichstem und Schönstem, was je geschrieben worden, auch viel Häßliches. Sie haben Menge Anklagen gegen R. begründet und müssen in den Stunden des bittersten Schmerzes geschrieben sein, sodaß man sie nicht ohne tiefes Mitleid für den Verfasser lesen kann. Seine Werke sind in unzähligen Ausgaben verbreitet; neben den ältern (17 Bde., Genf 1782—1800 oder 35 Bde.; 18 Bde., Par. 1793—1800), nennen wir als die besten die Ausgaben Musset-Pathay (22 Bde., Par. 1818—20, und 23 Bde., 1823—26), Petiaum (22 Bde., Par. 1819—20) und Auguis (27 Bde., Par. 1824—28). Ins Deutsche wurden seine „Sämmtlichen Werke“ von R. F. Cramer (11 Bde., Berl. 1786—99) und „Ausgewählte Werke“ von Gleich, Theodor Hell u. A. (20 Bbchen., Lpz. 1826—30) übersetzt. Vgl. Musset-Pathay, „Histoire de la vie et des ouvrages de J. J. R.“ (2 Bde., Par. 1821).

**Roussillon**, eine ehemalige Grafschaft und Provinz Frankreichs, im N. von Languedoc, im O. vom Mittelmeer, im S. von den Pyrenäen, im W. von der Grafschaft Foix begrenzt, entspricht im Ganzen dem jetzigen Depart. Ostpyrenäen (s. Pyrenäen) mit der Hauptstadt Perpignan (s. d.). In den ältesten Zeiten war das Land von den Sardones bewohnt, die hatte zur Hauptstadt Ruscino am Flusse Ruscino, deren Stelle jetzt La Tour de Roussillon an der Tet, in der Nähe von Perpignan, einnimmt. Von den Römern, unter denen das Land zu Gallien Narbonensis gehörte, kam es an die Westgothen, 720 an die Sarazenen Spaniens, 759 an Pipin den Kurzen, der es zu Aquitanien schlug, an die Franken. Seit Karl d. Gr. wurde das Land unter dem Namen des Ruscinensischen oder Elenensischen Gaus (nach der Stadt Elne, dem jetzigen Elne) durch Grafen verwaltet, die sich unter Karl dem Einfältigen unabhängig machten. Der erste dieser erblichen Grafen war Suintar II. (904—915); der letzte derselben, der kinderlose Gerard II., vermachte sein Land 1172 (nicht 1178) an den König Alfons II. von Aragonien. Nun blieb die Grafschaft R. bei Aragonien, aber unter franz. Oberlehnsherrschaft, auf welche erst Ludwig IX. 1258 verzichtete. Johann II. von Aragonien versetzte R. nebst der anstoßenden Grafschaft Cerdagne 1462 an Ludwig XI., und erst Karl VIII. gab es 1493 Ferdinand II. von Aragonien zurück. Seitdem blieb die Grafschaft R. bei Spanien, bis es 1642 von Ludwig XIII. erobert wurde; aber erst durch den Pyrenäischen Frieden 1659 fiel sie nebst der Grafschaft Conflans (mit der Hauptstadt Villefranche und der Stadt Prades) und dem nördlichen Theile der Grafschaft Cerdagne (mit der Hauptstadt Mont-Louis am Fluß Tet) definitiv an Frankreich abgetreten. — Roussillon, ein Flecken und altes Schloß im jetzigen Depart. Isère, an der Rhône, in alter Zeit Hauptort einer Grafschaft, ist bemerkenswerth wegen des hier von König Karl IX. 4. Aug. 1564 gegen die Hugenotten erlassenen Edicts, welches 1568 wieder aufgehoben wurde.

**Roussillonweine** nennt man im Allgemeinen die Weine, welche aus der ehemaligen Provinz Roussillon oder dem jetzigen Depart. Ostpyrenäen in Südfrankreich in den Jura del kommen. Dieselben sind meist roth; doch gibt es auch weiße. Unter den Rothweinen vorzugsweise ausgeführt werden und vornehmlich zum Verschneiden leichterer Weine gebraucht sind, unterscheidet man die von Bagnols, Spira und Collioure, die zwar den edlern Rhôneweinen hinsichtlich der Feinheit und besonders des Geruchs nachstehen, aber durch schöne dunkle rothe Farbe, starken Weingeistgehalt, vielen Zuckerstoff und eigenthümliches Gewürz sich auszeichnen; ferner die Sorten Lavel, Châteauneuf du Pape, Narbonne, Langlaede, Roquemaure, Roussillon, St.-Christol, St.-George, St.-Gilles, St.-Drezer, Chuselan und mehrere geringere, von denen die beiden ersten sehr bekannt sind, eine schöne blaßrothe Farbe, besonders der Jugend viel Lieblichkeit, auch größere erwärmende Kraft als die geringern Bordeauxweine besitzen und daher als Tischweine sehr beliebt, die übrigen aber gedeckter von Farbe, oft feiner





geht auf der gewohnten Bahn fort, ohne nach der tiefern Erkenntniß und der Theorie der Sache zu fragen. Er ist zuweilen ein brauchbarer Geschäftsmann, aber sein Können nimmt sofort ein Ende, wenn ihm etwas Ungewohntes aufstößt. Der Routinier ist gewöhnlich Verächter der Theorie und sieht in dem beschränkten Kreise seiner Erfolge mit Stolz auf die Versuche, welche die Wissenschaft anstellt, um bessere und kürzere Wege aufzufinden. Das Reichthum der Routine ist viel größer als man gewöhnlich glaubt; ganze Zweige der Staatsverwaltung werden von ihr beherrscht. Gegen einen guten Dienst, den sie leistet, indem sie voreilige Veränderungen einer noch nicht reif gewordenen Theorie verhindert, ist sie aber auch in vielen Fällen der Mantel veralteter Mißbräuche, das Schild der Trägheit und Unrecllichkeit.

**Rouvroy** (Theod., Freiherr von), östr. Militär, wurde 15. März 1728 zu Luxemburg geboren, wo sein Vater als östr. Artillerieoffizier in Garnison stand. Als sein Vater zur sächs. Artillerie übertrat, kam auch der Sohn nach Sachsen und wurde hier 1744 Mineurlieutenant. Hauptmann trat er 1753 in die östr. Artillerie zurück und wurde 1758 zum Major und Artilleriecommandanten bei dem Loudon'schen Corps ernannt. Er zeichnete sich bei Peiß und Hoch und vielen andern Gelegenheiten aus und erhielt bei Kunersdorf den Rang als Oberstlieutenant. Bei dem Überfall von Glas und beim Rückzuge von der liegnitzer Schlacht wirkte er als Oberst sehr thätig. Im J. 1761 wurde er in den Freiherrnstand erhoben, und nach der Erstürmung von Schweidnitz erhielt er den Theresienorden. Im J. 1763 zum General befördert, nahm er thätigen Antheil an der Umgestaltung der Artillerie. Hierauf wurde er 1772 Chef eines Artillerieregiments und 1775 Feldmarschalllieutenant. Die Einrichtung der sogenannten Cavallerieartillerie war wesentlich sein Werk. Im J. 1787 zum Generalfeldzeugmeister ernannt, erhielt er das Commando der Artillerie. Er leitete in dieser Stellung den Angriff auf Savas, wurde dabei verwundet und somit dem thätigen Dienst entzogen. Doch traf er noch alle Anstalten zur Belagerung von Belgrad und starb 30. Sept. 1789 in Semlin. Kaiser Joseph ließ ihm im Hofe zu Wien ein Denkmal setzen. Ein Sohn von ihm starb als Feldmarschalllieutenant in der Schlacht von Wagram nach einer ruhmvollen Dienstleistung in der östr. Artillerie. — **Rouvo** (Friedr. Gust. von), des Vorigen Neffe, geb. 1771 zu Dresden, wirkte tüchtiges in der östr. Artillerie und starb als Oberst 18. April 1839.

**Roveredo** oder **Rovereit**, früher die Hauptstadt eines Kreises in Tirol, jetzt einer Bezirks-hauptmannschaft (18 QM. mit 67739 E.) im Trienter Kreise, der südlichsten des ganzen Landes, zu beiden Seiten des Reno, die in der Nähe links in die Etsch mündet, in dem fruchtbaren und reizenden Lägerthale oder Valle Lagarina, ist Sitz eines Landes- und Bezirksgerichts, einer Handels- und Gewerbekammer. Die Stadt zählt zwar nur 7800 E., hat aber viele hübsche Gebäude, besonders schöne Kirchen, ein Theater, eine 1845 eröffnete, 14000 F. lange freie Wasserleitung und ein Bergcastell; ferner ein Gymnasium, ein Englisches Fräuleinstift mit Wirthenschule und Erziehungsanstalt, eine Academia degli Agiati (der Bedächtigen), die 1750 Laura Saibanti gegründet wurde, und eine Wohlthätigkeitsanstalt mit Stadttrankenhause. Bewohner zeichnen sich durch Bildung und Gewerthätigkeit aus. R. ist ein Hauptsitz der Seidenfabrikation und Seidenhandels, hat zahlreiche Filanden oder Seidenhaspelen, worunter die von Bettini allein 500 Arbeiterinnen beschäftigt, und zahlreiche Filatorien oder Seidenzwirnereien, worunter die von Tachti die bedeutendste ist. Außerdem treibt R. lebhaften Handel mit Seide, Seidenwaaren, Südfrüchten, Sumach, Getreide, Schinken, Würsten u. s. w. Besonders denkwürdig wurde R. im ital. Feldzuge Bonaparte's durch das Gefecht zwischen Masséna und einem Theile des Bismarck'schen Corps 3. und 4. Sept. 1796, in welchem östr. Streicher unterlagen und 5000 Mann und 25 Kanonen verloren. Etwas unterhalb der Stadt liegt zwischen Maulbeerbäumen und Weingärten Isèra mit einer Sommerfrische der Rovere und einem Wasserfall, bekannt durch den besten Tirolerwein, den dunkelrothen süßen Isèran. Bei dem unweit gelegenen Dorfe San-Marco befindet sich ein über 670000 QM. großes Sees Meer, das durch Felsenblöcke eines benachbarten Mergelfelsens entstanden ist.

**Rovigno** oder **Trevigno**, die Hauptstadt einer Bezirks-hauptmannschaft in der östr. Monarchie, Grafschaft Istrien, auf einer felsigen Landzunge am Adriatischen Meere, eine bedeutende Handels- und Hafenstadt, zählt 10209 E. Die Stadt ist Sitz eines Landes- und Bezirksgerichts, einer Handels- und Gewerbekammer für den Kreis Istrien, hat eine sehenswerthe Domkirche, der Schutzheiligen Eufemia von Calcedonien geweihte Kirche nebst Thurm im edelsten Style, eine Normalhauptschule, zwei Spitäler, zwei Häfen mit Werften und starkem Schiffbau, bedeutende Sardellenfischerei, Laumanufactur, Holzhandel, Wein- und Olivenbau. Die Rovigneser sind als ausgezeichnete Piloten bekannt. Zu derselben Bezirks-hauptmannschaft gehören





u. dgl. Die aus der Glanzkohle gemachten schön facettirten Schmucksteine kommen unter Namen der Schwarzen Diamanten in den Handel. Die Hauptstadt Jedburgh, am Berg Jed, zählt 3614 E., hat eine Abteiruine und eine Schwefelquelle, unterhält Vieh- und Getreidemärkte und liefert Leinwand, Teppiche, Bänder, Strumpfwaren, Honig und Wachs. Nördlich davon, im Thale des Tweed, liegen die Trümmer der in den engl.-schott. Grenzstreitigkeiten berühmten Burg Norburgh-Castle, unterhalb des Dorfs Norburgh. Dagegen lag ehemalige Stadt Norburgh am Westende des Tweedthals, gegenüber von Kelso, an der Mündung des Teviot, einem Flecken mit einer Abtei aus dem 12. Jahrh. und 6000 E., welche Flanell und andere Wollenzeuge, Leinwand, Leder und Schuhmacherarbeiten liefern, Getreide- und Viehmärkte unterhalten. Die Flecken Hawick, in einer überaus romantischen Gegend des Teviotthals, mit 6000 E., und Melrose am Tweed, mit einer schönen Abteiruine und 5000 E., haben ähnliche Gewerbsthätigkeit wie die Hauptstadt. Das Kirchspiel Kirk Yetholm ist merkwürdig wegen Schottlands bedeutendster Colonie von Zigeunern.

**Morelane**, Gemahlin des Sultan Soliman II. (s. d.).

**Moy** (Ant., Graf), franz. Staatsmann, geb. 15. März 1765 zu Savigny im Depart. Dordogne, studirte die Rechte und trat 1785 als Advocat beim Parlament zu Paris auf, verließ aber in der Revolution die juristische Laufbahn. Im J. 1794 erhielt er die Generalpacht der Güter des Hauses Bouillon, wobei er durch Ausbeutung des Waldes von Evreux außerordentlich gewann. In der Folge machte er große Speculationen in Nationalgütern und wurde einer der reichsten Privatmänner Frankreichs. Napoleon, dem er eine Landabtretung im Interesse verweigerte, ließ seine Operationen rücksichtlich des Waldes von Evreux untersuchen, demzufolge man ihn zu einer Entschädigung von 1,800,000 Frs. an den Schatz verurtheilte. Während der Hundert Tage konnte sich M. an dem Kaiser rächen. Er trat für das Departement Seine in die Kammer und widersezte sich hier dem Vorschlage, Napoleon den Treueid zu leisten. Nach der zweiten Restauration wurde er von Ludwig XVIII. zum Präsidenten des Wahlcollegiums zu Sceaux ernannt; zugleich wählte ihn das Seine-Departement abermals in die Kammer. Anfangs vertheidigte M. die ministerielle Politik. Bald jedoch ging er in das Lager der Doctrinaires über und eröffnete als Besitzer von Nationalgütern einen heftigen Kampf gegen den Ultraroyalismus. In den J. 1817 und 1818 erregte er großes Aufsehen durch seine Berichte über das Budget. Am 7. Dec. 1818 übertrug ihm der König das Portefeuille der Finanzen, welches er aber nach 22 Tagen mit der Auflösung des Ministeriums an den Baron Louis abtrat. M. suchte ihn mit dem Titel eines Staatsministers zu entschädigen. Nachdem ihm Ludwig XVIII. im Nov. 1819 wiederum das Finanzministerium übergeben, brachte er in der That Viele in Ausführung, was er früher vorgeschlagen hatte; besonders gelang es ihm, die Grundsteuer um 29 Mill. zu vermindern. Am 14. Dec. 1821 mußte er sein Portefeuille an Villele abtreten und erhielt dagegen den Grafentitel und einen Sitz in der Pairskammer. Auch hier betheiligte er sich eifrig in den Verhandlungen über die Finanzen und verhinderte namentlich die von Villele versuchte Rentenreduction. M. befand sich damals auf der Höhe seiner Popularität und wurde von der liberalen Partei als einer ihrer tüchtigsten Redner und Geschäftsmänner angesehen. Als nach Villele's Rücktritt Martignac im Jan. 1828 das Staatsruder übernahm, übertrug M. zum dritten male die Finanzen. Mit seinen übrigen Collegen erhielt er 8. Aug. 1829 die Entlassung. Seitdem beschränkte sich seine öffentliche Thätigkeit auf die Verhandlungen in der Pairskammer, wo er sich nach der Revolution von 1830 als treuer Anhänger der Dynastie der Orleans erwies. M. starb zu Paris 25. März 1847. Sein Vermögen von 40 Mill. Frs. ererbten seine beiden Töchter, die Marquise von Talhourt und die Gräfin von Riboissière.

**Royalisten** (vom franz. roi, d. i. König), königlich Gesinnte, Anhänger des Königthums, nennen sich in Frankreich seit der Revolution von 1789 die Anhänger und Vertreter des Hauses Bourbon, im Gegensatz zu den Republikanern, Bonapartisten, ja selbst, während der Restaurationzeit, zu den constitutionell Monarchischen. Die Royalisten unterschieden sich seit der Revolution von 1830 wieder in Legitimisten (s. Legitim), Anhänger der ältern, und in Orleanisten, Anhänger der jüngern Bourbons. Auch in andern Ländern haben sich die politischen Parteien dieser Bezeichnung (z. B. in Spanien) bedient und zwar in dem beschränkten Sinne, daß die Vertreter des königl. Absolutismus Royalisten nannte.

**Moyer-Collard** (Pierre Paul), franz. Gelehrter und Staatsmann, geb. 21. Juni 1766 in Compuis in der Champagne, besuchte erst die Schule der Oratorier zu Chaumont, dann zu Orléans und übernahm daselbst, in der Absicht, in den Orden zu treten, für einige Zeit die Stelle eines Lehrers der Mathematik. Bald wendete er sich jedoch der juristischen Laufbahn zu und



vor Ausbruch der Revolution wurde er Advocat am Parlament zu Paris. Mit Enthusiasmus gab er sich der politischen Bewegung hin, gelangte als tüchtiger Volksredner nach Erstürmung der Bastille in den Gemeinderath, wo er als Secretär und im Verein mit seinem Freunde Bailly die Anarchie möglichst zu dämpfen suchte, weshalb ihn die Jakobiner verdächtigten und verfolgten. Die Wasserträger seiner Section, die ihn sehr liebgewonnen, beschützten ihn jedoch und begleiteten ihn jedesmal, wenn er sich auf das Stadthaus verfügte. Schon nach der Flucht des Königs schied M. aus dem Gemeinderath; nach dem Sturze des Throns (10. Aug. 1792) verließ er Paris und blieb die Schreckenszeit hindurch bei seiner Familie zu Compuis verborgen. Im Mai 1797 trat M. als Abgeordneter des Depart. Marne in den Rath der Fünfhundert, aus dem er aber zufolge des Staatsstreichs vom 18. Fructidor ausgestoßen wurde. Doch blieb er zu Paris und wurde Mitglied einer geheimen royalistischen Verbindung, die mit Ludwig XVIII. unmittelbar verkehrte. Von der Vergeblichkeit dieser Bestrebungen überzeugt, zog er sich 1803 zurück und lebte nun in der Abgeschiedenheit philosophischen Studien. Wiewol er sich während der Kaiserzeit um keine öffentliche Stellung bemühte, erfolgte doch 1811 seine Ernennung zum Professor der Philosophie an der Faculté des lettres, welches Amt er aber nach zwei Jahren wieder aufgab. Seine geistvollen Vorträge übten damals den größten Einfluß auf die Neugestaltung der franz. Philosophie. Als Gegner der sensualistischen Philosophie Locke's und Condillac's begeisterte er sich für die Moralphilosophie der Schotten und machte die Grundsätze Reid's und Stewart's in Frankreich einheimisch. Aus seiner Schule gingen Jouffroy und Souffin hervor, auch Guizot war in der Philosophie wie in der Politik sein Schüler. Indessen wirkte M. nicht als Schriftsteller, sondern durch persönlichen Umgang und Unterweisung. Nur eine seine Grundansichten aussprechende Vorlesung „Über die äußerliche Wahrnehmung und die letzten Gründe der Gewißheit“ (deutsch in Carové's „Philosophie der Religion in Frankreich“, Göttingen 1827) wurde 1813 veröffentlicht. Seine kleinern philosophischen Arbeiten findet man in Jouffroy's Übersetzung von Reid's Werken (6 Bde., Paris 1836). Mit der Restauration der Bourbons eröffnete sich M. eine sehr einflußreiche politische Wirksamkeit. Man ernannte ihn zum Staatsrath und Generaldirector des Buchhandels, welche Ämter er aber während der Hundert Tage niederlegte. Nach der zweiten Restauration wurde er Präsident der Commission für den öffentlichen Unterricht und als solcher Regierungsmitglied. Zugleich trat er als Abgeordneter in die Kammer, wo er das constitutionelle System vertheidigte und darüber nicht nur gegen den Ultraroyalismus, sondern auch gegen die Politik des Ministeriums Richelieu Opposition gerieth. Nachdem er 1818 mit Guizot einen Preßgesetzentwurf vorbereitet und in die Kammer gebracht hatte, nahm er als Regierungsbeamter seine Entlassung und schloß sich offener der Opposition an. Auch als Journalist war M. damals sehr thätig; namentlich untrugte er mit Guizot und Rétatry den „Courrier“. Als Decazes im Nov. 1819 aus Staatsgefangenschaft gelangte, näherte er sich dem Ministerium, brach aber bei dem Rücktritte desselben, im Jahr 1820, und dem vollständigen Siege der Ultras mit der Regierung gänzlich. Dagegen übte er alsbald mit seinen Freunden und Schülern eine parlamentarische Fraktion, welche, Anfangs spottweise, den Namen Doctrinaires erhielt. M. selbst, der als der Altmeister dieser Richtung galt, nahm die Bezeichnung stets sehr übel auf. Wiewol er sich nie förmlich der Linken anschloß und die Verbindung Guizot's, Broglie's und anderer seiner Freunde mit Lamartine sogar mißbilligte, feierte ihn doch die liberale Partei als ihren ausgezeichnetsten Vorämpfer und setzte bei den Wahlen von 1828 seine Erwählung in sieben Wahlcollegien zugleich durch. Schon früher zum Kammerpräsidenten vergebens vorgeschlagen, bestätigte ihn der Hof endlich in der Sitzung von 1828 in dieser Würde, die er bis 1830 behielt. Als Präsident überreichte er 2. März 1830 Karl X. die berühmte, angeblich von ihm verfaßte Adresse der 221 Deputirten. Obschon M. damals als der populärste Charakter der monarchisch-constitutionellen Opposition galt und durch seine Wirksamkeit unendlich zur Julirevolution beigetragen, sah er doch den Sturz der ältern Bourbons nur ungern. Während seine Schüler in der neuen Ordnung der Dinge die höchsten Stellen einnahmen, zog er sich zurück und betrat sogar nur selten die Rednerbühne. Als Guizot 1835 die reactionären Septembere Gesetze durchsetzte, erhob sich M. mit Entrüstung und sprach das Verdammungsurtheil über einen solchen Abfall seiner Schüler von den frühern Grundsätzen aus. Ein Gleiches that er 1839, als sich die Doctrinaires mit der Linken gegen das Ministerium Molé verbanden. Seitdem verließ er, vom Alter gelugt, gänzlich den politischen Schauplatz und lebte nur noch den Wissenschaften und seiner Familie. Er starb 4. Sept. 1845 auf seiner Besitzung Châteauneuf bei St.-Aignan. M. war ein

Mann von großer Verstandesschärfe, Charakterstärke und Rechtschaffenheit; doch fehlte ihm in der Politik wie in der Wissenschaft der Tiefblick und das Schöpferische des Genies. Die Philosophie der Deutschen, deren Sprache er übrigens nicht verstand, verwarf er gänzlich und bicirte nur dem franz. Geiste die Befähigung zur Lösung der höchsten wissenschaftlichen Probleme. — Moyer-Collard (Ant. Athanase), des Vorigen Bruder, als medicinischer Schriftsteller geachtet, geb. 1768, starb 1825 als königl. Leibarzt und Professor der Medicin zu Paris. Ihm verdankt das Irrenhaus zu Charenton eine bessere Organisation.

**Rübe** nennt man die dicken fleischigen Wurzeln mehrerer Pflanzen und diese Pflanzen sind die als Gemüse oder Futterpflanzen angebaut werden und sehr verschiedenen Pflanzengattungen und Pflanzenfamilien angehören. Man unterscheidet: A. Rüben aus der Familie der Kreuzblümler. Dahin gehören: 1) die eigentliche Rübe, weiße Rübe, Wasserrübe oder Raps, eine Abart des Rübentohls mit dicker, fleischiger Wurzel und im System als rübentogender Rübentohl (*Brassica rapa rapifera*) bezeichnet. Als Spielarten sind hierzu zu rechnen die lange weiße Rübe, die runde weiße Rübe und die Teltower Rübe, welche letztere als Gemüse sehr beliebt ist und weit versendet wird. 2) Die Kohlrübe, Erdrübe, Steckrübe, Erdkohlrübe, Dorschen, eine Abart des Rapskohls mit dicker, fleischiger Wurzel, welche im System rübentragender Rapskohl (*B. napus esculenta*) heißt. (S. Kohl.) B. Rüben aus der Familie der Ranunculaceen. Hierher gehören: die rothe Rübe und die Munkelrübe (s. d.), dickwurzelige Abart des gemeinen Mangold (s. d.). C. Rüben aus der Familie der Doldengewächse: 1) die Möhre oder Möhre (s. d.); 2) die Balsamrübe oder die Wurzel des wohlriechenden Myrrhenerbels (*Myrrhis odorata*), welche besonders in Südeuropa gegessen wird (s. Kerbel); 3) die Kerkelrübe oder die Wurzel des knolligen Kälberkropfs, auch Rübentkerbel oder Knollenkohl (*Chaerophyllum bulbosum*) genannt, welche in manchen Ländern im Frühjahr gegessen wird. D. Rüben aus der Familie der Schmetterlingsblümler: die ostindische Rübe oder die Wurzel der edelblättrigen Knollenbohne (*Pachyrhizos angulatus*), die in ganz Ostindien wegen der essbaren Wurzel cultivirt wird, und die dreilappige Knollenbohne (*P. trilobus*), die in China und Cochinchina angebaut wird. — Gichtrübe oder Saunrübe aber heißt die sehr große, röhrenförmige, drastisch purgirende, giftig-scharfe Wurzel der bei uns häufig wildwachsenden schmerzhaften Saunrübe (*Bryonia alba*) und der zweihäusigen Saunrübe (*B. dioica*), welche zur Familie der Kürbisgewächse gehören.

**Rubel.** Als in Rußland das bis ins 15. Jahrh. übliche Pelzgeld mehr und mehr zu verfallen trat und man für größere Zahlungen sich einer Art Silberbarren bediente, hieb man von diesen so viel ab, als zur Leistung oder Ausgleichung einer Zahlung erforderlich war. Der Name Rubel, russ. rubat, gab der Benennung rub oder rubl das Entstehen, woraus das heutige Wort Rubel hervorgegangen ist, welches die Einheit des russ. Geldwesens bezeichnet. Der jetzige Silberrubel, eingetheilt in 100 Kopeten (oder 10 Griven), ist eine Münze, von welcher 13 auf die köln. Mark fein Silber zu rechnen sind, sodaß sie den Werth von 1 Thlr. 2 1/2 im 14-Thalerfuße oder 1 Gldn. 53 Kr. im 24 1/2-Guldenfuße hat. Es werden gegenwärtig Silber Stücke zu 1, 1/2, 1/4, 1/3, 1/10 und 1/20 Rubel geprägt; in Gold Halbimperialen zu 1 und 2 Rubeln, die aber gesetzlich 5 Rubel 15 Kopeten Silberwährung gelten, sowie Imperialen zu 3 Rubeln. Eine Zeit lang prägte man auch Platinamünzen zu 3, 6 und 12 Rubeln, die aber wieder eingezogen worden sind. Das jetzige russ. Papiergeld, die Reichscreditbills, stehen bis jetzt dem Silbergelde im Preise gleich. Das frühere russ. Papiergeld dagegen, die Bankassiguationen, stand tief unter Pari und wurde 1859 gesetzlich auf den Preis von 1 Bankrubel oder 350 Kopeten Assiguationen für 1 Silberrubel festgestellt. Im südlichen Rußland stellt man häufig noch die Waarenpreise in dieser Bankassiguationswährung, und es gilt dann die ebengedachte Reductionsnorm gegen Silbergeld statt.

**Ruben**, ältester Sohn Jakob's und der Lea, verlor das Erstgeburtsrecht, indem er die Frau des Rebekah seines Vaters, schändete. Als seine Brüder ihren jüngsten Bruder Joseph aus dem Wege schaffen wollten, suchte er denselben zu retten, indem er den Vorschlag machte, diesen in eine Grube zu stecken. Der wenig volkreiche Stamm Ruben's erhielt nach Eintheilung des Gelobten Landes sein Gebiet im Gebirge Gilead.

**Ruben (Christoph)**, Director der k. k. Akademie der Künste in Wien, wurde 1805 in Wien geboren und erhielt seine erste künstlerische Bildung in Düsseldorf unter Cornelius. Der Meister folgte er bald nach dessen Berufung nach München eben dorthin, wo er auch seinen künstlerischen Ruf gelangte, zunächst durch die Cartons für die Glasfenster des Doms zu Regensburg, deren er mehrere fertigte. Desgleichen lieferte er die Zeichnungen für die Glasfenster



er Kirche in der Vorstadt Au. Diese höchst ausgezeichneten Compositionen sind später in lithographirten Abbildungen erschienen. Ein Bilderkreis für das Schloß Hohenschwangau war dann seine nächste Aufgabe. Er entwarf die Scenen aus dem Burgleben der Frauen im Mittelalter und die Sage des Schwanenritters. Erst nach Vollendung dieser vortrefflichen Arbeit konnte er sich mit Muße der Malerei hingeben, und es entstand nun eine Reihe sehr gemüthvoller und ansprechender Genrebilder. Von ihren Stoffen ging er zur Geschichte über und schuf einen Columbus in dem Moment, da er das Land entdeckt. Er arbeitete lange an diesem Bilde, wie es überhaupt seine Art ist, seine Aufgaben reiflich zu durchdenken und fleißig durchzuführen. Der Columbus (Besitzer Graf Rostiz in Prag) fand so allgemeinen Beifall, daß er für mehrere Kunstvereine in einer Galvanographie von Hansstängl als Vereinsblatt begehrt wurde. Am die Reorganisation der prager Akademie, an die er 1841 berufen ward, hat R. bedeutende Verdienste. Seine productive Thätigkeit nahmen hier hauptsächlich Entwürfe für die Wandgemälde im Belvedere aus der Geschichte Böhmens in Anspruch. Außerdem aber malte er dem Fürsten Salm mit einigen Schülern einen Prachtsaal aus und lieferte der Kirche in Turnau drei Altargemälde. Seit 1852 ist R. als Director der Akademie nach Wien gerufen, um auch an dieser Anstalt sein anerkanntes reorganisatorisches Talent zu bewähren.

Rubens (Peter Paul), einer der größten Maler, wurde nach gewöhnlicher Annahme 28. Juni 1577 zu Köln geboren. Sein Vater, ein adeliger Schöppe in Antwerpen, hatte sich in Folge der verheerenden Unruhen nach Deutschland zurückgezogen, ward aber, angeblich wegen eines Vergehens mit Wilhelm's von Dranien zweiter Gemahlin, verhaftet und zu Siegen in Nassau gefangen gehalten. Noch vor der Geburt seines Sohnes Peter R. siedelte auch die Familie von Köln nach Siegen über, sodaß man neuerdings diese Stadt für den Geburtsort des großen Malers gehalten, während Andere darzulegen suchen, daß seine Mutter gerade ihre Niederkunft in Köln, noch Andere (was aber ganz unwahrscheinlich), in Antwerpen abgehalten habe. Der junge R. erhielt zu Köln eine gelehrte Erziehung und kehrte nach dem Tode des Vaters im Alter von etwa 10 J. nach Antwerpen zurück, wo er als Page bei einer Gräfin von Lalain in Dienste trat. Doch verließ er diese Stellung bald der ausschweifenden Sitten seiner Mitpagen wegen und widmete sich der Malerkunst, in der Adam van Dort und später van Been (Bee-nius) ihn unterrichteten. Auf des Letztern Rath ging er, mit Empfehlungen des Erzherzogs Albrecht an den Herzog Vincentio Gonzaga versehen, nach Italien, um dort seine Studien fortzusetzen. Der Herzog nahm ihn als Cavalier in seine Dienste, jedoch so, daß dem Künstler ungestörte Muße zu Studien und Reisen blieb, und dieses Verhältniß dauerte sieben Jahre. Von Mantua aus besuchte R. Rom, Venedig, wo er sich besonders nach Tizian's und Paul Veronese's Werken bildete, und Genua. An allen diesen Orten verweilte er sich durch seine Meisterhand. In Spanien, wohin ihn der Herzog von Gonzaga mit einem prächtigen Geschenk an den König Philipp IV. gesandt hatte, malte er Letzern und mehrere Große, auch studirte er eifrigst die dortigen Kunstschätze und kehrte dann, mit Ehren und königl. Geschenken überhäuft, nach Mantua zurück. Benachrichtigt von der Krankheit seiner Mutter, eilte er nach Antwerpen, fand sie aber bei seiner Ankunft bereits verstorben und zog sich aus Betrübniß vier Monate lang in die Abtei St.-Michel zurück, wo er durch wissenschaftliche und künstlerische Thätigkeit seinen Schmerz zu zerstreuen suchte. Von einer Rückkehr nach Mantua hielten ihn indessen die glänzenden Versprechungen der Erzherzoge und die Liebe zu Elisabeth Brant zurück, die 1609 seine Gattin wurde. R. baute sich zu Antwerpen ein prächtiges Haus, das er sogar von außen in Fresco malte. Die Rotunda, die er in demselben aufführen ließ, schmückte er mit den kostbarsten Vasen, Büsten, Gemälden und Medaillen aus. Obgleich er sehr reich war, so ließ er sich doch nachmals bewegen, diese Sammlung für 10000 Pf. St. an den Herzog von Buckingham zu verkaufen. Für die Kathedralkirche zu Antwerpen malte er die Abnehmung des Heilandes vom Kreuz, für die Jakobiten daselbst die vier Evangelisten, für die Peterskirche zu Köln, in welcher er getauft war, die Kreuzigung des heil. Petrus und außer diesen viele andere Werke, die seinem Namen Unsterblichkeit sichern. Indes ließ er auch viele Gemälde durch seine Schüler ausführen und vollendete sie nachher durch seine Meisterhand. Es wird nur sehr geübten Kennern möglich, zu beurtheilen, was ganz R.'s Eigenthum und was sein und seiner Schüler gemeinschaftliches Werk ist. Selbst von den Scenen aus dem Leben der Königin Maria von Medici, welche diese durch ihn 1620—22 für eine Galerie in ihrem Palaste Luxembourg malen ließ und von denen die Skizzen in der münchener Galerie sind, verfertigte R. selbst nur zwei, die übrigen mit fremder Belhülfe. R. war in mehr als einer Beziehung ein Maler vom ersten Range. Er hob die belg. Schule, welche seit dem zweiten Viertel des 16.

Jahrh. in Verfall und Manier gerathen war, für einige Jahrzehnde auf eine Höhe, auf sonst nur die damalige span. Schule stand, indem er das Element eines gemäßigten Naturalismus und derjenigen Lebensfülle und Freudigkeit, welche er sich bei seinen großen venetian. Bildern angeeignet, in die Darstellung einführte. Ihn unterstützte dabei die gleichzeitige allgemeine Restauration des Katholicismus, welche damals auch die Schulen von Bologna, Wien u. s. w. zu einer neuen Begeisterung erhob. Bei R. ist schon die quantitative Fruchtbarkeit erstaunlich. Zwar hat er nicht 4000 Gemälde hinterlassen, wie Einige behaupten, wohl mehr als 1000. Auch ist es Thatsache, daß er ohne große Beihülfe seiner Schüler selbst die größten Altarbilder in 14—16 Tagen vollendete. Nicht minder außerordentlich war seine qualitative Vielseitigkeit. Er besaß vollständig das künstlerische Wissen, die humanistische und Weltbildung seiner Zeit, und alle irgend darstellbaren Gegenstände aus Geschichte, Mythologie und Natur waren ihm gleich geläufig. Dazu kamen eine ungemeine Erfindungsgabe, ein innerer Schöpfungsdrang, eine unermüdlische Lust an der Darstellung, wie vielleicht kein Maler außer ihm sie besaßen. Träger und Werkzeug dieser kühnen Begeisterung waren seine kräftige Zeichnung, sein prachtvollcs, lebensprühendes Colorit, seine Composition, welche die erregtesten dramatischen Momente auf die Leinwand bannte. Allerdings aber fehlte ihm die stille, ruhige Schönheit und die höhere Auffassung der Form: sein Genius trieb ihn, den Ausdruck der Kraft und Majestät einseitig nicht durch Adel und Würde, sondern nur durch Leben und Bewegung darstellen zu wollen. Der Abweg, auf den Effect hinzuarbeiten, lag einer solchen Individualität doppelt nahe, und es herrschen auch in seinen, besonders spätern Bildern hier und da ein gewisser Pomp, eine unwahre Carnation aus Blau und Zinnober, ja sogar eine bedenkliche Gemeinheit der Auffassung. Dennoch bleibt R. eine der größten Erscheinungen der Kunstgeschichte. Mit allen Fächern des menschlichen Wissens vertraut, mit einem schönen Außern, einer hinreißenden Beredtsamkeit, einem Alles umfassenden Genie, den liebenswürdigsten geselligen Talenten und Tugenden und mit einem tiefdringenden Scharfblick, durch Natur und eigene Ausbildung reichlich ausgestattet und sogar befähigt, auf dem politischen Schauplatze eine bedeutende Rolle zu spielen, empfahl ihn der Herzog Albert noch auf seinem Todbette seiner Gemahlin, Infantin Isabella, um ihn in wichtigen Fällen zu Rathe zu ziehen. Wirklich wurde R. 1627, wo er mit Karl's I. Gesandten (gleichfalls einem Maler, Nikolaus Gerbier) zu London den Frieden zwischen Spanien und England verhandeln sollte, zu diplomatischen Sendungen gebraucht. Im J. 1630 schloß er mit dem engl. Kanzler Cottington den Frieden zwischen Spanien und England ab. Schon vorher hatte ihn der König von England, der ihn als Mensch, Künstler und Diplomaten gleich hoch achtete, zum Ritter geschlagen. R. führte bei diesen vielfachen Geschäften ein einfaches, regelmäßiges Leben. Seine erste Gattin war 29. Sept. 1606 gestorben. Seine zweite, Helena Forman, ein Weib voll großer sinnlicher Schönheit, diente ihm oft zum Modell für Frauenköpfe; aber nur dann, wenn das Bild seine Helena selbst darstellen sollte, malte er es so schön und reizend, wie sie war. Mehrere Jahre vor seinem Tode konnte wegen Gicht und Bittern seiner Hand keine größern Werke mehr malen und beschränkte sich deshalb auf bloße Staffeleigemälde. Er starb 30. Mai 1640 zu Antwerpen und wurde in der St.-Jakobskirche begraben. Seine Zeichnungen, unter denen er besonders die nach berühmten Meistern, wie Michel Angelo, Rafael, Giulio Romano u. A., aufs fleißigste ausführte, sind sehr geschätzt und werden theuer verkauft. Auch um die Kupferstechkunst hat R. sehr große Verdienste. Die Vorsterman, die Bolswert, P. Pontius, Witdoeck, Marinus und viele Andere brachten unter ihm diese Kunst auf eine hohe Stufe der Vollkommenheit. Er selbst ätzte ein Blätter in Kupfer und übte die Holzschnidekunst, die er auch seinem Schüler Chr. Jegher lehrte. Ein Selbstporträt, von ihm gemalt 1625, fand man in Forebridgegreen bei Stafford. In den deutschen Galerien besitzen die zu Wien, München, Dresden, Kassel die herrlichsten Bilder von ihm. Die ausgezeichnetsten unter der großen Zahl seiner Schüler sind A. van Dyck, D. Niers, Th. van Thulden, E. Schut, J. van Hoek, A. Diepenbeeck u. A. Vgl. Michel, „Histoire de la vie de R.“ (Brüss. 1771); Smit, „Historische levensbeschrijving van R.“ (Amst. 1777); Basan, „Catalogue des estampes gravées d'après R.“ (Par. 1767); Waagen, „Über P. Paul R.“ in Raumer's „Historischem Taschenbuch“ (1833); van Hasselt, „Histoire de R.“ (Brüss. 1840); Gachet, „Lettres inédites de R.“ (Brüss. 1840); Engelberth Gerrits, „R., zijn tijd en zijne tijdgenooten“ (Amst. 1842); Smith, „Catalogue raisonné“ (Lond. 1850).

**Rübezahl** heißt der Berggeist des Riesengebirgs, ein bald neckendes, bald hülfreich-freudliches koboldartiges Wesen, über welches viele Sagen umgehen, die aber noch nicht gesammelt und gesichtet sind. Einige derselben hat Musäus nach seiner Weise erzählt in seinen „Bo-





Doch ist das Rückenmark nicht wie das Gehirn einer bewußtwerdenden Empfindung und eine willkürlich hervorzurufenden Bewegung fähig, sondern die Nervenanstöße wirken in ihm nur durch Reflexbewegungen (s. d.), abgesehen davon, daß es dieselbe nach dem Gehirn hin und von diesem wieder abwärts (als Leitungsorgan) leitet. Vermöge seiner Reflexfunction ist das Rückenmark der Herd vieler zum Leben unentbehrlichen, ohne unser Wollen und Wissen im Körper vor sich gehenden Bewegungen (z. B. des Herzschlags, der Darmbewegungen), ferner des Muskeltonus, aber auch vieler krampfhaft-unwillkürlicher Bewegungen. Krankhafte Störung der Rückenmarkfunction ist daher häufig eine Quelle von Krampfkrankheiten, aber auch von Lähmungen und, sofern die hintern Bündel ergriffen sind, von Überempfindlichkeit und Schmerzen ebenso wol als gegentheils von Unempfindlichkeit. Daß der Ursprung eines dieser Zufälle (welch sich auch miteinander verbinden können, z. B. Krampf mit Schmerz, Lähmung mit Krampf oder mit Unempfindlichkeit) in dem Rückenmark sei, erkennt man vorzugsweise daraus, wenn derselbe auf beiden Körperhälften zugleich und in gleicher Höhe rechts wie links auftritt, un- wenn er besonders beide Untergliedmaßen, auch wol Harnblase und Mastdarm mit ergreift, überhaupt von unten nach oben aufzusteigen scheint. Die wichtigsten Krankheiten des Rückenmarks sind: die übermäßige Reizbarkeit desselben (die sogenannte Spinalirritation), die Krämpfe und Querlähmungen desselben, die Entzündung des Rückenmarks und seiner Häute, Verhärtung, Erweichung, Vereiterung, Blutaustretung, Schwund der Markmasse (tabes dorsualis Rückenstarre). Sie entstehen durch mannichfache Ursachen, oft durch Überanstrengungen, durch geschlechtliche Ausschweifungen, durch Erkältungen des Rückens, des Gefäßes und der Füße u. s. w. Unter den Bildungsfehlern ist die Wassersucht des Rückenmarks (Hydrorrhachis), welche oft mit Offenbleiben des Wirbelsäulenkanals verbunden, am bemerkenswerthesten. Vgl. Arnold, „Über den Bau des Hirns und Rückenmarks“ (Zür. 1838); Ollivier, „Über das Rückenmark und seine Krankheiten“ (übersetzt von Radius, Lpz. 1824); Stilling, „Untersuchung über die Functionen des Rückenmarks und der Nerven“ (Lpz. 1842); Stilling und Wallach, „Untersuchung über die Textur des Rückenmarks“ (Lpz. 1842), und einige Schriften von Marshall Hall. In der Thierreihe tritt das Rückenmark erst mit den Wirbelthieren auf, ist aber hier schon bei den Fischen und Reptilien ganz ähnlich wie bei den Menschen gebaut. In den niedern Thierclassen sind dessen Verrichtungen auf gewisse Ganglienstränge vertheilt.

Rückert (Friedr.), einer der bedeutendsten lyrischen Dichter der neuern Zeit, geb. 16. Mai 1789 zu Schweinfurt, erhielt seine erste Bildung auf dem dasigen Gymnasium und besuchte dann die Universität zu Jena, wo er im weiten Gebiete philologischer und belletristischer Studien sich beschäftigte und 1811 als Docent auftrat. Sehr bald aber verließ er Jena, privatisirte nun an verschiedenen Orten und begab sich endlich nach Stuttgart, wo er 1815–17 an der Redaction des „Morgenblatt“ Theil nahm. Den größten Theil des J. 1818 brachte er in Rom zu. Unter andern Studien und Liebhabereien widmete er dort dem ital. Volksgefange besondere Aufmerksamkeit. Nach seiner Rückkehr privatisirte er in Koburg, wo er sich verheirathete und sehr eifrig oriental. Sprachen studirte. Im J. 1826 wurde er Professor der oriental. Sprachen an der Universität zu Erlangen, und 1840 ging er als Geh. Regierungsrath und Professor nach Berlin, wo er jedoch im Sommer 1849 seiner akademischen Thätigkeit, die nicht sehr lebhaft war, ganz entsagte. R. nahm nun seinen dauernden Wohnsitz auf seinem Gute Neuses im Koburgischen. Seine schriftstellerische Laufbahn eröffnete er unter dem Namen Freimund Raimar mit den „Deutschen Gedichten“ (Heidelb. 1814), welche unter Andern die „geharnischten Sonette“ enthielten. Als zweiter Band schloß sich dieser Sammlung an der „Kranke der Zeit“ (Stuttg. 1817), dem er seinen wirklichen Namen voransetzte, nachdem er vorher unter dem angenommenen „Napoleon, eine politische Komödie in drei Stücken“ (Stuttg. 1816) hatte erscheinen lassen. Diesen folgte die Gedichtsammlung „Süßliche Rosen“ (Lpz. 1822). Seine zerstreuten Gedichte erschienen als „Gesammelte Gedichte“ (6 Bde., Erl. 1834–38) und in einer Auswahl (2 Bde., Kff. 1846; 2. Aufl. 1851). Früchte seiner oriental. Studien sind die Übersetzungen von Hariri's „Nakamen“ unter dem Titel „Die Verwandlungen des Abu-Seid“ (2 Bde., Stuttg. 1826; 3. Aufl., 1844), von der ind. Erzählung „Nal und Damajanti“ (Kff. 1828; 3. Aufl., 1845), „Hamasa, oder die ältesten arabischen Volkslieder“ (2 Bde., Stuttg. 1846) und „Amrillais der Dichter und König“ (Stuttg. 1847). Eigene Dichtungen R.'s, die ebenfalls auf den Orient hinweisen, sind: „Morgenländ. Sagen und Geschichten“ (2 Bde., Stuttg. 1837); „Erbauliches und Beschauliches aus dem Morgenland“ (2 Bde., Berl. 1837); „Rostem und Suhrah, eine Heldengeschichte“ (Erl. 1838; 2. Aufl. Stuttg. 1846); „Brahmanische Erzählungen“ (Lpz. 1839). Die lyrische Muse R.'s ist





unterhaltene Krankheit von Zeit zu Zeit Nachschübe, d. h. neue Bildungen von gleicher Art, die frühern bedingt, wie dies vor allem der Tuberkelkrankheit, der Krebsdyskrasie, den chronischen Flechten- oder ausatzartigen Hautausschlägen, der alten Lustseuche u. s. w. eigenthümlich ist. Ähnliche, vielleicht weniger materielle Nachschübe finden wol statt bei den häufigen sogenannten Rückfällen der Geisteskrankheiten, der Epilepsie und anderer Krämpfe u. s. w. In vielen Fällen aber, welche von Laien und Ärzten als Rückfälle gedeutet werden, fand überhaupt noch gar keine Heilung statt, sondern das kranke Organ blieb noch der Sitz eines Krankheitsprocesses, der nur symptomatisch ruhiger ward, aber von Zeit zu Zeit neu aufflackert (Recidescenz), oder es blieb der Sitz von Krankheitsproducten, welche eine stete Geneigtheit zu neuer Erkrankung unterhalten. So z. B., wenn bei einem Wechselfieberkranken die Milz geschwollen bleibt, nach einer Herzentzündung Ablagerungen auf den Klappen, nach einem Rheumatismus Muskel- oder Hautschwielen zurückblieben. Manche Übel machen fast nie Rückfälle, sondern Das, was man bei ihnen (z. B. bei Typhus) so nennt, sind Verschlimmerungen, welche aus einer neu hinzugetretenen Störung (z. B. nach Typhus eine Darmburchbohrung oder Dickdarmkatarrh, oder eine Pyämie) hervorgehen. Da jeder Kranke zu Störungen mehr ein Gesunder neigt, so ist im Genesungsstadium eine doppelte Vorsicht zur Verhütung solcher Rückfälle oder Nachkrankheiten nöthig. Welcher Art die Vorsicht sein muß, das läßt sich nur in jedem Einzelfall aus der Kenntniß der Natur des Übels selbst beantworten. — Im Strafrecht heißt Rückfall die Wiederholung desselben oder eines gleichartigen Verbrechens nach vorausgangener Bestrafung des Verbrechens wegen der frühern Übertretungen. Die neuern Strafgesetzbildungen erkennen den Rückfall ziemlich allgemein als einen Strafschärfungsgrund an.

**Rückgrath**, s. Wirbelsäule.

**Rückzölle** werden die Zurückgewährungen vorher gezahlter Eingangszölle genannt. Finden solche hier und da statt, wenn aus dem Auslande eingeführte, bereits verzollte Waaren wieder in ein fremdes Zollgebiet ausgeführt werden, für welchen Fall natürlich der Nachweis des fremden Ursprungs der Waaren geliefert werden muß, während anderwärts mit Vorsicht auf jenen Umstand die vorläufige zollfreie Lagerung stattfindet. (S. Entrepôt.) Eine andere Bedeutung haben diejenigen Rückzölle, welche bei der Wiederausfuhr von verzollten fremdländischen Waaren, die aber eine ihren Werth erhöhende Verarbeitung erfahren haben, währt werden und entweder in dem ganzen Betrage des vorher entrichteten Zolls (auf das Product oder Halbfabrikat) oder in einem Theile desselben bestehen. Solche Rückzölle haben ganz Bedeutung und staatswirthschaftliche Nachtheile der Ausfuhrprämien. (S. Ausfuhrzölle.)

**Rückzug** heißt die vor dem Feinde weichende Bewegung von Truppen, durch ungünstige strategische oder taktische Verhältnisse veranlaßt. Im erstern Falle nicht besiegt, kann er bei richtiger Leitung mit Ordnung ausgeführt werden, ja zuweilen in vortheilhaftere Lage bringen, wenn man sich entweder seiner Basis nähert oder eine des Feindes Linien bedrohende Flankstellung (excentrischer Rückzug) nimmt. Wird er freilich zur Auflösung, vorzugsweise zur Tirade genannt, so kann er zu völliger Vernichtung führen. Schwierig und meist mit großen Verlusten verbunden ist der Rückzug nach einem verlorenen Gefecht; er geschieht am besten successiv, indem ein Theil zuerst abzieht und in neuer Stellung den noch kämpfenden, der ihm folgt, aufnimmt. Jeder Rückzug muß durch eine Arrièregarde gedeckt werden, oft bis zu eigener Opferung für das Heil des Ganzen.

**Rubbed** (Olov), ein Polyhistor, geb. 1630 zu Westerås in Westmanland, wo sein Vater Bischof war, beschäftigte sich nächst der Arzneiwissenschaft, die er als Hauptstudium erwarb, hatte, insbesondere mit Musik, Mechanik, Malerei und Alterthümern und kam schon als 21jähriger Jüngling in großen Ruf durch die Entdeckung der lymphatischen Gefäße, die er in einer besondern Schrift (1653) behandelte, welche in Manger's „Bibliotheca anatomica“ enthalten ist. Doch gerieth er über die Ehre dieser Entdeckung mit Thom. Bartholin in einen längeren Streit. Nachdem er von einer Reise nach Holland zurückgekehrt, trat er zu Upsala als Lehrer der Botanik auf, legte einen botanischen Garten an und wurde hernach Professor der Anatomie und Curator der Universität. Er unternahm ein großes Herbarium mit Holzschnitten; der zweite Theil erschien 1701 unter dem Titel „Campi Elysii“. Bei der großen Feuersbrunst zu Upsala 1702 wurden indessen die Stöcke zu beiden Theilen zerstört. Dasselbe Schicksal traf den vierten Theil seines berühmten Werks „Atlantid eller Manheim, Atlantica sive Manheim, vera Japheti posterorum sedes et patria“ (Bd. 1—3, Upsala 1675—98). In seinen schwedisch und lateinisch abgefaßten Werken, der Frucht großer Gelehrsamkeit, antiquarischer und historischer Belesenheit, voll genialer, aber auch lächerlicher Hypothesen und schwärmerischer



aterlandesinnes, behauptet der Verfasser, daß Plato's Atlantis kein anderes Land als  
en sei, und daß hier die Götterlehre und Cultur der ältesten Völker ihren Ursprung hät-  
origens war N. auch einer der bedeutendsten Mechaniker Schwedens und erwarb sich um  
schönerung von Upsala große Verdienste. Er starb 1702. — Sein Sohn, Olov von N.,  
60, folgte ihm als Professor an der Universität und besorgte anfangs die „Campi Elysii“,  
er seine naturhistorischen Studien, wovon seine „Vögel des Norden“ einen trefflichen  
geben, auf, um sich ganz seiner „Lapponia illustrata“ und dem beabsichtigten „Lexicon  
icum“, das aber niemals erschien, zu widmen. Ganz in die Schwärmereien seines Va-  
gehend, behauptete er, daß Saphet und seine Söhne zuerst Schweden bevölkert hätten  
die Lappen dessen Nachkömmlinge wären. N. wurde 1719 in den Adelsstand erhoben,  
Arzt und starb 1740.

elbach (Andr. Gottlob), ein bekannter Theolog, geb. 1792 zu Kopenhagen, erhielt seine  
dung auf einer dasigen Realschule und seit 1805 auf dem Gymnasium. Im J. 1810  
zu der Universität über und studirte anfangs hauptsächlich Philologie, wendete sich aber  
immer mehr der Theologie und in ihr einer strengkirchlichen und positiven Richtung zu.  
f einer Reise durch Deutschland, die Schweiz, Belgien und Frankreich beschäftigten ihn,  
s zu Paris 1823, dogmengeschichtliche Studien. Seine literarische Thätigkeit beschränkte  
das, was ihm Bedürfniß der Kirche zu sein schien. Im J. 1825 bearbeitete er eine dän.  
ang der Augsburgischen Confession und ihrer Apologie mit Einleitung und Anmerkun-  
m gab er eine ins Dänische übertragene Auswahl patristischer Schriften heraus („Chri-  
aus- og Reiseskat“, 2 Bde., 1826—27). Seine Tendenz, „die Theologie in allen Rich-  
und bedeutenden Erscheinungen wissenschaftlich zu bekämpfen“, spricht sich aus in der  
ndrig herausgegebenen „Theologisk Maanedsskrift“ (13 Bde., 1825—28). Seit  
war er auch thätiger Mitarbeiter an der „Evangelischen Kirchenzeitung“. Diese Wirk-  
tepte er in ähnlicher Weise auch fort, als er 1829 einem Rufe als Consistorialrath und  
ntendent nach Glauchau in Sachsen gefolgt war, schloß sich jedoch seit 1833 immer ent-  
er an die strenglutherischen Gegner der Union an. Am deutlichsten bekunden dies seine  
schen und polemischen Schriften, wie „Die Sacramentsworte, historisch-kritisch darge-  
Epz. 1837); „Reformation, Lutherthum und Union“ (Epz. 1839); „Historisch-kritische  
ng in die Augsburgische Confession“ (Dresd. 1841); „Über die Bedeutung des Apo-  
Symbolum“ (Epz. 1844); dann seine Abhandlungen und Recensionen in der von  
Guericke herausgegebenen „Zeitschrift für die gesammte luth. Theologie und Kirche“  
—14, Epz. 1840—53); weniger tritt diese Richtung in seinen historischen Arbeiten  
unter denen „Hieronymus Savonarola und seine Zeit“ (Hamb. 1855) und die „Christ-  
ographie“ (Bd. 1, Epz. 1850) die bedeutendsten sind. Desto stärker sprechen seine Pre-  
ine theologische Denkart aus, von denen mehrere Sammlungen erschienen sind, wie „Der  
mit der Welt und Friede in Christo“ (Epz. 1850); eine Postille „Der Herr kommt“  
Epz. 1853—54); „Biblischer Wegweiser“ (2 Bde., Epz. 1840—44); „Kirchen-  
(2 Bde., Erlang. 1845). Eine spätere, deutsch herausgegebene „Kirchenpostille  
Evangelien“ (2 Bde., Kopenh. 1852—54) athmet denselben Geist. Im J. 1845  
lebhaften Antheil an den Verhandlungen über eine freiere Kirchenverfassung und  
für diese, doch so, daß er die historisch-rechtliche Grundlage der Kirche in den Symbo-  
der Beziehung aufrecht erhalten wissen wollte. Die deutschkath. Wirren bewogen ihn  
m Sept. 1845 sein Amt niederzulegen. Er zog sich nach Kopenhagen zurück, wo er  
48 theologische Vorlesungen an der Universität hielt, dann aber 1848 diese Stellung  
m Pfarramte in Elagelse vertauschte. In letzterer Zeit theilte er sich vielfach in  
n bei den Bestrebungen zu Gunsten einer freieren, geordneten Kirchenverfassung. Da-  
ten: „Theologisches Votum über die den Baptisten zu gewährende Religionsfreiheit“  
; „Staatskirchentum und Religionsfreiheit“ (deutsch in der „Zeitschrift für luth. Theo-  
1850—52); „Über die Civilehe“ (1851); „Über das Parochialsystem und die Ordina-  
852); „Über den Begriff der Volkskirche“ (1853); „Über die Elemente der Kirchenfrei-  
854) u. s. w.

esheim, Stadt und Hauptort des gleichnamigen Kreisamts (7 $\frac{1}{2}$  QM. mit 38200 E.)  
ogthum Nassau, am Rhein, Bingen gegenüber, unfern des Punkts gelegen, wo der  
in seinem Durchbruch durch das niederheinische Schiefergebirge tritt, hat einen künst-  
Binterhafen, sehr lebhaftes Stromfahrt, zählt 2500 E. und ist besonders durch das aus-  
ete Product seiner Weinberge (Rüdesheimer) berühmt, die einen der gewürzigsten und

feurigsten Rheinweine (jährlich 650 Stückfaß) liefern. Die besten Lagen sind der Rudesheimer Berg, stromabwärts gegen Ehrenfels hin, und das Rudesheimer Hinterhaus, wie die Nebengassen unmittelbar hinter der Stadt heißen. Der Rudesheimer Berg, die südliche Abdachung des Niederwalds, ist der großartigste aller Weinberge im Rheingau und enthält an 400 Morgen. Gerade da, wo die alte Burg über dem Binger Loch schwebt, gedeiht die vorzüglichste Weinsorte. Auch ist die Umgebung durch ihre Burgruinen, Überreste röm. Bauwerke und herrliche Fernsichten berühmt. Dicht bei R. liegt die große Steinmasse der Niederburg, fälschlich auch Brömserburg genannt, wahrscheinlich im 12. Jahrh. erbaut, jetzt Eigenthum der Grafen von Ingelheim. Bis ins 14. Jahrh. war dieselbe häufig Aufenthaltsort der Erzbischöfe von Mainz, die später das neuere Ehrenfels vorzogen. Dann bezogen sie die Ritter von Rudesheim, ein kriegerisches, unruhiges Geschlecht, in vielfachem Streite mit dem Erzbischof liegend. Unter den sieben Stämmen dieser Ritter waren die berühmtesten die Brömser oder Brumser, deren Stammhaus, die eigentliche Brömserburg, noch wohl erhalten nahe der Niederburg steht und zu Wirthschaftsgebäuden eingerichtet ist. An die Niederburg stößt die Oberburg oder Boosenburg, nach dem Aussterben der „Füchse von Rudesheim“ (1474) den Grafen von Boos, jetzt dem Grafen von Schönborn gehörig. Auf der Grenze der Nebenpflanzungen erhebt sich 720 F. über dem Rhein aus dunkeln Buchenwalde der auf Säulen ruhende Tempel mit herrlicher Aussicht auf den ganzen Rheingau; weiterhin gegen Altmannshausen, am Westhange des Waldes die sogenannte Rossel, eine künstliche Ruine, 840 F. über dem Strome, noch schönerer Aussicht, und  $\frac{1}{4}$  St. nordöstlich davon das ehemals gräflich Ostein'sche, jetzt dem ganzen Niederwald dem Grafen Waldbott-Bassenheim gehörige stattliche Jagdschloß.

**Rudhart** (Ignaz von), bair. Staatsmann, geb. 11. März 1790 zu Weismain in Ofranken, wo sein Vater damals Polizeicommissar war, studirte in Landshut die Rechte, wurde 1811 dem Rufe des Großherzogs Ferdinand von Würzburg an die dortige Universität für Geschichte, Gesetzgebung und Völkerrecht und wurde zugleich Mitglied des Spruchcollegiums der Juristenfacultät. Nachdem Würzburg von Seiten Baierns übernommen worden und R. seine „Geschichte der Landstände in Baiern“ (2 Bde., Heidelb. 1816; 2. Aufl., Münch. 1825) veröffentlichte, die Aufmerksamkeit der Regierung erregt, wurde er als Rath des Generalfiscals zu München angestellt. Zwei Jahre später ward er Ministerialrath im Departement der Finanzen, Mitglied der Akademie der Wissenschaften, 1823 Director der Finanzkammer bei der Regierung zu Baireuth und 1826 in gleicher Eigenschaft nach Regensburg versetzt. In dieser Zeit vollendete er sein Werk „über den Zustand Baierns“ (3 Bde., Erlang. 1826–27). Seit 1825 von den Ständen in Franken wiederholt zum Abgeordneten in die Ständeversammlung gewählt, zeigte er eine mehr glänzende als tief eindringende Beredtsamkeit. Obwol sonst durchaus Anhänger des Regierungssystems, beharrte er doch fortwährend in der Opposition gegen den Grafen Armanßperg. In der Ständeversammlung von 1831 trat er dem damals lebendig gewordenen freisinnigen Geiste entschieden gegenüber. Im J. 1832 persönlich geädelt, ging er als Generalcommissar und Regierungspräsident nach Passau, wo er sich hohe Achtung erwarb. Als 1833 Graf Armanßperg (s. d.) aus Griechenland abberufen ward, erfolgte die Ernennung R.'s zum bair. Staatsrath sowie zum Minister des Innern und Conseilpräsidenten des Königs von Griechenland. Doch dieser Stellung nicht gewachsen, verwickelte er sich bald in so viele Unannehmlichkeiten, daß er nach einem Jahre seine Entlassung nahm. Um seine Gesundheit herzustellen machte er eine Reise nach dem Orient, starb aber auf der Rückreise zu Triest 11. Mai 1835.

**Rüdiger** (Graf Fedor Wassiljewitsch), russ. General, wurde aus einer kurländ. Familie um 1780 geboren und trat frühzeitig in russ. Militärdienst, wo er die untern Stufen zum Obersten rasch durchlief. Als Commandeur des grobnoer Husarenregiments zeichnete er sich 1812 namentlich in der Schlacht von Polock durch Heldenmuth aus, wurde schwer verwundet und stieg zum Generalmajor. In den Feldzügen von 1813 und 1814 befehligte er die erste Brigade der ersten Husarendivision und nahm fast an allen Gefechten des Wittelsbach'schen Corps in Deutschland und Frankreich Theil. Die Ruße, die ihm der lange Feldzug gewährte, benutzte er zum Studium der Kriegskunst, erhielt im Jan. 1826 den Rang als Generalleutenant und wurde 1828 mit der von ihm befehligten dritten Husarendivision zur Theilnahme an dem Türkenkriege berufen. Den Vortrab des Rudsjewitsch'schen Corps bildend, bewegte er sich rasch von der Donau bis Kustendtschi, welche Festung er 24. Juni einnahm, stand alsdann ein heftiges Gefecht bei Zenibasar und besetzte Kosludtschi. Nachdem die Hauptarmee vor Schumla angekommen, wurde R. mit seiner Cavalerie und der Infanteriedivision des Generals Iwanow beauftragt, eine Diversion im Rücken der türkischen Armee zu un-



nen. Er bemächtigte sich Eske-Stambul, schlug 15. Aug. ein türk. Corps bei Rjotesch, sich aber gleich darauf von überlegenen Kräften angegriffen und mit bedeutendem Verlust Rückzug gezwungen. Als sich die russ. Hauptmacht wieder über die Donau zog, blieb R. seiner Abtheilung in Basardschik zurück, um die Communication mit der Besatzung von na zu unterhalten, und ward im Frühjahr 1829 mit dem interimistischen Commando des 1ten Infanteriecorps betraut, welches auf dem Marsch über den Balkan die rechte Colonne te. R. schlug 18. Juli ein türk. Detachement bei Rjuprikoi, bemächtigte sich der Übergänge den Kamtschik, eroberte Burgas und Jambol und trug zum Siege bei Selimno 12. Aug. Meiste bei. Noch wichtigere Dienste leistete er im poln. Feldzuge von 1831. Nachdem er in Podolien eingefallenen Dwernicki durch geschickte Manoeuvres über die östr. Grenze gedrängt, rückte er in das Königreich Polen ein, brachte 19. Juni den Generalen Turno und Jan-ki bei Lisobyl eine Niederlage bei, ging 7. Aug. bei Josefow über die Weichsel, vernichtete in der Reihe blutiger Gefechte die Corps von Roznecki und Kaminski und zog 27. Sept. in Lau ein. Seine erfolgreichen Operationen wurden durch die Ernennung zum General der Infanterie und Chef des dritten Infanteriecorps belohnt. Im J. 1835 commandirte er das Lager in Kalisch und besetzte 1846 zum zweiten mal Krakau. Im Oct. 1847 erhob ihn er Nikolaus in den Grafenstand. In dem ungar. Feldzuge von 1849 erschien er noch auf dem Kriegsschauplatz. Er nahm an den Kämpfen bei Waizen und Debreczin Theil, folgte dann Görgei auf dem Wege nach Arad und schloß mit ihm 13. Aug. die berühmte Capitulation von Vilagos. Mit den höchsten Orden der beiden Kaiserreiche geschmückt, kehrte nach Polen zurück, legte jedoch im Sept. 1850 wegen seines vorgerückten Alters das Commando des dritten Corps nieder und wurde zum Mitgliede des russ. Reichsraths ernannt. Er seitdem in Petersburg, ward aber im März 1854 nach Warschau beordert, um hier einst den Fürsten Paslewitsch als Gouverneur zu vertreten.

Rudolf I., deutscher Kaiser, 1273—91, der Gründer des östr. Staats, geb. 1. Mai 1218, der älteste Sohn Albrecht's IV., Grafen von Habsburg und Landgrafen vom Elsaß. Schon 6 kämpfte er unter Kaiser Friedrich II. in Italien; 1255 schloß er sich dem Kreuzzuge an, den der König Ottokar von Böhmen gegen die heidnischen Preussen unternahm. Nach dem Tode seines Vaters 1240 übernahm er dessen Besitzungen und wußte dieselben in den wiederkehrenden Fehden, welche er mit einem kleinen, aus kriegslustigen Abenteurern zusammengesetzten Heere gegen seine Oheime, den Grafen von Habsburg-Lauternburg und den Grafen Kyburg, zu führen, sowie durch seine Vermählung mit Gertrude, der Tochter Burchard's, Grafen von Kiburg oder Homberg, in der Schweiz nach und nach so zu erweitern, daß er zur Zeit seiner Erwählung zum Kaiser außer seinem Stammgute Habsburg im Aargau die Grafschaften Nürburg, Baden und Lenzburg und die Landgrafschaft im Elsaß besaß. Der Ruf seiner ritterlichen Tapferkeit und Gerechtigkeitsliebe bewog 1257 zuerst Uri, Schwyz und Unterwalden, ihn zum Schutzherrn ihres Gebiets, später die Strassburger und 1264 die Züricher, ihn zu ihrem Hauptmann zu wählen, eine Verbindung, welche ihn mit dem Bischofe von Strassburg und dem Kurfürsten von Regensburg in blutige Fehden verwickelte, aus denen er jedoch siegreich hervorging. 1268 mit dem Abte von St.-Gallen gerieth er in Folge eines Lehnstreits in Krieg, machte jedoch bald Frieden mit ihm, um mit seiner Hülfe die Stadt Basel und deren Bischof, welche die jugendliche patricische Partei der Sternträger vertrieben hatten, zu bekriegen. Er hatte nach Aufhebung eines dreißährigen Waffenstillstandes 1273 den Krieg gegen Basel erneuert und belagerte die Stadt, als ihm der Burggraf Friedrich von Nürnberg mitten in der Nacht die Nachricht von seiner 30. Sept. zu Frankfurt erfolgten Erwählung zum deutschen König überbrachte. Gleich unterwarf sich die Stadt Basel und nahm die Vertriebenen wieder auf; R. aber zog nach Aachen, wo er 28. Oct. die Krönung empfing. Um zunächst seinen Gegnern Alfons von Castilien und Ottokar (s. d.) von Böhmen gegenüber sich eine feste Stellung zu gründen, gewann er Papst Gregor X. durch ein alle bereits errungenen Vortheile und Anmassungen der Kaiser bestätigendes Concordat, sowie den Pfalzgrafen Ludwig und den Herzog Albert von Bayern durch Verheirathung mit seinen Töchtern. Hierauf zog er gegen Ottokar und Heinrich von Bayern, die Beide trotz wiederholter Aufforderungen ihm die Huldigung zu versagen fortsetzten, zur Vollstreckung der Acht ins Feld, zwang zunächst Heinrich durch seinen plötzlichen Einmarsch in Baiern zur Unterwerfung und nöthigte durch die Eroberung Osterreichs und Tirols Ottokar, um Frieden zu bitten. Demselben zufolge mußte Ottokar Osterreich, Steiermark, Kärnten und Krain herausgeben und R. als Kaiser anerkennen und wurde dagegen 1276 der Reichthum entledigt und mit Böhmen und Mähren belehnt. Aber Ottokar brach schon 1277 den

Frieden, verlor jedoch in der Schlacht auf dem Marchfelde 1278 das Leben. Von den Ländern des Böhmenkönigs stellte R. dessen Sohne Wenzel zwar Böhmen und Mähren zurück, nahm aber nun Osterreich, Steiermark und Krain mit Bewilligung der Kurfürsten für sein eigenes Haus in Besitz und belehnte damit 1. Juni 1283 seinen Sohn Albrecht. Kärnten erhielt seine geleisteten Dienste der Graf Meinhard von Tirol. Auf leichtere Weise wurde R. von seinem Gegner, dem Gegenkaiser Alfons X. (s. d.) von Castilien, befreit, indem der Papst, dankend für des Kaisers Fügsamkeit, Alfons durch Bedrohung mit dem Bann zwang, der deutschen Krone zu entsagen. Von nun an richtete R. sein ganzes Bemühen darauf, die in der Zeit sogenannten Interregnums (s. d.) und der beiden Scheinkaiser Alfons und Richard von Cornwallis (s. d.) zerrütteten Angelegenheiten Deutschlands zu ordnen und durch Zurücknahme von Gütern und Gerechtsamen des Reichs einerseits die kaiserl. Macht wieder zu stärken, andererseits durch Herstellung des Landfriedens die Gesetzmäßigkeit, durch die Handel, Gewerbefleiß und Fortschreiten der sittlichen und geistigen Bildung so sehr gehemmt wurden, zu beseitigen. R. machte demnach Schwaben wieder zum unmittelbaren Reichsland, dessen Herr er selbst wurde, und verordnete fünfmal, zu Nürnberg, Mainz, Würzburg, Erfurt und Speier, Landfriedensgebote, ließ allein in Thüringen 66 Raubschlösser zerstören und reiste selbst im Reiche umher, um persönlich die Streitigkeiten der Fürsten und des Volkes zu schlichten, sodaß man ihn das lebende Gesetz nannte. Den Kurfürsten sicherte er ihre Rechte, unternahm auch nichts Wichtiges ohne deren Zustimmung, die er sich mittels der Willebriefe, welche nachher von seinen Nachfolgern beibehalten wurden, ertheilen ließ, und verordnete, daß die Einwilligung der Kurfürsten auch erforderlich sein solle, wo die der andern Stände nicht nöthig sei. Über diese Fürsorge, die er in innern Angelegenheiten Deutschlands zuwendete, vergaß jedoch R. nicht, die Rechte des Reichs auch nach außen zu wahren. Den Grafen von Savoyen, der mehrere deutsche Reichslehen in der Schweiz sich zugeeignet, zwang er mit den Waffen zur Rückgabe derselben; den Grafen von Hochburgund, der sich in Aussicht auf die Hülfe Frankreichs der Lehnspflicht gegen das Deutsche Reich entziehen wollte, nöthigte er zur Unterwerfung; die Unruhen in Böhmen, der Markgraf Otto von Brandenburg seinen Mündel, den König Wenzel, gefangen hielt und sich der Herrschaft bemächtigen wollte, endigte er mit Befreiung des böhm. Königs und Vermählung desselben mit seiner Tochter. Sein Plan jedoch, nach dem Tode Wenzels Böhmen als erledigtes Reichslehn einzuziehen und Ungarn mit dem Reiche zu vereinigen, gelang ebenso wenig als die Erfüllung seines Lieblingswunsches, seinen Sohn Albrecht zum röm. König erwählt zu sehen. Noch in seinem 64. J. verheirathete er sich mit einer 14jährigen Prinzessin von Burgund. Er starb auf einer Reise nach Speier zu Germersheim 30. Sept. 1291 und wurde zu Speier begraben. Unermüdet thätig, einfach in Sitte und Lebensweise, herablassend und gütig gegen Jedermann, großmüthig und gerecht, ein Muster von Tapferkeit, wurde er der Gründer des östr. Staats und erwarb sich zugleich das Verdienst, durch Wiederherstellung eines friedlichen und gesetzmäßigen Zustandes ein neues politisches und geistiges Leben in Deutschland zu begründen. Lößlich war auch seine Absicht, den Gebrauch der deutschen Sprache in Ausfertigung der Urkunden einzuführen, wovon die Landfriedenssatzung von 1281 als erste Probe zu sehen ist. Ihm folgte Adolf von Nassau (s. d.). Vgl. Lichnowsky, „Geschichte Kaiser R. und seiner Ahnen“ (Wien 1836); Schönhuth, „Geschichte Rudolfs von Habsburg“ (2 Bde. Lpz. 1843—44).

Rudolf II., deutscher Kaiser, 1576—1612, der Sohn Kaiser Maximilian's II., geb. 15. Jan. 1552 am span. Hofe von den Jesuiten erzogen, bestieg, nachdem er schon früher, 1572, die ungar. Krone erhalten hatte, 1575 die böhm. Krone nebst dem Titel eines röm. Königs, nach seines Vaters Tode 12. Oct. 1576 den Kaiserthron. Hierdurch in den Besitz der zahlreichen Länder des östr. Hauses gelangt, trat er anfangs nicht, wie es zeither gewöhnlich gewesen, die Verwaltung einzelner derselben an seine Brüder ab, sondern entschädigte sie mit Apanagen. Furchtsam und unentschlossen, dabei der Alchymie und Astrologie, seinen Lieblingsbeschäftigungen, sowie Liebhaberei für schöne Pferde mit fast ausschließender Neigung ergeben, kümmerte er sich wenig um Regierungsgeschäfte, wollte aber auch eine Einmischung Anderer in dieselben nicht leiden. Die Jesuiten, welche unter seines Vaters Regierung Zurückhaltung hatten beobachten mußten, gewannen, vorzüglich von seinem Bruder Ernst unterstützt, wieder freien Spielraum. Es wurde der protest. Gottesdienst in Wien und andern erzherzogl. Städten abgeschafft, die protest. Schulen geschlossen, die freie Religionsübung, streng nach dem Buchstaben der Affecurationsurkunde nur auf den Adel und dessen Unterthanen beschränkt, viele protest. Prediger aus dem Lande verwiesen und alle Ämter bei den Landesstellen allmählig wieder in kath. Hände gegeben. Auch



den Reiche neigte sich R. auf die Seite der Katholiken. Durch seine Einwirkung ward Bischof Gebhard von Köln, der zum Protestantismus übergetreten, 1584 vertrieben und an die Stelle der bair. Prinz Ernst eingesetzt. Ebenso ließ er es gern geschehen, daß bei einem Concilio der kath. und protest. Domherren 1592 der zum Bischof erwählte protest. Prinz Georg von Brandenburg dem kath. Prinzen Karl von Lothringen weichen mußte, und 1607 die Reichsstadt Donaumörth, deren protest. Einwohner mit dortigen Abte in Streit gerathen waren, eroberte, sie zu einer bair. Landstadt umwandelt und ihr den kath. Glauben aufdrang. Dieses Verfahren gegen eine protest. Reichsstadt, trotz Widerstand, den die kath. Stände auf dem Reichstage zu Regensburg 1608 den Protestanten bei der geforderten Erneuerung des Religionsfriedens entgegensetzten, bewog die letzteren unter Anführung des Kurfürsten Friedrich IV. von der Pfalz zu einem Bunde, der am 4. Mai 1608, zu vereinigen, welchem die kath. Fürsten bald darauf, 10. Juli 1609, dem Herzoge Maximilian von Baiern ein anderes Bündniß „zur Aufrechthaltung der Religion und Verfassung des Reichs“ unter dem Namen Liga (s. d.) entgegensetzten. begannen die Verbündeten die Feindseligkeiten gegeneinander, als durch die Ermordung Heinrichs IV. von Frankreich, der sich der Union der Protestanten angeschlossen hatte, der Tod Friedrich's IV., der Seele des protest. Bundes, ein Weitergreifen des Kriegs verursachte. Uebel standen die Angelegenheiten R.'s auch in Ungarn. R. hatte das dortige Land seinem Oheim, dem Erzherzog von Steiermark, abgetreten, der eine große Anzahl Soldaten aus allen Völkern, namentlich auch die Uskoken, aus türk. Gebiete vertriebene Christen einnahm. Räuberische Streifzüge dieser Horden in die Türkei veranlaßten einen Krieg mit Sultan Murad III., der, unglücklich geführt, zu den Religionsbedrückungen noch Drangerei Art über das Land häufte und im Verein mit der Erfolglosigkeit aller Klagen und Beschwerden bei dem unbekümmerten Kaiser die Ungarn zur Empörung trieb. Schon hatte er, ihr Anführer, Siebenbürgen und Oberungarn erobert, schon bedrohte er die östr. Provinzen als des Kaisers ältester Bruder, Matthias (s. d.), von seinen Brüdern bevollmächtigt, ihnen erst mit den Ungarn zu Wien 23. Juni 1606, dann 11. Nov. mit dem Sultan abgeschlossenen Frieden die Ruhe wiederherstellte. Bei der fortdauernden Regierungsunfähigkeit des Kaisers benutzte Matthias seine Ernennung zum Haupte des östr. Hauses, um am 29. Juni 1608, mit Hülfe der Protestanten seinen Bruder zur Abtretung von Niederösterreich ob und unter der Enns und des Königreichs Ungarn zu nöthigen. Auch die böhm. (s. d.) und böhm. Protestanten erhoben sich wegen der wiederholten Verletzungen ihrer Freiheiten, erzwangen 11. Juli 1609 vom Kaiser den Majestätsbrief, der ihnen freie Religionsübung zusicherte, und riefen endlich, als der Erzherzog Leopold mit einem Heere in Böhmen, den König Matthias zu Hülfe, der den Kaiser nöthigte, ihm auch Böhmen, Schlesiens 1611 die Lausitz abzutreten. So aller seiner Erbländer beraubt, mußte R. die Unterstützung der Kurfürsten ansprechen und, als diese ihn nur mit leeren Vertröstungen hinhielten, auf den Genuß einiger Herrschaften und einem jährlichen Einkommen von 300000 Gldn. leben. Aus Gram über sein Unglück starb er, unverheirathet, 20. Jan. 1612. Ihm folgte sein Bruder Matthias. Vgl. Kurz, „Geschichte Österreichs unter Kaiser R.“ (Linz 1821): Rudolf von Ems oder Hohenems (im rhätischen Rheinthal in der Schweiz), Dienstmann des Grafen von Montfort, war einer der namhaftesten deutschen Epiker des 13. Jahrh., ein sehr gelehrter, der franz. und der lat. Sprache kundiger und in den Werken der gleichzeitigen deutschen Dichter ungemein bewandeter Mann, der bei offenem Verstande und mäßiger Begabung sich an den großen Mustern seiner Zeit, namentlich aber an Gottfried von Straßburg geschult und so eine höchst gewandte Fertigkeit des Ausdrucks erreicht hatte, zu einer außerordentlichen Fruchtbarkeit befähigte, jedoch nicht zu eitler Überhebung verleitet, indem er vielmehr den größern Meistern sich stets mit neidloser Bescheidenheit unterwarf. Seine frühesten Werke, Gedichte weltlichen Inhalts, sind verloren, sowie auch die „Eustachius“ und das „Buch von Troja“. Unter den erhaltenen ist das älteste und zugleich vorzüglichste „Der gute Gerhard“, eine Erzählung, welche der selbstzufriedenen Welt mit der anspruchslos thätigen und darum gottgefälligen Herzensgüte gegenüberstellt (herausgegeben von Haupt, Lpz. 1840). Darauf folgt, gedichtet zwischen 1220 und 1223, „Barlaam und Josaphat“ (s. d.), als Gegensatz und gleichsam als Vergütung der vom Dichter selbst jezt ihrer Weltlichkeit verworfenen Jugendwerke (herausgeg. von Köpke, Regensb. 1818; Meißner, Lpz. 1843). Im „Wilhelm von Orlens“ (vor 1241), welcher die Geschichte eines Kriegers von Brabant und Ahnherrn Gottfried's von Bouillon erzählt, der in Turnier und

Krieg die Königstochter und das Königthum von England gewinnt, und worin man eine manhafte Verdunkelung der Geschichte Wilhelm's des Eroberers vermuthen mag, lenkt Ru-  
 zwar wieder in seine früheste Bahn zurück, doch behandelt er den romantischen Stoff nicht n-  
 idealistisch aufsteigend wie die ältern Dichter, sondern realistisch herabsteigend in die wirklichen  
 Verhältnisse des täglichen Lebens. (Dieses Gedicht ist noch ungedruckt; eine abkürzende gerech-  
 Umarbeitung des 15. Jahrh. erschien 1491 zu Augsburg.) Noch entschiedener zeigt sich die  
 Richtung in dem auf 10 Bücher und etwa 50000 Verse angelegten, aber vielleicht vom Dichter  
 selbst unvollendet gelassenen „Alexander“, in welchem R., unter Anwendung einer gewissen hi-  
 storischen Kritik, theils auf Vollständigkeit, theils auf historische Glaubwürdigkeit ausgeht, des-  
 den Curtius zu Grunde legt und die Erzählung desselben aus verschiedenen andern Quellen  
 gänzt. (Nur sechs Bücher haben sich in einer einzigen Handschrift erhalten und sind noch un-  
 druckt). Demselben mehr historischen als poetischen Bestreben gehört endlich auch die im Auf-  
 trage Kaiser Konrad's IV. nach Anleitung der Bibel und der „Historia scholastica“ des Petrus  
 Comestor zwischen 1250 und 1254 begonnene und bis auf Salomo's Tod geführte „Welt-  
 chronik“, vor deren Vollendung R. in Italien starb. Sie ward nach R.'s Tode durch meh-  
 schwache Überarbeitungen und Fortsetzungen verunstaltet und in dieser verderbten Gestalt  
 ausgegeben durch G. Schüze unter dem Titel „Die historischen Bücher des Alten Testamen-  
 (2 Bde., Hamb. 1779 — 81). Vgl. Wilmar, „Die zwei Recensionen und die Handschriften-  
 familien der Weltchronik R.'s von Ems“ (Marb. 1859). Ob R. auch Lieder gedichtet hat, wissen wir nicht; die unter dem Namen Rudolf's des Schreibers erhaltenen Lieder sind  
 Rudolf von Ems mit Unrecht zugeschrieben wurden. In seinen erzählenden Gedichten aber  
 er dem Geschmacke seiner Zeitgenossen so vollständig entsprochen, daß sie fast sämmtlich in  
 reichen Handschriften auf uns gekommen sind.

**Rudolf von Schwaben**, der Gegenkönig Heinrich's IV., ein Sohn des Grafen Ruono  
 Rheinfelden, erhielt 1058 das erledigte Herzogthum Schwaben erblich von der Kaiserin Ag-  
 der Mutter des noch unmündigen Heinrich IV., mit deren Tochter Mathilde er, nachdem er  
 entführt, vermählt wurde, die aber bald nachher 1060 starb. In dem Kriege Heinrich's  
 (s. d.) mit den Sachsen und Thüringern stand R. auf des Königs Seite; doch fiel er sehr  
 bei diesem durch die Selbständigkeit, mit der er auftrat, in Ungunst. Heinrich's Feinde beab-  
 tigten daher schon auf der Zusammenkunft zu Gerstungen im Oct. 1075, ihn an Heinrich's  
 Statt zum Könige zu ernennen. R. aber wollte nicht darauf eingehen, wenn er nicht von  
 Fürsten einstimmig gewählt würde. Ein gewisser Reginar gab vor, vom Könige ge-  
 sein, den Herzog zu ermorden. In Folge des schnellen Todes Reginar's in Geisteszer-  
 tung, den man für Gottesurtheil erachtete, versöhnte sich R. mit Heinrich und leistete ihm in  
 Schlacht an der Unstrut 15. Juni 1075 gegen die Sachsen tapfern Beistand. Als indessen  
 dem Bekanntwerden des Bannspruchs Gregor's VII. über Heinrich der Unwille gegen Leg-  
 wieder allgemein losbrach, schloß auch R. sich aufs neue an die Unzufriedenen an und se-  
 Verein mit den Herzogen Belf von Baiern und Berthold von Kärnten auf der Fürsten-  
 sammlung zu Tribur 16. Oct. 1076 den Beschluß durch, daß Heinrich, wenn er nicht bis  
 Jahresfrist vom Bann losgesprochen würde, der Krone verlustig gehe. Obgleich nun R.  
 den andern verbündeten Fürsten dem Könige den Weg durch die Alpenpässe verlegt hatte,  
 gelangte Heinrich doch nach Italien und erreichte dort seine Losprechung vom Banne.  
 deutschen Fürsten aber benutzten Heinrich's Abwesenheit, um auf einem Wahltag zu Forch-  
 15. März 1077, auf Betrieb der päpstlichen Legaten, den Herzog R., unter der Bedingung,  
 daß die Bischofswahlen frei seien, die Königswürde aber in keinem Falle erblich sein solle,  
 König zu wählen, worauf er zu Mainz 26. März gekrönt wurde. Obgleich nun Gregor's  
 Wahl R.'s bestätigte, auch den König Heinrich aufs neue in den Bann that, fand der Leg-  
 nach seiner Rückkehr aus Italien dennoch so viel Anhang, daß R. sich vor seiner überlegenen  
 Macht zurückziehen mußte. Heinrich ließ nun auf einem Fürstengerichte zu Ulm die Herzoge  
 Belf und Berthold nach alemannischem Rechte als Majestätsverbrecher ächten und begann  
 gegen R. den Kampf. Zwar gewann R., von den Sachsen, besonders von Otto von Nordh-  
 unterstützt, anfangs über den König Heinrich bei Mellrichstadt 7. Aug. 1078 den Sieg,  
 Heinrich erneuerte, nachdem er das von R. besessene Herzogthum Schwaben seinem Schwie-  
 sohne Friedrich, Grafen von Hohenstaufen, erblich zugetheilt hatte, bald darauf den blutigen  
 Kampf. Heinrich unterlag zwar in den Schlachten bei Gladenheim 27. Jan. 1080 und  
 Mölsen unweit Merseburg 15. Oct. 1080 der Kriegeskunst und Tapferkeit Otto's von Nordh-  
 doch wurde R. in der letztern so gefährlich verwundet, daß er am folgenden Tage in Merse-





**Schauspielkunst**, wurde zu Sevilla geboren und war ursprünglich Goldschläger. Von Neigung zur Schauspielkunst getrieben, ging er unter eine Komödiantentruppe, bei der er als Spieler und Schauspieldichter thätig war. Sein erstes Auftreten fällt in das J. 1544. Nach er sich durch sein ungewöhnliches Darstellungstalent, besonders in den komischen Rollen, Vorsteher (autor) der Truppe aufgeschwungen, trat er eine Wanderung durch Spanien an. Um 1560 soll er selbst am Hoflager Philipp's II. gespielt haben. Von seinen fernern Schicksalen weiß man nur, daß er vor 1567 zu Cordova gestorben ist. R. verdunkelte die Leistung seiner Vorgänger so sehr, daß man ihn nicht nur für den Einführer der eigentlichen Schauspielkunst in Spanien, sondern sogar für den Erfinder der span. Komödie hielt. Seine dramatischen Arbeiten, die zu Valencia, Sevilla und Logroño 1567, 1576 und 1588 im Druck erschienen, zerfallen in Komödien, Pastoralgespräche und sogenannte Pasos. Am gelungensten sind die letztern, eine Art von kleinen burlesken Spielen, die er vor dem Beginn oder zwischen Abtheilungen der größern Stücke aufzuführen pflegte und die das alltägliche Treiben vornämlich der untern Volksklassen schildern. Sehr zu rühmen ist auch die meisterhafte Behandlung der Prosa in allen diesen Pasos. Weniger gelangen ihm die Stücke von ausgedehnterm Umfang und ebenso wenig sind seine Pastoralgespräche von großer Bedeutung. Nur dann ist R. in seiner Sphäre, wenn er die gemeine Wirklichkeit in der Sprache des gewöhnlichen Lebens schildert. Hier zeigt er scharfe Beobachtungsgabe, Laune und Schalkheit und es stört kein Conflict zwischen Stoff und Behandlung. Eine besondere Eigenheit R.'s ist, daß er gewisse Figuren stehende Rollen in das Schauspiel eingeführt hat, die in ihren Verzweigungen durch das span. Drama leicht zu erkennen sind. Auch wird ihm die Eintheilung der Schauspiele in Komödie (Comedia), Tragedie (Tragedia) und Zwischenstücke (Entremeses) und des niedern Charakterlustspiels der span. Bühne anzusehen. Eine Auswahl aus seinen Stücken enthält Böhl de Faber's „Teatro antiguo español“ (Hamb. 1832) und Dchoa's „Tesoro del teatro español“ (Par. 1840).

**Ruete** (Christian Georg), ein um die Augenheilkunde sehr verdienster Arzt, geb. 2. 1810 zu Scharmbeck im Herzogthum Bremen, wo sein Vater Prediger war, erhielt seine Ausbildung im väterlichen Hause und auf dem Gymnasium zu Verden und widmete sich 1829 in Göttingen der Medicin, wo er um Ostern 1833 Oberassistent am akademischen Hospital wurde. Nachdem er Ende 1833 die medicinische Doctorwürde und im Sept. 1835 die Erlaubniß zur ärztlichen Praxis erlangt, begann er im März 1836 seine Vorlesungen an der Universität, bei welcher er im Juni 1841 eine außerordentliche, im Dec. 1847 eine ordentliche Professur erhielt. Seit Herbst 1851 Mitdirigent des göttinger akademischen Hospitals, folgte Michaelis 1852 einem Rufe nach Leipzig, wo er unter Verleihung des Hofrathstitels zugleich zum Director der Augenheilanstalt und des Poliklinikums der Universität ernannt wurde. R. hat sich um die Augenheilkunde die anerkanntesten Verdienste erworben. Unter seinen Schriften gehören dahin außer dem hochgeschätzten „Lehrbuch der Ophthalmologie“ (Braunschweig 1846; 2. Aufl., 1854): „Die Strophelkrankheit, insbesondere die strophulöse Augenentzündung“ (Gött. 1833); „Neue Untersuchungen und Erfahrungen über das Schielen und seine Heilung“ (Gött. 1841); „Klinische Beiträge zur Pathologie und Physiologie der Augen und Ohren“ (Braunschweig 1843); „Der Augenspiegel und das Optometer für praktische Ärzte“ (Gött. 1852); „Commentatio de signis morborum ex oculorum habitu sumptis“ (Lpz. 1853); „Iconographische Darstellung der Krankheiten des Auges“ (Lpz. 1854). Anschließt sich außer Beiträgen in Zeitschriften auch ein „Lehrbuch der allgemeinen Ophthalmologie“ (Gött. 1852).

**Ruffo**, eine alte adelige, mit vielen gräfl., herzogl. und fürstl. Titeln versehene Familie zu Neapel, die zahlreiche Güter und Herrschaften im Neapolitanischen, auf Sicilien, sowie in Sardinien besitzt. Geschichtlich bekannt machten sich: Ruffo (Fabricio), Cardinaldiakon, geb. 1672 zu Neapel, wurde als jüngerer Sohn des Herzogs von Baranello dem geistlichen Stande bestimmt und gewann in Rom das Vertrauen Pius' VI., der ihn zum Oberschatzmeister ernannte. Sein heftiger Charakter und seine fiscalische Strenge machten ihm viele Feinde. Er wurde 1793 Cardinal, ging aber dann nach Neapel und nahm vom Könige die Stelle eines Intendanten des Schlosses Caserta an. Vergebens widerrieth er den Krieg mit Frankreich, und als dieser ausgebrochen, floh er mit dem Hofe nach Sicilien. Da der Premierminister Acton (s. d.) den talentvollen R. aus der Nähe des Königs zu entfernen wünschte, schickte er ihn nach Calabrien, um das Volk zum Aufstande zu reizen. Kaum war R. im März 1799 bei Bagnara ans Land getreten, brach der Aufstand in vollen Flammen aus. Indes vermochte er mit seinem zuchtlosen





1850). Nach wiedererlangter Freiheit begab er sich nach Halle, wo persönliche Bekanntschaft aus früherer Zeit ihm sein Auftreten erleichterten. Er habilitirte sich als Privatdocent. Vorlesungen über Aesthetik und andere Zweige der Philosophie blieben nicht unbesucht; auch „Platonische Aesthetik“ (Halle 1852) wurde nicht ungünstig beurtheilt. Es gelang ihm nicht, festen Fuß bei der Universität zu fassen. Um so lieber ging er 1837 auf den Plan Freundes Ecktermeyer zu Gründung einer neuen Zeitschrift ein, der „Hallischen Jahrbücher“, die seit 1838 erschienen. Als deren eigentlicher Stifter war der geistvolle, zu geistiger regung höchst geeignete Ecktermeyer zu betrachten; da diesem aber Raschheit der Ausfüh- und Reichthum an Productivität weit weniger eigen war, so fiel nach einmal begonnenem I nehmen die Hauptthätigkeit auf R. In den ersten Jahren, wo die wissenschaftliche Richtun- den „Hallischen Jahrbüchern“ die vorherrschende blieb, haben sie unleugbar sehr Verdienst gewirkt, indem sie in ebenso entschiedener als gewandter Darstellung viele veraltete Formen- Richtungen der Wissenschaft für eine weitere Zukunft geradezu unmöglich machten. E richtete diese Zeitschrift mit wachsender Schärfe und Bitterkeit ihre Opposition gegen die- lichen und kirchlichen Zustände, während Ecktermeyer, zum Theil wegen Kränklichkeit, in- Thätigkeit dafür mehr und mehr nachließ. Im J. 1841 drohte die preuß. Regierung mit- Verbote, wenn die Zeitschrift, die sich nach einem preuß. Orte nannte, nicht unter preuß. G- gestellt würde. R. und Ecktermeyer zogen es hiernach vor, den preuß. Staat zu verlassen- siedelten nach Dresden über, wo R. das Bürgerrecht erwarb und bald nachher zum Sta- ordneten gewählt wurde. Seine Zeitschrift aber, jetzt „Deutsche Jahrbücher“ genannt, ver- ihre neue Richtung mit stets zunehmender Entschiedenheit, die im Anfange des J. 1841- gänzliche Unterdrückung zur Folge hatte. Von selbständigen Schriften ließ R. in dieser Ze- Art Roman „Der Novellist“ (Lpz. 1839) erscheinen, der, in Jean Paul'scher Manier geh- nur wenig Beachtung fand. Je größer der Eifer und die Thätigkeit war, welche R. den „- büchern“ zugewendet, desto tiefer scheint ihn die Vernichtung derselben verletzt zu haben- schien das deutsche Land und Volk vollkommen aufgeben zu wollen und begab sich 1842- Paris, in der Hoffnung, dort für seine Freiheitsideen bessern Boden zu finden. Aber der- such, „Deutsch-franz. Jahrbücher“ herauszugeben, scheiterte bald. Mit den Communiste- Socialisten, deren Systeme er durchforschte, konnte er sich nicht vereinigen. Er wandte si- her, doppelt unbefriedigt, in die Schweiz, wo er sich mit J. Fröbel (s. d.) bei dem in Züric- Winterthur gegründeten Literarischen Contor buchhändlerisch betheiligte. Ein merkwür- aber das deutsche Volksgefühl hier und da verlegendes Denkmal seines Aufenthalts in- sind seine „Zwei Jahre in Paris“ (2 Bde., Lpz. 1845). Seine gesammelten Schriften i- in vier Bänden erscheinen (Manh. 1846). Nachdem er 1846 nach Sachsen zurückgekehrt, de- te er 1847 zu Leipzig eine Buchhandlung, das Verlagsbureau. Beim Ausbruche der S- gung von 1848 gab er erst zu Leipzig, dann zu Berlin eine politische Zeitung, die „Ref- heraus und wurde dann in Breslau zum Mitgliede der frankfurter Nationalversammlung- wählt, in der er zur äußersten Linken gehörte. Verstimmt durch die Erfolglosigkeit der do- Bestrebungen, legte er nach einiger Zeit sein Mandat nieder, in der Meinung, sich sonst- den demokratischen Bewegungen jener Zeit wirksamer betheiligen zu können. Er nahm- am Demokratencongreß zu Berlin, ward hier im Jan. 1849 ausgewiesen und kehrte nur- Leipzig zurück, wo er sich in die Maiunruhen verwickelte. Indessen gelang es ihm nach der- derlage seiner Partei sich bei Zeiten nach Bremen zu wenden, von wo aus er im Juli 1850- London ging. Hier trat er, im Zwiespalte mit einem großen Theile der deutschen Emigr- mit Mazzini, Ledru-Rollin und einem Polen zu einem europäisch-propagandistischen Comi- sammen. R. ist wol der Verfasser einiger in deutscher Sprache erschienenen Proclamat- die jedoch keine revolutionäre Wirkung verursachten. Zu seinen neuern literarischen E- nissen gehören die Übersetzungen der „Juniusbrieife“ und der Schriften von P. Courier. E- hört zu den geistig kräftigsten Wortführern des entschiedenen Radicalismus, und die nur z- gerichtige Entwicklung seiner Ansichten verbürgt auch seine Überzeugungstreue. Selten i- gelang es ihm, aus seiner geistigen Heimat der abstracten Speculation heraus den Weg- Wirklichkeit zu finden.

Nüge nennt man die gerichtliche Anzeige eines von einem Andern begangenen geris- nicht zu den mit peinlicher oder Criminalstrafe belegten gehörenden Vergehens zum Zwo- Bestrafung. Zur Abstrafung solcher kleinerer Vergehen waren früher in vielen deutschen- dern, z. B. in Hannover, Württemberg und Sachsen, noch besondere Gerichte, Überbleib- alten Gemeindeggerichte, unter dem Namen Nügegerichte vorhanden, welche zu gewissen E-





nung ist richtig, seine Composition feurig und geistreich und seine Färbung zuweilen ausgezeichnet. In den Stellungen der Pferde war er unerschöpflich. Auch hat man von ihm Blätter schwarzer Kunst, die sehr geschätzt sind. Seine Gemälde, namentlich Schlachten und Bergerungen, und seine unzüchtigen Zeichnungen sind sehr zerstreut; unter seinen radirten Blättern zeichnet sich ganz vorzüglich eine Folge von sechs Blättern aus, welche die Belagerung Augsburg vorstellen, der er selbst be wohnte. Vgl. Füßli, „Leben des N. von Rupeßky“ (Z. 1758). Seine Söhne, Georg Phil. N., gest. 1774, Christian N., gest. 1781 und Jerem. Gottlob N. sind ebenfalls als Kupferstecher, besonders in Aquatinta oder getuschter Manier bekannt. — Augendas (Joh. Lorenz), der Urenkel Georg Philipp's, geb. 1775, gest. als Professor der Kunstschule und Director der Zeichenschule in Augsburg 19. Dec. 1826, ist besonders bekannt durch seine Bataillienstücke, Scenen aus der neuern Kriegsgeschichte, in Tuschmanier. Augendas (Joh. Moriz), der Sohn des Vorigen, geb. zu Augsburg 1802, zeigte von Jugend auf die entschiedenste Neigung und Anlage für Zeichnung nach der Natur, vorzüglich von Thieren, besonders von Pferden. Unter des Thiermalers Albr. Adam und Quaglio's Leitung biller sich entschieden für die Genremalerei aus. Im J. 1821 begleitete er Langsdorff als Zeichner und Maler auf dessen Reise ins Innere Brasiliens, wo er, von Langsdorff getrennt, bis 1826 blieb. Nach der Rückkehr begann er die Herausgabe seines großen Werks, der „Malerische Reise in Brasilien“ (Par. 1827—35), und begab sich, um dieselbe selbst zu überwachen, 1827 nach Paris. Während der J. 1827—29 hielt er sich theils in Rom, theils in Neapel auf, reiste dann Calabrien und Sicilien und suchte hierauf bei mehreren Regierungen Unterstützung für eine größere Reise. Obschon ihm dieses nicht gelang, so unternahm er dennoch 1831 eine neue Reise nach Südamerika, das er nun nach allen Richtungen durchwanderte und für seine Zwecke ausbeutete, bis er 1846 nach Europa zurückkehrte. Gegen 3000 Studien sind das Ergebniß dieser 15jährigen Reise. Sie bestehen in Bleistiftzeichnungen, Aquarellen und Ölfarben, bei deren Anfertigung, oft unter den größten Gefahren, N. nicht sowohl lediglich den malerischen als vielmehr den ethnographischen Gesichtspunkt unverwandt festhielt. Der bair. Staat kaufte diese seltene und schöne Sammlung für eine Leibrente, die er dem Künstler zahlte. Auf Veranlassung Humboldt's malte er auch für den König von Preußen zwei größere Folgen transatlantischer Darstellungen. N. lebt in München.

Rügenwalde, eine Stadt im Kreise Schlawa des Regierungsbezirks Köslin in der preuss. Provinz Pommern, an der Wipper, deren Ausfluß in die Ostsee  $\frac{1}{2}$  Stunde unterhalb, bei dem Dorfe Rügenwaldermünde ihren Seehafen bildet, hat Wälle und Mauern, Schloß und Badeanstalt und zählt 5000 E., welche sich von Lein-, Damast- und Baumwollenweberei, Wandbleichen, Segeltuchfabrikation, Fischerei, Handel mit geräucherten Aalen, Lachsen und Gänsebrüsten (den bekannten rügenwalder Spickgänsen), von Rhederei und Seehandel ernähren.

Rugier oder Rugen, ein german. Volk, nennt Tacitus als von Königen regiert und an den westlichen Theile der Nordküste Deutschlands gesessen, worunter man die Gegend der Rügenmündungen und die Insel Rügen versteht. Die Ulmerugi, d. h. die Holm- oder Insel-Rugier der goth. Stammsage, versetzen einige eben dahin, andere aber auf Inseln des norweg. Reichthums. Später, zu Attila's Zeit und nach dem Sturze des Hunnenreiches, erscheinen Rugier theils an der untern Donau, theils auch und als mächtigeres Volk im heutigen Oestreich, wo sie in mancherlei Kämpfen sich behaupteten, bis Odoacer (s. d.), der selbst ein Rugier genannt wird, ihren König Fava (um 487) der Herrschaft beraubte. In Folge dessen verließen sie das Land, welches nach ihnen noch eine Zeit lang Rugilant genannt und zunächst von den Longobarden in Besitz genommen wurde, und ein Theil derselben verlor sich allmählig unter Skiren, Herulern und Longobarden, ein anderer aber zog mit den Ostgothen gegen Odoacer nach Italien, wo dann neben den Gothen als ein abgesondertes, aber von jenen abhängiges Volk lebte und endlich mit jenen zugleich von den Oströmern besiegt wurde.

Ruhl (Joh. Christian), Bildhauer und Maler, geb. zu Kassel 15. Dec. 1764, bildete sich bei Rahl, bei Pajou in Paris und dann in Italien. Nach seiner Rückkehr wurden ihm Sculpturen im Schlosse Wilhelmshöhe übertragen, die er trefflich ausführte. Im J. 1806 ernannte ihn König Hieronymus zum Hofbildhauer. Nach der Restauration des kurfürstl. Hauses wirkte R. vorzüglich als Professor an der Akademie und arbeitete viele Büsten (Heinrich Blumenbach's, Heeren's u. s. w.) und zahlreiche Denkmäler. Außerdem lieferte R. auch zahlreiche Umrisse zu Ossian, Bürger's „Lenore“, Luther's Leben u. s. w. Er starb 29. Oct. 1842. — Ruhl (Ludw. Sigism.), Sohn des Vorigen, geb. zu Kassel 1794, empfing seine Kunstbildung in Dresden, München und Italien und wurde später zum Director der Kunstsammlung



in von Kassel, sowie endlich auch der kurfürstl. Bibliothek zu Wilhelmshöhe ernannt. Seine zum Theil sehr poetisch gedachten und sinnig ausgeführten Gemälde gehören meist dem historischen Genre an. Auf einer Reise nach Italien mit seinem Bruder machte er kunstgeschichtliche Forschungen und lieferte eine große Anzahl von Zeichnungen. Unter letztern ist ein großer reicher Carven zu nennen, welcher die Geschichte der ewigen Roma in symbolischer Weise darstellt. Andere allegorische Bilder sind die Venetia und die Fortuna. In späterer Zeit erschien von ihm ein 1 F. langes Chiaroscuro, der Triumph des Amor, welches vielen Beifall fand. Auch biblische Sachen malte dieser in allen Stilarten bewanderte Künstler, sowie es auch von seiner Hand vorzügliche Umrisse zu Shakspeare gibt. Geschrieben hat er „Über die Auffassung der Natur in der Werdebildung antiker Plastik“ (Kassel 1846). — Muhl (Julius Eugen), der jüngere Bruder des Vorigen, geb. zu Kassel 1796, ausgezeichnete Architekt, nahm als Freiwilliger am Befreiungskriege Theil und studirte dann die Architektur unter Jussow's Leitung und auf Reisen. Die Frucht eines mehrjährigen Aufenthalts in Italien waren seine „Denkmäler der Baukunst in Italien“ (Kass. und Darmst. 1821), eine vortreffliche Sammlung malerischer und dennoch sehr genauer Ansichten. Im J. 1824 zum Landbaumeister in Hanau, 1831 zum kurfürstl. Hofbaudirector ernannt, erbaute er das prächtige Ständehaus in Kassel; auch entwarf er die Pläne zu einem neuen Schlosse, einer Kirche in Hanau, eines Curgebäudes für Nauheim u. s. w. Außerdem leitete er die Wiederherstellung der Wilhelmshöhe. Im J. 1846 wurde ihm die Generalbaudirection der kurhess. Staatseisenbahnen übertragen. Seine „Architektonischen Entwürfe“ (Kass. 1839 fg.) enthalten eine umfassende Darstellung seiner Bauten. Das deutsche Alterthum verdankt ihm überdies die Herausgabe der „Gebäude des Mittelalters zu Gelnhausen“ (Hff. 1839) in 24 malerischen Ansichten.

Muhla, ein Marktflecken an der Grenze des sächs.-weimar. Fürstenthums Eisenach, in einem sehr engen Thale gelegen, wird durch das Flüschen Erbstrom in die eisenachische und gothaische Hälfte getheilt, von denen jene 1600, diese 2000 E. zählt, hat ein Bad und ein großherzogliches Jagdhaus und besaß früher ein Forstinstitut, welches aber jetzt nach Eisenach verlegt ist. Der Ort ist sehr gewerbreich, hat Eisen- und Zainhämmer, die auch Gewehre fabriciren, und fertigt Tabackspfeifen von Holz und Meerschäum, Pfeifenköpfe, Pfeifenbeschläge, kurze Eisen-, Stahl- und Messingwaaren, besonders Messer, Feilen, Schloßwaaren, sowie Strumpfwaaaren.

Mühle von Lilienstern (Joh. Jak. Otto Aug.), preuß. General und ausgezeichnete Schriftsteller, geb. 16. April 1780 zu Berlin, erhielt seine Vorbildung im Cadettencorps zu Berlin, trat dann 1795 als Fähnrich in den Generalstab, wurde 1806 Secondelieutenant unter Massenbach bei dem Corps des Fürsten Hohenlohe und 1807 Major und Kammerherr des Herzogs Bernhard von Sachsen-Weimar. Die vielfachen geistigen Anregungen, die er in Weimar fand, verbunden mit der ihm gegönnten Muße setzten ihn in den Stand, sich einer umfassenden literarischen Thätigkeit hinzugeben. Er verfaßte in Weimar die „Berichte eines Augenzeugen von dem Feldzuge des J. 1806“, redigirte die für Staats- und Kriegskunst bestimmte Zeitschrift „Pallas“ (Tüb. 1808—9 und Weim. 1810) und gab seine treffliche „Generalkarte von Sachsen“ (Dresd. 1808) heraus. Hierauf begleitete er den Prinzen Bernhard auf dem Feldzuge, den dieser 1809 mit dem sächs. Armeecorps gegen Oestreich machte und den N. in seiner „Reise mit der Armee im J. 1809“ (3 Bde., Rudolst. 1809—11) beschrieb, trennte sich aber im Herbst 1811 von dem Prinzen, als dieser Italien und Frankreich bereisen sollte, und begab sich, bei seinem Austritte aus dem weimar. Dienste zum Oberst ernannt, auf sein kleines Gut zu Laubegast bei Pillnitz in Sachsen, um ungestört die Beschäftigung mit den Wissenschaften fortzusetzen. Nach der Rückkehr Napoleon's von Moskau eilte er 1813 nach Breslau, um als Freiwilliger sich dem Lützow'schen Corps anzuschließen. Scharnhorst übertrug ihm die Geschäfte eines Chefs seines Bureau's und N. wurde daher dem Hauptquartier der schles. Armee attachirt. Die Disposition zum Gefechte von Hainau rührte von ihm her. Während des Waffenstillstands durch Krankheit in den böhm. Bädern zurückgehalten, traf er erst zur Zeit des Übergangs über die Elbe und des Gefechts bei Wartenburg wieder in dem Blücher'schen Hauptquartier ein, wurde hier mit mehreren wichtigen Sendungen beauftragt und nahm Antheil an der Convention in Breitenfeld, mußte aber, durch einen Rückfall seiner Krankheit genöthigt, nach der Schlacht in Leipzig zurückbleiben. Nach seiner Genesung wurde er zu den Militärconferenzen zu Frankfurt a. M. gezogen. Hierauf zum Generalcommissar der deutschen Bewaffnung unter Stein ernannt, organisirte er die Contingente der sämmtlichen Rheinbundsstaaten mit Ausnahme Baierns und Würtembergs, wohnte später den Militärconferenzen bei, welche während des Congresses in Wien unter dem Vorstehe des Kronprinzen von Würtemberg

dort zusammentraten, und erhielt auch beim Wiederausbruche des Kriegs 1815 den Auftrag, bei Organisation der rhein.-westfäl. Landwehren mitzuwirken. Nach dem Frieden wurde er 1816 in Berlin als Oberst dem großen Generalstabe beigesellt, dessen Chef er, 1820 zum Generalmajor ernannt, 1822 wurde; auch leitete er nach Grolman's Austritt Jahr lang interimistisch das zweite Departement des Kriegsministeriums. Er war seit 1818 zugleich Präses der Studiendirection der allgemeinen Kriegsschule und seit 1826 auch Director der allgemeinen Militärstudiencommission. Nachdem er 1835 zum Generallieutenant befördert und 1837 aus dem Kriegsministerium und dem Generalstabe ausgetreten war, wurde Director der allgemeinen Kriegsschule. Eine sehr verdienstvolle Wirksamkeit entwickelte er ferner durch seine Arbeiten als Mitglied mehrerer auf das Militär- und Kriegswesen bezüglicher Commissionen. R. starb auf der Rückreise von Gastein nach Berlin 1. Juli 1847 zu Eschburg. Von seinen zahlreichen Schriften sind noch zu nennen: „Handbuch für die Offiziere“ (2 Bde., Berl. 1817); „Zur Geschichte der Pelasger und Etrurier“ (Berl. 1831); „Universalhistorischer Atlas“ (Bd. 1 und 2, Berl. 1827 fg.); seine geistvolle Abhandlung „Über Sein Werden und Nichts“ (Berl. 1833); „Historiogramm des preuß. Staats von 1820 — 35“ (Berl. 1835); „Historiographische Skizze des preuß. Staats“ (Berl. 1837); „Rudimente der Hydrognose“ (Berl. 1839); „Vaterländische Geschichte von der frühesten Zeit bis an das Ende des 13. Jahrh.“ (Bd. 1, Berl. 1840).

**Ruhnkens** (Dav.), einer der ausgezeichnetsten Humanisten des 18. Jahrh., geb. 2. Jan. 1717 zu Stolpe in Hinterpommern, erhielt auf dem Friedrichscollegium zu Königsberg eine entschiedene Neigung zu den classischen Studien, die er seit 1741 zu Wittenberg weiter ausbildete. Nachdem er sich hier zwei Jahre aufgehalten und die Tüchtigkeit seiner erworbenen Kenntnisse durch eine Abhandlung „De Galla Placidia“ bewährt, begab er sich nach Leyden, wo er unter Hemsterhuis (s. d.), mit dem er in ein freundschaftliches Verhältniß trat, nochmals den Kreis der Alterthumswissenschaft zu durchlaufen begann. Zwar nahm er sogleich die Beschäftigung mit dem röm. Rechte, das er schon zu Wittenberg betrieben, wieder auf, kehrte aber nach kurzer Zeit zu seinem Lieblingsfache, der griech. Literatur, zurück und unternahm zur Vergleichung der auf den verschiedenen Bibliotheken Europas zerstreuten Handschriften eine gelehrte Reise, besonders nach Paris. Im J. 1757 wurde er auf Betrieb von Hemsterhuis als Lector der griech. Sprache nach Leyden berufen und erhielt 1761 nach Dubendorp's Tode die Professur der Beredtsamkeit, Geschichte und Alterthümer, die er bis an seinen Tod, 14. Mai 1797, bekleidete. R. verband mit einer Fülle von Gelehrsamkeit und geregelter Belesenheit gesundes Urtheil und großen Scharfsinn. Seine nach den besten röm. Mustern gebildete Latinität ist rein und correct, seine Darstellung klar, wohlgeordnet und beredt, sodaß seine Schriften in jeder Hinsicht einen hohen Werth behaupten. Dabei war er empfänglich für geselligen Umgang und nahm an der Tagespolitik lebhaften Antheil. Unter seinen überaus zahlreichen Schriften sind zu erwähnen: „Epistolae criticae“ (2 Thle., Leyd. 1749—51; neue Aufl., Lpz. 1827); die Bearbeitung von Timäus' „Lexicon vocum Platoniarum“ (Leyd. 1754; 2. Aufl., 1789; vermehrte Aufl. von Koch, Lpz. 1833); der Homerische „Hymnus in Cererem“ (Leyd. 1786; 3. Aufl., 1808; neuer Abdruck, Lpz. 1827); Nutilius Lupus' „De figuris sententiarum et elocutionis“ (Leyd. 1768; neue Aufl. von Frotcher und Koch, Lpz. 1831 und 1841); Valerius Paterculus (2 Bde., Leyd. 1779; neue Aufl. von Frotcher, Lpz. 1830) und die Ausgabe von „Mureti opera“ (4 Bde., Leyd. 1789). Außerdem vollendete er die von Alberti begonnene Ausgabe des Hesychius (2 Bde., Leyd. 1746—66) und hatte Antheil an J. A. Ernesti's Ausgaben von Xenophon's „Memorabilia“ und von Kallimachus, sowie an der Ausgabe des Longinus von Loup (Drf. 1778). Ein Muster biographischer Darstellung ist sein „Elogium Tiberii Hemsterhusii“ (Leyd. 1768; neue Aufl., 1789 und öfter). Nach seinem Tode erschienen die „Opuscula oratoria, philologica, critica“ (Leyd. 1797), die später durch Bergmann (2 Bde., Leyd. 1823) und zuletzt durch Friedemann (2 Bde., Braunschw. 1828) mehrfach vervollständigt wurden; ferner „Ruhnkensii, Valckenarii et aliorum ad J. A. Ernesti epistolae“ durch Tittmann (Lpz. 1812); „Ruhnkensii et Valckenarii epistolae mutuae“ durch Mahne (Bliessing. 1832), der bald darauf auch „Ruhnkensii epistolae ad divorsos“ (Bliessing. 1834) bekannt machte. Ebenso wurden aus Collegienheften veröffentlicht seine „Lectiones academicae in antiquitates Romanas“ durch Eichstädt (22 Hefte, Jena 1818—35), die „Dictata in Terentii comoedias“ durch Schopen (Bonn 1825), die „Dictata in Suetonium“ durch Geel (Leyd. 1828), die „Dictata in Ovidii heroidas“ durch Friedemann (Lpz. 1831). Vgl. Wytttenbach, „Vita Ruhnkensii“ (Leyd. 1799; neue Aufl. von Lindemann, Lpz. 1822).





daß viel Anerkennung fand. Die Gemälde von Berghem gefielen ihm so, daß er nach Amsterdam sich wendete und dort dessen Freundschaft suchte. R.'s Ziel war nicht die Darstellung der Natur in ihrer hohen Schönheit, sondern die möglichst treue Auffassung derselben in ihrer melancholischen Einsamkeit. Hier offenbart sich seine ganze erschütternde Poesie in seinen tiefen, regentriefenden Waldthälern mit ihren modernden Eichenstämmen, oder in halbverfallenen einsamen Hütten, in Hohlwegen, über welchen der Sturm die Büsche zusammenschnellt, endlich in seinen Marinebildern, wo ein kalter Abendwind in der Dämmerung scharfe Wellen aufregt. R. erscheint hier nicht nur als einer der größten Meister in der Technik, sondern auch als der erste „Landschaftsdichter“, wie ihn Goethe in seinem Aufsatz „R. als Dichter“ charakterisirt hat. Vortrefflich sind auch seine Zeichnungen und geätzten Blätter. Die drei Gallerie besitzt neben andern die beiden berühmtesten Gemälde dieses Meisters, die Hirsch und den Kirchhof. So oft sich der Meister auch in deutschen Galerien findet, so ist doch England besonders reich an seinen Werken. Er starb zu Harlem 1681. — Ruysdael (Salomo), dänischer Bruder und muthmaßliche Lehrer des Vorigen, geb. zu Harlem 1613, gest. 1676, ebenfalls einer der besten See- und Landschaftsmaler. Insbesondere stellte er Ufer großer Flüsse oder stillstehende Wasser dar und verzierte sie mit Baumgruppen und niederm Gehölz, welche sich im Wasser spiegeln. Seine Gemälde wie seine Zeichnungen sind geschätzt.

**Rule Britannia**, engl. Nationallied, wurde von Thomson, dem Dichter der „Jahreszeiten“, geschrieben und von Arne (s. d.) in Musik gesetzt. Durch seinen Inhalt, der in schwungreicher Sprache die alte brit. Freiheit verherrlicht und dem Inselreiche die Herrschaft der Meere versichert, unterscheidet es sich zu seinem Vortheile von den Trivialitäten des „God save the King“, gegen welches es sich auch durch eine edlere Melodie auszeichnet. Seit mehr als 100 J. hat es sich in ungeschwächter Popularität erhalten und wird namentlich bei festlichen Gelegenheiten stets unter großem Enthusiasmus vorgetragen.

**Rulhière** oder **Rulhières** (Claude Carloman de), ein geachteter franz. Historiker, 1735 zu Bondy bei Paris, war, nachdem er zehn Jahre unter den Gendarmes der königl. Garde gedient und darauf Adjutant des Marschalls Richelieu gewesen, als Secretär des franz. Gesandten Breteuil am Petersburger Hofe Zeuge der Staatsumwälzung, welche Katharina den Thron von Rußland hob. Sodann besuchte er in Gesellschaft des Gesandten die Höfe Wien, Dresden, Berlin und Warschau, folgte hierauf dem Marschall Richelieu in dessen Gefolge zum vernement von Guyenne und begann nun eine literarische Laufbahn mit der „Épître sur les disputes“, welche Voltaire der Aufnahme in sein philosophisches Wörterbuch würdigte. Er schrieb die Geschichte der russ. Thronrevolution von 1762, welche er auf Ersuchen seiner Freundin, Gräfin von Egmont, verfaßte, erregte, obgleich er sie nur in Abschriften umlaufen ließ, so allgemeines Aufsehen, daß Katharina II. durch Drohungen sowie durch Versprechungen die Unterdrückung zu erreichen suchte. Alles, was sie durch ihren Unterhändler Grimm erreichen konnte, war das Versprechen von Seiten des Verfassers, dieses Werk solle nicht vor dem Tode der Kaiserin im Druck erscheinen. R. fand in Monsieur, dem spätern Ludwig XVIII., einen Schützling und Gönner, der ihn zu seinem Secretär machte und später zur Stelle eines *écrivain politique* beim auswärtigen Ministerium beförderte. Der „Rapport sur l'état des protestations“ fand zwar den Beifall eines Malesherbes, zog ihm aber doch viele Anfeindungen zu, zu deren Abwehr er seine „Éclaircissements historiques sur les causes de la révocation de l'édit de Nantes“ (2 Bde., Par. 1788) erscheinen ließ. Vorarbeiten zu seiner „Histoire de l'anarchie de Pologne et du démembrement de cette république“, welche nach seinem Tode von Daunou unvollendet herausgegeben wurde (4 Bde., Par. 1807), veranlaßten ihn 1776 zu einer Reise nach Polen, dessen Zustände ihm sehr bekannt waren. Beim Ausbruch der Revolution begab sich R. nach Versailles, um die Ereignisse in der Nähe zu beobachten. Aus den zahlreichen Sammlungen, welche er in dieser Beziehung veranstaltete, sind nur unbedeutende Mittheilungen gemacht, indem sein plötzlicher Tod, 30. Jan. 1791, umfassendere Arbeiten abbrach. R., der sich auch als Dichter, z. B. in seinen „Les jeux de main“, versucht hatte, war als Mitglied der franz. Akademie aufgenommen. Die beste Ausgabe seiner „Oeuvres complètes“ erschien zu Paris 1819 (6 Bde.) Seine sehr interessante und pikante „Histoire anecdotique sur la révolution de Russie en l'année 1762“ erschien zu Paris 1797 und ist seitdem oft aufgelegt. — **Rulhières** (Joseph Marcellin), franz. General und Verwandter des Vorigen, geb. 1787, diente seit 1807 in der franz. Armee, betheiligte sich als Offizier an Feldzügen des Kaiserreichs, ward 1823 nach dem span. Feldzuge Oberst der königl. Garde und focht seit 1830 wiederholt in Algier, wo er 1837 Generalrang erhielt und befehligte von



-48 die 10. Militärdivision in Frankreich. Nachdem er im April 1848 aus dem Dienste entlassen worden, trat er im September als Deputirter des Depart. Ober-Loire in die Nationalversammlung, wo er mit der Rechten stimmte. Vom 20. Dec. 1848 bis 31. Oct. 1849 war er dann Kriegsminister. Als Mitglied der Permanenzcommission der Nationalversammlung hielt er jedoch nach dem 2. Dec. 1851 seine Entlassung aus der Armee.

Rum nennt man den durch Gährung der Melassen, d. h. der bei der Darstellung des Rohzuckers in den Colonien sich ergebenden unkrystallisirbaren Rückstände, und durch Destillation gewonnenen Branntwein. Auch aus den Melassen der Runkelrübenzuckerfabriken läßt sich ein reinerer Rum gewinnen. Seine röthliche Färbung verdankt der Rum theilweise angebranntem Zucker, dem sogenannten Karamel, sein eigenthümliches Arom einem besondern Nebenproducte der Gährung, welches den Fuselölen analog ist. Man ahmt daher den Rum in England und Deutschland, besonders in Berlin, Magdeburg u. s. w., vielfach nach, indem man fuselfreien Spiritus durch gebrannten Zucker färbt und ihm durch einen Zusatz jenes Arom ertheilt. In neuerer Zeit hat man gefunden, daß der Butteräther und der Ameisenäther das Rumarom am besten nachahmen. Man stellt daher bereits diese Äther im Großen für die künstliche Rumfabrikation unter dem Namen Rumäther dar. Auch wird jetzt häufig künstlicher Rum bereitet, indem man Getreide- oder Kartoffelspirituss mit etwas Essigäther und Butteräther, Zimmetnatur und Rußtinctur (*Tinctura fuliginis*) versetzt. Der echte Rum kommt am besten aus Jamaica und den andern westind. Colonien; er enthält etwa 48 Proc. Alkohol.

Rumelien, Rumilien, türk. Rumili, d. h. Roms Land, hieß in frühern Zeiten die erste der Statthalterschaften der europ. Türkei, welche mit Ausnahme von Konstantinopel, Adrianopel, Gallipoli und Bosnien das ganze übrige Festland derselben, auch Griechenland, umfaßte und in 4—26 Sandschakate zerfiel. In neuerer Zeit, nach der Losreißung von Griechenland, umfaßte die Statthalterschaft die alten Landschaften Albanien, Thessalien, Macedonien, Theile von Bulgarien und Thrazien, erhielt zur Hauptstadt Sofia und zum Generalstatthalter einen Muschir mit dem Range eines Beziere, dem die Mirmirane oder Paschas von zwei Rossschweifen in den einzelnen Sandschakaten untergeordnet wurden. Durch einen kaiserl. Hattischerif von 1836 wurde indessen R. oder das Gebiet des Rumili Waleffi auf die Länder zwischen 40° 54' bis 2° 57' n. Br. und 36° 51' bis 38° 43' ö. L., also auf das nördliche Albanien (zwischen Monnegro und dem Gjalet Janina) und das westliche Macedonien beschränkt, und dieses aus ganz heterogenen Theilen zusammengesetzte, durch keine natürliche Abmarkung begrenzte Gebiet erhielt zum Centralpunkt der Regierung die Stadt Toli Monastir oder Bitolia, am südöstlichen Endpunkte der ganzen Länderstrecke, und wurde in 15 Unterabtheilungen zerlegt. Die orient. Geographen dagegen verstehen, unbekümmert um die administrative und militärische Theilung der Türkei, die allerdings häufigen Veränderungen unterworfen ist, seit langer Zeit unter Rumelien oder Romanien lediglich das antike Thrazien (s. d.), welches vom Balkan im N., dem Schwarzen Meere im O., dem Bosporus, Marmarameer, Hellespont und Ägäischen Meere im S., Macedonien im W. begrenzt, gegenwärtig außer dem Stadtbezirk von Konstantinopel den südöstlichen und größern Theil des Muschirlik's Adrianopel, und zwar die Paschalik's Silistra, Kirkkilissa, Tschirmen und Gelibe oder Philippopel enthält, während der nordwestliche Theil des Muschirlik's oder das Paschalik Sofia sich zwischen Bulgarien und Macedonien bis an die Grenze von Serbien erstreckt. Dieses Rumilien oder Romanien ist das Hauptbesitzthum der Osmanen in Europa. Vgl. Hadschi-Chalfa, „Rumeli und Bosna“ (deutsch von Hammer, Wien 1812); Müller, „Albanien, R. und die östr.-montenegrinische Grenze“ (Prag 1844).

Rumford (Benj. Thompson, Graf von), Physiker und Philanthrop, wurde 1752 zu Rumford, einem Orte in Newhampshire, der jetzt Concord heißt, in den Vereinigten Staaten geboren. Seine aus England stammenden Ältern befanden sich in schlechter Lage. Nachdem sein Vater früh gestorben, heirathete die Mutter wieder und überließ den Knaben seinem Schicksale. R. erhielt durch einen Geistlichen Unterricht und erwarb sich dann im Collegium zu Cambridge physikalische Kenntnisse. Im Alter von 19 J. heirathete er eine reiche Witwe, deren Familie jedoch während des Freiheitskampfes zu Grunde gerichtet wurde. R. selbst sah sich genöthigt, zu den Engländern nach Boston zu entfliehen, für die er die Waffen ergriff. Unterdessen starb seine Frau im Wochenbette und hinterließ ihm eine Tochter, die er erst nach 20 J. zu sehen Gelegenheit erhielt. Als die Engländer 1776 Boston räumten, überbrachte er diese Nachricht nach London. Hier gab man ihm eine Anstellung im Kriegsministerium, die er jedoch nach einigen Jahren niederlegte. Er kehrte nach Nordamerika zurück und errichtete ein kleines Reitercorps, an dessen Spitze er als Oberst tapfer kämpfte. Nach dem Frieden von 1783 empfahl ihn der Her-

zog von Zweibrücken, der spätere König Maximilian von Baiern, dem Kurfürsten von Baiern. R. wendete sich demnach nach München und wurde hier die Seele einer Reihe von Maßregeln, die das allgemeine Wohl außerordentlich beförderten. So betrieb er die Aufhebung der Zölle, die Gründung von Manufacturen für Arme und Brodlose, die Einführung der Kartoffeln und der Sparöfen. Ganz besonders aber machte er sich einen Namen durch die Erfindung einer ökonomischen Suppe (nach ihm Mumford'sche Suppe genannt), die man aus Knochen, Fett und andern nahrhaften billigen Stoffen herstellt. Der Kurfürst erhob ihn seiner Verdienste wegen zum Grafen von R. und verlieh ihm auch den Grad eines Generallieutenants. Im J. 1799 ging er nach England zurück, wo er zu praktischen Zwecken Versuche über die Natur und Anwendung der Wärme machte. Der königl. Societät der Wissenschaften, deren Vicepräsident er war, setzte er bedeutende Summen zur Belohnung nützlicher Erfindungen aus. Im J. 1800 gründete er unter dem Namen Royal institution zu London eine Lehranstalt für technische Gewerbe. Zwei Jahre später siedelte er nach Frankreich über, wo ihn der Erste Consul mit Auszeichnung behandelte. Zu Paris heirathete er die Witwe des berühmten Lavoisier, von der er jedoch alsbald wieder trennte. Mit Erlaubniß des Königs von Baiern, der ihm sogar die Pension fortzahlte, ließ sich R. für immer auf seiner Besitzung zu Auteuil nieder, weil ihm dort das Klima am besten zusagte. Er starb daselbst 22. Aug. 1814. Außer vielen in Zeitschriften und streuten Abhandlungen hinterließ R. „Mémoires sur la chaleur“ (Par. 1804), „Recherches sur la chaleur“ (1804 — 15) und „Essais politiques, économiques et philosophiques“ (4 Bde., Genf 1799 — 1806; ursprünglich deutsch geschrieben, Weim. 1800 — 5).

**Rumjanzow**, berühmte russ. Familie, stammt von Wassilji Rumjanetz, einem Bojaren von Nishni-Nowgorod, der dem Großfürsten von Moskau 1391 zum Besitze dieser Stadt verhalf. — **Rumjanzow** (Alexander Iwanowitsch), geb. 1684, erwarb sich als Sergeant im Grenadierregiment Preobraschenski die Gunst Peter's d. Gr., der ihn bei den Friedensunterhandlungen mit Schweden gebrauchte und mit der Erbin des reichen Grafen Matwejew verheirathete. Im J. 1728 wurde er Oberbefehlshaber der Armee in Persien, commandirte dann unter Mummich gegen die Türken und schlug 25. Febr. 1739 den Pascha von Belgrad aufs Haupt. Hier ging er als Botschafter nach Konstantinopel, um die mit der Pforte begonnenen Verhandlungen zu Ende zu führen, nahm dann an dem Kriege gegen Schweden Theil und verherrlichte endlich seinen Namen durch den Abschluß des Friedens zu Abo, 27. Juni 1743, wofür ihn die Kaiserin Elisabeth in den Grafenstand erhob. Er starb 15. Mai 1749. — **Rumjanzow-Sabunaiski** (Graf Peter Alexandrowitsch), des Vorigen Sohn, geb. 1725, war einer der vorzüglichsten russ. Feldherren. Schon im Siebenjährigen Kriege legte er glänzende Beweise seines militärischen Talents an den Tag; als Befehlshaber des Centrums der Armee trug er in der Schlacht von Kunersdorf 1759 zur Niederlage Friedrich's d. Gr. bei und eroberte 1761 die Festung Kolba. Zum Oberbefehlshaber der russ. Truppen in der Türkei 1770 von Katharina II. ernannt, zwang er 28. Juni unweit der Rabaia Mogila 20000 Türken zur Flucht. Alsdann trug er 18. Juli beim Flusse Larga einen Sieg über das 80000 Mann starke Heer des Tatarenkhan's davon und schlug beim Ragul 31. Juli mit 17000 Mann die 150000 Mann starke Armee des Großfürsten, wofür er zum Feldmarschall ernannt wurde. Endlich nöthigte er die Pforte zum Abschluß des für Rußland glänzenden Friedens von Kutschuk-Kainardschi 21. Juli 1774. Nach beendtem Kriege schenkte ihm die Kaiserin eine Besitzung von 5000 Leibeigenen und zierte ihn mit den höchsten Orden. Beim Ausbruche des Kriegs 1787 berief ihn der Befehl seiner Kaiserin abermals ins Feld; allein da er den Oberbefehl mit dem Fürsten Potemkin theilen sollte, zog er sich unter dem Vorwande seines hohen Alters bald zurück. Er starb 19. Dec. 1796. Seine Asche ruht in dem Petscherskischen Höhlenkloster zu Kiew. Ihm ist ein Denkmal zu Zarsselo, ein anderes (ein großer Marmorobelisk) zu Petersburg errichtet. Sein Leben beschreiben Sosonow (4 Bde., Mosk. 1805) und Tschitschagow (Petersb. 1849). — **Rumjanzow** (Graf Nikolai Petrowitsch), des Vorigen Sohn, geb. 1754, ein ausgezeichnete Staatsmann und einer der würdigsten Patrioten Rußlands, war von 1779 — 96 außerordentlich Gesandter und bevollmächtigter Minister in Frankfurt a. M. und während der Regierung des Kaisers Alexander Commerzienminister und Oberdirector der Wassercommunication und Wegebauten in Rußland. In dieser Stellung trug er zur Erleichterung der innern und äußern Verbindungen nicht wenig bei theils durch den Bau schiffbarer Kanäle, wie des Beresinschen, Mariinschen und anderer, die Errichtung neuer Leuchthürme und Gründung einer Anstalt für Schiffbau zu Petersburg, theils durch wichtige Bestimmungen in Hinsicht des Handels, wofür er durch gute Maßregeln die Ideen Alexander's zur Erweiterung des in- und ausländischen



bes, namentlich in Beziehung auf Odessa, beförderte. Im J. 1807 wurde er Minister auswärtigen Angelegenheiten und bald darauf auch Reichskanzler. Im J. 1808 begleitete Kaiser nach Erfurt, und 1809 sendete ihn der Letztere, dem seine Sympathien für Napoleon unbekannt waren, nach Paris, wo er die Unterhandlungen mit Napoleon geschickt und glücklich führte. Mit Schweden schloß er noch in demselben Jahre den glänzenden Frieden zu Åbo. Seit 1812 zog er sich wegen zerrütteter Gesundheit von der Verwaltung und wendete seine Zeit und sein Vermögen an Unternehmungen zu Gunsten der Wissenschaften. Er rüstete auf eigene Kosten das Schiff *Rurik* unter Führung des Lieutenants Otto von Rurik zu einer Reise um die Welt aus, sammelte und übergab dem Drucke verschiedene Manuscripte zur russ. Geschichte und hinterließ ein würdiges Denkmal durch die Errichtung eines Denkmals, welches nach ihm das Rumjanzow'sche heißt. Er starb 15. Jan. 1826 und ist im Hofe des moskowschen Gouvernements beerdigt. Allen drei um Rußland so hochachteten Männern weihte Alexander ein gemeinsames Denkmal, welches, von Canova 1817 errichtet, in einer Kolossalstatue des Friedens besteht. — Mit dem Grafen Sergei R., jüngster Sohn des Feldmarschalls, der unter Katharina II. Gesandter am berliner Hofe war und 1838 zu Moskau starb, erlosch die gräfliche Linie der Familie.

Rumohr (Karl Friedr. Ludw. Felix von), ein vielseitiger und geistvoller deutscher Schriftsteller, geb. 6. Jan. 1785 unweit Dresden, kam einige Jahre nach seiner Geburt mit seinen Eltern nach deren Stammgut Trenthorst in der Nähe von Lübeck. Durch Hauslehrer, sowie auf seine Reise zu Holzminden erhielt er eine sehr geist- und regellose Schulbildung. Auch sein Aufenthalt auf der Universität zu Göttingen wurde mehrmals unterbrochen. Unter solchen Umständen wendete er sich von dem Studium der praktischen Wissenschaften ab zu den Künsten, zu welchen er sich schon früh zugeneigt hatte. In Göttingen erlangte er durch Niepenhausen's Sammlung von Stichen und Radirungen zuerst Bekanntschaft mit dieser wichtigen Seite der modernen Kunst. In Dresden, wo er sich eng an L. Tieck angeschlossen, trat er zur kath. Kirche über. Nach dem Tode seines Vaters 1804 ging er nach Heidelberg, um seine Studien wieder aufzunehmen; doch schon wenige Monate nachher nach Italien. Der franz. Polizei verdächtig, mußte er 1806 auf seinen norddeutschen Besitzungen verweilen. Nach Napoleon's Sturze begab er sich von 1816—22 wieder nach Italien, diesmal, besonders auf Niebuhr's Anregung, auch die bürgerlichen Verhältnisse des Landes beachtend. Eine dritte Reise nach Italien 1828 benutzte er zur Bereicherung der Gemäldesammlung des Museums zu Berlin. Vgl. seine „Drei Reisen nach Italien“ (Lpz. 1832). Nach Deutschland zurückgekehrt, wohnte er zuerst in Dresden, dann, als sein Verhältniß zu Tieck durch mancherlei Umstände sich geändert hatte, abwechselnd in Kopenhagen, wo er königl. Kammerherr war, und in Lübeck. Hier fielen wiederholte Reisen durch Deutschland und Oberitalien. Erst im Frühjahr 1843 kaufte er sich in Lübeck ein eigenes Haus, wo er nun seine Bibliothek, Kunstsachen und Kupferstichsammlungen mit großer Umsicht aufstellte. Im Frühling 1843 kam er nach Berlin, wo er 25. Juli 1843 starb. Sein Hauptwerk „Italienische Forschungen“ (3 Bde., 1827—31) behandelt gründlich und gediegen die Geschichte der Entstehung und Ausbildung der neuern Malerei, obschon in demselben das Eine oder das Andere einseitig behauptet und nicht gehörig begründet und nicht vorsichtig genug combinirt sein mag. Von seinen kunsthistorischen Schriften sind zu erwähnen: „Geschichte der königl. Kupferstichsammlung in Kopenhagen“ (Lpz. 1835); Hans Holbein der Jüngere in seinem Verhältniß zum deutschen Holzschnittwesen“ (Lpz. 1836); „Zur Geschichte und Theorie der Formschneidekunst“ (Lpz. 1837); „Untersuchung der Gründe für die Annahme, daß Maso di Finiguerra Erfinder der Kupferstichdruckerei sei, gestochene Metallplatten auf genestetes Papier abzudrucken“ (Lpz. 1841). Rumohr's Aufsehen erregte er als Herausgeber von König's „Geist der Kochkunst“ (Stuttg. und Berlin 1828; 2. Aufl., 1832), worin er sich als feinen Kenner der Bedürfnisse des sinnlichen Lebens und geistreichen Praktiker in Erziehung und Befriedigung des Geschmacks kundgab. Auch wagte er sich in das Gebiet der poetischen Production. Seinen „Deutschen Denkwürdigkeiten“ (4 Bde., Berl. 1832), einem in Memoirenform gekleideten Romane, ließ er „Novellen“ folgen (Münch. 1833—35). Früher schon gab er heraus „Italienische Novellen von dem Interesse“ (Hamb. 1823), und nicht ohne frischen Humor ist sein Gedicht „Kynna-machia“, der Hunde-Fuchsen-Streit“ (Lüb. 1835). Gründliche Studien auf dem Gebiete der Nationalökonomie bekundete seine „Reise durch die östlichen Bundesstaaten in die Lombardie zurück über die Schweiz und den obern Rhein“ (Lüb. 1838). Als ein Mann von vielseitigen Interessen zeigte er sich auch in seiner „Schule der Höflichkeit“ (2 Bde., Stuttg. 1834—35). Seine

Kunstsammlungen wurden 1846 in Dresden versteigert. Vgl. Schulz, „Karl Friedr. von sein Leben und seine Schriften“ (Lpz. 1844).

**Rundschit-Singh** oder richtiger **Randschit-Singh**, Herrscher der Sikhs im Pendschab (Ostindien), von den Europäern gewöhnlich König von Lahore genannt, geb. 2. Nov. 1777 war der Sohn von Maha-Singh, dem Serdar eines der Misule oder Districte der Sikhs. Der Vater starb zeitig und R. folgte ihm schon im 12. J. in der Herrschaft über den Pendschab unter der Vormundschaft seiner Mutter, die er in seinem 17. J. vergiftet haben soll, um selbstständig die Regierung zu führen. Mittels eines bedeutenden Schatzes und des Einflusses in den benachbarten Districten, die er von seinem Vater überkommen, gelang es ihm, seine Herrschaft beträchtlich zu erweitern. Ein Dienst, welchen er dem Afghanenschah leistete, verschaffte ihm die Belehnung von Lahore. Außerdem machte er sich mit den Sardars seines eigenen Volkes zinsbar und nahm dann sogar den Afghanen selbst einige Plätze am westlichen Indusufer ab. Durch den Vertrag zu Ludianah, 5. Dec. 1805, welcher den Pendschab als Grenze zwischen seinem und dem engl. Gebiete festsetzte, auf Eroberungen im Pendschab und in Afghanistan angewiesen, wendete er sich mit aller Energie zu der Erreichung dieses Ziels. Zu dem Zwecke suchte er sein Heer zu kräftigen, indem er es nach dem Muster der engl.-ind. Sipahis durch Europäer organisirte und zu einer regelmäßigen Truppe bildete. Bereits 1812 war er hiermit dahin gediehen, daß keines der einheimischen Heere des Pendschab ihm mehr die Spitze zu bieten vermochte. In wenigen Jahren bestanden nur noch einigermaßen unabhängige Misule im Pendschab, während die übrigen ihm unterworfen waren. Im J. 1815 nahm er Attock durch Verrath und 1818 Multan mit Sturm; 1819 Kaschmir in seine Hände. Nun nahm er den Titel eines Maharadscha (d. i. Großkönig) des Pendschab an. Im J. 1822 engagirte er die beiden Offiziere des Napoleon'schen Heeres, Lord und Ventura, die in Verbindung mit einigen andern europ. Offizieren sein Heer völlig nach europ. Weise organisirten und es auf einen ansehnlichen Fuß brachten. So wurde es R. möglich, sich zum Alleinherrscher im ganzen Pendschab zu machen und auch im Westen des Indus sich auszubreiten, wo er den Afghanen 1829 die Provinz Peshawar abnahm. Während dieser Zeit war er in Folge seiner mannichfaltigen Kriege in vielfache Berührung mit den Engländern gekommen. Beide Theile beobachteten sich mißtrauisch. Da es aber in Beider Interesse war, sich gegenwärtig zu schonen, so kam es nie zum Kriege; vielmehr übertünchte man den Argwohn durch den Schein erheuchelter Freundschaft. In den letzten Jahren seines Lebens beschränkte sich R.'s Unternehmungen auf die Handel mit den Afghanen, die ihm Peshawar zu einem halben unsichern Besitz machten und allem weiteren Vordringen der Heere R.'s einen Damm entgegen setzten. Im J. 1838 trat R. noch mit den Engländern in Unterhandlungen zum Abschluß eines Bündnisses, starb aber schon im folgenden Jahre, 27. Juni 1839. (S. Sikhs.)

**Runeberg** (Johann Ludwig), schwed. Dichter, geb. 5. Febr. 1804 zu Jakobstede in Finnland, studirte seit 1822 zu Åbo, promovirte im Juli 1827 und wurde im Aug. 1830 Doctor der Eloquenz zu Helsingfors. Von hier kam er im Sept. 1837 als Lector der Poesie und Rechtsamkeit an das Gymnasium zu Borgo, welche Stellung er 1842 mit der eines Lectors der altgriech. Sprache daselbst vertauschte. Im Dec. 1844 erhielt R. den Titel eines Professore. R. gehört zu den beliebtesten schwed. Dichtern der Gegenwart. Obgleich auf seine mehr als 100 Dichtungen fremde Vorbilder einen unverkennbaren Einfluß geübt haben, so zeichnen sie sich doch besonders durch farbenreiche Darstellungen finnischer Natur, finnischer Sitten und finnischer Dürftigkeit in eigenthümlicher Weise aus. Außer seinen in den „Dikter“ (2 Bde., Helsingf. 1851) gesammelten Kleinern Poesien sind besonders zu nennen: „Elgskyt-tar“ (Helsingf. 1832; zuletzt Helsingf. 1850), „Hanna“ (Helsingf. 1836; 2. Aufl. 1851, von der Smissen, Mitau 1850), „Nadeschda“ (Helsingf. 1841), „Iulqvällen“ (Borgo 1843; 2. Aufl., 1851, deutsch von Elfström, Weyburg 1853), „Kung Fjalar“ (Borgo 1844; 2. Aufl. Helsingf. 1849) und „Fänrik Ståls Sägner“ (Borgo 1848), ein Romanzenepos. Die Übersetzungen von R.'s „Dichtungen“ haben Ida Mewes (Bd. 1—2, Lpz. 1852—53) und Wachenhusen (Bd. 1—2, Lpz. 1852) begonnen. Von 1832—36 redigirte R. das „Helsingfors Morgonblad“. Seit 1841 bezieht er aus der finn. Staatskasse eine jährliche Pension von 4000 Rubel Assignaten. Seine jüngste Arbeit sind „Smärre Berättelser“ (Helsingfors 1851).

**Runen** heißen die eigenthümlichen Schriftzeichen der alten Germanen. Da „Seheim“ die wahrscheinliche Grundbedeutung des Wortes rûna ist (wovon noch unser heutiges „raun“ stammt), so besagt ihr Name eigentlich „geheimnißvolle, einer Auslegung bedürftige Zeichen“. Ihre Gestalt verräth deutlich, daß sie aus dem griech.-phöniz. Alphabete herkommen; n



nd wie sie aber zu den Germanen gelangt sind, ist noch nicht ermittelt. Das älteste Runen-  
 Alphabet enthielt 15 Zeichen, für die Laute f, u, th, o, r, k, h, n, i, a, s, t, b, l, m, und erfuhr eine  
 vielfache Fortbildung: die eine bei den Nordmannen in Dänemark, Norwegen und Schweden,  
 die andere bei den Angelsachsen und den Gothen. Die Nordmannen fügten zuerst ein Zeichen  
 hinzu, welches zugleich für das von einem dunkeln Vocallaute begleitete auslautende r und für  
 die später entstandenen Vocale galt; dann gaben sie seit dem 11. Jahrh. den Zeichen für k, i, t, b  
 durch einen eingeschriebenen Punkt die abgeleitete Geltung von g, e, d, p und nahmen endlich  
 noch einige wenige Zeichen beschränkter Geltung für untergeordnete Laute auf. Frischer und  
 lebendiger von innen heraus entwickelten die Angelsachsen das Alphabet, indem sie aus den alten  
 Zeichen durch leichte Änderung, Hinzulassung oder Hinzufügung einzelner Striche neue Zei-  
 chen für verwandte Laute bildeten, z. B. aus dem b ein p und ein v, aus dem ä ein a  
 und ein o. So hatten sie bereits vor der Eroberung Englands ihr (nach den sechs ersten Ru-  
 nen gewöhnlich Futhork genanntes) Alphabet auf 24 Zeichen gebracht, für die Laute f, u, th, o,  
 k, g, v, h, n, i, ge (d. i. j), eo, p (hv), s, t, b, e, m, l, gg (d. i. ng), d, e (oder æ), und fügten  
 nach der Eroberung durch gleiches Verfahren noch weitere Zeichen für die Vocale a, ä, y und ea  
 hinzu, neben denen noch einige andere Zeichen von untergeordneter Geltung (für cv, st u. dgl.)  
 erliefen. Auch im eigentlichen Deutschland waren Runen erweislich seit ältester Zeit im Ge-  
 brauch, wie sie aber beschaffen waren, wissen wir nicht; denn die sogenannten markomannischen  
 Runen, welche Rhabanus Maurus im 9. Jahrh. zuerst erwähnt, sind wahrscheinlich eine erst in  
 dieser Zeit auf gelehrtem Wege entstandene und folglich gar nicht für den praktischen Gebrauch  
 bestimmte Umsehung angelsächs. Runen. Durch die Einführung des Christenthums wurden  
 die Runen verdrängt, doch nicht überall auf gleiche Weise. Den Gothen schuf Vulfila im  
 4. Jahrh. ein ganz neues Alphabet, indem er ein dem angelsächsischen nahe verwandtes Runen-  
 Alphabet von 25 Zeichen höchst sinnreich mit dem griech. Alphabete in der Art vermittelte, daß  
 die Gestalt der beiderseitigen Buchstaben, wo es irgend anging, verschmolz und, wo das nicht  
 möglich war, jedes mal aus einem triftigen Grunde, bald das griech., bald das runische Zeichen  
 auftreten ließ. Bei den westlichen und nördlichen Stämmen dagegen, deren Bekehrung von der  
 röm. Kirche ausging, trat in Folge derselben das lat. Alphabet unmittelbar an die Stelle des  
 runischen, und nur bei den Angelsachsen und Scandinaviern wurden auch einige Runenzeichen  
 für eigenthümliche, im lat. Alphabete nicht vertretene Laute in das neu eingeführte fremde Al-  
 phabet aufgenommen. Doch scheinen die Runen ursprünglich nicht zu wirklichem Schriftge-  
 brauche, d. h. zu einer zusammenhängenden, sämtliche einzelne Laute aller Wörter bezeich-  
 nenden Darstellung, gebient zu haben, sondern nur zu religiösem Zwecke, der im Wesent-  
 lichen auf Loosung und Weissagung hinauslief. Nach der ältesten vorhandenen Nachricht, in der  
 „Germania“ des Tacitus, schnitt man aus den Zweigen eines wilden fruchttragenden Baums,  
 zumeist aus Buchenzweigen, kleine Stäbchen, rißte in jedes derselben eine Rune, schüttete  
 dann auf ein ausgebreitetes Tuch und versuchte endlich aus den Zeichen der in zufälliger  
 Folge wieder aufgenommenen Stäbchen eine Deutung zu gewinnen. Es galt, für die auf-  
 genommenen Runen einen Vers zu finden, in welchem die Runenstäbe als Reimstäbe stan-  
 den. Aber nicht bloß auf die Form, sondern selbst auf den Inhalt des gesuchten Verses  
 mußten die Runen einen bestimmenden Einfluß üben, vermöge ihrer Namen, sofern diese  
 jede Rune ein bestimmtes, mit dem Laute derselben anhebendes Hauptwort darboten. So  
 heißen z. B. die angelsächs. Runen für f, o, r, b, l: seoh, Vieh, os, Gott, rád, Wagen, beorc,  
 Birke, lagu, Meer oder Wasserstrom; und durch eine eigenthümliche, in der spätern nordischen  
 Edderpoesie bis auf den Gipfel spitzfindiger Übertünfelung getriebene formelhafte Synony-  
 m-erweiterte sich der Bereich dieser Namen ziemlich über den ganzen Kreis der damals vor-  
 handenen Ideen, wie aus den folgenden Beispielen einleuchten wird: os und rád zusammen ge-  
 ben Wagen-Gott, d. h. den Gott Thor (f. d.), dagegen lagu und rád zusammen geben Meer-  
 Wagen, d. h. Schiff. Jeder einzelne Runenname konnte ferner eine ganze Reihe verwandter  
 Begriffe vertreten. So bedeutete seoh nicht bloß Vieh, sondern Reichthum überhaupt und alle  
 einzelnen Dinge, welche zum Reichthume gezählt wurden, als Gold, Ringe u. dgl.; beorc  
 trat jeden weiblichen Baumnamen, und nach einer mysteriösen, für uns freilich sehr sonder-  
 lichen Symbolik bedeutete jeder weibliche Baumname in Verbindung mit einem zum Reichthum  
 gerechneten Namen, wie z. B. „Birke des Goldes“, so viel als „Frau“, jeder männliche Baum-  
 name dagegen in Verbindung mit einem Synonym von seoh bedeutete „Mann“ u. s. w. Zwar  
 wird die Deutung der Runen nicht von vorn herein so künstlich, sondern je höher hinauf auch  
 desto einfacher gewesen sein; doch setzte sie wol schon in sehr alter Zeit eine ziemliche Gewandt-

heit des Geistes und hinreichende Übung im Gebrauche der epischen Formeln voraus, sodaß eben förmlich erlernt werden mußte und einen Gegenstand des Unterrichts bildete, was auch alten Gedichte und Sagen ausdrücklich bezeugen. Unter einer solchen Auffassungsweise ge- die Vorstellung von der Bedeutung und Macht der Runen so weit, daß man sie gewisserma mit der Idee oder dem eigentlich Lebendigen in den betreffenden Dingen gleichsetzte und auf innerste Wesen der Dinge selbst einzuwirken glaubte, wenn man auf die Runen derselben wi- Dadurch wurden die Runen fast unentbehrliche Hülfsmittel nicht nur bei Loosung und Be- gung, sondern auch bei den damit zusammenhängenden Handlungen des Opfers und des bers, andererseits aber auch Schutzmittel gegen allerlei drohende Übel und Förderungs- jedes gehofften oder gewünschten Heils, und die Wissenschaft von ihnen gewann eine bedeute- fast systematisch zu nennende Ausbildung, von welcher freilich auf uns kaum etwas mehr gek- men ist als einige trümmernhafte Andeutungen.

War nun die Rune ursprünglich ein Buchstabe in eigentlichster sinnlicher Bedeutung, Worts, ein eingeritztes Anlautzeichen auf einem buchenen Stäbchen gewesen, so wurde sie Buchstabe im jetzt gewöhnlichen Sinne, ein für jede Stelle im Worte anwendbares Lautzei- wahrscheinlich zu der Zeit, als die Germanen bei den benachbarten Völkern den Gebrauch röm. Buchstabenschrift kennen und dadurch auch ihre alten einheimischen Zeichen zu gleich- Zwecke benutzen lernten. Doch sind die Runen niemals in ausgedehnter Weise als Schrift- chen verwendet worden. Abgesehen davon, daß sie nach ihrer alten religiösen Geltung unter- stimmten Gebetsformeln vereinzelt als schützende und heilbringende mystische Zeichen auf a- lei Gegenstände, Waffen, Trinkhörner, Steuerruder u. dgl. geritzt wurden, brauchte man meistens nur zu kürzern Inschriften auf Holz, Metall und (doch häufiger erst seit dem 9. Jahrh. auf Stein, wie zu Denk- und Grabsteinen, zu Kalendern u. dgl.; geschrieben aber mit F- und Tinte auf Pergament oder gar zum Niederschreiben von Büchern benutzt wurden sie sehr selten. Für Inschriften jedoch erhielten sie sich selbst nach Einführung des Christenth- noch Jahrhunderte lang im Gebrauch, und die Zahl der aufgefundenen Denkmäler dieser- läuft in die Tausende, von denen bei weitem die meisten auf Scandinavien und nur wenige Großbritannien kommen. Die älteste bekannte, dem altangelsächf. Alphabet angehörende- neninschrift stand auf einem 1734 bei Gallehuus unweit Tondern gefundenen, später aber- der königl. Kunstkammer in Kopenhagen gestohlenen und von den Dieben eingeschmolze- goldenen Horne. Sie stammte aus dem 4. Jahrh. und ist für das Verständniß der Runens- sehr fruchtbar geworden. Die wahrscheinlich nächstälteste und nicht minder wichtige findet- auf einem goldenen Bracteaten im königl. Museum zu Stockholm und gewährt ein vollstä- ges altangelsächf. Alphabet von 24 Zeichen. Runeninschriften wurden im Norden bereits- dem 16. Jahrh. gesammelt, aber zum Behufe ihrer Deutung verschiedene, meist sehr abente- liche Systeme ausgesponnen; deshalb haben die ältern Werke über Runen nur noch Be- tung durch das aufgestapelte Material. Was darin für Theorie und Geschichte der Ru- brauchbar war, hat Brynjulfsen in seinem „Periculum runologicum“ (Kopenh. 1823) zus- mengestellt und Liljegren in seiner „Runalära“ (Stockh. 1832) durch Nachträge und durch- richte über den Inhalt der Inschriften ergänzt. Streng unterscheidend zwischen den verschied- Arten von Runenschriften und auf historischem Wege vorwärts dringend, gab der Runen- zuerst eine sichere wissenschaftliche Grundlage Wilh. Grimm („Über deutsche Runen“, G- 1821; „Zur Literatur der Runen“, Wien 1828). Seitdem ward sie gefördert durch m- in den J. 1836—44 erschienene Arbeiten des Isländers Finn Magnusen, des Engländer- Remble und des Dänen Worsaae; züngst endlich durch einen Aufsatz Munch's in den „N- natsberichten“ der berliner Akademie (1848) und zwei treffliche Abhandlungen von Lili- und Müllenhoff in der „Allgemeinen Monatschrift für Wissenschaft und Literatur“ (185- denen sich zwei Untersuchungen über das gothische Alphabet anschließen, die eine von Kirch- (Berl. 1851; neue Aufl., 1854), die andere von Zacher (1854).

Runge (Otto Phil.), ein Maler, der zu den Wiedererweckern der neuen Kunst zu Anfang- ses Jahrhunderts gezählt werden muß, freilich mehr durch Das, was er wollte, als durch D- was er vollbrachte. Zur Handlung bestimmt, kam er 1796 aus seinem Geburtsorte Wol- nach Hamburg, wurde aber allmählig diesem Berufe untreu, sodaß er 1799 sich nach der A- demie zu Kopenhagen wandte, wo er unter Abildgaard's besonderer Leitung bis 1801 studi- Dann ging er nach Dresden, und hier fanden besonders seine Zeichnungen großen Beifall. I- Goethe, Tieck und Schlegel in Berührung und von Hause aus eine feine sinnige Natur, lie- er über Kunst zu schreiben und zu denken und wurde auch durch diese Richtung zu allegorisd-





noch der Farbestoff mit dem leimartigen Körper entfernt werden muß. Dies geschieht mit Filtriren durch thierische Kohle. Der filtrirte Saft, Klärsel genannt, wird nun, nachdem zuvor ein mit etwas Kaltwasser zu Schaum geschlagenes Eiweiß und so lange Kaltwasser zugefügt worden ist, bis der Syrup etwas alkalisch ist, in kupfernen Pfannen eingedampft, abgeschäumt und sorgfältig gerührt. Jetzt bedient man sich meist zum Abdampfen der Vacuumpfannen, in welchen das Klärsel bei vermindertem Luftdruck weit eher siedet als in offenen Pfannen. Eine bis anderthalb Stunde nach Beginn der Eindickung wird die sogenannte Senprobe vorgenommen, welche darin besteht, daß man mit einem einige Zeit in den Syrup gestellten Löffel eine Probe davon herausnimmt, dieselbe abschleudert und durch langsames Überblasen versucht, ob aus allen entstehenden Löchern Blasen entweichen. Ist dies der Fall, so wird der Syrup in die zuvor angefeuchteten Formen gefüllt, an der Seite der Form bis zur Spitze ein hölzerner Stab eingesenkt, in der Mitte wieder herausgezogen und dies einige Male wiederholt, was man das Stören der Krystallisation nennt. Die Formen werden nun einige Tage lang in ein warmes Zimmer gestellt, nach dem Abfließen der Melasse der Zucker herausgenommen und als Rohzucker aufbewahrt. Nachdem der Rohzucker durch nochmaliges Auflösen und Behandeln der Lösung mit Eiweiß oder Blut gereinigt worden ist, bringt man ihn in die Formen, in welchen man durch die Operation des Deckens den nicht krystallisirten Theil des Zuckers von dem krystallisirten Zucker scheidet. Neuerdings bedient man sich auch zum Abtrennen des flüssigen Theils der Centrifugalmaschinen. Den feinen Zuckersorten ertheilt man durch Zusatz von etwas Ultramarin eine schöne weiße Farbe. Der Zuckergehalt der Runkelrüben wurde zuerst in der Mitte des 18. Jahrh. von dem Apotheker Marggraf in Berlin nachgewiesen. Aber erst zu Ende des 18. Jahrh. fing man in Deutschland an, der fabrikmäßigen Herstellung von Runkelrübenzucker einige Aufmerksamkeit zu schenken. Lampadius war der erste, welcher eine Rübenzuckerfabrik anlegte. Bessere Resultate als Lampadius erzielten Achar und Hermbstädt. Trommsdorff und das Nationalinstitut sowie Parmentier hielten, auf Berathung gestützt, die Fabrikation des Rübenzuckers nicht für vortheilhaft, da sich die Kosten gegen die geringe Ausbeute zu hoch stellten. Die Continentsperre Napoleon's begünstigte die inländische Zuckerfabrikation bedeutend. Nicht allein in Frankreich entstanden mehrere Rübenzuckerfabriken, sondern auch in Norddeutschland die in Krain in Schlesien, in Althaldensleben und in Dornburg. Einzelne Fabriken in Frankreich hielten sich selbst nach Napoleon's Sturze noch einige Jahre lang. Auch die deutschen Fabriken arbeiteten noch 1818 fort. Einen neuen Aufschwung nahm die Runkelrübenzuckerfabrikation seit 1825 in Frankreich und Belgien. Es entstanden neue Fabrikanlagen, und während die franz. Fabriken 1829 nur 8 Mill. Pf. Rübenzucker stellten, wurde 1835 schon das Zehnfache gewonnen. Dieses schnelle Emporblühen ließen das Ministerium Nachtheile für die Zucker liefernden Colonien fürchten, sodaß es eine Besteuerung des Rübenzuckers vorschlug. Auch in Deutschland begann dieser Gewerbezweig wieder aufzublühen, und in Böhmen, Oesterreich, Mähren, Ungarn, Sachsen, Preußen, Baiern, Hannover, Württemberg, Baden, Hessen und Anhalt entstanden viele zum Theil großartige Fabriken. Selbst Rußland wendete dem neuen Fabrikationszweige seine Gunst zu und gerade dort machte derselbe sehr gute Fortschritte. Während in Oesterreich die Rübenzuckerfabriken durch höhere Besteuerung des Colonialzuckers begünstigt wurden, fing in den deutschen Vereinsstaaten der Fall an Zoll für die verminderte Zuckereinfuhr an Bedenken zu erregen, und kaum hatten die neuen Fabriken die darauf verwendeten ansehnlichen Capitalien einigermaßen durch günstige Resultate gesichert, als eine wiewol geringe Besteuerung des Rübenzuckers eingeführt wurde. Trotzdem arbeiteten die Fabriken fort, ja man legte noch hier und da neue an, als die Besteuerung Hollands zur Einführung seines Colonialzuckers eintrat, welche noch durch die von der holl. Regierung auf die Ausfuhr gelegten Prämien um so drückender für die inländischen Fabriken wurde. Schon hatte die Landwirthschaft in denjenigen Ländern, deren Boden der Rübenzuckererzeugung günstig ist, eine ansehnliche Erhöhung der Bodenrente erfahren, als diese Finanzmaßregel nothwendig einen Wendepunkt für die inländische Zuckerfabrikation begründete, in dessen Folge viele Fabriken eingingen. Der neue und mächtige Aufschwung, den ganz Europa der Rübenzuckerfabrikation genommen, ist indessen nur in den Zollverhältnissen zu finden und es dürfte daher auch kaum zu bestreiten sein, daß die Runkelrübenzuckerindustrie des Zollvereins nicht auf natürlicher Grundlage, sondern auf einem künstlichen Unterbau ruhe. Man kann sie zu betrachten als eine Treibhauspflanze, die auf Kosten des Ganzen mit beträchtlichen Opfern gepflegt wird. Preußen besitzt gegenwärtig 130 solche Fabriken, von welchen auf die Provinz Sachsen etwa 70 kommen, die übrigen Staaten des Zollvereins aber nur gegen 25 Fab-





Frühjahr 1830 nach Paris begeben hatte, schiffte er sich zu einer zweiten Entdeckungsfahrt am Ende des Jahres zu Livorno wieder nach Agypten ein und erreichte im Febr. 1833 Genua, eine der Hauptstädte Abyssiniens. Mit wichtigen Materialien für Naturgeschichte, Geographie, Alterthumskunde und Geschichte Abyssiniens kehrte er 1834 nach Europa zurück. Hier ließ er seine „Neue Wirbelthiere zur Fauna Abyssiniens gehörig“ (13 Hefte, Hft. 1834–40), die gehaltreiche „Reise in Abyssinien“ (2 Bde., Hft. 1838–40) und die „Systematische Übersicht der Vögel Nord- und Ostafrikas“ (Hft. 1845) erscheinen. Alle Naturgegenstände, welche R. auf seinen verschiedenen Reisen sammelte, übergab er dem Senkenberg'schen Museum zu Frankfurt, welches dadurch zu einem der reichsten Deutschlands erhoben worden ist. Er legte er, wie früher 1828 eine Sammlung von Münzen und ägypt. Alterthümern, so 1834 eine höchst werthvolle Sammlung äthiopischer Handschriften auf der Stadtbibliothek zu Frankfurt nieder. Andere Sammlungen waren 1834 an der Küste von Frankreich durch Schiffbruch verloren gegangen. Seit seiner Rückkehr von der zweiten Reise bezieht R. von der Stadt Frankfurt eine jährliche Rente von 1000 Gldn., die er sich vor derselben für Übergabe der Sammlungen von ihm zu machenden Sammlungen an die städtischen Museen ausbedungen hatte. Von der Geographischen Gesellschaft zu London wurden seine Verdienste um die Geographie von Ostafrika mit der großen Preismedaille belohnt. Bereits 1826 hatte ihm die Universität Gießen die medicinische Doctorwürde ertheilt.

**Ruprecht**, genannt Klemm (clemens, der Gütige), Kurfürst von der Pfalz und 1400. deutscher Gegenkaiser von Wenzel (s. d.), geb. 1352, der älteste Sohn des Kurfürsten von der Pfalz, folgte 1398 seinem Vater in der Kurwürde. Schon während der ersten Gegenkaiserthum Kaiser Wenzel's zu Prag führte er einige Zeit das Reichsvicariat. Als endlich Wenzel durch den 1399 zu Marburg zur Erhaltung der Reichsrechte gestifteten Kurverein (M. Köln, Sachsen, Pfalz) 20. Aug. 1400 seiner Würde entsetzt worden, wurde R. von den Mitgliedern dieses Vereins zum Kaiser erwählt. Doch viele Reichsstände erkannten ihn nicht an. Auch die Krönungsstadt Aachen verweigerte ihm den Einlaß, sodaß er dieselbe in die Reichsacht erklärte und sich nun zu Köln krönen ließ. Im J. 1401 zog R. über die Alpen, um in Italien die Kaiserkrone entgegenzunehmen und seinen Gegner, den Herzog Galeazzo von Mailand zu unterwerfen. Er ward jedoch von Pestern 1402 an Gardasee geschlagen und mußte unter tückischer Sache nach Deutschland zurückkehren. Obschon jetzt Wenzel durch seinen Bruder Edmund abermals gefangen gehalten wurde, vermochte R. doch immer nicht, seiner Würde seine Geltung zu verschaffen. Einiges Verdienst erwarb er sich durch die Zerstörung von Raubschlössern in der Wetterau. Im J. 1406 machte er einen Versuch, die eröfneten Reichslande Brabant und Limburg einzuziehen, scheiterte aber damit am Widerstande des Hauses Burgund. Ohne Erfolg beschickte er auch das 1409 zur Lösung des Schisma berufene Kirchenconcilium. R. war in zweiter Ehe mit Elisabeth, Tochter des Burggrafen von Nürnberg, vermählt und starb 19. Mai 1410 zu Oppenheim. Nach seinem Tode ward von Mainz und Köln Jobst von Mähren, von Trier und Pfalz Sigismund, König von Ungarn, Wenzel's Bruder zum Kaiser erwählt, während allein Sachsen noch an Wenzel selbst hielt. — **Ruprecht** (Pfalz), dritter Sohn des unglücklichen Kurfürsten Friedrich V. (s. d.) von der Pfalz und der Elisabeth von England, geb. 1609 zu Prag, focht im Dreißigjährigen Kriege gegen die Kaiserlichen, mußte aber von 1638–42 in der Gefangenschaft verweilen und wandte sich dann nach England zu seinem Oheim Karl I., der ihm den Titel eines Herzogs von Cumberland verlieh. Dem Bürgerkriege befehligte er tapfer und ungestüm die königl. Reiterei gegen die Parlamentstruppen, ward aber 1644 bei Marston-Moor geschlagen. Nach der Niederlage von Naseby befehligte er den linken Flügel, schloß er sich in Bristol ein, übergab dasselbe jedoch sehr bald an Fairfax, den General des Parlamentsheeres. Karl I. entsetzte ihn deshalb seiner Stelle. Bei der Hinrichtung des Königs übernahm er den Befehl über einen Theil der Flotte, welche Stuart's treu blieb, führte nun einen Raubkrieg gegen die Engländer und rettete sich 1654 nach Frankreich, wo der nachmalige König Karl II. die Schiffe an den Hof verleihte. Nach der Restauration kehrte auch Prinz R. nach England zurück, trat, überhaupt von Karl II. mit Gunst und Würden überhäuft, in den Geh. Rath und befehligte 1665 mit Montagu als selbständiger Admiral die engl.-franz. Flotte gegen die Holländer, obschon er sich dem Kriege abgeneigt zeigte. Als Gouverneur von Windsor starb R. zu London 1682. Privatbeschäftigte sich mit Eifer und großem Erfolg mit den Naturwissenschaften und besaß namhafte, ungemeine Kenntnisse in Physik und Chemie, sodaß ihm die Volksmeinung einen Vorzug vor dem Teufel zuschrieb. Von ihm gingen viele nützliche Einrichtungen und Erfindungen



sogenannte Prinzenmetall, die Fertigung von guten Geschützen, die Errichtung der Hudsonsbai Compagnie. Auch leistete er Vorzügliches in der Mezzotintomanier, die er in England verpflanzte.

Muriß, ein Waräger, kann als der Gründer des russ. Reichs betrachtet werden, indem nach dem ältesten und wichtigsten russ. Annalisten, die Slawen von Nowgorod mit ihren Warägern, welche höchst wahrscheinlich wie die Normänner skandinav. Ursprungs, herbeiriefen und R. mit seinen Brüdern Sineus und Truvor freiwillig Besitz von diegenen nehmen ließen. Um J. 862 fuhren jene drei Heerführer mit geringem Gefolge nach Nowgorod, gelangten durch den Ladogasee bis zum Ilmensee und unterwarfen sich das von Nowgorod bis zum heutigen Kleinrußland, wobei sie die Slawen und Finnen, die ehem. Herren dieser Gegenden, zu Dienst und Tribut verpflichteten. Bereits 864 schlug R. seinen Herrschaftssitz in Nowgorod auf, welches daher als die älteste Hauptstadt Rußlands angesehen werden kann. Nach dem Tode seiner Brüder regierte R. allein von der Newa bis zur Dnepr während andere Waräger unter Askold und Dir, eine Unternehmung gegen Konstantinopel machend, sich am Dniepr festsetzten und dort einen kleinen Staat, Kiew, gründeten. R. regierte bis 879; bei seinem Geschlechte blieb indessen Jahrhunderte lang die Herrschaft über Rußland, bis es den Tataren gelang, die Muriß'schen Fürsten zu verdrängen und das Reich in eine zwei Jahrhunderte währende Knechtschaft zu führen. Abermals regierten dann aus dem Muriß'schen Stamme, die erst Großfürsten, dann Zaren sich nannten; erst mit Iwan's Wassiljewitsch des Schrecklichen schwachem Sohne Feodor erlosch der regierende Stamm R.'s, während es noch bis auf den heutigen Tag eine große Anzahl fürstlicher Familien (34 an der Zahl) in Rußland gibt, welche ihr Geschlecht theils in männlicher, directer Linie, theils in weiblicher, theils in indirecter Linie auf R. zurückführen können. Unter den Descendenten R.'s in männlicher, directer und legitimer Linie bemerken wir die Familien der Dobschewski, Dolschewski, Dolgoruki, Lwow, Belosselski-Beleserki und andere; unter den Descendenten R.'s in weiblicher Linie die Fürsten Komodanowski-Ladyschewski; endlich unter den Muriß'schen Descendenten in indirecter Linie die Fürsten Wolkonski und Repnin-Wolkonski.

Ruß. Wenn irgend eine leuchtende Flamme, die ein organischer Körper beim Verbrennen abgekühlt wird, so setzt sich ein Theil des Kohlenstoffs in Gestalt von Ruß ab. Der Ruß ist aber von verschiedener Beschaffenheit. In den Feuerungen bildet er mehr nach dem Brennstoffe zu eine firnißartige, glänzende, schwarzbraune Decke, den Glanzruß, der nur aus getrocknetem Theer mit etwas Kohle besteht. In den vom Feuer entfernten Theilen erscheint der Ruß raucher, flockiger Staub, Flatterruß. Beim Verbrennen von kohlenstoffreichen Körpern wie Harzen, Fetten, Terpentinöl u. s. w., erhält man Ruß, welcher wesentlich aus Kohlenstoff besteht. Dieses Product ist der Kienruß; er ist dunkel, tiefschwarz und wegen der Unreinheit der Farbe eine der wichtigsten Deckfarben. Der rohe Kienruß enthält aber noch mancherlei Bestandtheile, die ihn zur gewissen Anwendung unbrauchbar machen; man reinigt ihn durch Waschen, indem man ihn in gußeisernen Cylindern ausglüht. Der feinste Ruß ist der Lampenruß, der unter Anderm auch zur Darstellung der Tusche benutzt wird.

Ruffegger (Joseph), verdienstvoller Reisender und ausgezeichnete Montanist, geb. 18. Nov. 1800 zu Salzburg, erhielt seine Ausbildung im väterlichen Hause und auf dem Lyceum seiner Geburtsstadt und widmete sich seit Oct. 1822 zu Schemnitz dem Bergwesen. Im Juli 1825 trat er als Praktikant in den östr. Staatsdienst und wurde zuerst im Berg- und Hüttenamte zu Schemnitz, dann 1827 als Bergverwalter in Böckstein bei Gastein angestellt. In letzterer Stellung, die er bis 1835 bekleidete, verfaßte er das hüttenmännische Werk „Der Aufbereitungsproceß gold- und silberhaltiger Roherze im salzburg. Montanbezirk“ (Stuttg. 1841). Im J. 1834 hatte sich der Vicekönig von Aegypten, Mehemed-Ali, von der östr. Regierung die Überlassung einiger bergmännisch unterrichteter Männer erbeten, um durch sie die wichtigsten Theile seiner Länder untersuchen, und falls sich bauwürdige Lagerstätten nutzbarer Mineralien fänden, den Anbau derselben einleiten zu lassen. R. wurde zum Chef der Expedition ernannt. Er schiffte sich 16. Jan. 1836 in Triest ein, landete 9. März in Alexandrien, besuchte zunächst Kairo und die Libysche Wüste, dann Syrien und die Kleinasien. Rüste bei Tharabous auf er Anfang 1837, den Nil aufwärts gehend, Nubien, Kordofan und die Nachbarländer durchwanderte. Im Juli 1838 zurückgekehrt, bereiste er die Sinaihalbinsel und Palästina und trat von Alexandrien aus im Febr. 1839 die Rückreise nach Europa an, auf welcher er Constantinopel und Smyrna besuchte, Griechenland bergmännisch durchforschte und Italien

und Sicilien bereiste. Kaum in Deutschland angelangt, durchflog er eilig das südwestliche Deutschland, Belgien, das nördliche Frankreich, England und Schottland und ging über Hamburg, Lübeck und Kopenhagen nach Christiania, von wo aus er fast alle Minendistricte Schwedens und Norwegens besuchte. Im Febr. 1841 nach Wien zurückgekehrt, ließ er als Frucht dieser mehrjährigen Wanderungen die „Reisen in Europa, Asien und Afrika“ (7 Bde., Stuttgart 1841—50, mit Atlas) erscheinen, welche für die Länder- und Völkerkunde, besonders aber die naturwissenschaftlichen Verhältnisse der damals von Mehemet-Ali beherrschten Gebiete Asiens und Afrikas reiche Ergebnisse lieferten. Zahlreiche Untersuchungen und Beobachtungen geognostischen, mineralogischen und montanistischen Inhalts legte er in den Fachzeitschriften nieder. R. wirkte als k. k. Gubernialrath, Salinenadministrator und District- und Berggerichtspräsident zu Wieliczka in Galizien, bis er 24. Mai 1850 zum k. k. Ministerialrath, Berg-, Forst- und Güterdirector in Niederungarn und gleichzeitig zum Director der Berg- und Forstakademie Schemnitz ernannt wurde. Am 1. Febr. 1848 hatte ihn die Akademie der Wissenschaften in Wien unter die Zahl der correspondirenden Mitglieder aufgenommen. Unter andern Auszeichnungen wurde ihm 18. Juli 1852 das Ritterkreuz des Leopoldordens zu Theil, was im Apr. 1853 seine Erhebung in den erblichen Mitterstand des östr. Kaiserreichs zur Folge hatte. R. hat sich bereits um die Hebung und Förderung des östr. Bergbaus ungemeine Verdienste erworben. So veranlaßte er in seinem gegenwärtigen Wirkungskreise die Wiederbelebung des Betriebes des für den schemnitzer Bergbau hochwichtigen Joseph II.-Erbstollens, die Errichtung eines eigenen großen Akademiegebäudes zu Schemnitz, die Vollenbung des großen Puddlings- und Eisenwalzwerks zu Berczowa, die allgemeine Einführung und Selbstfabrikation der Sicherheitszündker mittelst der von ihm erfundenen Spinnmaschinen u. s. w.

Rüssel (proboscis) nennt man im Allgemeinen das röhrenförmige Organ, das sich an der vorderen Fläche des Gesichtes mancher Thiere findet, bald durch Verlängerung der Mundtheile, bald der Nase entsteht und je nach der Verschiedenheit der Thierclassen auch verschiedene Formen hat. Unter den Thieren niederer Stufe finden wir einen Rüssel bei mehreren Schnecken auf der Ordnung der Kammkriemer, bei mehreren Gliederwürmern aus der Ordnung der Fühlerwürmer und bei vielen Milben. Bei allen diesen wird der Rüssel durch eine Verlängerung des Mundes gebildet und dient zum Saugen. Diesen Insekten, welche ihre Nahrung durch Saugen aufnehmen, besitzen gleichfalls einen Rüssel, der hier in den Stechrüssel, Schöpfrüssel und Rührüssel unterschieden wird. Der erstere, der sich z. B. bei Wanzen, Stechmücken, Stechfliegen findet, besteht gewöhnlich aus der zur Röhre verwandelten Unterlippe und enthält mehrere Stechborsten, die man als verwandelte Kiefer ansieht, wozu manchmal noch die borstenförmige Zunge kommt. Der Schöpfrüssel, wie bei der gemeinen Stubenfliege, besteht aus der verlängerten, weichen und fleischigen Unterlippe und endet in eine gleichsam zweiflappige Saugfläche, welche aus den umgestalteten Lippentastern entstanden ist; Stechborsten aber fehlen. Endlich der Rührüssel, welcher sich bei den Schmetterlingen findet und in der Ruhe unter dem Kopf spiralig zusammengerollt liegt, wird hervorgebracht durch die beiden sehr verlängerten Unterkiefer, welche zwei parallel nebeneinander verlaufende Röhren bilden und auf dem Rücken noch eine Längsleiste tragen, die sich mit der entgegengesetzten mittelst mikroskopischer Haken verbindet und hiermit eine dritte Röhre darstellt, so daß der Rührüssel auf dem Querschnitt drei Röhren zeigt. Bei den Reptilien und Säugethieren hingegen, welche mit einem Rüssel versehen sind, ist der Rüssel eine Verlängerung der Nase, welche mit der Oberlippe verwachsen ist und innerlich die Einrichtung des Riechorgans zeigt. Unter den Reptilien hat die Rüsselschildkröte (Chelys) einen ziemlich langen und dünnen Rüssel. Dieses Organ dient hier theils als Athmungs- und Geruchsorgan, theils zu andern Zwecken wie bei dem Schweine, wo es hinten und vorn scheibenförmig abgestuift ist, zum Wühlen, bei dem Maulwurfe, wo es sehr beweglich ist, als sehr empfindliches Tastorgan und als sehr feines, die Beute aufspürendes Riechorgan. Bei der Rüsseltrobbe haben nur die Männchen eine zum Rüssel verlängerte Nase. Der Hai besitzt einen zwar kurzen, aber sehr beweglichen Rüssel. Die größte Ausbildung aber erhält dieses Organ bei dem Elefanten. Der Rüssel zeigt hier eine so große Beweglichkeit und Geschicklichkeit, daß er zu manchen Verrichtungen dient, zu denen andere Thiere andere Organe maßen und der Mensch die Hände benutzt. Es enthält nach Cuvier der Elefantenrüssel 4000 nach allen Richtungen verbreitete Muskelbündel. Ein beweglicher Knorpel schließt das hintere Ende, wo die mit Knochen umgebene Nasenhöhle beginnt, und verhindert als Klappe das Abfließen des eingesogenen Wassers in die hintere Nasenhöhle und in die Luftröhre.

Rüsselkäfer (Rhynchophora) ist die Benennung der großen und wegen der bedeutenden



idlichkeit der hierhergehörigen Käfer wichtigen Gruppe aus der Unterordnung der Viererigen, die sich durch den in einen rüßelförmigen Schnabel verlängerten Vorderrtheil des Kopfes auszeichnet, an dessen vorderem Ende erst die sehr kleinen Mundtheile stehen. Die Larven haben einen undeutlichen Kopf, weder Beine noch Augen und leben in Früchten, Knospen oder im Innern der Pflanzentheile. Der sogenannte Rüssel dient hier theils zum Anbohren der Pflanzentheile, in welche die Eier gelegt werden, theils zum Benagen der Blätter, Rinden, Knospen und Samen. Die einheimischen sind gewöhnlich von unbedeutender Färbung und meist klein; doch hat sich unter ihnen durch Zerstörung der Getreidevorräthe der schwarze Kornkäfer Kornwurm (s. d.) schon manchmal furchtbar gemacht. Der Erbsenkäfer (*Bruchus Pisi*) und der gemeine Samenkäfer (*Bruchus granarius*) werden häufig den Erbsen und Bohnen verderblich. Der Apfelrüsselkäfer (*Anthonomus Pomorum*) zerstört die Blütenknospen Apfel- und Birnbäume. Die Larve des Haselnußbohrers (*Balaninus Nucum*) verzehrt die Kerne der Haselnüsse. Die Larve des Pflaumenrüsselkäfers (*Magdalis Pruni*) zernagt im Frühjahr die jungen Triebe der Pflaumen- und Kirschbäume. Der große Kiefernrüsselkäfer (*Hyllobius Pini*) und der weißpunktige Rüsselkäfer (*Pissodes notatus*) werden dem Nadelbaum äußerst verderblich. Der Weinstockrüsselkäfer (*Rhynchites Bacchus*) legt seine Eier in die Augen und Blattknospen des Weinstocks und verdirbt, zumal im südlichen Europa, in heißen Jahren die Tragfähigkeit vieler tausend Reben. Wegen seiner Schönheit berühmt ist der sogenannte Brillantkäfer (*Curculio imperialis*), welcher überhaupt für den prachtvollste aller Käfer gilt.

Russell, eine alte engl. Familie, die aus der Normandie stammen und mit Wilhelm dem Eroberer nach England gekommen sein soll. Doch ist das älteste bekannte Mitglied derselben Ralph de R., der 1221 Gouverneur von Corfe-Castle war, und ihre Bedeutung erhielt sie durch John R., der von dem Erzherrzog Philipp von Oesterreich, der ihn auf einem Besuch in England 1506 kennen gelernt, an Heinrich VII. empfohlen und von diesem zum Kammerjunker ernannt wurde. Unter Heinrich VIII., bei dem er in hoher Gunst stand, stieg er zum Großadmiral, Baron (1539) und Geheimsiegelbewahrer empor und wurde mit großen Besitzungen an eingezogenen Kloster Gütern, namentlich mit Boburn-Abbey beschenkt. Er saß während der Minderjährigkeit Eduard's VI. im Regentschaftsrath, erhielt im Jan. 1550 die Würde des Grafen von Bedford und mußte sich trotz seiner Antecedentien auch der Königin Maria so empfehlen zu machen, daß sie ihn nach Spanien sandte, um ihren verlobten Gatten, Philipp II., nach England zu geleiten. Er starb 14. März 1555. — William R., der Sohn des fünften Grafen von Bedford, berühmt als Haupt der Opposition und politischer Märtyrer unter König Charles II., wurde 29. Sept. 1639 geboren. Mit ausgezeichneten Fähigkeiten begabt, trat er im Alter von 22 J. ins Unterhaus, wo er kühn und unermüdlich die niederträchtige Politik des Königs, besonders des Ministeriums, welches den Namen Cabal (s. d.) führte, und die papistischen Tendenzen des Herzogs von York bekämpfte. Indessen ließ er sich in das vom Herzoge von Monmouth (s. d.) angestiftete Rye-house-plot verwickeln. Wiewol es erwiesen war, daß er wenigstens nicht die geringste Absicht auf das Leben Karl's II. gehegt, wurde er doch mit Hintanhaltung aller Formen zum Tode verurtheilt und 21. Juli 1683 hingerichtet. Vgl. Lord John Russell, „Life of William, Lord R.“ (4. Aufl., Lond. 1853). Als nach der Revolution von 1688 William III. auf den engl. Thron gelangte, wurde das Urtheil sogleich widerrufen und der Verurtheilte erhielt die Würde eines Herzogs von Bedford. — Ein Vetter William's, John R., geb. 1651, zeichnete sich als brit. Admiral durch den Sieg über die franz. Flotte bei La Hogue aus, ward 1697 zum Grafen von Orford erhoben und starb 1727. — John R., 1. Herzog von Bedford, ein durch die Schmähungen des Junius bekannter Staatsmann, handelte 1762 als Botschafter in Paris auf Antrieb Bute's den Frieden, wodurch Frankreich preisgegeben und die meisten während des Siebenjährigen Kriegs gemachten Eroberungen an Frankreich zurückgegeben wurden. Er zog sich dadurch den Haß des Volkes in England zu, bekleidete aber trotzdem noch mehrere wichtige Posten und starb 15. Jan. 1771. Eine von Lord John Russell herausgegebene „Correspondence“ (3 Bde., Lond. 1842—46) enthält manche Aufschlüsse über die Geschichte jener Zeit. — Francis R., siebenter und gegenwärtiger Herzog von Bedford, geb. 13. Mai 1788, nannte sich bis zum Tode seines Vaters 9. Marquis von Tavistock und war als eifriger Whig für die Interessen seiner Partei thätig. Größere Verdienste erwarb er sich durch die Beförderung eines rationellen Ackerbausystems auf seinen weitläufigen Gütern.

Russell (Lord John), einer der ausgezeichnetsten brit. Staatsmänner, geb. 19. Aug. 1792,

ist der zweite Sohn des 1839 gestorbenen Herzogs von Bedford. Er wurde zu Edinburgh gezogen, studirte auf der Universität zu Cambridge und trat schon 1814 ins Unterhaus, wo er gleich den übrigen Gliedern seiner Familie den Whigs beigesellte und die Grundsätze einer sinnigen Politik, namentlich die Parlamentsreform vertheidigte. Bereits in der Sitzung 1819 unterstützte er den Antrag Burdett's auf eine solche Reform, und im Dec. desselb. Jahres trug er selbst auf Unterdrückung des Wahlrechts der verrotteten Flecken an. Nach der spätere Lord Durham im April 1821 den Antrag auf eine Vermehrung der Wähler und die Aufhebung der siebenjährigen Parlamentsdauer gestellt, trat R. kurz darauf mit einem gemäßigtern Vorschlage hervor, der durch eine nur geringe Majorität abgeworfen wurde. Am 27. April 1822 beantragte er abermals eine ernstliche Erwägung des Zustandes der Nationalrepräsentation und begründete seine Motion durch eine nach Form und Inhalt ausgezeichnete Rede. Durch Peel's und Canning's Beredtsamkeit wurde indessen der Antrag wieder und zwar gänzlich verworfen. Dessenungeachtet ließ sich R. nicht abhalten, die Parlamentsreform in den Parlamentssitungen von 1823 und 1824 nochmals zur Sprache bringen. Im J. 1826 wiederholte er den Antrag unter anderer Form, indem er die Verhinderung der Corruption bei den Wahlen verlangte. Nach Auflösung des Parlaments in demselben Jahre wurde R. von der Grafschaft Huntingdon nicht wiedergewählt, da er sich für die Emancipation der Katholiken erklärt hatte. Hingegen wählte ihn ein irländ. Flecken in das neue Parlament, in welchem er nun sehr kräftig für die Sache Griechenlands sprach. Im Febr. 1828 mußte er die Minister zur Aufhebung der Test- und Corporationenacte zu bewegen. In dem folgenden Jahre unterstützte er die Regierung bei Durchführung der Katholikenemancipation. Zu Anfange 1830 that er den auf das Schicksal des Secretarats einflußreichen Vorschlag, den großen Manufactur- und Handelsstädten, wie London, Manchester, Birmingham, das Wahlrecht zu verleihen. Bei der Abstimmung erhielt die Motion 140 gegen 180 Stimmen, welches Resultat mit Recht für den Anfang des Erfolgs hinsichtlich einer Parlamentsreform gehalten wurde. Als die Tories im Nov. 1830 dem Ministerium Grey Platz machten, erhielt R. die Stelle des Kriegszahlmeisters und bald darauf ein Sitz im Cabinet. Im Auftrage seiner Amtsgenossen brachte er schon im Febr. 1831 die berühmte Reformbill (s. Großbritannien) vor das Unterhaus. In dem langen und harten Kampfe, den die Bill nach sich zog, entfaltete er seine Kraft und seine ganzen Talente, um einen großen Maßregel, für die er seit dem Eintritt ins politische Leben unermüdlich gekämpft, endlich den Sieg zu erringen. Mit dem Rücktritt der Whigs im Nov. 1834 legte er ebenfalls sein Amt nieder. Er übernahm nun bei Wiedereröffnung des Parlaments im Febr. 1835 die Leitung der zur Opposition vereinigten Whigs und Radicals. Durch seine geschickte Taktik gelang die Durchführung der Appropriationsclausel (s. d.), sodaß die Tories das Staatsbudget wieder niederlegen mußten. Bei der Bildung des neuen Ministeriums Melbourne, im Apr. 1835, erhielt R. das Staatssecretariat des Innern. Seine politischen Feinde hintertrieben jedoch seine Wiedererwählung in der Grafschaft Devon, sodaß er für einige Zeit ohne Parlamentsitz war. Als die Seele des Cabinets nahm er wesentlichen Antheil an der Städte- und irländ. Zehntbill, der neuen Armengesetzgebung, der Organisation des öffentlichen Unterrichts und der Verbesserung der Rechtspflege. Als Haupt der innern Verwaltung mußte er die Bestrebungen der Chartisten und Radicals darniederhalten. Im J. 1839 in den Colonialrat berufen, vereinfachte er die Verwaltung, begünstigte die Auswanderung und nahm großen Theil an den Angelegenheiten von Canada und Jamaica. Von der gegen die Korngesetze gerichteten Opposition gedrängt, wollte er 1840 einen festen Zoll von acht Schilling für ein Quarter Getreide gewähren. Allein die innern wie äußern Vorgänge hatten schon das Bestehen des Cabinets unmöglich gemacht, sodaß er im Aug. 1841 mit seinen Collegien abtante und die Lösung der wichtigen Frage dem Ministerium Peel überlassen mußte. Als Abgeordneter der City von London trat er jetzt ins Parlament, wo er das neue Cabinet in den Fragen, welche die Freiheit des Handels, die Verbesserung des Looses der arbeitenden Classen und die Verhinderung der Ruhe in Irland betrafen, unterstützte. Dagegen erklärte er sich im Febr. 1844 entschieden gegen die Politik, deren sich die Regierung überhaupt hinsichtlich Irland bediente. Als Peel im Nov. 1845 im Ministerrathe auf Widerstand in der Durchführung einer freieren Handelspolitik stieß, wurde R. mit der Bildung eines neuen Cabinets beauftragt, womit er jedoch damals noch scheiterte. Erst im Juli 1846, als Peel die Freihandelsmaßregel durchgesetzt, sich aber in Folge der Auflösung seiner bisherigen Partei zum Rücktritt genöthigt sah, gelang es ihm, eine Whigverwaltung zu Stande zu bringen, in welcher er die Stelle eines



Ministeriums und ersten Lords des Schages übernahm. Es war dies das Ministerium, das mit einer der merkwürdigsten Epochen der britischen Geschichte zusammenfällt. Die Führung des Freihandels durch die weitere Ausdehnung der Tarifierform, die Abschaffung der Schiffsahrtsgesetze, die europäische Erschütterung von 1848—50, die Hungersnoth in Irland bildeten die wesentlichsten Abschnitte dieses von R. geleiteten Ministeriums, dessen innere Politik namentlich die schwierigste, aber auch verdienstlichste Seite seiner Thätigkeit bildet. Eine unerwartete Verlegenheit erwuchs aus dem Versuch des päpstlichen Nuntius, die alte hierarchische Eintheilung des Landes nach kath. Bisthümern wiederherzustellen, wogegen sich R. erst in einem Briefe an den Bischof von Durham sehr ausgesprach und dem er dann durch die freilich nachher vielfach abgeschwächte Titelbill zu helfen suchte. Sein Versuch, den Juden den Eintritt ins Parlament zu erkämpfen, scheiterte schon am Oberhause. Der Widerstand gegen Palmerston's auswärtige Politik, die wachsende Opposition der Protectionisten und noch mehr die laue Unterstützung der eigenen Partei in dem schon seit 1850 die Stellung des Ministeriums schwierig. R. benutzte daher eine Niederlage, die das Ministerium (Febr. 1851) durch einen Antrag Locke King's erlitt, Anlaß, seine Entlassung zu nehmen. Doch gelang es den Tories unter Lord Stanley's (Derby's) Führung noch nicht, ein neues Cabinet zu bilden, und R. übernahm noch ein Mal die Leitung der Geschäfte. Die Verlegenheiten, die ihm Palmerston's auswärtige Politik bereitete, vermochten ihn (Dec. 1851), sich dieses unbequemen Collegen auf eine etwas brüste entledigen, welcher Schritt die Stellung des Ministeriums noch mehr erschütterte. Ein unbedeutender Antrag, den Palmerston im Widerspruch mit den Ministern stellte und der Febr. 1852 angenommen ward, löste endlich das Whigministerium vollends auf und übertrug die Verwaltung des Grafen Derby den Weg. R. trat nun wieder an die Spitze der Opposition im Unterhause, jedoch sein erster Versuch, aus Anlaß der Milizbill den Tories eine Majorität zu bereiten, endigte nicht glücklich. Die neuen Wahlen im Sommer 1852 bewiesen, daß auf eine Rückkehr der Protectionistenpolitik nicht zu rechnen sei, und gleich in der wichtigsten Frage, der Feststellung des Budgets, blieb Derby (17. Dec.) in der Minorität. In seinem Rücktritt bildete Lord Aberdeen ein Coalitionsministerium, in welches auch R., als Minister des Portefeuille, aber als ministerieller Leiter des Unterhauses, eintrat. In dieser Stellung brachte er von neuem den Antrag auf Zulassung der Juden ins Parlament ein, scheiterte aber damit abermals am Oberhause. Obwohl er früher bei der Reformbill erklärt hatte, er betrachte sie als den Abschluß, und ihm darum von radicaler Seite der Spottname „John Bull“ ward, trat er nun doch mit einem Vorschlag auf Erweiterung des Wahlrechts auf, dessen Schicksal vor der Hand unentschieden blieb. In der auswärtigen Politik gehörte R. zu denjenigen, welche seine Erklärungen im Unterhause bewiesen, zu den Elementen des Coalitionsministeriums, welche in der Verwicklung mit Rußland zu entschlossenerm Vorgehen riethen. Als Hauptredner zeichnet sich R. weniger durch rednerischen Schwung, als durch eine scharfe Logik, Gedankenreichthum und Klarheit der Darstellung aus. Ungeachtet einer außerordentlichen öffentlichen Thätigkeit erwarb sich R. auch durch literarische Arbeiten einen Namen. Unter Anderm veröffentlichte er einen „Essay on the history of the English government and constitution“ (Lond. 1821; deutsch von Krig, Lpz. 1825) und noch unvollendete „Memoirs of the affairs of Europe, from the peace of Utrecht to the present time“ (3 Bde., Lond. 1824). Neuerlich hat er Thomas Moore's Briefe und Tagebücher herausgegeben (4 Bde., Lond. 1853). Minder bedeutend sind „The establishment of the Turks in Europe“ (Lond. 1832) und „The causes of the French revolution“ (Lond. 1832). Auch schrieb er ein Trauerspiel „Don Carlos“ (Lond. 1823), das aber auf der Bühne keinen Erfolg hatte.

**Russinen** (Rusini), auch **Rusniaken** oder **Ruthenen**, heißen zahlreiche Völkerschaften, die einen Zweig der Slawen ausmachen und von den Russen oder Moskowitern durch die Sprache und den ganzen Lebensstypus scharf geschieden sind. Sie theilen sich in die Russinen der Galizien, von Nordungarn, von Podolien und Wolhynien und von Lithauen. Ihre Anzahl wird von Schafarik wol zu hoch auf 13 Mill. angegeben. Sie sind fast alle Landbebauer und stehen im Ganzen auf einer noch niedrigen Culturstufe. Die Russinen waren vor dem 17. Jahrh. ein slaw. Volk; dann wurden sie theils von den Lithauern, theils von den Polen unterjocht und kamen lange Zeit dem poln. Reiche an. Ihre Sprache ist deshalb der poln. am ähnlichsten geworden. Sie war in früher Zeit Schriftsprache, wie man aus einer 1581 zu Ostrog gedruckten Urkunde übersehung, aus noch vorhandenen lithauischen Statuten und andern Schriftdenkmälern sieht. Erst in neuester Zeit hat man wieder angefangen, russinisch zu drucken. Die Russinen

gehören größtentheils der unirten griech. Kirche an, zum Theil auch der nichtunirten. Sieben viele alte eigenthümliche Gebräuche beibehalten und besitzen viele Volksagen und Lieder, die mit den serb. und poln. große Ähnlichkeit haben. Gesammelt wurden dieselben Waclaw („Pieśni polskie i ruskie“, Lemb. 1833). Lewicki lieferte eine „Grammatik russinischen Sprache für Deutsche“ (Przemysl 1833).

Rußland (geographisch-statistisch), das größte Reich der Erde, gewissermaßen eine für sich, hat in seiner Ausdehnung von  $35\frac{1}{2}^{\circ}$  —  $250^{\circ}$  östl. L. und von  $37\frac{1}{2}^{\circ}$  —  $78^{\circ}$  n. Br. der neuesten Berechnung einen Flächenraum von 357065,34 QM. oder, mit Zurechnung in Abhängigkeit von R. stehenden Kirgisensteppe der Kleinen und Mittelhorde, von 3754 QM. Davon kommen auf das europäische R., d. i. ganz Osteuropa südwärts bis zum Kasus, ostwärts bis zum und in einigen Gouvernements bis über den Ural gerechnet, 1004 QM. (wobei Polen mit 2331,26 und Finnland mit 6883,53 QM.), auf Sibirien oder Asien 225580,79 QM., auf Transkaukasien 3807,76 QM., auf die erwähnten Kirgisensteppe 18347,93 QM., auf Russisch-Asien also 247736,48 QM., auf Russisch-Amerika endlich die Nordwestecke Nordamerikas mit den anliegenden Aleuten und andern Inseln 272 QM. Demnach übertrifft der russ. Länderkoloss das Areal des ganzen Erdtheils Europa mehr als das Doppelte. Es ist größer als alle Weltreiche ältester und neuester Zeit und bildet compacte Ländermasse, nirgends durch tief sich hineinziehende fremde Besitzungen unterbrochen. Während die große Halbinsel Kamtschatka nach Amerika hinweist, tritt es im Westen durch den dem Herzen Europas und durch die Gebiete zwischen dem Schwarzen und Kaspischen Meer dem südwestlichen Theile Asiens näher. Im Norden grenzt es an das Nördliche Eismeer, Osten an den Großen Ocean und mittels der amerik. Besitzungen an das Britische Nordamerika, im Süden an Theile der Südsee, an das chinesische Reich, die freie Tatarei, das Kaspische Meer, Persien, das türk. Armenien, das Schwarze Meer und die europ. Türkei; im Westen an Moldau, Galizien mit Krakau, den preuß. Staat, die Ostsee, Schweden und Norwegen. Allgemeinen ist der Boden des europ. R. flach, nur im Süden und Osten finden sich erhebliche Gebirge. Die lappländischen und finnischen Berge, mit ihren reichen Granitlagern von Enarasee bis zum Finnischen Meerbusen sich hinziehend, erheben sich nicht viel über 1000 F. An den Quellen der Hauptflüsse R.s, der Wolga, des Dniepr, Don und der Düna, zieht sich das in seiner höchsten Erhebung kaum 1100 F. erreichende Plateau des Balbaigebirges des Wolchonskiwaldes hin, welches von der Straße, die die beiden Residenzen Petersburg und Moskau verbindet, quer durchschnitten wird. In den südwestlichen Provinzen läuft ein Theil der Karpaten nach Osten, und im Süden streckt sich vom Ausflusse des Kuban nach dem Kaspischen Meere zu der Kaukasus (s. d.), welcher seine Verlängerung in den Gebirgen der Asien (s. d.) findet. Sibirien (s. d.), vom europ. R. durch den 300 M. langen Gebirgsgürtel des Ural getrennt, zerfällt in zwei wesentlich verschiedene Theile, nämlich in den westlichen bis zum Ural, der an der Nordküste nach Osten sich fortsetzt, größtentheils Flachland, und in den östlichen, wahres Gebirgsland mit Hochebenen. Diese Gebiete werden westlich vom Ural mit den nach Westen und Osten auslaufenden Höhenzügen und südlich von den vielnamigen Gebirgszügen eingeschlossen, welche den Nordrand des Plateaus von Centralasien bilden oder von denselben auslaufen, wie vom Altai (s. d.), vom Sajanischen Erzgebirge und dem Alpenland Daurien (s. d.) u. s. w. Einen großen Theil des ganzen Flächenraums nehmen Steppen ein. Die ausgedehntesten im Süden des asiat. Theils, wie die isetische, ischimsche und barabinskische Steppe, desgleichen die den Russen zum Theil tributpflichtige Kirgisensteppe, sind nur theilweise fruchtbares Weideland; die südlich vom  $50^{\circ}$  in Europa liegenden Steppen haben ausgezeichnete Weiden ohne Wald und sind nur hier und da von dürftigem Strauchwerk oder Salzseen unterbrochen. An solchen Seen sind auch zum Theil die asiat. Steppen reich, und verdankt jenen Seen einen großen Theil seines Salzgewinns. Der nördlichste Theil des europ. und asiat. R. hat fast nur Moräste und Büsteneien aufzuweisen. Außerdem nehmen Landseen einen bedeutenden Raum weg (in Europa 1608 QM.), darunter der Ladogasee, der Onegasee, der Peipussee, der Ilmensee, der Bjelo-Özero oder Weiße See. Das Gouvernement Olonez zählt allein 2000 Landseen, die  $371\frac{1}{2}$  QM. einnehmen; eine noch beträchtlichere Zahl hat das Großfürstenthum Finnland (s. d.), vielleicht das seenreichste Land der Welt, aufzuweisen. Auch ist R. reich an bedeutenden Strömen. Drei Abflüsse vom Wolchonskiwald und von den Nebenzweigen des Ural geben in Europa den Flüssen ihre Richtung. In die Ostsee ergießen sich: Weichsel, Niemen, Düna, Narwa, Nawa und Torneå, der Grenzfluß zwischen Schweden; in das Eismeer: Onega, Dwina, Mesen, Petschora; in Sibirien der Ob mit



der Jenisei, die Lena und mehrere andere; in das Kaspische Meer: der Ural, die Wolga mit ihren Nebenflüssen Oka und Kama; in das Asowsche und Schwarze Meer: der Don, der mit dem Bug, der Dniestr und die Donau mit dem Pruth. Unter allen diesen Flüssen Wolga, die zwar an Länge und Stromgebiet von den asiat. Flüssen noch um ein Bedeutendes übertrifft, doch, was Fischfang und Schifffahrt betrifft, der wichtigste. In einer von 510 M. durchströmt sie R. 8 gesegnetste Provinzen, und die Gouvernements Twer, Jaroslavl, Kostroma, Nischnij-Nowgorod, Kasan, Simbirsk, Saratow und Astrachan verdanken ihr allein ihren Wohlstand. Das Klima ist natürlich in einem so weiten Reiche höchst verschieden. Während in dem europ. und asiatischen R. der arktische Erdstrich (die nördlichsten von  $67^{\circ}$  an, 17000 QM.) einen achtmonatlichen Winter hat, gedeihen in dem warmen (zwischen  $50^{\circ}$ — $38^{\circ}$ , 56000 QM.) viele Südfrüchte. In ihrer Mitte liegt der kalte und der ige Erdstrich. Jener (zwischen  $67^{\circ}$ — $57^{\circ}$ , mehr als 15000 QM.) hat einen strengen Winter von sechs Monaten, läßt aber in Europa noch den Getreidebau zu, da die Sommer sich durch Wärme und Tageslänge auszeichnen. Dieser (zwischen  $57^{\circ}$ — $50^{\circ}$ , mehr denn 120000 QM.) hat im Allgemeinen gleiche Temperatur mit Dänemark und Norddeutschland, aber längere und strengere Winter.

Volkszählung des ganzen russ. Reichs läßt sich nicht mit Genauigkeit bestimmen, da eigentliche Volkszählungen sämtlicher Unterthanen nicht stattfinden, sondern nur aus der Zahl der in den Steuerlisten, Pacht- und Steuertabellen aufgeführten männlichen Bevölkerung die Gesamtbevölkerung berechnet und nur nach gewissen Zeiträumen, etwa alle 10—15 J., zur Regulirung der Steuern und Recrutenstellung eine sogenannte Revision veranstaltet wird. Die erste derselben fand vor 132 J. statt, unter Peter d. Gr. 1722, und ergab 14 Mill. E.; die sechste von 1795, nach dem seitdem bedeutend erweiterten Reichsumfange bereits 45 Mill.; die achte von 1835 nach dem Anschluß von Polen und Finnland 55 Mill. Die Ergebnisse der neunten von 1851 sind nicht veröffentlicht. W. von Köppen, der Hauptstatistiker R., nahm für 1838 die gesammte Bevölkerung zu 62 1/2 Mill. Seelen an und zwar 56 1/4 Mill. für die europ. und (wofür zu 1/4 auf die außereurop. Besitzungen. Ebenderselbe bestimmte im europ. R. den jährlichen Bevölkerungszuwachs auf etwa 1 1/3 Proc. (danach 1846, ohne Polen und Finnland 51 1/2 Mill.). Allein wenn dies auch, bei der absolut starken Einwohnerzahl, jetzt jährliche Zunahme von mehr als 2/3 Mill. ergibt und die gesammte Reichsbevölkerung angeblich sogar um 841810 Individuen sich vermehrt hat, so haben doch auch wie in einzelnen Jahren verheerende Seuchen, wie namentlich seit 1830 mehrmals die Cholera, sehr bedeutende Opfer gefordert, und z. B. 1848 blieb die Zahl der Geborenen (503) hinter der der Gestorbenen (5,138446) um 295943 Individuen zurück. Jedem wird man indessen gegenwärtig die Bevölkerung des ganzen Reichs auf 70 Mill. Seelen annehmen können, wovon auf Europa über 64, auf Asien gegen 6 Mill. zu rechnen sein dürften. Rußland aber nimmt R. hinsichtlich seiner Volkszahl keineswegs dieselbe bedeutende Stelle in der Reihe der Staaten ein, die ihm hinsichtlich seiner kolossalen räumlichen Ausdehnung zugerechnet werden muß. Es hat, bei 70 Mill. E., in seinem ganzen Umfange kaum die Hälfte der Bevölkerung der vier andern Großmächte Europas, mit Einschluß des Deutschen Bundes und des russ. Reichs, Preußen und die deutschen Bundesstaaten (82 Mill.) und in seinem europ. Gebiet so viel wie allein Frankreich und Großbritannien zusammen genommen. Bei der unermesslichen Größe des Areals ist daher die Bevölkerung R. überaus dünn, so daß innerhalb Europa nur Schweden und Norwegen volkreicher erscheinen. Sie ist übrigens, wie die Beschaffenheit des Landes es mit sich bringt, sehr ungleichmäßig vertheilt. Die größte Volksdichtigkeit findet man in den mittlern Gegenden des europ. R., wo zum Theil mehr als 2000, wofür nirgendwo aber über 2565 Menschen auf dem Raum einer QM. leben. So im Gouvernement Moskau, dem volkreichsten von allen, Tula, Podolien, Kursk in Polen; während im Gouvernement Wologda nur etwa 134, in Olonez kaum 104, in Astrachan etwa 100, in Archangel, das unter den europ. Gouvernements das größte und volkreichste ist, sogar nur 18 Menschen auf einer QM. leben. Durchschnittlich kann man gegenwärtig im europ. R. etwa 640 Menschen auf einer QM. annehmen. Ganz anders sind dagegen die Bevölkerungsverhältnisse in Asien und amerik. R. Im bei weitem größten Theile Sibiriens schwankt die Zahl zwischen 1 und 4, in Amerika zwischen 2 und 3 Menschen auf einer QM. Dieser geringen Volksdichtigkeit entspricht auch die geringe Anzahl von Städten und von größern Concentrationspunkten der Bevölkerung. Im J. 1842 fanden sich im ganzen Reiche nur 1179 Städte, nämlich 1107

in Europa (davon 453 in Polen, 52 in Finnland), 71 in Asien und nur eine, Neuarchan in Amerika. Übrigens ist es nicht leicht, die kleinen Städte von den Flecken zu unterscheiden (man findet für 1850 im ganzen Reiche 1842 Städte, darunter 1608 in Europa, gegeben), da es in R. nicht sowol die auch vielfältig in bloßen Dörfern gefundene städtische Erwerbsweise ist, welche einen Ort als Stadt gelten läßt, als vielmehr der Umstand, ob die Regierung sich desselben als Verwaltungssitz zu bedienen veranlaßt ist, weshalb in keinem Lande Städte mit überraschenderer Schnelligkeit entstehen, während andere wieder in die Zahl Flecken und sogenannten „nichtetatmäßigen Städte“ zurückfallen. Lengoborski, der freilich die Gesamtbevölkerung des Reichs für 1850 nur auf 66,685,000 (in Europa auf 62,047,000, in Asien auf 4,038,000) Seelen schätzt, berechnet die städtische Bevölkerung im europ. für jenes Jahr nur auf 8,71 Proc. der ganzen Einwohnerzahl, dagegen in Oesterreich 12,34 (mit den Marktflecken auf 24,28), in Frankreich auf 17,73, in Preußen auf 27,73. Nur drei Städte hatten 1842 mehr als 100,000 E., nämlich Petersburg, Moskau und Warschau, nur fünf mehr als 50,000, nämlich Odessa, Riga, Kronstadt, Wilna und Brest-Litowsk, sieben hatten 40 — 50,000 E., nämlich Kiew, Astrachan, Kasan, Woronesch, Rischik, Saratow und Sewastopol, sechs 30 — 40,000 E.: Kaluga, Jaroslaw, Orel, Nischni-Novgorod, Tiflis und Kurland, elf 20 — 30,000 E.: Charkow, Nikolajew, Ismail, Jelez, Minsk, Cherson, Taganrog, Koslow, Mitau und Pultawa, im Ganzen aber nur 52 Städte mehr als 20,000 und nur 117 mehr als 10,000 E. Die übrigen sind klein und die Mehrzahl hat weniger als 3,000 E. Indessen darf aus diesen Verhältnissen nicht auf den Grad der materiellen Cultur in R. geschlossen werden; denn es ist die industrielle, die städtische Erwerbsweise, wie schon bemerkt, keineswegs auf die Städte beschränkt, sondern verbreitet über das platte Land; es gibt überaus volkreiche Flecken, Dörfer und Bergwerksorte, die als Industriorte gelten müssen, wie der Flecken Verditschew in Wolhynien mit 36,000 E., die Dörfer Iwanowo und Piskiaki im Gouvernement Wladimir, jenes mit 42,000, dieses mit 10,000 E., der Demidow'sche Hüttenort Nischni-Tagilsk im Gouvernement Perm mit 20,000 E., das Dorf Pawlowno im Gouvernement Nischni-Novgorod mit 5,000 E. u. s. w.

Kein Reich der Erde hat innerhalb seiner Grenzen eine solche Menge in Abstammung, Sprache und Sitten verschiedener Bevölkerungselemente wie R. Denn es enthält über 100 Völkerschaften, die mehr als 40 verschiedene Sprachen reden. Die Regierung hat es zwar an Anstrengungen nicht fehlen lassen, diese sich oft widerstrebenden Bestandtheile zu verschmelzen oder zu russificiren, und es ist sogar nicht zu leugnen, daß sie theils ihrer Selbsterhaltung, theils um ihren moralischen Einfluß und die der Größe des Reichs entsprechende physische Macht nach außen mit Erfolg anwenden zu können, dazu gezwungen ist; allein es bleibt höchst zweifelhaft, ob die hierzu angewendeten Mittel auf die Dauer ihren Zweck erfüllen und nicht vielmehr andere größere Übel heraufbeschwören werden. Die Hauptstämme der Reichsbevölkerung sind 1) die Slawen, die alten Bewohner des Landes, und unter diesen vorzugsweise a) die Russen oder Reußen, welche die Haupt- und Grundmasse der Einwohnerschaft bilden, während alle übrigen Nationen des Reichs nur als Völkertrümmer zu betrachten sind und sich demnach zu jenen etwa wie 4 zu 11 verhalten. Die Russen bewohnen fast ausschließlich Großrußland und Kleinrußland, bilden in Süd- und Westrußland, sowie in den Königreichen Kasan und Astrachan, auch in den Ostseeprovinzen, wo nicht die Mehrzahl, doch einen sehr ansehnlichen Theil der Bevölkerung und finden sich in allen übrigen Theilen des Reichs in erheblicher Menge. Sie zerfallen dialektisch in Groß- und Kleinrussen. Die Großrussen bilden überhaupt den reichsten, weitverbreitetsten und mächtigsten aller Slawenstämme, dessen Sprache gegenwärtig in ganz R. die alleinige Schrift- und Geschäftssprache ist. Ihre Urstämme sind im mittlern und östlichen Großrußlands, dem eigentlichen Schwarzrußland, in den Gouvernements Nowgorod, Smolensk, Twer, Jaroslaw, Wladimir, Moskau, Tula, Rjasan, von wo sie sich nord-, süd- und ostwärts über alle, selbst die fernsten Theile des Reichs verbreitet haben, in denen sie vorzugsweise in Städten angefaßt sind. Die Kleinrussen oder Rothreußen, auch Rusniaken, Ruthenen, Russinen genannt, wohnen im Süden und Südwesten der Großrussen, in Klein- und Neu-Rußland, auch, untermischt mit Polen, im östlichen Poblachien, in Podolien und Wolhynien sowie in Bessarabien. Zu ihnen gehören, jedoch nicht ausschließlich, die Kosacken (s. d.), die nach ihren Wohnsitzen verschiedene Namen führen. b) Die Polen bilden die Grundmasse der Bevölkerung im Königreich Polen, sowie in dem angrenzenden Gouvernement Grodno und im westlichen Wolhynien, sind aber auch sehr zahlreich im östlichen Wolhynien, im nördlichen Litauen, wo sie mit Kleinrussen, sowie in Lithauen und im Gouvernement Minsk, wo sie mit





Wie in ethnographischer Beziehung, so zeigt R. auch in Hinsicht der Religion eine große Mannichfaltigkeit, indem es wenige christliche Religionsparteien gibt, die nicht in diesem Reiche vertreten wären, und außerdem sich noch Juden, Mohammedaner, Buddhisten oder Lamas und Schamanendiener finden. Aber wie der ethnographischen Mannichfaltigkeit durch numerische Übergewicht der slawischen, insbesondere der russ. Bevölkerung eine merkwürdige Homogenität gegenübersteht, so auch wiederum dieser religiösen Zersplitterung eine große einheitliche Einartigkeit, indem die orthodoxe oder griech.-russ. Kirche (s. Russische Kirche und Griechische Kirche), die Staatskirche R.s, alle übrigen christlichen und nichtchristlichen Religionsparteien in numerischer Hinsicht ebenso entschieden, ja entschiedener überragt als die Zahl der selben die aller übrigen Staatsangehörigen. Zu ihr bekennen sich alle Großrussen, die meisten Kleinen Russen und fast alle innerhalb der Reichsgrenzen aus dem Heidenthume, sowie aus dem Judenthume durch die Taufe zum Christenthume übergetretenen Mitglieder nichtruss. Nationen. Im J. 1847 schätzte man die Zahl der Bekenner der orthodoxen Kirche (wofür mit Einschluß der Sektenscheidenden auf 49 Mill., die Gesamtzahl aller Heterodoxen auf 16 $\frac{3}{10}$  Mill. Im J. 1850: in Finnland 1,589,771 Protestanten und 471,444 Griechisch-Katholische, in Polen 3 $\frac{3}{4}$  Mill. Römisch-Katholische,  $\frac{1}{4}$  Mill. Griechisch-Katholische, über  $\frac{1}{4}$  Mill. Protestanten und gegen 555,000 Juden, in beiden Ländern also gegen 6,150,000 Heterodoxen. Nach dem im J. 1853 erschienenen Berichte des Ministeriums der Volksaufklärung belief sich am Schlusse des J. 1851 im russ. Reiche, mit Ausschluß von Polen und Finnland, die Gesamtzahl der Bekenner aller tolerirten Religionen auf 9,510,826 Seelen, während sie Anfang 1841 nur 8,873,478, 1835 nur 7,767,000 und 1825 sogar nur 6,875,000 betragen hatte. Von diesen 9,510,826 Andersgläubigen bekannten sich zur röm.-kath. Kirche 2,994,936, zur armen.-kath. 222,533, zur armen.-gregorian. 372,535, zur lutherischen 1,836,450, zur reformirten 445,900, zum Islam 2,557,335, zum Mosaismus 1,266,765, zum Lamaismus 252,776, zum Schamanen und andern heidnischen Culten 163,186. Kirchen, Bethäuser und Kapellen in allen diesen Religionen zählte man 122,888 (1845 nur 114,211). Bei weitem den größten Theil derselben bilden die Römisch-Katholischen, nämlich 2400, sowie ihnen auch die meisten Klöster, 140, angehörend, in denen sich gegen 200 Mönche und Nonnen befanden, während ihre Weltgeistlichkeit 11,792 Personen zählte. Die armen.-gregorian. Kirche zählte 2350 Geistliche, 30 Klöster mit 118 Mönchen und Nonnen, die lutherische 465 Geistliche, die reformirte 35, der Islam 1950, der Mosaismus 1110, der Lamaismus 3700 und die übrigen Heiden 370 Geistliche. In der orthodoxen Kirche waren nahe an 10,000 Römisch-Katholische und Protestanten übergetreten, während der Wechsel der Confessionen innerhalb der letzterwähnten Kirchen selbst äußerst gering war.

Die oberste Leitung der orthodoxen Kirche steht seit Peter d. Gr. unter dem Heiligen Synode, der indeß ganz vom Kaiser abhängig ist, zu den höchsten Reichsbehörden gehört und zum Theil in Petersburg residirt, während andere Mitglieder in ihren Eparchien sich aufhalten. Das ganze Reich zerfällt nämlich in 52 Eparchien oder erzbischöfliche Diöcesen. In denselben befindet sich (nach Harthausen) mit Einschluß des Ressorts des moskauer Synodalcontors, des Hofes, des Garde- und Grenadiercorps, der Armee und Flotte 35,277 Kathedralen und 9661 Kapellen mit 37,140 Priestern, 15,734 Diakonen und 65,053 Kirchendienern. Die orthodoxe Weltgeistlichkeit zählt demnach 117,927 Köpfe. Die schwarze oder Klostergeistlichkeit scheidet sich in 463 Mönchs- und 118 Nonnenklöster mit 5148 Mönchen, 3968 dienenden Priestern, 2250 Nonnen und 5169 dienenden Schwestern, zusammen 16,527 Individuen, so daß die gesammte Geistlichkeit 134,456 Köpfe zählt. Die meisten Klöster befinden sich in der Moskauer her gelegenen Kreise des alten Kronlandes von Großrußland, in den Gouvernements Moskau, Nowgorod, Jaroslaw, Twer, Tschernigow, Kostroma, Tambow, Orel und das alte Kiew; nur wenige gibt es in Südrußland und bei den Kosaken, namentlich den Kubanern. In Bezug auf die Leitung und Beaufsichtigung der ausschließlich zur Bildung der Geistlichkeit bestimmten Lehranstalten zerfällt R. in vier Districte: den nördlichen oder Pribaltischen, den mittlern oder moskauer, den südwestlichen oder Kiewer (zu welchem auch die Provinzen Kiew und Georgien gehören) und den östlichen oder kasaner (zu welchem auch die Provinz Kasan gehört). In denselben befinden sich (nach Harthausen) 4 Akademien mit 414 Schülern, 17399 Seminaren mit 173,99 Schülern, 178 Districts- und 190 Kirchspielschulen, jene mit 2, diese mit 17,580 Schülern, im Ganzen mithin 419 geistliche Schulanstalten mit 60,635 Schülern, von welchen 18,543 (darunter alle die der Akademien) auf Kosten der Krone, 42,092 auf eigene Kosten unterrichtet werden. Ungeachtet der großen Anzahl von Kirchenggeistlichen





ten gefunden werden, stehen ebenso unter fünf Consistorien. Obschon in den Ostseeprovinzen tragsmäßig die protest. Kirche die herrschende, die griech. nur die geduldete ist, wurde in den letzten Jahren, besonders seit dem unfruchtbaren J. 1845, eine Menge von protest. B. in Livland und Esthland zum Abfall verlockt. Außer der luth. Universität von Helsingfors auch die zu Dorpat eine theologische Facultät für Evangelische. Für die luth. Gemeinden in gentlichen R. wirkt besonders die protest. Synode, die jährlich in Petersburg sich versammelt und sich seit 1851 vorzüglich des Unterrichts der ärmern Jugend in der Residenz angenommen hat. Auch fehlt es in R. nicht an zahlreichen protest. Sektirern, namentlich Herrnhutern, Mennoniten; jene sind besonders in Livland, diese in den taurischen Colonien an der Molt häufig. Die Juden hat man bis zum J. 1842 durch mehrfache Begünstigungen theils zur Colonisation, theils zum Übertritt zur griech. Kirche zu gewinnen gestrebt. Allein seitdem die Regierung immer strengere Maßregeln gegen sie in Anwendung, die zum Theil durch längs der Grenzen getriebenen Schmuggelhandel und durch ihre Theilnahme an den revolutionären Erscheinungen in Polen veranlaßt sein mögen. Der Aufhebung ihrer besondern Fassung folgte durch den Ukas vom Mai 1843 die Verweisung der Grenzjuden in das J. des Reichs, durch den Ukas vom 26. Sept. 1843 die Verpflichtung zur persönlichen Leistung des Kriegsdienstes unter Wegfall der bis dahin statt der Militärpflichtigkeit von ihnen erhobenen Abgabe, durch einen Erlass von 1846 das Verbot der Nationaltracht, durch den Ukas 1. (13.) März 1852 die Eintheilung der Juden Polens in Kaufleute, Ackerbauer, Handelsstädte, städtische Ansässige (darunter Rabbiner, Gelehrte, Lehrer) und Unangeseffene, welche letztere als Vagabunden behandelt werden. Alle diese Maßregeln haben indeß die beabsichtigte Entfremdung von ihrem Glauben und ihren Sitten nicht erreicht. Wie die Juden, so erfährt in neuer Zeit auch die mohammedan. Bevölkerung, die am stärksten in den Gouvernements Taurien, Drenburg, Kasan und in den kaukas. Ländern, wo sie elf Schulen mit 586 Schülern haben finden ist, mancherlei Bedrückungen. Die Buddha- oder Lamadiener sind vorzugsweise unter den Kalmücken, Kirgisen und den sibirischen, namentlich den tatarischen und turkischen Völkerschaften zu finden. Das Schamanenthum hat seine Anhänger vorzugsweise in Ostsibirien, sodann auch unter den uralischen Finnen, den Lappen und Samojeden, den arktischen Gebieten und Inseln. Doch hat die Zahl der Heiden im russ. Reich durch die Zeit der orthodoxen Geistlichkeit in neuester Zeit bedeutend abgenommen.

Von den drei Ständen des Reichs, dem Adel, den Städte- und Landbewohnern, bilden letztere die zahlreichste Volksklasse. Im J. 1843 gab es im ganzen Umfange des russ. Reichs Polen und Finnland mit eingerechnet, 15,404,309 Kronbauern, 1,861,943 Domänenbauern, 394,490 den Fabriken und öffentlichen Anstalten zugetheilte Bauern, 143,877 der Geistlichkeit und den Städten gehörige und 611,763 freie Landbebauer, wozu noch 35,275 Fuhrleute, 61,698 Bootsmänner und freie Matrosen, sowie 415,344 Militärcolonisten, 400,069 Colonisten, 778,787 zum Theil Freie, zum Theil Leibeigene von der Hofbienerschaft und 1,880,877 Kosacken hinzukommen. Neuerdings ist die große Klasse der Bauernschaft durch die Dnodbworzi (Einhöfner) oder Freisassen, die bis 1845 eine eigene Unterklasse des Adels bildeten und welchen sogar das Recht zustand, Ländereien mit Leibeigenen, jedoch nur von den Besitzern ihres Rangs zu kaufen, beträchtlich vermehrt worden, da auf den speciellen Befehl Kaiser's Alex., die ihr Adelsrecht nicht nachweisen können, von dem Anfange dieses Jahrhunderts als Bauern betrachtet werden sollen. Im J. 1842 betrug die Zahl jener Dnodbworzi 729,591 Individuen. Über ein Drittel aller Bewohner des Reichs sind Leibeigene, theils der Krone, theils Gutsherren gehören. Kein Leibeigener darf sich ohne Erlaubnis seines Herrn von den ihm angewiesenen Ländereien entfernen oder den ihm aufgelegten Diensten lassen; er kann von ihm für die gewöhnlichen Vergehen bestraft oder dem Zuchthause abgeführt werden. Den Strafen sind aber gewisse Grenzen gesetzt. In jeder Noth muß der Gutsherr den Unterhalt der Leibeigenen sorgen. Leibeigene ohne Land dürfen nicht öffentlich veräußert oder auf Handelsplätzen verkauft werden; doch steht dem Gutsherrn freilich immer noch das Recht zu, seine Leibeigenen von einem seiner Güter auf das andere zu versetzen. Auf den Ländereien der Krone und einzelner Gutsherrn wurde in neuern Zeiten eine große Anzahl Leibeigener gelassen; doch ist man in der neuesten Zeit dem Grundsatz gefolgt, daß es besser sei, als dieselben einem freiem Verhältnisse entgegenzuführen. Die Ukase von 1845 und 1846 haben die Verhältnisse der Bauern den Gutsherrschaften gegenüber auf eine für die Leibeigenen wohlthätige Weise. Im J. 1854 erschien ein Ukas, welcher die Verpachtung derjenigen Ländereien verbot, auf welchen sich Leibeigene befinden. Es gibt übrigens Familien in R., welche





und Mustermeiereien angelegt worden, für welche die mit dem Landgute der Gräfin E. Stroganow in Marina im Gouvernement Nowgorod verbundenen landwirthschaftlichen Anlagen als Vorbild dienen können. Über das Verhältniß des angebauten Landes zum Wald- und Waldboden, sowie zu dem unangebauten Lande sind nur für das europ. R. einige maßen zuverlässige Angaben vorhanden. Nach Schubert's Berechnung (1835) kommen 402,100552 Dessätinen (die Dessätine ist = 4,28 preuß. Morgen) oder etwa 800741 aus welchen nach seiner Abgrenzung die ganze Bodenfläche des europ. R. besteht, 156 Dessätinen auf Wald und Strauchwerk, über 178 Mill. auf todtes Land, sodaß etwa 1 Mill. als culturfähiges Land und über 6 Mill. als Wiesen angenommen werden könnten. Die große Ausdehnung des Reichs und seine klimatischen Verschiedenheiten leiten auf folgenden Abschnitte im Zustande der landwirthschaftlichen Industrie: 1) Gänzlich unfähig für semionische Cultur sind die nördlichsten und östlichsten Gegenden des Reichs, erstere namentlich Sibirien. 2) Einen tauglichen, aber dürrstigen Boden, wo die natürlichen Hindernisse schwer zu überwinden, besitzen die nördlichen Gouvernements Petersburg, Nowgorod, Perm, Wjatsk, Finnland, zum Theil auch Landstriche in Kaukasien, Saratow und Taurien. Jene haben Sümpfe, Moräste, Wälder, einen meist feuchten, sandigen Boden, wo der Winter hart greift; in diesen finden sich großentheils holzige, theils kahle, dürre Flächen, der Hitze, dem Ferkmangel und den oft wiederkehrenden Insekten ausgesetzt. 3) Zu den fruchtbaren Gegenden gehören die meisten Gouvernements des mittlern R., des sogenannten „Landes der schwarzen Erde“, auch einige wenige des nördlichen Landstrichs. Den besten und ergiebigsten Boden aber Kasan, Nishnij-Nowgorod, Pensa, Tambow, Kurland, Charkow und das übrige europ. Rußland mit der Ukraine, auch einige Theile Polens, Kaukasiens und Sibiriens. Die Gegenden an der Wolga und deren Nebenflüssen, die sich von der Dnaja an ergießen, gehören mit zu den reichsten R.s. Aber es gibt kein Land in Europa, in welchem die Getreideernten so sehr von Zufälligkeiten abhängen wie in R. Wenn es anderswo nur selten Ernten gibt, die an die russischen grenzen, so kennt man daselbst doch auch das entgegengesetzte Extrem nicht. Diese fallende Verschiedenheit in den Ernten R.s entspringt nicht aus physischen Umständen, sondern vielmehr aus der Unkenntniß, wie die erzeugende Naturkraft durch menschliche Mitwirkung gesteigert sei. Der Ackerbau wird bis auf den heutigen Tag ebenso betrieben wie vor hundert Jahren. Wenn auf mehreren Privatgütern das Verhältniß ein anderes und auf ihnen bereits eine neue Methode der vervollkommenen Landwirthschaft eingeführt ist, so sind diese Beispiele noch selten und bei der Ausdehnung des Reichs kaum bemerkbar. Unter solchen Umständen klären sich die Bemühungen der Regierung, wenigstens auf den Krongütern die Landwirthschaft zu heben, und sie hat in neuerer Zeit auf die Quantitäten und Qualitäten der Ausfuhr einen günstigen Einfluß und mit günstigem Erfolge eingewirkt. Von Getreidearten baut man in R. am häufigsten Roggen, Weizen mehr in den mittlern und südlichen Gegenden, Mais und Gerste in Taurien und am Terek in Kaukasien, Reis besonders bei Kischinew in Kaukasien, Gerste im ganzen Reich bis gegen das Eismeer, Hafer mehr zum eigenen Bedarf als zur Ausfuhr, Erbsen, Linsen und andere Hülsenfrüchte in großer Ausdehnung, letztere besonders in den nördlichen Gegenden, Kartoffeln verhältnißmäßig noch wenig, namentlich im Innern des Reichs, wo ihrer Cultur Vorurtheile und Trägheit entgegenstehen. Futterkräuter sind im Überflusse vorhanden, werden aber wenig gepflegt; der Wiesenwuchs hat eine außerordentliche Ausdehnung. Der Hanf- und Flachsbau, besonders im mittlern und nordwestlichen R. heimisch und nahe dem Roggen- und Weizenbau der bedeutendste Zweig der Landwirthschaft, liefert jene großen Quantitäten der vortrefflichsten Faserstoffe, die von allen Ländern Europas aus den russ. Distrikten bezogen werden. In einigen Gegenden baut man auch Krapp, Waid, Saflor, Safran und Pfeffer, doch nicht in bedeutender Menge. Immer wichtiger dagegen wird die durch Privatbäuer und eigenes Interesse der Bauern geförderte Runkelrübencultur, welche bereits zahlreiche Zuckersiedereien versorgt; man schätzt die Menge des fabricirten Rübenzuckers auf 1 Mill. Pud. Der Weinbau nimmt in den südlichen Provinzen mit jedem Jahre zu und sind hierin vorzüglich die Colonisten thätig. Am blühendsten ist er in der Krim, im Gouvernement Cherson und am Terek; auch in Podolien macht er Fortschritte. Der Gartenbau allgemein noch auf niedriger Stufe, doch sucht ihn die Regierung zu heben. Der Taback blüht vorzüglich in der Ukraine, in Podolien, in der Krim und an der Wolga.

Die Viehzucht herrscht vor in dem südlichen und südöstlichen R., bei den nomadischen Völkern und im höhern Norden, wo besonders Renthierzucht getrieben wird, während im Süden, z. B. um Drenburg herum, die Kamelzucht im Schwunge ist. Das





der gesammte Goldgewinn 24226 Pud. Mit Ausnahme des Goldes hat sich übrigens die Metallproduction in R. in weit geringerem Grade als in andern Ländern entwickelt, theils weil in den technischen Fortschritten zurückgeblieben ist, theils weil die wichtigsten Bergwerke in genden sich finden, die wenig mit Communicationsmitteln versorgt sind. Silbererze kommen in R. mit Bleierzzen vor und werden auch zum größern Theile mit diesen zusammen verhüttet; die vorzüglichsten Gruben liegen in Sibirien. Der jährliche Silberertrag ist jetzt 11—12 Pud, aber seit dem Anfang des 18. Jahrh. bis 1851 wurden nur 108719 Pud gewonnen. Der Gesamtwertb des von 1826—51 in R. gewonnenen Goldes und Silbers betrug 285,769000 Silberrubel, des vom Ausland in Barren oder Münzen eingeführten 189,295000, des ausgeführten 48,350000, des in Münzen verprägten 340,000000, des zu Medaillen verprägten 1,707000, des in Barren ausgegebenen 39,462000, und der Gesamtwertb der im Anfange 1851 in R. vorhandenen Gold- und Silbermünzen wurde auf 346 Mill. Silber veranschlagt. Platina findet sich fast ausschließlich an der Westseite des Ural. Seit Entdeckung dieses Metalls, 1824—51, wurden 2061,7 Pud, davon allein 1990 Pud in dem Bezirk der Demidow'schen Erben gehörigen Hütten von Nischnij-Tagilsk, gefördert. Früher belief sich der jährliche Ausbeute der letztern auf 100 und sogar auf 200 Pud, und bis 1834 wurde Platina vermünzt im Werthe von 8,186620 Rubel. Doch hörte man bald mit dem Vermünzen auf, weil Platina besser zu chemischen Zwecken verwendet werden konnte. Im J. 1845 wurde der Münzhof zu Petersburg kein Platina mehr an, und ein Ukas von 1845 zog die vorhandenen Platinamünzen völlig aus dem Verkehr und überließ den Eigenthümern des Minus jede beliebige Rußanwendung. Diese Maßregel veranlaßte die tagilsker Besitzer, die Platinwäsche ganz aufzugeben, obgleich ihre Lager noch eine beträchtliche Quantität dieses Minerals enthielten. An Kupfer, das sich reichlich im Ural, noch reichlicher, aber wenig benutzt in Sibirien findet, gewann R. im vorigen Jahrzehnd jährlich im Durchschnitt 286000, 1849 340000 und 1850 bereits 400000 Pud. Ein gegen 31000 Pud betragender Theil des russischen Kupfers wird in der jekaterinburger Münze geprägt, der größte Theil aber ins Ausland verkauft. Diese Ausfuhr hat, namentlich durch die Concurrenz Englands, bedeutend abgenommen, indem sie zwischen 1820 und 1830 jährlich im Durchschnitt 229000 Pud, zwischen 1830—40 nur 192500 und von 1840—50 gar nur 9500 Pud betrug. An Eisen werden den kaiserlichen Werken jährlich 2 Mill. Pud gewonnen und davon die Bedürfnisse des kaiserlichen Ministeriums, der Admiralität und andern kaiserlichen Verwaltungen gedeckt, sodaß nur ein Viertel für den Verkauf übrigbleibt. Die Privateisenhüttenwerke verschmolzen von 1820—50 durchschnittlich 1,108800 Pud Roheisen. In den J. 1838—44 betrug die durchschnittliche Roheisenerzeugung 10,481000, die Stabeisenerzeugung 692600 Pud, dagegen von 1820—50 jene 11,682000, diese 771000 Pud, also gegen 11½ Proc. Vermehrung in 6 Jahren. Aus Polen und Finnland wurden 1838 gegen 150000 Pud, in neuerer Zeit 250000 Pud eingeführt; die Ausfuhr, 1838 noch 1,100000 Pud, ging auf etwa 700000 Pud zurück, ein Beweis von der Zunahme des Eisenverbrauchs in R. Das Blei ist nicht zügllich und die Ausbeute deckt nicht ganz den Bedarf des Landes. Steinkohlen und Antracit finden sich in verschiedenen Theilen des Reichs in ausgedehnten Lagern. Ein reger Bergbau wird aber vorerst nur im südlichen R. betrieben. Die Ausbeute ist keineswegs beständig, beträgt aber jetzt etwa 3,160000 Pud jährlich, wovon 2,360000 auf Antracit kommen. Die Einfuhr von engl. Steinkohlen betrug 1834 nicht ganz 2½ Mill. Pud, aber bis 1850 auf mehr als 13 Mill. Pud, d. i. mehr als das Vierfache der in R. geförten Kohlen. Granit, Porphyr, Malachit und andere Steinarten finden sich in großer Menge von vorzüglicher Größe und Schönheit. An Granit ist besonders Finnland reich. Im J. 1824 entdeckte man den ersten Diamant auf einer Goldwäscherei der Gräfin Polier. An Halbedelsteinen ist kein Mangel. Allgemein bekannt ist das russ. Frauenglas, welches auf einer Insel des Weißen Meeres in Tafeln bis zu einem Quadratfuß Größe gefunden wird. Porzellan und Thonerde liefern Sibirien und Taurien. Ungemein reich ist das Land an Salz, besonders in den Grenzprovinzen gegen Asien hin. Von Steinsalzlagern werden die von Seltz bei Petersburg, von Kulpin am Fuße des Ararat und von Nachitschewan in der Provinz Erivan hervorgehoben. Unter den überaus zahlreichen, Salz absetzenden Seen sind diejenigen in der Krim, Bessarabien und der 373 QM. große Eltonsee im Gouvernement Astrachan hervorzuheben. Der jährliche Ertrag wurde 1840—50 auf 30¼ Mill. Pud, die Einfuhr fremden Salzes jährlich auf 4¼ Mill. Pud veranschlagt; die Vorräthe der Regierung, welche den ausländischen Verkauf desselben besitzt, ihn aber auf die Ablieferung in die Kreis Magazine beschrankt.





gewonnen. Schafpelze, das nothwendigste Kleidungsstück jedes gemeinen Russen, werden jährlich 15—14 Mill. Stück gefertigt. Der russ. Leinenindustrie tritt auf den heimischen Märkten die gefährliche Concurrenz der Baumwollensstoffe, auf den ausländischen die der vollendeten Maschinenleimwand Englands hemmend entgegen. Der Werth der Leinenwaaren, die in R. verbraucht werden, wurde 1850 auf 40 Mill. Silberrubel, der der übrigen von Flachß verfertigten Gegenstände auf 20 Mill., der der Ausfuhr von rohem Flachß und von Flachßwaaren auf 20 Mill., der des Umsatzes in diesem Artikel also auf 80 Mill., der der Hanferzeugnisse auf 50 Mill. angeschlagen; Taaue und Segeltuch werden über den Bedarf gefertigt. Die russ. Seidenwaarenfabrikation, deren Hauptsitz das Gouvernement Moskau ist, beschäftigt, einschließlich der kleinern Anstalten, etwa 250 Etablissements und verarbeitet jährlich mehr als 40000 Pud Rohseide, wovon zwei Drittel in R. selbst gewonnen werden. Im J. 1845 betrug der Werth ihrer jährlichen Production 7 Mill. Silberrubel. In Moskau werden seidene Halstücher, Seiden- und Sammtwestenstoffe schon ziemlich gut verfertigt, und in Bogorodsk in demselben Gouvernement macht die Seidenfabrikation immer mehr Fortschritte. Im Ganzen läßt sie aber noch viel zu wünschen übrig und die Preise sind 20—30 Proc. höher als in andern Ländern. Auch die Papierfabrikation hat in neuester Zeit bedeutend an Ausdehnung gewonnen und sich theilweise die Verbesserungen des Auslandes zugeeignet. Runkelrübenzuckerfabriken hat gegenwärtig R. mehr als irgend ein anderes Land: 1853 nicht weniger als 360, während Frankreich deren 334, der Zollverein 237 aufzuweisen hat. Allein in der Quantität des producirten Rübenzuckers kann sich R. mit keinem dieser Länder messen. Die Metallfabriken werden bei dem großen Reichthum der russ. Bergwerke mit jedem Jahre bedeutender. Mehrere Hundert Eisen- und Kupferhütten, Hohöfen und Hammerwerke, die meisten im Gouvernement Perm, wo Jekaterinburg der Sitz eines Oberbergamts und einer großartigen montanistischen Gewerbthätigkeit ist; dann in den Gouvernements Drenburg, wo Slaturst berühmte Eisensfabriken mit meist deutscher Arbeitern hat, und Kasan stehen in Betrieb. Ausgezeichnet sind die kaiserl. Eisengießerei bei Petersburg, die Gewehrfabrik zu Sestrabet bei derselben Residenz, zu Wotta und Isch im Gouvernement Wiatka, hauptsächlich aber zu Tula, wo zugleich andere Waffen und in Menge sonstige Stahl- und Eisenwaaren verfertigt werden. Ferner die Messerfabriken in Petersburg und Moskau, zu Bielew bei Tula, die großen und berühmten Fabriken in den städtegleichen Dörfern Pawlowo und Worsma oder Worms im Kreise Gorbатов des Gouvernements Nischni-Nowgorod, die einen großen Theil R.s mit Eisen- und Stahlarbeiten, namentlich auch mit den sogenannten secreten Schlössern versehen. Im Ganzen jedoch hat die Metallwaarenfabrikation wie die montanistische Gewerbthätigkeit in R. hinsichtlich der Vollkommenheit ihrer Productionen nur geringe Fortschritte gemacht. Im J. 1843 veranschlagte man den Werth der Eisen-, Stahl-, Kupfer- und Bronzefabrikate auf 21—23 Mill. Rubel Banco, den der Lederfabrikate auf 20—25 Mill. Rub. B., die Ausfuhr von Juften (etwa 63110 Pud, 113778 Stück) auf 1,008211 Silberrubel, den der hölzernen Mobilien auf 4—6 Mill. Rub. B., des Schreibpapiers auf 2—2½, der Töpferwaaren (ohne Ziegelsteine) auf 8—10, der Glaswaaren auf 6—7 Mill. Rub. B. und den Werth sämtlicher russ. Fabrikate, ungerechnet den Zucker und Brantwein, auf 102,570000 Silberrubel. Brantwein, dessen Verkauf ein kaiserl. Monopol und dessen unmäßiger Genuß in einigen Theilen des Reichs ein Ruin der Bevölkerung ist, wurde schon vor 12 Jahren (vgl. P. von Köppen, „Über den Kornbedarf R.s“, Petersb. 1842) im ganzen Reiche etwa 32 Mill. Vedro oder ungefähr 5⅓ Mill. preuß. Eimer bereitet. Was die Benützung der Forste betrifft, so sind der Norden und Osten des europ. R., sowie die lithauischen Gouvernements die Hauptsitze der großartigsten Holzgewerbe, welche zum innern Vertriebe unberechenbare Massen von Bau-, Brenn- und Werkholz, von Lindenbalkmatten (deren Werth jährlich auf 2 Mill. Silberrubel geschätzt wird), sowie Theer, Pech und Pottasche liefern und die besten Sortiments dieser Artikel nebst Schiffbau- und anderm starken Bauholz, Bretern, Stabholz, Mastbäumen u. s. w. in den auswärtigen Handel bringen. Der Schiffbau wird nicht allein in den Häfen der Ostsee, des Schwarzen und Asowschen Meeres, sondern auch an der Wolga und deren Nebenflüssen, besonders der Dka und Kama, äußerst lebhaft betrieben. Die Schiffe, welche auf ersterer ohne alles Eisenwerk gebaut werden und beladen nach Rybinsk (s. d.), sowie die Barken, welche von dort nach Petersburg schifft werden dort zerschlagen und zur Feuerung benutzt.

Auch der Handel verdankt Peter d. Gr. eine großartigere Ausdehnung. Durch seine Eroberungen und durch Gründung der russ. Seemacht eröffnete er ihm den Seeverkehr. Handelsverträge, Bankanstalten und Märkte förderten ihn unter seinen Nachfolgern. Es traten Com-





burg beschränkt. Der Handel von Archangel am Weißen Meer ist durch seine Lage und seinen weit längern Winter von geringer Wichtigkeit. Desto bedeutender ist er in den südruss. Häfen, namentlich Odessa (s. d.), welches seit 1817 Freihafen ist. Die übrigen sind Taganrog, Mariupol und Berdiansk am Asow'schen Meer, Kertsch (seit 1822 Freihafen), Feodosia (Kassa), Eupatoria oder Fjerpatoria in der Krim, Ismail und Reni an der Donau. Der Handel auf dem Kaspi'schen Meere concentrirt sich hauptsächlich auf Astrachan. Schon unter Kaiser Alexander hatte sich die Ein- und Ausfuhr verdoppelt. Noch um ein Bedeutendes hat sich der Verkehr in neuester Zeit gehoben. Im J. 1851 betrug die Einfuhr 1) über die europ. Grenzen, und zwar in das eigentliche R.: 78,038315, nach Polen 9,015372, nach Finnland 949089 Silberrubel; 2) über die asiatischen Grenzen: 15,734836, in das ganze Reich also 103,737612 Silberrubel (9,819588 mehr als 1850). Die Ausfuhr betrug 1) über die europ. Grenzen und zwar aus R.: 79,221377, aus Polen 4,852226, aus Finnland 2,180561; 2) über die asiat. Grenzen: 11,140293. Aus dem ganzen Reiche betrug mithin die Ausfuhr 97,394457 Silberrubel (d. h. 1,053715 weniger als 1850) und der Gesamtverkehr 201,132069 Silberrubel. Der Zollertrag belief sich auf 30,529928 Silberrubel (599473 weniger als 1850), wovon die Verwaltung mit Einschluß der Bureaukosten 7 Proc. erforderte. Was die Schifffahrtsbewegung anlangt, so liefen 1851 in den Ostseehäfen 3790 Schiffe ein und 3781 aus, in denen des Weißen Meeres 721 ein und 658 aus, in denen Südrusslands 2585 ein und 2598 aus, in denen des Kaspi'schen Meeres 227 ein und 305 aus, im Ganzen also 7323 ein (1850 nur 6780, 1840 nur 5113) und 7342 aus (1850 nur 6801, 1840 nur 5112) und zwar mit einer Tragfähigkeit von 579396 Lasten für die angekommenen (1850 dagegen 626375) und von 576289 (nur 212 mehr als 1850) für die abgegangenen Schiffe. Die Hauptgegenstände der Einfuhr sind: Rohzucker, Kaffee, Thee, Früchte, Wein (davon ein Drittheil Champagner), Taback, Fischwerk, Baumwolle, Seide, Wolle, Färbestoffe, Baumwollensfabrikate, Leinenwaaren, Seidenzeuge, Wollenwaaren, Baumöl, Maschinen und Instrumente, Edelsteine, Pelzwerk, rohe Metalle, besonders Blei, Steinkohlen. Hauptausfuhrartikel sind: Hanf- und Leinsamen, Flachs und Hanf, Talg, Getreide, Breter, Kupfer, Eisen, Schweinsborsten, Lützen und anderes gegerbtes und rohes Leder, Schafswolle, Baumwollensfabrikate, Luche, Rindvieh, Pelzwerk, Laue, Segeltuch und Leinwand.

Nichten wir auf die geistige Cultur unsern Blick und vergleichen die Gegenwart mit Peter's d. Gr. Zeit, so ist ein überraschendes Fortschreiten derselben nicht zu verkennen, aber nur unter dem Adel, bei den Städtebewohnern und allenfalls auf den um größere Städte liegenden Ländereien. Nicht allein die Leibeigenschaft läßt eine große Kluft zwischen den höhern und den niedern Ständen, sondern auch und hauptsächlich der Abstand der Bildung. Peter d. Gr. drang zunächst den angesehenen Familien europ. Bildung auf. Unter ihm wurde auch die Volkssprache zur Schriftsprache erhoben. Katharina II. verbreitete nicht allein durch ihr Beispiel und ihren Hof unter den Großen franz. Sitte und Bildung, sie sorgte auch für den Volksunterricht durch städtische Schulen und wissenschaftliche Institute. (S. Russische Sprache und Literatur.) Für die Bildung der Landbewohner that Alexander sehr viel; er suchte zuerst ein vollständiges System der Unterrichtsanstalten mit militärischer Einrichtung und Unterordnung durchzuführen. Zar Nikolaus bemühte sich im Einklange mit seiner Politik dem Andrängen fremder Bildung, soweit sie nicht rein dem praktischen Gebiet angehört, entgegenzutreten. Daher wurde die Bildung junger Russen im Auslande verboten und nur einzelnen die besondere kaiserl. Erlaubniß dazu ertheilt. Der Aufenthalt der Russen im Auslande erfuhr ebenfalls Beschränkungen, wozu auch hohe Paßgebühren kamen. Die Erziehung im Hause und in Privatanstalten wurde unter öffentliche Controle gestellt und als Hauptgegenstände des Unterrichts wurden bezeichnet: russ. Sprache und Literatur, Landesgeschichte, Volkskunde, russ. Geographie und Statistik. Die Hauptzweige des Unterrichts, mit einzelnen Ausnahmen, namentlich der Militäranstalten, stehen gegenwärtig unter dem 1802 errichteten Ministerium der Volksaufklärung und des öffentlichen Unterrichts und sind in neun Lehrbezirke (Petersburg, Moskau, Charkow, Kasan, Kiew, Dorpat, Weißrußland, Odessa und Sibirien) und mehrere besondere Verwaltungen getheilt. An der Spitze jedes Lehrbezirks steht ein Curator. Universitäten gibt es sieben: zu Petersburg, Moskau, Charkow, Kasan, Dorpat, Kiew und Helsingfors (früher zu Ubo). Von diesen haben nur Dorpat und Helsingfors vier Facultäten. Durch die 1850 erfolgte Beschränkung der höhern Studien von der vierten Classe an auf die Söhne des Adels hat ihre Frequenz merklich abgenommen, so daß z. B. zu Petersburg auf 48 Lehrer wenig über 400 Studirende (früher 700) kommen. Auf sämtlichen Universitäten war 1849 die





setzt. Jeder russ. Herrscher muß mit Gemahlin und Descendenten der russ.-griech. Kirche angehören. Kinder aus einer vom Kaiser nicht für ebenbürtig anerkannten Ehe sind nach der Successionsacte des Kaisers Alexander vom 20. März 1820 nicht successionsfähig. Der Thronfolger muß mit vollendetem 16. J. volljährig, die übrigen Großfürsten und Großfürstinnen des Hauses werden es erst mit zurückgelegtem 18. J. In Bezug auf Finnland, welches vor den übrigen Theilen des Reichs und namentlich vor den deutschen Ostseeprovinzen manche Vorrechte genießt, ist der Kaiser an die Incorporationsacte von 1809 gebunden. Polens (s. d.) besondere politische Institutionen sind nach den Unruhen von 1846 fast ganz aufgehoben worden. Bedeutend ist die Zahl der russ. Ritterorden, von welchen allen der Kaiser Großmeister ist, und in welchem Staate werden dergleichen Decorationen so häufig verliehen als in R. Hofehren und Militärdienstorden zugleich sind: 1) der Andreasorden; 2) der Katharinenorden; 3) der Alexander-Newskiorden; 4) der St.-Annenorden; 5) der weiße Adlerorden; 6) der Stanislausorden. Die beiden letztern Orden sind polnische, wurden aber 1832 den russischen einverleibt. Verdienstorden allein sind: 1) der Militärorden des heil. Georg; 2) der Wladimirorden; 3) der Militärverdienstorden in fünf Classen, der bis 1832 ein polnischer war. Außerdem werden noch edelne Degen mit der Inschrift „Für Tapferkeit“ verliehen. Die Soldaten tragen Medaillen und Erinnerungszeichen an die Feldzüge, denen sie beigewohnt haben. Im J. 1828 wurde ein besonderes Ehrenzeichen für tadellosen Dienst der Civil- und Militärb Beamten gestiftet, auf welches Jeder nach 15jähriger Dienstzeit Anspruch hat. Das Marien-Ehrenzeichen in zwei Classen wurde 1829 für Frauen bestimmt, welche ihre Pflicht in den ehemals der Kaiserin-Mutter (Maria Feodorowna) untergebenen Anstalten pünktlich erfüllt haben. Der von Kaiser Peter nach R. verpflanzte Zweig des Johanniterordens hat ein russ.-griech. und ein russ.-kath. Priorat mit ungefähr 100000 Silberrubeln Einkünften und 25000 Bauern.

Die höchste berathende Behörde des Reichs ist der 1801 von Alexander eingesetzte, 1810 völlig reorganisirte Reichsrath, in welchem zuweilen der Kaiser selbst den Vorsitz führt, in der Regel aber dessen Präsident, seit 1848 der General der Cavalerie und Generaladjutant Fürst Ischernitschew, der zugleich im Staatsministerium präsidiert. Mitglieder des Reichsraths sind die volljährigen Großfürsten und auf Lebenszeit ernannte hohe Staatsmänner und Generale. Die Minister wohnen den Sitzungen bei. In fünf Sectionen: 1) für Gesetzgebung; 2) für Militärangelegenheiten; 3) für Civil- und kirchliche Angelegenheiten; 4) für Staatswirtschaft und 5) für die Angelegenheiten des Königreichs Polen, welche letztere Section 1831 errichtet wurde, wird für die Plenarsitzungen vorgearbeitet. Der 1711 von Peter d. Gr. errichtete und 1802 neu organisirte dirigirende Senat hat zunächst über Beobachtung der Gesetze zu wachen, welche auch durch ihn in der Senatszeitung publicirt werden; er führt Mitaußsicht über die Einnahmen und Ausgaben des Staats und wacht für Erhaltung der öffentlichen Sicherheit. Alle Gerichtshöfe stehen unter ihm, sodaß nur in gewissen Fällen von ihm an den Kaiser appellirt werden kann. Dieser gilt für das Haupt des Senats, der deshalb auch keinen Vizepräsidenten hat. Die Senatoren werden vom Kaiser ernannt in unbestimmter Zahl, jedoch in der Regel nicht über 120. Seit 1834 nehmen auch Großfürsten an den Senatsitzungen Theil. Der Senat ist in elf Departements getheilt, wovon die sechs ersten zu Petersburg, drei in Warschau und zwei in Warschau sich befinden. In den einzelnen Departements ist Einstimmigkeit bei Entscheidung erforderlich, in den Generalversammlungen absolute Stimmenmehrheit. Unter der Leitung des Heiligen dirigirenden Synods in Petersburg stehen alle Angelegenheiten der russ.-griech. Kirche. Er hat eine Abtheilung (Synodalcontor) in Moskau. Das Staatsministerium besteht jetzt aus zehn Ministern, denen bisweilen Gehülfsen (Adjuncten) an die Seite gesetzt werden, und drei von jenen unabhängigen Generaldirectoren. Die einzelnen Ministerien sind: 1) das des kaiserl. Hauses; 2) der Apanagen; 3) das der auswärtigen Angelegenheiten; 4) das des Kriegs; 5) das der Marine; 6) das der innern Angelegenheiten; 7) das der Justiz; 8) das der Finanzen; 9) das des öffentlichen Unterrichts und der Volksaufklärung; 10) Ministerium der Reichsdomänen. Die drei Generaldirectionen sind: 1) die der Reichscontrole; 2) die des Postwesens und 3) die der Land- und Wasserstraßen und der öffentlichen Bauten. Mit dem Vorsitz des Ministerraths ist der Präsident des Reichsraths, General der Cavalerie, Fürst Ischernitschew, beauftragt. Früher gab es auch einen Generaldirector für die kirchlichen Angelegenheiten der fremden Confessionen; dies Ministerium ist aber gegenwärtig mit dem des Volksaufklärung verbunden. Für die poln. Angelegenheiten besteht dagegen noch jetzt ein besonderer Ministerstaatssecretär in Petersburg, sowie auch ein solcher für Finnland. Ersterer hat zugleich Sitz und Stimme im Staatsministerium, welche Befugniß letzterem ab-





zu verhindern, das Aufschließen der Nasenlöcher und das Brandmarken auf Wange und Nase wieder angeordnet. Die Zahl der jährlichen Mordthaten beläuft sich noch immer in R. mehr als 1000 und die Zahl der Selbstmorde ist fast genau dieselbe. Straßenräubereien kommen verhältnißmäßig nur wenig vor. Groß ist dagegen die Zahl der Feuersbrünste, deren es 3000 in jedem Jahre stattfinden. Durch Unglücksfälle aller Art kommen jährlich durchschnittlich 15000 Menschen um ihr Leben, und mehr als zehn mal so viel Individuen büßen ihr Leben jährlich durch Vernachlässigung in den ersten Lebensjahren von Seiten der Eltern ein. In keinem Lande der Welt sterben so viel Kinder vor zurückgelegtem ersten Lebensjahre als in Rußland; kaum die Hälfte aller Geborenen erreicht das fünfte Lebensjahr. Vgl. Rußdorf, „Über nationale, die große Sterblichkeit in R. bedingenden Krankheiten“ in Erman's „Archiv“ Bd. 11 (Berl. 1852).

Die Finanzen des Staats, die in der bewegten Zeit Kaiser Alexander's sehr gelitten, nachhaltig durch die Verwaltung des Grafen Cancrin (s. d.) wieder gehoben worden. Es bestehen die Staatseinnahmen theils im Ertrage der Steuern, theils in Einkünften der Regalien und Kron Güter. Zu den Steuern gehören das Kopfgeld, die Gilbensteuer, die See- und Landzölle zu den Einkünften der Obrigkeit, d. h. Leib- oder Erbzins der leibeigenen Bauern, auf den Domänen der Krone, das Branntweinmonopol, die Stempelgefälle, die Patentgebühren, das Bergregal, die Kronforsten und Kronfischereien, die Kronfabriken, die Bergwerke und das Mineralregal. Der Staatsbedarf wird jährlich auf 160—180 Mill. Silberrubel angenommen; werden nur Nachweise über die Einkünfte der Kron Güter veröffentlicht. Nach dem Anfang des Jahres erschienenen Rechenschaftsberichte des Ministeriums der kaiserl. Domänen für das J. 1851 war der Ertrag der Steuern und Abgaben von diesen auf 45,300,097 Silberrubel gestiegen, wovon 33,772,440 in die kaiserl. Schatzkammer flossen: eine Einnahme, die den gemachten Überschlag um 504,070 Silberrubel überstieg. Außerdem gingen noch an Schulden und anderen Rückständen ein 287,438 Silberrubel, was als ein Beweis von der Verbesserung der materiellen Verhältnisse der Domänenbevölkerung (18 1/2 Mill. E.) hervorgehoben wurde. Staatsschuld betrug 1. Jan. 1853: alte holl. Anleihe 33,100,000 Gldn. holl. (1 Silberrubel = 1,7543 Gldn. holl.); neuere holl. Anleihe 24,049,000 Gldn. holl., also äußere Schuld 57,149,000 Gldn. holl. Innere Terminschuld 110,867,055 Silberrubel; fortdauernde innere und äußere Renten 223,861,476 Silberrubel und 5,280,000 Pf. St.; zusammen 401,552,531 Silberrubel. Zur Interessenzahlung der Terminschulden und fortdauernden Renten und Ablösungen wurden 1852 der Amortisationsklasse 29,369,337 Silberrubel zugewiesen. Tilgungscapital besteht in abgelösten fortdauernden Renten, nämlich: Renten zu 6 Proc. von der ersten und zweiten Anleihe zu 5 Proc. = 43,040,719 Silberrubel; Renten der dritten und vierten Anleihe zu 5 Proc. = 150,245, Renten zu 4 Proc. = 359,280 und Capital nach specieller Bestimmung = 6,157,011 Silberrubel. Über die Negotiationen der Staatsbank 1848—49 wurde Folgendes bekannt: 1) Die Reichshypothekenbank hatte, mit Einfluß von 3 1/2 Mill. Reservefonds, 9,295,925 Silberrubel; die Einlagen 1. Jan. 1848 betragen 234,132,928 Silberrubel; zurückgezahlt wurden im Laufe des Jahres 28,069,970 Silberrubel und disponitionsfähig war 1. Jan. 1849 die Summe von 260,540,899 Silberrubel. 2) Die Reichsbank hatte 1. Jan. 1848 für 1,953,560 Silberrubel Depositen Scheine in Umlauf; im Laufe des Jahres wurden 1,673,122 Silberrubel gegen Reichscreditscheine eingetauscht, so daß 1. Jan. 1849 nur noch für 280,438 Silberrubel Scheine cursirten. 3) Die Assignatenbank betreffend, so waren 1. Jan. 1848 65,759,925 Rubel Assignaten oder Banco (zu 2/3 Silberrubel im Umlauf; während des Jahres wurden davon 50,828,295 Rub. Assignaten in Reichscreditscheine umgewandelt, so daß 1. Jan. 1849 nur noch 14,931,630 Rub. Assignaten cursirten, ohne daß dadurch die Papiergeldschuld gemindert wurde. Die Summe der Creditpapiere, einschließlich derjenigen der Lombards und der Institute der allgemeinen Fürsorge, beliefen sich Anfang 1849 auf 306,628,672 Silberrubel. Zur Deckung des umlaufenden Papiergeldes ist der in der Paulscitadelle zu Petersburg aufbewahrte Staatschatz bestimmt, der 1. Jan. 1850 99,765,000 Silberrubel an edeln Metallen besaß.

Die Militärmacht R.'s ist erst von Peter d. Gr. auf europ. Fuß gebracht worden. Von jener Zeit an wurde ihr die vorzüglichste Aufmerksamkeit zugewendet, und die fortwährenden Kriege waren die beste Bildungsschule für das russ. Heerwesen. Eine ganz neue Organisation gewann dasselbe unter Alexander I., und Nikolaus fuhr fort, demselben seine Hauptkraft widmen. In keinem andern Staate Europas nimmt der Herrscher so unmittelbaren und großen Antheil am Kriegswesen; und selbst dem ganzen russ. Staatsorganismus ist ein durch





des Kaisers, der Gardejunterschule, der Hauptingenieurschule und der Michailow'schen Artillerieschule, sämmtlich Cadettencorps-Erziehungsanstalten und zählen 865 Lehrer und 8 Schüler. Die 10 Lehranstalten für die Marine, wobei ein Cadettencorps zur Bildung Seeoffiziere, vier Matrosenschulen, zwei Lehrcompagnien und drei Schulen, zählen 337 Lehrer und 3920 Schüler.

Die russ. Seemacht besteht, abgesehen von den Flotillen im Weißen, im Kaspiischen und Dniew'schen Meere, aus zwei Abtheilungen: der Abtheilung oder der Flotte der Ostsee oder des Baltischen Meeres und der tschernomorischnen Abtheilung oder der Flotte des Schwarzen Meeres. Zusammen bilden 5 Divisionen großer Schiffe, davon 3 im Baltischen Meere, 2 im Schwarzen Meere. Jede Division besteht etatsmäßig aus 9 Linienschiffen (darunter 2 von 84, die übrigen von mehr, bis 120 Kanonen), 6 Fregatten, 1 Corvette und 4 Kutterbrigg als Segelfahrzeugen und aus einer entsprechenden Anzahl Dampflinienschiffen, Dampffregatten und andern Dampfschiffen. Danach würde die Baltische Flotte, deren drei Divisionsstationen Kronstadt, Helsingfors (Sweaborg) und Reval sind, 27 Linienschiffe, 18 Fregatten, 3 Corvetten und 4 Kutterbrigg zählen, ungerechnet die Kriegsdampfschiffe und Kanonierflotille. Nach einem Bericht an die engl. Admiralität im April 1854 besteht die zum activen Dienste taugliche Seemacht in der Ostsee aus 30 Linienschiffen mit der entsprechenden Anzahl von Dampffregatten, Corvetten und andern kleinen Segelbooten, sowie aus 800 Kanonenbooten, die im engen Fahrwasser von großer Wichtigkeit sind. Nach etwas frühern Berichten sollten von je etatsmäßigen 27 Linienschiffen der Ostsee nur 18 die See halten können. Nach demselben Berichte mußten die zwei Divisionen der Flotte des Schwarzen Meeres, deren Hauptstation der Kriegshafen von Sewastopol ist, nur 18 Linienschiffe, 12 Fregatten, 2 Corvetten und 8 Kutterbrigg außer den Kriegsdampfern und der Kanonierflotille zählen. Allein dieselbe ist in neuester Zeit außerordentlich verstärkt worden, so daß sie in der Zahl der Schiffe der Baltischen Flotte nachgeben soll. Im Ganzen soll nach den neuesten Angaben die gesammte russ. Kriegsmacht der 5 Divisionen gegen 60 Linienschiffe von 70—120 Kanonen, 37 Fregatten von 40—60 Kanonen, 70 Corvetten, Brigg, Brigantinen und 40 Dampfschiffe mit 42000 Matrosen, 20000 Seesoldaten und Artilleristen und 9000 Kanonen zählen, ungerechnet die Kanonenboote, Galeeren u. s. w. Die Seeleute der Flotte werden in R. zwar auch, wie in Frankreich, durch die gewöhnliche Rekrutirung ausgehoben, doch wird so viel wie möglich daneben genommen, und namentlich ist die Flottenmannschaft, welche Finnland stellt, ganz durch freiwillige Werbung gewonnen. Die Finnländer wie nicht minder die Großrussen aus Archangelsk sind ebenso tüchtige als kühne Seeleute. Andererseits ist die Küste des Schwarzen Meeres von jeher die Heimat trefflicher Seeleute gewesen, und überdies treten hier die Griechen gern in die Flotte. Im Ganzen wird die Flotte des Schwarzen Meeres für tüchtiger gehalten als die der Ostsee, deren Entwicklung schon bedeutend durch den nordischen Winter behindert wird. Die russ. Seetruppen haben ebenfalls einen sehr niedrigen Sold. Elf große Flottenhospitäler in den Kriegshäfen und 17 Spitalstationen sorgen für die erkrankten Marinesoldaten. Die Bildungsanstalten für das Seewesen bestehen zu Petersburg, Kronstadt, Nikolajew, Archangelsk, Cherson und Odessa; Kriegshäfen sind zu Kronstadt, Sweaborg, Reval, Archangelsk, Nikolajew, Sewastopol, Cherson, Taganrog, Astrachan, Dschotak und Petropawlowsk. Das russ. Reich hat wenige Festungen von Belang. Die wichtigsten sind: Kronstadt, welches von Peter d. Gr. zur Deckung der Residenz angelegt wurde, Sweaborg, zum Schutze von Helsingfors, der Hauptstadt Finnlands, und die neue Citadelle von Warschau, welche der Kaiser Nikolaus gegen Polen erbaut hat. Die Forts an der Küste des Schwarzen Meeres, welche gegen die Bergvölker errichtet worden sind, haben nur geringe Bedeutung und sind im Frühjahr 1854 wegen ihrer Unhaltbarkeit von den Russen selbst entwaflnet oder zerstört worden. Wichtiger sind die unregelmäßig hölzernen Blockhäuser oder Kreposten, welche die südöstlichen Grenzen Asiens gegen Einfälle der Kirgisen schützen. Ganze Festungsgürtel ziehen sich an den Hauptströmen Sibiriens in oft 1000 Werst weiter Erstreckung hin, so am Uralstrom und an andern Flüssen.

Aus der großen Zahl von Schriften, welche über R. erschienen sind, heben wir mit Uebereinstimmung der ältern Werke von Pallas, Smelin, Gildenstädt, Georgi, Reinegg, Hermann, Hügel, Friebe u. A. als die wichtigsten der Neuzeit hervor: Storch, „R. unter Alexander I.“ (9 Bde., Lpz. 1803—11); Derselbe, „Denkschrift über die russ. Kriegsmacht“ (Lpz. 1822); Klaproth, „R. s. Vergrößerungen unter Alexander I., oder Beschreibung der russ. Provinzen zwischen dem Kaspiischen und Schwarzen Meere“ (Berl. 1814); Wichmann, „Darstellung der russ. Monarchie“ (2 Abth., Riga und Lpz. 1813); Graf von Rechberg, „Les peup-





Deutschen. Der andere behauptete das alte Sarmatenland, und aus ihm gingen durch Vermischung mit andern Volksstämmen Russen und Polen hervor. Die Chazaren, von den Hunnen gedrängt, zogen im 6. Jahrh. in die Länder zwischen der Wolga und dem Don, rückten und nach bis an die Donau, eroberten die Krim und standen dadurch mit den Byzantinern in genauer Verbindung. So war unter Andern die Kaiserin Irene eine chazarische Prinzessin. Die Petschenegen (s. d.), eine jetzt ausgestorbene Nation, Stammverwandte der Chazaren, welche am Kaspiischen Meere, gingen westwärts, drängten die Magyaren nach Pannonien und besetzten die Gegenden zwischen dem Don und der Aluta inne. Im nördlichen R. wohnten die Tschuden, scythisch-finnische Völker. Alle diese Stämme führten ein nomadisches Hirten- oder Jägerleben. Nur erst später gelangten einige derselben dadurch, daß sie in ehemalige röm. Provinzen rückten oder mit den Byzantinern in Verbindung traten und mit dem Christenthume befreundet wurden, zu einiger Bildung. Diese zeigte sich am frühesten unter den slaw. Völkern, welche von der nördlichen Donau her im 5. und 6. Jahrh. die Weichsel hinab- und den Dniepr hinaufzogen. Hier war es, wo sie die Stadt Kiew, wahrscheinlich die älteste Stadt des russ. Reichs bauten. Eine Abtheilung jener Slawen rückte, vielleicht von den Bulgaren, die damals große Macht besaßen, gedrängt, sogar bis an den Wolchow hinauf und legte Nowgorod. Nach einem in völliges Dunkel gehüllten Zeitraume von mehr als 100 J. wird dieser slaw. Stamm, mitten unter finnischen Völkern, aufs neue sichtbar, und hier war es, wo der slaw. Staat von Skandinaviern oder warägischen Normännern (s. Waräger) seinen Ursprung nahm. Bald nach der Niederlassung jener beiden slaw. Stämme am Dniepr und Wolchow erhoben sich zwei feindliche Völkerschaften zur Unterdrückung derselben. Die Chazaren vom Schwarzen Meere waren es, die sich auf den kiewschen, und die Waräger oder Wäinger vom Baltischen Meere aus, die sich auf den nowgorodischen Stamm der Slawen warfen. Dennoch mußten beide Stämme so ziemlich ihre Unabhängigkeit zu sichern, bis im 9. Jahrh. jene Waräger die heutigen Gegenden von Reval, Petersburg und Archangel eroberten, wo damals ein den Warägern wahrscheinlich stammverwandtes nordisch-goth. Volk, die Russen, deren Name zuerst in diesem Jahrhundert auftaucht, wohnten, wobei sie zugleich die Slawen von Nowgorod und verschiedene finnische Völkerschaften, wie die Tschuden, Kriwitschen, Wessen und Meränen, zu Tribut unterwarfen. Die Russen zogen sich hierauf nach Finnland und Karelen zurück; die Slawen dagegen, in Verbindung mit jenen finnischen Stämmen, versagten die Waräger vereinigen sich am Ilmensee bei Nowgorod zu einer demokratischen Bundesrepublik. Als indessen später die Mängel jener Verfassung durch innere Gährungen und mannichfache innerliche Zerwürfnisse fühlbar machten, so kamen jene genannten fünf verbündeten Völkerschaften überein, zur Sicherung der Ruhe und Befestigung ihrer Macht die Waräger herbeizurufen und ihnen freiwillig die Oberherrschaft über ihren Staat anzutragen. Der Fürst der Waräger, der zugleich Herr der russ. Lande war, daher jene Waräger nunmehr auch russ. Waräger genannt wurden, Rurik, und seine Brüder Sineus und Trumor folgten dieser Aufforderung und erschienen 862 in Nowgorod, welche Stadt somit als der erste Herrschersitz in R. zu betrachten ist. Bald wurden die Namen Rußland und Russen allgemein, obgleich dieselben anfangs nur eine jener nunmehr verbündeten sechs Völkerschaften, nämlich der Slawen, Tschuden, Kriwitschen, Wessen, Meränen und Waräger oder Russen, geführt hatte, und es erstreckte sich bald das russ. Reich sogleich in seiner ursprünglichen Gestalt auf die Gegenden der spätern Völkerschaften Riga, Reval, Polock, Pskow, Wiburg, Petersburg, Nowgorod, Jaroslaw, Kostroma, Smolensk, Orlow, Archangel, Wladimir und Wologda. Sehr bald verschmolzen die Waräger oder Russen, obwohl sie die herrschende Partei ausmachten, mit den ihnen an Zahl und Macht überlegenen Slawen, und slaw. Sprache und Sitte behielten zuletzt völlig die Oberhand. Schon machte sich jenes gegenwärtig unter den Russen so scharf zur Erscheinung tretende Gemischte Princip bereits vor einem Jahrtausend auf eine für die freie Entwicklung der umwohnenden Völker gleich gefährliche Weise geltend.

Rurik (s. d.), über dessen Regierung uns Nestor (s. d.), der erste russ. Geschichtschreiber, ziemlich ausführlich berichtet, führte eine eigene Art Patrimonialverfassung in seinem Reich ein, vermöge deren ihm, dem Großfürsten, und seinen Nachfolgern das Recht zustand, den ehemaligen Söhnen oder jüngern Brüdern abgesonderte Fürstenthümer zu verleihen. Er machte gleich von diesem Rechte Gebrauch, indem er seine Brüder Sineus und Trumor zu Fürstenthümern Bjelo-Osero (Bjeloserst) und Isborsk belieh, nach deren kinderlos erstem Tode er jene Unterreiche sodann mit dem Hauptreiche wieder vereinigte. Inzwischen hatten am Dniepr wohnenden Slawen, von den Chazaren bedrängt, sich an den tapfern Fürsten





haft sein. Wie sich einerseits Asow, Kasan, Astrachan und Sibirien vom Khanate trennten, so warf auch andererseits Iwan I. (s. d.) Basilewitsch, 1462—1505, von seinem Volke der Große genannt, das lästige Joch 1481 ab, welches R. mehr als zwei Jahrhunderte hindurch mongol. und tatar. Horden erduldet hatte. Schon 1478 hatte er Nowgorod erobert; 1481 zerstörte er die Tatarenherrschaft; 1487 eroberte er Kasan. Bereits 1492 konnte er sich Herrscher von ganz R. nennen. Minder glücklich waren seine Kämpfe mit den Ordensrittern. Im J. 1502 wurde er vom Heermeister Walter von Plettenberg bei Pskow geschlagen und mußte einen 50jährigen Waffenstillstand mit Livland schließen. Auf Iwan I. folgte Iwanowitsch, 1505—53, der statt des Großfürstentitels den Zarentitel einführte und anfangs in seinen Kriegsunternehmungen großes Glück hatte. So wurde 1509 der Freistaat Pskow, mit einer ähnlichen Verfassung wie der von Nowgorod hatte, erobert und mit R. vereinigt und 1514 auch Smolensk genommen. Dagegen gelang es acht Jahre später, 1521, den krimischen und kassanischen Tataren, Moskau zu erobern und einen harten Tribut zu erzwingen. Glücklicher als alle seine Vorgänger war Iwan II. (s. d.) Basilewitsch, 1533—84, ein blutdürstiger Despot, aber nicht ohne geistige Anlagen und oft wunderbar ergriffen von dem Streben, sein noch barbarisches und durch tatarischen Druck völlig demoralisirtes Volk zu cultiviren. Für ein andres Zeitalter würde Iwan als ein Ungeheuer gelten; für jene Zeit aber wirkte er höchst segnerisch. So rief er auswärtige Handwerker, Künstler und Gelehrte nach R., beschützte vor Allen die Deutschen, legte die ersten Buchdruckereien in R. an, erließ eine Reihe von Gesetzen und gradete zuerst den russ. auswärtigen Handelsbetrieb durch einen Vertrag von 1553 mit Elisabeth von England, nachdem die Engländer den Seeweg nach Archangel gefunden hatten. Er errichtete 1545 ein stehendes Heer, die Strjelzi (Streligen), eroberte 1552 Kasan, bemächtigte sich 1554 des Königreichs Astrachan und der Gegenden am Kaukasus und faßte den Entschluß, die Deutschen Ritter aus Livland zu verdrängen, was ihm freilich nicht gelang, da sich hier die Deutschen, Polen, Schweden und Dänen gegen ihn vereinten. So mußte er seine Ansprüche auf Livland 1582 an Polen abtreten. Gegen Nowgorod, dessen Freiheitsinn ihn aufbrachte, unternahm er 1570 einen Zug, und hier war es, wo er sechs Wochen hindurch mordete und wo über 60000 Menschen seiner Rache als Opfer erlagen. Der Glanz der Stadt erlosch dadurch für alle Zeiten. Nicht weniger wüthete er in Lwow, Moskau und an andern Orten. Am Ende seiner Regierung wurde Sibirien um 1578 von dem Kosaken Jermak entdeckt, die Eroberung dieses Landes aber erst 1587 unter seinem Nachfolger Feodor Iwanowitsch vollendet. Dieser trat dagegen 1595 Esthland an Schweden ab, wogegen Ingermanland und Kexholm bei R. blieben. Nach Feodor's, des Letzten aus Murik's Stamme, Tode 1598 wurde R. 15 J. durch innere Zerrüttung und äußere Kriege erschüttert, wodurch viele schöne Früchte, welche die vorige Zeit getragen, verloren gingen. Dmitri nämlich, Feodor's Bruder, vielleicht auf Anstiften seines Schwagers Boris Godunow (s. d.), der schon bei Lebzeiten Feodor's die Zügel der Regierung in Händen gehabt hatte, ermordet worden; nach Feodor's Tode übernahm Boris die Regierung allein, wurde aber von einem Mönch, Otrepjow, sich für den todtgeglaubten Dmitri (s. Demetrius) ausgab, 1605 verdrängt. Aber auch Otrepjow wurde 1606 ermordet. An seine Stelle trat Fürst Basili Schuiskoi, welcher auf Anstiften einer poln. Partei 1610 in ein Kloster gesperrt wurde. Die letztere Partei mußte es dann zusehen, daß Wladislaw, des Königs von Polen Sigismund III. Sohn, zum Zaren ernannt wurde; allein seine Herrschaft hatte keinen Bestand, da sich seine Landsleute wie Herren in dem eroberten Lande betrugten. Ein Nationalaufstand, von Minin und Poscharsky geleitet, trieb die Polen 1612, nachdem sie Moskau in Brand gesteckt, aus dem Lande. Um dem Reiche neue Kraft zu geben, wählten die Russen den 17jährigen Michael Feodorowitsch Romanow (s. d.), dessen Familie durch Heirath mit dem Hause Murik verwandt war, 1613 zum erblichen Zaren, dem es gelang, die alten Verhältnisse R.'s wiederherzustellen und auch die auswärtigen Feinde, z. B. die Schweden durch den Frieden zu Stolbowa von 1617, sowie die Polen durch den Frieden zu Diwolina von 1618, zu versöhnen. Auch sein Sohn Alexei Michailowitsch, der ihm 1629 folgte, that Vieles zur Stärkung des Reichs. Ihm verdankt R. die Anlegung verschiedener Manufacturen, der Eisen- und Kupferbergwerke, die Umschiffung der Nordküste Asiens, die Herausgabe eines Gesetzbuchs (der sogenannten Uloshenie). Auch mußte er den Stolz der Patriarchen, des Oberhauptes der gesammten griech.-russ. Kirche, zu demüthigen. Sein Sohn und Nachfolger, Feodor III. Alexejewitsch, welcher 1676 den Thron bestieg, vernichtete die Ansprüche des Adels auf den erblichen Besitz der höhern Stellen, indem er 1682 die Geschlechterregister desselben verbrennen ließ. Schon hierdurch erwarb er sich Verdienste um sein Reich; d.





theil. Im Laufe desselben sah Europa zuerst die Wirkung der neuen russ. Militärorganisation. Die Siege bei Großjägerndorf und Kunersdorf, selbst die verlorene Schlacht von Zorndorf zeigten, daß R.'s Heere den Armeen des westlichen Europa bereits widerstehen konnten.

Ungleich größere Bedeutung gewann R. unter Katharina II. (s. d.), 1762—96, während deren Regierung R. einen bleibenden und entscheidenden Einfluß auf das politische Schicksal Europas erlangte. Durch eine Revolution, deren Opfer ihr eigener Gemahl, Peter III. (s. d.) wurde, gelangte sie 9. Juli 1762 zur Alleinherrschaft, nachdem sie nur ein halbes Jahr das Reich mit demselben getheilt hatte. Ihr Gemahl, ein leidenschaftlicher Verehrer Friedes und d. Gr., hatte sogleich bei seiner Thronbesteigung Frieden und Bündniß mit diesem gestiftet. Den Frieden erkannte Katharina an, indem sie denselben für die innere Entwicklung des großen Reichs durchaus für nothwendig hielt. Namentlich auf die Vermehrung der dünnen Bevölkerung bedacht, rief sie Colonisten, besonders aus Deutschland, nach R., gründete Städte, Dörfer, Kornmagazine und suchte überall das Aufkommen des Ackerbaus, sowie die Vermehrung und Gesundheit der Anbauer zu befördern. Nicht minder zweckmäßig wußte sie den Gewerbe- und Handel zu erheben, sowie durch Schulen, Pensionsanstalten und Akademien die Bildung der niedern und höhern Stände zu unterstützen. Die Pflege des Bergbaus hatte ein Steigen der Einkünfte des Reichs von 30 auf 60 Mill. Rubel zur Folge. Dabei ließ Katharina die Landmacht, welche bis auf 450000 Mann wuchs, noch die Seemacht außer Acht, die auf 45 Linienschiffe stieg. Im Auslande wendete sie zunächst ihren Blick auf Polen, dessen Zerrüttung sie zum Vorwande nahm, um sich in dessen Angelegenheiten zu mischen. Unter Kaiserling's schlauer Vorbereitung siegte Repnin's kräftige Entschlossenheit, und unter Schutze der russ. Waffen wurde 1764 Stanislaw Poniatowski zum Könige von Polen ernannt, später aber die Generalconföderation gegen diesen in Schutz genommen. Preußen mußte, geschwächt und Oestreich fürchtend, nachgeben und schloß ein Bündniß mit R. Dennoch bestand Polen, auf dessen Einverleibung es abgesehen war, durch eigene Anstrengung und durch Hülfe der Pforte, sechs volle Jahre den Plänen der Kaiserin. Die Vernichtung Polens, durch Siege am Pruth und Ragul 1770, sowie durch die Seesiege bei Skio und Tschesme über die Türken begünstigt, würde indessen wol eher zur Vollenbung gekommen sein, wenn nicht die verwüstende Pest, die sich bis nach Moskau erstreckte, der Aufstand eines gemeinen Kosaken Pugatschew (s. d.), der sich für Peter III. ausgab, und die Revolutionen in Schweden und Preußen Katharina's Heeresmacht auf verschiedenen Punkten gleichzeitig beschäftigt und dadurch geschwächt hätten. Als neue Unruhen in Polen ausbrachen, trat R. 5. Aug. 1772 zu einem Bündniß mit Preußen und Oestreich zusammen, aus dem der erste Theilungsvertrag gegen Polen hervorging, vermöge dessen R. seine Grenzen bis an die Düna und den Dniepr hinrückte. Zugleich wußte es sich seinen Einfluß auf das zerstückte Land durch allerhand kluge politische Maßregeln zu sichern. Nach der Beendigung dieser Operation setzte Katharina den Krieg mit erhöhter Anstrengung fort, und Rumjanzow's (s. d.) glückliche Erfolge brachten den berühmten Frieden zu Kutschuk-Kainardschi (22. Juli 1774) zu Stande, in Folge dessen R. Kinburn, ein Theil der Krim und die Kabardei in russ. Gewalt blieben. Hierauf reformirte Katharina seit 1776 die innere Einrichtung ihres Reichs durch die Eintheilung desselben in Gouvernements, wodurch zugleich ihre unbeschränkte Macht nicht wenig befestigt wurde. Der brit.-amerik. Krieg war dem Handel R.'s sehr vortheilhaft und bewirkte 1780, auf Panin's Veranlassung, eine Verbindung der nordischen Mächte, des deutschen Kaisers, Preußens und Portugals, der bewaffneten Neutralität. Mit Potemkin (s. d.), ihrem Günstlinge, der die Politik R. zu seinem Tode (1791) leitete, entwarf Katharina den Plan, auf den Trümmern des Osmanischen Reichs einen griech., von R. abhängigen Staat zu gründen, der einem russ. Großfürsten überwiesen werden sollte. Politische Rücksichten hinderten die Ausführung dieser Idee, welche erst zehn Jahre nachher von neuem ergriffen wurde und 1783 zur Einverleibung der Krim (Taurien) in das russ. Reich führte. R. hatte hiermit den Schlüssel zum Osmanischen Reich und die Herrschaft im Schwarzen Meere, sowie den Weg ins Mittelmeer gewonnen. Während Preußen durch die erste poln. Theilung gewonnen, Oestreich durch das bair. Tauschproject sogar durch eine Verbindung gegen die Türkei an R. gefesselt war, erneuerte die Pforte, durch England gereizt, den Kampf, erlitt aber durch die russ. Waffen abermals eine vernichtbare Schläge. Die Niederlagen der Türken bei Dzakow, Fokschani und Martines in Folge deren Galacz, Akjerman, Bender, Kilianowa und Ismail hintereinander fielen, wie die Verluste, welche die türk. Flotte an den Ufern der Krim und an den Mündungen des Dniepr erlitt, endlich die Erstürmung Choczims und Belgrads durch die vereinigten Trup-



der Russen und Östreicher brachten die russ. Plane in Bezug auf das Osmanische Reich wenigstens beinahe zur Ausführung. Dennoch entschied sich Katharina, da Östreich 1790 nach der Reichenbacher Convention vom Kriegsschauplatz abgetreten und König Gustav III. von Schweden in das russ. Finnland eingefallen war, für den Frieden. So kamen die Türken in dem 9. Jan. 1792 zu Jassy mit R. abgeschlossenen Friedensvertrage mit der bloßen Abtretung des Gebiets von Ochakow und mit der Anerkennung des Dniestr als Grenze R.s gegen die Moldau und Bessarabien davon. Auf's neue und ansehnlicher dagegen wurde R. durch die zweite Theilung Polens vergrößert, welche 17. Aug. 1793 zu Grodno zu Stande kam. Polen verlor hiernach an R. einen großen Theil Lithauens, Volhynien und den Rest Podoliens. Der Republik Polen blieb kaum ein Schatten der Unabhängigkeit, und als die Polen unter Kosciuszko und Madalinski 1794 eine Revolution gegen R. wagten, führte diese noch in demselben Jahre zur gänzlichen Auflösung des poln. Reichs, indem sich Preußen und R. vollends in die Reste theilten. Der Abschluß des Grenzvertrags zwischen R. und Preußen erfolgte 24. Oct. 1795, der Definitivvertrag, welchem auch Östreich beitrug, erst 26. Jan. 1797. Zudem ward das Herzogthum Kurland als poln. Lehn eingezogen. Katharina hatte ihr Reich um mehr als 10000 QM. Landes vergrößert, hatte Hunderte von Städten, darunter wichtige Handelsplätze, gewonnen und die Zahl ihrer Unterthanen um mehrere Millionen vermehrt, als sie, mitten unter noch größern Entwürfen, 17. Nov. 1796 starb.

Unter ihrem Sohne und Nachfolger, Paul I. (s. d.), der nur bis 1801 regierte, mischte sich R. bereits sehr thätig in die Angelegenheiten des gesammten Europa, wozu der Gang der Französischen Revolution gute Gelegenheit bot. Paul I. verband sich, als die Franzosen den Zug nach Aegypten unternommen, mit Neapel und der Pforte, erneuerte seine Verträge mit England und Östreich und sendete Sumorow als Oberfeldherrn der vereinigten Russen und Östreicher nach Italien, wo eine Reihe rasch errungener Siege der Taktik der Russen Anerkennung erwarben und die Franzosen zur Räumung Italiens veranlaßten. Die Politik machte freilich diese Erfolge fruchtlos, und Paul's Unbeständigkeit führte selbst den Bruch aller bisher verbündeten Staaten mit R. herbei, welches sich dafür mit den nordischen Mächten enger verband und den Plan einer bewaffneten Neutralität erneuerte. In Folge davon brach ein neuer Seekrieg im Norden aus, dessen Ende indeß Paul nicht mehr erlebte, indem die Willkür, mit der er gegen seine Unterthanen wüthete, eine Verschwörung veranlaßte, als deren Opfer er fiel. Sein Sohn und Nachfolger, der Zar Alexander I. (s. d.), war friedlicher als sein Vorgänger gesonnen. Unter seiner Vermittelung kam, in Folge des Luneviller Friedens und im Einverständniß mit Frankreich, der deutsche Entschädigungsplan zu Stande, der die Auflösung des Deutschen Reichs zur Folge hatte. Wider seinen Willen wurde er in den Krieg mit Frankreich hineingezogen, den er indessen mit möglichster Schonung der russ. Kräfte betrieb und bei dessen Ausgang er R. auf Kosten des eigenen Verbündeten zu vergrößern verstand. Der Frieden zu Tilsit, welchen Napoleon 1807 auf dem Memel den Herrschern R.s und Preußens dictirte, entzog ihm Jever, Korfu und Cattaro, wies ihm aber Bialystock zu. Gestützt auf das enge Bündniß mit Napoleon, unternahm Alexander den Krieg gegen Schweden, der 1809 mit dem Frieden zu Frederikshamn endete und Finnland und Ostbothnien bis zum Torneå, sowie die Ålandsinseln zu russ. Besitzungen machte. Mit gleichem Eifer setzte er den Krieg gegen die Türken und Perser fort, und am thatkräftigsten bewies er sich, als 1812 jener berühmte Russisch-deutsche Krieg (s. d.) ausbrach, der durch ihn veranlaßt worden war und in welchen bald alle Mächte Europas verwickelt wurden. R. hatte zwar in diesem dreijährigen Kampfe durch die ungeheuern Anstrengungen, durch die Verwüstung seiner Fluren, durch die blutigen Schlachten und verheerenden Krankheiten einen bedeutenden Verlust erlitten; es hatte aber auch seine Kräfte kennen gelernt; es war dem Westen und Süden Europas furchtbar geworden und hatte sich nicht nur durch die Erwerbung des Herzogthums Warschau, welches 1815 als Königreich Polen seinem unermesslichen Länderbezirk einverleibt wurde, gegen Westen zu verstärkt und befestigt, sondern auch eine überwiegende Stimme im Fürstenrathe Europas erworben. Alexander's sehnlichster Wunsch war, den Frieden Europas zu erhalten und R.s Interessen im Osten zu verfolgen. In dieser Absicht zum Theil wurde er Stifter der Heiligen Allianz (s. d.). Auch sein Reich bedurfte der Ruhe, um die durch den Krieg geschlagenen Wunden wieder heilen zu können. Dieser innern Entwicklung wendete er seine Aufmerksamkeit vorzüglich zu, nachdem die auswärtigen Verhältnisse durch den Wiener Congress von 1815 und den zu Aachen von 1818 geordnet waren. In kurzer Zeit erhoben sich die eingeäscherten Ortschaften wieder. Deutsche Colonisten bevölkerten seit 1817 die wüsten Landstrecken Bessarabiens und der kaukas. Län-

der. Allmälige Aufhebung der Leibeigenschaft wurde erzielt und 1818 in Kurland und 181 in Livland erreicht. Alle Zweige der physischen, technischen und wissenschaftlichen Cultur erfuhren Schutz, Aufmunterung und Unterstützung. Den Mängeln in der Verwaltung wurden nach Kräften abgeholfen.

Überhaupt ließ sich eine humane und auf den Fortschritt der Gesamtheit gerichtete Tendenz in Alexander's Maßregeln nicht verkennen. Aber manche Enttäuschung, die er erlebt, der nihilistische und frömmelnde Einfluß, der sich seiner bemächtigte, und die herrschende Strömung: wirten zusammen, jene liberale Richtung allmählig zu verdrängen: Censur und Polizei waren spärlicher als je zuvor. Im J. 1822 wurden alle Freimaurerlogen, alle Betversammlungen und Missionsgesellschaften verboten; 1823 traf eine harte Untersuchung die Professoren in Wilna und eine Menge Studirender das Loos der Verweisung. Nach außen blieb die Verfolgung der überlieferten russ. Politik unverändert dieselbe. Die Heereskraft R.s ward erhöht, namentlich auch durch die seit 1819 errichteten Militärcolonien; die politischen Bewegungen im Westeuropas wurden benutzt, um unter dem Scheine conservativer Solidarität die Regierungen in Schlepptau R.s zu nehmen und die freie Entwicklung der Nationen zu hindern. So übte R. an den Congressen von Troppau, Laibach und Verona das europ. Schiedsrichteramt. Zugleich wurden die Zermürbungen mit dem Osmanischen Reiche meisterhaft ausgebeutet, um dessen Auflösung und Abhängigkeit von R. mehr und mehr vorzubereiten. Die Pforte hatte im Frieden zu Bukarescht (s. d.), 28. Mai 1812, die Moldau bis an den Pruth, Bessarabien und die Hauptmündung der Donau abgetreten. Am 2. Sept. 1817 waren die Grenzen näher bestimmt worden. Die Pforte zögerte mit der Erfüllung des Friedens, und es kamen andere Differenzen hinzu, die R. Anlaß gaben, sich als gekränkt von den Türken darzustellen. Zugleich hatte der Aufstand der Griechen eine große Ausdehnung (1821) erhalten und Ipsilanti fiel in die Moldau ein. Da die russ. Politik, wie der Sultan vermuthete, dabei theilhaftig war, ist jetzt kaum zweifelhaft, wie lebhaft auch der Zar damals die Anschuldigung zurückwies. Gewaltthatigkeiten von Seiten der Türken gegen russ. Schiffe, Verletzungen der bestehenden Verträge u. s. w. drängten zum offenen Bruche. Am 9. Aug. 1821 verließ der russ. Gesandte Stroganow Konstantinopel. Der in Europa herrschende Philhellenismus sah in allen diesen Vorgängen nur Unterstützungen der griech. Unabhängigkeit, während die russ. Politik nie geneigt war, sich für die hellen. Freiheit in einen Krieg mit der Pforte zu verwickeln, wol aber die Griechen ihr ein sehr erwünschtes Mittel boten, die Schwächung und innere Zersetzung des Osmanischen Reichs zu fördern. Die übrigen Mächte Europas sahen dem Gange der Dinge denn auch nicht ohne Mißtrauen zu, namentlich Oestreich, und so gelangte man zu einem Abkommen, bei dem die Griechen zunächst preisgegeben wurden, R. aber seine Interessen wahrte. Eine persönliche Zusammenkunft Alexander's mit dem Kaiser Franz zu Czernowiz (6.—11. Oct. 1823) und die daran sich knüpfende Conferenz des Grafen Nesselrode mit dem Fürsten Metternich zu Lemberg befestigten Alexander in dem Entschlusse, bei größerer Bereitwilligkeit der Pforte einen Krieg mit derselben zu vermeiden. Da die Pforte sich wirklich nachgiebig zeigte, obwol sie manche Forderungen R.s geschickt zu umgehen verstand, so wurde die diplomatische Verbindung zwischen beiden Staaten wieder angeknüpft, und 11. Dec. 1824, als bereits die Räumung der Moldau und Walachei von Seiten der Türken erfolgt war, überreichte Minziakh dem Sultan sein Beglaubigungsschreiben als russ. Geschäftsträger. So hatte Alexander zum Schmerze aller Philhellenen die Sache der Griechen fallen lassen, aber seine Zwecke wenigstens zum Theil erreicht. Gemäß der Politik, die Fürsten an R. zu knüpfen, die Entwicklung der Völker zu bekämpfen, nahm er an der Unterdrückung des Aufstandes in Spanien lebhaften Antheil und wirkte mit zu den darauf bezüglichen Beschlüssen in Verona. Den russ. Kaufleuten wurde jede Handelsverbindung mit Spanien und Portugal untersagt, und ein kaiserl. Adjutant wohnte dem Feldzuge des Herzogs von Angoulême bei. Auch wußte sich weiter der russ. Einfluß bei Ferdinand VII. geltend zu machen, ja Alexander zeigte sich sogar geneigt, diesem zum Wiedergewinn seiner verlorenen amerik. Staaten die Hand zu bieten. Noch war er damit beschäftigt, die Schwierigkeiten zu heben, welche das engl. Cabinet diesem Plane entgegenstellte, als ihn 1. Dec. 1825 zu Taganrog der Tod mitten in seinen Entwürfen, aber auch zugleich mitten in seinem Unmuth ereilte. Sein Tod beschleunigte den Ausbruch einer Verschwörung, die über ganz R. verzweigt war und namentlich in der Armee Anhänger hatte. Einzelne Anzeigen über sie waren noch in der letzten Lebenszeit Alexander's an ihn gelangt und trugen mit dazu bei, seine düstere Gemüthsstimmung zu steigern. Die Verschwörung hatte kein geringeres Ziel als die Beseitigung des Hauses Romanow und die Einführung einer neuen Staatsverfassung republikanischer Art. Hohe Offiziere, wie



Pestel, Murawiew-Apostol, die Fürsten Obolenski, Sergei Trubetskoj u. A., gehörten zu den Führern der Conspiration. Theils die schon erfolgten Anzeigen, theils der Thronwechsel selbst drängten zum Ausbruch. Eine Acte des verstorbenen Kaisers hatte den ältern Bruder Konstantin (s. d.) nach dessen Verzichtleistung von der Thronfolge ausgeschlossen und dieselbe auf den jüngern, Großfürsten Nikolaus, übertragen. Als diese Acte jetzt öffentlich kund gemacht ward, sträubte sich der designirte Nachfolger anfangs, den Thron zu besteigen, bis ihn die wiederholte und unumwundene Erklärung Konstantin's, daß er auf sein Recht verzichte, bewog, 24. Dec. die Krone anzunehmen. Diese eigenthümliche Verwicklung gab den Verschworenen Anlaß, den neuen Zar Nikolaus (s. d.) als Usurpator darzustellen und, unter dem Scheine einer Erhebung für Konstantin, den rechtmäßigen Herrn, namentlich einzelne Abtheilungen des Heeres zu ihren Zwecken zu verführen. So brach 26. Dec. 1825, von einigen Gardeabtheilungen unterstützt, ein Aufstand in Petersburg aus, der unter dem Rufe „Es lebe Konstantin!“ der Sache der Verschworenen den Sieg verschaffen sollte. Der Gouverneur der Stadt, General Miloradowitsch, der den Insurgenten entschlossen entgegentrat, ward getödtet. Den auführerischen Truppen schlossen sich Volksmassen an und der Aufstand drohte eine bedenkliche Wendung zu nehmen, als endlich die kaltblütige Entschlossenheit des jungen Zaren die Rebellion bewältigte. Ein von Murawiew-Apostol in Kiew unternommener Versuch ward ebenfalls unterdrückt. Von den Verschworenen wurden die Häupter, Pestel, Murawiew, Myslejew, Bestuschew-Mjumin und Sachowskij, durch den Strang hingerichtet. Trubetskoj erlangte durch die Fürbitten seiner Gemahlin die Begnadigung nach Sibirien, wohin mit 83 Andern auch der Dichter Bestuschew begleitet ward. Die verführten Abtheilungen der Garde sühnten ihre Schuld im Kampfe gegen Persien und gegen die Bergvölker im Kaukasus. Dieser Anfang der Regierung des Kaisers Nikolaus mußte auf dessen ganze spätere Haltung Einfluß üben. Von Natur eine gebieterische, militärische Persönlichkeit, hatte er seinen Thron mit den Waffen in der Hand behaupten müssen und war genöthigt gewesen, gleich anfangs scharfe Wachsamkeit und strenge Justiz zu üben. Es erschien natürlich, daß sich in dem neuen Regiment eine streng militärische und straffe Haltung kund gab und die vielfach nachgiebige Art, so wie die philanthropischen Neigungen Alexander's nun keine Geltung mehr hatten. Eine genauere Überwachung der ganzen Staatsverwaltung ergab sich schon als nothwendige Folge der in dem Processe der Verschworenen gemachten Enthüllungen. Aber auch die Persönlichkeit des Herrschers trug dazu bei, daß sich in allen Zweigen des Staats vom Heere bis zu den Finanzen ein rascheres und unmittelbarer Eingreifen kund gab. Rückfichtlich der innern Krisis, wie sie Nikolaus bei seiner Thronbesteigung vorfand, mochte es ihm nicht unwillkürlich sein, Anlaß zu einem auswärtigen Kriege zu erhalten, der sich ihm bald gegen Persien bot. Der Friede zu Gulistan (1813) hatte den Persern ihre Gebiete am Kaukasus gekostet und der russ. Kriegsflotte das Kaspiische Meer geöffnet. Der Sohn des Schah Feth-Ali, der alenwolle und tapfere Abbas-Mirza (s. d.), hielt jetzt die Lage R.'s für geeignet, die Einbuße Persiens wieder gut zu machen. Er fiel ins russ. Gebiet ein und suchte die Befenner des Islams zum Glaubenskriege gegen die Russen zu entflammen. Der Angriff der Perser war anfangs nicht ohne Erfolg, bis der russ. General Paskewitsch (s. d.) den Feind bei Elisawetpol (25. Sept. 1826) schlug. Derselbe erhielt dann das Obercommando über sämmtliche kaukas. Truppen, beendete den Krieg sogleich auf pers. Gebiet hinüber und eroberte hier das feste Kloster Etschmiadzin 27. April 1827. Nach vielen einzelnen Gefechten ohne Entscheidung fiel 1. Oct. die Festung Bardarabad und darauf ergab sich 13. Oct. das feste Erivan, welches das Hauptbollwerk der Perser gegen R. gewesen war. Ohne Widerstand drangen die Russen nun in die Provinz Aserbaidschan vor und nahmen Tauris, die Hauptstadt derselben, in der Abbas-Mirza residirte, in Besitz. Letzterer bat nun um Frieden. Der Präliminarvertrag dazu ward 5. Nov. zu Tauris und nach einem neuen vergeblichen Widerstandsversuche des Schah der Friede selbst 22. Febr. 1828 zu Turkmantschai bei Tauris unterzeichnet. R. gewann die Provinzen Nachitschewan und Erivan, 80 Mill. Rubel Entschädigungsgelder, große Handelsvorthelle und einen geschwächten Nachbar, der nun überwiegend der russ. Politik unterlag. Den brit. Besitzungen in Ostindien, auf welches die russ. Herrscher schon seit Peter I. ihr Augenmerk gerichtet, war dadurch R. um einen bedeutenden Schritt näher gerückt.

Nun schien auch der Augenblick gekommen, abermals energisch gegen die Türkei vorzugehen. Noch schwebten die Beschwerden R.'s über die Verhältnisse in den Donaufürstenthümern. Zwar waren in dem Vertrage zu Akerman (6. Oct. 1826) die russ. Forderungen gewährt, d. h. der russ. Flagge freie Schifffahrt auf dem Schwarzen Meere versprochen und die innern Ange-

legenheiten der Donaufürstenthümer und Serbiens so geordnet worden, daß sie, fast ganz unabhängig von der Pforte, dem russ. Einflusse überliefert wurden; allein die Türken beeilten sich nicht, diese Bedingungen zu erfüllen, und gaben dadurch R. Anlaß, zum offenen Kampfe endlich vorzugehen. Eine nicht unwesentliche Unterstützung hatte R. an Griechenland. Wie dortige Aufstand früher von der russ. Politik geschürt worden, so war auch seitdem der ganze Verlauf der griech. Angelegenheit nur R. zu gute gekommen. Die brit. Politik, namentlich unter Canning, suchte den Griechen wol Schutz zu gewähren, wünschte aber auch die Pforte nicht zu sehr zu schwächen; das Eine stand mit dem Andern in Widerspruch; R. allein operirte mit Plan und richtiger Berechnung seines Vortheils, der durch die Uneinigkeit der übrigen Mächte und die philhellenistischen Liebhabereien in Europa mächtig gefördert ward. Mit Frankreich hatte R. ein freundliches Einvernehmen hergestellt, und fast wäre es mit diesem zu einem Bündnisse gekommen, nach welchem Frankreich für seine Unterstützung der russ. Vergrößerungen Ostens durch die Rheingrenze entschädigt werden sollte. England und Oesterreich vermochten sich nicht zu einigen, wiewol Fürst Metternich dem Vorschreiten der russ. Politik mit misstrauischer Wachsamkeit folgte. Die übrigen deutschen Staaten waren mehr oder weniger eng mit der russ. Interesse verflochten. Unter diesen Umständen erklärte der Zar an die Pforte den Krieg und das russ. Heer überschritt 7. Mai 1828 den Pruth. Durch die Vernichtung der Janitscharen war das osman. Kriegswesen in tiefster Zerrüttung und der Ausgang des Kampfes kaum zweifelhaft sein. Gleichwol errangen die Russen den Sieg nur schwer. Sie eroberten Braila, dann Barna, allein zu einer wirklichen Entscheidungsschlacht kam es nicht. Das Geheiß des russ. Heeres war bis Schumla vorgedrungen, mußte aber wieder zurück; die Belagerung von Silistria und Giurgewo mußten, erstere nicht ohne großen Verlust, aufgehoben werden. Die Einbuße an Menschen durch Klima, schlechte Nahrung und Krankheit war überhaupt größer als in manchem schlahtenreichen Kriege. Nur in Asien hatte Paskewitsch Fortschritte gemacht, indem er Kars und Achaltische erstürmte. Im Frühjahr 1829 begann dann der neue, genannte Befehlshaber der Donauarmee, Diebitsch (s. d.), den Feldzug mit besserem Erfolge. Er schloß Silistria ein und wandte sich dann nach Schumla gegen die Armee des Großveziers, der er bei Madara (11. Juni) völlig schlug; wenige Wochen später fiel Silistria. Diebitsch wagte nun den Übergang über den Balkan und drängte mit dem Kern der Armee gegen Adrianopel. Seine Berechnung, daß die Türken, dadurch entmuthigt, Frieden anbieten und ihre noch disponibeln Kräfte nicht gebrauchen würden, bestätigte sich, zumal da auch Paskewitsch in Asien Fortschritte gemacht und Erzerum genommen hatte. Am 14. Sept. 1829 erfolgte der Friedensabschluß zu Adrianopel. Außer der Bestätigung der Bedingungen in Bezug auf die Donaufürstenthümer und Serbien, wie sie im russ. Interesse gefordert waren, und Handelsvortheilen erlangte R. namentlich an zwei Stellen Grenzregulirungen von großer Bedeutung: an der Donau bekam es die Mündungen dieses Flusses in die Gewalt, am Kaukasus gewann es eine bessere Position zur Bekriegung der dort noch unabhängigen Stämme. Schon die nächsten Jahre sollten zeigen, wie rührig und consequent die russ. Politik ihre Überlegenheit gegenüber den Türken zu benutzen verstand.

Die Julirevolution von 1830 in Frankreich veränderte indessen R.s Stellung zum Westeuropa. Durch den Sturz der ältern Bourbonenlinie löste sich das enge und freundliche Einvernehmen mit der franz. Politik, und ein gespanntes Verhältniß beherrschte die Beziehungen zur neuen franz. Dynastie. Zwar suchte Pozzo di Borgo (s. d.) durch seine Geschmeibigkeit nach beiden Seiten hin zu vermitteln und vermochte auch den Zaren, den Thron der Orleans anzuerkennen; allein die politische Haltung R.s gegenüber Frankreich blieb doch eine andere, als sie vor 1830 gewesen. Der Zar suchte sich um so inniger an die östlichen Mächte anzuschließen und im Bunde mit diesen die Politik der Heiligen Allianz aufrechtzuerhalten. Diese abwehrenden Geist der alten absolutistischen Politik scharf ausprägende Richtung schlug R. in allen den Wirren, welche der Julirevolution folgten, in der belgischen Sache, in den Verwickelungen der Pyrenäischen Halbinsel und in den schweizer Wirren ein. Seine Einwirkung auf diese westlichen Angelegenheiten wäre wahrscheinlich noch unmittelbarer gewesen, hätte nicht der Ausbruch des poln. Aufstandes 29. Nov. 1830 R. im Osten hinlänglich beschäftigt. Die Niederwerfung dieser gefährlichen Insurrection gab dagegen der russ. Politik den nicht unwillkommenen Anlaß, nun ohne Rücksicht gegen Polen vorzugehen und auch den Schatten politischer Existenz, den es noch besaß, zu zerstören. Am 26. Febr. 1832 trat an die Stelle der von Alexander gegebenen Verfassung das sogenannte Organische Statut, welches die in den Verträgen von 1815 festgestellte Unabhängigkeit Polens vernichtete und die Einschmelzung in das russ. Reich verkündete.





der Verbindung mit dem Meere abzuschneiden und in ihren schwer zugänglichen Gebirgsgegenden zu überwältigen strebte. Englische Agenten waren eifrig bemüht, diese Stämme zum Widerstande zu organisiren, ihnen Waffen und Kriegsbedarf zu liefern, und im Nov. 1836 ward so ein engl. Schiff, die *Vixen*, das den Tscherkessen Vorräthe dieser Art zuführte, von den Russen genommen. Die russ. Anstrengungen von 1836—38 krönte indessen nur ein sehr mäßiger Erfolg. Vergebens erschien der Zar selbst am Kaukasus und wechselte nacheinander die Führer seiner Truppen. Ein hochbegabter Tscherkessenhäuptling, Schamyl, der die patriotische und religiöse Begeisterung seiner Landsleute mächtig anzuregen wußte, machte sich namentlich seit 1839 den Russen fruchtbar, die, hauptsächlich von Razewski, Grabbe und Reidhart geleitet (1839—45), nur die Anlegung von Küstenforts und einzelne Erfolge erzielten, welche die großen und verlustvollen Niederlagen unterbrochen waren.

Dieses ausgebreitete Bestreben, nach Osten und Westen das Übergewicht der russ. Macht zur Geltung zu bringen, ging Hand in Hand mit der Thätigkeit im Innern. Alles, was geschah, trug das Gepräge des strengsten militärischen Absolutismus. In diesem Sinne war die militärische Kraft des Staats, nicht ohne fühlbare Belastung der finanziellen Hülfsmittel, mächtig gesteigert, eine Reihe von Organisationen militärischer Art theils neu geschaffen, theils vervollkommenet, der Unterricht aufs strengste uniformirt, das System der polizeilichen Gewalt, der genauesten Überwachung, der Absperrung gegen das Ausland aufs eifrigste ausgebildet. Das Streben, die verschiedenen Nationalitäten des Reichs zu russificiren, gab sich dem Verfahren gegen die Polen nicht mehr kund als in Dem, was vorsichtiger in den Ostseeprovinzen geschah, oder in den neuen Organisationen, welchen z. B. 1836 die Kalmücken und Kirgisen unterzogen wurden. Trotz der immer strengern Überwachung des Fremdenverkehrs, der mit jedem Jahre gesteigerten Hemmungen der Reisen ins Ausland mußte doch wieder, wie unter jeder Regierung seit Peter d. Gr., vorzugsweise nach ausländischen Lehrern und theilweise mit fremden Elementen die Erweckung der innern Kräfte des Landes getrieben werden. Die Hebung des Ackerbaus, die Bildung von Handelsgesellschaften, die Förderung einzelner Zweige der Industrie, die Begünstigung der Dampfschiffahrt, die ersten Eisenbahnarbeiten und Ähnliches waren wieder Zugeständnisse an die Überlegenheit der abendländischen Civilisation, so sehr man auch sonst darauf hielt, die strengste Form der morgenländischen Regierungsweise festzuhalten. Der Kaiser selbst zeigte sich unermüdlich, theils durch Reisen in den Provinzen seines Reichs die Zustände kennen zu lernen und unmittelbar auf den Gang einzuwirken, theils durch häufige Anwesenheit, namentlich in Deutschland, die Beziehungen zu Oestreich und Preußen lebendig zu erhalten und durch seinen Einfluß auf die kleinen deutschen Höfe auch in den deutschen Dingen eine wirksame Stellung zu behaupten. Die Reise zu Kalisch (1835), die Preußen und R. militärisch im engsten Einvernehmen zeigen, so wie die wiederholten Reisen des Kaisers und seiner Familie nach Deutschland seit 1834, dann die Eheschließungen seiner Söhne und Töchter mit Gliedern der kleinern deutschen Fürstenhäuser zeigten, wie sorgfältig er bemüht war, diese Beziehungen zu pflegen. Unter den Versuchen, theils schlau, theils gewaltsam eine ungestörte russ. Uniformität im Innern herzustellen, erregte am meisten Aufsehen die Maßregeln, welche das religiöse Gebiet berührten. Alle Confessionen des Christenthums, die Juden, die deutsche wie die slawische Nationalität waren dadurch bedroht. In Polen hatte sich dies System schon 1831 angekündigt, als durch Ukase vom 5. Sept. und 19. Oct. der Bau neuer kath. Kirchen verboten und bald darauf eine Anzahl kath. Kirchen dem griech. Cultus zugewiesen ward. In demselben Jahre verleihte man das Generaldirektorium der fremden Confessionen dem Ministerium des Innern ein. Zu gleicher Zeit traten gemischten Ehen eine immer strengere Praxis und schon gewaltsame Bekehrungsversuche entgegen. Das größte Aufsehen erregte es und rief endlich auch eine öffentliche Kundgebung des Reichstags hervor, als 1839 mit einem einzigen Acte drei bis vier Millionen unirter griech. Kirchen gewaltsam der schismatischen russ. Kirche einverleibt und sodann durch einen Ukase griech. wie die röm. Geistlichkeit ihres Grundvermögens beraubt und durch Staatszuschüsse für abgefunden wurde (Jan. 1842). Auch die Protestanten in den Ostseeprovinzen und zahlreichen Juden hatten unter demselben System zu leiden. In den Ostseeländern wurden theils mit List, theils mit Gewalt die Bekehrungen zur griech. Kirche massenhaft betrieben, die Juden selbst durch unfreiwillige Verpflanzung von den Grenzgebieten nach dem Innern bedrängt. Die kirchliche Propaganda ward als das wichtigste Mittel der nationalen Umschmelzung betrachtet und ging mit ihr Hand in Hand. Zugleich mit der Schließung kath. Kirchen, der Verfolgung von Mönchen und Nonnen, der Bedrängniß kath. und protest. Missionäre, der gewaltsamen





gestattet ward, sofort einzurücken, „im Fall ernstliche in den Fürstenthümern eintretende Ereignisse wieder ihre Anwesenheit nothwendig machen sollten“. Bald erfocht die russ. Politik ein nicht minder bedeutsamen Triumph auf einem andern Punkte. Osterreich hatte zwar die Revolution in Italien und in den Erblanden überwältigt, war aber nicht im Stande, die Magna niederzuwerfen. Da sich an dem ungar. Kampfe die poln. Emigration eifrig betheiligte, erst R. eigenes Interesse ebenfalls aufs innigste betheiligt, und um so begieriger ergriff es den botenen Anlaß, in ein Schutz- und Trugbündniß mit Osterreich zu treten. Schon im Dec. 1848 war eine Abtheilung Russen in Siebenbürgen eingerückt; jetzt, nach Abschluß des Bündnisses, setzten sich (Mai 1849) unter Fürst Paskewitsch mächtige Streitkräfte in Bewegung, um die Siebenbürgen und Mähren nach Ungarn vorzudringen. Die Massen, welche R. in den Kampf führte, reichten hin, den schon erschöpften Streitkräften der Magyaren den letzten Stoß zu geben, wieweil die Oesterreicher das Schwierigste schon gethan hatten und die Russen das militärische Verdienst ihrer Mitwirkung unleugbar überschätzten. Ein Anlaß, sich als die eigentlichen Überwinder der Magyaren zu bezeichnen, lag in dem Verfahren Görgei's, der nicht vor dem Kaiserlichen, sondern vor den Russen die Waffen streckte. Das stolze Wort Paskewitsch's den Zaren: „Ungarn liegt zu den Füßen Eurer Majestät“, sprach die demüthigende Stellung aus, in welche Osterreich durch diesen Ausgang versetzt war.

Aufs eifrigste war R. nun bemüht, diese Wendung der Dinge im Interesse seiner Macht zu beuten. Als die ungar. Emigration Zuflucht in der Türkei fand, betheiligte sich der Zar zugleichweise an den Beschwerden, welche dagegen erhoben wurden, und stellte an die Pforte Anträge, die darauf berechnet waren, die Connivenz der russ. Politik durch nicht unbedeutende Beiträge des Osmanischen Reichs zu erkaufen. Indessen ward eben dies auch der erwünschte Anlaß für England und Frankreich, dem russ. Einfluß am Bosporus zum ersten mal wieder thätig entgegenzutreten, und das berühmte Verfahren Lord Palmerston's gegen Griechenland (s. d.) 1850 hauptsächlich seinen Grund in dem Bestreben, der russ. Politik im Osten und ihren Schützlingen wirksam zu begegnen. Allein eben die Art von Englands Auftreten gab R. Gelegenheit, einer andern Stelle die brit. Politik zur Nachgiebigkeit zu stimmen und Deutschland die Rolle jenes griech. Zerwürfnisses tragen zu lassen. Dies war der Fall in der schlesw.-holst. Vermittlung. Die deutschen Angelegenheiten, wie sie sich seit 1849 gestaltet, hatten bereits das Uebergewicht R. auf dieser Seite begründet. Einer nationalen Reorganisation Deutschlands hatte R. beharrlich entgegengewirkt. Das Zerwürfniß zwischen Osterreich und Preußen, das politische Thun der mittlern und kleinern Staaten und ihre Scheidung in zwei Lager gab dem Zaren Gelegenheit, sich zur Stellung eines Schiedsrichters zu erheben, in welcher er im Herbst 1850 vortrat. (S. Deutschland.) Der russ. Einfluß war es denn auch, welcher die allmählig sich scheidenden gewordenen Ansprüche Deutschlands in Kopenhagen am entschiedensten bekämpfte, seit Palmerston's Einschreiten in Griechenland übte die brit. Politik in Dänemark eine unkenbare Connivenz gegen R. So entstand jenes Londoner Protokoll vom 8. Mai 1852, durch die Erbfolge dem Prinzen Christian von Glücksburg zugesprochen, also die Lex regia gehoben und mittelbar der russ. Succession in Dänemark der Weg gebahnt ward. In England auch in Dänemark selbst wurden dagegen Bedenken laut, welche man durch officielle Erklärungen zu beschwichtigen suchte. Diese Erfolge in Deutschland, in Dänemark u. s. w. bezeichnen den Höhepunkt russ. Einflusses, wie er sich nach der Bewältigung der Revolution in den europäischen Dingen ausgebildet hatte; es schien nicht nur die Solidarität mit Osterreich und Preußen wieder hergestellt, sondern auch England war zurückgedrängt, Frankreich durch seine innern Erschütterungen in Anspruch genommen. Auf allen Seiten, auch im Innern, konnte der Zar sich glänzender Erfolge rühmen. Die große Eisenbahn von Petersburg nach Moskau war im Aug. 1851 vollendet, die von Petersburg nach Warschau ward gleichzeitig vorbereitet. In Kaukasien lang es (Jan. 1852), über Schamyl wichtige Vortheile zu erkämpfen. In Griechenland ward durch ein Londoner Protokoll vom Nov. 1852 die griech. Religion als das Bekenntniß des legitimen Herrschers festgestellt. Als in Frankreich durch den Staatsstreich vom 2. Dec. 1851 die Republik über den Haufen geworfen und im Widerspruch mit den Verträgen von 1814 und 1815 ein bonapartisches Kaiserthum in der Person Napoleon's III. wiederhergestellt ward, hob nur R. seinen Widerspruch dagegen am unverhohlenensten und vermochte die übrigen europäischen Mächte zu einer ähnlichen Stellung. Die Gefahr, in welche Belgien durch das neue französische Kaiserthum gerieth, gab dem Zaren Anlaß, auch über dies junge Königreich seine schützende Hand auszustrecken. Belgien näherte sich der russ. Politik und brachte ihr als erstes Opfer die Entfernung der poln. Offiziere aus der belg. Armee.





Zustimmung geben wollte, nicht angenommen wurden. Die Art, wie der russ. Hof seine Bestimmungen jenes ersten Entwurfs auslegte, ließen auch sehr bald die vier Mächte walmen, wie R. von seinen Forderungen auch nicht im Geringsten abzugehen geneigt sei, und eben es darum ebenfalls auf, die Pforte zur Annahme des ursprünglichen Entwurfs zu drängen. Unter solchen Verhältnissen erfolgte nun im September die Kriegserklärung der Pforte begleitet von der Forderung, die Donaufürstenthümer binnen kurzer Frist zu räumen, wozu zugleich die engl.-franz. Flotte, von dem Sultan gerufen, im Bosporus ihren Standpunkt nahm. Wiewol sich nun immer entschiedener die Ansicht Bahn brach, daß die Türkei im Rechte sei, so der Angriff R.'s eine Bedrohung des europ. Friedens und Völkerrechts einschliesse, setzten die Mächte, um einen allgemeinen Kampf zu vermeiden, ihre Vermittelungsbestrebungen, ohne Erfolg, fort. Der Zar selbst machte inzwischen vergebliche Versuche, wenigstens Dänemark und Preußen in die Wege seiner Politik hineinzuziehen. Eine Reise nach Olmütz, eine Zerkunft in Warschau, ein plötzliches Erscheinen in der preuß. Hauptstadt erreichten ihren beabsichtigten Zweck nicht: die beiden deutschen Mächte hielten ihre unabhängige und mittelnde Stellung fest. Der Krieg selbst begann an der Donau Ende October, indem die Türken unter Omer-Pascha, namentlich von Widdin aus bei Kalafat und weiter unten bei Silistria den Fluß überschritten. An letztem Orte zogen sie sich zwar nach einem glänzenden Siege bei Alteniga (4. Nov.) wieder auf das rechte Ufer zurück; doch behaupteten sie sich an diesem Punkt zu einer festen Position um. Auch in Asien eröffneten die Türken den Kampf nicht ohne kleine Erfolge, drangen auf russ. Gebiet ein und nahmen sogar das Fest Kolai (Schefflatil). Es ward ersichtlich, daß R. diesmal den Türken allein viel bedeuten würde entgegensetzen müssen, als wie es wol anfänglich mochte berechnet haben. Am schon Ende November wandte sich das Kriegsglück. Ein Theil der russ. Flotte des Schwarzen Meeres überfiel im Hafen von Sinope 30. Nov. ein ansehnliches türk. Geschwader, vertilgte es in wenig Stunden und gab auch einen Theil der Stadt der Zerstörung preis. Gleichschlug Andronikow in Asien die Türken bei Achaltische (26. Nov.) mit großem Verlust. Bebutow brachte ihnen bei Kars (1. Dec.) eine Niederlage bei.

Während so der Kampf in beiden Welttheilen entbrannte, R. mächtige Kräfte nach dem Süden dirimirte, zugleich den nationalen und religiösen Fanatismus der Massen aufregte, blieben die Conferenzen zu Wien noch immer mit Vermittelungsprojecten beschäftigt. Man ging in der Conferenz am 5. Dec. zu einer gleichlautenden Note, welche der Pforte von den Vertretern der vier Mächte überreicht werden sollte. Es war darin in der Voraussetzung, daß die Regierung, die Integrität der Pforte nicht antasten zu wollen, treu bliebe und die früheren Verträge pünktlich zu erfüllen sich anheischig mache, vorgeschlagen, Feindseligkeiten einzustellen und zugleich die Räumung der Donaufürstenthümer anzubieten. Ein russ. und ein türk. Bevollmächtigter sollten in Unterhandlung treten, jedoch in Gegenwart von Vertretern der vier Mächte. Auch dieser Vorschlag hatte keinen Erfolg, hauptsächlich, weil der Zar es ablehnte, anders als direct mit der Pforte zu verhandeln. Inzwischen war jedoch der Katastrophe von Sinope das Verhältniß der Westmächte ein anderes geworden. Die erblickten in dem Überfall, der zu Sinope erfolgte, während ihre Flotten im Bosporus eine ihnen zugefügte Beleidigung und ließen ihre Flotten ins Schwarze Meer auslaufen, häufig um die Transportschiffe der Türken nach dem asiatischen Festland zu begleiten. Das J. schloß so unter sehr unsichern Aussichten auf die Erhaltung des allgemeinen europ. Friedens. Während Frankreich, England und die Türkei sich immer enger aneinander schlossen, so die skandinav. Staaten durch eine streng ausgesprochene Neutralität dem Conflict auszuweichen. Oesterreich rüstete offenbar zunächst in der Absicht, seine eigenen Interessen an der Donau zu sichern, was denn freilich in gewissen Fällen zu einem Zusammenstoße mit R. führen konnte. Preußen schloß sich in den diplomatischen Äußerungen, namentlich der Wiener Conferenz, den Erklärungen der übrigen Mächte an, ohne doch Geneigtheit zu beweisen, aus der zuwar Stellung zwischen R. und den Westmächten herauszutreten. Indem sich so der Winter mehr und mehr schürzte, wurde an der Donau im Jan. 1854 von neuem blutig gekämpft. Die Russen drohten die Verschanzungen von Kalafat anzugreifen, und es kam besonders zu einer Reihe hartnäckiger Kämpfe, worin die Türken sich behaupteten. In der öffentlichen Staaten und in einem großen Theile von Mitteleuropa sprach sich die Stimmung in unzweideutiger gegen die russ. Politik aus. In R. selbst ward dagegen ein bedenkliches Ueberwiegen des religiösen Fanatismus für die orthodoxe griech. Kirche, mit Macht heraufbeschworen. Auf diesem Grunde mußte es auch dem Zar immer schwerer fallen, den einzigen Weg zur Friede





der Dstsee wie im Schwarzen Meere in Blockadezustand erklärt wurden und das westliche Hülfsheer zögernd und in geringen Abtheilungen in den Dardanellen landete, war der Kampf zwischen Russen und Türken an der Donau keinen Augenblick unterbrochen worden. Endlich, nach einer Reihe kleiner, aber mörderischer Gefechte längs der ganzen Flußstrecke von Widdin herab, concentrirte der russ. Oberbefehlshaber Gortschakow im März seine Streitkräfte mehr nach dem untern Donau zu, überschritt 22. und 23. März mit einem Corps von 50—60000 Mann oberhalb der Mündungsarme in drei Colonnen, bei Braila, Galacz und Tultscha, am letzten Orte nicht ohne heißen Widerstand, den Fluß und ließ in den nächsten Tagen den General Gortschakow in der Dobrudscha (s. d.) bis an den Trajanswall vorrücken, während sich die Türken bei Bazardschik zurückzogen. Wiemol durch die Stellung der engl.-franz. Pontusflotte von der Seeseite isolirt, hatten die Russen durch diese Operation doch ohne Zweifel einen bedeutenden Vortheil errungen. Sie hatten ihre Operationslinie verkürzt, bedrohten den rechten Flügel der Türken und waren den Eingangsthoren der Balkanlinie näher gerückt.

Von historischen Werken über R. bemerken wir, außer den ältern von Herberstein, Müllers, Core, le Clerc, Levesque und Schlözer, folgende: Benda, „Geschichte R. seit der Gründung des Staats bis auf die gegenwärtige Zeit“ (Riga 1811); Ewers, „Vom Ursprunge des russ. Staats“ (Riga und Lpz. 1808); Derselbe, „Kritische Vorarbeiten zur Geschichte der Russen“ (2 Abth., Dorp. 1814); Derselbe, „Geschichte der Russen“ (Bd. 1, Dorp. 1816); Wilmann, „Chronologische Übersicht der russ. Geschichte von Peter's d. Gr. Geburt an“ (2 Bde., Lpz. 1821—25); Weydemeyer, „Tableau historique, chronologique, géographique et statistique de l'empire de Russie etc.“ (16 Tabellen, Petersb. 1828); Ségur, „Histoire de Russie et de Pierre le Grand“ (2 Bde., Par. 1829); Compagnoni, „Storia dell' impero russo“ (6 Bde., Livorno 1829); Galletti, „Geschichte des russ. Reichs“ (Lpz. 1832); Strahl und Hermann, „Geschichte von R.“ (Bd. 1—5, Hamb. 1832—53); Karamsin, „Russ. Geschichte“ (fortgesetzt von Bludow, 11 Bde., Petersb. 1816; deutsch von Hauenschild und Hammer, Riga und Lpz. 1820—33); Polevoi, „Geschichte des russ. Volkes“ (8 Bde., Petersb. 1829—38); Ustrialow, „Geschichte R.“ (deutsch, 3 Bde., Stuttg. 1840; von Brand, Riga 1841); „Revelations of Russia“ (2 Bde., Lond. 1844; deutsch von Heller, 2 Bde., Grimma 1845, der auch die von demselben Verfasser herrührenden Werke „R. im J. 1844“ Grimma 1845, und „Das östliche Europa und der Kaiser Nikolaus“, 3 Bde., Grimma 1846, übertrug); Turgenev, „La Russie et les Russes“ (3 Bde., Par. 1847). Um die Ausgabe der russ. Geschichtsquellen hat sich besonders die Archäographische Commission verdient gemacht. So hat dieselbe unter Andern eine „Vollständige Sammlung russ. Annalen“ (Bd. 1—4, Petersb. 1841—48) begonnen und „Acten, gesammelt in den Bibliotheken und Archiven des russ. Reichs“ (4 Bde., Petersb. 1836), „Historische Acten“ (5 Bde., Petersb. 1841—42; „Supplément“, 3 Bde., 1846—48) und „Acten, welche die Geschichte des russ. Reichs betreffen“ (3 Bde., Petersb. 1846—48) veröffentlicht. Hierzu kommen Turgenev's „Historica Russiae monumenta“ (Bd. 1 und 2, Petersb. 1841—42; „Supplément“, 1848) und Adelung's „Kritisch-literarische Übersicht der Reisenden in R. bis 1700“ (2 Bde., Petersb. 1846). Von Werken über die ältere Geschichte sind zu nennen: Schlözer, „Les premiers habitants de la Russie“ (Par. 1846); Stritter, „Monumenta populorum olim ad Balaicubium etc. incolentium“ (4 Bde., Petersb. 1771—79); Hammer, „Sur les origines des russes“ (Petersb. 1825); Frähn, „Ibn-Foglan's und anderer Araber Berichte über die Russen älterer Zeit“ (Petersb. 1823); Lehrberg, „Untersuchungen zur Erläuterung der älteren russ. Geschichte“ (Petersb. 1816); Neumann, „Die Völker des südlichen R.“ (Lpz. 1847); „Antiquités russes“ (Bd. 1 und 2, Kopenh. 1850—52), aus skandinav. Quellen; Kunitz, „Zur Verfassung der schwed. Rodsen durch die Finnen und Slawen“ (2 Theile, Petersb. 1844—45); Hamel, „Tredecant der Ältere in R. Der Handelsverkehr zwischen England und R. seiner Entstehung“ (Petersb. 1847) u. s. w.

**Russisch-deutscher Krieg (1812—15).** Die Machtstellung des franz. Kaiserreichs nach dem Frieden von Wien, der 14. Oct. 1809 geschlossen ward, ihren Höhepunkt erlangt. Nur England, das unnahbare, und die span. Nation in ihrem Widerstande gegen den aufdringlichen König, Napoleon's Bruder, waren noch zu bekämpfen. Mit Rußland schien die Zusammenkunft der beiden Herrscher in Erfurt 1808 ein dauerndes Bündniß gesichert zu haben. Aber schon 1809 fing dasselbe an, sich zu lockern. Rußland hatte sein Hülfscorps gegen Frankreich nicht rechtzeitig erscheinen lassen, Napoleon die Convention nicht ratificirt, durch welche sich positiv verpflichtete, Polen niemals wiederherzustellen. Im J. 1810 trat dies Zerwürf-











ereinnahme von Hamburg, die 31. Mai stattfand, und Ney gegen Berlin, währte selbst mit der Hauptmacht dem Feinde folgte. Schon 8. Mai war er wieder Herr der Elbe, Dresden geräumt, Lorgau von Thielmann geöffnet und die Belagerung von Wittenberg aufgehoben worden war. Der König von Sachsen, der sich beim Einmarsch der Verbündeten nach Prag zurückgezogen hatte, mußte zurückkehren und sich enger an Napoleon anschließen. Aber der Fall von Thorn hatte 17000 Russen unter Barclay de Tolly disponibel gemacht, welche und 10000 Preußen verstärkt die Verbündeten hinter der Spree bei Baugen angriffen und genommen hatten. Napoleon beorderte daher Ney, vor welchem Bülow, der Berlin gewichen war, dorthin. Vergebens suchte York, der 19. Mai ein siegreiches Gefecht bei Kottbus bestand, dessen Verbindung mit der Hauptarmee zu hindern. Ney erschien am 20. Tage der Schlacht von Baugen (s. d.) 20. und 21. Mai gerade zu rechter Zeit, um diesen einen Angriff in der rechten Flanke zu entscheiden. Die Verbündeten brachen sie indeß einer völligen Niederlage ab und zogen sich, ohne Trophäen zu verlieren, nach Schlesien; „*Ces gens ne me laissent pas un sou!*“ rief Napoleon unmutig. Der Mangel an Communication wie er stets das Nachrichtenwesen lähmte, hinderte auch die Benützung der Siege. Dem Napoleon ging die Verfolgung zu lau und er setzte sich selbst an die Spitze, wobei an seine Verwundung bei Markersdorf Duroc (s. d.) fiel. Am 26. überfiel Blücher die franz. Vorhut unter Ney bei Hainau und brachte ihr viel Verlust bei, worauf der weitere Rückzug ungestört bis zur Rappach fortgesetzt werden konnte. Dubinot war von Baugen aus gegen Berlin abgezogen, aber 4. Juni bei Luckau geschlagen worden, an demselben Tage, wo die kriegführenden Mächte unter östr. Vermittelung den Waffenstillstand von Bläswitz schlossen. Dieser beiden Theilen höchst erwünscht; er mußte auch Oesterreich zur Entscheidung bringen. Er wurde nur bis zum 26. Juli bestimmt, wurde er später bis zum 16. Aug. verlängert, und eine Armationslinie bezeichnete die gegenseitigen Stellungen. Die Freicorps, die unter kühnen Führern im Rücken der Franzosen schwärmten, sollten bis zum 12. Juni über die Elbe ziehen. Lüchow (s. d.) verspätete sich, weshalb sein Corps größtentheils zusammengehauen wurde. Ein Congress zu Prag hatte jedoch keinen Erfolg. Schweden schloß sich der Allianz an, England verpflichtete sich zu Subsidien, Oesterreich erklärte 12. Aug. Frankreich den Krieg, nachdem sich dagegen Dänemark verbündet hatte. Von beiden Seiten waren die umfassendsten Operationen geschehen. Die Verbündeten stellten drei Armeen auf: die Große Armee, 220000 Oesterreicher, Russen (Wittgenstein), Preußen (Garden und zweites Corps, Kleist), unter Sacken in Böhmen; die schles. Armee, 99000 Mann, zwei russ. (Langeron, Sacken) und erste preuß. Corps (Zieten), unter Blücher in Schlesien, und die Nordarmee, 114000 Schweden, Russen (Winzingerode), Preußen (drittes und viertes Corps, Bülow, Tauwitz) bei Berlin; dieser untergeordnet das gegen Hamburg aufgestellte Corps von Waldeau 24000 Mann. Außerdem standen 24000 Oesterreicher den Bayern unter Brede an der Donau 50000 Mann dem von Napoleon früher schon nach Italien geschickten Vizekönig gegen Verbrückungen aus Oesterreich und Rußland waren im Anmarsch. Napoleon's Streitkräfte trugen etwa 440000 Mann: in Sachsen und Schlesien 336000 Mann; auf dem linken Rheinufer (Davoust) 20000 Mann; an der Donau 25000 Mann; in Italien unter dem Vizekönig 45000 Mann; außerdem Besatzungen in den Elb-, Oder- und Weichselfestungen. Der Plan der Verbündeten war: die Hauptarmee sollte den entscheidenden Schlag thun, die schles. den Feind beschäftigen, die Nordarmee Berlin decken und ihre Operationen verbinden mit denen der andern verbinden sollte. Napoleon hatte die Elbe zu seiner Basis, den Rhein zum Hauptstützpunkte. Dubinot mit dem dritten Corps sollte gegen Berlin operiren, Davoust von Hamburg und Girard von Magdeburg aus unterstützt. Die feindliche Hauptarmee wurde nur beobachtet. Napoleon selbst mit den Garden marschirte nach Schlesien, wo er gegen Blücher stand, der bereits 17. Aug. die Feindseligkeiten eröffnet hatte. Blücher wurde über die Rappach zurückgebrängt; als aber Napoleon auf die Meldung von dem Vorrück der Großen Armee über das Gebirge mit einem Theile des Heeres nach Sachsen abmarschirte, schlug Blücher 26. Aug. Macdonald an, schlug ihn an der Rappach (s. d.) und vertrieb ihn auf die Oder. Dubinot war unterdessen zwar in die Mark eingedrungen, aber 23. Aug. bei Großgörschen (s. d.) besonders durch Bülow geschlagen worden. Der Angriff der Großen Armee der Verbündeten auf Dresden (s. d.) 26. Aug. schlug indeß fehl. Diese Armee erlitt 27. hier eine Niederlage und wäre auf ihrem Rückzuge über das Gebirge vielleicht vernichtet worden, wenn das Corps von Vandamme, welches ihr denselben abschneiden sollte, nicht bei Kulm am 30. Aug. in der Fronte aufgehalten und durch Kleist von Nollendorf her im Rücken

















das durch einen kaiserl. Ukas vom 31. Jan. 1833 als alleiniges Rechtsbuch im russ. S. gilt, soweit nicht besondere Provinzialgesetze entgegenstehen, und mit dem 1. Jan. 1835 in-  
tigit getreten ist. Vgl. „Précis des notions historiques sur la formation du corps des  
russes“ (Peteröb. 1833). Besondere Gesetzbücher allgemeiner Geltung, als eine neue Ge-  
ordnung, ein neues Strafgesetzbuch, das auch im Königreich Polen eingeführt wurde, sind  
dem erschienen und andere werden vorbereitet.

**Russische Sprache und Literatur.** Die russ. Sprache, ein Hauptzweig der  
Sprache, hat sich erst seit Peter I. zu einer Schriftsprache erhoben. Bis dahin war die alt-  
Kirchensprache (s. Kirchenslawische Sprache) in Rußland herrschende Schriftsprache, und  
auch diese auf die russ. Volkssprache einen bedeutendern Einfluß ausgeübt hat als auf die  
andern slaw. Dialekte. In Folge der Herrschaft der Mongolen und des Übergewichts der  
in den westlichen Theilen des Reichs ist die russ. Sprache mit Mongolischem und Polnisch  
vermischt, seit Peter's I. Bemühungen aber, seinem Volke europ. Cultur aufzuprägen, sind  
deutsche, franz. und holl. Wörter, besonders in Kunst und Industrie, aufgenommen. Die  
Züge der russ. Sprache sind Einfachheit und Natürlichkeit. Die Verbindung der Sätze ist  
die Anlage zu verschiedenartiger periodischer Verbindung mangelhaft; die Anzahl der Con-  
tationen gering. Durch die freie Wortstellung werden die Deutlichkeit und der Nachdruck  
ben. Hülfswerba und Artikel gibt es nicht; die Personalpronomina bei den Verben können  
gesetzt oder weggelassen werden. Der Reichthum der Sprache ist sehr groß und die fremden  
ter sind wahres Eigenthum geworden. Die Wortbildung ist so mannichfach, daß nach So-  
low aus einer Wurzel oft 2000 Wörter sich ableiten lassen. Das reinste und regelmä-  
Russisch wird im Centrum des Landes, um Moskau, gesprochen. Dialekte sind das Gri-  
sische (der eigentliche Schriftdialekt), dessen zwei Hauptvarietäten das Nowgorod-Süd-  
und das Moskau-Rjasansche. Die älteste russ. Grammatik ist die von Ludolf (Petersb. 1802)  
Außerdem sind zu nennen: die Grammatik der Akademie zu Petersburg (Petersb. 1802)  
von Gretsch (Petersb. 1823; neue Aufl., 1834; franz. von Reiff, Petersb. 1828) und  
Wostokow (7. Aufl., Petersb. 1848); für Deutsche die von Heym (Riga 1804), Vater  
1814), Tappe (Petersb. 1820) und Oldenop (Petersb. 1845). Die besten Wörterbücher  
das der russ. Akademie (4 Bde., Petersb. 1847) und die russisch-deutschen und deutsch-  
schen von Heym (3. Aufl., Lpz. 1803—5), Schmidt (Lpz. 1815), Oldenop (4 Bde., Pe-  
1825) und von Sokolow (Petersb. 1834).

Die Anfänge einer Ausbildung der Russen fallen mit der Gründung des Reichs dur-  
eingewanderten Waräger (s. d.) und der Einführung des Christenthums durch I-  
mir d. Gr. zusammen. Durch Letztern wurde der Verkehr mit Konstantinopel ge-  
Gelehrte aus Griechenland zogen ein; die ebenfalls aus Griechenland übertragene,  
aber eigenthümlich ausgebildete Architektur, Sculptur und Malerei kamen beim Ba-  
neuen christlichen Kirchen in Kiew in Anwendung; auch wurde die erste Schule ge-  
det. Der Einfluß der Waräger auf die Sprache selbst war gering und ist nur noch in ei-  
Wörtern bemerkbar. Vielmehr verschmolzen die Ankömmlinge mit den Eingeseffenen  
die Enkel Rurik's schon slaw. Namen haben. Als in Folge der Einführung der altslaw. Ki-  
bücher durch Cyrill (s. d.) und Method die altslaw. Kirchensprache zur ausschließlichen S-  
sprache der Russen wurde, lebte die eigentlich russ. Sprache nur im Munde des Volkes for-  
ihr ist daher auch nichts mehr vorhanden; denn selbst die Volkslieder sind nur mit späteren  
änderungen auf uns gekommen. Ob die außer der Übersetzung der Heiligen Schrift in  
Kirchenbücher in altslaw. Sprache auf uns gekommenen Tractate der Fürsten Dleg und  
mit den Griechen von 912 und 945 und die Rede Swiatoslaw's in dieser Zeit abgefaßt si-  
gleichfalls ungewiß. Aus Jaroslaw's Zeit, um 1020, der in Nowgorod eine Lehranstalt  
dete, stammt die wichtige, 1738 von Tatishchtschem aufgefunden „Prawda ruskaja“, d. i.  
Recht, die zuerst von Schlözer (Petersb. 1767), am vollständigsten aber von Rałowiedzi (2  
Warsch. 1822) herausgegeben wurde. In dieselbe Periode gehört Nestor (s. d.), der Vor-  
russ. Geschichte. Diese Anfänge wurden allerdings durch die Einfälle der Tataren gestört  
aber Letztere aus schlauser Politik die Klöster schonten, so fanden in ihnen die Wissenschaften  
Zuflucht, und diesem Umstande verdankt man die „Jahrbücher“ Simon's des Heiligen, Bi-  
von Susdal (gest. 1226), das „Stufenbuch“ des Metropolitens Cyrilian (gest. 1406) und  
„Sophienchronik von 862—1534“ (herausgeg. von Strojew, Mosk. 1820—22). Auch  
men aus der Zeit der Unterdrückung zahlreiche Volkslieder, die durch die altslaw. Fabelhaft-  
phantastische Gestaltung einen eigenthümlichen Reiz haben. Den Mittelpunkt des Sagen-



nen bildet der Fürst Wladimir mit seinen Rittern in ähnlicher Weise wie in den Sagen von Karl d. Gr. und seinen Paladinen und dem König Artus und seinen Rittern. Vgl. „Wladimir und seine Tafelrunde“ (Epz. 1819), eine deutsche Nachbildung und aus einer Sammeltruff. Lieder entstanden, die Rumjanzow drucken ließ, und des Fürsten Gertelew „Sammeltruff. Dichtungen“ (2 Bde., Petersb. 1822). Das berühmteste dieser Gedichte, „Igor's gegen die Polowzer“, welches Kraft, Kühnheit und Anmuth der Gedanken und der Sprache vereint, ist um 1200 geschrieben und wurde zuerst vom Grafen Muffin-Puschkin, der 1795 in Kiew auffand, nachher unter Andern von Hanka mit deutscher Übersetzung (Prag 1) herausgegeben.

mit der Befreiung Rußlands von der Mongolenherrschaft unter Iwan I. 1478 nahm die Literatur neuen Aufschwung, wenn auch die Fortschritte nur langsam erfolgten. Iwan II. Iljewitsch, 1555—84, eröffnete Schulen für alle Stände, und 1565 wurde die erste russ. Druckerei in Moskau errichtet. Zu rechter Bedeutsamkeit gelangten indes diese Bestrebungen nachdem durch Michael Romanow, 1613—45, das politische Dasein des Staats begründet und nun die Städte und der Handel zu erblühen anfangen, worauf auch viele Deutsche sich Rußland wendeten. Alexei Michailowitsch ließ 1644 eine wichtige Sammlung der russ. Sprache im Druck erscheinen, und bald darauf erfolgte die Gründung der Akademie zu Moskau, woher bereits Grammatik, Rhetorik, Poetik, Dialektik, Philosophie und Theologie gelehrt wurden. Von dieser Zeit an bis zu Anfange des 18. Jahrh. machte sich aber in Folge des Verkehrs mit den Polen und der Herrschaft der Leptern im südlichen Rußland das Polnische in der Literatur immer geltender. Als Schriftsteller dieser Periode sind zu erwähnen: der Metrolog Makarius (gest. 1564), der Lebensbeschreibungen der Heiligen, der Erzpriester u. s. w. schrieb; Jzania, der Verfasser einer slav. Grammatik (Wilna 1596); der Minister des Zar Alexei Michailowitsch, Matwiejew, der sich um russ. Bildung und Sprache sehr verdient machte mehrere geschichtliche und heraldische Werke schrieb; ferner als Beförderer der Literatur Nikod. der Fürst Konst. Bas. von Ostrog.

Der Schöpfer der gegenwärtigen russ. Nationalbildung wurde Peter d. Gr., mit welchem auch die eigentliche Geschichte der russ. Literatur beginnt, insofern als die vorangegangenen literarischen Erzeugnisse, mit Ausnahme der Volksmärchen und Volkslieder, mehr der slav. Literatur überhaupt angehören. Peter d. Gr. erhob nicht nur die russ. Sprache zur allgemeinen Schrift- und Schriftsprache, sondern auf seinen Befehl wurden auch viele deutsche, franz. und engl. Schriften in dieselbe übersetzt. Da er aber nur das unmittelbare Bedürfnis seines Volkes zu befriedigen hatte und auch die auf seinen Antrieb arbeitenden Schriftsteller und Übersetzer nicht die Sprache zu bilden als vielmehr dem russ. Volke nützliche Mittheilungen zu machen suchten, so bildete die neue Schriftsprache bald ein buntes Gemisch von Altslawischem, Gerussischem und Ausländischem, und bei der Eilefertigkeit der Übersetzungen wurden fremde Wörter und Redensarten ohne weiteres aufgenommen. Den Reimen einer nationalen Literatur selbst, die Peter vorfand, widmete er nicht die geringste Beachtung und Pflege: in der That, wie neue Städte und Fabriken, sollte auf seinen Befehl eine Literatur entstehen nach dem Muster derjenigen, von denen er auf seinen Reisen Kenntniß erhalten hatte. Um 1704 entwarf er die Grundzüge der gegenwärtigen russ. Druckschrift, indem er den schwerfälligen kyrillischen Buchstaben mehr Rundung gab. Nach seinen Angaben wurden zu Amsterdam die Lettern gegossen, mit welchen man 1705 in der geistlichen Druckerei zu Moskau die ersten Zeitungen druckte. Schon früher hatte er dem Buchdrucker Lessing zu Amsterdam, der 1699 das erste eigentliche russ. Buch, eine Art Weltgeschichte, druckte, ein Privilegium auf 15 J. russ. Werke ertheilt. In Amsterdam wurden namentlich bis 1710 mehrere russ. Werke, auch Übersetzungen, von dem aus Weißrußland gebürtigen amsterdamer Pastor Kopijewitsch (gest. 1701) gedruckt. Im J. 1711 wurde in Petersburg die Kupferdruckerei eingerichtet und 1713 das erste Buch, 1714 die erste Zeitung gedruckt. Vorzügliche Sorgfalt wendete Peter d. Gr. auf Einrichtung neuer Lehrinstitute und Schulen verschiedener Art. Durch den Ankauf anatomischen und des zoologischen Cabinets von Ruych und dem Apotheker Seba in Holland legte er den Grund zum petersburger Museum. Nach einem von Leibniz entworfenen Plan gründete er die Akademie der Wissenschaften zu Petersburg, die aber erst nach seinem Tode 1725 von der Kaiserin Katharina I. eröffnet und der zur Ausbildung künftiger Lehrer ein Lyceum beigelegt wurde, welches bis 1762 den Namen Universität führte. Die vorzüglichsten Schriftsteller dieser Zeit waren: der Metropolit von Moskau, Demetrius (1651—1709), der Lebensbeschreibungen der Heiligen (4 Bde., Kiew 1711—16) verfaßte; der Me-

tropolit von Nischan, Saworski (1658—1722), ausgezeichnet als geistlicher Redner; der Bischof von Nowgorod, Prokopowitsch (1681—1736), Peter's d. Gr. treuer Gehülfe, gen 60 theologische und historische Werke hinterließ; der Mönch Nikodem Selli (gest. der viel für russ. Geschichte sammelte, und der Rath Tatitschew (1686—1750), der „Geschichte Rußlands“ (4 Bde., Petersb. 1769—84) schrieb, die noch jetzt ihren Werth als Dichter sind zu nennen, außer Kantemir, die Kosacken Klimowski und Danilow, welche auch Volkslieder sammelte. Die russ. Verbkunst setzte zuerst Tredjakowski (1703—6

So hatte Peter die Saat eines neuen Lebens ausgestreut; aber es war auch hiermit ein Spalt zwischen dem ursprünglich Nationalen und dem Fremdländischen in die russ. Literatur kommen, so daß diese verschiedenen Elemente noch langer Zeit bedurften, ehe sie sich zu einer neuen Ganzen gestalteten. Diese Entwicklung der russ. Literatur begann erst unter E. und Katharina II. Elisabeth sah in Kunst und Wissenschaft eine Zierde ihres glänzenden Hofes; sie stiftete 1755 die Universität zu Moskau und 1758 die Akademie der Künste. Katharina II. bewußt voll auffassend, wirkte zunächst von ihrem Umgangskreise aus auf die Richtung des Schönen und Nützlichen hin. Auf's freigebigste wurden die Schriftsteller unterstützt; täglich mehrten sich die Bildungsanstalten; durch das ganze Land erstanden Volksschulen, auch ein Seminar für Volksschullehrer nebst Normalschule. Die Akademie der Wissenschaften erhob sich durch Mitglieder wie Pallas, Smelin, Gildenstedt und Rumowski zu hoher Bedeutung. Die Akademie der Künste wurde erweitert, 1772 das Bergwerksinstitut und 1783 die Akademie zur Vervollkommenheit der Sprache und Geschichte gestiftet. Allgemeiner fing man an, nach dem Ausland zu sehen, ja es wurde der Einfluß desselben bei dem für geistige Genüsse erhabenen Theile des Adels und Beamtenstandes so groß, daß Paul I., der die Universität zu Moskau gründete, eine Landessperre gebot. Den Anfang dieser neuen Periode bezeichnen die Bemühungen Lomonossow's (s. d.), der zuerst zwischen dem Altslawischen und Russischen eine Grenze zog, das Übergewicht der großruss. Sprache befestigte, aber dieser, indem er sie mit lateinischen zu bilden und insbesondere in der Poesie in lat. Formen einzuzwängen ver suchte, unnatürliche Schranken anlegte. Unter seinen Nachfolgern ist als Dichter Sumarokow (1718—77) zu erwähnen, der alle Arten der Poesie umfaßte, das größte Verdienst aber im Drama sich erwarb. Obgleich sich schon im Anfange des 17. Jahrh. rohe Anfänge romantischer Kunst in den Darstellungen biblischer Geschichten finden, welche von den Kriemüden während der Ferienzeit aufgeführt wurden, und auch der Mönch Simeon von Polotsk (1628—80) Dramen schrieb, die zu Feodor's III. Zeit erst im Kloster, dann am Hofe aufgeführt wurden, so war doch Sumarokow eigentlich der Erste, der ein regelmäßiges russ. Drama lieferte. Zwar wurde schon vor ihm das erste nicht geistliche Drama, eine Übersetzung von Molière's „Arzt wider Willen“ von der Zarin Sophia Alexiowna mit ihren Hofräu-  
leinen geführt; allein ein eigentlich russ. Theater bestand erst seit 1776, nachdem Theodor Wollf eine Privatbühne, welche er in Jaroslaw errichtet, in die Residenz verlegt hatte, wo Sumarokow's Stücke die ersten waren, welche zur Aufführung kamen. Durch die Vorliebe der Kaiserin Katharina II. für das Drama stieg dasselbe schnell in der Liebe des Volkes, worauf Sumarokow 1764 seine erste Oper aufzuführen ließ. Nach Sumarokow behauptet Kniaznin (1745—92) als Dramatiker die nächste Stelle, und es haben sich einige Lustspiele von ihm, in die er die Lächerlichkeit seiner Zeit einwebte, noch jetzt auf der Bühne erhalten. Er übertrifft Sumarokow an Reinheit des Stils, wird aber oft schwülstig und frostig. Wizin (1745—92) mag ebenfalls verdient um das Lustspiel; zwei seiner Lustspiele in Prosa, voll echter Komik und treu und lebhaft darstellend, gefallen noch jetzt. Auch ist er einer der ersten Prosaischer dieser Periode. W. Raschkow (s. d.), 1733—1807, sind, außer Tragödien, Oden und Episteln, zwei große epische Gedichte über die Eroberung Kasans und über Wladimir d. Gr. vorhanden. Zu seiner Zeit für Rußlands Homer, gegenwärtig aber ist er vergessen. Dserschow (1770—1816) der Zeit nach der folgenden, in Hinsicht der Sprache aber dieser Periode an: er lieferte Trauerspiele in Alexandrinern, z. B. „Kringal“ und „Odis“. Seine Sprache ist noch schön, aber der Ausdruck oft kräftig, die Darstellung der Leidenschaften wahr; Scenen sind in der That tragisch und einige Charaktere gut gezeichnet und sicher durch den Fürst Michailowitsch Dolgoruki (1764—1823) schrieb philosophische Oden und Episteln, die sich durch tiefes Gefühl und Natürlichkeit auszeichnen; Graf Schuwalow (s. d.) lyrische Gedichte, die den besten Erzeugnissen der Art zugezählt werden. Bobrow (gest. 1799) schrieb eine Menge schwülstiger Oden und ein beschreibendes Gedicht „Chersonida“, das mit einzelnen glänzenden Dichterfunken ist. Petrow (1736—99), ein Dichter, an





erwähnen, als Proſaiker: der Geſchichtsforſcher Ewgenij Bolſchowitzinow (1767—1837) Metropolit von Kiew, Verfaſſer des von Strahl deutſch bearbeiteten „Gelehrten Rußland“ (Lpz. 1828), und der theologische Schriftſteller Philaret Droſdow, Erzbischof von Moſkau als Dichter: Koſlow (ſ. d.), der Fürſt Alexander Schachowſki (geſt. 1846), einer der beſten komiſchen Dichter Rußlands, an Fruchtbarkeit Kopebue vergleichbar, und Verfaſſer vieler Luſtſpiele und Opern; Gribojedow (ſ. d.); Glinka (ſ. d.); Fürſt Wjaſemiſki (geb. 1792), ſich als Lieder- und Elegiendichter, aber auch als Kritiker bewährte. Ebenſo iſt der als Profeſſor in Moſkau verſtorbene Merſjakow als Dichter und Kritiker beachtenswerth. Der General Dawidow erwarb ſich als Dichter von Soldatenliedern Ruhm. Chemnicer (1744—84) und Krylow (ſ. d.) ſind als originelle Fabeldichter zu nennen. Gneditsch (1784—1838) hat ſich durch eine Überſetzung der „Ilias“ in Hexametern ein großes Verdienſt erworben, auch überſetzte er Shakeſpeare's „Lear“. Bulgarin (ſ. d.) und Gretſch (ſ. d.) dürften nicht weniger dieſer als der folgenden Periode zuzuzählen ſein.

Dieſe letzte Periode der ruſſ. Literatur iſt dadurch charakteriſirt, daß das Nationalrußland endlich völlig die Herrſchaft über die fremden Elemente gewann und dieſe abſorbirte. Auf mächtigſte trug dazu der politiſche Verſchmelzungsproceß bei, den Zar Nikolaus mit Kraft und Ausdauer in Rußland anſtrebte. Während die Regierungspolitik die Entwicklung des ruſſiſch ruſſ. Elements begünſtigte, war es Puſchkin's (ſ. d.) Genius, der in der Literatur den Volksgeiſt mächtige Geltung verſchaffte. Seine Gedichte ſpiegeln das ruſſ. Leben und geſehen der Freude, dem Schmerz, dem Ruhm, der Vaterlandsliebe und dem Humor ihren Ausdruck. Als Puſchkin's Genoffen und Nachfolger ſind zu nennen: Baratynſki, der 1844 zu Ruſſland ſtarb, Baron Delwig, Benediktow und Podolinski, von dem liebliche poetiſche Erzeugniſſe herrühren. Einer der geprieſenſten lyriſchen Dichter der neuſten Zeit war Puſchkin's Genoffe Puſchkin (ſ. d.). Die bedeutendſten dramatiſchen Dichter ſind: Nikolaus Polewoi und Puſchkin, die den Stoff ihrer Dramen hauptſächlich aus der ruſſ. Geſchichte entlehnten. Gogol (ſ. d.) ſtellte dagegen in ſeinen Luſtſpielen mit Laune das kleinſtädtiſche ruſſ. Leben dar. Die ruſſ. Romane ſchildern vornehmlich einen geſellſchaftlichen Sittenzuſtand, in welchem die Roheit mit dem Scheine der Civiliſation um den Vorrang ſtreitet. Zum Romane im hohen Sinne iſt Rußland noch nicht herangereift. Einer der ausgezeichnetſten Erzähler war Puſchkin. Bulgarin hat, ſo wenig auch ſeine Erzählungen vom äſthetiſchen Standpunkte aus zu ſchätzen ſind, doch das Verdienſt, zuerſt Schilderungen aus dem vollen Leben gewagt zu haben. Puſchkin gab ſich in ſeinen Novellen als gewandten Zeichner des Individuellen und als Menſchenkenner kund; Sagostin ſchilderte in ſeinem beliebten Romane „Jury Miſloſtin oder die Ruſſen 1612“ (deutſch von Schulz, 2 Bde., Lpz. 1839) in Walter Scott'scher Manier das Volksleben mit Treue und Lebendigkeit. Auch Waſili Uſchakow's „Kirgiſ-Ruſſen“ (deutſch von Goldhammer, 2 Bde., Lpz. 1834) enthält anziehende Sittenschilderungen. Graf Solohub (ſ. d.) charakteriſirte in trefflichen Novellen die höhere petersburger Geſellſchaft. Fürſt Ddojewſki, der Baron Theodor Korff, Konſt. Maſalſki, Sentowſki, der Schöpfer des politiſch-journaliſtiſchen Stils, und Dahl ſind ebenfalls noch als Erzähler hervorzuheben. ſondere Erwähnung verdienen auch die Erzählungen, welche das anmuthige und gemütliche Koſackenleben ſchildern und zum Theil in dem ſogenannten kleinruſſ. Dialekte abgefaßt ſind, wodurch der Anfang gemacht iſt, dieſe Mundart zur Schriftſprache zu erheben. Hier ſind Gogol, Grebenko und Kwitka (pseudonym Dſnowianenko) zu erwähnen, deren rührende idylliſche Darſtellungen durch Friſche und Natürlichkeit anſprechen. Große Aufmerkſamkeit verdient man, wie in allen ſlaw. Ländern, den Volksſagen und Volksliedern zugewendet. Sammlungen erſchienen von Nowikow, Kaſchin, Maximowitsch, Maſarow und Sacharow. Die neue Richtung der ruſſ. Literatur offenbarte ſich beſonders auch in den hiſtoriſchen Schriften. Hier verdient vorzügliche Beachtung die „Geſchichte Rußlands“ von dem petersburger Profeſſor Uſtrialow (3 Bde.; deutſch, Stuttg. 1840), die zum Compendium für die ruſſ. Unterriſtungen beſtimmt iſt und Großrußland als den Mittelpunkt darſtellt, nach dem Kleinrußland, Moſkau, Lithauen u. ſ. w. durch ihre geſchichtliche Entwicklung nothwendig hingeführt werden müßten. Ein namhafter Hiſtoriker iſt Pogodin, Profeſſor der Geſchichte in Moſkau, der ſich beſonders um die Sichtung der ältern Geſchichte Rußlands verdient gemacht hat. Puſchkin gab eine ſehr umfaſſende Geſchichte Rußlands heraus; Waſili Berg (geſt. 1834) Oberſt im Seerſtabe verfaßte mehrere Monographien über ruſſ. Zare, der Generalleutnant Michailowſki-Danilewſki mehrere tüchtige, doch für Rußland partiell abgefaßte Werke über den franz.-ruſſ. Krieg. Von den in ziemlich großer Zahl aufgetretenen Geſchichtsforſchern





lich gegenüber, der Sitz eines griech. Erzbischofs und eines Hauptzollamts, besitzt ein kleines Schloß, mehrere Kirchen, Moscheen und Synagogen und hat gegen 30000, nach Andern gegen 50000 E., theils Türken, theils Griechen, Armenier, Zigeuner und Juden, welche einen lebhaften Verkehr auf der Donau und nach dem Innern der europ. Türkei treiben und einige Fabriken in Seide, Wolle, Baumwolle, Leder, Taback u. s. w. unterhalten. N., schon in den Kriegsjahren 1773, 1774 und 1790 durch mehrere Gefechte bekannt, war ein Hauptpunkt militärischer Operationen in den Feldzügen der Russen gegen die Türken auch in den J. 1809 und 1811 in welchem letztern Jahre es erst nach langer Belagerung und zweimaligem vergeblichen Sturm durch Capitulation 27. Sept. in die Hände der Russen kam. Im J. 1811 räumten die Russen am 4. Juli von Ahmed-Aga geschlagen, 26. Juli die Stadt und steckten sie in Brand. Nach dem Frieden wurde sie wieder neu aufgebaut, und 25. Mai 1812 wurden daselbst die Präliminarien des Friedens von Bukarescht abgeschlossen. In dem Kriege von 1828—29 blieb N. von den Russen unangegriffen; in Folge des Friedens von Adrianopel 1829 hörte sie auf, Festung sein. Seit dem Herbst 1853 aber wurden auf den südwärts hinter der Stadt liegenden Inseln fünf Forts mit größter Solidität erbaut, die im Verein mit 400 Geschützen N. wieder einer starken Festung machten. Die Ebene, worauf die Stadt selbst liegt, beherrscht den Wasserspiegel der Donau, und jene Forts bilden den Schlüssel zur Position N.s. Allein 500 Schritte weiter befindet sich noch eine Anhöhe, welche die Forts beherrscht und bis Febr. 1854 noch unbefestigt war. Zwischen der Stadt und dem gegenüberliegenden, von den Russen 1854 stark befestigten Giurgewo befinden sich mehrere Inseln, wie Radowan, Tscharoi und Mokan, die von den Russen mit Batterien, Wällen und Schanzen versehen wurden und seit dem Ausbruch der Feindseligkeiten mehrfach Kriegsschauplatz gewesen sind.

**Ruth**, eine Moabiterin, verließ nach dem Tode ihres Mannes, eines Hebräers aus Juda, die Heimat und folgte ihrer Schwiegermutter Noomi nach deren Geburtsort Bethlechem, wo ein Verwandter ihres verstorbenen Vaters, Boas, von ihrer Lebenswürdigkeit angezogen, sie heirathete. Sie gebar den Obed, dessen Sohn Isai der Vater des Königs David war. Die Handlung fällt in die Zeit der Richter und wird in dem Buche Ruth erzählt, das wol noch vor der Auflösung des Staats Juda geschrieben wurde.

**Ruthe** ist der Name eines Längenmaßes, welches vorzüglich beim Wegebau und als Grundlage der Feldmaße in Anwendung kommt und eine gewisse Zahl von Fußes vorstellt, deren in einigen Staaten (wie in Preußen) 12, in andern (wie in Dänemark) 10, in noch andern 16 u. s. w. enthält. An einigen Orten gibt es besondere Bauruthen, Feldruthen, Waldruthen u. s. w., die entweder eine gleiche Zahl verschiedener Fußgattungen oder eine abweichende Zahl der nämlichen Fußes begreifen. Beim Feldmessen theilt man die Ruthe (wenn sie auch eine andere Zahl von Werk- oder Baufußes enthält) der leichtern Berechnung wegen in 10 Decimalsfuß, 100 Decimalzoll u. s. w. ein. In Preußen dürfen die Zehntelruthen nicht mehr, wie ehemals, Decimalsfuß genannt, sondern müssen als Zehntelruthen bezeichnet werden, und es darf man hier die Hundertelruthen nur mit diesem Namen, nicht aber als Decimalsfuß bezeichnen.

**Ruthenium**, ein von Claus in dem russ. und amerik. Platinerg entdecktes Metall. Es scheint, nachdem es von dem Platin, Palladium, Iridium, Osmium und Rhodium getrennt worden ist, als ein metallglänzender, grauweißer, poröser, dem Iridium ähnlicher Körper, spröde, sehr schmelzbar, in Säuren fast unlöslich und von 8,6 specifischem Gewicht. Es hat, wie allen Platinmetallen die größte Neigung, sich mit Sauerstoff zu verbinden.

**Rutilius Lupus**, ein röm. Grammatiker und Rhetor, lebte wahrscheinlich im Zeitalter Augustus und Tiberius, wiewol Einige ihn in eine spätere Periode versetzen, und verfaßte eine Schrift in zwei Büchern: „De figuris sententiarum et elocutionis“, die zum Theil von dem griech. Quellen entlehnt und später mehrfach verstümmelt worden ist, dadurch aber einen hohen Werth erhält, daß wir die meisten Werke der griech. Redner, aus denen darin zahlreiche Stellen mit einer seltenen Eleganz übersetzt sind, jetzt nicht mehr besitzen. Die treffliche Ausgabe von Muhnken (Leipz. 1768) wurde von Frottscher wieder herausgegeben (Lpz. 1818) wozu später ein „Observationum appendix“ von Koch (Lpz. 1841) kam. Eine gute Ausgabe besorgte Jacob (Lüb. 1837).

**Rutilius Numatianus** (Claudius), ein Dichter, etwa im Anfange des 5. Jahrh. Geburt ein Gallier, der in Rom mehrere öffentliche Ämter bekleidet haben soll, hinterließ dem Titel „Itinerarium“ oder „De reditu“ die Schilderung einer Reise von Rom nach Gallien im elegischen Versmaße. Dieses Gedicht, welches nicht vollständig auf uns gekommen ist,





und zeigt, wie der Mensch nur durch einen Proceß der Gnade mit Gott eins werde, doch seine Selbstheit zu verlieren und in Gott zu zerfließen. Dieses sittliche Element in N.'s I bethätigte sich ebenfalls nach der praktischen Seite und gewann bald auch durch die Vermittlung zweier ausgezeichneten Männer eine höchst bedeutsame Wirkung auf das Volksleben, welche schwer verständlichen Schriften nicht haben konnten. Sein praktischer Sinn trat nämlich zu ein mal in seinen freimüthigen Auslassungen über die Gebrechen der Zeit, über die Verfallung des Christenthums und die Vertheiligkeit, über das Verderbniß aller Classen im und Priesterstande bis hinauf zum Papste, sodaß er selbst ein thätiges Eingreifen nicht scheute, wo er es mit Erfolg vermochte; dann aber besonders in der Einrichtung seines Klosters, in welchem wirklich einen Bruderverein zu gleichen Pflichten und gleicher Liebe im apostolischen Sinne stellte. Zahllose Pilger jedes Alters und Standes kamen aus dem ganzen Niederlande und von Basel her den Rhein herab, um den milden, frommen Greis zu besuchen, unter ihnen Gerhard Groote, der Stifter der Brüder des gemeinsamen Lebens (s. d.), und Faule, welcher letztere die sittliche Richtung des Mysticismus auf deutschen Boden verpflanzte. Schriften, unter denen „Die aerbeyt der gheesteliker brulost“ („Die Arbeit der geistlichen Hochzeit“) als das Hauptwerk gilt, sind in niederl. Sprache noch nicht herausgegeben. Derselben befinden sich handschriftlich in der Bibliothek der Gesellschaft für niederl. Literatur Leyden. Der Gebrauch der hierzu noch nicht hinreichend ausgebildeten Landessprache ist der Kraft, Innigkeit und Salbung des Ausdrucks zugute gekommen, aber die Bestimmtheit des Gedankens mußte darunter nothwendig leiden. Die Einbuße wurde noch größer in der röm. Eleganz strebenden lat. Übersetzung des Surius (Köln 1552; 1609; 1692). In deutsche wurde wenigstens ein Theil der Werke schon im 14. oder 15. Jahrh. übersetzt (handschriftlich in München) und dann die ganze lat. Sammlung des Surius durch G. Arnold (Leipzig 1701). Vgl. Engelhardt, „Richardt von St.-Victor und Johannes R.“ (Erlang. 1833).

Ruyfch (Friedr.), berühmter Anatom, wurde 23. März 1638 im Haag geboren, studierte in Leipzig Medicin und ließ sich, nachdem er in Franeker promovirt hatte, in seiner Vaterstadt als praktischer Arzt nieder. Im J. 1665 als Professor der Anatomie nach Amsterdam versetzt, widmete er fortan dieser Wissenschaft eine unermüdete Thätigkeit. Er machte dort neue Entdeckungen und vervollkommnete namentlich die Lehre von den Lymphgefäßen, welche diese genauer untersuchen zu können, erfand er eine ausgezeichnete Art von Injection, welche mit ihrem Erfinder als Geheimniß begraben worden ist. Nachdem sein erstes mit vieler gesammeltes Cabinet anatomischer Präparate von Peter d. Gr. für die Akademie in Amsterdam gekauft worden war, begann er als 79jähriger Greis die Anlegung eines zweiten, welches später in den Besitz der Universität zu Wittenberg gelangte. In gleicher Weise als Arzt, Geburtshelfer und als Professor der Botanik, die er seit 1685 lehrte, ausgezeichnet, starb er 22. Febr. 1731. Nach seinem Tode erschien eine vollständige Sammlung seiner „anatomico-medico-chirurgica“ (4 Bde., Amsterd. 1737). — Seine Tochter, Rachel, berühmte Blumen- und Fruchtmalerin, geb. im Haag 1664, war eine Schülerin von van Aelst und seit 1695 mit dem Maler Georg Pool in Amsterdam verheirathet. Sie erhielt 1701 die Mitgliedschaft der Akademie im Haag und 1708 eine Anstellung am Hofe des Kurfürsten von der Pfalz, Johann Wilhelm, zu Düsseldorf, wo sie 1750 starb. Ihre reichen Gemälde sind mit Geschmack und schöner Auswahl zusammengestellt, von vortrefflicher Färbung und aufs fleißigste, aber dennoch sehr leicht ausgeführt.

Ruyssdael, s. Ruysdael.

Ruyter (Michiel Adriaanszoon de), berühmter holl. Seeheld, geb. 1607 zu Blikse in Seeland, wurde von seinen Altern zu einem Seiler in die Lehre gebracht, entfernte sich aber bald und nahm Dienste auf einem Schiffe, wo er bald Gelegenheit fand, sein Talent zu den Seesoldaten zu entwickeln. Vom Matrosen bis zum Lieutenant-Admiral-General alle Dienstgrade durchlaufend, verdankte er allein dem Talente und dem Eifer die Erhebung aus dem niedrigen Stande. Auf allen seinen Seezügen erwarb er sich den Ruhm eines tapfern, umsichtigen, schrockenen und mit dem Seekriege innigst vertrauten Helden; sein Privatleben zeigte einen gütigen, bescheidenen und einfachen Mann. Als 1641 Holland Portugal gegen die abgesehene Macht unterstützte, befehligte R. bereits als Contreadmiral mit Auszeichnung die abgesendete Hilfsmacht. Nicht minder ruhmvoll waren seine nachher unternommenen Expeditionen gegen die afrik. Raubstaaten. Im Kriege zwischen Holland und England 1652 befehligte er unter Tromp. Nach dem Frieden von 1665 kreuzte er aufs neue gegen die Korsaren im Mittelmeere, wo er mehre türk. Schiffe eroberte und den berühmtesten Renegaten Arn-





1697 abgeschlossenen Frieden. Ludwig XIV. von Frankreich hatte 1688 das Deutsche Reich angegriffen und an Holland den Krieg erklärt. Schon hatte er die Rheinprovinzen erobert, als der Kaiser Leopold und die Generalstaaten zu Wien 12. Mai 1689 gegen Frankreich ein Bündniß schlossen, dem Großbritannien, Spanien und Savoyen beitraten. Der Krieg wurde von Frankreich zu Lande mit vielem Erfolge geführt. Allein die Landung der Franzosen in Irland verunglückte, und die franz. Flotte unter dem Marschall Tourville wurde von den Engländern und Holländern bei La Hogue 29. Mai 1692 gänzlich geschlagen. Dies und der Wunsch Ludwig's, den großen europ. Bund aufzulösen, ehe der span. Thron erledigt würde, beschleunigten den Abschluß des Friedens. Schon hatte Savoyen einen besondern Frieden mit Frankreich Turin 29. Aug. 1696 geschlossen und sich mit Frankreich verbunden. Darauf vermittelte Schweden den allgemeinen Frieden auf dem Congresse zu R., vom 9. Mai bis 20. Sept. 1697, wonach England, Spanien und Holland den Frieden mit Frankreich unterzeichneten. Ludwig XIV. gab alle Eroberungen in Catalonien und in den span. Niederlanden, mit Ausnahme der 82 reunirten Orte (s. Reunions), zurück und erkannte Wilhelm III. als König von Großbritannien und Irland an. Kaiser und Reich unterzeichneten den Frieden mit Frankreich 30. Oct. Ludwig gab an Deutschland alle reunirten Orte zurück, ausgenommen die Orte Elsaß, dessen Souveränität ihm zugestanden wurde. Auch behielt er die 1681 in Besitz genommene Freie Reichsstadt Strassburg. Viel Widerspruch von Seiten der Protestanten veranlaßte die sogenannte Nyswijker Clausel des vierten Artikels, nach welcher die von Frankreich in reunirten, nun zurückgegebenen Orten 1622 eingeführte kath. Religion in ihrem bisherigen Bestande bleiben sollte. Für die Allodialerbschaft der Herzogin von Orléans bezahlte Kurpfalz nach dem schiedsrichterlichen Ausspruche des Papstes, der 1702 erfolgte, 300000 Thlr. Frankreich gab alle Eroberungen, namentlich Philippsburg, Freiburg, Altbreisach und das von Kaiserin erbaute Fort Kehl zurück, und die Rheinschiffahrt wurde für frei erklärt. Das Schloß zu Hüis-te-Nieburg, wurde 1783 niedergerissen, dagegen 1792 von Wilhelm V. auf dessen Platz zur Erinnerung an den Friedensschluß ein steinernes Denkmal errichtet.

**Nyswyl** (Theodor van), vläm. Dichter, geb. 8. Juli 1811 zu Antwerpen, bekleidete das Amt eines Leihhaussecretärs in seiner Vaterstadt und starb daselbst geisteskrank 7. Mai 1848. In seinen zahlreichen Gedichten, unter denen die epische Dichtung „Eppenstein“ (Antw. 1841), die „Balladen“ (Antw. 1843), „Antigonus“ (Antw. 1841), „Eigenaerdige Verhalen“ (Antw. 1837), „Poëtische Luimen“ (Antw. 1842) und „Politieke Refereinen“ (Antw. 1844) nennen sind, legt er die edelsten Eigenschaften des Gemüths an den Tag, schwingt aber in einer allzu derber Weise die Geißel der Satire über die sein Vaterland vergiftenden Früchte der geistl. Überbildung. Unübertroffen steht er als Volksdichter da, und seine „Volksliedjes“ (Antw. 1848) werden ihm ein langes Gedächtniß bei seinen Sprachgenossen sichern. Als geistlicher Dichter versuchte er sich in „Dichterlyke bespiegeling op het Onze Vader“ (Antw. 1842) und „Gewyde Gezangen“ (Antw. 1844). Bei Gelegenheit der Preiskämpfe zwischen Gent und Antwerpen entstanden die Dichtungen „Karel de Stoutte“ und „Jacob van Artevelde“ (zusammen, Antw. 1845). Eine Gesamtausgabe seiner Werke erschien 1849—50 zu Antwerpen. Von 1843—48 gab R. das „Muzenalbum“, ein literarisches Jahrbuch, heraus.

## S.

**S** ist der 18. Buchstabe des lat., der 19. des deutschen und der meisten übrigen neuern abendl. Alphabete und gehört zur Lautklasse der Dentalen oder Zahnlaute. Das Sanskrit kennt verschiedene S-Laute, einen palatalen, einen cerebralen und einen dentalen, von denen der erste jetzt in abendl. Schrift durch g, der zweite durch sh, der dritte durch s umschrieben wird. In den semitischen Sprachen unterscheiden vier Zischlaute, welche im Hebräischen Sain (d. i. Schwert), Samech (d. i. Stütze), Zade (d. i. Fischerhaken) und Schin (d. i. Zahn) genannt werden, nach den Gegenständen, deren rohes und flüchtiges Bild die Schriftzeichen in ihrer ursprünglichen Form darstellten. Neben dem Schin entwickelte sich im Hebräischen wie im Arabischen noch ein Sin, dessen Schriftzeichen von dem des Schin sich nur durch diakritische Punkte unterscheidet. Auf ähnliche Weise entstanden durch Zerlegung anderer Dentalen im Arabischen



h einige andere sich dem S nähernde Laute, die im pers. Munde völlig wie s gesprochen werden. Die Griechen kennen nur einen Sibilanten, das Sigma, dessen gegenwärtiges Schriftzeichen (Σ) auf die phöniz. Form des Samech zurückgeht. Aus der phöniz. Figur des Sain fanden einerseits das griech. Z, was im Alphabete auch an der Stelle des Sain blieb, anderseits das S der italischen, somit auch des lat. und der neuern Alphabete. Meistens hat in den ital. Sprachen auch das Z den Laut eines gelinden s angenommen. Dasselbe gilt auch vom griechen, welches daneben noch ein sh unterscheidet. Den Laut des letztern kennen unter andern auch die franz. Sprache, in zwei Abstufungen, welche jedoch in der Schrift durch ch und j bezeichnet werden, und die neuere hochdeutsche Sprache, in welcher er durch sch ausgedrückt wird. Vielfache orthographische Schwierigkeiten entstehen für die neuere deutsche Schriftsprache theils aus den Unterschieden eines sogenannten langen s (ſ) und des Schluß-s (ß) in der Schrift, anderntheils durch das Auftreten eines lz (ß) neben dem Doppellaute ss (ſſ). In der griech. Schrift steht ſ stets im Anlaut, s im Auslaut; ebenso in lat. Schrift, wenn man hier überhaupt diesen Unterschied macht und sich nicht weit einfacher des s für Anlaut und Auslaut bedient. Die Verdoppelung des Lautes wird nach allgemeinem Brauch in deutscher Schrift ſſ im Inlaut, durch ß im Auslaut, in lateinischer, wenn man nur das s anwendet, in beiden Fällen durch ss ausgedrückt. Allein es ist diese Bezeichnungsweise des Doppelconsonanten Auslaut durch ß vom historischen Standpunkte aus durchaus irrtümlich. Denn die Laute ſſ klingen zwar ähnlich, sind aber in ihrem Wesen ganz verschieden: ſſ ist Doppelung des Auslauts, des einfachen s, ß hingegen ist (neben der härtern, durch z bezeichneten) die weichere Variante der Zungenlaute. Es muß daher ß überall geschrieben werden, wo im Niederdeutschen und andern nichthochdeutschen german. Sprachen an dessen Stelle ein z erscheint (z. B. biten, heißen, groß und grot, Fuß und Fol u. s. w.). Dieses ß, welches in mehreren Worten (z. B. Pronomen das, was, es, Krebs u. s. w.) nach herrschendem Gebrauch theils durch einfaches s, theils auch inlautend durch ſſ (z. B. Wasser, anstatt Wasſer) ersetzt, in andern Fällen auch einfach für ſſ oder ſß geschrieben wird, findet sich im Mittelalter vom 8.—15. Jahrh. entweder ein eigenes, dem z ähnliches Schriftzeichen (das Grimm in seinen grammatischen Schriften wieder eingeführt hat), theils durch zz oder zs ausgedrückt; die Schreibung sz findet zuerst im 13. Jahrh., gegen dessen Ende hin die Verderbniß dieses Lautes in Rede und Schrift beginnt. Dieselbe war im 15. Jahrh. bereits so weit gediehen, daß die richtige Anwendung des ß nur als Ausnahme zu betrachten ist. Gegenwärtig ist die Verwirrung noch größer selbst von vielen Grammatikern des 19. Jahrh. weiter ausgebildet worden. Vgl. Weinhold, „deutsche Rechtschreibung“ (Wien 1852).

**Sá da Bandeira** (Bernardo de), ehemaliger portug. Minister, geb. 1796, nahm rühmlichen Antheil an dem Kriege der Halbinsel gegen die Franzosen und widmete sich dann mit Eifer wissenschaftlichen Studien. Als 1820 die portug. Revolution ausbrach, schloß er sich derselben an und trat auch 1823 als Vertheidiger der Constitution in der Gegenrevolution auf, sodas nach dem Siege des Absolutismus ins Ausland entweichen mußte. Nachdem Dom Pedro Charte verliehen, kehrte S. nach Portugal zurück und vertheidigte nun als Militär wie als Vertheidiger den constitutionellen Thron. Bei der Vertheidigung von Oporto wirkte er besonders als Gouverneur der Stadt. Bei dem Angriffe der Miguelisten auf die Befestigung der Stadt auf der Südseite des Douro verlor er den rechten Arm. Hierauf wurde er im Nov. 1832 als Marineminister und gleichzeitig zum Baron da Bandeira ernannt. Doch schon im März 1833 erfolgte seine Entlassung als Minister. Nachdem er 5. Sept. 1833 die Linien von Oporto gegen die Miguelisten vertheidigt, ward er Gouverneur von Peniche, im Febr. 1834 Gouverneur von Algarve und nach dem Kriege Pair des Reichs. Im Nov. 1835 abermals als Marineminister ernannt, mußte er doch schon im April 1836 diesen Posten wieder verlassen.

An der Septemberrevolution von 1836 wollte S. keinen Antheil nehmen; doch von der Regierung aufgefordert, ins Ministerium zu treten, ließ er sich endlich dazu bereit finden. An den folgenden Ereignissen, den Uneinigkeiten zwischen Chartisten und Constitutionellen, nahm er während mehr oder minder activen Antheil. Bei der Insurrection 1846 stellte er sich offen an die Spitze derselben und faßte in Oporto festen Fuß, weshalb er von der Regierung seiner Ämter und Titel für verlustig erklärt wurde.

**Sá de Miranda** (Francisco de), in der span. und portug. Literatur als Dichter berühmt, stammte aus altadeligem Geschlecht und wurde 1495 zu Coimbra geboren. Auf der Universität seiner Vaterstadt vollendete er seine wissenschaftliche Bildung, widmete sich neben den damals neu aufblühenden humanistischen Studien der Rechtsgelehrtheit und bekleidete auch

einige Zeit eine juristische Lehrstelle. Nach seines Vaters Tode gab er aber diese unfreiwillig schäftigung auf. Er durchreiste Spanien und Italien und machte sich mit der Sprache und Literatur beider Länder genau bekannt. Nach seiner Zurückkunft nahm er eine Stelle am Johann's III. an; doch Verdrießlichkeiten mit dem Könige veranlaßten ihn, das Hofleben immer mit dem Landleben zu vertauschen. Er starb auf seiner Besizung bei Ponte de 1558. S. ist einer der Koryphäen der Dichterschule von Coimbra, die durch Nachahmung classischer und ital. Muster die heimische Dichtkunst zu heben suchte; doch ist er, besond seinen Eklogen, wovon sechs in span., nur zwei in portug. Sprache abgefaßt sind, und in volksthümlichen Cántigas ganz national geblieben. Er hat die poetische Epistel unter dem Titel Carta in die portug. Dichtkunst eingeführt und kann auch als einer der Gründer des portug. Dramas angesehen werden, wiewol seine beiden in Prosa geschriebenen Lustspiele „Die beiden“ und „Die beiden Bilhanpandos“ noch ganz nach dem classisch-ital. Theater gebildet sind, sogar der Schauplatz, Sitten und Charaktere Italien abgeborgt sind. Sein Ruhm ist in bukolischen Dichtungen begründet, die von dem Zauber ländlichen Stillebens und dem süßer Schwärmerei durchdrungen sind. Seine poetischen Werke erschienen zu Lissabon (1. und öfter; beste Ausgabe, 2 Bde., 1784), und seine Komödien zusammen mit denen des Ferreira zu Lissabon 1622.

Saadi (Scheich Moslicheddin), einer der berühmtesten pers. Dichter, geb. 1180 von armen Altern zu Schiras, daher el-Schirāsi genannt, lebte am Hofe der Atabeks und gen Günst und Wohlthaten mehrerer Herrscher Persiens. Nachdem er seine Studien vollendet viele Jahre auf Reisen zugebracht hatte, begann er in seiner Heimat die reichen Erfahrungen seines Lebens in Büchern geordnet zu sammeln. Er starb 1282 in dem hohen Alter von 100 Jahren. Seine Gedichte enthalten einen Schatz wahrer Lebensweisheit und sind in einer reinen, zierlichen und dabei einfachen Schreibart abgefaßt. Wir besizzen von ihm einen „Divan“ eine Sammlung lyrischer Gedichte in arab. und pers. Sprache, bestehend theils in Liebesgedichten, theils in Aufforderungen zu edeln Lebensgenüssen, vermischt mit ernstern Betrachtungen, ferner den „Gulistan“, d. i. Rosengarten, ein moralisches Werk in Prosa, mit zahlreichen Geschichten gemischt, auf das vorzüglich sein Ruhm sich gründet; dann das „Bostan“, d. i. Lustgarten, ein dem vorigen analoges Werk, aber ganz in Versen verfaßt; außerdem noch viele andere Erzählungen, Fabeln, Abhandlungen, theils in Prosa, theils in Versen. Seine sämtlichen Werke erschienen in pers. Sprache zu Kalkutta (2 Bde., 1791—95; später in Bomba 1818). Den „Gulistan“ gaben zuerst heraus Gentius mit lat. Übersetzung (Amst. 1719) Gladwin (2 Bde., Kalk. 1806 und öfter) mit engl., Semelet mit franz. Übersetzung (1828 und 1854). Außerdem erschien der Originaltext häufig in Kalkutta, Cawnpore, Poona, Laturis, Bulak und mit einem sehr weitläufigen Commentar von Sudi (Konstant. 1855). Die kritisch beste Ausgabe ist von Sprenger bearbeitet worden (Kalk. 1851). Ins Deutsche setzten den „Gulistan“ Olearius (1654) und Graf (Lpz. 1846). Das „Bostan“ erschien in pers. Commentar zu Kalkutta (1828) und der Text ebendasselbst (1821, 1852 und öfter). Die deutsche Übersetzung gab Graf (Jena 1850), der auch die lyrischen Gedichte des S. zu beenden angefangen hat.

Sandia (Ben Joseph), aus Fayum in Ägypten, geb. 892, wurde 928 zum Gaon oder Oberhaupte der jüd. Akademie in Sura gewählt und starb daselbst 942. Er ist der Begründer der Theologie, der hebr. Grammatik und einer wissenschaftlichen Exegese unter den Juden der Erste, der eine Methodik des Talmud versuchte, die gesammte hebr. Bibel ins Arabische übertrug und in Commentarien erläuterte. In dem Kampfe für die überlieferte Religion gegen die Karäer, gebrauchte er die Waffen der Dialektik, wodurch bei den rabbinischen Juden die Bekanntschaft mit der Philosophie vermittelt. Von seinen arabisch geschriebenen zahlreichen Werken ist erst Weniges im Druck erschienen.

Saale ist der Name dreier Flüsse in Deutschland. Die Fränkische Saale oder Saa springt zwischen der Rhön und dem Frankenwalde auf der bair. und meining. Grenze, durch den bair. Kreis Unterfranken erst nordwestwärts bis Neustadt, dann west- und südwestwärts und ergießt sich nach einem 15 M. langen Laufe bei Gemünden in den Main. Ihr Lauf ist überaus anmuthig, fruchtbar und reich an Wein. — Die Sächsische oder Thüringische Saale entspringt 2152 F. hoch am westlichen Abhang des Großen Waldstein des Fichtelgebirgs im bair. Kreise Oberfranken, wendet sich aus Baiern in die reuss. Lande, die Gebiete Meiningen, Schwarzburg-Rudolstadt, Altenburg, Weimar, tritt oberhalb Naumburg in preuss. Provinz Sachsen und unterhalb dieser Stadt aus dem Berglande in die Tiefebene, t





**Saardam** oder **Zaardam**, auch **Zaandam** und **Zaanredam** genannt, ein großer Markt in der niederl. Provinz Nordholland, an der Zaan, die hier Amsterdam gegenüber in die See einströmt, aus Ost- und Westsaardam bestehend und wie das benachbarte Broek (s. d.) durch die außerordentliche Reinlichkeit seiner Straßen berühmt, hat gegen 12000 E., unter denen viele reiche Kaufleute sind. Handel mit Holz, Getreide und Ithran, Schifffahrt, sowie Buchhandel und Buchdruckerei sind die Hauptnahrungszweige. Auf den hiesigen berühmten, jetzt gegangenen Schiffswerften arbeitete 1697 Peter d. Gr., dessen Wohnhaus von zwei Stücken mit den von dem Kaiser gebrauchten einfachen Möbeln noch jetzt gezeigt wird. In der Umgegend von S. findet sich eine zahllose Menge Windmühlen verschiedener Art, darunter solche, worin der Tuffstein von Andernach und dem Aachener See auf der Eifel zu Traßsandstein zu Streusand für die Hausflur gemahlen wird.

**Saargemünd** oder **Sarreguemines**, die Hauptstadt eines Arrondissements im fr. Depart. Mosel, am Einfluß der Blies in die Saar und an der deutschen Grenze, mit 5000 E. und einem Collège, ist die Hauptniederlage der schön lackirten Schnupstabackes von Carton (Pappe), die hier und in der Umgegend gemacht und wovon jährlich 10000 Du. verschickt werden. Auch die Manufacturen von Fayence und engl. Geschirr haben Ruf.

Stadt hieß früher **Gemünd** (franz. Guemonde) und war befestigt durch Mauern und ein Schloß, das jetzt zerstört ist. In den großen Räumen des 1621 vom Herzoge von Lothringen gegründeten Kapuzinerklosters befinden sich heutzutage die Präfectur, der Gerichtshof und das Collège.

**Saarlouis**, in der Französischen Revolution **Sarrelibre** genannt, die äußerste in neueren Zeiten sehr verstärkte Grenzfestung Preußens gegen Frankreich, in einer Ebene an der Saar in dem Regierungsbezirk Trier der preuß. Rheinprovinz, hat, ohne das Militär, 4500 E., evang. und eine kath. Kirche, eine Synagoge, ein Progymnasium und eine Realschule. Stadt, Hauptort eines Kreises, ist regelmäßig gebaut, hat schnurgerade Straßen und einen in einer Baumallee verzierten geräumigen Marktplatz. Der bedeutendste Industriezweig ist Lederhandel. Die Gerbereien sind blühend und nach Malmédy vielleicht die ansehnlichsten in ganzem preuß. Staate. In der Nähe der Stadt finden sich Blei-, Eisen- und Steinkohlenminen, letztere namentlich bei Schwalbach, Hostenbach und Geislauntern. Als bedeutende Fabriken in der Umgegend von S. sind zu erwähnen das großartige Eisenblechwerk und die Maschinenpapiersfabrik zu Dillingen und die Fayencefabrik zu Wallerfangen und zu Metlach, sowie Glasfabrik zu Badgassen. Die Festung auf dem linken Saarufer, die auf dem rechten ein Hornwerk hat, wurde unter Ludwig XIV. 1680 durch Vauban zur Deckung Lothringens angelegt, verblieb im Ryswiker Frieden 1697 bei Frankreich und wurde im Spanischen Erbfolgekriege 1705 vergebens belagert. Im Pariser Vertrage vom 20. Nov. 1815 mußte Frankreich S. nebst drei andern Festungen an die verbündeten Mächte abtreten, die bei unterm 3. Nov. diesen Platz nebst den beiden Ufern der Saar bis oberhalb der Stadt Saarbrück Preußen zugetheilt hatten. Sie ist der Geburtsort des Marschalls Ney. Vgl. Schröder, „Der Kreis S. und seine nächste Umgebung unter den Römern und Celten“ (Trier 1850).

**Saavedra**, s. **Cervantes Saavedra** (Miguel de).

**Saavedra** (Angel de), Herzog von Nivas, ein in Politik wie Literatur ausgezeichneter Dichter, geb. zu Cordova 1. März 1791, kämpfte in den Kriegen gegen Frankreich tapfer und fiel nach dem Frieden als verabschiedeter Oberst in Sevilla. In dieser Zeit trat er zuerst als Dichter auf mit den „Ensayos poéticos“ (1813; 2. Aufl., 2 Bde., Madr. 1820—21). Auch einige Tragödien von ihm kamen 1815—16 zur Aufführung. In der Revolution von 1820 war Mitglied und eifriger Vertheidiger der Cortes von 1812. In Sevilla, wohin er sich in Folge der Contrerevolution begab, ließ er die Tragödie „Lanuza“ aufführen, die als politisches Gelegenheitsstück viel Interesse erregte. Während der Invasion des franz. Heeres 1823 war er nach London, wo er das epische Gedicht „Florinda“ begann. Im J. 1835 suchte er, Italien verwiesen, mit seiner Familie Zuflucht in Malta, wo er sich durch das Studium der griech. Dichter von der classisch-franz. Schule frei machte. Seit 1830 unterhielt er zu Orléans in Frankreich eine Zeichenschule, um sich und seiner Familie Unterhalt zu verschaffen. Später lebte er in Tours, und hier vollendete er auch sein volksthümliches Epos „El moro expósito“ (2 Bde., Par. 1834). Endlich 1834 erhielt er die Erlaubniß, in sein Vaterland zurückkehren zu dürfen, wo er bald darauf die Titel und Güter des herzoglichen Hauses Nivas erbte und zum Premierminister des Reichs ernannt wurde. Er gehörte zu den Häuptern der gemäßigten Opposition, übernahm unter Isturiz 1836 das Ministerium des Innern, mußte aber in Folge der Revolution von Granja 1837 einige Zeit den politischen Schauplatz verlassen. Später wurde er Botschafter



te zu Neapel. Außer den angeführten Dichtungen veröffentlichte er das Original Lustspiel „tanto vales cuanto tienes“ (1834), die Schicksalstragödie „Don Alvaro, ó la fuerza del o“ (Madr. 1835), sowie die Dramen „Solaces de un prisionero“ und „La morisca de juar“ (Madr. 1842). Durch seinen „Moro expósito“ und seine epischen Romanzen ward besonders der Wiederhersteller einer volksthümlichen Poesie in Spanien. Seinen Aufenthalt in Neapel benutzte er zur „Historia de la sublevacion de Nápoles“ (2 Bde., Madr. 1848), welches Werk von gründlichem Studium, Unparteilichkeit und historischer Darstellungskunst zeugt.

**Saavedra y Fajardo** (Diego), span. Schriftsteller und Staatsmann, geb. 1584 zu Mézquez in der Provinz Murcia, studirte zu Salamanca und wurde daselbst Doctor der Rechte. Als Secretär für die neapolit. Geschäfte ging er mit dem span. Gesandten Borja 1606 nach Rom, ward hierauf span. Agent am röm. Hofe und fungirte dann als span. Gesandter an mehreren andern Höfen. Im J. 1636 war er auf dem Reichstage zu Regensburg, der Wahl Ferdinand's zum röm. Könige beizuwohnen, und 1643 wurde er vom König Philipp IV. auf den Friedenscongreß nach Münster gesendet. Von hier 1646 zurückgerufen, starb als Mitglied des Hohen Rathes von Indien zu Madrid 1648. Unter seinen Schriften verdienen Auszeichnung: „Empresas políticas, ó idea de un principe politico christiano representado en cien empresas“ (Monaco 1640 und öfter, so mit „Republica literaria“ und „Locuras de Europa“, 4 Bde., Madr. 1819), ein Fürstenspiegel in Bildern, der auch in das Italienische, Französische, Lateinische und Deutsche übersetzt wurde; „Locuras de Europa, dia-logo postumo“ und „Corona gotica, castellana y austriaca, politicamente ilustrada“ (Bd. 1, Madr. 1646), in den historischen Untersuchungen unkritisch und flüchtig, aber in classischer Sprache. Eine schlechte Fortsetzung des letztern Werks lieferte Alfons Ruñez de Castro (3 Bde., Madr. 1670—78). Die bisher S. beigelegte „Republica literaria“ (Madr. 1655) rührt nach neuerer Zeit aufgefundenen Handschrift vom Licenciado Navarrete her. Die neueste Ausgabe der „Obras políticas y históricas“ erschien zu Madrid 1789—90 (11 Bde.). Seine übrigen Werke erschienen zu Antwerpen 1688. Obwohl S. von dem zu seiner Zeit herrschenden Culteranismus, von pedantischer Schaustellung von Gelehrsamkeit und von allzu getreuer Nachahmung der röm. Autoren, vorzüglich des Seneca, nicht frei ist, so behauptet er doch durch die Reinheit, Kraft und Eleganz seines Stils noch immer einen Platz unter den classischen Schriftstellern der Spanier.

**Saaz**, böhm. Zatec, früher die Hauptstadt des gleichnamigen Kreises im Königreiche Böhmen, jetzt der Hauptort einer Bezirkshauptmannschaft (22½ QM. mit 77347 E.) im Egerlande, an der Eger, über welche eine 204 F. lange Kettenbrücke führt, in einer fruchtbaren Gegend gelegen, zählt 5500 E., die Gemüse und berühmten Hopfenbau treiben, auch Bierbrauerei, Liqueurfabriken und Getreidemärkte unterhalten. Die Stadt hat ein Gymnasium und sehenswerthe Wasserkunst. S. wurde im 8. Jahrh. gegründet und erlangte im Hussitenkriege 1419 durch seine tapfere Gegenwehr gegen die es unter dem Grafen Neuß von Plauen anführten Deutschen Berühmtheit, sowie durch einen glücklichen Ausfall, in welchem die Angreifer geschlagen wurden. In der Nähe liegt das Dorf Dobritschan (Dobrziczany) mit einem besuchten Mineralbade.

**Saba**, **Sabäa** hieß eine Landschaft im südlichen Arabien, deren Hauptstadt Märib (bei den Griechen Mariaba) noch jetzt als ein Dorf existirt. Sie liegt ungefähr unter 15° 40' n. Br., 10 Meilen Tagereisen östlich von Sana. Die ehemalige Größe und Pracht des Orts bezeugen noch die Ruinen mit (himjaritischen) Inschriften. Der erste Europäer, der diese Ruinen besuchte, war der Franzose Arnaud 1843; einige Zeit später war der Engländer Macell dort. Die Sabäer waren ein reiches Handelsvolk, was außer den griech. Schriftstellern auch die Bibel bezeugt. Eine Königin von Saba (bei Luther: Reich Arabien) war es, die den König Salomo besuchte und mit Gold, Edelsteinen und Spezereien beschenkte. Die arab. Tradition nennt diese Königin Balkis. Übrigens hatten die Sabäer Niederlassungen an den Küsten Arabiens und Persiens, woher es kommen mag, daß der Name Saba dort öfter als Ortsname vorkommt.

**Sabäismus und Sabäer.** Sabäer oder Sabier heißen die Sternanbeter im Orient, besonders in Arabien, vor der Zeit Mohammed's, aber auch in Syrien, Mesopotamien, Persien und selbst in Indien. Sabäismus ist demnach der Gestirndienst. Außer einigen Fixsternen vermuthet man die Planeten oder vielmehr die der Gottheit nahestehenden Planetargeister, Lichtgeister, als deren Behausung oder Körper die Planeten (Saturn, Jupiter, Mars, Sonne, Mercur und Mond) galten, und denen man eine mächtige Einwirkung auf alles Irdische, auf Natur und Menschen zuschrieb, sodaß alle existirenden Wesen durch ihre Vermittel-

telung entstehen, bestehen und zuletzt zu ihnen wieder zurückkehren. Die Sabäer nannten die Planetengeister, die sie auch in Bildern und symbolischen Figuren verehrten, Herren und Götter und bezeichneten die über denselben stehende höchste Gottheit als den Herrn der Herren oder den Gott der Götter (nach Einigen die Sonne). Im Koran wird namentlich der der Religion Abraham's feindlich gegenüberstehende Religionsglaube als Sabäismus bezeichnet, dann als nächst der Gestirncultus der alten Araber. Sonst war die Stadt Harran in Mesopotamien die Hauptsitz des Sabäismus, und dort hat er sich mitten in der Umgebung des Christenthums bis gegen das Mittelalter hin erhalten. Die Sabäer gaben viel auf Magie und Wahrsagerkunst auf Zauberringe und Talismane, nach astrologischer Kunst gefertigt. Sie beteten drei mal täglich. Verboten waren ihnen Polygamie, Beschneidung und der Genuß des Fleisches von Schweinen, Kameelen, Tauben u. s. w. Eine Sekte unter ihnen glaubte auch an Seelenwanderung und an große Weltperioden, die sich in ewiger Reihe immer wieder erneuen.

**Sabbath**, d. i. der Ruhetag, heißt bei den Israeliten der der gänzlichen Enthaltung von Arbeiten gewidmete siebente Wochentag, der am Abende des Freitags anhebt und bis zum Abend des folgenden Tags dauert. Die Juden feierten den Sabbath, der wahrscheinlich ein heiliges Institut war, namentlich seit dem Exile mit großer Strenge und zeichneten ihn durch seinen Gottesdienst aus. Der Sabbath vor dem Passahfeste heißt der Große Sabbath. Er ist eine Strecke von 2000 Ellen, die man sich an dem Ruhetage von seiner Wohnung entfernen durfte, nannte man einen Sabbathweg. Das seiebente Jahr, in welchem die Acker unbebaut blieben und keine Schulden beigetrieben, nach dem Talmud sogar erlassen wurden, hieß Sabbathjahr.

**Sabbatherschnur**, im Hebräischen Mireph, heißt die in jüd. Orten oder in den bloß von Juden bewohnten Stadtquartieren von Dach zu Dach und, wo diese nicht aneinanderstießen, über die Straßen hinweggezogene Schnur von Eisendraht oder Bindfaden, dann auch der durch dieselbe begrenzte Raum. Innerhalb desselben können die Juden am Sabbath Alles in den Händen und Händen tragen, was ihnen außerhalb desselben streng verboten ist. Das Murren oder Zerreißen des Mirephs wird hart bestraft, und die Herstellung desselben kann nur durch den Rabbiner unter bestimmten Feierlichkeiten geschehen. Da ein Mireph, wo die Juden unter Christen zerstreut leben, nicht zu Stande kommen kann, so ist es gewissermaßen ein Privilegium für Die, welche in größerer Gemeinschaft beisammenwohnen.

**Sabbathianer**, eine jüd. Sekte, sind nach dem Schwärmer Sabbthai Zebi benannt, der in Smyrna 1625 geboren, seit 1667 sich für den Messias ausgab, viele Anhänger, namentlich in der Verberei, fand, nothgedrungen endlich den Islam annahm und, von der türk. Regierung verfolgt, im Geheimen enthauptet wurde. Die Sabbathianer, welche auf eine Untergrabung des rabbinischen Judenthums hinzielten, haben sich theils unter den Mohammedanern und Christen verloren, theils in den Chasidim (s. d.) fortgebildet.

**Sabeller** werden von den Römern häufig die Samniter (s. d.) als Abkömmlinge der Sabiner genannt. Seit Niebuhr aber wird der Name zweckmäßig für alle die ital. Völker eines Stammes, die von den Sabinern ausgegangen sein sollen, angewendet, welche gegen NW. den Umbrern und Etruskern, gegen SW. von den Latiniern, Volskern und Dätern begrenzt, gegen NO. an das Adriatische Meer, gegen SO. an Apulien grenzten, gegen S. bis an Brundisium, die südwestliche Spitze Italiens, sich ausdehnten und so außer einem Theil Unteritaliens vornehmlich die südöstliche Gebirgslandschaft Mittelitaliens innehatten. Die Auswanderung durch die sie sich ausbreiteten, waren zumeist in Folge des altitalischen Brauchs des heiligen Lenzes (ver sacrum) geschehen, wonach in schweren Zeiten alle Geburten des Frühlings der Gottheit gelobt wurden und nach zwanzig verflossenen Jahren das Vieh geopfert oder gelöst, die Jugend aber ausgesendet wurde. Die einzelnen Völker waren, außer den Sabinern (s. d.), diesen östlich die durch Eidgenossenschaft vereinten Marsen, Vestiner, Velignier und Campaner; nördlich von diesen am Meere die Picentiner, südwestlich von den Marsen, am weiten gegen Latium die Herniker; südöstlich die Samniter, von denen die Frentaner am Adriatischen Meer, gegen Süden die Hirpiner um den noch jetzt Monte Irpino genannten Berg und die Caner, das herrschende Volk in Lucanien, abstammten. Durch Vermischung der Samniter mit den Dätern (s. d.), die den Sabellern unter den andern ital. Völkern am nächsten standen, bildete sich das Volk der Campaner; die Picentiner am Meerbusen von Salerno wurden von den Lucanern aus durch die Römer dahin verpflanzt. Tapfer und freiheitsliebend unterlagen die italischen Völker, namentlich weil sie es nicht auf die Dauer zu einer festen gemeinsamen Verbindung brachten, in den Kriegen, die, vorzugsweise die Samnitischen genannt, vom J. 543—





Ausgabe von deutschen mathematisch-physikalischen Aufsätzen, durch welche unter Anderm Gauß' Theorie des Erdmagnetismus den Engländern schnell zugänglich und die Theilnahme an diesem Zweige des physikalischen Wissens hervorgerufen wurde, die man in der Errichtung der erwähnten magnetisch-meteorologischen Stationen und der Ausrüstung der Südpolarstation des Sir J. C. Ross erkennt. S. war unterdessen 1837 zum Major und 1846 zum Divisionslieutenant bei der Artillerie befördert worden und hatte auch eine Anstellung beim Arsenal Woolwich erhalten. Die Royal society wählte ihn zu ihrem Vicepräsidenten und Schatzmeister und bei der brit. Association zur Beförderung der Wissenschaften, für die er seit ihrer Gründung sich lebhaft interessirte, bekleidete er 1852 bei ihrer Jahresversammlung in Belfast die Präsidentenstelle.

**Sabiner**, ein mittelitalisches, nach den Alten ureinheimisches Volk, das Stammvolk der Sabeller (s. d.), das seinen Namen von Sabinus, seinem ältesten Fürsten, einem Sohne des Gottes Sancus, ableitete. Als ihre Stammsitze wurden die höchsten Gegenden des Apennin beim jetzigen Gran Sasso d'Italia angesehen. Von hier aus breiteten sie sich im Thale des Tiber und des obern Nar (jetzt Nera), wo ihre Stadt Nursia (jetzt Norcia) lag, nördlich gegen die Umbrer aus; im W. schied sie die Tiber von den Etruskern, mit denen und den Latiniern sie sich in Fidenä berührten; gegen S. galt der Fluß Anio (Teverone) aufwärts bis zum Tiber als ihre Grenze gegen Latium. Aber vielleicht von Eures aus hatten sie sich noch weiter bis zum Stadtgebiet des nachmaligen Rom verbreitet, wo auf dem Quirinal die sabin. Quirinaler wohnten, die unter ihrem König Titus Tatius mit den Lateinern des Romulus auf dem Palatin zu Einem Volke verschmolzen. Nördlich von Tibur erhebt sich das Sabinergebirge, dem Mons Lucretilis (jetzt Monte Genaro), an das sich die Gebirgsketten anschließen, die weiter östlich die Südgrenze der Sabiner gegen die Aequer bildeten; im D. aber waren die flavianer verwandten Marsen und Vestiner ihre Nachbarn. Das Sabinische Land (Ager Sabinus) war fruchtbar an Wein und Öl, an Eichenwaldung und reichen Weiden. Das Volk wurde gerühmt wegen strenger Sitte und Genügsamkeit, nicht weniger wegen seiner Frömmigkeit; wie die röm. Sage das röm. Religionswesen durch einen König sabin. Stammes, den Numa Pompilius, ordnen läßt und die Augurallehre als namentlich von ihnen ausgegangen galt. Bekannt ist die Sage vom Raube der Sabinerinnen, durch den das männerreiche Rom sich mit Frauen versah. Die Römer unterwarfen und vereinigten sich schon frühzeitig mit ihnen in der Campagna zunächst wohnenden Sabiner; mit den übrigen fanden bis 448 v. Chr. fast ununterbrochene Kriege statt. Seit jener Zeit bestand Ruhe bis 290, wo sich die Sabiner wieder gegen Rom erhoben, aber von Curius Dentatus bald unterworfen wurden. Sie erhielten damals das röm. Bürgerrecht, 241 v. Chr. aber wurden sie in das volle röm. Bürgerrecht aufgenommen und aus ihnen zwei neue Tribus, die Quirinische und Velinische, gebildet.

**Sabinum** hieß das Landgut und Landhaus des Dichters Horatius (s. d.), welches an der äußersten Grenze des alten Sabinerlandes in dem heutigen Thale von Licenza, 14 ital. M. von Tibur, dem jetzigen Tivoli, in einer von Weinbergen, Fruchtfeldern und Baumpflanzungen umgebenen Gegend lag und seinem Besitzer als Lieblingsaufenthalt diente. Eine genaue Untersuchung über die wahre Lage desselben nahm der franz. Gelehrte Capmartin de Champaigne Ort und Stelle vor und machte das Resultat in der Schrift „Decouverte de la maison de campagne d'Horace“ (3 Bde., Rom 1767—69) bekannt, nachdem schon vorher sein Vorgänger der Italiener Domenico de Sanctis, in der „Dissertazione sopra la villa di Orazio Flacco“ (Rom 1761; 2. Aufl., 1768) das Meiste benutzt hatte. Später gab der Franzose Campenon in seiner Ausgabe des Horatius (2 Bde., Par. 1821) einen recht guten Auszug aus den Werken. Vgl. „Untersuchungen über das Landhaus des Horaz, aus dem Französischen von Campenon“ (Lpz. 1826).

**Sabinus (Aulus)**, ein röm. Dichter im Augusteischen Zeitalter und Jugendfreund des Ovidius, verfaßte im elegischen Versmaße Antworten der Helinnen auf die Briefe der Sabiner in den „Heroiden“ des Ovidius, von denen noch drei auf uns gekommen sind, die aber durch Unreinheit in der Behandlung und geringern Sprachgehalt ihrem Vorbilde weit nachstehen; deshalb, obgleich sie schon in der ersten Ausgabe der Werke des Ovidius (Ven. 1486) enthalten sind, von Einigen sogar einem beliebten lat. Dichter des 15. Jahrh., Angelus Sabinus, zugeschrieben wurden. Die beste kritische Bearbeitung lieferte Lörz in der Ausgabe von „Ovidii Heroides et Sabini epistolae“ (2 Bde., Köln 1829—30).

**Sabinus (Flavius)**, der ältere Bruder des Kaisers Vespasian, war unter Nero und Titus sowie unter Vitellius, zu dem er nach Otho's Besiegung überging, Präfect der Stadt Rom.





seine Gönner seine Schulden getilgt worden waren, starb er zu Paris 1786. Man hat ihm gegen 50 Opern, unter denen wir nächst der erwähnten noch die in London componirten lyrischen Tragödien „Montezuma“, „Perseus“ und „Cid“, ferner „Renaud“, „Chimene“, „Dardanus“ und seine „Olympia“ hervorheben. Wie Piccini S. im Komischen, so übertrifft er jenen im Erhabenen. Alle seine Opern zeichnen sich durch Leichtigkeit, Anmuth und einfache Hoheit aus. Seine Gesänge sind natürlich und liegen in der Kehle des Sängers. Er verstand er die schwere Kunst, Gesang und Declamation miteinander zu vereinigen. Seine Harmonie ist rein und voll; auch glänzt er in dem religiös-idealen Stile; seine Priesterchöre der „Olympia“ sind Muster in ihrer Art. Der einzige Fehler, den die Kritik ihm zum Vorwurf machen kann, ist zu große Einförmigkeit.

**Sache** ist Alles, was bloß Object des menschlichen Handelns, nicht eine Person ist, also ganze unfreie Natur, die leblose wie die lebendige. Die Sache dient bloß menschlichen Zwecken zum Werkzeug; sie hat für sich selbst kein Recht. Vom Mißbrauch einer Sache läßt sich insofern sprechen, als die Rechte Anderer durch eine gewisse Art des Gebrauchs gestört werden. Selbst gegen die Thiere ist dem Gebrauche an und für sich keine rechtliche Grenze gesetzt, nur seiner moralischen Würde und Pflicht ist der Mensch es schuldig, sich aller unnützen Qualerei zu enthalten. Die Alte Welt betrachtete auch den Sklaven bloß als Sache und ihm erst nach und nach im Fortschreiten der röm. Gesetzgebung einige Rechte gegen den Herrn. Es ist ein großer Sieg der Vernunft, zu welchem das Christenthum das Meiste beigetragen hat, daß dieses Verhältniß als Unrecht und Unsittlichkeit verworfen worden. Die Sache kann kein Recht haben, und wenn man von Rechten spricht, welche mit einer Sache verknüpft sind, so sind es doch nur Rechte, die den Personen als Besitzern gewisser Sachen zukommen. Übrigens ist die Sache noch in einer andern Beziehung dem Persönlichen entgegengesetzt, indem gewisse Rechtsverhältnisse von der Art sind, daß sie durch die bloße Thatfache begründet werden, ohne daß es einer besondern Willenserklärung bedarf. So entspringen die gegenseitigen Verbindlichkeiten bei einem Darlehn nur aus dem Empfange des geliehenen Geldes oder eines andern Gegenstandes aus diesem allein. So sind manche Handlungen von der Art, daß daraus an und für sich ein rechtswidriger Vorsatz von selbst hervorgeht, ein *dolus ex re*, ohne daß die Absicht des Handelnden besonders nachzuweisen ist. Wenngleich übrigens die Sache der Person entgegengesetzt wird, so gehören doch auch die Leistungen Anderer und das Recht, solche Leistungen zu den Sachen. Daher theilt man die Sachen in körperliche, welche in einem äußern die Sinne fallenden Object, und in unkörperliche, welche in einem Rechte, einer Befugniß oder Forderung bestehen.

**Sachenrecht** ist die Lehre von den Rechten an Sachen und wird in der Rechtsprache gewöhnlich von den unmittelbaren Sachenrechten oder den dinglichen Rechten, im Gegensatz zu den bloßen Foderungsrechten, gebraucht. Bei den erstern ist die Sache, selbst unmittelbar der Herrschaft des Berechtigten unterworfen. Das umfassendste dingliche Recht ist das Eigentum (s. d.); tiefer stehen die dinglichen Rechte an fremden Sachen: Servituten, Pfandrechte u. dgl.

**Sachs** (Hans), der fruchtbarste und zugleich der bedeutendste deutsche Dichter seiner Zeit, geb. zu Nürnberg 5. Nov. 1494, erlernte das Schuhmacherhandwerk und die Kunst des Sängers und pflegte diesen doppelten Beruf auf der Wanderschaft und darauf in seiner Vaterstadt, als geachteter Bürger und Meister ansässig, getreulich bis an seinen im 82. Lebensjahre am 25. Jan. 1576 erfolgten Tod. Noch ist sein wohlerhaltenes Grab auf dem Johannisfriedhof in Nürnberg zu sehen. Mit einer sehr ausgebreiteten Belesenheit verband S. einen offenen, funden Blick und eine rege, aber besonnene Theilnahme an Allem, was seine Zeit bewegte. Er umfaßte die poetische Vergangenheit seines Volkes, soweit sie damals noch irgend bekannt war, behandelte vielfach alle zu seiner Zeit bereits üblichen Stoffe und Formen, griff aber auch das Neue, was die Gegenwart an Ereignissen und literarischen Werken zu Tage förderte, lebhaft auf, pflegte neben der gewohnten epischen auch die neue dramatische Dichtungsform mit Eifer und Erfolg, durchbrach, nach allen Seiten ausgreifend, die Grenzen der bisherigen nationalen Beschränkung und pflanzte so die ersten Reime, welche später in ihrer weiteren Entwicklung den universellen Charakter der deutschen Poesie begründeten. Während der ersten Hälfte seines Dichtens war seine Aufmerksamkeit und Thätigkeit entschieden dem öffentlichen Leben in Staat und Kirche zugewendet. Freudig begrüßte er die Reformation Luther's, den er 1523 in einer allegorischen Erzählung, „Die Wittenbergische Nachtigal“, feierte, und seine auf einzelnen fliegenden Blättern (deren man gegen 200 kennt) rasch und in großer verbreiteten Gedichte gerichteten der Reformation zu nicht geringer Förderung. In der 2. Hälfte





mit dem Kriege gegen sie von Kaiser Maximianus beauftragt, sich mit ihrer Hülfe der Herrschaft in Britannia (s. d.) bemächtigte, sich lange Zeit immer wiederholten. Auf der Nordküste von Armorica, in der heutigen Normandie, hatten sich Sachsen schon zu Anfang des 5. Jahrh. festgesetzt, sodaß der Landstrich von ihnen den Namen des sächsischen (limes Saxonicus) trug. Sie fochten mit auf den Catalaunischen Feldern gegen Attila. Auch an der Loiremündung ließen sich Sachsen nieder; beide verschwinden später unter fränk. Herrschaft. In Britannien dagegen wurde um die Mitte des 5. Jahrh. von den transalbingischen Angelsachsen (s. d.) sächs. Herrschaft für lange Zeit begründet. Die in Deutschland gebliebenen Sachsen, im Unterschied von den Letztern häufig Altsachsen benannt, erweiterten ihr Gebiet, wie es schon schon früh. Gegen Nordwesten, wo die Bructerer und Chamaver besiegt sich ihnen angeschlossen, reichten sie bis an Elbe und Rhein, weiter südlich grenzten sie gegen Westen an die Ripuarier, Franken, die das Rheinthäl inne hatten; gegen Süden wohnten sie bis zur Sieg, über die Elbe bis nahe an die Eder, wo der sächs. Hessengau; weiter östlich bildeten Weser und Elbe gegen die Franken, die südlichsten Theile des Harzes gegen die Thüringer ihre Grenze; gegen Osten hatten sie sich in dem alten Lande der Longobarden und Angeln bis zur Elbe und unter Saale ausgebreitet und stießen dort an die im german. Lande eingewanderten Slawen; gegen Norden machte die Nordsee und von der Weser westlich friesisches Land die Grenze. Mit Franken verbunden zerstörten sie 531 das Reich der Thüringer und erhielten das Land zwischen Harz und Unstrut zum Lohn; bald aber geriethen wenigstens ihre südlichen Gaue selbst in fränk. Abhängigkeit, von der sie sich wiederholt frei zu machen strebten. Chlotar I. siegte über sie an der Weser 553 und legte ihnen einen jährlichen Tribut von 500 Rügen auf. Die östlichen Landstriche an der Bode und untern Saale wurden von den Franken mit Schwaben (Nordschwaben) bevölkert, als die sächs. Bewohner sie verlassen hatten, um sich dem Zug der Longobarden nach Italien 568 anzuschließen. Unzufrieden, daß sie in Italien nicht nach einem, sondern nach longobard. Recht leben sollten, wendeten sich die Sachsen, 20000 Mann stark, nach Gallien. Hier wies sie aber König Siegbert in die alte Heimat zurück, wo sie Schwaben unterlagen. Auch noch weiter nördlich wurden an der Elbe Thüringer angegriffen (Nordthüringen); das Land selbst aber wie Nordschwaben gehörte zu Sachsen.

Bei der Schwäche der merowingischen Könige kamen die Sachsen wieder in den vollen Besitz der alten Freiheit; erst mit Karl Martell beginnen 719 wieder die Kriege der Franken mit ihnen, die erst nach mehr als hundert Jahren ein Ende erreichten. Unter Pipin dem Kleinen hatten sie sich 744 des bair. Herzogs Odilo, 748 des Halbbruders Pipin's, Griso, angeschlossen. Im J. 753 drang aber Pipin an der Lippe bis zur Weser und zwang sie zu einem Tribut von 300 Pferden; schon 758 mußte er jedoch den Krieg gegen sie erneuern. Seit dieser Zeit treten drei Abtheilungen, zu denen sich die einzelnen Gaue verbanden, hervor, nämlich Westfalen, Engern und Ostfalen. Fürsten standen ihnen vor; bei gemeinsamem Krieg wurde gemeinsamer Führer durch das Loos erwählt. Das Volk zerfiel in Edeling, Freie (Hilfsleute) und hörige Freigelassene (Liten oder Lazzen); ein Landtag zu Macklo an der Weser wurde den einzelnen Gauen beschickt. Einen vierten Theil bildeten die Nordalbingen, die jenseit der Elbe in Holstein wohnten, dessen östlichsten Theil die Slawen besetzt hatten, und selbst in drei Abtheilungen, die Dietmarsen, die Holsaten und die Stormarn, zerfielen. Im J. 772 erneuerte Karl d. Gr. die Reihe von Kriegen, durch welche er die Sachsen seiner Herrschaft unterwarf und von ihrem alten heidnischen Glauben zum Christenthume zwang. Gleich in dem ersten Feldzug eroberte er die sächs. Feste Eresburg an der Diemel, zerstörte die Irminsäule und empfing Geiseln. Aber schon 774 fielen die Sachsen unter Wittekind (s. d.) und Albo, die sich zu Anführern erwählt hatten, in den fränk. Hessengau ein. Karl kehrte aus Italien zurück, drang 775 an der Ruhr aufwärts, zerstörte Siegburg, erzwang den Übergang über die Weser bei Brunsberg und ging bis zur Däer vor. Die Ostfalen unter ihrem Fürsten Hildobert, die Engern unter Bruno und die Westfalen ergaben sich; als aber Karl wieder in Italien zurückkehrte, standen sie von neuem auf. Karl zog 776 wieder gegen sie, und auf dem Reichstag zu Paderborn erschienen viele Edeling und ließen sich taufen. Wittekind war zu den Dänen entflohen. Er kehrte 778 zurück, als Karl in Spanien war, und fiel ins fränk. Rheinland ein, das von Deuß bis Koblenz verheert wurde. Eine neue Unterwerfung erfolgte, als Karl wieder im J. 779 und 780 das sächs. Land, diesmal bis zur Elbe, wo die Ohre mündet, durchzog. Die Sachsen galten als unterworfen und 782 hielt Karl d. Gr. unter ihnen in Lippespring seinen Reichstag. In demselben Jahre wurde ein fränk. Heer, das gegen die Sorben, die in Thüringen eingefallen waren, ziehen sollte, am Sünfelberg auf dem rechten Weserufer von den Sachsen





entzogen hatte, und der sächs. Herzog Magnus, Ordulf's Sohn, ihre Führer. Von neuem hob sich der Krieg, als 1077—80 die Sachsen den Gegenkönig Rudolf von Schwaben unterstützten. Mit Magnus starb 1106 der Billung'sche Herzogstamm aus. Ihm folgte Lothar der Sachse, Graf von Supplinburg, der aber bald in Kampf mit Kaiser Heinrich V. verflocht ward. Er erwarb 1113 durch Vermählung mit Richenza, der Tochter Heinrich's, des Sohns Otto's von Nordheim, der selbst durch die Heirath mit Gertrud das Erbgut der von ihm dem Neffen Otto's d. Gr., abstammenden Herren von Braunschweig an sich gebracht hatte, Ses und das nordheimische zu seinem eigenen hinzu. Im J. 1125 wurde er zum deutschen König erwählt. Das Herzogthum gab er 1127 seinem Eidam, dem welfischen Herzog von Baiern Heinrich dem Stolzen, dem Sohne Heinrich's des Schwarzen von Baiern, der durch seine Mutter, die Billung'sche Erbtöchter Wulfhild, in S. (Lüneburg) begütert war. Unter ihn fällt die Begründung der schauenburgischen Linie in der Grafschaft Holstein und der Wettinischen in der Markgrafschaft Meissen; in Thüringen wurde 1130 Ludwig I. Landgraf; die Nordmark erwarb 1134 der askanische Albrecht der Bär. Dem Leptern gab Kaiser Konrad III. das Herzogthum S., nachdem er Heinrich den Stolzen 1138 abgesetzt hatte. Nach des Leptern Tode aber, erhielt sein zehnjähriger Sohn Heinrich, dann der Löwe genannt, des Vaters sächs. Herzogthum durch Konrad wieder. Albrecht wurde dadurch entschädigt, daß seine Nordmark und ein Theil der Ostmark als Markgrafschaft Brandenburg für unabhängig von S. erklärt wurde, in welcher Leptern jedoch das von Otto d. Gr. gegründete Erzstift Magdeburg ansehnlichen selbstigen Besitz hatte. Heinrich der Löwe, seit 1156 durch Kaiser Friedrich I. auch Herzog von Baiern, erweiterte die sächs. Macht durch seine Siege über die Slawen an der Ostsee bis nach Ober in den J. 1158—63 und befestigte die Herzogsgewalt gegen die mächtigen weltlichen und geistlichen sächs. Großen. Doch seine Trennung von Friedrich I. zog seinen Sturz nach sich. 1180 wurde er in die Acht erklärt, das alte Herzogthum S. aber aufgelöst. Heinrich behielt seinen braunschweig.-nordheim.-supplinburg.-billungischen Erbgütern den größten Theil von Ostfalen und ein Stück von Engern. Auf ihnen wurde 1235 das Herzogthum Braunschweig begründet, das sich 1561 in die beiden Linien Wolfenbüttel und Lüneburg (Hannover) theilte. Das Reichsgut in Westfalen kam als Herzogthum Westfalen an das Erzstift Köln, neben dem auch in Westfalen und Engern, dessen Namen sowohl Köln als die askanischen Herzoge annahm, besonders die Stifter Münster, Osnabrück, Paderborn, Minden, Verden, Bremen und die Grafen von Tecklenburg, Altona, Arnberg, Schaumburg, Lippe und Oldenburg bedeutenden Besitz hatten. Die sächs. Pfalzgrafschaft in Thüringen erhielt dessen Landgraf Ludwig. Der Name und die Würde des Herzogthums S. ging auf Bernhard, den Grafen von Anhalt über, dem sein Vater Albrecht der Bär das Land um Wittenberg hinterlassen hatte, zu dem auch Lauenburg erwarb. Als Wappen führte er das ballenstedtische, fünf schwarze Ballen auf goldenen Felde, mit dem schräg darübergelegten Mautenkranz. Seine Enkel Johann und Albrecht theilten 1260 so, daß Ersterer Sachsen-Lauenburg, das einzige Gebiet im alten Norddeutschen Reich, dem der Name Sachsen verblieb, der Andere Sachsen-Wittenberg erhielt, auf den 1423, als es Friedrich der Streitbare von Meissen erhielt, die Kur Sachsen begründet wurde.

**Sachsen (Kurfürstenthum).** Ganz andere Länder erhielten nun in Folge dieser Übergangung der sächs. Kurwürde den Namen Sachsen, deren frühere Geschichte wir zuvörderst nachgehen müssen. Als die frühesten Bewohner dieser Landstriche werden im 1. Jahrh. n. Chr. Hermunduren (s. d.) genannt, und aus ihrem Namen ist vielleicht der der Thüringer entstanden, die als Vormauer gegen die slaw. Völker an der östlichen Grenze Deutschlands zwischen Ostfalen und Main, Harz und Donau ein mächtiges Reich gründeten. (S. Thüringen.) In der damaligen Gegend der Hermunduren rückten seit dem 5. Jahrh. die Sorben (s. d.), ein slaw. Volk, die nach dem Falle des thüring. Reichs im Anfange des 6. Jahrh. die Elbe und Mulde bald auch die Saale überschritten. An Ackerbau und Viehzucht gewöhnt, siedelten sie sich an und beförderten den Anbau des Landes. Bereits um die Mitte des 6. Jahrh. war das Land zwischen der Elbe, Mulde, Pleiße, Elster und Saale im Besitze der Sorben, und die Orte, aus welchen später blühende Städte entstanden, wurden schon damals von ihnen besetzt. Ihr weiteres Vordringen zu hemmen, wurden bereits von den Karolingern Grenzen gegen sie errichtet. Auch schritten Leptere seit der ersten Hälfte des 9. Jahrh. zum Angriff auf die Sorben. Wie sein Vater, der Herzog Otto der Erlauchte, so focht mit noch glücklichem Erfolge Heinrich I. gegen die angrenzenden slaw. Völkerschaften. Nachdem er im Winter 927 die Heveller bezwungen und im folgenden Jahre Daleminzien, zwischen Elbe und Saale, vollständig unterworfen hatte, errichtete er 928 das Markgrasthum Meissen (s. d.) zur Vertheidigung des Reichs.





Der Glanz der neuen Würde vereinigte sich mit der persönlichen Kraft, die ihn auszeichnete, um ihn zu dem mächtigsten Fürsten Deutschlands zu machen. In der Kurwürde folgte ihm sein Sohn Friedrich der Sanftmüthige (s. d.), 1428—64, der in dem Stammlande anfangs mit seinem Bruder Wilhelm gemeinschaftlich regierte, bis es nach dem Aussterben der thüring. Linie 1440 zu einer Theilung kam, in welcher Wilhelm Thüringen erhielt. Der verheerende Bruderkrieg, der 1445 zwischen ihnen ausbrach, wurde 1451 durch den Vertrag zu Raumburg geendigt, hatte aber 1455 den Raub der beiden Söhne des Kurfürsten, Ernst und Albrecht des Beherzten, durch Kunz von Kaufungen zur Folge. (S. Prinzenraub.) Nach Friedrich's Tode, 1464, erhielt Ernst die Kurwürde; nach dem Tode ihres Oheims Wilhelm 1482, der keine männlichen Erben hatte, theilten Beide 1485 zu Leipzig die gesammten Familienländer. Ernst bekam Thüringen, Albrecht Meissen, und das Osterland wurde zwischen Beiden getheilt. Die Silbergruben des Erzgebirgs blieben auch jetzt gemeinschaftlich.

Seit dieser Theilung sind die gesammten wettinischen Familienbesitzungen nie wieder vereinigt worden, obgleich der Besitzstand selbst 1547 zum Nachtheile des Ernestinischen Hauses bedeutend verändert wurde. In der Ernestinischen Linie (s. d.) folgten auf Ernst seine Söhne der Kurfürst Friedrich der Weise (s. d.), 1486—1525, und der Herzog Johann der Beständige (s. d.), 1525—32, auf welchen, als Friedrich ohne Erben gestorben war, auch die Kurwürde überging. Friedrich der Weise hatte nicht nur auf die Angelegenheiten Deutschlands einen bedeutenden Einfluß und war des Kaisers Stellvertreter bei dessen Abwesenheit von Deutschland; er stiftete auch 1502 die Universität zu Wittenberg und leitete die von dieser Hochschule 1517 ausgegangene Kirchenverbesserung mit religiösem Sinn und mit politischer Umsicht in die Verhältnisse. Ohne sein persönliches Gewicht bei Maximilian I. und Karl V. und ohne seine Gewandtheit und Klugheit würde unstreitig der kühne Luther das Schicksal von Huß erfahren haben. Auf Johann folgte Johann Friedrich der Großmüthige (s. d.), der bei Mühlberg 1547 Karl's V. Gefangenschaft gerieth und durch die Wittenberger Capitulation die Kur an Moriz (s. d.) verlor. Diese Capitulation, in welcher Moriz außer der Kurwürde auch den beträchtlichsten Theil der Besitzungen des sächs.-Ernestinischen Hauses an die Albertinische Linie brachte, ließ freilich den Söhnen des gefangenen Kurfürsten nur ein kleines Besitzthum; allein auch der Kurfürst selbst verlor dadurch, daß Moriz dem Könige von Böhmen das schles. Herzogthum Sagan und die voigtländ. Besitzungen als erledigte böhm. Lehen und die bisherige sächs. Lehnshoheit über die reuß. Länder überlassen, sowie die Fortdauer der Bischöfe und Domcapitel den drei meißnischen Hochstiften zugestehen mußte.

Das Albertinische Haus (s. d.) hatte nach Herzog Albrecht's Tode 1500 unter dessen Söhnen, Georg dem Bärtigen (s. d.), 1500—1559, und Heinrich dem Frommen, 1539—41, ihm zugefallenen Gebiete behalten, bis des Letztern Sohn, Moriz (s. d.), in Folge seines Bündnisses mit Kaiser Karl V. durch die Wittenberger Capitulation 1547 die sächs. Kur und alle damit verbundenen Länder, mit Ausnahme der thüring. und fränk. Ämter, erhielt. Nichtsdestoweniger bewogen mehrere Umstände den Kurfürsten Moriz, bald darauf den Kaiser selbst zu beugen und ihm 1552 den Passauer Vertrag abzunöthigen. Moriz starb 1553 an der Wunde, die er in der Schlacht bei Sievershausen gegen den Markgrafen Albrecht von Kulmbach erhalten. Ihm folgte in der Kur und in den erworbenen Ländern sein Bruder August (s. d.), 1553—1586, der die trefflichsten Anstalten für die innere Verwaltung des Staats begründete und durch Verträge, Ankauf und kaiserl. Belehnung den Umfang seines Staats beträchtlich erweiterte, obgleich er dem Ernestinischen Hause Altenburg, Eisenberg und andere Städte und die thüring. Ämter Sachsenburg und Herbitzleben überließ. Unter seiner Regierung ging die Verwaltung protestantisch gewordener Stifter zu Meissen, Merseburg und Raumburg-Zeitz durch Vertrag an die Domcapitel, deren Rechte vorbehalten wurden, auf den Kurfürsten über. Von dem letzten Burggrafen von Meissen und Voigt von Plauen, Heinrich VII., kaufte er 1566 die schon früher seinem Hause gehörenden voigtländ. Besitzungen (den nachmaligen voigtländ. Kreis). Nach dem vom Kaiser ihm aufgetragenen Uchsvollziehung gegen den Herzog Johann Friedrich den Mürrischen von Gotha erhielt er 1567 unterpfändlich für die aufgewandten Kriegskosten mehrere Ämter. Aus der hennebergischen Erbschaft bestimmte ihm der Kaiser 1583 fünf Zwölftel und die 1570 nöthig gewordene Sequestration der Länder des ganz verschuldeten Grafen Mansfeld wurde der Anfall des unter sächs. Lehnshoheit gehörigen Theils dieser Länder dem Kurhaus, nach völligem Erlöschen des gräflich mansfeldischen Geschlechts 1780, vorbehalten. Die kurze Regierung seines Sohnes Christian I., 1586—91, bezeichnete der Einfluß des Kanzlers Crell (s. d.) auf dieselbe. Für den minderjährigen Christian II., 1591—1611, folgte









is der Kurfürst zu Posen mit Napoleon Frieden und trat als König von Sachsen in den Bund (s. d.) ein.

Sachsen (Königreich). Am 11. Dec. 1806 schloß Kurfürst Friedrich August mit Napoleon Frieden zu Posen und trat als souveräner Fürst mit dem Titel als König dem Rhein bei. Die Verfassung des Landes blieb ungeändert; nur erhielten die Katholiken Rechte mit den Lutheranern. Im J. 1807, durch den Frieden von Tilsit, erhielt der König von Sachsen das neugeschaffene Großherzogthum Warschau und von Preußen den Kottbus, wogegen er Barby, Mansfeld u. s. w. an das Königreich Westfalen abtrat. Im J. von Schönbrunn 1809 trat sodann Oesterreich Westgalizien und Krakau an den Großfürsten von Warschau ab, an Sachsen einige böhm. Enclaven in der Lausitz, deren Besitzstand erst 1845 definitiv regulirt ward. Im gleichen Jahre fiel auch die deutsche Ordensballei an Sachsen, deren Einkünfte den Universitäten und den Fürstenschulen überlassen wurden. Nach dem für Napoleon unglücklichen Ausgange des russ. Feldzugs, in welchem die Sachsen sich bei Smolensk und Kalisch ausgezeichnet, verfügte der König die Trennung seiner Truppen von den französischen, gab dem General Thielmann Ordre, die Festung Torgau keiner fremden Macht ohne seinen ausdrücklichen Befehl zu öffnen, begab sich selbst nach Prag und schloß mit Oesterreich eine Übereinkunft, worin er sich dessen Vermittelungsbestrebungen angeschlossen. Bei Herausgabe des Großherzogthums Warschau bereit erklärte. Nach der Schlacht bei Leipzig verlangte Napoleon eine bestimmte Erklärung vom König, ob er ihm Torgau öffnen und seine Verpflichtungen als Mitglied des Rheinbundes erfüllen wolle. Andernfalls werde er Sachsen als verödetes Land behandeln. Darauf kehrte der König nach Dresden zurück, befahl Torgau den Franzosen zu öffnen und ließ seine Truppen zu Napoleon stoßen. Er folgte auch diesem Verlangen persönlich nach Leipzig und ward hier, nachdem der größte Theil seiner Truppen ohne seinen Befehl aus eigener Entschließung zu den Allirten übergegangen, von den Franzosen als Sieger zum Gefangenen gemacht und zuerst nach Berlin, später nach Friedrichsfelde gebracht. Das Land ward zuerst von einem russ. Gouvernement unter Repnin, seit 1814 aber von dem preussischen verwaltet. Ein sächs. Corps zog mit gegen Frankreich, auch ein sächs. Jägercorps (Banner) wurde errichtet. Auf dem Wiener Congreß ward, nachdem die von Frankreich und Rußland geforderte gänzliche Überlassung Sachsens an Preußen (gegen eine Entschädigung der Dynastie anderwärts) an dem Widerstande der andern Großmächte gescheitert, beschlossen, dem Könige wegen seines Festhaltens am Bündniß mit Napoleon einen Theil seines Reichthums zu nehmen und diesen an Preußen zu geben. Der König protestirte zwar anfangs dagegen, mußte sich aber fügen. Am 18. Mai 1815 unterzeichnete er den Frieden mit Preußen, trat dem Bunde gegen Napoleon bei und nahm Theil an dem Abschluß der deutschen Bundesacte. Er verlor außer dem Kottbusser Kreis die Niederlausitz und einen Theil der Oberlausitz, den er mit Barby, Theile der meißener und leipziger Kreise, die Stifter Merseburg und Zwickau, Zeitz, Mansfeld, den thüringer und neustädter Kreise, Querfurt und das Henneberg: im Ganzen 367 1/2 QM. mit 864505 E. Preußen übernahm einen Theil der Staats- von S.

Während der äußern Stürme waren manche Verbesserungen im Innern vorgenommen worden, wie 1811 die Errichtung des Landeswaisenhauses zu Langendorf (1815 nach Naumburg verlegt) und der Irrenanstalt auf dem Sonnenstein bei Pirna. Seit dem Frieden, geschah noch Mehres, wie 1815 die Begründung der chirurgisch-medicinischen Schule zu Dresden, 1816 die der Forstakademie zu Tharand (bis dahin Privatanstalt) und die Militärakademie zu Dresden, sowie die Einrichtung von Klöppelschulen im Erzgebirge. Für die Ordnung der tieferschüttelten Finanzen ward gesorgt. Als oberste berathende und beaufsichtigende Behörde entstand (1817) der Geheimrath. Im J. 1818 wurden die Reformirten mit Lutheranern und Katholiken auf gleiche Linie gestellt, den Letztern aber durch Errichtung kath. Vicariats und Consistoriums, sowie durch das Gesetz wegen des Uebertritts von einer Religion zur andern manche Begünstigungen gewährt. Verfassungsreformen, die man nach dem Vorgange anderer deutschen Staaten erwartet hatte, blieben aus, und vergebens mahnten die Stände 1818, 1820 und 1824 an zeitgemäße Änderungen der veralteten Verfassung, namentlich an Mittheilung einer Übersicht des Staatshaushalts. Alles, was erlangt ward, war die Vereinigung der oberlausitzer Stände mit den erbländischen (1817) und eine Erweiterung der ständischen Vertretung der Ritterschaften (1821). König Friedrich August, nachdem er 1818 sein 50jähriges Regierungsjubiläum gefeiert, starb 5. Mai 1827. Sein Bruder Anton (s. d.) versprach im Geiste Friedrich August's regieren zu wollen und ließ auch dessen Rätthe





und dramatischen Eigenthums (1844 und 1846) und viele einzelne erläuternde, erklärende und verbessernde Bestimmungen auf dem Gebiete der bürgerlichen Gesetzgebung und Verfassung. Wegen einer Reform des Strafprocesses ward 1842 und 1848 mit den Gegnern verhandelt, jedoch ohne Resultat. Die Kammern drangen auf Öffentlichkeit und Öffentlichkeit und Anklageverfahren. Die Regierung wollte anfangs von diesen Neuerungen gar nichts wissen; später verstand sie sich zu einigen Zugeständnissen, welche aber die II. Kammer für nicht genügend erachtete, sodaß nichts zu Stande kam. 3) Im Kirchen- und Schulwesen (neben den bereits erwähnten, die allgemeinen verfassungsmäßigen Verhältnisse der verschiedenen Confessionen betreffend): ein Parochialgesetz, Gesetze über die rechtliche Vertretung der Kirchen- und Schulgemeinden, die Prediger- und Schullehrerwitwenkassen, die Prüfung der geistlichen und Schulamtskandidaten (1838), ein Volksschulgesetz (1835), ein Regulativ für die Gelehrtenschulen (1846). Das Consistorium und eine geistliche Abtheilung bei den Kreisdirectionen war schon 1835 reorganisiert worden. 4) Auf dem Gebiete der materiellen Interessen und des Finanzwesens: über Zusammenlegung der Grundstücke (1833), über deren Theilbarkeit (1843), über den Wein- und Branntweinbetrieb auf dem Lande (1840), über Aufhebung des Bier- und Mahlzwangs, über das Brandkassenwesen (1835), wegen Einführung eines neuen Münzfußes, wegen Concessionirung einer Bank zu Leipzig (1838) und eines ritterschaftlichen Creditinstituts (1843), über das Eisenbahnwesen (theils wegen der dazu nöthigen Expropriationen, theils wegen Übernahme verschiedener Bahnen auf den Staat, seit 1834), in Bezug auf den Handel mit Eisen an den Preussisch-Deutschen Zollverein und die damit in Verbindung stehenden Verordnungen im Finanz- und Steuerwesen, eine veränderte Behördenorganisation, neue Verordnungen über die Fleisch-, Branntwein-, Bier-, Wein- und Tabacksteuer, Ermäßigung des Zinsfußes, Aufhebung vieler localen Abgaben, endlich Anordnung eines besondern Unter- und Strafverfahrens in Zoll- und Steuerfachen. 5) In andern Zweigen der Wohlthaten: ein Gesetz wegen Errichtung von Medicinalbehörden (1838), eine Gefindeordnung, eine Armenordnung (1840).

Im Finanzwesen und der Credit-Angelegenheit, schon längst eines wohlverdienten Rufes genießend, genoss es noch mehr durch die Öffentlichkeit des Staatshaushalts und die weiter ausgebreitete öffentliche Controle; so ward es möglich, den Zinsfuß der Staatsschulden von 4 Proc. auf 3 Proc. herabzusetzen, auch zu wiederholten malen bedeutende Steuererlasse anzuordnen. Der Handel mit Eisen an den Zollverein verschaffte der Gewerbetätigkeit des Landes und dem in dem letzteren ziemlich verfallenen Meßhandel Leipzigs einen neuen Aufschwung, und die von manchen geäußerten Befürchtungen einer nachtheiligen Rückwirkung jenes Ereignisses auf den Handel fanden sich glänzend widerlegt. S. war der erste Staat in Deutschland, welcher im Maßstabe die Errichtung von Eisenbahnen unternahm. Schon 1835 begann eine Gesellschaft den Bau der Bahn von Leipzig nach Dresden, welche 1839 dem Betriebe übergeben ward; später entstanden, zum Theil ebenfalls durch Privatkräfte, zum Theil unter gänzlicher Übernahme seitens des Staats, die Bahnen von Leipzig an die bair., sächs. an die böhm. und schles. Grenze, endlich eine Bahn von der preuss. Südgrenze durch S. nach Chemnitz, nebst mehreren kleinern Anschlußbahnen und noch viele in Ausführung harrenden Projecten. Was das eigentlich politische Leben anbelangt, so kehrte nach der vorübergehenden stärkern Erregung des J. 1830 bald wieder in ruhige Verhältnisse die Politik zurück. Die Regierung ging in den meisten Beziehungen mit Vorsicht und Maßregeln voran; in den Kammern zeigte sich ein praktisch-verständiger Geist, aber eine gewisse Unempfänglichkeit für principielle Auffassung politischer Fragen. In der zweiten Kammer, die nach dem Wahlgesetze hier ausdrücklich vertretenen Standesinteressen nicht selten hart gegenüber und die Regierung mußte öfters vermittelnd dazwischen treten. In der ersten Kammer erwies sich die Mischung ständisch-aristokratischer Elemente mit einer Vertretung der höchsten Intelligenz besonders im Anfange als ein günstiger Boden für eine mehr gemäßigte, ab von höhern Standpunkten ausgehende Behandlung der gesetzgeberischen Angelegenheiten. Besonders zeichneten sich in diesem Sinne der Superintendent Dr. Großmann und die Mitglieder von Leipzig und Dresden, Deutrich und Hübel, aus; das bedeutendste politische Talent der Kammer war von Carlowitz, streng aristokratisch, doch von staatsbürgerlicher Bildung. In der zweiten Kammer vertraten von Mayer und von Thielau das aristokratische Element in seinem Gegensatz gegen das bureaukratische, bisweilen aber auch, besonders der Letztere, in seiner Ausschließlichkeit gegen die andern Stände; Eisenstuck von Dresden, ein bürgerlich-bürgerliche und formell-juristische; der Bauernstand hatte an Rünke einen ziemlich

gewandten Fürsprecher; die wenigen Abgeordneten, welche eine mehr principiell liberale Richtung verfolgten, wie Richter von Zwickau, Art, Hausner, standen fast völlig allein. Erst späteren Landtagen gewann dieses Element einigen Zuwachs und Einfluß in der Kammer, noch im Lande. Todt, Dieskau, Wagdorf, Braune, Georgi (sämmtlich aus dem Voigtlande), Klinger, Oberländer, Tschutte, Hensel I., H. Brodthaus bildeten auf den Landtagen 1836 eine Opposition, die zwar in ihren Forderungen und ihrer Ausdrucksweise sehr gemäßigt für S. als der Anfang einer freieren politischen Anschauungsweise von Bedeutung war. 1845 traten schon weitergehende Elemente hinzu: Schaffrath, Joseph, Hensel II., Meißner. Im Volke und in der Presse war während der ersten zehn Jahre des neuen Verfassungslebens wenig politische Bewegung zu bemerken. Das Volk genoß mit Befriedigung die Verfassung, vertraute der Regierung, namentlich dem Vorstande des Ministeriums Lindenau, fast unbedingt und mit Recht und nahm in seinem angeborenen praktisch-nützlichen Sinne und seiner fast ausschließlichen Betheiligung an materiellen Interessen und materiellen Fortschritten von den weitergreifenden politischen Ideen, welche z. B. in einem großen Theile von Süddeutschland im Schwange waren, wenig Notiz. Die Bundesbeschlüsse von 1832 in S. mit möglichster Schonung und nicht ohne eine Verwahrung zu Gunsten der durch die Verfassung verbürgten Rechte des Volkes von der Regierung zur Geltung gebracht, das vollends, was etwa von lebendigerer Bewegung aus dem J. 1830 noch vorhanden war. Das einzige wirklich einflußreiche und weitverbreitete politische Blatt, die „*Viene*“, welche (1827) dem Geiste öffentlicher Kritik Anstoß und Ausdruck gegeben und zu der Bewegung von 1830 nicht wenig beigetragen hatte, ward 1833 unterdrückt. Gemäßigtere, aber minder lebendige Blätter, wie „*Das Vaterland*“, gingen an der Theilnahmslosigkeit des Publicum Grunde. Nur einige ziemlich unbedeutende blieben bestehen.

Im J. 1836 starb König Anton, und sein Neffe, Friedrich August (s. d.), der schon seit den wesentlichsten Theil der Regierungsgeschäfte geführt hatte, bestieg in Folge der Vererbung seines Vaters, des Prinzen Maximilian (gest. 1838) als König den Thron. Das Personal der Regierung und das Personal des Ministeriums erlitt dadurch keine Veränderung. Die allgemeinen deutschen Verhältnisse zu Ende der dreißiger und zu Anfange der vierziger Jahre und durch die allmählig auch in S. vorgeschrittene politische Bildung und Theilnahme am politischen Leben erzeugte sich inzwischen doch je mehr und mehr ein regeres politisches Leben. Auf dem Landtage 1836—37 hatten die Regierungsmaßregeln gegen die Presse eine Opposition erregt. Im J. 1839 regte der hannov. Verfassungsstreit Anträge allgemeiner Tendenz in Bezug auf das deutsche Bundesstaatsrecht an. Im J. 1842 fand ein außerordentlicher, von der Opposition mit nicht gewöhnlichen Mitteln parlamentarischer Beredigkeit geführter Kampf über die Frage des öffentlichen oder geheimen Verfahrens im Strafrecht statt, wobei die Regierung zum ersten male, in der zweiten Kammer wenigstens, gänzlich lag. Durch Lindenau's Austritt aus dem Ministerium, welcher bald nach dem Landtage erfolgte, ward der Bruch zwischen dem Ministerium und der liberalen Opposition vollendet. Zu den politischen Elementen der Erregung und des Zwiespalts traten religiöse hinzu. Eine besondere Veranlassung rief zu Anfang des J. 1844 weitverbreitete Bestrebungen für eine freiere Verfassung der protest. Kirche hervor. Der um die gleiche Zeit auftretende Ultrakatholicismus, sowie die Protestantischen oder Lichtfreunde fanden ebenfalls in S., besonders in den größern Städten, Anklang. Wesentlich unterstützt ward diese Bewegung durch Gerüchte von geheimen Machinationen und Übergriffen der Jesuiten, welche sich verbreitet hatten. Man glaubte wahrzunehmen, daß die Regierung gegen jene freieren Bestrebungen zu streng, gegen diese Übergriffe zu mild verfuere. Der Verdacht eines höhern Einflusses gewann Boden. Der Bruder des Königs, Prinz Johann, ward bei einer Revue über die Communalgarde zu Leipzig, die er, als Generalcommandant sämmtlicher Communalgarden des Landes, 12. Aug. hielt, von einem zusammengewühlten Haufen insultirt. Das hierbei, wie man glaubte, die Umstände nicht ausreichend gerechtfertigte Einschreiten des Militärs, welches mehrere Tödtungen und Verwundungen meist notorisch Unbetheiligter zur Folge hatte, rief eine allgemeine Erbitterung im Volke hervor. Die von der Regierung angeordneten Untersuchungen, deren Resultat nur in einem unvollständigen Auszuge bekannt gemacht ward, stellten das Verfahren des Militärs als gerechtfertigt dar, und die Verhandlungen in den Kammern, die von der Bürgerschaft Leipzigs eingereichte Beschwerde verliefen gänzlich resultatlos. Hauptbefriedigte der Landtag von 1845 die Erwartungen nicht, welche man sich von den in Folge des numerischen Zuwachses der Opposition und ihres anfänglichen starken Auf-











gen zur Vereinbarung einer Verfassung für Deutschland durch von Beschau, den ehemaligen Finanzminister, beschickt. Am 26. Mai kam daselbst der Entwurf einer Verfassung zu Stande, welchen die verbündeten Regierungen von Preußen, Sachsen und Hannover den übrigen deutschen Regierungen zur Annahme vorlegten und dessen Bekanntmachung die sächs. Regierung mit einer an das sächs. Volk gerichteten Proclamation begleitete, worin sie „alle wahrhaft deutschgesinnten Männer“ auffoderte, „sie auf dem von ihr betretenen Wege, dem einzigen der noch zu dem erstrebten großen Ziele führen kann, zu unterstützen“. Im Innern benutzte die Regierung das Geschehene nicht, wie man gefürchtet hatte, zu gewalthätigen Maßregeln gegen die neugeschaffene freisinnige Staatsordnung: die Gesetzgebung des letzten Jahres blieb unverändert bestehen, die Schwurgerichte für Press- und Vereinsvergehen traten in Wirksamkeit, die Wahlen zu dem für den Herbst 1849 wiederberufenen Landtag fanden nach dem Wahlgesetz von 1848 statt. Die Verhängung des Belagerungsstandes über Dresden und Umgegend und über einen Bezirk im Erzgebirge, sowie die von dem neueingetretenen Finanzminister vorgenommene Ausschreibung von Steuern ohne vorausgegangene Bewilligung der Kammer waren die einzigen der Form nach nicht streng verfassungsmäßigen Schritte, welche aber durch den Drang der Verhältnisse gerechtfertigt erschienen und von der nachfolgenden Volksvertretung dafür anerkannt wurden. Ein gegen die Vaterlandsvereine erlassenes allgemeines Verbot ward von der Regierung durch die im Laufe der Maiuntersuchungen zu Tage gekommenen gesetzwidrigen republikanischen Tendenzen dieser Vereine motivirt.

Die neuen Kammern, deren Sitzungen im November begannen, waren so zusammengesetzt, daß die Regierung bei einer mäßig freisinnigen und vorwärtsschreitenden Politik auf eine feste Majorität zählen durfte. Ausschweifungen, wie beim vorausgegangenen Landtag, waren durch die viel stärkere Vertretung eines conservativ-liberalen Elements, durch die vorhandene größere Menge von Bildung und durch die besonnene Haltung der Linken ausgeschlossen. Auch war im Anfange das Einvernehmen zwischen Regierung und Kammern ein ziemlich ungestörtes. Die Regierung hatte beim Beginn des Landtags eine Anzahl Gesetzentwürfe angekündigt, von deren Ausführung man sich die günstigsten Wirkungen für Befestigung der öffentlichen Zustände zugleich im Sinne der Ordnung wie der Freiheit versprach. An die wichtigsten und dringendsten erschienen (wie die Organisationsgesetze auf den Gebieten der Rechtspflege und Verwaltung des Gemeindewesens, der Kirche und Schule, des Gewerbewesens u. s. w.), von Monat zu Monat vergebens sich erwarten. Inzwischen hatte die Regierung ihre auswärtigen Beziehungen den im Mai betretenen Weg wieder verlassen, war nebst Hannover von dem mit Preußen abgeschlossenen Bündniß zurückgetreten und hatte sich statt dessen Unterhandlungen mit Baiern und Württemberg unter der Mitwirkung Oesterreichs eingelassen, als deren Zweck die Herbeiführung einer Directorialregierung über Deutschland und eine Vertheilung der deutschen Einzelstaaten in größere Gruppen unter der Herrschaft der großen und Mittelstaaten erschien. In den Kammern fand diese Politik der Regierung nur bei einer sehr kleinen Fraction Anklang, bei der überwiegenden Mehrheit entschiedenen Widerspruch. In der zweiten Kammer sprach sich eine obgleich nur schwache Majorität für sofortige Wiederaufnahme der Beziehungen zu Preußen und Betheiligung an den Vorbereitungen zur Begründung eines deutschen Bundesstaats auf monarchisch-parlamentarischer Grundlage aus. Die Linke bestand auf Durchführung der frankfurter Reichsverfassung. Als sodann im Mai 1850 die östr. Regierung die mit ihr befreundeten Regierungen zu Conferenzen wegen der deutschen Verfassungsfrage nach Frankfurt einlud und die sächs. dieser Einladung Folge leistete, legte die zweite Kammer für die deutsche Frage niedergesetzter Ausschuß der Kammer den Entwurf einer Adresse an den König vor, worin die Befürchtung einer Wiederherstellung des alten Bundestags ausgesprochen, gegen eine Mitwirkung der Regierung dazu ohne Befragung der Kammern, als einen nicht verfassungsgemäßen Act, im voraus Verwahrung eingelegt und mit einem Misstrauensvotum gegen das Ministerium geschlossen ward. Die zweite Kammer, eben mitten in der Berathung über eine Anleihe von 16 Mill. Thlr. begriffen, deren Bewilligung hauptsächlich zu Eisenbahnbauten von ihr gefordert ward, beschloß in Folge jenes Zwischenfalls die Beschlußfassung über die Anleihe auszusetzen, um zuvor in Betreff des Standes der allgemeinen deutschen Verhältnisse eine beruhigende Gewisheit zu erlangen. Statt dieser erfolgte am 1. Juli 1850 die abermalige Auflösung der Kammern. Die gesetzgeberischen Resultate dieser Sitzung waren nur gering: ein neues Gewerbe- und Personalsteuergesetz, verschiedene kleinere Gesetze über gewerbliche Gegenstände, insbesondere aber Bewilligungen zu großen Eisenbahnbauten.





selbst die restaurirten Stände von 1850 sich verwendet hatten, gab sie jetzt auf. Es kam auch wirklich dahin, daß die Kammern Zwischendeputationen niederlegten, welche die von der Regierung vorzulegenden Entwürfe einer neuen Civil- und Strafproceßordnung, neuer Civil- und Strafgesetzbücher begutachten sollten. Zum Zweck der Beschlußfassung darüber wollte dann die Regierung sobald als möglich einen außerordentlichen Landtag berufen. Die Zwischendeputationen traten 1853 zusammen und begannen ihre Berathungen. Zu Anfange des J. 1854 erklärte jedoch die Regierung, daß sie den wichtigsten Theil des Organisationsplans, die gänzliche Trennung der Justiz von der Verwaltung, desgleichen die Einführung der Mündlichkeit im Civilverfahren, fallen lasse, und verschob die Ausführung der übrigbleibenden Punkte auf eine unbestimmte Zukunft. Damit war freilich in Bezug auf das innere Staatsleben S.s so ziemlich Alles wieder rückgängig gemacht, was das J. 1848 neu gestaltet oder angebahnt hatte. In Betreff der allgemeinen deutschen Verhältnisse hat die sächs. Regierung, wie bei den frankfurter Conferenzen im Frühjahr 1850, so bei der bald darauf wirklich erfolgten Wiederherstellung des alten Bundestags und dessen Beschlußfassungen in der schlesw.-holst. und der kurhess. Gelegenheit sich betheiligt. Im Winter 1850—51 fanden sodann in der Hauptstadt S.s unter dem Vorsitze des sächs. Ministers des Auswärtigen jene freien Conferenzen statt, welche zwar nicht zu der von manchen Seiten gehofften Neugestaltung der deutschen Verfassungsverhältnisse, wol aber zu einer Anerkennung und Beschickung des wiederhergestellten Bundestags seitens aller deutschen Regierungen führten. Ebendort trat auch der Vorschlag einer östr.-deutschen Zolleinigung in den Vordergrund, welcher von der sächs. Regierung besonders warm beantwortet ward. Die Gefahr einer Sprengung des Zollvereins durch den schroffen Gegensatz einer jener Einigung zur Vorbedingung aller andern Verhandlungen machenden Coalition verschiedener Zollvereinsstaaten, zu der auch S. gehörte, und einer andern, sich an Preußen anschließenden und die östr. Vorschläge einer völligen Verschmelzung beider Zollgebiete als unannehmbar zurückweisenden Gruppe, eine Gefahr, welche für kein Land bedrohlicher war als für das gewerb- und handelsreiche S., ging glücklicherweise vorüber durch das Einlenken Österreichs selbst, welches, auf die engere Einigung verzichtend, sich zur Zeit mit einem Handelsvertrage befriedigt erklärte. Inzwischen hatte jene Krisis für S. einen Ministerwechsel zur Folge, indem von Friesen, der die Verantwortlichkeit für die von der Mehrheit des Cabinets eingeschlagene Handelspolitik nicht länger theilen wollte, zurücktrat. Statt seiner trat von Falkenstein, 1848 Minister des Innern, in das Cabinet ein und übernahm das Departement des Cultus während von Beust die Departements des Innern und des Außern in seiner Hand vereinigte. Dadurch daß nebst diesem Handelsvertrage mit Osterreich auch die Erneuerung der unveränderten Zollvereinsverträge auf 12 Jahre, endlich noch, als sehr erwünschte Erweiterung des Zollvereins nach dem Norden und der See hin, die Aufnahme Hannovers und Oldenburgs in denselben zu Stande kam, wurden der sächs. Industrie und dem sächs. Handel die alten Absatzwege gesichert und neue wichtige eröffnet. Bei dem deutschen Postverein, Telegraphenverein und Eisenbahnverein hat sich Sachsen in erster Linie mitbetheiligt, wie denn überhaupt für Alles, was die Förderung der Industrie, des Handels, der Landwirthschaft, des Transport- und Communicationswesens, des gewerblichen und technischen Unterrichts, der Statistik u. s. w. betrifft, die Regierung eine anerkennenswerthe Sorgfalt entwickelte. Vgl. Heinrich, „Handbuch der Geschichte“, fortgesetzt von Pölig (2. Aufl., 2 Bde., Lpz. 1810—12); Engelhardt, „Geschichte der kur- und herzoglich sächs. Länder“ (2 Bde., Dresd. 1802—5); Weiße, „Kur- und herzoglich sächs. Geschichte“ (7 Bde., Lpz. 1802—12); Pölig, „Geschichte des Königreichs S.“ (Lpz. 1811); Böttiger, „Geschichte des Kurstaats und Königreichs S.“ (2 Bde., Hamb. 1836); Weyrich, „Thüring. und obersächs. Geschichte“ (3 Bde., Lpz. 1826—30); Meynert, „Geschichte des sächs. Volkes“ (2 Bde., Lpz. 1833—35); Günther, „Geschichte S.s“ (2 Bde., Lpz. 1841—46); Gressel, „Geschichte des sächs. Staats und Volkes“ (fortgesetzt von Bülow, 3 Bde., 1841—54); in specieller Beziehung auf die neueste Geschichte S.s (seit 1850) die Aufsätze „Sächs. Zustände“ in der Vierteljahrsschrift „Unsere Gegenwart und Zukunft“ von Hermann (1. und 2. Bd., 1846).

Das Königreich S. bildet ein auf allen Seiten offenes, aber in sich fast ganz geschlossenes Land, das im N. und NO. an die preuß. Oberlausiz und Böhmen, im N., NO., N. und NW. an die preuß. Niederlausiz und die preuß. Provinz Sachsen, im W. an Sachsen-Altenburg, das weimar. Gebiet und im SW. an das reuß. Gebiet und an Baiern grenzt. Die größte Länge des Landes beträgt von N. nach S. 30 M., die größte Breite von O. nach W. 20 M. und Flächenraum 271,913 QM. oder 2,704786 Ader 177 QM. Gegen zwei Fünftheile des









noch 49217 (1. Dec. 1849) Wenden kommen, welche zum größten Theil (47578) in der Oberlausitz, meistens auf dem Lande in Dörfern stark vorwaltenden landwirthschaftlichen Familien wohnen. Die mittlere Lebensdauer beträgt in S. nur 33,37 Jahre; die Sterblichkeit der Kinder beträgt fast 50 Proc. der Sterblichkeit aller Bewohner. Auf eine legitime Ehe kommen etwa 5, auf eine illegitime 2,93 Kinder. Unter 100 Geburten befinden sich durchschnittlich 16 eheliche, 14,84 uneheliche; in den Städten Dresden und Leipzig ändern sich diese Zahlen auf 78,36 und 21,64. Das Wachsthum der unehelichen Geburten ist unter der Ackerbauernklasse größer als das sowohl in den Städten überhaupt wie auch unter der industriellen Bevölkerung, deren Dichtigkeit weit rascher zunimmt als die der ackerbauenden Klasse. Neben legitimen Ehen besteht ein Concubinatsverhältnis. Ehescheidungen kommen unter den höher gebildeten, besonders unter dem den Wissenschaften und Künsten obliegenden Theile der Bevölkerung am häufigsten vor. Die Zahl der Selbstmorde betrug 1851 416. Auf 523 Befälle jährlich Eine strafbare Handlung, welche wirklich zur Bestrafung kommt; der vierte Theil dieser Zahl sind Rückfälle. Der socialen Stellung nach fanden sich 1. Dec. 1849 in S. 1027 nicht etablierte Arbeiter, 222594 etablierte Gewerb- und Handeltreibende, 200579 per Dienstleistungen Leistende, 18167 Angestellte mit festem Gehalt, 18513 den Künsten und Wissenschaften Obliegende, 14714 Militärs, 66280 Personen ohne Beruf und Berufsangabe.

Betriebsamkeit und langjährige rationelle Cultur haben den Boden zur höchstmöglichen Fruchtbarkeit gebracht. Die unter den Pflug getriebene Fläche des Landes (1,344474,5 Quadratmeilen) ist in S. ansehnlicher als in den übrigen starkbevölkerten Ländern Deutschlands, obwohl S. eben wegen seiner dichten Bevölkerung auf jeden Kopf der letztern ein geringerer Ackerlandantheil fällt. Die Gärten bedecken 76025, die Wiesen 301551, die Weiden 168, die Leiche 20373, die Weinberge 3081, die Steinbrüche 3121 Acker. Die Landschaft sieht in Begriff, einen immer mehr gewerblichen Charakter anzunehmen, ein Fortschritt dem gut gegliederten Vereinswesen (1848 organisiert) am meisten zuzuschreiben sein. Die 87 (1851) landwirthschaftlichen Vereine für einzelne Gegenden und Culturzweige sind in Kreisevereine vereinigt, deren oberste Spitze der Landesculturrath zu Dresden bildet. In S. 1027 Rittergüter (997 in Privathänden); die durchschnittliche Größe eines Rittergutes beträgt nur 434 Acker. Die Zahl der selbständig wirthschaftenden Ackerbauer, Landwirth und Pächter beträgt 38528, der Handels- und Kunstgärtner 428, der Häusler und Gartengärtner 22173, der Weinbauer 461. Durchschnittlich umfaßt ein solches Besitzthum 1,34 Acker. Der Werth des Bodens ist außerordentlich hoch; auf eine Quadratmeile über 3600 Thlr. Grundsteuer bei einem Grund- und Gebäudewerth von 1,562690 Thlr. Insgesamt lebten 1. Dec. 1849 in S. 610814 Personen von der Landwirthschaft. Die Wälder bedecken 827226 Acker (660341 Hochwald, 166885 Niederwald) oder 30,98 Proc. der gesammten Grundfläche. Hinsichtlich des rationell betriebenen Forst- und Jagdwesens ist S. in 15 Forstbezirke getheilt. Der Staatsforstdienst ist durch Verordnung vom 27. Nov. 1848 organisiert. Mit gleicher Aufmerksamkeit, wie die Agricultur, wird auch die Viehzucht gefördert. Die Rindviehzucht, deren Bruttoertrag auf 14,350000 Thlr. berechnet wird, ist in S. im Voigtlande, das den besten Viehstamm hat; doch ist sie auch im untern Erzgebirge und auf allen ansehnlichen Landgütern gibt es veredeltes Vieh von schweiz., friesländ. und engl. Race. Die Pferdezucht, am meisten in der Oberlausitz und in den Gegenden um Leipzig und Dresden gepflegt, wird zwar durch die Landesbeschälanstalt zu Moritzburg gefördert, ist aber bis jetzt nicht beträchtlich. Dagegen genießt die Schafzucht, obgleich sie an Bedeutung für das Land seit einer Reihe von Jahren immer mehr verloren hat, eines ausgeprägten Aufschwungs. Im J. 1765 durch Einführung von 300 span. Merinoschafen und durch die Gründung einer Stammschäferei und Schäferschule in Stolpen veredelt, hat die Zucht feinwollige Schafe so überhand genommen, daß man das einheimische deutsche Schaf fast nirgends mehr findet und daß sächs. Electoralwolle für die beste gilt. Ausgezeichnete Schäfereien, außer den königl. Stammschäfereien zu Renneröd bei Stolpen, Hohnstein und in der Gegend von Leipzig, Dresden, Meissen und Pegau, namentlich aber zu Lützen, Lützenhausen und zu Rochsburg. Von Sachsen hat sich die Merinoszucht über die benachbarten Staaten, namentlich über Preußen verbreitet. Der Werth der jährlich erzeugten Wolle (Stein) kann auf 820000 Thlr. veranschlagt werden. Im J. 1851 wurden 54240 Schafwollen auf den inländischen Märkten zum Verkauf gestellt. Der Bruttoertrag der Schafzucht erreichte 1850 den Werth von etwa 1,224000 Thlrn. an Wolle und Fleisch. Die

Zucht des Schweins, des Hausthiers des kleinen Besizthums, ist in Sachsen allgemein verbreitet und nimmt ein Betriebscapital von ungefähr 4 Mill. in Anspruch. Die Ziegenzucht seit 1840 bedeutend zugenommen, die Eselszucht kommt kaum in Betracht. Die Biene noch im 16. Jahrh. von Bedeutung, wird nur in einigen Gegenden des rechten Elbusts Erfolg betrieben. Am 30. April 1850 zählte man im ganzen Lande 43624 Bienenstöcke. Zahl der Pferde betrug 88242, des Rindviehs 610557, der Schafe 547334, Schweine 20, Ziegen 86547, der Esel 442. Der Bergbau steht in höchster Blüte. Der Betrieb des Berg- und Hüttenwesens ist durch das Gesetz vom 22. Mai 1851 geregelt. An der Spitze derselben für den Regalbergbau und das fiscalische Hüttenwesen steht das Oberbergamt zu Freiberg, dem 5 Bergämter und 7 Vasallenberggerichte untergeordnet sind. Die meisten großen königlichen, gewerkschaftlichen und Eigenlöhnergruben finden sich im freiberger Bergbezirk. Der Bergbau beschäftigt 300 Beamte und über 12600 wirkliche Berg- und Hüttenleute. Das gesammte Erzaustragen der fünf Bergamtsreviere betrug 1853 an Silber allein 97373 Mark), Blei, Kupfer, Nickel und Kobalt 315137,5 Ctr., die für 1,2 Thlr. verwerthet wurden. Die Werke der königl. Generalhüttenverwaltung (Almauerwerk zu Halsbrücke, Halsbrückerhütte, Muldnerhütte, Antonshütte) verkauften 1853 an Gold für 10378 Thlr., Feinsilber 1,514184 Thlr., Blei 206200 Thlr., an Kupfer 1811 zusammen für 1,748881 Thlr. Im J. 1852 wurden 28,948000 Stück Ziegel nebst 1,6 Scheffeln Braunkohle im Werthe von 277541 Thlrn. verkauft und 8,520634 Scheffel Kohlen (im Werthe von 1,549360 Thlrn.) gefördert.

Die sächs. Industrie ist sehr bedeutend und wichtig, und fast alle Zweige derselben stehen auf einer hohen Stufe der Vervollkommenung. Die dem Bewohner S. d., das von jeher zu den gewerbefleißigsten Ländern gehörte, von Natur inwohnende rege Betriebsamkeit wird von der Regierung unablässig unterstützt und namentlich durch Prämienverleihungen, Patentverleihungen und öffentliche Auszeichnungen gesteigert. Fast drei Fünftel (1. Dec. 1849: 90,7%) der Bevölkerung haben industrielle Beschäftigung. Wozu 87620 für Handel und Verkehr) der Bevölkerung haben industrielle Beschäftigung. Fabrikanten und Fabrikbesitzer zählte man 52302. Die Verarbeitung der Bergprodukte beschäftigt viele Tausend Familien in den Bitriol-, Alaun-, Arsenik- und Schwefelwerken, den Eisen-, Draht- und Blechhämmeren, Eisengießereien, Blechlöffelfabriken (bei Grünhain), Messerfabriken (Niederauerbach im Voigtland), Blaufarbenwerken (jährlich 12—13000 Ctr. an Werthe von 300000 Thlrn. zu Oberschlema, Pfannensiel, Albernau und Zschopau), Kupferseigerhütte zu Grünthal, dem Zinnfolienhammer zu Olbernhau u. s. w. Töpfereien vorzugsweise zu Pulsnitz, Königsbrück, Ramenz, Radeburg, Waldenburg, Penig und Radeburg betrieben; neben mehreren großen Steingutfabriken und Glashütten ist noch besonders die große königl. Porzellanfabrik zu Meissen, die eines Weltrufs genießt, hervorzuheben. Ferner sind die Steinbrüche bei Pirna an der Elbe, der Serpentinsteinbruch zu Zöblitz (Innere Serpentinsteindrehöfen), die zahlreichen Ziegeleien, Kalköfen u. s. w. Die Leinweberei ist der älteste und wichtigste Fabrikzweig in Sachsen und wird vorherrschend in Ostpreußen und Schlesien angrenzenden Theilen der Oberlausitz getrieben. Obgleich sie seit gegen die glänzende Zeit im letzten Jahrzehnd des 18. Jahrh. bedeutend abgenommen hat, so sind doch namentlich die vortrefflichen Fabrikate der 1661 in Großschönau eingeführten Damastweberei noch immer vorzüglich geschätzt. Hauptsitz der Zwirn- und Spinnfactur ist Waltersdorf bei Zittau. Die Spitzenklöppelei beschäftigt, obgleich jetzt durch engl. Maschinenspinnen theilweise verdrängt, im Obererzgebirge, hier und da auch in der Oberlausitz, immer noch eine große Anzahl weiblicher Hände und wird in neuerer Zeit durch Fortschritte kunstmäßig gelehrt. Auch sehr viele Posamentirarbeiten werden in diesen Gegenden und Strumpfwirkerwaaren in der Umgegend von Chemnitz, Zschopau und Walden gefertigt, sowie Linnenband bei Radeberg und Pulsnitz, Wachstuch in Leipzig und vornehmlich in Dresden. Die Wollenmanufacturen sind gleichfalls ein alter Zweig der sächsischen Industrie und mit der veredelten Schafzucht haben ihre Erzeugnisse an Güte gewonnen. Mechanischen Mitteln zur Erlangung des Streich- und Kammgarns wurden in letzter Zeit ersteres namentlich durch die sich schnell verbreitenden Vorspinnkrämpeln und eine Reihe von Cylinderfeinspinnmaschinen, bedeutende Fortschritte gemacht. Die hauptsächlichsten Kamm- und Spinnereien befinden sich in Pfaffendorf bei Leipzig, Schedewitz bei Zwickau, Plauen, Reichenbach, Lengenfeld und Harthau. Die Hauptsitze der Tuchmanufactur sind Griesbach, Bischofswerda, Bernstadt, Kirchberg, Ramenz, Leisnig und Rostwein; in Grimma





nitz, Plauen und Zittau, den Colonialhandel seit der Eröffnung der freien Elbschiffahrt 1821 mit den Elbstädten, besonders mit Dresden. Der auswärtige Handel wird durch die leipziger Messen und durch die Blüte der sächs. Fabriken an das Land festgehalten und durch die große Wasserstraße der Elbe und die in die Nachbarstaaten führenden zahlreichen Eisenbahnen wesentlich gefördert. Von diesen letztern sind die Leipzig-Dresdener, die erste in Deutschland (welche 1853 636372 Personen, 44,040082 Ctr. Fracht beförderte und 1,306546 Thlr. Einnahme hatte), sowie die Leipzig-Halle-Magdeburger bereits seit längerer Zeit, die Sächs.-Bair. Staats-Eisenbahn, die Sächs.-Schles. Staats-Eisenbahn, die Riesa-Zülpert-Verbindungsbahn und die Sächs.-Böhm. Staats-Eisenbahn neuerer und neuester Zeit dem Verkehr eröffnet worden, während die Chemnitz-Riesener Albertsbahn (Dresden-Freiberg) ihrer baldigen Vollendung, die Löbau-Zittauer Fortsetzung entgegensehen. Projectirt sind unter Andern Bahnstrecken zwischen Leipzig-Wittenberg und zwischen Leipzig und Weissenfels. Mit sämmtlichen Bahnen verbunden als Staatsanstalten die elektromagnetischen Telegraphen, deren Benutzung im raschen Gange begriffen ist. Die Schifffahrt auf der Elbe ist bedeutend; Dampfschifffahrt zwischen Chemnitz, Dresden und Riesa betreibt die Sächs.-Böhm. Dampfschifffahrtsgesellschaft. Der Verkehr ungemein fördernden Communicationsmittel nebst den das Land nach allen Richtungen durchschneidenden Kunststraßen und dem trefflich eingerichteten Postwesen erleichtern den innern Handel. Zur Förderung desselben und Hebung der Gewerbe tragen auch die zahlreicher als in irgend einem andern Lande bestehenden Actienvereine und Assurance-Gesellschaften wesentlich bei. Hierzu kommen die 1859 auf Actien gegründete Bank zu Leipzig, deren Umsatz sich von Jahr zu Jahr steigert (Ende Febr. 1854 betrugen die Activa 10,920137 Taler, 1853 der reine Gewinn 103644 Thlr.), und die 1848 gegründete Chemnitzer Stadtbau-erbländische ritterschaftliche Creditverein zu Leipzig (seit 1844); die landständische Hypothek- und Sparbank für die Oberlausitz zu Bautzen u. s. w. S. Hauptausfuhr sind feine Wollenwaaren, Leinwand, Spitzen, rohe Wolle und rohes Garn, Baumwolle, Kate, besonders Kattune, nächst den Stroh- und Holzwaaren Mineralproducte, Farbstoffen, Zellan und Sandstein. Die Einfuhrartikel sind Baumwolle, Seide, Wolle, Flach, Holz (aus Böhmen), Hanf, Colonialwaaren, Taback, Wein, Seefische, Modewaaren. Die Getreideeinfuhr (zumeist auf der Sächs.-Schles. und Magdeburger Bahn) betrug im Jahre 1853 an Getreide aller Art: 1,618895 Ctr. (mit einem Werthe von etwa 6,040000 Thlr.), die Ausfuhr nur 76608. Für den inländischen Productenhandel bestehen eine Productenbörse zu Chemnitz, eine Getreidebörse zu Dresden, eine Öl- und Productenbörse zu Leipzig. S. geht 1853 an den Deutschen Zollverein (s. d.); 1853 kam von der gemeinschaftlichen Einnahme vom Ein- und Auszoll (21,221433 Thlr.) auf S. 1,963289, von den Aus- und Durchgangsabgaben (4 Thlr.) 36020 Thlr.

Hinsichtlich der wissenschaftlichen Cultur nimmt S. unter allen Staaten einen ausgezeichneten Rang ein. An der Spitze der Anstalten für höhere Bildung steht die Universität zu Leipzig (s. d.). Die humanistische Ausbildung besorgen elf Gymnasien: die Landesschulen zu Chemnitz und Grimma, die Gymnasien zu Dresden (2), Leipzig (2), Freiberg, Zwickau, Bautzen und Plauen, zusammen mit etwa 1700 Schülern. Höhere Bürgerschulen bestehen in den größten Städten, eine höhere Realschule zu Leipzig. Kein Kind im Lande ist ohne Schule; man kann annehmen, daß kein Kind ohne Elementarunterricht bleibt. Im Jahre 1872 gab es 1872 evang., 36 kath., 2 jüd. Elementarschulen. Die Normalzahl der auf (9 Staats-, 2 Privat-) Seminaren gebildeten Elementarschullehrer beträgt 388. Eine Bildungsanstalt für Turnlehrer wurde 1851 zu Dresden begründet. Taubstummeninstitute sind zu Dresden und Leipzig. Ende 1851 bestanden im ganzen Königreich 70 Sonntagsschulen von 7451 Schülern besucht wurden. An Frei- und Armenschulen ist kein Mangel. Für Bergmannskinder besteht seit 1779 ein unentgeltlicher Bergschulunterricht; 1822 wurde eine Erziehungsanstalt für Soldatenkinder zu Kleinstruppen gegründet, daneben 1817 eine Sonderschule für die Kinder wirklich dienender Soldaten gestiftet. Als Lehranstalten für höhere Bildungszwecke sind besonders hervorzuheben die Bergakademie (s. d.) zu Freiberg (Jahre von 33 Inländern und 51 Ausländern besucht); die chirurgisch-medicinische Akademie zu Leipzig (1852 mit 82 Studirenden) nebst Entbindungsschule und Thierarzneischule; die Medicinische Akademie zu Charand (s. d.), seit 1830 mit einer landwirthschaftlichen Lehranstalt verbunden; die Cadetten- und Artillerieschule zu Dresden. Hieran schließen sich die Polytechnische Schule zu Dresden nebst drei mittlern Gewerbschulen zu Chemnitz, Plauen und Zittau, fünf Bau-



(zu Dresden, Leipzig, Chemnitz, Plauen, Zittau) und der Bergschule zu Freiberg. Unter 15 Handelsschulen ist die zu Leipzig (Ostern 1854 mit 188 Schülern) die älteste und größte; jünger sind die zu Dresden, Chemnitz, Leisnig und Freiberg (seit 6. Jan. 1850). Lehranstalt für Buchhandlungslehrlinge wurde 1853 zu Leipzig begründet. Der Kunst- und Kunstunterricht gewidmet sind die Akademien zu Dresden und Leipzig; das Conservatorium für Musik zu Leipzig (seit 1844) genießt eines hohen Rufs. Unter den Bibliotheken die königl. Bibliothek zu Dresden, die Universitäts- und die Stadtbibliothek zu Leipzig. Dresden umfaßt die reichhaltigsten wissenschaftlichen und artistischen Sammlungen. Die ganze deutsch redende Zunge hat zu Leipzig der Buchhandel seinen Mittelpunkt, welchen gesammten literarischen Markt beherrscht. Im J. 1851 traten durch sächs. Verordn. 149 verschiedene Werke ans Licht; Zeitungen und Zeitschriften erschienen 202 (1848: 149; 270, 1852: 184).

Das sächs. Staat bildet eine durch Volksvertretung beschränkte und an die Bestimmungen des Grundgesetzes vom 4. Sept. 1831 (wieder in Kraft getreten 12. Mai 1851 bis auf die in den Grundrechten beibehaltene Bestimmungen und die durch die Gesetze vom 31. März und vom 5. Mai 1851 gemachten Änderungen) gebundene untheilbare Erbmonarchie. Sachsen hat als Mitglied des Deutschen Bundes die vierte Stelle und im Plenum vier Stimmen. Die Ständeversammlung ist in zwei Kammern getheilt. Die erste Kammer besteht aus 41 volljährigen Prinzen des königl. Hauses und 41 andern Mitgliedern, nämlich einem Vertreter des Hochstifts zu Meißen, dem Besitzer der Herrschaft Wildenfels (Graf Solms), dem Herrn der fünf schönburg. Rezeßherrschaften durch einen Bevollmächtigten, einem Abgeordneten der Universität zu Leipzig, den Besitzern der Standesherrschaften Königsbrunn und Borsdorf, dem evang. Oberhofprediger, dem Dechant des kath. Domstifts St. Petri zu Leipzig, dem Superintendenten zu Leipzig, einem Abgeordneten des Collegiatstifts zu Wurzen, einem Bevollmächtigten der Besitzer der vier schönburg. Lehnsherrschaften, zwölf auf Lebenszeit ernannten Abgeordneten der Rittergutsbesitzer und zehn vom Könige auf Lebenszeit ernannten Mitgliedern und den ersten Magistratspersonen der Städte Dresden und Leipzig und vier von dem Könige zu bestimmender Städte. In der zweiten Kammer sitzen 20 Abgeordnete der Rittergutsbesitzer, 25 Abgeordnete der Städte (zwei von Dresden, zwei von Chemnitz, einer von Leipzig, die andern von den übrigen in 20 Wahlbezirke eingetheilten Städten), 20 Abgeordnete des Bauernstandes und fünf Vertreter des Handels und Fabrikwesens. Zusammensetzung und Wahl der beiden Kammern sind durch Bekanntmachung vom 15. Nov. 1850 die provisorischen Gesetze vom 15. Nov. 1848 aufgehoben und die Bestimmung der Wahlordnung, sowie das Wahlgesetz vom 24. Sept. 1831 und das vom 7. März 1839 wieder in Kraft gesetzt worden.

Die oberste Verwaltung des Staats leiten sechs Ministerien (Justiz, Finanzen, Inneres, Cultus und öffentlicher Unterricht, Auswärtiges), deren Vorstände das Gesamtministerium als oberste collegialische Staatsbehörde, bilden. Der Cultusminister muß stets dem Könige glauben zugethan sein, und solange der König einen andern Glauben bekennt, wird die weltliche Kirchengewalt über die evang. Glaubensgenossen nach dem seit 1697 geltenden Verordn. von dem Cultusminister und wenigstens zwei andern dem evang. Bekenntnisse anhängenden Mitgliedern des Gesamtministeriums ausgeübt. Der Staatsrath hat über alle Angelegenheiten der Regenten unmittelbar oder auf Vortrag der Minister an ihn zu weisende Sachen, sich über wichtigere Gesetzgebungssachen zu berathen. Unmittelbar unter dem Gesamtministerium stehen die Oberrechnungskammer und das Hauptstaatsarchiv. Dem Justizministerium untergeordnet sind das Oberappellationsgericht zu Dresden und die Appellationsgerichte zu Dresden, Leipzig, Zwickau und Bautzen. Das Gesetz vom 23. Nov. 1848 hebt alle Criminalgerichte auf und verordnet die Errichtung von 32 Bezirksgerichten und etwa 82 Gerichten für volkreichere Orte. Die Organisation war 1854 noch in Ausführung begriffen. Auch ist der Entwurf eines bürgerlichen Gesetzbuchs (1852) erschienen. Das Strafverfahren nach dem Criminalgesetzbuch vom 30. März 1838 geübt. Das Strafverfahren beruht auf der Untersuchungsmaxime. Behufs der innern Verwaltung wurde das Land 1. Juli 1854 in vier Kreisdirections- oder Regierungsbezirke (Dresden mit 78 1/2 QM. und 507705 E.; Leipzig mit 63 QM. und 446826 E.; Zwickau mit 84 QM. und 735557 E.; Bautzen mit 297744 E.) getheilt, deren jeder wieder in Amtshauptmannschaften (zusammen 100) zerfällt. Früher war das Land in fünf Kreise eingetheilt, den erzgebirgischen, in welchen die schönburg. Besitzungen inbegriffen sind, den meißener, leipziger und voigtländischen,

welche unter dem Namen der Erblande bekannt sind, und in die Oberlausiz. Die Gemeinverhältnisse sind durch das Gesetz von 1852, welches die Bestimmungen des Gesetzes vom 7. 1848 wieder aufhob, auf den frühern Zustand zurückgeführt, wonach das indirecte Waldfahren in den größern Städten gesetzlich, in den Dorfgemeinden facultativ ist. Eine zum Anomale Stellung haben die Rezeßherrschaften des Hauses Schönburg (s. d.) im Kreistionsbezirk Zwickau (6 $\frac{3}{4}$  QM. mit mehr als 80000 E. in neun Städten und 99 Dörfern) deren staatsrechtliche Verhältnisse durch die beiden Rezeße vom 4. Mai 1740 und den Errundungsrezeß vom 9. Oct. 1835 festgestellt sind. Die Polizei wird durch das Gendarmerie (173 Mann) ausgeübt. Für die Communalgarde, welche ebenfalls zur Aufrechterhaltung innern Ruhe und Sicherheit berufen ist, sind durch Gesetz vom 14. Mai 1851 nach Aufhebung der Gesetze und Verordnungen aus den J. 1848 und 1849 die frühern Bestimmungen, mit mehreren beschränkenden Änderungen, wieder in Wirksamkeit gesetzt. Unter dem Ministerium des Innern stehen außer den Medicinalangelegenheiten, für welche das Königreich in 35 civil- und 9 thierärztliche Bezirke getheilt ist, auch die Irrenheilanstalt zu Sonnenstein Pirna (1853 mit 417 Pfleglingen), die Versorgungsanstalt zu Roldis, die vereinigten Anstalten zu Hubertusburg, das Zucht- und Correctionshaus zu Waldheim, das Arbeitshaus zu Zwickau, die Blindenanstalt zu Dresden, die Erziehungs- und Besserungsanstalt Bräunsdorf und Großenhennersdorf.

Das Budget auf jedes der drei Jahre der Finanzperiode von 1852—54, wie solches dem Landtage von 1851—52 bewilligt wurde, stellt die Staatseinnahmen und Ausgaben je 8,281728 Thlr. Von den Einnahmen kommen 3,229628 auf Nutzung des Staatseigenthums, 1,857600 auf ordentliche und 790000 auf außerordentliche directe Steuern und Abgaben, 2,157159 auf ordentliche und 247341 auf außerordentliche indirecte Abgaben. Von den Ausgaben befinden sich 542667 Thlr. Civilliste für König und Königin und 169000 Apanagen. Die Staatsschuld bestand Jahreschluß 1852 aus 8,262350 Thlrn. dreiprocentigen Obligationen (1830 creirt); 9,899000 Thlrn. Staatsschulden-Kassenscheinen (1847 creirt) 15 Mill. 1851 creirter 4 $\frac{1}{2}$ procentiger und 5,850000 1852 creirter vierprocentiger Staatsschulden-Kassenscheinen. Hierzu kamen 4 Mill. sächs.-schles. Eisenbahnactienschuld und 1 Thlr. ältere Schuld von 1764 und 1766 im 20-Guldenfuß, so daß die Gesamtschuld 43,051418 Thlr. betrug. Das Militär zählt in vollem Etat 25396 Mann Streitende in der activen Armee und 1232 Nichtstreitende. Darunter befinden sich 45 Generale, Stabs- und Majoroffiziere, 15 Offiziere für das Commando der Infanterie, Reiterei und Artillerie, sowie 15 Brigadestäbe: 15748 Mann Linieninfanterie in 4 Brigaden (jede 4 Bataillone zu 4 Compagnien); 4005 Mann Jäger, eine Brigade zu 4 Bataillonen (zu 4 Compagnien) bildend; 1000 Mann Reiter in einer Division zu 4 Regimentern; 2420 Mann Artillerie nebst Pionnier- und Pontonnierabtheilung. Das Departement des Kriegs erfordert jährlich 1,933417 Thlr. Das Bundescontingent stellt S. 12000 Mann aller Waffengattungen, die die erste Division bilden, wozu außerdem von Kurhessen und Nassau, Luxemburg und Limburg gestellten neunten Armee bilden, welchem S. den Befehlshaber gibt. Die einzige Festung des Landes ist der Königstein bei Dresden.

Der gegenwärtig regierende König ist seit 6. Juni 1836 Friedrich August II. (s. d.) 18. Mai 1797; der präsumptive Thronfolger sein Bruder, der Prinz Johann (s. d.), geboren 18. Dec. 1801. Alle Glieder des königl. Hauses bekennen sich zur luth. Kirche. Die Geschwister des Königs führen das Prädicat königl. Hoheit; die volljährigen Prinzen sind Herzöge zu S. Die Angelegenheiten, welche den König und seine Familie, sowie das Vermögen des königl. Hauses, namentlich auch die Civilliste betreffen, leitet das Ministerium des königl. Hauses, doch gehört der Chef desselben nicht zum verfassungsmäßigen Gesamtkabinet. Der Orden hat S. vier: 1) Der königl. Hausorden der Krone, 20. Juli 1806 angenommen, der nur an Fürsten und die höchsten Staatsbeamten verliehen wird. 2) Der Militär-St.-Heinrichsorden, so benannt nach dem sächs. Kaiser Friedrich I., gestiftet 7. Oct. 1736 von Friedrich August II. zu Hubertusburg, welcher 23. Dec. 1821 neue Statuten erhielt und in vier Classen zunächst an sächs., unter Umständen auch an ausländische Offiziere für Verdienste im Felde ertheilt wird; als fünfte Classe schließt sich seit 17. Dec. 1796 eine goldene und silberne Militärmedaille als Ehrenzeichen für Unteroffiziere und Gemeinen an. 3) Der Civilverdienstorden, gestiftet 7. Juni 1815, dessen Statuten (vom 12. Dec. 1815) 24. Sept. 1849 mit einem Nachtrage versehen wurden, wird in Großkreuzen, Kommandeur-, Ritter- und Kleinkreuzen ertheilt, woran sich die goldenen und silbernen Verdienstmedaillen schließen. 4) Der Albrechtsorden, zum Andenken an den Stammvater der Albertin



31. Dec. 1850 gestiftet, wird in fünf Classen an In- und Ausländer, welche dem Staate bei Dienste geleistet oder sich sonst auf die Erkenntlichkeit des Regenten Anspruch erworben, vergeben. Vgl. Schumann und Schiffner, „Vollständiges Staats-, Post- und Telegraphikon von S.“ (18 Bde., Zwickau 1814—33); Engelhardt, „Vaterlandskunde“ (begg. von Klemm, 8. Aufl., Lpz. 1842); Schiffner, „Beschreibung von S.“ (2. Aufl., 1844—45); Bose, „Handbuch der Geographie, Statistik und Topographie des Königreichs S.“ (2. Aufl., Dresd. 1847); Bülow, „Darstellung der Verfassung und Verwaltung des Königreichs S.“ (Lpz. 1853); „Mittheilungen des Statistischen Vereins für S.“ (Dresd. 1854 fg.); Flotow, „Beiträge zur volkswirthschaftlichen Statistik des Königreichs S.“ in Rau's „Archiv“ (Neue Folge, Bd. 5); Reuning in der „Landwirthschaftlichen Zeitschrift“ (1847 und 1848); vor Allen Engel, „Jahrbuch für Statistik und Staatswirthschaft des Königreichs S.“ (Bd. 1, Dresd. 1853).

hsen (Pfalzgrafschaft). Die Pfalzgrafschaft S. entstand dadurch, daß Herzog Heinrich  
hsen, nachdem er zum deutschen König erwählt worden war, die Verwaltung der Justiz  
m Pfalzen oder Palästen in Niedersachsen und Thüringen, wie zu Grona, Werla (später  
r), Allstädt, Ballhausen, Dornburg, Merseburg u. s. w., besondern Pfalzgrafen über-  
Der gewöhnliche Sitz derselben war Allstädt. Übrigens gab es nur eine Pfalzgrafschaft  
in die Pfalzgrafen in Nord- und Ostthüringen, sowie in West- und Südthüringen und  
ersachsen, die von alten Chronisten aufgeführt werden, lassen sich urkundlich nicht erwei-  
n 1040 erhielten die Grafen von Gosel die Pfalzgrafschaft, aus der sie 1088 die Grafen  
ommerseburg verdrängten, doch führten sie den pfalzgräflichen Titel fort und nannten sich  
ter Besizung Putelendorf (jezt Bottelndorf an der Unstrut) Pfalzgrafen von Putelen-  
Nach dem Erlöschen des Sommerseburgischen Hauses 1178 oder 1180 kam die Pfalz-  
aft an die Landgrafen von Thüringen und von diesen nach Heinrich Raspe's Tode an  
rtgrafen von Meissen. Friedrich der Freudige trat sie 1317 an die Markgrafen von  
enburg ab, die dagegen ihrem Anspruche an Meissen entsagten. Schon im folgen-  
hre fiel die Pfalzgrafschaft nebst der Mark Landsberg und den Schlössern Kyff-  
und Allstädt als Witthum an Agnes, die Witwe des Herzogs Heinrich des Ältern  
randenburg. Ihr Bruder, Kaiser Ludwig der Baier, bestätigte sie 1320 in dem Be-  
lehnte aber zugleich mit der Pfalzgrafschaft eventuell die Grafen von Anhalt. Durch  
hlung mit der Tochter der Herzogin Agnes kam die Pfalzgrafschaft 1353 an den Herzog  
s von Sachsen-Lauenburg. Als dieser 1347 die Mark Landsberg an Friedrich den  
sten verkaufte, nahm dieser auch den pfalzgräflichen Titel an, den aber die Markgrafen  
issen später als ganz bedeutungslos aufgaben. Die Herzoge von Sachsen, askanischen  
s, waren bis zum Erlöschen ihres Hauses im Besitze der Pfalzgrafschaft, die mit dem  
hum Sachsen an den Markgrafen Friedrich den Streitbaren kam, der sie seinen übrigen  
einverleibte, den pfalzgräflichen Titel ablegte und nur das Wappen beibehielt.

hsen, die preuß. Provinz, besteht aus den durch den Wiener Tractat von 1815 unter  
el Herzogthum Sachsen vom König von Sachsen abgetretenen Erblandes theilen des ehe-  
Kur- oder wittenberger, meißner und leipziger Kreises, fast dem ganzen thüringischen  
den Stiftern Naumburg- Zeitz und Merseburg, den Antheilen an Mansfeld, Stolberg  
neberg u. s. w. und aus den andern bereits preuß. Ländern, dem Herzogthum Magde-  
Altmark, den Fürstenthümern Halberstadt, Quedlinburg und Erfurt, dem Eichsfeld,  
jeden Freien Reichsstädten Nordhausen und Mühlhausen, den Grafschaften Wernigerode,  
ein u. s. w. und grenzt gegen Westen an Kurhessen, Hannover und Braunschweig, gegen  
ebenfalls an Hannover und an Brandenburg, gegen Osten an Brandenburg und auf  
je Strecke an Schlesien, gegen Süden an das Königreich Sachsen, an die großherzoglich  
oglich sächs. Länder und an die schwarzburg. und reuß. Gebiete. Abgesehen von der  
der verschiedenen Bestandtheile bildet die Provinz auch sonst ein sehr unregelmäßiges  
iet, da mehrere dazwischen geschobene Nachbarstaaten sie unterbrechen. Wie sie die  
burg. Unterherrschaften, sowie Theile von Sachsen-Weimar, Anhalt, Braunschweig und  
-Koburg-Gotha einschließt, werden wieder Theile von ihr durch kurhessisches, groß-  
ch und herzoglich sächs., schwarzburg. und reuß. Landesgebiet umschlossen. Sie zählte  
af 460,<sup>63</sup> QM. 1,828732 Q., die zum größten Theil sich zur evangel. Kirche bekennen,  
nahme von 115000 Katholiken und 5000 Juden, und zerfällt in die Regierungsbe-  
agdeburg, Merseburg und Erfurt mit 41 landrätlichen Kreisen. Der Boden ist in den  
en und östlichen Theilen der Provinz eben und größtentheils sandig, doch dabei meist





angewiesen, welche sie als ein von dem Kaiser neugestiftetes Fürstenthum erhielten. Dem er Johann Friedrich's, dem Herzoge Johann Ernst, war schon früher Koburg als abgesondertes Gebiet des Ernestinischen Hauses zugetheilt worden. Während der Gefangenschaft des kaiserlichen stiftete sein ältester Sohn, Johann Friedrich der Mittlere, als Ersatz für das verlorene Coburg die Universität zu Jena. Nachdem Johann Friedrich, der den Titel eines geborenen Kurfürsten behielt, 1552 aus der Gefangenschaft zurückgekehrt, beerbte er 1553 seinen ohne leibliche Nachkommenschaft verstorbenen Bruder Johann Ernst. Nach dem Tode von Moritz übernahm er mit dem Kurfürsten August 1554 zu Naumburg den Vertrag, durch welchen die Ansprüche des Ernestinischen Hauses auf eine billige Ergänzung der harten Wittenbergischen Condition ausgeglichen wurden, und der Kurfürst dem Herzoge das Amt Altenburg und einige Gebiete der Albertinischen Linie zugefallene Gebiete in Thüringen zurückgab. Das neue Ernestinische Fürstenthum wurde in fünf Kreise, den weimarischen, gothaischen, altenburgischen, coburgischen und fränkischen getheilt. Diese Gebietseinteilung hatte jedoch nicht lange Bestand, da die verderbliche Gewohnheit, das Land wie ein Erbgut zu zerstückeln, in keinem deutschen Fürstenhause häufiger vorgekommen ist als in dem Ernestinischen, bis zu Ende des 17. Jahrh. und nach das Recht der Erstgeburt in allen Linien desselben eingeführt wurde. Zwischen Johann Friedrich's I., Johann Friedrich II. (s. d.) oder dem Mittleren und Johann Wilhelm kam es zwar nicht zu einer völligen Gebietstheilung, aber doch 1566 zu einer getrennten Verwaltung für den weimarischen und den coburger Theil. Als Johann Friedrich der Mittlere den Schutz, den er dem geächteten fränk. Ritter Wilhelm von Grumbach (s. d.) gewährte, Reichsacht zugezogen hatte und 1567, nach der Übergabe seines Schlosses Grumbach in den Völkstreck der Acht, den Kurfürsten August, in des Kaisers Gefangenschaft gewesen war, erhielt Johann Wilhelm die Verwaltung des gesammten Landes. Zu seinem Anwesen wählte er 1570 Weimar; den beiden Söhnen des gefangenen Fürsten aber, Johann Kaspar und Johann Ernst, wurde ungefähr die Hälfte der Besitzungen des Ernestinischen Hauses zugetheilt, hinsichtlich derer sie 1572 zu einer Theilung verschritten. Ersterer gründete die Linie Coburg, letzterer die Linie Eisenach. Die Söhne Johann Wilhelms von Weimar, der starb, Friedrich Wilhelm und Johann, ließen das Land ungetheilt; nach dem Tode des letzteren aber erfolgte 1603 eine Theilung zwischen seinen vier Söhnen und ihrem Oheim, und es kam nun das ältere weimarische Haus in die altenburgische und neue weimarische Linie. Die ersten Fürsten in Altenburg gründeten keinen dauernden Stamm. Nachdem durch das Erbtheil der Linien Coburg und Eisenach, in den J. 1633 und 1638, und durch die Theilung der coburgischen Erbschaft 1660 ihr Gebiet besonders mit Coburg und Meiningen vergrößert worden war, starb mit dem Sohne des jüngsten das Haus Altenburg 1672 aus. Herzog Johann von Weimar, der Stammvater der jetzigen Ernestinischen Linien, hinterließ acht Söhne, von welchen der älteste, Johann Ernst, der 1628 ohne Erben starb, die Fruchtbringende Gesellschaft gründete, sein jüngerer Bruder Wilhelm und der jüngste Bernhard (s. d.) an Gustav Adolf's Seite kämpften. Als nach dem Tode der kinderlosen Söhne Johann Friedrich's des Mittleren der größte Theil ihres Erbes, Gotha und Eisenach, an die weimar. Linie gefallen war, theilten sich die überlebenden Glieder dieser Linie, Wilhelm, Albrecht und Ernst, durch die Erbtheil von 1640 und den Erbvertrag vom 21. Sept. 1641 in das vergrößerte Gebiet. Der älteste, Wilhelm, erhielt Weimar und wurde der Stifter des großherzoglichen Hauses, Albrecht erhielt mit andern Ämtern, Ernst I. oder der Fromme (s. d.) aber Gotha. Nach Albrecht's Tode 1644, theilten sich seine beiden Brüder in sein Gebiet, von welchem Eisenach an Weimar fiel. Auf gleiche Weise wurde 1660 der an das Gesammthaus gefallene Antheil der Grafen Henneberg zwischen Wilhelm und Ernst getheilt.

Die verhängnißvollen Theilungen dauerten auch in der neuern Linie Weimar noch längere Zeit. Die vier Söhne des 1662 gestorbenen Herzogs Wilhelm von Weimar theilten sich nicht in das Gebiet, doch durch eine im wettin. Hause schon im 14. Jahrh. unter Friedrich's Ernsthaften Söhnen versuchte sogenannte Orterung in die Benützung des Landes, und die wichtigsten Regierungsrechte, wie auch Bergwerke und Münzrecht gemeinschaftlich zu üben, und jeder der vier Brüder erhielt ein Schloß zu seinem Wohnsitz, in Weimar, Eisenach, Marktuhl und Jena. Als nach dem Erlöschen der altenburg. Linie mit Friedrich Wilhelm I. 1672 Weimar und Gotha die ihnen allein zufallende Erbschaft, da der Herzog Albert von Sachsen bereits 1644 ohne Leibeserben gestorben war, getheilt hatten, beschloßen die drei lebenden Söhne des Herzogs Wilhelm von Weimar eine Erbtheilung ihrer Besitzungen vorzunehmen, und theilten sich in die Linien Weimar, Eisenach und Jena. Nach dem Aussterben der beiden











rg in offenen Aufstand übergieng. Der Herzog versprach eine verbesserte Einrichtung burger Stadtraths, eine weitere Ausbildung der landständischen Verfassung und strenge bung des Staatshaushalts und stellte hiermit die Ruhe wieder her. Als 22. Sept. r Herzog sein 50jähriges Regierungsjubiläum feierte, legte Trübschler (der 59 J. dem edient) seine Stelle nieder, und gleichzeitig wurden der talentvolle Kanzler von der Ga id Geh. Conferenzzrath Hermann zu Ministern erhoben; doch starb Ersterer schon im 131. Inzwischen war mit den alten Ständen ein neues Grundgesetz berathen worden, April 1831 publicirt wurde. Im Jahr darauf erschien das die Verhältnisse des enstes und die Bildung der Landescollegien betreffende Edict vom 18. April 1832. iz und Verwaltung wurden getrennt, jene dem neugebildeten Landesjustizcollegium, zehnerigen Landesregierung übertragen. Altenburg erhielt 17. Juni 1831 eine neue onnung; Eisenberg hatte sie schon 1829 erhalten; Kahla erhielt sie 1832. Der erste nach dem neuen Staatsgrundgesetz wurde 12. Juni 1832 eröffnet und dauerte mit nterbrechungen bis zum April 1835. Die Hauptgegenstände der Berathung waren, Finanzen, der Beitritt zum Zollverein, der 1. Jan. 1834 erfolgte, und Gesetze über echt, Militärpflicht und Armenwesen. Noch während des Landtags starb der Herzog 29. Sept. 1834 und ihm folgte sein Sohn Joseph (s. d.), der 7. Nov. 1836 den zwei- g (geschlossen im April 1837) eröffnete. Auf diesem kamen anfangs eine ganze Reihe Reformen und Gesetze, unter andern das Gesetz über Ablösung der Frohnen zu oobei die 1819 gegründete, von den Ständen garantirte Landesbank als Landrenten- mittelnd eingriff. Der dritte Landtag, welcher im Nov. 1840 eröffnet, drei mal vertagt ug. 1842 geschlossen wurde, hatte unter Anderm die Einführung des neuen Münz- ach der Münzconvention von 1838, ein Gesetz über die Vollziehung der Todesstrafe nführung des königl. sächs. Criminalgesetzbuchs, das nur in wenigen Punkten modificirt e Folge. Auch bewilligten die Stände die 300000 Thlr., mit welchen sich die Regie- er Ausführung der Sächsisch-Bairischen Eisenbahn theilte. Im J. 1844 nahm z für sich und seine Familienglieder das Prädicat Hoheit an. Der vierte, 2. Dec. ffnete Landtag wurde schon zu Weihnachten vertagt, nachdem die Feststellung des und Steuerbudgets auf die Finanzperiode von 1845—48 erfolgt war. Ansehnliche ngen wurden gemacht zur Anlegung einer Anstalt für Geistes- und heilbare Körper- Roda, sowie zur Verbesserung der Gehalte der Schullehrer. Im Juni 1845 traten e wieder zusammen, um über die Regulirung des Grundsteuer- und Hypothekenwesens n, und als man sich darüber geeinigt, ward im März 1846 für Einführung der neuen er eine sogenannte Katastercommission ernannt. Ein Antrag der Stände auf wenig- ränkte Öffentlichkeit ihrer Verhandlungen hatte keinen Erfolg. Noth und Theuerung die Regierung 1846 zu außerordentlichen Maßregeln. Wichtige Umgestaltungen in üng und Gesetzgebung brachte die revolutionäre Bewegung des J. 1848, die na- i der Stadt Altenburg so überhand nahm, daß das Land längere Zeit hindurch factisch Herrschaft der demokratischen Bewegungspartei stand. Auch das altenb. Landvolk sich diesmal und suchte mit Erfolg die Bewegung zu seinen Gunsten auszubeuten. le alte Landschaft ein ihr von der Volksherrschaft gewissermaßen octroyirtes Wahl- hen, machte sie einer neuen Landesvertretung Platz, die 21. Juni 1848 zusammen- i Tage vorher hatte die Regierung mit der Revolutionspartei auf den Barrikaden zu einen zweifelhaften Frieden geschlossen und einen Führer der letztern ins Ministerium Aus den Berathungen der neuen Landesvertretung ging eine Reihe von Gesetzen her- e die Zeitforderungen betrafen: so ein Gesetz über die landschaftliche Initiative, über it, über Einkommensteuer, über die Aufhebung der Grundsteuerfreiheit und des s auf fremdem Grund und Boden, über Ablösung der bäuerlichen Grundlasten, über istenvertrag, über persönliche Sicherstellung der Abgeordneten u. s. w. Die fort- Herrschaft des Radicalismus, der Regierung und Landschaft bedrohte, gab im Oct. anlassung zur Besetzung des Landes mit Reichstruppen, die länger als Jahresfrist id dem Lande schwere Opfer auflegte. Am 30. Nov. 1848 erfolgte die freiwillige Re- des Herzogs Joseph auf die Regierung, die von seinem Bruder Herzog Georg am lage übernommen ward. Letzterer starb 3. Aug. 1853 und ihm folgte sein ältester : jetzt regierende Herzog Ernst. Viele der in der Bewegungsperiode von 1848 erlasse- e (z. B. über Initiative, Domänen und Civilliste, Schwurgerichte, Jagdrecht) erlitten weder gänzliche Beseitigung oder wesentliche Abänderungen. Eine neue nach dem





daselbe, bis 1735 eine kaiserl. Commission es zur Vollziehung brachte. Gotha ging dabei aus; die andern drei Linien theilten das Gebiet. Der Stifter der gegenwärtigen Linie Sachsen-Koburg-Gotha ist Johann Ernst, Ernst's des Frommen siebenter Sohn, und es hieß dieselbe reg. Sachsen-Saalfeld. Die Ausgleichung des Erbstreits wegen Koburg erlebte Johann nicht; er starb 1729 und ihm folgten in gemeinschaftlicher Regierung seine Söhne Christian Ernst und Franz Josias. Nachdem sie 1735 Koburg und andere Orte in Besitz genommen, ließen sie ihren Sitz in Koburg und die Linie hieß nun Sachsen-Koburg-Saalfeld. Christian Ernst, der unebenbürtig verheirathet war, starb 1745; sein Bruder regierte hierauf allein bis 1763 und führte das Erstgeburtsrecht ein. Sein Sohn und Nachfolger Ernst Friedrich stürzte das Land in eine solche Schuldenlast, daß 1773 eine kaiserl. Liquidationscommission nach Koburg gesendet wurde. Er starb 8. Sept. 1800. Die Schuldenmasse war auf 1,261000 Gldn. gewachsen. Sein Sohn und Nachfolger Franz Friedrich Anton ordnete unter dem Beistande seines Ministers Kretschmann die Finanzen insoweit, daß 1802 die Liquidationscommission abberufen werden konnte. Allein die schweren Auflagen und die Erpressungen, die hierzu nöthig gewesen waren, hatten das Volk so erbittert, daß es zu einem Aufstande kam, der durch militärische Einschreiten von Seiten Kur Sachsens unterdrückt wurde. Der Herzog starb 9. Dec. 1806, noch ehe sein Beitritt zum Rheinbunde zum Abschlusse gekommen war, und da sein Sohn Ernst III. (s. d.) in russ. Kriegsdiensten stand, so wurde das Land im Jan. 1807 von den Franzosen in Besitz genommen. Der Friede von Tilsit führte den Herzog nach Koburg zurück. In der ihm auf dem Congresse zu Wien zugesicherten Gebietsvergrößerung erhielt er 1816 das Fürstenthum Lichtenberg am Rhein, das er aber 1834 an Preußen verkaufte. Im Aug. 1821 gab er im Einverständniß mit den Ständen dem Lande eine repräsentative Verfassung. Im gothaischen Erbtheilungsvertrage trat der Herzog Saalfeld an Sachsen-Meiningen ab und erhielt dagegen das Fürstenthum Gotha, worauf er den Titel als Herzog von Sachsen-Koburg-Gotha annahm. Im J. 1827 gab er das Postwesen an Thurn und Taxis in Lehn. Wie die koburger Verfassung von 1821 wegen der Abtretung Saalfelds Modifikationen unterlag, so auch die von Gotha, insofern den nichtadeligen Mittergutsbesitzern das bisher verweigerte Stimmrecht für die Landtagswahlen zugesprochen wurde. Die Finanzen des Landes und des Herzogs fanden sich bei der großen Sparsamkeit, die der Herzog namentlich früherer Zeit beobachtete, in blühendem Zustande, und es galt der Herzog für einen der reichsten unter den kleinern deutschen Fürsten. Auch hatte der Herzog viel Freude in seiner Familie. Selten wol dürften die Glieder eines kleinen Fürstenhauses in so kurzer Zeit auf Throne gekommen und mit den größten Herrscherhäusern in nahe Verwandtschaft gekommen sein, wie dies in Koburg der Fall gewesen ist. Die nächstfolgenden Landtage in Gotha gingen ruhig hin wie in Koburg; die spätern in Koburg führten indessen zu mancherlei Differenzen und Streitigkeiten. Unerwartet schnell starb der Herzog 29. Jan. 1844 und ihm folgte in der Regierung sein Sohn Ernst II. Die Differenzen in Koburg auszugleichen, berief er die wählten Stände zum 7. Sept. 1844 zu einem außerordentlichen Landtage. Nach mehreren Streitigkeiten über ein neues Wahlgesetz u. s. w. fand 1846 eine Vereinigung mit den Koburgern statt und die frühern Differenzpunkte wurden beseitigt, auch der Beitrag der Domäne zu den Landesbedürfnissen auf eine die Stände zufriedenstellende Weise festgesetzt. Im Fürstenthume Gotha bestand die alte Feudalverfassung, unter welcher jedoch die Mitterschaft die Freiheit ihrer Güter freiwillig aufgab, bis 1848, wo sich auch in diesem Lande eine lebendige Bewegung für Reformen erhob. Da der Herzog selbst schon auf solche, wenn auch nicht in dem jetzt geforderten Umfange hingedeutet hatte, so nahm die Bewegung einen geregelten Verlauf. Es wurden unter Mitwirkung der Altherberechtigten Abgeordnete aus den verschiedenen Kreisen der Staatsbürger zur Berathung eines neuen Landtagswahlgesetzes berufen und der hervorgehenden Abgeordnetenversammlung der Entwurf zu einem neuen Staatsgrundgesetz vorgelegt, in welchem alle jene Grundsätze ihre Anwendung fanden, welche damals für Sachsen gültig galten. Die neue Verfassung trat 27. März 1849 ins Leben, nur die schon vom Herzog selbst, sowie vom Reichsministerium befürwortete engere Vereinigung der beiden Herzogthümer Koburg und Gotha scheiterte an der Eifersucht und den vorgefaßten Meinungen der Koburger Landestheile. Auch auf dem Landtage vom März 1850 fand die Angelegenheit keine Befriedigung, weil man namentlich die Resultate des erfurter Reichstags erst erwarten wollte. Endlich griff die Regierung die Frage wieder energisch auf, als auch die Beschlüsse des hergestellten Bundestags gegen mehrere Punkte der gothaischen Verfassung Anstand erregten.

hoben. Anfang 1851 legte das Ministerium einer in Gotha versammelten Landtagsmission aus beiden Landestheilen den Entwurf eines Staatsgrundgesetzes mit vollständiger politischer Vereinigung der beiden Herzogthümer Koburg und Gotha vor. Die Verfassung ging jedoch nur auf die Vorschläge über Untheilbarkeit der Herzogthümer, Erbfolge, Verhältniß zum Deutschen Bunde, Militäretat und Justizpflege, nicht aber auf die Gemeinsamkeit der Finanzverwaltung und der Kirchenverfassung ein. Nun ließ die Regierung den Mangel der vollständigen Vereinigung fallen und machte unter Berücksichtigung der gepflogenen Unterhandlungen neue Vorlagen über eine theilweise Vereinigung. Diese wurden von dem im Sept. 1851 in Koburg zusammentretenden gemeinsamen Ausschusse im Wesentlichen angenommen. Im Oct. stimmte zuerst der Koburg. Landtag dem Entwürfe bei; der gothaische sträubte sich jedoch, bei dieser Gelegenheit auch die demokratischen Verfassungspunkte von 1849 wieder mehr constitutionell-monarchisch umgestaltet werden sollten. Die Stände wurden aufgelöst, und im Dec. sprach der Herzog die öffentliche Meinung so weit um, daß der neuberufene Landtag auch für das gothaische Gebiet die Regierungs- und Ausschusspropositionen genehmigte. Am 14. Juni 1852 publicirt, welches gegenwärtig in voller Wirksamkeit steht. Seine Hauptbestimmungen gehen dahin, daß die beiden Herzogthümer Koburg und Gotha ein unter der Regierung des herzogl. Hauses von Koburg-Gotha vereinigtes untrennbares Ganzes bilden. Ihre Vereinigung findet sodann statt in dem Verhältnisse des Herzogs, mit Ausschluß der Bezüge desselben und seines Hauses aus den Staats- und Landesmitteln, in allen Beziehungen der Herzogthümer zum deutschen Staatsorganismus. Hinsichtlich des Staatsgrundgesetzes, des gemeinsamen Landtags, des Staatsministeriums, des Staatsgerichtshofs, des Militärwesens, des Oberappellationsgerichts und des zu errichtenden gemeinschaftlichen Appellhofs. Auch sollen andere Angelegenheiten und Einrichtungen übereinstimmenden Beschlusse der Landtage und des Herzogs für gemeinsame erklärt werden können. Außerdem aber bestehen in beiden Herzogthümern besondere Landtage für die gemeinschaftlichen Angelegenheiten. Der gemeinsame Landtag geht durch Wahl von 70 Mitgliedern aus den Speciallandtagen hervor. Ungeschmälert blieb den Landständen das Recht, die Steuern zu bewilligen, die Gesetze zu beantragen und zu genehmigen und Anträge an den Landesherren zu bringen; nur das suspensive Veto, vermöge dessen der Landtagsbeschlüsse nur zwei mal die Genehmigung versagen, beim dritten male nicht mehr führen sollte und welches der Regierung Kraft und Ansehen entzog, ohne daß diese beiden Forderungen damit auf den kleinen Landtag übergegangen sein würden, mußte wieder in ein absolutes Veto verwandelt werden. Die Landtage wählen aus ihrer Mitte Ausschüsse, welche während der Zeit, wo die Landtage vertagt und aufgelöst sind, über die Aufrechterhaltung der Verfassung wachen, sich über Gegenstände der Gesetzgebung und Staatsverwaltung gutachten, äußern, über minder wichtige Angelegenheiten finanzieller Natur sich zu erklären und das Recht haben, Anträge und Beschwerden an die Regierung zu richten, übrigens den Landtagen ihre Thätigkeit Rechenschaft zu geben haben. Versammlungsrecht und Presse sind zwar auch in Koburg-Gotha ebenfalls den bekannten Bundesbestimmungen unterworfen worden, jedoch in freisinnigster Interpretation. Vgl. Gruner, „Historisch-statistische Beschreibung des Fürstenthums Koburg, saalfeldischen Antheils“ (5 Bde., Kob. 1793—1809); Schultes, „Landesgeschichte im Mittelalter“ (Hildburgh. 1814); Derselbe, „Sachsen-Koburg-saalfeldische Landesgeschichte von 1425 bis auf die neueste Zeit“ (2 Bde., Kob. 1818—21); Heyde, „Annalen vom Fürstenthum Gotha“ (Gotha 1621).

**Sachsen-Meiningen-Hildburghausen**, Herzogthum, längs der Südwest- und Westseite des Thüringerwaldes gelegen und in seiner Hauptmasse die Form eines Hufeisens bildend, dessen innere Seite gegen N. gekehrt ist, durchschnittlich nur etwa 2 M. breit, hat einen Flächenraum von 45 $\frac{3}{4}$  QM. mit 166364 E. (im Dec. 1852), worunter gegen 900 Katholiken und 1500 Juden, wird von der Werra, Saale und Ilm durchströmt und umfaßt folgende fünf Theile: 1) das Herzogthum Meiningen, als Stammland, welches wieder in zwei abgetheilte Stücke, in das Unterland mit dem Amte Römhild-Themar und in das Oberland getheilt ist; 2) das ehemalige Herzogthum Hildburghausen; 3) das Fürstenthum Saalfeld; 4) die hildburghausische Grafschaft Rumburg nebst einem Theile des Amtes Eisenberg; 5) die Herrschaft Kranichfeld. Der Boden des Landes ist meist gebirgig, aber von fruchtbaren Thälern durchschnitten, von denen das reizende Werrathal, welches das Herzogthum Hildburghausen und das meiningische Unterland der ganzen Länge nach durchfurcht, zu den anmuthigsten Gegenden Deutschlands gehört. Die Einwohner treiben Obstbau, Viehzucht und Ackerbau, dessen









hsen-Weimar-Eisenach, deutsches Großherzogthum mit einem Areal von fast 66 QM., aus drei größern und einigen kleinern Landestheilen, welche von der preuß. Provinz , Baiern, dem Königreiche Sachsen, Kurhessen, den sächs. Herzogthümern und den burgischen und reußischen Fürstenthümern umgrenzt sind. Eingetheilt ist es in das Fürstn Weimar, das in den weimarischen (32,6 QM.) und neustädtischen (11,4 QM.) Kreis und in das Fürstenthum Eisenach (22 QM.). Die Gesamtbevölkerung (durchschnittlich 10 Köpfe auf eine Quadratmeile) zählt 261370 Seelen, welche in 30 Städten, 2 Stadt- 11 Marktstellen, 2 Flecken, 604 Dörfern und 96 Höfen vertheilt leben und sich, mit me von 6700 Reformirten, 10600 Katholiken (vorzugsweise im Eisenachischen) und uden (fast sämmtlich im Eisenachischen), zur luth. Kirche bekennen. Das Land breitet t einen Theil des Thüringermalbes, über die nördlichen Gehänge des voigtländischen (der neustädtische Kreis) und über die Ausläufer des Rhöngebirgs (das eisenachische d) aus und streift mit dem Amte Alstedt bis in die südliche Abdachung des Harzes. ptflüsse sind die Saale, die Ilm, die Werra, die Unstrut und die Elster. Der Boden : gewöhnlichen Erzeugnisse Norddeutschlands, in einigen Gegenden vorzügliches Obst, ndes Holz und von Mineralien besonders Eisen, Stein- und Braunkohlen und Salz. befinden sich bei Kreuzburg und bei Stotternheim; Mineralquellen zu Berka und an und zu Ruhla. Kaltwasserheilanstalten sind in Ilmenau, Ruhla und Eisenach. Der , obgleich Hauptnahrungszweig, gewährt, mit Ausnahme des in der Goldenen Aue : Amtes Alstedt und des Amtes Großrudstedt, nur einen mäßigen Ertrag; gewinn- i die Viehzucht, besonders die meist veredelte Schafzucht. Zur Förderung der Land- ist wirkt der Landwirthschaftliche Verein und zur Belebung der Obstkultur die von ertuch gegründete Centralbaumschule bei Weimar. Die Gewerbe beschränken sich ung von Tuch und Wollenzeugen, besonders in Eisenach, Weida, Neustadt und Auma. irkerei wird großartig in Apolda, die Fabrikation von Eisen- und Messerschmiede- und von Pfeifenköpfen besonders in Ruhla betrieben. Anstalten zur Förderung geisti- ng sind: die den sächs. Herzogthümern gemeinschaftliche Universität zu Jena, ferner zwei gymnasien in Weimar und Eisenach, ein Realgymnasium in Eisenach, zwei Land- rfeminare in Weimar und Eisenach, das Forstlehrinstitut in letztem Orte, das freie litut in Weimar; außerdem 600 Volksschulen, und zwar 575 evangelische, 19 katho- 6 israelitische; das Waiseninstitut, welches seine Pfleglinge in Familien versorgt, und ößern Städten Gewerkschulen. Wol in keinem andern Staate ist für den Unterricht s so vortrefflich gesorgt wie hier. Anderweite Bildungsanstalten sind: die Haupt- ! in Weimar von 145000 Bänden mit einer besondern Militärbibliothek von 6000 auch einer Plan- und Landkartensammlung, 7500 Stück; die Universitätsbibliothek die Appellationsgerichtsbibliothek in Eisenach; das Hoftheater und die Hofkapelle in ersteres einst die hohe Schule der deutschen Schauspielkunst. Wohlthätig wirken auch uern Zeiten in allen größern Städten errichteten Sparkassen, die fast überall bestehen- envereine zur Ausbildung der Mädchen in den weiblichen Handarbeiten und der unter- ung der Regierung gestiftete Verein zur Beaussichtigung und sittlichen Besserung jenen Sträflinge. Im J. 1853 ist in Weimar (s. d.), der Residenz des Großherzogs ptstadt des Landes, ein großartiges Bankinstitut gegründet worden. Das Großher- ist eine constitutionelle Monarchie. Bei dem Deutschen Bundestage hat der Groß- Plenum eine Stimme und im Engern Rathe in Gemeinschaft mit Meiningen, Alten- Koburg-Gotha ebenfalls eine Stimme (die 12.). Der Landtag bildet nach dem Land- gesetze von 1852 eine Kammer und besteht aus 31 Abgeordneten, welche ihren Prä- wählen. Die Abgeordneten gehen hervor: einer aus der Wahl der begüterten ehema- ichsritterschaft; vier aus der Wahl der Besitzer eines inländischen Grundeigenthums zstens 1000 Thln. jährlicher Rente; fünf aus der Wahl derjenigen Staatsunterthanen, is andern Quellen als dem Grundbesitze ein jährliches Einkommen von wenigstens hln. beziehen; 21 aus allgemeinen und zwar indirecten Wahlen im ganzen Großher- . Wählbar ist jede selbständige, unbescholtene Staatsunterthan von wenigstens 30 mit Ausnahme der verantwortlichen Mitglieder des Staatsministeriums. Die Amts- : Abgeordneten erstreckt sich auf drei Jahre. Der Landtag hat nach der revidirten Ver- von 1850 das Recht, gemeinschaftlich mit dem Landesfürsten die Staatseinnahmen igaben festzustellen, das Recht der Prüfung der Staatskassenrechnung, der Vortrags- g über Mängel der Gesetzgebung und Verwaltung, der Beschwerdeführung und Klage-

erhebung gegen die Staatsminister, sowie der Theilnahme an der Gesetzgebung. Die ordentlichen Landtage werden von drei zu drei Jahren, außerordentliche nach Bedürfnis zusammenberufen. Die Sitzungen sind öffentlich. Das Staatsministerium ist die oberste Verwaltungsbehörde und erledigt seine Geschäfte in drei verschiedenen Departements: 1) Angelegenheiten des großherzoglichen Hauses, auswärtige Beziehungen, Inneres mit Einschluß der Militär-Eisenbahn- und Universitätsangelegenheiten; 2) Justizverwaltung und dahin einschlagende Gnadensachen, sowie in Verbindung mit dem Kirchenrathe Cultus; 3) die gesammte Staatsverwaltung. Unter dem ersten Departement stehen als Landesverwaltungsbehörden, außer der Oberpostinspektion und der Generalablösungscommission, die Bezirksdirectoren, fünf an der Zahl, denen ein von den Staatsangehörigen nach Analogie des Landtagswahlgesetzes gewählter Bezirksausschuß beigegeben ist, welcher bei Berathung und Entscheidung bestimmter Gegenstände mitzuwirken hat. Unter dem Justizdepartement steht das Oberappellationsgericht zu Jena, gemeinschaftlich mit den herzoglich sächs., anhalt-dessauischen und köthenschen, reuß- und schwarzburgischen Ländern, auch als schiedsgerichtliche und Austrägalinstanz in Streitigkeiten der sächs. und reuß. Höfe untereinander (mit Ausnahme von Koburg) und für Weimar als Staatsgerichtshof zur Untersuchung der Anklagen gegen die Departementschefs mit dem Appellationsgericht in Eisenach, gemeinschaftlich mit den beiden schwarzburg. Fürstenthümern. Dem Appellationsgerichte sind untergeordnet: fünf Kreisgerichte zu Weimar, Gera, Weida, Sondershausen und Arnstadt, die beiden letztern mit Schwarzburg gemeinschaftlich. Die untern Instanzen bilden die Einzelngerichte (zwei Stadtgerichte in Weimar und Arnstadt und 26 Justizämter). Die Competenzen dieser Justizbehörden sind 1850 genau festgestellt worden. Unter dem Finanzdepartement stehen Rechnungsämter, Forstbehörden, Bergbehörden, die Landesvermessungs- und Steuerrevision und die Generalsteuerinspektion. Die jährliche Staatseinnahme ist festgestellt (für die J. 1854—56) auf 1,520,957, die Ausgabe 1,514,885 Thlr. (darunter das Militär 132,600, die Civilliste 250,000 Thlr.). Die Staatsschuld bestand 1854 in 5,876,000 Thlrn. Zum deutschen Bundesheere stellt das Großherzogthum 3350 Mann, welche zur Reserve-Infanteriedivision gehören. Der Großherzog führt den Titel „Königl. Hoheit“ und verleiht folgende Orden: den Hausorden der Wachsamkeit und der Weißen Falken (gestiftet 1732); eine Civilverdienstmedaille; ein Ehrenzeichen (in Form eines Kreuzes) für Militärdienste.

Die regierende sachsen-weimar. Linie wurde 1640 von Wilhelm, dem drittältesten Sohne des Herzogs Johann von Weimar, gestiftet, während sein jüngerer Bruder, Ernst Fromme (s. d.), die gothaische Linie gründete. (S. Sachsen, Ernestinisches Haus.) Die weimar. Linie theilte sich 1672 in die Speciallinien Weimar, Eisenach und Jena. Die Linien Jena 1690, Eisenach 1741 erloschen, vereinigte Herzog Ernst August von Weimar seine Besitzungen wieder zu einem Ganzen, dem jetzigen Großherzogthum Sachsen-Weimar-Eisenach und sicherte die Erhaltung des Staats durch Einführung der Primogenitur und das Privileg von 1724. Ein kräftiger Regent, wirkte er überhaupt tüchtig für die Entwicklung des Landes, obwohl er Glanz und Pracht, besonders in Bauten und Militär, liebte. Nach seinem Tode folgte ihm sein minderjähriger Sohn Ernst August Konstantin unter Vormundschaft Friedrich's III. von Gotha, welcher jedoch auf kaiserl. Befehl die Verwaltung von Weimar dem Herzog Josias von Koburg abtreten mußte und nur die von Eisenach behielt. Der Herzog Ernst vermählte sich 1756 mit (Anna) Amalia (s. d.), Prinzessin von Braunschweig, die schon 1758, und ihm folgte sein unmündiger Sohn Karl August (s. d.). Der Kaiser ernannte die erst 19 J. alte Herzogin-Mutter 1759 zur Regentin und Vormünderin ihres nachgeborenen Sohns, Friedrich Ferdinand Konstantin, wurde kurfürstl. Generalmajor und starb schon 1793. Karl August, der 1775 die Regierung antrat, sorgte mit dem wärmsten Eifer für die Bildung und Wohlstand seines Volkes und förderte Kunst und Wissenschaft weit über die Grenzen seines Landes hinaus. Unter ihm ward die Universität Jena ein Sammelpunkt der ausgezeichnetsten Gelehrten, sowie die Residenz Weimar durch Herder's, Goethe's, Schiller's Berufen der Musenhof jener Zeit. Im J. 1806 mußte auch Karl August dem Napoleon beitreten, womit er Souverän, das Land aber, welches bisher den Namen eines Fürstenthums geführt, zum Herzogthum erhoben wurde. Das Land hatte in dieser Kriegsepoche viel zu leiden, und das weimar. Contingent, das Napoleon gestellt werden mußte, kämpfte in Italien und Rußland. Auf dem Wiener Congreß erhielt Karl August die großherzogliche Würde und eine Gebietsvermehrung von 31 QM. mit 77,000 Seelen. Nach Wiederherstellung des Friedens widmete sich der Großherzog insbesondere der Reorganisation des Landes. Er









ibers Johann Purgoldt. Auch die lübeckischen und hamburger Statuten des 15. Jahrh. nen Säge aus dem Sachsenspiegel auf, und eine Anzahl von Werken über den Rechtsgang gemischte Arbeiten, Abecedarien, Regelsammlungen u. dgl. liefen noch daneben her. Ausn des Sachsenspiegels zu wissenschaftlichem historischem Zwecke wurden seit dem Ende des Jahrh. unternommen vom Lehnrechte durch Schilter (1679), Ludovici (1721) und fenberg (1740, 1772), vom Landrechte durch Ludovici (1720) und Gärtner (1732). In der Zeit besorgte mit verbesserten Hilfsmitteln eine Ausgabe des Landrechts Sackse selb. 1848) und eine Handausgabe desselben Weiske (Lpz. 1844). Alle andern übertrifft seitdem die große kritische Ausgabe Homeyer's (3 Bde., Berl. 1835 — 44), welche das und das Lehnrecht, den „Nichtsteig Lehnrechts“, den „Auctor velus de beneficiis“, das ger Rechtsbuch und ein System des Lehnrechts umfaßt. Eine Ausgabe vom „Nichtsteig rechts“ steht von demselben Gelehrten zu erwarten.

Sächsische Schweiz oder Sächsisch-Böhmische Schweiz nennt man den südöstlichen Theil nischen Kreises im Königreich Sachsen und den nördlichsten Theil des leitmeriger Kreim Königreich Böhmen, ein reizendes Gebirgsland, das in den Bezirken der sächs. Ämter a, Hohnstein und Stolpen und der böhm. Herrschaften Biersdorf, Tetschen und Schöngelegen ist. Südlich von Stolpen und Hohnstein senkt sich, abwechselnd von anmuthigen rn und wildromantischen Schluchten durchschnitten, ein an den herrlichsten Fernsichten Sandsteingebirge zur Elbe hinab. Nach Böhmen hin steigt dasselbe höher an, zieht sich stlich bis in die Gegend von Berggießhübel und erscheint jenseit der Gottleube, wo Gneis erschwende Gebirgsart wird, nur in einzelnen Felsen. Südöstlich aber streicht der Hauptzug en durch den einspringenden Theil Böhmens bis zu den bei Waltersdorf, Jöhnsdorf und an der Grenze der Lausitz sich erhebenden Sandsteingebirgen. Die sogenannte Sächsische eiz oder das Meißner Hochland umfaßt nun von diesem bergreichen Landstrich den Theil, rdlich vom kleinen Flusse Wesenitz, westlich von der Gottleube, südlich und südöstlich von en und östlich von einer über Stolpen und Neustadt am Fuße des Falkenbergs laufenden begrenzt und von der Elbe in schönen Windungen durchströmt wird. In dieser Ausdehhat die sogenannte Sächsische Schweiz 12—15 QM. Flächenraum. Grundton des Gecharakters ist Gefälligkeit und Lieblichkeit der Landschaft, doch entbehrt dieselbe auch nicht bwechselung erhabener Naturformen. Schroff ansteigende Sandsteinfelsen, die, besonders then, Königstein und Schandau, bis nach Tetschen hin, in langem Zuge fortlaufen, Berge r Höhe von 1800 F. in Sachsen und von über 2000 F. an der Grenze in Böhmen und von Waldbächen durchrieselte Schluchten trifft der Wanderer neben fruchtbaren Landund heiterer Thalgegend. Das Hauptthal, welches das Hochland in das östliche aufchten und das westliche auf dem linken Ufer abtheilt, bildet der Elbstrom; zu diesem senet übrigen Thäler und Fessenschluchten mit ihren kleinern Flüssen und Bächen, der KirSebnitz, Polenz, Wesenitz und Biela, sich herab. Wie westlich die Gottleube das Sandbirge von Gneis scheidet, so bildet eine von Stolpen und Hohnstein südöstlich bis Hinterdorf laufende Linie die Grenze, auf deren nördlicher Seite der Granit herrschend wird. n Pfarrer, Gößinger zu Neustadt und Nicolai zu Rohmen, waren es, die seit Ende des n Jahrhunderts das Gebirge der Neiselust des größern Publicums erschlossen und seine heiten verkündeten. Seitdem ist es mehr und mehr eins der am meisten bereisten Gebirge deutschland's geworden. Hauptpunkte auf dem östlichen Elbufer sind: Liebethaler Grund, lber Grund, Bastei, Rathewalder Grund mit Amselfoch, Lilienstein, Hochstein, Hohnstein, , Schandau, Kirnitzschthal, Ruhstall, Großer und Kleiner Winterberg, Prebischthor, tetschen, Schrammstein, Heringbloch, Reischenstein, Falkenstein, der Große Zschand; auf dem westlichen Elbufer: Königstein, Zirkelstein, Kahlstein, Zschirnstein, Papststein jassenstein, Bielathal u. s. w. Vgl. Schifner, „Beschreibung der gesammten Sächs. Schweiz“ (2 Bde., Meiß. 1835); Lindau, „Taschenbuch für den Besuch der Sächs. iz“ (5. Aufl. von Wiemann, Dresd. 1844); Müller, „Sächs. Schweiz und Dybin“ (850); Winter, „Das Meißner Hochland“ (Dresd. 1851), sowie die „Topographische der Sächs. Schweiz“ von Odeleben (Dresd. 1850), Oberreit's „Atlas von Sachsen, n Stolpen“, und Andree's „Karte von Sachsen, Section Zittau“.

chwalter, f. Advocat.

A (Friedr. Sam. Gottfr.), der vorzüglichste Anreger der Union (f. d.) in Preußen, geb. zu Magdeburg, wo sein Vater Aug. Friedr. Wilh. S., der als Oberhofprediger zu starb, damals Prediger war, studirte seit 1755 zu Frankfurt a. d. D. Theologie, unter-





gen Jahre" (Berl. 1814) und zweier größerer patriotischer Gedichte: „An meine Mitbürger" (Berl. 1814) und „Das Jahr des Friedens" (Berl. 1815).

**Sacken** (von der Osten, genannt von), ein in den russ. Ostseeprovinzen und in Mecklenburg wohnendes Geschlecht. Heinrich von der Osten, aus einer altadeligen pommerschen Familie dieses Namens, wandte sich 1479 nach Kurland, wo er die Erbtöchter eines Ritters von S. heirathete und zugleich dessen Güter, Wappen und Namen erhielt. Seine Nachkommenschaft verbreitete sich auch nach Liv- und Esthland und zerfiel in die Linien Bathen, Dondangen und Rothof. **Karl Magnus von der Osten-S.**, aus dem Hause Bathen, geb. 6. April 1733, war unterm Grafen Pahlen Erzieher des Großfürsten Paul von Rußland, der ihn nach seiner Thronbesteigung 1797 in den Grafenstand erhob und zum wirklichen Geh. Rath ernannte. Da er kinderlos war, so wurde der Grafentitel 1801 auf seine Brudersöhne Johann Gustav und Carl Gustav ausgebehnt. Er starb 1808. Sein Großneste, **Graf Karl von der Osten-S.**, war Adjutant des Fürsten Gortschakow, Chef des Generalstabes der russ. activen Armee, und wurde im Dec. 1853 Generalmajor und Vicepräsident der russ. Regierung in der Moldau. — Aus dem Hause Dondangen in Kurland entsprang **Karl von der Osten-S.**, geb. 13. Oct. 1725, der 1763 von Franz I. in den Reichsgrafen- und als preuß. Oberkammerherr und Staatsminister 1786 in den Fürstenstand erhoben wurde. Er starb 23. Dec. 1794 unbeerbt. **Gregor von der Osten-S.**, aus dem Hause Rothof, hatte zwei Söhne, **Wilhelm Ferdinand** und **Anton Ernst**, wovon Ersterer in russ. Diensten stand, Letzterer als sächs. Major 15. Dec. 1745 bei Kesselsdorf fiel. Dessen Enkel, **Friedrich Bernhard August von der Osten-S.**, geb. 20. März 1780, wurde 1800 in den preuß. Grafenstand erhoben und commandirte in den Kriegen von 1813 — 14 ein mecklenburgisches Jägerregiment. — **Reinhold von der Osten-S.**, Capitänlieutenant in der russ. Marine, machte sich durch seinen Heldentod 1788 bekannt, indem er, von einer türk. Escadre bei Dtschakow angegriffen, sich mit seinem Schiffe in die Luft sprengte. Vgl. Schulz, „Podwigi Russkich Morjakow" (Petersb. 1853).

**Sacken (Dmitry, Freiherr von der Osten-)**, russ. General der Cavalerie und Generaladjutant des Kaisers, geb. um 1790, machte als Subalternoffizier den Krieg gegen Frankreich 1812 — 13 mit, wurde dann Oberst und Generalmajor und erhielt 1825 das Commando einer Ulanenregiment. Als Stabschef des Grafen Paskevitsch zeichnete er sich in dem persischen Feldzuge von 1827 aus, eroberte 1828 die türk. Festungen Achalkalaki und Gertwissy und befehligte in der Schlacht von Kainly 1. Juli 1829 den linken Flügel. Im polnischen Kriege 1831 wurde ihm ein eigenes Detachement anvertraut, mit welchem er die Gegend am Bug und Narew von den feindlichen Streifcorps reinigte, wofür er zum Generallieutenant befördert ward. Von ihm weit überlegenen Sielgud angegriffen, mußte er sich jedoch nach Maggrod zurückziehen, er vergebens Stand zu halten suchte und nur durch die Schlaffheit seines Gegners dem Tode in der Gefangenschaft entging. Nachdem er sich bei Wilna mit dem General Kututa vereinigt, schlug er den Sturm der Polen auf die Anhöhe von Punary ab und verfolgte sie dann ermüdet bis zur preuß. Grenze. Er nahm alsdann noch an der Erstürmung von Warschau und den letzten Ereignissen des Feldzugs Theil. Im J. 1835 ward er Commandeur des dritten Ulanencorps, 1843 General der Cavalerie und erhielt 1849 Befehl, in Ungarn einzurücken, fand aber bei seiner Ankunft den Krieg beendigt. Im J. 1850 übernahm er an Godejew's Stelle das Commando des vierten Infanteriecorps, welches er indeß bald wieder verlegte, wogegen er 1853 zum Befehlshaber des dritten Corps ernannt wurde, mit dem er Spätherbst nach den Donaufürstenthümern aufbrach, die er im Dec. nach einem höchst beschwerlichen Marsch erreichte.

**Sacken (Fabian Wilhelm, Fürst von der Osten-)**, russ. Feldmarschall, Sohn **Wilhelm Ferdinand's von der Osten-S.**, wurde 1752 geb. und trat bereits 1766 in russ. Militärdienste. Focht unter Rumjanzow und Suworow in den türk. und poln. Kriegen, ward 1797 Generalmajor, 1799 Generallieutenant, commandirte eine Division im Korsakow'schen Corps und fiel bei Zürich schwer verwundet in franz. Gefangenschaft. Von Bonaparte in Freiheit gelassen, kehrte er 1800 nach Rußland zurück, mußte aber bald darauf wegen eines Streits mit dem Vorgesetzten, dem Fürsten Galizyn, den Abschied nehmen. Schon 1806 erschien er jedoch wieder auf dem Kampfplatz und bewies bei Pultusk und Preußisch-Eylau ebenso viel Muth als kriegerische Tüchtigkeit. Im Feldzuge von 1812 befehligte er ein Corps in Volhynien, mit welchem er nach dem Abmarsche Tschitschakow's an die Beresjina den 30000 Mann starken Reznier in Schach zu halten wußte. Im Jan. 1813 rückte er in Polen ein, bekam durch einen glücklichen Handstreich die Festung Alt-Gzenstochau in seine Gewalt und wirkte





ada und den Küstencordilleren ein durch seinen außerordentlichen Goldreichtum seit 1848 berühmt gewordenes, 65 M. langes schönes und fruchtbares Längenthal, dessen südliche Rio Joaquin in entgegengesetzter Richtung durchflossene Fortsetzung ebenso lang und bis 12 M. breit ist, und bildet, indem er sich vor seiner Mündung in mehrere Arme theilt, mit welchen die Ausläufer des vielfach sich spaltenden Joaquin vereinigen, ein inselreiches, 5 1/2 M. langes Delta mit marschartigem Boden. Der Fluß wendet sich dann gegen Westen und fällt in Hauptarmen in die Suisunbucht, die durch die etwa eine Viertelmeile breite und bis zehn Faden tiefe Carquinesstraße, an welcher die Städte Venicia und Vallejo im Norden, Martinez im Süden liegen, mit der San-Pablo-Bai, dem nördlichen Theile der herrlichen Bai von San-Francisco (s. d.), in Verbindung steht. Das Land am obern Laufe des Sacramento bildet eine dicht bewaldete schöne Gebirgslandschaft, in welcher der Shasta-Peak sich bis über die Schneegrenze erhebt. Unter diesem Berge windet sich der Strom in einem von tiefen Schluchten gebildeten Lauf und mit starkem Gefälle, das auf einer Strecke von 10 Stunden 1876 F. beträgt, in das Unterland hinab, welches in die obere und untere Prairie zerfällt. Der Sacramento ist in Jahreszeiten schiffbar, 45 M. aufwärts bis zu den Stromschnellen, welche etwas oberhalb der Mündung des Deerflusses unter 40° n. Br. liegen. Unter den sehr zahlreichen linken Nebenflüssen, an denen allen Gold gegraben wird, ist, abgesehen vom Joaquin, der Eldorado oder Gold-River, dessen Bezirk oder County allein 40000 E. zählt, der größte. Von der Mündung desselben an abwärts tritt der Sacramento alljährlich während der Regenzeit über und überflutet weit und breit das Land. Unterhalb des Eldorado mündet der Rio de los Americanos oder American-Fork, welcher aus dem Bonplandsee oder Mountain-Lake kommt und bei welchem die Ebbe und Flut reicht, so daß bis zu dessen Mündung der Sacramento mit kleinen Schoonern befahren werden kann. An dieser insofern günstigen, übrigens aber nicht besonders gesunden Stelle liegt östlich am Hauptstrome, südlich am Americanos und durch diesen von der Vorstadt Boston getrennt, 25 M. nordöstlich von San-Francisco, die Stadt Sacramento, neuerdings angelegt und nach dem Plane von Philadelphia erbaut. Sie zählte Ende 1850 nebst ihrem Bezirke 12589 E. (weibliche kaum 2000), darunter 63 freie Farbige, 18 Negerinnen, 804 Chinesen (darunter zehn weibliche), hat aber, so jung sie ist, bereits durch manche Ereignisse mehrfach zu leiden gehabt. Schon 14. Aug. 1850, bei dem Aufstande der Soldaten unter Dr. Robinson gegen die Eigenthümer, wurde sie eingeäschert, und 9. Nov. 1851 brannte sie abermals gänzlich nieder. — Sacramento oder Colonia del Sacramento, auch San-Sagrimento genannt, die Hauptstadt des Depart. Sacramento oder Colonia del Sacramento in der südamerik. Republik Uruguay, auf einem felsigen Vorgebirge am La-Plata, gegenüber Buenos-Ayres gelegen und stark befestigt, hat einen kleinen, nicht sichern Hafen, wiewol die Einfahrt, ist regelmäßig gebaut, von Drangen- und Pfirsichbäumen umgeben und zählt etwa 5000 E. Sie wurde 1678 von den Portugiesen erbaut, ward aber bald ein Schauplatz eines Zankapfels zwischen diesen und den Spaniern. Letztere erhielten sie 1778 und sie blieb spanisch bis zum südamerik. Befreiungskriege. Solange sie unter portug. Herrschaft war, war sie durch den mit Buenos-Ayres getriebenen Schmuggelhandel in blühendem Zustande, seitdem aber ist sie sehr gesunken.

**Sacrilegium**, Kirchendiebstahl oder, obwol minder richtig, Kirchenraub, eine schon im röm. Rechte mit härterer Strafe bedrohte Art des Diebstahls. Nach der peinlichen Gerichtsordnung von 1532 setzte auf die Entwendung einer Monstranz aus der Kirche die Todesstrafe. Die späteren Gesetzgebungen bestrafen den an dem Gottesdienste gewidmeten oder andern Sachen in der Kirche begangenen Diebstahl in verschiedenen Abstufungen mit längerer oder schwererer Freiheitsstrafe als den einfachen Diebstahl.

**Sacristei** heißt das zur Aufbewahrung der heiligen Bücher und Geräthschaften, zum Aufsteigen der Geistlichen und zur Verrichtung kirchlicher Handlungen, die nicht öffentlich geschehen, bestimmte Zimmer oder Gewölbe, welches in oder bei jeder Kirche befindlich zu sein muß und **Sacristan** heißt daher in luth. Domskirchen derjenige der jüngern Geistlichen, welcher den Schlüssel zur Sacristei hat und für Aufbewahrung der zum Kirchendienste bestimmten Gebete sorgt.

**Säcularisation**, vom lat. *Saeculum* (s. d.), nennt man die Verwandlung einer Person oder Sache aus einer geistlichen in eine weltliche, sofern das erstere nicht zur Strafe geschieht, dann Degradation heißt. Sachen werden säcularisirt, wenn sie die Eigenschaft kirchlicher Güter gänzlich verlieren und in weltliche Hände kommen. Dazu führte schon sehr früh die Veräußerung kirchlicher Güter und Einkünfte, besonders der Zehnten an weltliche Vasallen, was des-

halb auch verboten wurde. In Deutschland, wo die Bischöfe und Äbte Landesherren und Reichsfürsten wurden, bekam die Säcularisation eine größere Bedeutung. Durch die Folge der Reformation war die Verwaltung mehrerer geistlicher Territorien schon längst in die Hände protest. Fürsten gekommen, die von den Stiftern als Administratoren des Landes erwählt wurden. Im Westfälischen Frieden wurden die Erzbisthümer Magdeburg und Bremen, die Bisthümer Halberstadt, Verden, Haseburg, Schwerin, Minden, Ramin, Kolberg, Merseburg, Naumburg, Meissen u. s. w. in weltliche Fürstenthümer verwandelt. Die Abtretung des linksrheinischen Rheinufer an Frankreich 1797 und 1801 führte dazu, daß auch alle übrigen geistlichen Territorien in Deutschland säcularisirt wurden, um damit die erblichen Fürsten für die auf der linken Rheinseite verlorenen Besitzungen im Reichsdeputationshauptschlusse vom 25. Febr. 1803 entschädigen. Die geistlichen Ämter, Erzbisthümer, Bisthümer wurden beibehalten und durch die nachmals mit dem Papste geschlossenen Concordate verändert.

**Säcularspiele** (*ludi saeculares*) hießen gewisse röm. Festspiele, die ursprünglich auch Namen tarentinische oder terentinische, von dem Tarentum oder Terentum, einem Platze am Marsfelde, trugen, wo sie bei einem den unterirdischen Göttern Dis und Proserpina gewidmeten unterirdischen, für die Feier jedesmal ausgegrabenen Altar gehalten wurden. Den Ursprung hatte nach der röm. Legende einst ein reicher Sabiner Valerius auf wunderbare Weise erlangt, und, da er dadurch die Genesung seiner Kinder erlangt, die Festfeier, die in Opfern und Spielen drei Nächte hindurch bestand, gestiftet. Ebenda und in derselben Weise feierte sie nach geschichtlichen Angaben zuerst im J. 245 der Stadt Valerius Publicola, um bei einer Pest der unterirdischen zu versöhnen; zum zweiten mal wurde die Feier im J. 305 der Stadt angestellt. Vermuthlich in Folge eines Spruchs der Sibyllinischen Bücher wurde die Feier 505 zum dritten mal nicht mehr als eine außerordentliche, zur Abwendung außerordentlicher Gefahr, sondern als eine regelmäßig beim Abschluß eines hundertjährigen Säculums zu wiederholende für das Gedeihen des röm. Staats veranstaltet und demgemäß auch 605 gehalten. Im J. 705 wurde über dem Ausbruch des Bürgerkriegs versäumt worden; als aber 757 (14 v. Chr.) Augustus vielleicht um den Ablauf des ersten Decenniums seiner imperatorischen Gewalt und Augustus würde zu bezeichnen, als eine bedeutende Festfeier Säcularspiele zu halten beabsichtigte, so ten, wie es scheint, die von ihm beauftragten Quindecimviri der Sibyllinischen Bücher ein anderes großes Sühnefest, das 628 gefeiert worden war, absichtlich für die letzten Säcularspiele wendeten, da seitdem 110 J. verflossen waren, die wol etruskische Annahme von 110jähriger Dauer des Säculums an, und berechneten sonach auch die Zeitpunkte der frühern Säcularspiele ganz anders und den historischen Angaben widersprechend. Die Festlichkeit selbst, zu der Augustus das „*Carmen saeculare*“ schrieb, wurde in einer erweiterten, prächtign Weise gefeiert, die Augustinus, der auch die auf sie bezüglichen Sibyllinischen Verse erhalten hat, beschreibt. Zu den dreinächtlichen Spielen und den Opfern am Terentum kamen nach vorhergegangener Sühnung des Volkes noch andere Opfer, die der Imperator selbst durch ein den Parzen gewidmetes in der ersten Nacht eröffnete. Zugleich trug auf erleuchteter Bühne ein Chor ein Schauspiel vor. Dann fanden am ersten Tag Opfer auf dem Capitol statt, Chöre feierten auf der Höhe des Apollo und Diana; am zweiten Tag sangen auf dem Capitol ehrbare Matronen ein Festspiel; am dritten wurden für das Heil des röm. Reichs griech. und lat. Festlieder von drei mal untadelig schönen Jünglingen und Jungfrauen, deren Altern noch am Leben waren, im sibyllinischen Tempel des Apollo gesungen; Speisungen des Volkes wurden gehalten u. s. w. Bereits nach 63 J., 47 n. Chr., veranstaltete Claudius eine Wiederholung dieser Säcularspiele, dann 88 Domitian und hierauf Septimius Severus 204 n. Chr. Im J. 248 wurde zum Abschluß des 10. Jahrh. der Stadt noch ein mal eine große Säcularfeier unter dem Kaiser Philippus Arabs veranstaltet.

**Säculum** heißt in der Sprache des gewöhnlichen Lebens ein Zeitraum von 100 Jahren oder ein Jahrhundert. Im Alterthume scheint man aber unter Säculum nicht immer die gemessene Zahl von 100 Jahren, sondern überhaupt einen Zeitraum von ungefähr hundert Jahren verstanden zu haben. Über die Frage, ob der Schluß des Jahrhunderts mit dem J. 99 mit dem folgenden zu machen sei, entstand bei Gelegenheit der Jubelfeier am Ende des 18. Jahrh. ein heftiger Streit und Schriftenwechsel. — Im Sinne des kanonischen Rechts zeigt Säculum die Welt und das bürgerliche Leben im Gegensatz der Kirche und der geistlichen Sachen an und daher der Ausdruck Säcularisation (s. d.).

**Sach** (Antoine Isaac Silvestre, Baron de), ausgezeichnete Orientalist, wurde zu 21. Sept. 1758 geboren und, nachdem er früh seinen Vater verloren, durch Privatlehrer



Er erhielt 1781 eine Anstellung als Rath beim Münzhofe und 1792 die Mitgliedschaft in Akademie der Inschriften. Während der Schreckenszeit lebte er in ländlicher Zurückgezogenheit seinen Studien. Bei der Einrichtung des Instituts wurde er zum Mitglied gewählt. J. 1808 wurde er Professor der pers. Sprache an dem Collège de France und von dem niedepartement in den Gesetzgebenden Körper gewählt, in welchem er indeß erst 1814, wo er Napoleon's Absetzung stimmte, lebhaften Antheil an den Verhandlungen nahm und politisch wirksam wurde. Den Baronstitel hatte ihm Napoleon gegeben. Nach der ersten Restauration wurde er zum Censor ernannt, 1815 Rector der pariser Universität und bald darauf auch Mitglied der Commission für den öffentlichen Unterricht. Zum Glück für die Wissenschaft war seine Theilnahme an Staats- und Regierungsgeschäften in diesen Ämtern nie eine bedeutende. Nach Abel Rémusat's Tode 1831 wurde er Conservator der Manuscripte an der königl. Bibliothek und im folgenden Jahre Mitglied der Pairskammer. Doch blieb er als Lehrer ununterbrochen thätig. Er starb 21. Febr. 1838. Auf die Wahlen in die Akademie übte er den größten Einfluß. Seine zahlreichen, durch ganz Europa zerstreuten Schüler waren begeistert von ihm, und Gelehrte konnten nicht genug die Bereitwilligkeit preisen, mit welcher er ihre Arbeiten in seinen Studien unterstützte. Die ausgezeichnetsten unter seinen Schriften sind die „Grammaire arabe“ (2 Bde., Par. 1810; 2. Aufl., 1831), die den arab. Studien eine ganz neue Wendung gab, die „Chrestomathie arabe“ (3 Bde., Par. 1806; 2. Aufl., 1826, nebst einer „Anthologie grammaticale arabe“, 1829); die „Mémoires sur diverses antiquités de la Perse“ (Par. 1797; Supplemente 1797); die „Principes de la grammaire générale, mis à la portée des Arabes“ (Par. 1799; neueste Aufl., 1815), die vielfach angeregt haben, jedoch dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft nicht mehr angemessen sind; die Übersetzung von Abd-ul-Karim's „Relation de l'Égypte“ (Par. 1810), besonders wegen der Anmerkungen schätzbar; seine Ausgabe des arab. Buchs „Calila et Dimna“ (Par. 1826); die „Mémoires d'histoire et de littérature orientales“ (Par. 1818); die mit franz. Übersetzung begleitete Ausgabe des „Pendna“ von Ferid-ed-din-attar (Par. 1819); seine Ausgabe der „Mekâmen“ des Hariri (Par. 1819) u. s. w. und sein letztes für die Religionsgeschichte des Orients höchst wichtiges Werk, „Exposé de la religion des Druses“ (2 Bde., Par. 1838). Auch für oriental. Münzkunde war er thätig; wie denn seine Gelehrsamkeit überhaupt einen großartigen Charakter von Universalität an sich trug, indem er sich keineswegs auf die Sprachen des Orients als solche beschränkte, sondern vielmehr diese enorme Sprachenkenntniß nur anwendete, um mit ihrer Hülfe die Geschichte der oriental. Völker aufzuklären. Selbst die Kirchengeschichte blieb ihm nicht fremd, und die Verbindungen mit dem Orient haben wir die „Mémoires sur l'état actuel des Samaritains“ (Par. 1812) zu verdanken. Außerdem finden sich höchst bedeutende Aufsätze, Recensionen u. s. w. von ihm, deren Zahl wol über 400 beträgt, im „Magazin encyclopédique“, in den „Mémoires de l'Institut“, im „Recueil de l'Académie des inscriptions“, in den „Annales des sciences“, in den „Fundgruben des Orients“, im „Journal de la société asiatique“ und in der „Bibliographie universelle“. Von hohem Werth ist der Katalog seiner für die Literatur des Orients wichtigsten Sinne des Wortes höchst ausgezeichneten Bibliothek (3 Bde., Par. 1842—44).

Sacy (Silvestre de), franz. Publicist, Sohn des Vorigen, geb. zu Paris 1795, studirte die Rechte und plaidirte in seiner Jugend nicht ohne Erfolg, widmete sich aber sodann der Literatur. Er zuerst im „Journal des débats“ auf und war von jener Zeit an bis auf den heutigen Tag einer der thätigsten Mitarbeiter dieses Blattes. Gleich anfangs machte er sich bemerklich durch die Gediegenheit seines Stils und die gehaltvolle Art und Weise, wie er politische Fragen behandelte und entwickelte. Nach der Julirevolution blieb von der glänzenden Phalanx, die in den „Débats“ so gewaltig und so erfolgreich gegen das Ministerium Polignac gestritten, nur noch ein Rest übrig, und bei der Wachsamkeit dieses wackern Kämpfers wurde das Publicum eben nicht gewahr, daß die Hauptmasse der Streiter sich verlaufen hatte. Auch bekam S. bald Verstärkung und gewann namentlich an St.-Marc Girardin einen rüstigen Mitstreiter. Er war in den 18 J. der Julimonarchie die leichte und geistreich spielende Publicistenfeder eines Journals, welches an S. seine ernste, gewichtige Doctorfeder hatte. Als Mann von einfachem und bescheidenem Wesen hat S. in seiner Journalistencarriere Lärm und Aufsehen stets sorgsam vermieden: er liebt das Dämmerlicht, und es mag ihn nicht wenig Überwindung gekostet haben, auch bei dem Pressgesetze, welches die Unterschriften verordnet, noch Journalist zu sein. S. gehört zu der geringen Zahl von Journalisten, die eine bedeutende Sprachenkenntniß und umfassende Belesenheit haben. Er hat in seinem Stile, ja selbst in seinem Charakter und in seiner Denkungsart viel von den großen franz. Schriftstellern des 17. Jahrh., und der Werth





t Vorschub leistete. Der bedeutendste war Johann S., ungefähr um 1550 in Brüssel ge-  
 und zunächst von seinem Vater zum Damascirer herangebildet. Von seinem 20. J. an  
 t die Kupferstecherkunst, kam nach kurzem Aufenthalt in Köln und Frankfurt 1588 mit-  
 nach München, wo er indeß im folgenden Jahre schon vom Herzog in Dienst genommen  
 und namentlich durch die Jesuiten Beschäftigung erhielt. Im J. 1595 ging S. nach  
 n, fand aber beim Papste nicht die Gunst, die er erwartet, ließ sich deshalb in Venedig  
 und starb daselbst zwischen 1600 und 1610. S. nach Bildnisse und heilige Gegenstände  
 ligiöse Bücher in großer Anzahl, sowie auch einige allegorische Blätter. — Sein jüngerer  
 er Rafael S., 1555 in Brüssel geb., ist ihm in seinen Werken ziemlich ähnlich. Er war  
 egleiter seines Bruders in Deutschland und Italien, arbeitete auch mit ihm in Venedig,  
 1604 vom Kurfürsten Maximilian nach München gerufen wurde, um bei einer von den  
 en herausgegebenen „Bavaria pia et sancta“ den Bilderschmuck zu übernehmen. Rafael  
 dete dieses Werk, später von seinem gleichnamigen Sohne unterstützt, und starb wahr-  
 ich 1628. — Egid S., Neffe der beiden genannten Brüder, 1470 zu Antwerpen gebo-  
 nos deren Unterricht und war ihr Begleiter auf ihren Reisen bis Venedig. Von dort be-  
 Kaiser Rudolf II. nach Prag und behandelte ihn so großmüthig, daß er nur für den  
 rchen arbeitete. Ein ähnliches Verhältniß hatte er später zu den Kaisern Matthias und  
 and II. Er starb in Prag 1629. Seine zahlreichen Arbeiten, meist in Bildnissen und  
 hasten bestehend, sind zum Theil breit und kräftig, zum Theil leicht und zart behandelt.  
 Zeit nannte ihn den Phönix der Stechkunst. — Marcus S., wahrscheinlich ein Sohn  
 n's, arbeitete mit in Venedig und errichtete dort einen Kunsthandel, sowie dies auch Ju-  
 i. that. — Philipp S. dagegen, Sohn des ältern Rafael oder Egid, arbeitete in München.  
 en und Saat. Wenn der Boden gehörig vorbereitet ist, so kann er dann mit Pflanzen  
 ut werden. Dies geschieht entweder durch die Saat oder durch das Verpflanzen. Der  
 isaat bestimmte Samen muß keimfähig, vollkommen ausgebildet und gesund und dem  
 und der Ortlichkeit angemessen sein. Ein zeitweiliger Samenwechsel ist sehr zu empfeh-  
 edes Samenkorn muß so tief in die Erde gelegt werden, daß es alle die Bedingungen er-  
 idet, von denen das Keimen sowol als das Fortwachsen der Pflanzen abhängt. Die Sa-  
 nge muß so groß sein, daß daraus so viel Pflanzen erwachsen, als nöthig sind, um den  
 damit zu bedecken, ohne daß sie sich gegenseitig im Wachsthum hindern. Die Samen-  
 hängt daher hauptsächlich von dem Umfange ab, den die Pflanzen einnehmen; sie wird  
 ch bedingt von der Güte des Samens, von der Zeit der Saat und von der Beschaffenheit  
 dens, indem guter Samen, frühe Saat und fruchtbarer Boden eine dünne Saat gestatten,  
 umgekehrt. Die Samenkörner müssen im Boden in einer den Umständen angemessenen  
 und gleichförmigen Entfernung unter sich so vertheilt liegen, daß die emporkwachsenden  
 m hinlänglichen Raum zu ihrer Entwicklung haben und diesen Raum ausfüllen. Die  
 ilichste Saat ist die mit der Hand, wo dann die Samen mit Pflug, Egge, Erstirpator  
 untergebracht werden; vollkommener ist allerdings die Maschinensaat. Die vollkom-  
 Art des Säens ist das Drillen (s. d.). Die Zeit des Säens richtet sich hauptsächlich nach  
 tur der zu cultivirenden Pflanzen, dann aber auch nach Klima, Witterung und Beschaf-  
 des Bodens. In rauhem Klima und auf bindendem, wenig fruchtbarem Boden muß  
 gesäet werden als in warmem Klima, thätigem und fruchtbarem Boden; doch hat eine  
 Saat immer große Vorzüge vor einer späten. Das Versetzen der Pflanzen findet dann  
 enn solche Gewächse cultivirt werden sollen, die in ihrer Jugend gegen den Frost empfind-  
 und mehr Zeit zu ihrer Ausbildung bedürfen, als unser Sommer gewährt. Der Samen  
 bewächse wird nicht unmittelbar auf den Acker, sondern auf ein besonderes geschütztes  
 beet gesäet; sind hier die Pflanzen zu der erforderlichen Höhe emporgewachsen, so werden  
 n auf den Acker versetzt. — Die erste Säemaschine erfand Joseph von Locatelli in der  
 des 17. Jahrh.; die Vervollkommnung dieser Maschine rührt von dem Engländer James  
 1785, her. Der Gebrauch der Säemaschine, deren es jetzt eine sehr große Anzahl von  
 denartiger Construction gibt, hat sich in der neuern Zeit sehr verbreitet. Dieselben säen  
 er breitwürfig, wie die Alban'sche, oder in Reihen; letztere heißen Drillmaschinen. Ihre  
 ile bestehen darin, daß sie nicht nur den Samen gleichmäßig ausstreuen und gegenüber  
 ndsaat  $\frac{1}{2}$  —  $\frac{1}{3}$  an Samen ersparen, sondern daß sie auch den Samen zu zweckmäßiger  
 interbringen. Ubrigens setzt der Gebrauch der Säemaschinen stets einen ganz gut bear-  
 z, ebenen, von Steinen, Unkraut und Stoppeln freien Boden voraus.

**Saffian.** Maroquin oder Marokkanisches Leder ist ein fein zubereitetes Leder, welches früher nur im Orient aus Bochs- und Ziegenfellen bereitet wurde, jetzt aber auch in Frankreich, Rußland, England und Deutschland in vorzüglicher Güte erzeugt wird. Die ursprünglichen Erzeugungsorte sind Fez und Tetuan in Marokko (daher der Name), Cypern, Diarbekr, Salonichi, Tokat u. s. w. Der Graf von Maurepas schickte 1730 den bekannten Grangez in den Orient, um die Bereitung des Leders kennen zu lernen, und es wurde dann 1749 zu St. Hippolyte im Elsaß die erste Fabrik gegründet. Die Engländer sendeten einen gewissen Philippe nach Cypern, der dann in London eine Fabrik anlegte. In Deutschland wurde der Saffian zuerst durch Binckhang in Halle um 1765 fabricirt; doch mußte die Fabrik wegen des hohen Preises der Felle wieder eingehen. Jetzt wird in Deutschland sehr viel gefertigt, hauptsächlich zu Calw im Württembergischen, wo die Ziegenfelle aus der Schweiz, namentlich aus dem Canton Graubünden, bezogen werden. Geringe Sorten macht man aus Schaffellen. Bei der Bereitung werden die Häute nach dem Einweichen in Wasser und Ausstreichen (Reinigen mittels des Schabemessers) mehrmals in Kalkmilch behandelt, enthaart, dann durch wiederholtes Waschen und Schaben aufs sorgfältigste von Kalk befreit. Die Gerber in Astrachan bedienen sich auch eines Bades von Hundekoth, eines Absudes von Feigen u. s. w. Da der meiste Saffian in hellen Farben (roth, gelb, grün u. s. w.) gefärbt wird, so muß zum Gerben ein Material angewendet werden, welches dem Leder keine dunkle Bräunung ertheilt; man bedient sich zu diesem Zweck einer Brühe von Sumach. Das Färben geschieht durch Aufstreichen von Farbebrühen mittel einer Bürste, und zwar nur auf der Narbenseite, daher die Fleischseite ohne Farbe bleibt. Nur der Saffian wird vor dem Gerben gefärbt, alle andern nach dem Gerben. Die fertigen Felle werden getrocknet, mit etwas Öl eingerieben, mit einer Glasugel blankgestoßen, mit dem Kriepelholze gekriepelt; die sich schief durchkreuzenden Parallelfurchen erzeugt man mittel einer gefurchten Walze.

**Safflor** (*Carthamus*), eine zur Familie der Compositen gehörende und den Disteln nahe verwandte Pflanzengattung, zeichnet sich durch Blütenköpfe mit lauter Zwitterblüthen und durch vierrippige Früchte ohne Fruchtkrone aus. Von dieser Gattung wird der echte Safflor (*C. tinctorius*), welcher ursprünglich in Ostindien einheimisch ist, ebendasselbst, sowie auch in Aegypten, im Oriente und in mehreren Gegenden Europas, auch im südwestlichen Deutschland im Großen als Färberpflanze angebaut. Er ist 2—3 F. hoch und besitzt anfangs gelbe, später safranrothe Blütenköpfe und kahle Stengel und Blätter, welche letztere ungespalten und wenig gezähnt sind. Die röhrenförmigen, fünfspaltigen Blumen, welche getrocknet als Safflor oder Safflorblumen im Handel sind, enthalten einen rothen harzartigen Farbestoff (Safflorroth oder Carthamin) in geringer und einen gelben, extractivstoffartigen Farbestoff (Safflorgelb) in bedeutender Menge. Man braucht den Safflor sowohl zum Roth- als zum Gelbfärben, mehr für Seidenzeuge. Die Farben sind aber nicht dauerhaft; doch ist das Safflorroth besonders schön und auch fester als das Safflorgelb. Der rothe Farbestoff gibt auch die theure feinste rothe Schminke, welche als Spanisches Roth bekannt ist. Am meisten ist der pers. Safflor geschätzt, darauf folgt der spanische und alexandrinische; die philippin., mexican., franz., deutschen und ungar. Sorten sind von geringerem Werthe. Die Früchte, welche sehr fetter und ölig sind, waren früher als Purgirmittel gebräuchlich, wozu sie in Ostindien noch verwendet werden, und das Öl derselben brauchte man gegen Rheumatismen und Lähmungen.

**Safran** (*Crocus*), eine Pflanzengattung aus der Familie der Irideen, zeichnet sich durch einen mit faserigen Häuten umgebenen Zwiebelknollen aus, auf welchem unmittelbar die schmalen Blätter und die Blüten stehen. Die Blüte besteht aus einer trichterförmigen, fünfspaltigen, blumentronartigen Blütenhülle, deren sehr lange Röhre scheinbar einen Stiel bildet. Staubgefäße sind drei vorhanden, der Fruchtknoten ist unterständig und der fadenförmige Griffel trägt drei zusammengerollte, an den Spitzen gezähnelte oder eingekrümmte Narben. Die meisten Arten entwickeln ihre Blätter sehr zeitig im Frühjahr und werden derselben wegen deshalb in unsern Gärten in großer Menge zur Zierde gezogen. Dies gilt besonders von dem Frühlingsafran (*C. vernus*), mit violetten oder weißen oder violett-weißgestreiften Blüten, und von dem gelben Safran (*C. luteus*), mit gelben Blüten, welche uns liebliche Boten des Frühlings sind. Der echte Safran (*C. sativus*) dagegen, welcher im Oriente einheimisch ist, aber in mehreren Ländern im Großen cultivirt wird, besonders in Nordafrika, Italien, Frankreich und in Oesterreich unter der Enns, blüht sehr spät, erst im September und October. Durch seine violetten Blumen mit bärtigem Schlunde gleicht er einigermaßen dem Frühlingsafran, von welchem er sich durch die späte Blütezeit und die sehr langen



hen Narben unterscheidet, welche fast so lang als die Blüten sind und sich seitlich nach vorbiegen. Die getrockneten und dann braunrothen Narben sind unter dem Namen *safran* (arab. *Zafran*) im Handel. Sie riechen eigenthümlich stark gewürzhaltig und etwas bitter, schmecken balsamisch-bitterlich und etwas scharf und färben beim Kauen den Speichel gelb. Sie enthalten ein ätherisches, nicht sehr flüchtiges, brennend scharf und bitter schmeckendes Öl und einen gelben Farbstoff (*Polychroit*), dessen Auflösungen aber schon vom Sonnenlichte gebleicht werden. Der Safran dient zum Färben und bei vielen Völkern als Gewürzspeisen; besonders wird er von den Orientalen mehreren berauschenden Getränken zugesetzt. Auch in der Heilkunde ist er gebräuchlich; er wirkt stark erregend, nervenbelebend, stillend und erregt in größern Gaben bedeutende Congestionen. Da eine ungeheure Menge von Blüten nöthig ist, um ein Pfund Safran zu erhalten, indem allein die fadenförmigen Narben gebraucht werden können, so steht der Safran hoch im Preise und wird deshalb leicht verfälscht, besonders mit den röhrenförmigen, fünfspaltigen Blüten des *Safflors* (s. d.), ringförmigen Randblüten der *Ringelblume* (*Calendula officinalis*), den in schmale längereisen geschnittenen Blumenblättern der *Granate* und selbst mit getrockneten Fasern von *Wollkraut*. Indessen gewahrt man die Verfälschungen leicht, wenn man Safran in lauem Wasser aufweicht, wo dann die drei, am Grunde noch zusammenhängenden eigenthümlichen Theile des Safran leicht erkannt und von den Beimischungen unterschieden werden. Den Narben der übrigen Safranarten fehlt der starke Geruch und Geschmack, welcher die Narben des Safran auszeichnet. Als die beste Sorte des Safran wird der orientalische geschätzt, ihm folgt der österreichische und französische; schlechter ist der englische und italienische, wie der spanische.

**leeven** oder **Saftleeven** (*Herm.*), einer der größten Landschaftsmaler, namentlich der Gattung der landschaftlichen Prospective, geb. zu Rotterdam 1609, lebte zu Utrecht bis dahin selbst 1689. Seine Landschaften stellen entweder die Umgebung von Utrecht oder andere Gegenden dar. Heiter ist der Charakter seiner Natur: ein freundlicher Himmel wölbt sich über die Thäler und Gebirge und eine warme Luft weht in den weiten Räumen und sonnigen Felsen. Da er in Italien gewesen, leugnen die fläm. Schriftsteller. Seine Gemälde sind sehr schön; treffliche Bilder von dem größten Umfange hat die Galerie zu Pommeresfelde von ihm erhalten. Seine Kupferstiche gehören in Hinsicht auf Kunst und Technik zu den schönsten in Holland aus jener Periode. Seine Zeichnungen, ebenfalls treue Abbildungen der Natur, sind sehr geschätzt und selten, meist mit Kreide oder Bister leicht hingezeichnet; es sind aber auch, die mit großem Fleiße ausgeführt sind. — Sein Bruder, **Cornelius** *leeven*, geb. zu Rotterdam 1612, malte besonders Nacht- und Bauerstuben in Brauer's *Ge-  
schichte* und zeichnete sich durch genaue Charakteristik im Einzelnen und Kleinen aus. Seine Zeichnungen und kleinern Folgen radirter Blätter von Bauern und Thieren stehen in hohem Werthe. *Odin*, eine nord. Göttin, wohnt in dem von kühlen Wogen umrauschten *Sökkvabek* und ist froh mit *Odin* alltäglich aus goldenen Bechern. *Odin*, als dem Erfinder der Dichtkunst, Gemahlin oder als Tochter beigegeben, vergleicht sie sich der *Musa*, des *Zeus* Tochter; personifizierte Erzählung, *Märe*, *Sage*. — **Saga**, ein altnord. Wort, bezeichnet sowohl eine mündliche als auch eine schriftliche Erzählung, als auch und zwar vorzugsweise eine auf mündlicher Überlieferung beruhende Erzählung von einer bestimmten, durch den mündlichen Vortrag ausgebildeten, auch schriftlichen Aufzeichnung gewahrten Form. Solche *Sagas* (*sögur*) im letztern Sinne bilden den poetischen und legislatorischen Schriften den eigentlichen Hauptbestand der altnormweg. Literatur, und wenn kein Volk des neuern Europa zahlreichere und ausführlichere, ja zuverlässigere Quellen über seine Geschichte aufzuweisen hat, so besitzt zugleich keines so viele so edelmäler in einheimischer Sprache, als sich dessen durch ihre *Sagas* die Norweger rühmen können. Lust am Erzählen und Zuhören, ein reger Trieb nach Unterhaltung und Belehrung, durch die physische Beschaffenheit des Landes nicht minder geweckt und befördert als durch die Entwicklung der politischen Verhältnisse, bewirkte schon frühzeitig in Norwegen, vor allem aber auf dem abgeschiedenen Island eine besondere Ausbildung des Erzählens und Zuhörens, und wie noch heutzutage auf Island kunstgeübte Erzähler hochgeschätzt werden, so war es einst in noch weit höherm Grade. Sie berichteten, durch eine Fülle alter Liebesgeschichten, nicht nur von den heimischen Helden der Vorzeit, sondern auch von den Kriegsthaten der Zeitgenossen, denen sie selbst auf ihren häufigen, keineswegs nur auf reinen Norden beschränkten Reisen als Augenzeugen beigewohnt. Ihre Erzählungen,

ihre Sagas in eine bestimmte Form gebracht und hierdurch allein, wie die ebenfalls in Prosa verfaßten Gesege, einer treuen, nur dem Gedächtnisse anvertrauten Überlieferung fähig, erreichten so das 11. Jahrh., in dessen zweiter Hälfte ihnen die erste schriftliche Aufzeichnung zu Theil ward. Als diese während des 12. Jahrh. den überlieferten Reichthum erschöpft, begann im Anfang des 13., was vorher nur mündlich für den Hörer, nunmehr schriftlich für den Leser geschehen: man schrieb, man verfaßte Sagas, man sammelte auch, sichtet und redigirte frühere Aufzeichnungen, und die auf diese Weise angebahnte Geschichtschreibung der Isländer gelang in diesem Jahrhundert zur höchsten Blüte. (S. Snorri.) Seit der Mitte des 14. Jahrh. verlor sich das Interesse; die geschichtliche Erinnerung fixirte sich in den Rimur und in den Rímpeviser, die Unterhaltung wurde durch erdichtete, meist jedoch aus fremden Sprachen übersehte Erzählungen, die gleichfalls den Namen Sagas führen, befriedigt. Vgl. Müller, „Ursprung und Verfall der isländ. Historiographie“ (Kopenh. 1813). Die bei allen bedeutenden Verlusten noch immer zahlreich vorhandenen Sagas, wie sich dies Beides aus der Art ihrer Entstehung erklärt, sind fast sämmtlich anonym und tragen rückichtlich ihrer literarischen Form ein Ganzes wenig verschiedenes Gepräge. In schmuckloser, im schroffen Gegensatz zur Skaldenpoesie höchst einfachen Sprache, in ruhiger Aneinanderfügung der Thatfachen, weder durch Schilderungen, noch Reflexionen unterbrochen, wol aber mit häufigen Geschlechtsregistern und zur Bewahrheitung angezogenen Skaldenversen versehen, geben sie einen möglichst objectiven Bericht des Geschehenen: nur die „isländischen“ Sagas machen durch ihre Composition, und durch die feine, in lebendigem Dialog ausgeführte Charakteristik der auftretenden Personen, rechten Anspruch auf Kunstwerth, z. B. die Njáls-, die Eigils-, die Gunnlaugs saga. Um so eingreifendern Unterschied begründet die den einzelnen Sagas beizumessende Glaubwürdigkeit; sie theilen sich danach in historische und sagenhafte. Während die letztern theils die meinsam german. Heldensage (z. B. die Völsungasaga, die Norna-Gestsaga), theils eigenthümlich nordische (z. B. die Frithjofs saga) umfassen, behandeln die erstern die Geschichte Norwegens vom 9. bis ins 13. Jahrh. in zahlreichen Königsagas (z. B. Sagas von Dyrsgve's Sohn, und von Olaf dem Heiligen), die Islands von seiner Bevölkerung an (im Landnámabók) in Familiengeschichten (Laxdaela-, Eyrbjuggja-, Sturlungasaga) und Biographien (z. B. Viga-Elums-, Rormansaga u. s. w.); dänischer Geschichte gehören die Knyling- und Tomsavingasaga, schwedischer die Ingvars saga, russischer die Gmunds saga an, wie auch die von Island aus bevölkerten Länder und Inseln (z. B. die Faröer und Orkneyen) ihre Sagas haben. In hohem Grade verdient um die Sagaliteratur machte sich der dän. Bischof Müller, der in seiner „Sagabibliothek“ (Bd. 1—3, Kopenh. 1817—20) die sämmtlichen Sagas zuerst einer eingehenden Würdigung unterwarf. Zu Müller's Lebzeiten bis auf zwei Ausgaben schwed. Gelehrten und des Magnäanischen Legats noch ungedruckt, sind die weitern meisten seitdem theils in Sammlungen, theils in Einzelausgaben erschienen: die historischen des standin. Festlandes (Müller, Bd. 3) vollständig in den „Fornmannasögur“ (Bd. 1—12, Kopenh. 1828—37, mit lat. und dän. Übersetzung, jede gleichfalls in 12 Bdn.), historischen Islands (Müller, Bd. 1) zum Theil in Björn Marcuffson's beiden Sammlungen (Holum 1756, eine in Quart, die andere in Octav) und in den „Islendinga sögur“ (Bd. 1—2, Kopenh. 1829—30; neue Sammlung mit gleichem Titel, doch mit kritischem Apparat, Bd. 1—2, Kopenh. 1843—47); die sagenhaften (Müller, Bd. 2, deutsch von Lange, Hff. 1814 in Björn's „Nordiska Kämpadater“ (Stoch. 1737), vollständig aber in „Fornaldar sögur Nordrlanda“ (Bd. 1—3, Kopenh. 1829—30; dän. von Rafn, 3 Bde., Kopenh. 1829—30; deutsch zum Theil von F. H. von der Hagen in den „Nord. Heldenromanen“, 5 Bde., Stoch. 1814 fg.). Einzelausgaben normeg. Königsagas besorgten Munch, Keyser und Unger („Frislandsskinna“, d. i. Schönleber, nach dem Einbände der Handschriften, Christiania 1847; „Olaf Trygvessons saga“, Christiania 1853; „Olaf Helgessons saga“, Christiania 1849, eine ausführliche „Olaf Helgessons saga“, Christiania 1853; die „Vilfina- oder Didret af Berns saga“, Christiania 1853; die „Laams og Josaphats saga“, Christiania 1851).

**Sagan**, ein mittelbares Fürstenthum von etwa 20 QM. mit 46000 E. in Niederschlesien mit einer Virilstimme auf dem schles. Provinziallandtage, bildet ungefähr den gleichnamigen Kreis des Regierungsbezirks Liegnitz der preuß. Provinz Schlesien und war früher ein Theil des Fürstenthums Glogau, von dem es durch die Erbtheilung der Söhne des Herzogs Friedrich VIII. 1397 getrennt wurde und einen eigenen Fürsten erhielt. Nachmals kam es an die Krone Böhmen und Kaiser Ferdinand II. verkaufte es 1627 seinem Feldherrn Wallenstein. Nach der Ermordung desselben wurde es eingezogen und 1646 an den Fürsten Lobkowitz





menschlich, daß zuletzt nur das durch historische Forschung geübte Auge des Kritikers noch die Spur des Gottes entdeckte; und andererseits werden Helden unter die Götter erhoben und demgemäß der irdischen Beschränkung entkleidet. Auf einem solchen durch die Verbindung der Helden- und Göttersage gebildeten Grunde erwachsen dann die großen Volksepen, von denen die „Ilias“, die „Odyssee“ und das Nibelungenlied die bekanntesten und zugleich vollendetsten Beispiele darbieten. Eine dritte Sagengattung, welche nur bei einem Theile der german. Völker zu vollendeter Ausbildung gediehen ist, greift im Gegensatz zu der Göttersage unter die Stufe der menschlichen Entwicklung hinab und berichtet von dem Leben und Treiben der ungezähmten Thiere, welche mit Denkkraft und Sprache ausgerüstet gedacht werden. Auch die Anfänge der letzteren Gattung, der Thiersage, reichen in das höchste Alterthum hinauf und haben ihren Entstehungsgrund in der fast heiligen Scheu, mit welcher die waldbewohnenden Germanen die wilden Thiere der Luft und des Waldes betrachteten. (S. Meineke Vos.) Ein wahres Epos kann nur dann entstehen, wenn eine sehr ausgedehnte sagenhafte Grundlage vorhanden ist; wenn eine besonders bevorzugte Persönlichkeit und mehrere mit ihr zusammenhängende Nebenpersonen sich sehr viele Sagen gelagert haben, die nach Ursprung und Gehalt mannichfach verschieden sein können, aber unter sich zusammenhängen, wenn sich ein Sagenkreis gebildet hat. Solche großer Sagenkreise lebten während des Mittelalters mehrere in german. und roman. Ländern und riefen zahlreiche, mehr oder minder reine und durchgebildete Epen hervor. Die bedeutendsten derselben sind: die deutsche Heldensage im engeren Sinne, nebst der Dietrichsage, aus welcher als Hauptgedicht das Nibelungenlied (s. d.) hervorging; der Nordseesagenkreis, dem die Göttersage (s. d.) entsprang; die Sagenkreise von Karl d. Gr., von Artus und der Tafelrunde, vom heiligen Gral; der antike Sagenkreis, welcher besonders die Geschichte Alexander's und des Trojanischen Kriegs umfaßt, und die Thiersage. (Vgl. Gräfe, „Die großen Sagenkreise des Mittelalters“, Dresd. und Lpz. 1842.) Sagen, die nicht zu solcher Mächtigkeit und Abrundung gelangen, führen, besonders wenn auch die Durchdringung der Götter- und Heldensage gebräuchlich war, zwar auch schon frühzeitig zu rein dichterischen Gestaltungen in metrischem Gewande, aber nicht weiter als bis zum kurzen erzählenden Gedichte oder, wenn ein lyrisches Element hinzutritt, zur Ballade oder Romanze. Zur Aufzeichnung von Sagen in prosaischer Form schritt man in Deutschland erst spät, während sie in Scandinavien und besonders in Island (s. Saga) schon früh und sehr reichlich erfolgte. Die erste planmäßige Sammlung von noch gegenwärtig in Volksmunde lebenden, für Mythologie, Historie, Literatur und Culturgeschichte wichtigen Sagen, welche das Muster aller spätern ward, bearbeiteten die Brüder Grimm: „Deutsche Sagen“ (2 Bde., Berl. 1816—18). Unter den zahlreichen seitdem erschienenen deutschen Sagensammlungen sind die bedeutendsten: Kuhn, „Märkische Sagen“ (Berl. 1843); Derichs, „Norddeutsche Sagen“ (Lpz. 1848); Müllenhoff, „Sagen u. s. w. von Schleswig-Holstein und Lauenburg“ (Kiel 1845); Wolf, „Deutsche Märchen und Sagen“ (Lpz. 1845), „Rheinländische Sagen“ (Lpz. 1845) und „Hessische Sagen“ (Lpz. 1853); Baader, „Volksagen aus Baden“ (Karlsruh. 1851); Panzer, „Beitrag zur deutschen Mythologie“ (Münch. 1848); Börner, „Volksagen aus dem Orlagau“ (Altbg. 1838); Neusch, „Sagen des preuß. Samlandes“ (Königsb. 1838); Harris, „Volksagen aus Niedersachsen“ (Celle 1840); Bonbrun, „Volksagen aus Vorarlberg“ (Wien 1847); Sommer, „Sagen u. s. w. aus Sachsen und Thüringen“ (Halle 1846); Bechstein, „Thüringischer Sagenschatz“ (4 Bde., Hildburgh. 1838—38), „Fränkische Volksagen“ (Würzb. 1842) und „Ostreichische Volksagen“ (Lpz. 1846); Herrlein, „Sagen des Speßarts“ (Aschaffenh. 1851); Zingerle, „Tirols Volksdichtungen und Gebräuche“ (Innsbruck 1851); Meier, „Sagen u. s. w. aus Schwaben“ (Stuttg. 1852); Deede, „Lübische Geschichten und Sagen“ (Lüb. 1852); Stöber, „Sagen des Elsass“ (St.-Gallen 1852).

Säge heißt das bekannte Werkzeug zur Zertheilung des Holzes und anderer Arbeitsstoffe, welches aus einem mit Zähnen versehenen dünnen Stahlblatte besteht. Man unterscheidet gerad Sagen, welche mit hin und her gehender Bewegung wirken, und Kreis sägen, Eirkelsägen, welche die Gestalt einer Kreisrunden Scheibe haben und eine Drehung um die Achse empfangen: letztere arbeiten weit schneller als erstere, sind aber nicht so allgemein anwendbar. Am wichtigsten ist die Säge für die Holzverarbeitung, wozu sie entweder von Arbeiterhänden bewegt wird (Hand sägen), oder durch Wasser- oder Dampfkraft. Im letztern Falle macht die Säge einen Bestandtheil derjenigen Maschine aus, welche Sägemaschine, Sägemühle, Schneidemühle genannt wird. Ihrer Bestimmung nach unterscheidet man die Sägemühlen in Brettsägemühlen und Fournirschneidemaschinen, je nachdem sie zum Zerschneiden der Baumstämme in Bohlen, Bre



er, Latten u. s. w., oder zur Darstellung sehr dünner Blätter (sogenannter Fournüre) dienen. Der Construction nach sind sie entweder solche mit einem einzigen geraden Sägeblatte, oder mit mehreren zugleich arbeitenden geraden Sägen, oder mit Kreissäge. Die ältesten Sägemühlen in Deutschland scheinen gegen Ende des 13. Jahrh. erbaut worden zu sein; Holland, England und Schweden sollen dergleichen kurz vor oder nach 1600 erhalten haben. Kreissägen verbreiteten sich erst seit Anfang des 19. Jahrh. Während der letztverfloffenen 30 J. sind alle Arten der Sägemaschinen außerordentlich verbessert worden, hauptsächlich durch Franzosen und Engländer. Zum Sägen der Steine gebraucht man meist Sägeblätter ohne Zähne, welche mittels injugegebenen scharfen Sandes oder Schmirgel, worauf man Wasser tröpfeln läßt, ihre Wirkung ausüben.

**Sägefisch** (*Pristis*), eine Gattung der Fische aus der zu den Quermäulern gehörenden Gruppe der Rochen, ist durch den Oberkiefer ausgezeichnet, der in eine lange, horizontale, hertzförmige, an beiden Rändern mit spizigen eingekleisteten Zähnen besetzte Platte (Säge) verlängert ist. Der Körper gleicht in seinen Umrissen dem der Haie, aber Maul und Nasenlöcher befinden sich unterhalb der Schnauze. Der gewöhnliche Sägefisch (*P. antiquorum*), welcher das Mittelländische Meer und den Atlantischen Ocean bewohnt und hoch nach Norden hinaufgeht, wird 12—15 F. lang und hat eine glatte, graue, am Rücken schwärzliche Haut. Sein aus stumpfeckigen Zähnen bestehendes Gebiß kann nur kleinen Fischen, Weichthieren und Krustern gefährlich werden, wol aber ist seine 4—6 F. lange Säge eine furchtbare Waffe und mit ihr greift er selbst Walfische und Boote zuweilen mit solchem Ungestüm an, daß die Säge nicht selten abbricht. Das Fleisch ist hart, schwarz und ungenießbar; doch liefert der Sägefisch einen Thran.

**Sago**, s. *Palme*.

**Sagoskin** (Michael Nikolajewitsch), russ. Schriftsteller, wurde 1789 im Gouvernement Lensa geboren und bis zu seinem 14. J. im väterlichen Hause erzogen, worauf er nach Petersburg ging, um in den Civildienst zu treten, in welchem er bis zum Einfall der Franzosen 1812 verblieb. Er erhielt dann eine Offiziersstelle in der petersburger Landwehr, focht bei Polock, wo er verwundet wurde, und befand sich als Adjutant des Generals Lewits bei der Belagerung von Danzig. Nach dem Frieden gab er sich literarischen Beschäftigungen hin und schrieb (1815) ein Lustspiel „Die Muthwilligen“, wodurch er mit dem Fürsten Schachowskoi (s. d.) bekannt wurde, der zu jener Zeit die russ. Bühne beherrschte. Durch Vermittelung desselben ward S. 1817 Mitglied der kaiserl. Theaterdirection und Ehrenbibliothekar bei der petersburger Bibliothek, während er durch seine Lustspiele „Bogatonow, oder der Provinzbewohner in der Hauptstadt“ und „Die Gelehrtensoirée“ den Beifall des Publicums erwarb. In Verbindung mit Korotkow gab er das Journal „Sjewerny Nabludatel“ heraus. Im J. 1820 siedelte er nach Moskau über, wo er gleichfalls beim Theater angestellt wurde und die Stücke „Der zweite Bogatonow, oder der Residenzler in der Provinz“, „Ein Roman auf der Landstraße“, „Die Schule der Junggesellen“, „Der ländliche Philosoph“, „Das Liebhabertheater“ aufführen ließ. Die Lectüre einiger auf die Zeit der falschen Demetrier bezüglichen historischen Documente gab Veranlassung zu dem Roman „Jurji Miloslawski, oder die Russen im J. 1612“ (3 Bde. Mosk. 1829; 8. Aufl., 1851; deutsch von Schulz, Lpz. 1839), der mit großem Enthusiasmus aufgenommen wurde und sowol in literarischer als socialer Beziehung eine Epoche im Leben des Verfassers bildete. Im J. 1831 ward S. Director der moskauer Hoftheater, erhielt den Rang eines wirklichen Staatsraths und den Stanislausorden erster Classe und wurde 1842 auch Director der Rüstkammer des Kreml (Orushéinaja Palata). Unterdessen fuhr er fort, durch seine Romane für die Bedürfnisse der russ. Lesewelt zu sorgen. Er schrieb „Moslawow, oder die Russen im J. 1612“ (4 Bde., Mosk. 1831; deutsch von Göring, Lpz. 1832); „Das Grab Askold's“ (3 Bde., Mosk. 1834); „Der Versucher“ (2 Bde., Mosk. 1838); „Kusma Miroshew“, eine Erzählung aus der Regierung Katharina's II. (4 Bde., Mosk. 1842); „Der Wald von Brynöl“ (2 Bde., Mosk. 1846); „Moskau und die Moskowiter“ (1 Bde., Mosk. 1845—50); mehrere Novellen und Skizzen aus dem russ. Volksleben. Für das Theater lieferte er noch die Lustspiele „Die Unzufriedenen“, „Die Schule der Mutter“, „Die Leise ins Ausland“, „Die Landstadt“ und „Der verheirathete Bräutigam“. Er starb zu Moskau 5. Juli 1852. S.'s Schriften zeichnen sich durch Leichtigkeit der Darstellung und heitere Laune aus. Russische Sitten und russ. Geist werden darin mit musterhafter Treue dargestellt, aber es gelingt ihm nicht immer, den eingenommenen Standpunkt festzuhalten und die unterheidenden Züge der zum Gegenstand seiner Schilderungen erwählten Periode mit Bestimm-











Generalstab und die Marine. Beim Abgange von der Schule werden die Schüler zu Unteroffizieren ernannt.

**Saint-Cyr** (Louis Gouvion, Marquis de), Marschall und Pair von Frankreich, geb. zu Soul 16. April 1764, widmete sich der Malerkunst und hielt sich 1782 und 1783 zu Rom auf, um seine Studien zu vollenden. Während der Revolution trat er 1792 als Hauptmann in ein pariser Freiwilligenbataillon, das zur Rheinarmee stieß. Schon im folgenden Jahre war er Generaladjutant und seine Tapferkeit beim Angriffe auf das preuß. Lager bei Kaiserslautern brachte ihm den Grad eines Brigadegenerals. Im Feldzuge von 1794 stieg er zum Divisionsgeneral, in welcher Eigenschaft er fortan mit Glück eine Abtheilung des Heeres befehligte. Um Masséna's Stelle den Oberbefehl zu übernehmen, ging er 1798 nach Rom; doch mußte er bald das Commando niederlegen, weil er die franz. Regierungscommissare gezwungen hatte, die der Familie Doria geraubte kostbare Monstranz zurückzugeben. In der ersten Hälfte des Feldzugs von 1799 befehligte er den linken Flügel von Jourdan's Heer in Deutschland. Hier mußte er zur Armee nach Italien (unter Moreau) abgehen, wo er die Oestreicher 24. Oct. bei Passurana und Bosco, 6. Nov. bei Coni schlug. In Folge eines ausgezeichneten Rückzugs, durch welchen er Genua deckte, verlieh ihm der Erste Consul den Titel eines ersten Lieutenants der Armee. Im Feldzuge von 1800 befehligte er unter Moreau am Rhein. Nach der Schlacht von Hohenlinden wurde er zum Staatsrath ernannt und der Section für den Krieg geordnet. Schon nach dem Frieden von Luneville schickte ihn Bonaparte nach Spanien, um selbst die Operationen gegen Portugal zu leiten. Als Lucian Bonaparte wegen des übereilt geschlossenen Friedens von dem Gesandtschaftsposten zu Madrid abgerufen wurde, mußte er an seine Stelle treten. Im J. 1803 übernahm er den Befehl über das Armeecorps, welches das Königreich Neapel besetzt hielt. Nachdem er bei Errichtung des Kaiserthrons Generaloberst wurde, erhielt er in Italien das Commando des rechten Flügels von Masséna's Armee, mit dem Auftrage, die Küsten des Adriatischen Meeres gegen die Oestreicher zu decken. In dieser Stellung nöthigte er 24. Nov. 1805 bei Castel-Franco das Corps des Prinzen Rohan, die Waffen zu strecken. Im Feldzuge von 1807 kämpfte er in Preußen und Polen. Nach dem Frieden von Tilsit erhielt er den Befehl über ein Corps in Spanien, an dessen Spitze er in Catalonien mit Glück operirte. Weil er diesen Posten verließ, ehe sein Nachfolger Angetroffen war, wurde er auf seine Güter verwiesen und erst 1811 wieder zu Gnaden angenommen. Bei Eröffnung des russ. Feldzugs übernahm er den Befehl des siebenten Armeecorps, welches in Gemeinschaft mit Dubinot's Corps bei Polock gegen Wittgenstein stehen blieb. Nach Dubinot schwer verwundet worden, übernahm St.-C. den Befehl über das Ganze und erzielte am 17. Aug. 1812 einen blutigen, aber unfruchtbaren Sieg über die Russen, der ihm den Generalstab einbrachte. Während des Rückzugs von Moskau bestand er 14.—20. Oct. auf demselben Schlachtfelde wiederum gegen Wittgenstein mehrere Gefechte, in denen er schwer verwundet wurde. Im Feldzuge von 1813 zeichnete er sich in der Schlacht bei Dresden aus, und nach dem Aufbruche der Hauptarmee übernahm er den Befehl in dieser Stadt. Erst 11. Nov. erfolgte eine ehrenvolle Capitulation, welche jedoch die verbündeten Monarchen verwarfen, so daß er mit 16000 Mann als Kriegsgefangener betrachtet und erst nach der Restauration der Bourbonen nach Frankreich entlassen wurde. Ludwig XVIII. erhob ihn zum Pair und ernannte ihn, weil er während der Hundert Tage treu geblieben, 9. Juli 1815 zum Kriegsminister. Um die Verträge mit den fremden Mächten zu unterzeichnen, dankte er sammt seinen Collegen am 1. November wieder ab. Der Hof überhäufte ihn mit Gunst, gab ihm die fünfte Militärdivision und erhob ihn erst zum Grafen, dann zum Marquis. Am 23. Juni 1817 übernahm er das Ministerium der Marine, vertauschte aber dasselbe seit dem 12. Sept. mit dem des Kriegs. In dieser Stellung erwarb er sich ein großes Verdienst durch die Begründung des neuen Marinegesetzes. Nachdem er 19. Nov. 1819 sein Portefeuille an Latour-Maubourg abgegeben, beschränkte er seine öffentliche Thätigkeit nur auf die Verhandlungen der Pairskammer. 1821 zog er sich gänzlich zurück. Er starb 17. März 1830 auf einer Reise nach den Hebriden Inseln. St.-C. war ein äußerst rechtslicher Charakter. Als General gehörte er mehr zu den tüchtigen als zu den ausgezeichneten. Er veröffentlichte sein Journal über den Feldzug in Catalonien unter dem Titel „Matériaux pour servir à l'histoire de la guerre d'Espagne“ (Paris 1821); ferner schrieb er geachtete „Mémoires sur les campagnes des armées du Rhin et Moselle“ (4 Bde., Par. 1829) und „Mémoires pour servir à l'histoire militaire sous le Directoire, le Consulat et l'Empire“ (4 Bde., Par. 1831).

**Saint-Denis**, eine Stadt von 10000 E., anderthalb Stunden nordwärts von Paris, ver-











schriften, welche der Verein herausgab. Gleichzeitig arbeitete er mit am „Constitutionnel“ (1831), am „Courrier français“ (1832) und am „National“, für welchen er von 1830—34 Artikel lieferte. Das Volksblatt „Le bon sens“ wurde während der ersten sieben Monate des Erscheinens fast ganz von ihm redigirt. Seitdem gab er seinen Arbeiten eine andere Richtung; denn er war bei seinem Republikanismus auch gelehrter Philolog, scharfsinniger Kritiker und Philosoph. Im J. 1834 unternahm er einen vollständigen Commentar zu den Werken Aristoteles und im Febr. 1835 übergab er der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften ein „Mémoire sur l'ordre des livres de la politique d'Aristote“ und zwei Jahre später ein „Mémoire sur la logique d'Aristote“, welches gekrönt wurde. Nachdem er 1834 Dozent des Cours der franz. Literatur bei der Polytechnischen Schule geworden, erfolgte bald in Rücksicht auf seine Übersetzung der „Politik“ des Aristoteles 1838 seine Ernennung zum Professor der griech. und lat. Philosophie am Collège de France, 1839 die zum Mitgliede der eben genannten Akademie. Im J. 1840 war St.-H. einige Zeit im Ministerium des Unterrichts angestellt. Nach der Februarrevolution von 1848 wurde er als Republikaner von altem Ansehen zum Obersecretär der Provisorischen Regierung ernannt und vom Depart. Seine-Dise zur Constituirenden Versammlung gewählt, wo er keine besondere Rolle spielte, sich aber von der Botschaft des Garnier-Pagès bereden ließ, als Ankläger gegen den General Cavaignac aufzutreten. Sein Hauptwerk ist die vortreffliche Übersetzung der Werke des Aristoteles, welcher 1854 erschienen waren: „La politique d'Aristote“ (2 Bde., Par. 1837; Aufl. 1848); „La logique d'Aristote“ (4 Bde., Par. 1843); „Psychologie d'Aristote“ (2 Bde., Par. 1846—47). Auch hat man von ihm mehrere sehr interessante Abhandlungen, die in der Sammlung der „Mémoires de l'académie des sciences morales et politiques“ abgedruckt, auch theilweise einzeln erschienen sind, z. B. „Mémoire sur la philosophie sanscrite“ (1839) und das „Mémoire sur l'école d'Alexandrie“ (1845). — Saint-Hilaire (Augustin Louis César Prouvensal, gewöhnlich genannt Auguste de), ausgezeichnete Naturforscher und Reisender, geb. 4. Oct. 1799 zu Orléans, kam mit seiner Familie nach Hamburg, wo er Gelegenheit fand, sich mit deutscher Sprache und Literatur vertraut zu machen. In die Heimat zurückgekehrt, widmete er sich mit solchem Eifer dem Studium der Botanik, daß er, als der Herzog von Luxemburg seine Reise nach Brasilien antrat, mit der botanischen Untersuchung dieses Landes beauftragt wurde. Er bereiste sechs Jahre hindurch die Provinzen Rio Janeiro, Espirito Santo, Minas, Goiaz, San-Paulo, Sta. - Catarina und die ältern Missionen am linken Ufer des Paraguay. Die Resultate seiner Forschungen legte er in mehreren bedeutenden Werken nieder, wie in der „Flora Brasiliae meridionalis“ (Bd. 1—3, Par. 1825—33, mit 192 color. Platten), die unter den descriptiven Werken der botanischen Literatur einen der ersten Plätze einnimmt. Nicht minder wichtig sind die „Voyage dans les provinces de Rio de Janeiro et de Minas Geraes“ (2 Bde., Par. 1830) und „Voyage dans le district des diamants et sur le littoral de Brésil“ (2 Bde., Par. 1833), welche neben ihrem botanischen Gehalte viele andere historische Nachrichten, auch seine Bemerkungen zur Sittengeschichte und Statistik des Landes enthalten. St.-H. starb 1853 zu Paris. Seine botanischen Arbeiten, worunter noch die „Flore des plantes les plus remarquables du Brésil et du Paraguay“ (Bd. 1, Par. 1824) und die „Plantes usuelles des Brésiliens“ (Par. 1824—28) hervorzuheben sind, zeigen die Richtung, den Gegenstand abgesondert zu betrachten und analytisch zu verfolgen, welche in einer Reihe von Monographien besonders deutlich hervortritt. Auf einen höhern Standpunkt erhob er sich in seinen „Leçons de botanique“ (Par. 1840).

Saint-Hilaire (Etienne), franz. Naturforscher, s. Geoffroy Saint-Hilaire.

Saint-Jean d'Acce, franz. Name für Acca (s. d.).

Saint-Just (Antoine), Schreckensmann in der Französischen Revolution, geb. 1768 zu Launoy, besuchte die Schule zu Soissons, wo er sich glänzende Kenntnisse erwarb und an den Schriften der Griechen und Römer für republikanische Formen sich begeisterte. In den Ereignissen der Französischen Revolution sah er alsbald die Verwirklichung seiner Ideale. Er trat mit Robespierre in Verbindung und wurde auf dessen Verwendung 1792 vom Depart. de la Marne in den Nationalconvent gewählt, wiewol ihm noch ein Jahr am gesetzlichen Alter mangelte. Bei seinem ersten Auftreten ergoß er sich in Wuth gegen das Königthum und stimmte dem Tod Ludwig's XVI. ohne Aufschub und ohne Appellation. In seiner Eigenschaft als Conventionsmitglied offenbarte er Thätigkeit, Kenntnisse und die richtige Einsicht in die Lage der Revolution. Er erklärte sich gegen die maßlose Ausstreuerung der Assignaten und rieth zur Concentration der Regierungsgewalt. In der Herrschaft des Schreckens fand er das einzige Mittel,





Wohltätigkeitsanstalten sind das Cityhospital, das Marine-, das Schwesternhospital, für alte arme Frauen erst im Oct. 1853 eröffnete „Haus der Freundlosen“ und das Irenhaus hervorzuheben. Die Schulanstalten sind der Stolz der Stadt. Es befinden sich die 1832 organisirte kath. St.-Louisuniversität, mehrere Mittel- und an 70 Elementarschulen, darunter über 15 größerntheils kath. Freischulen, auch mehrere höhere weibliche Bildungsanstalten, eine Westliche Akademie der Wissenschaften mit vielen indian. Merkwürdigkeiten, ein Museum, eine öffentliche Bibliothek, eine Mercantil library association, deren großes Gebäude 1853 vollendet wurde, 25 Bureaus für Zeitungen, deren acht täglich, davon fünf in ihrer Sprache erscheinen, und andere periodische Schriften, sowie eine Menge Buchdruckereien. St.-L., anfangs eine Station der Pelzhändler, wie es noch jetzt seit 1819 der Sitz der Missouri-Mountain-Pelzhandelsgesellschaft und ein Hauptmarkt für die Beute der amerik. Felle ist, wurde 1768 durch Laclede, Chef einer franz. Handelscompagnie, gegründet, blieb unter den Franzosen immer nur ein sehr unbedeutender Ort trotz der ungemein günstigen Lage. Es ist der Hauptstapelplatz des westlichen Binnenhandels. Im J. 1810 zählte die Stadt 1600, 1840 nur 16470, 1845 schon 63491, 1850 77854, 1852 bereits 94814 E., darunter 36000 Deutsche, welche einzelne Stadttheile fast ausschließlich bewohnen. St.-L. besitzt in der Um- und Grafschaft etwa 1400 industrielle Etablissements, darunter zum Theil sehr bedeutende Eisengießereien, Maschinenbauereien, große Baumwollen-, Taback-, Öl-, Bleiweiß-, Wachs- und Pappfabriken, mehrere Zuckerraffinerien u. s. w., Mälereien, Brauereien und Schlächtereien, in denen jährlich über 115000 Schweine geschlachtet werden. Im J. 1853 berechnete man das Industriegeschäft auf 24 Mill. Doll. Noch wichtiger ist der Handel, dessen Bewegung schon 1850 auf 75 Mill. Doll. berechnet wurde. Die Stadt ist der Stapelort für Pelzwerk, Taback, Hanf, Getreide, Kartoffeln, Obst, Vieh, Schweinefleisch, Blei und andere Metalle.

Saint-Martin (Jean Ant. de), ein gelehrter Orientalist, geb. zu Paris 17. Jan. 1791 unter dem Namen de Sach, wurde bereits 1820 Mitglied der Akademie der Inschriften und Bibliothekar des Königs und mit der Aufsicht über den orient. Zweig der königl. Bibliothek beauftragt. Beide Stellen verlor er in Folge der Julirevolution, da er, wie Rémusat, einer der entschiedensten Anhänger der gestürzten Dynastie gehörte. In Armuth starb er während der Cholera zu Paris 20. Juli 1832. Als die vorzüglichsten seiner Schriften sind zu erwähnen: „Mémoires historiques et géographiques sur l'Arménie“ (2 Bde., Par. 1818—22); „Nouvelles recherches sur l'époque de la mort d'Alexandre et sur la chronologie des siècles“ (Par. 1820); „Notice sur le zodiaque de Denderah“ (Par. 1822); „Histoire de l'Égypte“ (Par. 1823). Auch besorgte er eine neue Ausgabe von Lebeau's „Histoire du monde“, die Brosset beendigte (13 Bde., Par. 1824—33) und setzte die „Art de vérifier les dates“ fort.

Saint-Martin (Louis Claude, Marquis de), der franz. Jak. Böhme, genannt „le philosophe inconnu“, geb. zu Amboise 18. Jan. 1743, nahm, von einer frommen Stiefmutter erzogen, früh im Regimente Foix Kriegsdienste, widmete aber seine Muße dem Studium der neueren Sprachen, religiös-philosophischen Betrachtungen und der Natur. In Bordeaux lernte er den Illuminaten Martinez Pasqualis, einen Portugiesen von Geburt, kennen. Er betrieb und die Lectüre der Werke Jak. Böhme's, die er zuerst in Strassburg kennen lernte, führte ihn sodann ganz der mystischen Theosophie zu. Er erlernte das Deutsche, um die Schriften des deutschen Mystikers zu studiren, und übersezte die „Aurora“ desselben ins Französische. Er verließ er den Militärdienst, durchreiste Deutschland, die Schweiz, England und Irland, lebte später in Lyon und dann während der Französischen Revolution in tiefster Zurückgezogenheit zu Paris. Seine letzten Jahre verbrachte er im Hause des Senators Lenoir-Laroche bei Chatillon, wo er 13. Oct. 1803 starb. Der edle Charakter St.-M.'s wird von Allen geachtet. Alle, die ihm persönlich nahe standen, wissen seine Liebenswürdigkeit, Einfalt und Thätigkeit nicht genug zu rühmen. Seine vorzüglichsten Schriften sind: „Des erreurs et de la vérité“ (Lyon 1775 und öfter; deutsch von Claudius, Hamb. 1782); „Tableau naturel des rapports, qui existent entre Dieu, l'homme et l'univers“ (2 Bde., Edinb. 1782); „Eccolo, le nouvel homme“ (1796); „De l'esprit des choses“ (2 Bde., 1800; deutsch von Schlegel unter dem Titel „Vom Geist und Wesen der Dinge“, 2 Bde., Lpz. 1811); „Ministère de l'homme-esprit“ (1802); „L'homme de désir“ (2 Bde., Lyon 1790; neue Aufl., Metz 1800; deutsch von Wagner unter dem Titel „Des Menschen Sehnen und Ahnen“, Lpz. 1813); „Des erreurs et de la vérité“ (Lyon 1775 und öfter; deutsch von Claudius, Hamb. 1782).

„Le crocodil, ou la guerre du bien et du mal, poëme epico - magique“ (1800); „De et de la nature“. St.-M. bekämpfte überall den Sensualismus und Materialismus und freilich in einer geheimnißvoll unklaren Sprache und ohne philosophische Schärfe, den Menschen als Schlüssel aller Räthsel und das Bild aller Wahrheit hin. Der Körper des Menschen ist ihm Urbild alles Sichtbaren, sein Geist Vorbild alles Unsichtbaren, Gott selbst aber Typus des Menschen, indem der Mensch nur ein Gedanke Gottes ist. Vgl. „Angelus et St.-M.“ (Berl. 1854).

**Saint-Dmer**, die feste Hauptstadt eines Arrondissements im franz. Depart. Pas-de-Calais, ein Kriegssplatz, an dem Knotenpunkt von sechs Hauptstraßen, in einer sumpfigen Gegend an der hier schiffbaren Aa und der Mündung des Kanals Neuf Fosse gelegen, hat ein Handelsgericht, eine Manufacturenkammer, ein Communal-College und zählt 22000 Einwohner. Sechs Forts, große Außenwerke und Sümpfe umgeben die Stadt auf mehr als der Hälfte ihres Umfangs. Die bemerkenswerthesten Gebäude sind: die Kirche Notre-Dame, das College der alten Jesuitenkirche, die Bibliothek mit 20000 Bänden, die Spitäler, das Museum, die Münzen und Alterthümern, das Stadthaus, die Kasernen und das Theater. Die beiden Städte zählen über 3000 E., die sich hauptsächlich mit Gärtnerei beschäftigen. Der Industriebetrieb der Stadt zeigt sich besonders in der Fabrikation von Tuch, Wolldecken, Pfeifen, Fischernezen, Branntwein, Taback, Papier, Leder u. s. w. Zugleich ist sie Mittelpunkt eines beträchtlichen Handels mit Getreide, Wein, Öl, Flach, Steinkohlen u. s. w. Die Stadt ist uralt, ward von Karl V. befestigt und hielt mehrfache Belagerungen aus. In der Nähe wurden seit Napoleon I. von der franz. Armee wiederholt Lager bezogen. Im J. 1805 war sie einer der Zimmerplätze für die gegen England bestimmte Transportflotte Napoleons.

**Saint-Duen**, ein Dorf, anderthalb Stunden nordwärts von Paris an der großen Straße von St.-Denis gelegen, ist berühmt wegen seines Schlosses, wo Ludwig XVIII. bei seiner Rückkehr nach Paris 1814 anhielt und der franz. Nation eine Verfassung versprach. Das 1660 gebaute Schloß wurde von Ludwig XVIII. angekauft, der es verschönern ließ und die Dame du Cayla schenkte.

**Saint-Pierre** (Charles Irénée Chastel, Abbé de), ein politischer und moralischer Schriftsteller, geb. 18. Febr. 1658 auf dem Schlosse St.-Pierre-Eglise bei Harfleur, trat er sich dem geistlichen Stande und erhielt 1702 die Stelle eines Almoseniers der Kirche von Orléans. Seit 1695 Mitglied der franz. Akademie, wurde er 3. Mai 1718 ausgeschlossen, weil er das Regierungssystem Ludwig's XIV., besonders in seinem „Traité sur le lysynodie“ (1718), getadelt hatte. Als wahrhafter praktischer Philosoph grämte er hierüber nicht, auch nicht über das Publicum, welches seinen Schriften ihrer ungewöhnlichen Schreibart wegen nur wenig Aufmerksamkeit schenkte. Er starb zu Paris 29. Dec. 1743. Sein Charakter contrastirte in vielen Dingen auffallend mit der Individualität der Nation. Von seinen zahlreichen Schriften, in denen er auf die Nothwendigkeit einer politischen und socialen Reform aufmerksam machte und allerhand wichtige Fragen, z. B. Pausen-Garantie des Publicums gegen die Verkehrtheit ärztlicher Charlatane, Aufhebung des Todesstrafe, Vernichtung der Barbareistenstaaten u. s. w., zur Sprache brachte, ist vor allen zu nennen „Projet de paix perpétuelle“ (3 Bde., Ultr. 1715), worin die Idee, durch ein neues Völkerrecht jeden Krieg unmöglich zu machen, aufgestellt wird. Sein „Mémoire sur les mendians“ (1724) kann als Zeugniß des redlichsten Strebens gelten, und in seinen „Mémoires politiques“ (2 Bde., Lond. 1757, dann Genf und Lyon 1767) wird ein strenges Urtheil über die Irrthümer und Versündigungen Ludwig's XIV. gesprochen. Er selbst veranstaltete die Ausgabe seiner „Ouvrages de politique et de morale“ (16 Bde., Rotterd. 1755—41).

**Saint-Pierre** (Jacques Henri Bernardin de), einer der ausgezeichnetsten Schriftsteller der Franzosen, wurde zu Havre 19. Jan. 1737 geboren. Von frühester Jugend an beschäftigten Reisebeschreibungen seine liebste Lectüre. Da seine Ältern Hang zum Seeleben im Jüngling entdeckten, ließen sie ihn schon im zwölften Jahre auf dem Schiffe seines Vaters Godebout nach Martinique gehen. Aber die Subordination war ihm zuwider und in der Heimweh ergriff ihn das Heimweh, sodaß er nach zwei Jahren zurückkehrte. Anfangs entschlossen, Missionar zu werden, besuchte er nun das Jesuitencollegium zu Caen, beendigte 1757 seine humanistischen Studien zu Rouen, trat in die École des ponts et chaussées und wurde 1760 Ingenieur nach Düsseldorf gesendet. Nach Frankreich zurückgekehrt, nahm er eine Anstellung als Ingenieur der Malteserritter an. Er reiste ohne seine Bestallung nach Malta ab und daher, ohne seinen Zweck erreicht zu haben, wieder nach Frankreich zurückkehren. In



in Paris eine Zeit lang Privatunterricht in der Mathematik gegeben, beschloß er, sein Glück Auslande zu suchen. Zuerst arbeitete er in Amsterdam eine Zeit lang an einem Journale und dann nach Petersburg, wo ihm Katharina II. neben dem Capitänrang eine Pension gab und ihn als Ingenieur unter dem General Dubosquet in Finnland gebrauchte. St.-P. verließ Rußland 1766, um für die Polen zu fechten, und kehrte dann, nachdem er Wien, Dresden und Berlin besucht hatte, ebenso arm wie früher nach Frankreich zurück. Man gab ihm eine Ingenieurstelle auf Isle-de-France, aber er zerfiel bald mit allen Behörden der Insel und begab sich 1771 wieder nach Paris. Nun beschloß er, sich ganz dem Schriftstellerleben zu widmen, und knüpfte mit Rousseau in freundschaftliche Beziehungen, die er auch später sehr anziehend beibehalten hat. Sein abenteuerliches, an Wechselfällen reiches Leben bot ihm für seine schriftstellerische Laufbahn eine unerschöpfliche Quelle von Anschauungen. Das Erste, was er herausgab, war seine treffliche „Voyage à Isle-de-France, à Isle-de-Bourbon, au Cap etc.“ (5 Bde., Par. 1775). Ihm folgten seine reizend geschriebenen „Études de la nature“ (5 Bde., Par. 1784; deutsch von Ischoppe, 2 Bde., Göttingen 1795—96), deren vierter Band, der sein Hauptwerk, den innigen Roman „Paul et Virginie“ enthielt, mehr als 400 mal neu aufgelegt wurde. Auch seinen kleinen Roman „La chaumière indienne“ (Par. 1791) nannte Chénier das beste Erzeugniß jener Epoche. Die Revolution, für die St.-P. in seinen „Voeux d'un solitaire“ (Par. 1789) und in der „Suite des Voeux d'un solitaire“ sich erklarte, zeigte sich günstig für ihn; Ludwig XVI. ernannte ihn zum Intendanten des botanischen Gartens, nachdem Labillardière, der Nachfolger Buffon's, emigriert war. Als diese Stelle aufhoben wurde, zog er sich mit seiner Frau, einer geborenen Didot, nach Essonne zurück, wo er eine Zeit blieb, und erhielt 1794 die Professur der Moral an der Normalschule; auch wurde er 1795 Mitglied des Instituts. Zur großen Ehre gereicht es ihm, daß er in der Zeit, wo es so gefährlich war, seinen Glauben an Gott zu bekennen, öffentlich gegen den Atheismus auftrat. Napoleon unterstützte und ehrte ihn und Joseph gab ihm eine ansehnliche Pension. Er starb auf seinem Landgute Cragny an den Ufern der Seine 21. Jan. 1814. Als Stilist steht ihm die Innigkeit des Ausdrucks und Zartheit der Färbung betrifft, außerordentlich hoch und seine Stellung auf der Linie der ersten Prosaisker Frankreichs ist ihm neben Rousseau und Voltaire für alle Zeiten gesichert. Außer den bereits angeführten Werken nennen wir noch die „Harmonies de la nature“ (3 Bde., Par. 1815), herausgegeben von Aimé Martin, Gemahle seiner zweiten Frau, geborenen Pelleport, und die „Voyage en Silésie“. Die Ausgabe seiner vollständigen Werke besorgte ebenfalls Aimé Martin (12 Bde., Par. 1821—22). Der von Letztem herausgegebene „Essai sur la vie et les ouvrages de St.-P.“ (1821) ist voll abgeschmackter Schmeicheleien und die „Mémoires et correspondance de St.-P.“ (4 Bde., Par. 1829) bieten wenig Neues.

Saint-Priest (Alexis, Graf von), franz. Diplomat und Schriftsteller, wurde 1805 in Petersburg geboren. Sein Großvater war Minister Ludwig's XVI., wanderte in der Revolution nach Rußland aus und wurde hier Minister Ludwig's XVIII., welches traurige und unruhige Amt er bis 1807 verwaltete. Die Söhne dieses Ministers traten in russ. Dienste. Der Älteste, Emmanuel, blieb in dem Feldzuge von 1814. Sein Bruder, Armand, ebenfalls russ. Offizier, heirathete 1802 die Prinzessin Sophie Galizin und trat sodann in die höhere Staatsverwaltung. Er wurde Civilgouverneur von Odessa, an welchem Orte auch sein Sohn Alexis geboren wurde. Derselbe wandte sich sodann nach Paris, wo er, noch nicht 14 J. alt, für die Sammlung der auswärtigen Bühnenstücke den Band des russ. Theaters lieferte. Er besuchte 1824 Italien und Spanien und befaßte sich weniger mit Politik als mit Literatur. Obwohl er während der Restauration sich in die Parteikämpfe nicht eingelassen, fühlte er sich doch in seine Richtung und Verbindung mit ausgezeichneten Schriftstellern auf die liberale Seite gezogen, weshalb er die Julirevolution nicht ungünstig auffaßte. Ungefähr gleichen Alters mit dem Herzog von Orléans und von dem jungen Kronprinzen angezogen, schlug er die diplomatische Laufbahn ein und wurde zunächst franz. Gesandter in Brasilien, sodann in Portugal, später in Kopenhagen. Nachdem er zehn Jahre lang als Diplomat gewirkt, ging er nach Frankreich zurück und trat in die Pairskammer, wo sein Vater, der Graf Armand de S., des Erbrechts seit 20 J. saß. Eine Frucht der Muße, die ihm seine diplomatischen Missionen gelassen, war das Werk „Histoire de la royauté considérée dans ses origines jusqu'à la formation des principales monarchies de l'Europe“ (3 Bde., Par. 1842). Sodann veröffentlichte er seine „Histoire de la chute des Jésuites au 18<sup>me</sup> siècle, 1750—82“ (Par. 1844),





hn wegen seiner plastischen Darstellung oft den franz. Gallust genannt hat. Eine zweck-  
e Auswahl aus seinen Werken gab Désessarts heraus (2 Bde., Par. 1804).

St.-Simon (Louis de Rouvroy, Herzog von), berühmt durch seine Memoiren über die  
ung und den Hof Ludwig's XIV. von Frankreich und dessen Nachfolgers, wurde 16. Jan.  
geboren. Er erhielt im väterlichen Hause eine sorgfältige Erziehung und studirte mit be-  
r Vorliebe die franz. Geschichte. Später trat er unter die königl. Haustruppen, diente  
em Marschall Luxembourg und zeichnete sich bei Fleurus und Neerwinden aus. Im J.  
verathete er die älteste Tochter des Marschalls de Lorges. Ludwig XIV. vernachlässigte  
essen seines unabhängigen Charakters wegen, sodaß er alsbald den Degen niederlegte,  
it dem Hofe zu brechen. Er erhielt hiermit um so bessere Gelegenheit, Personen und Zu-  
zu beobachten und seiner scharfen Kritik zu unterwerfen. Von gebiegenen Sitten, stark  
atistischem Gepräge und dem Jansenismus ergeben, wurde er in den letzten Jahren Lud-  
IV. der Todfeind der Frau von Maintenon und der legitimirten Prinzen. Er unter-  
arum auch die Ansprüche des Herzogs von Orléans auf die Regentschaft und leitete in  
Sinne noch bei Lebzeiten des Königs die Unterhandlungen mit den Großen. Als Or-  
e Regentschaft übernommen, trat St.-S. in den Regentschaftsrath, unterstützte die De-  
ung der legitimirten Prinzen, hielt aber Dubois von Zertrümmerung der Parlamente ab  
bersepte sich den Finanzoperationen des Schotten Law (s. d.). Nach dem Frieden mit  
n schickte ihn der Regent nach Madrid, wo er die Verlobung des jungen Ludwig mit der  
n zu Stande brachte und zum Grand erhoben wurde. Mit dem Tode des Regenten  
r sein Ansehen bei Hofe, weshalb er sich auf sein Landgut La Ferté zurückzog. Hier voll-  
r sein Geschichtswerk und starb 2. März 1755. Die Memoiren, welche er hinterließ,  
n einen Zeitraum von 30 J., enden mit der Regentschaft und müssen als eine Haupt-  
ir die Geschichte jener Epoche betrachtet werden. Mit Gewissenhaftigkeit enthüllt er die  
ern der Ereignisse, die Intriguen und die Laster des Hofes; in edelm Zorne schildert er  
helei, die Schwäche und Verworfenheit der Charaktere. Sein Stil ist zwar aristokra-  
hlässig, rauh, incorrect, doch aber immer originell, schlagend und zuweilen von seltener  
h. Erst seine Enkel sollten die Papiere zum Druck befördern; allein der Hof ließ die-  
nach seinem Tode sogleich in Beschlag nehmen und in das Staatsarchiv niederlegen.  
mupten sie mehrmals begünstigte Schriftsteller, und seit 1784—1818 wurden mehr  
niger entstellte Bruchstücke daraus veröffentlicht. Soulavie veranstaltete eine mangel-  
abgabe (13 Bde., Straßb. 1791), der eine sorgfältigere in sechs Bänden 1818 folgte.  
ntl X. ließ der Familie St.-S. das Originalmanuscript zustellen, worauf Sautellet  
ständige, im Ausdruck aber oft gemilderte und in der Orthographie veränderte Aus-  
„Mémoires complets et authentiques du duc de St.-S. sur le siècle de Louis XIV  
ence etc.“ (20 Bde., Par. 1829—30 und öfter) erscheinen ließ. Eine andere Aus-  
40 Bänden befindet sich in Delfoye's „Bibliothèque choisie“. — Die noch blühende  
Saint-S. stammt aus dem alten Hause Rouvroy, welches von den Grafen von Ver-  
sich herleitet; sie erhielt die Herzogswürde unter der Regierung Ludwig's XIII.

St.-Simon (Claude Henri, Graf), berühmt durch seine Bestrebungen, die bürgerliche  
ast durch eine neue Wissenschaft zu reformiren, wurde zu Paris 17. Oct. 1760 gebo-  
war der Enkel des Herzogs von St.-Simon (s. d.) und hatte vor der Französischen  
ion die Aussicht, von seinem Vater den Herzogstitel und das große Familienvermögen  
. Durch d'Alembert's Unterricht empfing sein Geist frühzeitig eine philosophische Rich-  
m Alter von 17 J. ging er mit Bouillé nach Nordamerika, wo er unter Washington  
freiheit focht; doch glaubte er sich zu Anderm berufen und verließ 1779 die amerik.  
Er legte zuvörderst dem Vizekönig von Mexico den Plan zu einer Verbindung der bei-  
meere durch einen Kanal über den Isthmus von Panama vor, der keine Beachtung  
achdem er 1783 nach Frankreich zurückgekehrt, wurde er zum Oberst befördert. Für  
ge Unternehmungen begeistert, reiste er 1785 nach Holland, um eine franz.-holl. Expe-  
ich dem brit. Ostindien zu betreiben, was an der Ungeschicklichkeit des franz. Gesandten  
. Im J. 1786 ging er nach Spanien und legte dem dortigen Hofe den Plan zu einem  
vor, der Madrid mit dem Meere verbinden sollte, dessen Ausführung aber in Folge der  
en Ereignisse unterblieb. Als er nach Frankreich zurückkam, war die Revolution schon  
ochen. Er fühlte sich von der republikanischen Anarchie ebenso abgestoßen wie von den  
ständen und stellte sich die Aufgabe, an einer glücklichen Gestaltung der Gesellschaft  
arbeiten. Um die Mittel für diesen Zweck zu gewinnen, verband er sich seit 1790 mit einem

Grafen von Redern zu Speculationen in Nationalgütern, trat aber 1797 unwillig auf Geschäft und nahm die geringe Summe von 144000 Frsch. entgegen. Seinem dunkeln D folgend, stürzte er sich in das Reich der Wissenschaften, um die allgemeine oder „physikalische“ Wissenschaft zu finden, die ihm zur Reorganisation der Gesellschaft dienen sollte. der Erfahrung des Weltmanns geleitet, studirte er Mathematik und Naturlehre, dann die nische Welt und bereiste nach dem Frieden von Amiens England und Deutschland. In land fand er keine neue Idee; in Deutschland glaubte er unter der Hülle des Mysticismus Keime einer neuen Wissenschaft zu entdecken. Nach der Rückkehr heirathete er ein Fr Champgrand, lebte mit Absicht in Saus und Braus und hatte nach zwölf Monaten sein mögen durchgebracht. Seine Frau trennte sich, und er mußte nun des Unterhalts wegen a Stellung in der wissenschaftlichen Welt denken. Er gab zunächst die „Lettres d'un habit Genève à ses contemporains“ (Genf 1803) heraus; doch blieb diese confuse Schrift, i cher er die gesellschaftliche Frage behandelte und im Prophetentone eine neue Religion v digte, gänzlich unbeachtet. Fünf Jahre später legte Napoleon dem Institut die Frage vor, Fortschritte die Wissenschaft seit 1798 gemacht habe. St.-S. ergriff die Aufgabe und schri „Introduction aux travaux scientifiques du 19<sup>me</sup> siècle“ (2 Bde., Par.), die er abgetür unter dem Titel „Lettres au Bureau des longitudes“ (1808) herausgab. Auch diese fand keine Theilnahme; denn sie enthielt fast nur Prophezeiungen für die Zukunft. Kläglichen Lage, in welcher er sich befand, verfaßte er mehrere Werke, auch entwarf er da zu einer neuen Encyclopädie, doch kein Buchhändler wollte seine Manuscripte kaufen. h hielt er bei der Regierung um ein Amt an und wurde als Copist beim pariser Leihhaus stellt, wo er für einen jährlichen Gehalt von 1000 Frsch. täglich gegen neun Stunden a mußte. In solchen Verhältnissen traf ihn einer seiner frühern Commis, ein gewisser Di ihn edelmüthig aufnahm, verpflegte und sogar die Druckkosten seiner Werke trug. Sch zwei Jahren starb aber dieser Wohlthäter und St.-S. versank wiederum in gänzliche l sung. Monate lang lebte er von Brot und Wasser; ja er verkaufte sogar seine Kleider, i die Mittel zur Fortsetzung seiner Arbeiten zu besorgen. Nur die Begeisterung für sein i der Glaube an seine Sendung hielten ihn aufrecht und gaben ihm Muth, demüthigende stütungen zu erbitten.

Mit der Restauration der Bourbons wurde die Zeitlage für die Bestrebungen St.-S. stiger. Die Gesellschaft rang nach neuer Gestaltung, das Bürgerthum machte sich geg Adel und Klerus geltend, und diese Zustände gaben seinen vagen Gedanken und seinem i Suchen eine bestimmte praktische Richtung. Er schrieb die „Réorganisation de la soci ropéenne“ (Par. 1814), in der er entschieden das Interesse der industriellen Classe her Als der Kampf der Stände heftiger wurde, behauptete er in einer „Parabole politique ersten Hefte des größern Werks „L'organisateur“ (1820), daß Frankreich mit dem Unt von 10000 Arbeitern mehr verliere als mit dem Tode ebenso vieler Beamten und sämt Glieder des königl. Hauses. Die kecke Äußerung zog ihm eine Anklage zu, von der er ab die Jury freigesprochen wurde. In den J. 1821 und 1822 veröffentlichte er ein „Système industriel“ (3 Bde.), dessen Tendenz sich in dem Motto ausdrück: „Ich schreibe für di striellen gegen die Höflinge und Adelligen, d. h. ich schreibe für die Bienen gegen die Hum Das Buch war eine formlose Masse von Bemerkungen, die jedoch im Volke großen fanden. Viele junge, zum Theil sehr fähige Geister, wie Thierry, der spätere Geschichts Comte, Leon Halévy, Duveyrier, Roderigues, scharten sich um ihn als Schüler und w ihm Talent und Neigung. Dessenungeachtet verkannte St.-S. nicht die Erfolglosigkeit Anstrengungen, und dies, sowie der physische Mangel und die Last des Alters brachen seine Kräfte. Im März 1823 erhielten seine Schüler eines Morgens die Nachricht, da nen Leiden mit eigener Hand ein Ziel gesetzt. Die Kugel hatte ihn jedoch nicht tödlich v det; er genas unter sorgfältiger Pflege, verlor aber das eine Auge. In diesem Zustande noch zwei Jahre und vollendete die beiden Werke, welche das eigentliche Resultat seiner bungen enthalten. Zuvörderst ließ er seinen „Catéchisme industriel“ (Par. 1823) ers in welchem in Gesprächsform die Stellung erörtert wird, die in dem Leben der Gegen industrielle Arbeiter einnehmen soll. Der industrielle Stand, heißt es darin, muß in der schaft die erste Stufe behaupten, weil er derselben die Mittel zur Befriedigung ihrer Bedü und Wünsche verschafft. Allein gerade diese zahlreichste Classe, die in jeder Hinsicht das i gewicht besitzt, seufzt in zweifacher Unterdrückung. Sie wird in Knechtschaft gehalten du Reste der feudalen Staatsordnung, dann durch einen Theil ihrer eigenen Partei, die



erren oder Capitalisten. Solange die Unterdrückung des Arbeiters überhaupt dauert, hat Civilisation noch nicht zu ihrem Höhepunkt erhoben. Dieser Höhepunkt kann nur erreicht, wenn die arbeitende Classe, auf welcher die Existenz der Gesellschaft beruht, den Haupt-Gemeinleben einnimmt. Den Schlüsselstein und die höhere Rechtfertigung seiner socialen sollte sodann sein letztes, sehr bekannt gewordenes, aber zugleich verschrieenes Werk „au christianisme“ (Par. 1825) geben. Wiewol dieses Buch seine Anhänger später zu gegenst. Lehren veranlaßte, enthält doch dasselbe weder etwas Neues noch Auffallendes. St. S. erkennt darin die göttliche Stiftung des Christenthums an und ehrt die Kirchenväter aber dem Papstthum die Fähigkeit ab, die Menschen wahrhaft gut und glücklich zu machen. Wiewol er im Protestantismus einen gewaltigen Fortschritt zum Bessern sieht, hält er doch das Dogma desselben für mangelhaft, die Moral dem Stande der Civilisation nicht anpaßend und den der Kunst entkleideten Cultus für wirkungslos. Die positive Grundlage eines Christenthums aber findet er in dem christlichen Gebote: „Liebet einander als Brüder.“ Dieses Gebot enthält das Princip der Gleichheit im socialen Leben und verpflichtet uns, „für das Wohl der ärmsten und zahlreichsten Classe die ernstlichste Sorge zu tragen“. In St. S. seine letzte Arbeit vollendet, starb er zu Paris 19. Mai 1825, in der Hoffnung, daß seine Schüler die Zukunft für sich haben würden. Wiewol er weder ein religiöses noch ein social. System aufzustellen vermochte, sah er doch tief auf dem gesellschaftlichen Boden die schroffen Gegensätze von arm und reich und erwarb sich den Anspruch auf den Titel des ersten modernen Socialisten (s. Socialismus), indem er diesen drohenden Gegensatz absolute Grundsätze zu lösen suchte. Von der Emancipation des Fleisches und der Weiblichkeit zu einem theokratischen Staate und den phantastischen Lehren, zu welchen sich später die Anhänger der St.-Simonisten hinreißen ließ, ist bei dem Meister keine Rede. Von seinen vielen Werken sind noch zu erwähnen: „Des Bourbons et des Stuarts“ (Par. 1822) und „Opérations, philosophiques et industrielles“ (Par. 1825). Schon 1835 veröffentlichte Roderiques die Hauptwerke, und seit 1841 gab Roderiques die „Oeuvres“ des Meisters mit einer Beschreibung heraus.

Der Saint-Simonismus nennt man die socialistische Schule, welche in Frankreich nach dem Tode des St.-Simon (s. d.) dessen Schüler und Anhänger gründeten. Schon die Unfertigkeit der St.-Simon seine Lehre hinterlassen, gewährte den Schülern wenig Aussicht für den Erfolg eines geschlossenen Systems. Man stiftete die Wochenschrift „Le producteur“, an der die Cerclet und Olinde Roderiques, der liebste Schüler St.-Simon's, standen, die aber einen geringen Leserkreis fand und schon nach zwei Jahren eingehen mußte. Die Lehre St.-Simon's schien vergessen, als sich in Bazard, einem frühern Anhänger des Meisters, ein neuer Apostel fand. Derselbe hatte bisher als Haupt der Carbonari für Herstellung der politischen Gleichheit gewirkt. Jetzt wendete er sich, zu positiver Thätigkeit gedrängt, mit Begeisterung den tiefern Interessen der bürgerlichen Gesellschaft zu. Bereits 1829 eröffnete Bazard in der Straße Taranne zu Paris Vorlesungen, in denen er die Lehre St.-Simon's vollständig wiederholen versprach. Seine kühne Beredtsamkeit, die Neuheit seiner Ideen, der oppositionelle Charakter in den Vorträgen wehte, zog eine große Menge Zuhörer herbei. Viele junge, theilnehmende Männer, Carnot, Michel Chevalier, Fournel, Dugied, Barrault, Duvenoy, Labot, Tranon u. A., traten den Bestrebungen bei und bildeten mit Bazard, Roderiques die Schule der neuen Lehre. Unter dem Titel „Exposition de la doctrine de St.-Simon“ wurden die Vorlesungen als das System und Glaubensbekenntniß der Schule veröffentlicht. Jeder Thatsache, sagt Bazard in dieser Bibel der St.-Simonisten, liegen zwei Kräfte zu Grunde, die der Individualität oder des Antagonismus und die der Einheit oder der Association. Beide Kräfte gestalten die Welt. Die Geschichte der europ. Völker bildet eine Folge von Perioden, in denen das Princip der Einheit, oder die organische Zeit, von dem Princip der Individualität, oder der kritischen Zeit, bekämpft und verdrängt wird. In der organischen Zeit wird das Leben der Menschheit nur von einem Gedanken beseelt: der Staat ist die einzige Erscheinung der Gesamtheit; eine feste religiöse Überzeugung, die Grundlage für alle Handlungen durchdringt die Gemüther. Das Höchste der Idee, die gesellschaftliche Synthese, ist erreicht. In der kritischen Zeit hingegen nagt der Individualismus am Dogma und durchdringt allmählig alle Zweige des Daseins. Mit der Religion verschwindet im Staate die Liebe, der Gehorsam; der Einzelne ist bald nur auf sich selbst angewiesen. Die wahre sociale Hierarchie wird so untergraben und stürzt endlich zusammen. In dieser Welt versank die griech., röm. und seit dem 15. Jahrh. auch die kath.-christliche Welt. Seit Luther haben wir alle

Stufen der christlichen Welt durchlaufen und stehen jetzt an dem Punkte, wo die Welt an neuer Gestaltung ringt. Der Messias für ein neues organisches Leben ist aber schon und zwar in der Person St.-Simon's erschienen. St.-Simon hat den Blick auf den Zustand der Industrie gerichtet, denn in ihr vereinigen sich alle Bedingungen unserer Existenz: sie ist der Maßstab und der Maßstab für das Ganze. Hier, wo nur Segen herrschen sollte, finden wir den höchsten Antagonismus, den Krieg Aller gegen Alle und List und Betrug zum Gesetz erhoben. Das furchtbare Resultat dieses Zustandes aber ist die Lage des industriellen Arbeiters. Das Christenthum hat die Sklaverei der Alten Welt abgeschafft und dafür die Leibeigenschaft gebracht. Durch die politische Emancipation, welche die Französische Revolution vollendet, ist auch die Leibeigene verschwunden; an dessen Stelle ist jedoch der ebenso hoffnungslose und elende Arbeiter getreten. Immer noch ist die Mehrzahl der Gesellschaft der Minderzahl unterworfen; immer noch geschieht „die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen“. Die Ursache dieses Natur und Moral widerstreitenden Zustandes findet Bazard in den Besitzverhältnissen. Der Besitz allein bedingt nach ihm die Bildung, die äußere Stellung, ja das Leben. Diese Stellung des civilisirten Individuums ist gegenwärtig auf den Zufall gestellt: die Mehrzahl verbringt das Leben hindurch vergeblich nach Dem, was ihr nur Unabhängigkeit und Theilnahme am Lebensgenuß verschaffen kann. Zur bessern Gestaltung der Gesellschaft muß darum eine gerechtere Ausgleichung des Eigenthums vorgenommen und der Zufälligkeit abgeholfen werden. Zu diesem Zwecke soll der rein individuelle Besitz eingeführt, das Erbrecht der Familie aufgehoben und das hinterlassene Vermögen in die Hand des Staats gelegt werden, der es nach dem Grundsatz vertheilt: „Jedem nach seiner Fähigkeit, jeder Fähigkeit nach ihrer Arbeit.“ Man hat Bazard, den Adel und die Erblichkeit der Ämter verworfen; warum will man nicht auch das Recht abschaffen, auf verdienstlosem Wege Eigenthum zu erwerben? Weltreformen sind stets mit Eigenthumsrevolutionen verbunden. Das Mittel zur Ausführung der Vermögensvertheilung durch den Staat soll ein über das Land verzweigtes Banksystem sein. Die Bank hat das Vermögen des Verstorbenen zu ermitteln und nach dem angeführten Grundsatz zu vertheilen. Die Bank ist daher der eigentliche Schiedsrichter über die Würdigkeit und die Stellung der Individuen in der Gesellschaft. Bazard glaubte so das Princip der Association hergestellt und Interesse und Moral versöhnt, indem der Einzelne zugleich unmittelbar für die Allgemeinheit wirken sollte. Er hatte in der That die Lehre St.-Simon's nicht nur zusammengefaßt, sondern durch die Hinweisung auf die Eigenthumsverhältnisse bedeutend entwickelt. Feuereifer dachte er jetzt an die Verwirklichung seiner Ideen.

Indessen war auch eine neue Religion versprochen, und Enfantin (s. d.), ein unerfahrener aber geistreicher Mann, unternahm es, eine neue Weltanschauung zu improvisiren und auf reinen Grund eine gänzlich neue Lebensordnung einzurichten. Man veröffentlichte demnach den zweiten Theil der „Exposition de la doctrine“, der die St.-Simonistische Religion und Moral darstellte. Alles, lehrt Enfantin, ist in und durch Gott; folglich ist auch der unüberwindliche, sich in jeder That des Menschen manifestirende Trieb des Genusses, des Fleisches, wie Theologen sagen, göttlich. Die Behauptung des Gegentheils hat den Antagonismus oder Dualismus in der geistigen Welt hervorgebracht, den Kampf zwischen Geist und Fleisch. Die Harmonie beider Gegensätze ist jedoch der höchste Zweck des Daseins. Weil das Christenthum diesen Dualismus absolut heiligt und das Fleisch durch den Geist zu besiegen gebietet, kann es Menschheit nicht zur Vollendung führen. Indem das Christenthum Weltreligion geworden ist, hat es den Zwiespalt in alle Verhältnisse getragen. Die unnatürliche Trennung von Staat und Kirche, von Papst und Kaiser beruht wesentlich auf dem christlichen Dualismus. Der Dualismus ist unmöglich, solange die Harmonie auf dem Gebiete des Geistes wie im Leben nicht hergestellt ist. An die Stelle der christlichen Züchtigung des Fleisches soll darum fortan der Grundsatz treten: „Heiligt euch und dient Gott durch Arbeit und Vergnügen.“ Auch der Segen von Kaiser und Papst soll aufgehoben sein. An die Stelle dieses Zwiespalts soll das Leben selbst, ein Vater oder oberer Priester, treten, der als Mensch von ausgezeichnetem Wesen eine menschliche Familie in Liebe leitet. Er soll Gesetzgeber oder, was gleich ist, Erzieher, Richter und Verwalter in Einer Person sein. Unter ihm stehen, und zwar zu einem Regierungsrath vereinigt, die übrigen Priester, denen er ihre Bestimmung anweist. Diese priesterlichen Familien oder Menschen der Liebe werden zusammen die gesellschaftliche Vorsehung bilden. Die menschliche Familie selbst soll nach Verschiedenheit der Beschäftigung in mehrere Ordnungen fallen, vornehmlich in die Ordnung der Gelehrten, mit dem Priester der Wissenschaft, und die der Industriellen, an ihrer Spitze der Priester des Cultus. Die Künstler hingegen,



ne große Wirksamkeit ertheilt, werden als die Agenten der Priester betrachtet. Bindung mit den Vorschlägen Bazard's sollte nun dieser theokratisch-industrielle Staat versprüche des Lebens versöhnen und die Menschheit zu einer großen glücklichen Familien. Enfantin pries St.-Simon als den Verkündiger dieser Emancipation des Fleisches; jedoch ebenso wenig als Bazard daran gedacht hatte. Das Element, welches jetzt den Kern der Lehre ausmachen sollte, war ihr also gänzlich fremd. Vor der Hand wurde dieser Umstand übersehen; die Ideen Bazard's entzückten die Gemüther und die warb sich zahlreiche Anhänger. Man vermochte noch 1829 eine Zeitschrift, den „Organ“, zu gründen und errichtete sogar zu Paris ein Collegium, das den Vereinigungseingeweihten abgab. Einen noch größern Aufschwung nahm natürlich die Schule Revolution von 1830. Die gesellschaftliche Spaltung, der Gegensatz zwischen „Bourgeoisie“ und „Peuple“ trat hervor, und die Arbeiter, die so tapfer für die Charte gekämpft, aber gewonnen hatten, horchten bei den Verheißungen Bazard's und Enfantin's hoch auf. Auch das reiche Bürgerthum erkannte bereits die gefährliche Bedeutung der Lehre. Die Anhänger der Schule hatten noch in den Julitagen die Bevölkerung der Hauptstadt zur Errichtung einer großen industriellen und theokratischen Gemeinschaft durch Maueranschläge aufgerufen und Maugin klagte deshalb die St.-Simonisten in der Kammer als eine Sekte: Gemeinschaft der Güter und der Frauen predige. Die Schule veröffentlichte dagegen eine Adresse an die Kammer eine Flugschrift, in welcher die Unauflöslichkeit der Ehe anerkannt wurde. Dieser Zwischenfall machte nun auf die neue Lehre erst aufmerksam. Künstler, Philosophen, Arbeiter, viele ernste Männer strömten in die Vorlesungen und schafften für die Zwecke der Sache Geld herbei. Unter der Masse von Schriften, die die Lehre verbreiteten, machte eine „Économie politique“ Enfantin's unter der Bevölkerung das größte Aufsehen. Derselbe behauptete, die gegenwärtige Gesellschaft bestehe aus Arbeitern und Müßiggängern, schlug die Aufhebung des Erbrechts wenigstens in den Familienlinien vor und wollte die Summen, welche damit dem Staate zufallen würden, zur Befriedigung der Steuern auf die Lebensbedürfnisse verwendet wissen. Durch Pierre Leroux wurde ein namhaftes Blatt, der „Globe“, für die neue Lehre gewonnen, der 1831 zum ersten mal als „Journal de la doctrine de St.-Simon“ erschien. Bald nahm die Schule eine gesellschaftliche Form an, theilte sich in Eingeweihte und zwei Ränge und constituirte sich endlich in einem Hause der Straße Monsigny zur St.-Simonistischen Familie, welche ein Bild der Welt im Kleinen vorstellen sollte. Ein gemeinsamer Haushalt; eine Menge Werkstätten wurden allmählig errichtet, in denen sich gegen 4000 Menschen befanden. Enfantin nahm die Würde des obersten Priesters, Bazard die des Priesters der Wissenschaften an, Stephan Roncen leitete die Industrie. Fournel errichtete zu Paris fünf St.-Simonistische Schulen, in welchen die Erziehung nach Neigung und Talent gehandhabt wurde. In anderen Städten stifteten unter dem Namen von Kirchen St.-Simonistische Verbindungen zu Montpellier, Lyon, Metz, Dijon, die mit der pariser Familie in Verkehr standen. Wo der Local der Familie nicht mehr hinreichte, errichtete man drei andere Hörsäle in den Lycées von Laranne und Taitbout und im Athenäum. Aus den wöchentlichen Predigten wurden tägliche; Enfantin begeisterte, Bazard bewies; oft waren 1500 Zuhörer zugegen. Andere wandten die Ideen Bazard's auf die politische Ökonomie an; Barrault kritisirte das patriarchalische Leben des Orients; Chevalier entwarf das reizende Gemälde der Zukunft. Leroux, Jean Reynaud und Dubouvier suchten der Schule den Sieg über die alte Religion zu verschaffen.

Als das Vertrauen und die Ausbreitung im Publicum täglich zunahm, erhob sich innerhalb der Familie ein Zwiespalt, der alsbald ihr Schicksal bestimmen sollte. Enfantin wollte überhaupt ungestüm vorwärts; Bazard wollte das Errungene befestigen. Außer Enfantin, als eine Consequenz seiner Theorie von der Emancipation des Fleisches, der Vertrauten offen die Gemeinschaft der Weiber. Bazard willigte zwar in die Verbesserung der Frauen, mochte aber mit vielen Andern dem obersten Priester auf diesem Gebiet nicht folgen und sah darin den Untergang des Ganzen. Als nach heftigem Streit die Sache in der Versammlung zur Sprache kam, entfernte sich Bazard schweigend und mehr zurück. Einige Monate später starb dieser edle Mann aus Gram über die Zertrümmung seines Werks. Enfantin berief 19. Nov. 1831 eine allgemeine Versammlung, in der das Dogma vom Weibe zur Annahme bringen wollte. Mann und Weib, erklärte er, erst zusammen das sociale Individuum. Das St.-Simonistische Weib müsse, seiner





13. Colonien Martinique und Ste.-Lucie. Im J. 1796 kreuzte er vor Genua, dann vor , mußte aber, als sich die span. Flotte unter Langara mit der franz. zu Toulon vereinigte, und Elba räumen und das Mittelmeer überhaupt verlassen. Er überwinterte im Taso ielt im Febr. 1797, während Duncan den Terel, Bridport den Hafen von Brest blockirte, fehl, die span. Flotte in Cadix zu beobachten. In Folge dieses Auftrags schlug er 14. n der Spitze von 15 Linien Schiffen und vier Fregatten die 27 Linien Schiffe und zehn Fre- starke span. Flotte in der Nähe des Cap St.-Vincent und nahm ihr vier Schiffe. Der dmiral Luis de Cordova flüchtete hierauf nach Cadix zurück, das 3. Juli von Jervis' fehlshaber, Nelson, beschossen wurde. Jervis erhielt zur Belohnung ein Jahrgeld 0 Pf. St. und außerdem ernannte ihn der König zum Grafen von St.-Vincent und Measford. Er nahm nun Sig im Oberhause, führte aber unausgesezt den Oberbefehl elländischen Meere. Im J. 1798 trug er Nelson die Verfolgung der franz., nach Agyp- unnten Flotte auf. Unter Abdingtons Verwaltung wurde er 1801 erster Lord der Ad- t, welches Amt er 1805 niederlegte. Im J. 1806 übernahm er den Befehl über die i Kanal. Seit diesem letzten Commando theilte er sich häufig an den Verhandlun- Oberhause. Er verwarf 1807 das Unternehmen gegen Kopenhagen, tabelte 1808 den plan Moore's in Spanien und widersezte sich überhaupt der beharrlichen Fortführung gs gegen Frankreich. Auffallend war es, daß er 1807 gegen die Abschaffung des Ne- ls stimmte. Seit dem J. 1816 zog er sich aus dem öffentlichen Leben gänzlich zurück. 15. März 1823 als Admiral ersten Rangs und General der Marinesoldaten auf sei- dgute Rochetts bei Brandwood.

ite-Aulaire (Louis Beaupoil, Graf), franz. Diplomat, geb. 1779, wurde 1811 von a zum Kammerherren ernannt und im folgenden Jahre als Präfect des Maasdeparte- igestellt. Nach der ersten Restauration übertrug ihm Ludwig XVIII. die Verwaltung rt. Obergaronne. Bei der zweiten Restauration ließ man ihn jedoch ohne Anstel- schon er während der Hundert Tage kein Amt angenommen hatte. Dagegen wähltr i das Maasdepartement in die Kammer, womit er erst Gelegenheit erhielt, sich eine hö- itische Laufbahn zu eröffnen. Im Verein mit den Doctrinaires trat er als Ver- der Charte auf und zeigte auf der Rednerbühne viel Talent und politische Bildung. s sprach er mit Wärme gegen die scheußlichen Verfolgungen, welche die Protestanten en Frankreich erlitten. Nachdem er zwei Jahre in der Zurückgezogenheit gelebt, trat er is neue für das Garddepartement in die Kammer. Diesmal unterstützte er das Mini- essen damaliger Präsident, der Herzog von Decazes, kurze Zeit vorher sein Schwieger- orden war. Als das Ministerium Decazes 1823 den Ultras unterlag, wurde Ste.-A. er in die Kammer gewählt. Er unternahm mit seinem Schwiegersohn und seiner Fa- Reise nach Deutschland, wo das Geburtsland seiner Gattin war. Nach der Rückkehr er sich literarischen Arbeiten, lieferte Übersetzungen für das „Théâtre étranger“ und ut geschriebene, aus den Quellen geschöpfte „Histoire de la Fronde“ (3 Bde., 1829; Bde., Epz. 1827, und 3 Bde., Stuttg. 1827) heraus, die den verdienten Beifall fand. e revolution von 1830 eröffnete ihm abermals den Staatsdienst. Als außerordentlicher e nach Rom geschickt, gelang es ihm, das durch die Besetzung von Ancona gestörte is zwischen dem päpstlichen Stuhle und Frankreich wiederherzustellen. Ludwig Philipp ihn hierauf zum Pair und übertrug ihm 1833 den Gesandtschaftsposten am Hofe zu ls im Oct. 1840 das Ministerium Thiers abtrat, wurde Ste.-A. als franz. Gesand- nizer's Stelle nach London geschickt, welchen Posten er durch die Februarrevolution von lor. Seitdem lebte er von öffentlichen Geschäften zurückgezogen. — Joseph Beau- af Sainte-Aulaire, ein Verwandter des Vorigen, wurde 3. Mai 1749 zu Mali- ren. Er trat erst in franz. Dienste und focht später in Nordamerika und Polen. Nach der Französischen Revolution kämpfte er in den Armeen der Republik, zeichnete sich in Italien aus und nahm 1811 den Abschied. Seine seit 1770 in der Türkei, Grie- Polen und Amerika erlebten Begebenheiten schilderte er in seinen „Mémoires“. Nach uration der Bourbons erhielt er die Pairswürde. Er starb 16. Febr. 1829.

te-Beuve (Charles Augustin), franz. Kritiker und Dichter, geb. 23. Dec. 1803 zu e-sur-mer, kam, nachdem er seine humanistischen Studien auf dem Collège seiner Va- ollendet hatte, 1822 nach Paris, um Medicin zu studiren. Er vertauschte aber dieses um bald mit literarischer Beschäftigung und trat zuerst im „Globe“ als Verfechter rischen Ideen des Romanticiſmus auf. Ohne der Excentricität B. Hugo's zu huldi-

gen, hielt er sich doch immer zur neuen Schule und versocht ihre Tendenzen als Kritiker in selbständigen Werken, unter denen sein „Tableau historique et critique de la poésie française et du théâtre français au 16<sup>me</sup> siècle“ (2 Bde., Par. 1828; ganz umgearbeitete Aufl. Par. 1841) zu erwähnen ist. In dieser Schrift wies er die Berechtigung der neuen Richtung historisch nach und knüpfte hierzu bei den Dichtern des 16. Jahrh. an. Am bedeutendsten ist Ste.-B. in der sogenannten psychologischen Kritik, deren eigentlicher Begründer er in Frankreich genannt werden kann. In einer Reihe von Aufsätzen dieses Genre, welche zuerst in „Revue des deux mondes“ erschienen, analysirte er die bedeutendsten Erscheinungen der französischen Literatur, indem er die biographischen Beziehungen der Schriftsteller als Grundlage einer neuen psychologischen Charakteristik ihrer geistigen Persönlichkeit benutzte. Diese Aufsätze sind später gesammelt und unter verschiedenen Titeln herausgegeben worden, so zuletzt unter dem Titel „Portraits littéraires et contemporains“ (6 Bde., Par. 1852). Als Dichter ist Ste.-B. in Pseudonymen „Vie, poésies et pensées de Joseph Delorme“ (Par. 1829), in den „Constitutions“ (Par. 1830), in den „Pensées d'août“ (Par. 1837) und in dem Roman „Volcan“ (2 Bde., Par. 1834; neue Aufl., 1842) aufgetreten. In seinen lyrischen Erzeugnissen zeigt er eine sanftere, aber etwas matte Sentimentalität, während seine Romane mehr psychologische Führungen als eigentlich schärfer hervortretende Schöpfungen genannt werden müssen. Sein historisches Werk „Histoire du Port-Royal“ (2 Bde., Par. 1840—43) ist aus Vorlesungen hervorgegangen, welche er 1837 in Lausanne über die Schule von Port-Royal gehalten hatte. Er wurde 1840 zum Conservator an der Mazarin'schen Bibliothek ernannt und 1845 in die Académie aufgenommen. Nach 1848 schrieb er für die Montagsnummer des „Constitutionnel“ neue Kritiken, die gesammelt unter dem Titel „Causeries du lundi“ (5 Bde., Par. 1852) und „Derniers portraits littéraires“ (Par. 1852) erschienen. Die eigenthümliche Richtung des Journals, in welchem diese Aufsätze zuerst abgedruckt wurden, und noch einige andere Umstände brachten es mit sich, daß die neuen Kritiken bei vielen guten Eigenschaften doch den Werth der alten besaßen. Mehr noch war dies mit denselben Kritiken der Fall, die in der neuesten Zeit regelmäßig im „Moniteur“ erscheinen ließ. Ste.-B. zeigte sich in denselben als orthodoxen literarischen Grundsätzen der classischen Schule bekehrt, und jeder seiner kritischen Aufsätze war eine Buße und Abbitte der reformatorischen Tendenzen, welche er früher als romantischer Poet und Kritiker befolgt und befördert hatte.

**Saintine** (Xavier Boniface), franz. Dichter, geb. zu Paris 1790, widmete sich, nachdem die Académie sein Lehrgedicht „Le bonheur que procure l'étude“ (Par. 1817) gekrönt hatte, ausschließlich der literarischen Beschäftigung. Die Auszeichnung, welche ihm zu Theil geworden war, regte ihn zu neuen Bewerbungen an, und einen Theil der Gedichte, welche er den akademischen Preis davontrug, hat er in seinen „Poèmes, odes, épiques“ (Par. 1823) gesammelt. Doch erkannte S., daß auf diesem Wege kein dauernder Ruhm zu erlangen, und er mochte wol auch fühlen, daß ihm eigentliche lyrische Befähigung abging. Er wendete er sich der Theaterproduction zu und schrieb unter dem Namen Xavier eine Reihe Lustspielen und Vaudevillesstücke theils allein, theils in Gemeinschaft Anderer. Am bedeutendsten sind seine Leistungen auf dem Gebiete der Romandichtung, obgleich die „Contes philosophiques“, die unter dem Titel „Jonathan le visionnaire“ (2 Bde., Par. 1827) erschienen, keinen Anklang fanden. Mehr Interesse gewähren seine psychologische Entwicklung „Le livre“ (Par. 1832; 4. Aufl., 1834) und sein Sittengemälde „Une maîtresse sous Louis XV.“ (2 Bde., Par. 1834). Die hervorragendste seiner Schöpfungen ist aber unzweifelhaft sein „Le ciola“ (Par. 1836; 10. Aufl., 1844). Diese liebliche Dichtung, welche von keinem seiner späteren Erzeugnisse übertroffen wurde, hat eine durchaus moralisirende Richtung und wurde von der Académie als ein für die Sittenbildung nützlich Buch gekrönt.

**Saintonge**, eine frühere Provinz im westlichen Frankreich, bildet mit Aunis den größten Theil des Depart. Nieder-Charente. Das Land ist ergiebig an Getreide, Wein, Obst, Honig, Weiden und liefert treffliches Seesalz. Im Alterthum von den celtischen Santones benannt, unter den Römern zum zweiten Aquitanien gerechnet, kam es später an die Westgothen, durch Chlodwig an die Franken, wurde dann mit dem Herzogthum Guyenne vereinigt, fiel diesem durch Eleonore 1152 an England und wurde diesem erst von Karl V. entzogen. Die ehemalige Hauptstadt dieser Provinz, jetzt Hauptort eines Arrondissements im Depart. Nieder-Charente, ist Saintes (Mediolanum Santonum), am Abhang eines Bergs an der Garonne in fruchtbarer und schöner Gegend gelegen. Die Stadt hat von röm. Alterthümern noch Reste von Bädern, eines großartigen Amphitheaters und eines Triumphbogens, auch die Reste









(265 QM. mit 240000 E.), am Tormes, über welchen außerhalb der Stadt eine Römern angelegte Brücke von 27 Bogen führt, ist nach alter Art gebaut und hat enge, je Straßen, aber einen großen Platz, der zu den schönsten in Spanien gehört. Sie ist eines Erzbischofs und hat jetzt nur noch 7700, mit ihrem Weichbilde 12870, mit ihrem bezirkte 30000 E. Unter den zahlreichen Kirchen mit zum Theil sehenswerthen Bildnissen und Gemälden sind zu erwähnen: die herrliche Domkirche, erbaut im goth. Stile 5—1734, welche unter Anderm das sogenannte Schlachtenkreuz aufbewahrt, das der inen Feldzügen mitgeführt haben soll; ferner das prächtige ehemalige Jesuitencollegium und die Universitätsgebäude. Die Universität stiftete im 13. Jahrh. König Alfons IX., um mit Alfons VIII. von Castilien zu wetteifern, der 1209 die Hochschule in Valencig hatte, welche Ferdinand III., der Erbe Leons und Castiliens, 1239 mit jener ver- Ihre Blütezeit hatte die Universität im 16. Jahrh., wo auch die Stadt 50000 E. indem aber sind beide nach und nach in den größten Verfall gerathen. Gegenwärtig Universität kaum 300 Studenten. Am 22. Juli 1812 fiel bei S. eine entscheidende vor, in der die Franzosen unter Marmont von den Engländern geschlagen wurden. mander oder Erdmolch (Salamandra) ist der Name einer zu den geschwänzten Ba- gehörenden Gattung von eidechsenartigen Reptilien, welche vom Volke gemeiniglich (f. d.) bezeichnet werden. — Salamander nannte man im Aberglauben des Mittel- nischenähnliche Wesen, deren Element das Feuer ist; Theophrastus Paracelsus nahm die Zahl der Elementargeister auf.

mis, eine fruchtbare griech. Insel von  $\frac{1}{2}$  QM. Umfang, der Bucht von Eleusis gegen- Attika und Megaris durch eine schmale, theilweise kaum eine Viertelstunde breite getrennt, bildete im heroischen Zeitalter einen eigenen Staat unter der Herrschaft des dessen Sohn Ajax, der Telamonier, zwölf Schiffe gegen Troja führte. Der letzte aus dieser Familie, Philäos, soll den Besitz der Insel, durch innere Unruhen ver- n Athenern abgetreten haben, die aber bald deshalb mit den Dorern in Megaris in iethen, bis Solon die Eroberung vollendete. Mit der Freiheit verlor S. auch seine id seinen Wohlstand. Die an der Südküste gelegene, mit einem Hafen versehene ggleiches Namens wurde von den Atheniensen während der macedonischen Kriege nd bald darauf der Küste von Attika gegenüber ein neues Städtchen gegründet. Bäh- Römerherrschaft erklärte Sulla die Insel für frei, was sie auch bis auf die Zeiten des espasian blieb. Gegenwärtig beschränkt sich die ganze Bevölkerung der Insel auf das uri, wonach jetzt die Insel selbst Kuluri genannt wird. Im Alterthume wurde S. der s des glänzenden Seesiegs, den Themistokles 23. Sept. 480 v. Chr. mit der ver- Flotte der Griechen über die weit stärkere der Perser in der östlichen Meerenge er- — Salamis hieß auch die mitten an der Ostseite gelegene Hauptstadt der Insel Cypern, sichern und geräumigen Hafen, die der Sage nach von Leucer, dem Sohne des Tela- ündet und durch den Sieg, welchen Simon's Heer und Flotte 449 hier über die Perser gen, berühmt wurde. Später übte die Stadt die Herrschaft oder wenigstens einen be- Einfluß auf die Insel selbst aus, da zur Römerzeit der ganze östliche Theil von Cy- hrem Gebiete gehörte. Zur Zeit Trajan's litt sie aber außerordentlich bei dem Auf- Juden und noch mehr unter Konstantin durch ein furchtbares Erdbeben. Letzterer ließ aufbauen und ihm zu Ehren erhielt sie von da an den Namen Constantia, daher der Ort Porto Constanza genannt wird.

l oder Lattich (Lactuca), eine zur Familie der Compositen gehörende Pflanzengat- met sich durch wenigblütige, dünne Köpfschen mit dachziegeliger Hüldecke und lauter umen und durch die flach-zusammengedrückten und in einen fadenförmigen Schnabel n Früchte aus. Hierher gehört der Gartensalat oder Gartenlattich (L. sativa), der, lich wahrscheinlich in Ostindien einheimisch, seit den ältesten Zeiten in Europa als Kü- chs gebaut und vorzugsweise bloß Salat genannt wird. Er unterscheidet sich durch eiterte, doldentraubenförmige, flachgipfelige Rispe mit gelben Blüten und durch die eten schwarzen Früchte mit weißem Schnabel aus. Jetzt wird er in allen Welttheilen, Klima erlaubt, häufig und in vielfältigen Abarten cultivirt, wohin als Hauptvarie- Schnittsalat und der Kopfsalat gehören. Der letztere zerfällt wieder in eine Menge larten, z. B. der Prachtsalat, Kaisersalat, Prinzenkopf, Franzsalat, Strasburger Kopf- rellensalat, Kapuzinersalat, der Große Mogul, der Frühe Steinkopf u. s. w. Der Salat leicht verdauliche, gelind eröffnende, mild nährnde Speise und wird allgemein roh

mit Essig und Öl gegessen, selten gekocht als Gemüse benutzt. Dem Genuße dieser Pflanze schrieb man eine schwächende Einwirkung auf die sexuelle Sphäre zu, was jedoch noch problematisch ist. Der weiße, etwas narkotisch wirkende Milchsaft der Pflanze wird eingetrichtert unter dem Namen *Lactucarium* oder *Thridace* als schmerzstillendes, beruhigendes, schlafbringendes, wie erhitzen Mittel angewendet. Die beste und brauchbarste Sorte dieses Saft erhält man, wenn man den nachgemachten Einschnitten aus den blühenden Stengeln heretretenden Saft daselbst eintrocknen läßt. Der giftige Salat oder Gifflattich (*L. virosa*) unterscheidet sich durch etwas breit gerandete, schwarze, kahle Früchte. Seine frisch zur Blüthe gesammelten, stark und widerlich, narkotisch und opiumartig riechenden Blätter sind zur Bereitung eines Extracts officinell. Mit seinen schönen blauen Blumen schmückt der ausdauernde Salat oder ausdauernde Lattich (*L. perennis*) die steinigten Abhänge der Berge und die Felsen, z. B. in Thüringen, auf der Rosttrappe im Harz u. s. w. Salat nennt man überhaupt jede Zuspise aus Pflanzentheilen, die, meist roh, mit Öl, Essig, Salz, auch mit andern Zuthaten angerichtet werden.

**Salbe** (*unguentum*) nennt man eine weiche (etwa die Consistenz der Butter besitzende) Substanz, die in der Wärme noch weicher (schmierbar, schmierig) werdende, der Hauptsache nach Fett bestehende Masse. In der Medicin bedient man sich der Salben, um Arzneistoffe auf die Haut einwirken zu machen oder durch die Haut zur Aufnahme in den Organismus zu bringen. Zu diesem Zweck versetzt man den Grundstoff (das Fett) nach Befinden mit höchst feinen Mitteln der verschiedensten Art, z. B. Quecksilber, Opium, Canthariden u. s. w. Die Consistenz einer Salbe wird fester, wenn man Wachs, flüssiger, wenn man Öl oder flüchtige oder tropfbare Flüssigkeiten hinzusetzt; im erstern Falle nennt man sie Wachs Salbe (*cerum*) im letztern Liniment (*linimentum*). Die Salben werden entweder auf Charpie, Leinwand u. dgl. gestrichen und auf die bezeichnete Körperstelle aufgelegt oder eingerieben. In den Apotheken wird eine Menge Salben vorräthig gehalten, welche von den Pharmakopöen vorgegeben sind, z. B. Quecksilbersalben, Digestivsalbe, Verband Salbe. Wohlriechende Salben nennt man Pomaden.

**Salbei** (*Salvia*) heißt eine artenreiche, zur Familie der Lippenblümler gehörende Pflanzengattung, welche sich durch die eigenthümliche Bildung der Staubgefäße unterscheidet. Es sind nämlich nur zwei ausgebildete Staubgefäße vorhanden, deren Staubfäden auf der einen querübergelegten, wagebalkenartigen und gelenkig befestigten Faden (das sehr laubförmig gedehnte Mittelband) tragen, an dessen oberem Ende das eine Fach und an dem andern Ende das andere, aber verkümmerte Fach des Staubbeutels sich befindet. Die Blüthenblätter sind gewöhnlich eingeweicht überzogen mit Schleim, wie die Quittensamen. Bei den hierher gehörigen Arten wird der Gartensalbei oder gebräuchliche Salbei (*S. officinalis*) der an sonnigen Bergen und Felsen im südlichen Europa wächst, bei uns überall in Gärten gezogen. Es ist ein 1—2 F. hoher Halbstrauch mit eilänglichen oder lanzettigen, feingekrümmten, weißlich-grauen Blättern und violett-blauen, selten weißen oder rothen Blüthen. Die ganze Pflanze riecht sehr eigenthümlich, stark und durchdringend aromatisch, etwas lakritzartig, schmeckt bitterlich-gewürzhaltig, etwas abstringirend und enthält vorzüglich viel ätherisches Öl, bitteren Extractivstoff und Gerbstoff. Man benutzt den Gartensalbei zum Würzen von Speisen, zu Saucen und bei Zubereitung der Fische. Mit den frischen Blättern reibt man Zähne und das Zahnfleisch, um sie zu reinigen und das letztere zu stärken. Das vor der Blüthezeit gesammelte Kraut (Salbeiblätter) ist officinell und gehört zu den besten abstringirend-tonischen Heilmitteln; besonders wird es zu Gurgelwassern gebraucht. Der Wiesensalbei (*S. pratensis*), welcher die Wiesen, Grasplätze und Ackeraine in ganz Europa häufig schmückt, ist überwiegend flebrig behaart und trägt grasgrüne Blätter. Er wird zuweilen betrügerischerweise dem Biere zugesetzt, um es berauschender zu machen. Dasselbe gilt von dem Muskatellersalbei (*S. sclarea*), der im südlichen Europa und im Oriente einhäusig ist und sich durch die sehr großen, herzförmig-eirundlichen, concaven röthlichen und viel Deckblätter unterscheidet; auch wird diese Pflanze dazu benutzt, um dem Weine einen Muskatellerschmack zu verschaffen, was aber strenge Abmahnung verdient. An den Zweigen und Blättern des apfeltragenden Salbei (*S. pomifera*) entstehen im Oriente durch Insekten runde, zollgroße, graue, flaumige, fleischige Auswüchse von einem angenehmen gewürzhaltigen Geschmacke, welche dort häufig zu Märkte gebracht und gegessen werden.

**Salbung.** Schon in sehr früher Zeit pflegten sich die Morgenländer, sowie die späteren Europäer zur Stärkung der Glieder und zur Erhöhung der körperlichen Schönheit zu



auch unter den Ehrenbezeugungen, die sie geachteten Gästen bewiesen, das Salben mit riechenden Ölen eine der vorzüglichsten war. Von dieser Sitte des gemeinen Lebens unter der mosaischen Gesetzgebung, übereinstimmend mit andern Religionen des Alterthums, die Salbung der Priester, ihrer Kleider und der zum Gottesdienste bestimmten Geräthschaften, ist nur mit einem besonders dazu bereiteten heiligen Öle geschehen durfte und die Bedeutung der Weihe zum ausschließlichen religiösen Gebrauche hatte. Bereits das Alterthum betrachtete in diesem Sinne die Salbung der Priester und Könige als eine sinnbildliche Handlung, die die Gesalbten den unauslöschlichen Charakter ihrer Amtswürde mit besondern göttlichen Geisteskräften ausdrückte. Daher heißen Könige und Priester vorzugsweise Gesalbte des Herrn; wird der im Alten Testament angekündigte Erlöser Messias, d. h. ein Gesalbter, genannt. In sacramentalischen Handlungen der Kirche, z. B. bei der kath. Priesterweihe, salbt der ordinarische Bischof mit dem heiligen Salböl (s. Chrisma) die innere Fläche beider Hände nebst den Ring- und Zeigefingern des Ordinandens, wodurch nach dem Ausdrucke des Ordinationsbenedictions die Hände die Kraft gegeben wird, zu segnen, zu weihen und zu heiligen. Daher bezeichnet die Salbung auch die höhere Weihe, die einer religiösen Rede eigenthümlich sein soll, die nicht durch Studien erworben wird, sondern dem Gemüth des Redners von Natur verliehen sein muß.

**Salbhanha Oliveira e Daun** (João Carlos, Herzog von), portug. Marschall und Staatsmann, geb. um 1780 zu Arinhaga, erhielt seine Bildung in der Adelschule zu Lissabon und studierte auf der Universität zu Coimbra. Er kam als Mitglied in den Verwaltungsrath für die Provinz Alentejo und blieb bei der Übersiedelung des Hofes nach Brasilien in Portugal. Im J. 1810 wurde er von den Engländern festgenommen und nach England gebracht. Nach der Rückkehr von England ging er nach Brasilien, wo er mit Auszeichnung im Heere diente und später zu diplomatischen Missionen gebraucht wurde. Der König ernannte ihn im Jan. 1825 zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Als die Infantin Isabella nach des Königs Tode 1826 die Regentschaft übernommen hatte, wurde S. Gouverneur von Oporto, bei der Bildung des neuen Ministeriums nach Einführung der Constitution Dom Pedro's aber Kriegsminister. Er unterdrückte erfolgreich die an verschiedenen Punkten ausbrechenden Unruhen und behauptete sich in dem Kampfe mit der Partei der verwitweten Königin und des Infanten Dom Miguel. Bei der Wiederherstellung des Ministeriums 9. Juni 1827 blieb er Mitglied desselben; doch als er nachher sich die Entsetzung verdächtiger Beamten von der Regentin foderte, erhielt er 24. Juni 1827 die Entlassung. S. ging nach England, kehrte aber, nachdem Dom Miguel die Regentschaft übernommen und der Aufstand in Oporto ausgebrochen, im Juni 1828 nach Oporto zurück und übernahm 28. Juni mit Palmella den Oberbefehl über das bereits am 24. gegründete constitutionelle Heer. Als jedoch der entscheidende Kampf beginnen sollte, zeigte sich S. so muthlos, daß S. den Oberbefehl niederlegte und sich mit seinen Gefährten wieder nach England, 1829 nach Frankreich wandte, wo er die zerstreuten portug. Flüchtlinge sammelte. Als Dom Pedro im Febr. 1832 diese Streitkräfte nach Terceira führte, erhielt S. die Ernennung. Erst später wurde er Oberbefehlshaber in Oporto und Chef des Generalstabs. Mit Villafior, dem nachmaligen Herzoge von Terceira, durchbrach er die Linien der portug. Armee vor Lissabon. Im J. 1834 aber entstanden Reibungen zwischen S. und Villafior, worauf Villafior den Oberbefehl über das Heer an S. gänzlich überließ. In der von Dom Pedro 1834 eröffneten Sitzung der Cortes gehörte der zum Marschall ernannte S. zur Opposition, die es dahin brachte, daß 27. Mai 1835 er selbst zum Kriegsminister und Präsidenten des Ministerraths ernannt wurde, Palmella aber nur die auswärtigen Angelegenheiten behielt. Indes vermochte sich S. in der Majorität der Kammer so wenig zu behaupten wie Palmella. Auch am Hofe fand er Schwierigkeiten, sodaß er mit seinen Collegen 1835 seine Entlassung nahm. Doch täuschten sich die demokratischen Progressisten, als sie in ihm einen der Ihrigen erblickten. Als der Septemberaufstand ausbrach, trat S. (1836) an die Spitze einer contrerevolutionären Bewegung, deren Mißlingen ihn auf geordnete Zeit aus seiner politischen Stellung herauswarf. Am Hofe als gebieterisch, ehrgeizig und auch als eifriger Verfechter der constitutionellen Formen ungern gesehen, von der siegreichen Partei als Abgefallener betrachtet, nahm er in den nächsten zehn Jahren wenig Antheil an der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten. Erst die Bewegung, welche gegen die Regierung Cabral 1846 entstand, rief ihn von Paris, wo er sich damals befand, zurück. Er ließ sich von der Königin an der Stelle des unbequemen Palmella (Oct. 1846) an die Spitze des Ministerraths setzen.

Ministeriums stellen, um die in diesem Augenblick ausbrechende demokratische Bewegung in Oporto ihren Mittelpunkt hatte, zu bekämpfen. Der Aufstand, gegen den er die königlichen Truppen führte, nahm eine Ausdehnung an, welche die Intervention der Mächte der Quadrupelallianz hervorrief. Doch gelang es S., sich auch nach der drohenden Krisis zu behaupten und ein neues Ministerium vom Dec. 1847 zu bilden, das freilich, als in Europa die reactionäre Strömung wieder zunahm, entlassen und durch Costa Cabral ersetzt ward (Juni 1849). Wiederholten sich nun die frühern Vorgänge. Das Regiment Cabral's trieb den Stoff einer neuen Insurrection zusammen, und Saldanha, unruhig und ehrgeizig wie immer, auch dem kaiserlichen Regiment innerlich abgeneigt, stellte sich abermals an die Spitze. Ein Militäraufstand (Frühjahr 1851) unter seiner Führung demüthigte abermals die Königin und nöthigte sie, an die Spitze der Verwaltung zu berufen, wo er sich unter mancherlei Schwankungen bis nach dem Tode Maria's da Gloria behauptet hat.

**Salbern** (Friedr. Christoph von), preuß. Generallieutenant der Cavalerie, ein ausgezeichneter Taktiker, geb. 2. Jan. 1719 in der Priegnitz, der Sohn eines Oberstlieutenants, trat 1737 als Fähnrich in den Dienst und wurde von König Friedrich II. wegen seiner ansehnlichen Thaten als Oberlieutenant in die Leibgarde versetzt und nach dem schles. Kriege Hauptmann. Er that fast bei allen Schlachten des Siebenjährigen Kriegs, zeichnete sich besonders bei Leuthen aus und erhielt nach der Eroberung von Breslau 1758 den Rang als Oberstlieutenant. Nach Aufhebung der Belagerung von Olmütz deckte er den Rückzug des Königs durch Mähren und Böhmen. Er leistete auch bei Hochkirchen bedeutende Dienste und bewies bei dem letzten Marsche von Sachsen nach Schlesien zum Entsatz von Reisse große Umsicht, sodaß ihn der König, ohne daß er vorher Oberst gewesen, 1759 zum Generalmajor ernannte. Bei Liegnitz, besonders bei Torgau, wo er unter Ziethen focht, bewährte er seinen Muth und seine Kriegsfähigkeit abermals. S. starb zu Magdeburg 1785. Als ein Zeugniß seiner praktischen Thätigkeit ist der Ausspruch Friedrich's d. Gr. zu betrachten, der nach einem Manoeuvrevorgange heranritt und ihm zurief: „Salbern, höre Er auf, das ist Alles und übertrifft Alles, was man mit der Taktik thun kann!“ Auch seine anonym erschienenen Schriften „Taktik der Infanterie“ (Dresd. 1784) und „Taktische Grundsätze“ (Dresd. 1786) zeigen von seiner militärischen Einsicht. Eine Gedächtnisurne mit seinem Bild und Namen ist ihm zu Ehren auf dem Scharzberg, einem Berge bei Bettin, vier Stunden von Halle, aufgestellt.

**Saldo** (ital.) ist in der Handelsprache gleichbedeutend mit Bestand oder Rest und bedeutet den bei Abschluß einer Rechnung auf der Soll- oder Habenseite (Foderung- oder Schuld- Einnahme- oder Ausgabeseite) überschießenden Geldbetrag, welcher auf neue Rechnung übertragen wird. Kassensaldo ist demnach übereinstimmend mit Kassenbestand oder Kassenrollen. Eine Rechnung saldiren heißt: jenen Bestand ausgleichen, abmachen, bezahlen, und man kann in gleichem Sinne auch vom Saldiren (d. i. vom Ausgleichen) eines Einzelepostens, z. B. eines einzelnen Kaufs, sprechen.

**Salem** heißen eine Menge Ortschaften nach der Stadt im alten Palästina, aus welchen nachherige Jerusalem entstanden sein soll. — Salem, City und Einfuhrhafen im nördlichen Freistaat Massachusetts, größtentheils auf einer Landzunge zwischen dem Nord- und Südgelbogen gelegen, zwei Meereseingängen, über deren erstern eine 14070 F. lange Brücke nach der sprunghaft zu S. gehörigen Township Beverly führt, während der zweite den Hafen bildet. Die Stadt hat zum Theil sehr geschmackvoll gebaute Häuser, 18 Kirchen, ein Lyceum, ein reichhaltiges Ostindisches Museum und zwei öffentliche Bibliotheken. Nächst Plymouth ist S. die zweitgrößte Stadt in Massachusetts, wurde 1836 City und 1838 durch die Eisenbahn mit Boston verbunden. Es war lange in Handel, Reichthum und an Volkszahl die erste Stadt in Neuengland, wurde jedoch in neuerer Zeit von Providence und Lowell an Einwohnerzahl, von New Bedford im Handel überholt. Besonders ist sein Handel nach Ostindien, in welchem es sich lange Zeit auszeichnete, sehr gesunken. Gleichwol sind Handel, Rhederei und Manufacturen immer noch sehr bedeutend, auch der Stöckfischfang nicht unerheblich. Im J. 1846 zählte sie 18846, mit ihrer Umgebung 21500 E. — Salem, der Hauptort der Brüdergemeinde in dem nordamerik. Staate Nordcarolina, bestehend aus einer einzigen beinahe  $\frac{3}{4}$  Me. langen mit Baumreihen besetzten freundlichen Straße, hat eine vorzügliche Lehranstalt für Medizin und verschiedene Manufacturen und zählt 2000 E. — Salem heißt auch eine ostind. Provinz in der Präsidentschaft Madras, die mit dem Districte Baramal oder Barramahäl auf 380 Me. mehr als  $1\frac{1}{2}$  Mill. E. zählt. Auf einem anziehenden, erquickenden Hochplateau hingebend bietet das Land eine treffliche Gesundheitsstation für die Bewohner der heißen Grenzprovinzen.



ital. Die Hauptstadt Salem, südwestlich von Pondichéry, am Flusse Tiramayinotor und 8. hoch an den Sermahybergen gelegen, an deren Fuß eine überaus fruchtbare Cultur sich anlehnt, ist gut gebaut, reinlich und wohlhabend, hat eine Festung, eine Missions- mit Schulen und zählt 60000 E., die bedeutenden Handel treiben, Baumwolle weben, Leder bereiten und in den nahen Bergen vorzügliches Eisenerz graben, woraus vortrefflicher fabricirt wird.

Salz oder Salepwurzel nennt man die Wurzelknollen der Gattung Nagwurzel oder Knaul (Orchis). Man sammelt hierzu von den zwei an der Wurzel dieser Pflanzen befindlichen Knollen nur den einen, jüngern, fleischigen, reinigt die gesammelten Knollen, taucht darauf mehrere Minuten lang in siedendes Wasser und trocknet sie nun möglichst schnell, auf die Stücke hart und hornartig werden. Der größte Theil des Salep kommt aus dem Ind und Persien, aber auch die meisten unserer Nagwurzelarten mit rundlichen Knollen werden benutzt, wie die Tristen-Nagwurzel (Orchis Morio), die größere Nagwurzel (O. mascula), die gelbe Nagwurzel (O. pallens), die grauliche Nagwurzel (O. militaris), die braune Nagwurzel (O. fucata) u. a. Allein ganz auf gleiche Weise können auch die Arten mit handhörnigen Knollen verwendet werden, wie die breitblättrige Nagwurzel (Orchis latifolia), die gefleckte Nagwurzel (O. maculata), die schmalblättrige Nagwurzel (O. angustifolia), die fliegenartige Orchidee (Gymnadenia conopsea), die wohlriechende Nachtorchidee (Gymnadenia conopsea). Die Knollen der beiden letztern waren auch sonst noch unter den besondern Namen Knaul und kleine Christhand officinell. Die Salepwurzeln bestehen fast ganz aus Pflanzensaft (Bassorin, Pectin) mit Sagmehl und Gummi. Sie werden zu einem feinen Mehle gemahlen und das Mehl dann mit Wasser u. s. w. gekocht; man braucht aber von dem Salep nur äußerst wenig, da es ungemein stark aufquillt. Der Salep besitzt die nährenden, erweichenden, einhüllenden, reizmindernden, entzündungswidrigen Eigenschaften der schleimigen Substanz im höhern Grade und wird daher bei entzündlichen Krankheiten, besonders bei allen Entzündungen mit katarthalischem Charakter, bei Abzehrungen und Schwindsuchten u. s. w. sehr gebraucht. Besonders ist er bei höhern Schwächegraden und gesteigerter Sensibilität ein kräftig restaurirendes Nahrungsmittel. Mit dem Namen westindischer Salep wird die Arrow-root (s. d.) bezeichnet.

Salerno (Salernum), die Hauptstadt der Provinz Principato citeriore des Königreichs Neapel, der Sitz eines Erzbischofs, liegt, ringsum von Bergen umschlossen, an dem nach Süden gerichteten reizenden Meerbusen, der durch die Landzunge Campanella vom Golf von Neapel getrennt ist. S. hat 12000 E., ist im Ganzen gut gebaut und namentlich am Quai und der Stadt am Meere reich an prächtigen Gebäuden. Der Hafen und Handel, sowie eine jährliche Messe machen es sehr lebhaft. Das sehenswertheste Bauwerk ist der Dom, der nach der Zerstörung durch die Sarazenen im 11. Jahrh. durch Rob. Guiscard prächtiger als zuvor wieder aufgebaut wurde und das Grabmal Gregor's VII., sowie den Grabstein des Johannes von Procida enthält. Die Stadt gehörte sonst zum Gebiete der Picentiner und war im Mittelalter ihrer medicinischen Lehranstalt (Schola Salernitana) wegen berühmt, die 1150 gestiftet, die Pflanzschule und die medicinischen Facultäten in Europa wurde. Von ihr ging hauptsächlich die praktische Medicin aus, und ihre diätetischen Vorschriften, in Verse gebracht, fanden überall Verbreitung und Anerkennung. Die Universität wurde 1817 aufgehoben und die Stadt hat nur ein Lyceum.

Salesianerinnen heißen die Nonnen des Ordens von der Heimsuchung der Jungfrau Maria nach ihrem Stifter, dem heil. Franz von Sales, der 1618 mit Unterstützung der Frau von Chantal den Orden zu Annecy in Savoyen gründete und 1622 als Bischof von Genf starb. Der Orden war ursprünglich eine Zufluchtsstätte für Witwen und kranke Frauen, erweiterte sich aber in der Folge und machte sich neben den geistlichen Übungen die Krankenpflege zur Aufgabe. Die Salesianerinnen zählten im 18. Jahrh. 160 Klöster und 6600 Nonnen. Jetzt gibt es Klöster derselben in einigen Städten Italiens, in Wien, Breslau und anderswo, die sich nach Art der Barmherzigen Schwestern der Krankenpflege und Erziehung junger Mädchen widmen. Vgl. Kensing, „Lebensgeschichte des heil. Franz von Sales“ (Paderb. 1818). Salzi (Francesco), ital. Literat, geb. zu Cosenza in Calabrien 1759, lebte seit 1788 in Neapel, wo er sich durch seinen mit Beziehung auf das Erdbeben von 1783 geschriebenen „Saggio sui fenomeni antropologici relativi ai tremuoti avvenuti nelle Calabrie“ (1793) in literarischen Ruf brachte. Mit philosophischen und staatswissenschaftlichen Studien





Oper begründete seinen Ruf. Er erhielt sofort den Auftrag, die „Horatier und Curia- u componiren, und bald darauf schrieb er „La grotta di Trofonio“ und seine herrliche Tarare“ zu dem franz. Text von Beaumarchais (1785), welche er 1787 selbst in Paris rte und nachher für die ital. Bühne nach da Ponte's Bearbeitung unter dem Namen 'auf die Bühne brachte. Überhaupt hat S. 59 deutsche und ital. Opern componirt, von nehre einen bleibenden Werth wenigstens für den Kenner besitzen. Unter seinen Kirch- Rusiken ist besonders seine Passion berühmt. Außerdem hat er viele einzelne Arien, auch für Instrumentalmusik und seit 1794 eine Menge kleiner, größtentheils launiger Duetten, en und Kanons componirt, eine Gattung, die ihm fast eigenthümlich angehört. Er bildete ausgezeichnetsten Sängern und in der Composition sind Weigl, Hummel und Mo- eine Schüler. Wegen Krankheit wurde er 1824 pensionirt und starb zu Wien 7. Mai 1828. Vgl. Mosel, „Über das Leben und die Werke S.'s“ (Wien 1828).

ine, s. Salz.

is, eine alte adelige, in Graubünden verzweigte und vielfach einflussreiche Familie, hat lten Hauptstammstämme Soglio und Seewis im Süden und Norden des Cantons. Viele der dieser Familie traten in ausländischen Kriegsdienst und fochten schon im 17. Jahrh. ter den Fahnen Osterreichs und Spaniens, bald unter denen Frankreichs. Noch in den al. Feldzügen von 1848 und 1849 fielen zwei S., der eine im östr., der andere im nea- ere. — Salis (Karl Ulisses von), geb. zu Marschlin 1728, verlegte 1771 die zehn Jahre Haldenstein gegründete Erziehungsanstalt an seinen Geburtsort, wurde 1757 Podesta in und 1768 franz. Geschäftsträger (Minister) in Graubünden. Den Wirren der ion entzog er sich 1794 durch die Flucht, lebte eine Zeit lang mit seiner Familie in Tirol b als Verbannter, nachdem sein Vermögen eingezogen worden war, zu Wien 1800. erfasser mehrerer geschätzter Schriften über Sicilien und Neapel und besonders über die te des mit Bündten verbundenen Veltlins, sowie der Grafschaften Cleven und Worms. s. Soglio (Joh. Ulrich von), geb. 1790 zu Chur, erst zum Kaufmann bestimmt, trat später hier der Cavalerie in bair. Dienst und machte unter Fürst Brede die Feldzüge von 1813 14 mit, wo er sich bei Hanau und Brienne auszeichnete und beide male verwundet Im J. 1815 trat er als Hauptmann eines schweiz. Infanterieregiments in die holl. morin er auch nach Auflösung der Schweizerregimenter bis 1840 fortdiente. Die Tag- hatte ihm, 1844 den Oberbefehl über die nach dem Wallis aufgegebenen Interventions- bestimmt. Im J. 1847 nahm S. die Ernennung zum Oberbefehlshaber der Armee verbunds an und ward im Treffen bei Gislikon (25. Nov.) verwundet. Er bewährte damals als persönlich muthig, zeigte sich jedoch seinem Gegner Dufour (s. d.) an Küh- nicht gewachsen.

s. Seewis (Joh. Gaudenz, Freiherr von), deutscher Dichter, der vorerwähnten Fa- gehörig, geb. 26. Dec. 1762 zu Malans in Graubünden, erhielt seine erste Bildung lichen Hause, dann lebte er einige Zeit bei Pfeffel in Kolmar. Im J. 1785 wurde er ann bei der Schweizergarde in Versailles. Im Winter 1789 lernte er auf einer Reise Wieland, Herder und Schiller kennen und vertraute Freundschaft und Ähnlichkeit des hen Talents verband ihn auch aufs innigste mit Matthiesson. Im Anfange der Revo- ante er unter dem General Montesquiou in Savoyen, dann lebte er in der Zurückgez- n Paris den Studien. Im J. 1793 kehrte er in sein Vaterland zurück, vermählte sich ns mit Fräulein von Pestalozzi und lebte als Privatmann zu Chur. Wegen seiner ung für den Anschluß Graubündtens an die Schweiz von seinen Landeleuten vielfach det, ging er nach Zürich und wurde Generalinspector der helvet. Truppen und General- in Masséna's Generalstabe, später Mitglied des helvet. Cassationsgerichts. Nach der ung der Mediationsacte 1803 kehrte er zum Heimatsitze zurück, wo er eidgenössischer wurde und verschiedene andere Ämter bekleidete. Später zog er sich aus dem öffentlichen rüd und lebte in Malans, wo er 29. Jan. 1854 starb. Weder die Pracht des franz. noch das Sittenverderbniß der Residenz, in welcher S. seine Jugendzeit verlebte, noch is Getümmel des Kriegs hatten seinen Sinn für ländliche Natur, für Freundschaft und vermischt. Seine Lieder sind ohne Ausnahme von geringem Umfange und schildern enen unter dem Eindrucke verschiedener Gemüthsstimmungen. In den meisten herrscht ite Melancholie; doch läßt die Wahrheit und Innigkeit seines Gefühls die Einförmig- che allerdings vorhanden ist, weniger hervortreten. Eine Sammlung seiner „Gebichte“ zuerst zu Zürich 1793 (neueste verm. Aufl., Zür. 1855).





im Jahr 1428 bei der Belagerung von Orléans durch einen Flintenschuß getödtet. Der Gatte seiner einzigen Tochter Alice, Richard Neville (s. Neville) nahm den Namen eines Grafen von S. an, der auf seinen Sohn, den hochberühmten Grafen Warwick (s. d.), ging. Die jüngere Tochter desselben, Isabel Neville, heirathete Georg, Herzog von Clarence, Bruder Eduard's IV., der 1472 auch zum Grafen von Warwick und S. ernannt wurde. Die Tochter Margaret, die letzte aus dem Hause Plantagenet und Gattin Sir Richard Pole, empfing 1513 von Heinrich VIII. den Titel einer Gräfin von S., verfiel aber endlich dem heimlichen Argwohn dieses Monarchen und wurde 1541 in einem Alter von 70 J. enthauptet. — Jakob I. erhob seinen Minister Robert Cecil, Viscount Cranbourne (s. Cecil), 4. Mai zum Grafen von S. Er starb 17. Febr. 1612. James Cecil, vierter Graf von S., lebte unter Jakob II. dem Könige zu Gefallen katholisch und zog sich hierdurch nach der Revolution von 1688 eine lange Gefangenschaft im Tower zu; die übrigen Mitglieder der Familie waren jedoch Protestanten. James Cecil, der siebente Graf, geb. 14. Sept. 1748, ward 1793 zum Marquis von S. erhoben und starb 13. Juni 1823. Dessen Sohn, James William, zweiter Marquis von S., geb. 17. April 1791, nahm in Folge seiner Verheirathung mit der reichen Miß Gascoigne den Namen Gascoigne-Cecil an, ist Lord-Lieutenant von Middlesex, Mitglied des Geheimen Rathes und Ritter des Hosenbandordens. Als conservativer Tory und Protectionist bekleidete er während des kurzen Ministeriums Derby vom 1. Dec. 1852 das Amt eines Großsiegelbewahrers.

Das Salische Gesetz (Lex Salica) heißt das alte, in verderbtem Latein aufgezeichnete Volksgesetz der Salischen Franken, welches zur Zeit, als die Franken noch heidnisch waren, im 5. Jahrh., in einem Beschlusse der Häupter des Volkes von vier dazu erwählten rechtskundigen Männern niedergeschrieben, später aber durch Chlodwig, Childebert und Chlotar mit einigen Änderungen und Zusätzen versehen wurde. Aus den zahlreichen erhaltenen Handschriften ergibt sich ein vierfacher Text des Gesetzes: ein ältester in 65 Titeln (Pactus), verfaßt im nördlichen Frankreich vor Ausbreitung der fränk. Herrschaft über die Somme, eine Überarbeitung in 65, eine in 99 Titeln und endlich eine in 70 Titeln, welche in der karolingischen Zeit in officieller Form auch war. Als Anhang wurden noch Gesetze der merovingischen Könige beigelegt und im 12. Jahrh. auch eine hochdeutsche Übersetzung des Gesetzbuchs verfaßt, von welcher sich einige Hefte erhalten haben. Das Gesetz beruht zwar im Wesentlichen auf dem althergebrachten indoeuropäischen Recht, ist aber nicht eine unmittelbare und vollständige Aufzeichnung desselben, sondern eine ganz neue, durch die veränderten Verhältnisse des 6. Jahrhunderts notwendig gewordene Codification, bei welcher mehrere Theile jenes Gewohnheitsrechts fortbildung und Umgestaltung erfuhren. Doch eben dieser vorherrschenden Grundlage und hohen Alters wegen ist es eine der wichtigsten Quellen für die Kenntniß des altgermanischen Rechts. Die Handschriften der ersten und zweiten und auch einige der dritten Textesklasse entstammen oft mitten im Saie unter der Bezeichnung Malberg (Gerichtsberg, Gerichtsstätte) oder eingeschobene Wörter, die sogenannte malbergische Glosse, aber in einer so verderbten Gestalt, daß selbst über die Sprache, der sie angehören, ein langer und heftiger Streit entbrannt ist. Die natürlichste Annahme, daß sie nicht, wie Leo behauptete, der celtischen, sondern der fränk. Sprache selbst zugehören, hat durch gelungene Entzifferung einer ziemlich bedeutenden Anzahl derselben hinlängliche Bestätigung gefunden. Sie finden sich in der Regel an Stellen, wo von Bußbestimmungen die Rede ist, und geben entweder die Art des Vergehens, den geschädigten Gegenstand, oder die Buße, oder eine Verweisung auf Ortsrechte an. Unter vielen Ausgaben des Gesetzbuchs sind besonders auszuzeichnen diejenige von Pardessus (Paris 1843) wegen ihres Reichthums an Material und trefflichen Erläuterungen und die von Merkel (Berl. 1850) wegen der Vollständigkeit und kritischen Sichtung des Textes. Die Hauptarbeiten über die malbergische Glosse lieferten Leo („Die malbergische Glosse“, Halle 1842—45), Clement („Die Lex Salica“, Manh. 1843) und Jak. Grimm (in „Geschichte der deutschen Sprache“ und in der Vorrede zu Merkel's Ausgabe). Vgl. B. H. Meyer, „Der Lex Salica u. s. w. Alter und Heimat“ (Würzb. 1840); Wais, „Das alte Recht der Salischen Franken“ (Kiel 1846); Jul. Grimm, „De historia legis Salicae“ (Bonn 1848). Der Grundsatz des fränk. Rechts, von der Erbnachfolge in Stammgüter (wegen deren politischen Bedeutung) das weibliche Geschlecht gänzlich auszuschließen, ging über auf das Thronrecht in der fränk. und später der franz. Monarchie. Im eigentlichen Deutschland fand er nur bedingte Anwendung, und in England und Spanien galt nach dem angelsächsl. und westgoth. Rechte die cognatische Succession, welche auch die Thronfolge der Frauen er-

laubte. In Spanien ward die Thronfolge nach dem sogenannten Salischen Gesetze eingeführt durch Philipp V. (1713) und unter dem Einspruche der verwandten Fürstenhäuser wieder aufgehoben durch Ferdinand VII. 29. März 1830. (S. Spanien.)

**Sallet** (Friedr. von), deutscher Dichter, von einer franz. Refugieefamilie abstammend, wurde 20. April 1812 in Reisse in Schlesien geboren. In Breslau erzogen, kam er 1824 in das Cadettencorps in Potsdam, 1826 in das zu Berlin und 1829 als Lieutenant nach Mainz. Unzufrieden in dieser Stellung, schrieb er 1830 eine satirische Novelle über den Militärstand. Er wurde deshalb kriegsgerichtlich zur Cassation und zu zehn Jahren Festungsarrest verurtheilt; ein zweites Kriegsgericht ermäßigte diese Strafe auf zwei Jahre, die Gnade des Königs auf zwei Monate. Nachdem er die Strafe in Jülich abgessen, wurde er nach Trier versetzt; dort besuchte er 1834 die Kriegsschule in Berlin, wo er sich vorzüglich mit Geschichte und Hegelscher Philosophie beschäftigte. Gegen Ende 1838 nahm er seinen Abschied und wendete sich nach Breslau, um ausschließend geistiger Thätigkeit zu leben, starb aber 21. Febr. 1843 in Reichau bei Nimptsch. S. zeigte schon in früher Jugend ein sehr bedeutendes dichterisches Talent; später gesellte sich zu der sentimental-romantischen Richtung die derb-humoristische und satirische, welche sich in mehreren Entwürfen zu Lustspielen und Novellen aussprach. Allmählig aber nahm in ihm das ernste Studium Schiller's und Goethe's, dann der Geschichte und Philosophie immer tieferes Streben nach Erkenntniß der Wahrheit, besonders auch im religiösen Gebiete. Auch wendete er sich später in gleichem Sinne den politischen Verhältnissen zu. Zugleich erwarb er sich gediegene Kenntnisse in den verschiedensten Wissenschaften. Öffentlich trat er erst mit einem Bändchen „Gedichte“ (Berl. 1835) auf. Diesen folgten eine Sammlung Gramme: „Funken“ (Trier 1838), „Die wahnsinnige Flasche; ein heroisches Epos“ (Trier 1838), ein gehaltvolles Märchen „Schön Irla“ (Trier 1838) und neue „Gesammelte Gedichte“ (Bresl. 1843). Sein Hauptwerk jedoch ist das 1839 geschriebene „Laienevangelium“ (4. Aufl. Bresl. 1847). Genau den Worten des Neuen Testaments folgend, sodaß er dieselben gleich als Thema für die einzelnen Gedichte benutzte, soll diese Dichtung die Gottwerdung des Menschen als die höchste Aufgabe des Christenthums darstellen und zu diesem Zwecke ein neues System der Sittlichkeit begründen. Das Ganze ist dem positiven kirchlichen Christenthum, dem sich S. in seinen letzten Lebensjahren fern hielt, entgegengesetzt; aber den reinsten Wahn und eine ernste Auffassung und Durchführung seiner Idee, sowie zahlreiche dichterische Schönheiten müssen auch die religiösen Gegner seiner Ansicht darin anerkennen. Nahe damit verwandt ist die aus seinem Nachlaß herausgegebene Abhandlung: „Die Atheisten und Götzen unserer Zeit“ (Lpz. 1844; 2. Aufl., Hamb. 1852), in welcher er den Pietismus als den wahren Atheismus bezeichnet. Weniger bedeutend ist seine „Erläuterung zum zweiten Theile des Goethe'schen Faust für Frauen“ (Bresl. 1844). Seine hohe Begabung und sein rastloses Streben nach dem Höchsten sind unbedingt anzuerkennen. Doch gelangte S. nicht zu völliger Reife und seine Leistungen sind von Freunden, die ihn fast als einen Religionsstifter priesen, überschätzt worden; so z. B. in der Schrift „Leben und Wirken Friedr. von S.“ (Bresl. 1844). Seine „Sämmtlichen Schriften“ erschienen in fünf Bänden (Bresl. 1845).

**Sallustius** oder **Salustius** (vollständig **Cajus S. Crispus**), einer der ausgezeichneten röm. Geschichtschreiber, geb. 86 v. Chr. zu Amiternum im sabin. Gebiete, stammte aus einer angesehenen plebejischen Familie, erhielt eine sorgfältige Erziehung und zeigte schon früh eine große Vorliebe für das historische Studium, die jedoch durch den in ihm fast zugleich entwickelnden Ehrgeiz, im öffentlichen Leben zu glänzen, wieder zurückgedrängt wurde. Sein erstes Auftreten in Staatsämtern fällt in die Zeit des zwischen Pompejus, Cäsar und Crassus gebildeten Triumvirats, und nachher finden wir, wie er 52 v. Chr. während der innern Kämpfe seine Stelle als Volkstribun dazu benutzte, seinen Privatfeind Milo in den heftigsten Reden anzugreifen und zu stürzen. Aber schon 50 v. Chr. wurde er, wahrscheinlich in Folge seiner freundschaftlichen Verhältnisse zu Cäsar, durch den Censor Appius Claudius Pulcher aus dem Senate gestossen, bei dem Ausbruche des Bürgerkriegs jedoch auf Cäsar's Betreiben Quästor wieder in denselben aufgenommen. Seinem Gönner folgte er später nach Afrika und leistete ihm hier wesentliche Dienste, sodaß er nach Beendigung des Kriegs zum Proconsul der neuen Provinz Numidien ernannt wurde. Während dieser Verwaltung hielt sich S. von jeder Unzufriedenheit nicht frei, da er bei seiner Rückkehr aus Numidien im Besitze großer Reichthümer war und sich außer Cäsar's Villa zu Tibur zugleich einen prachtvollen Garten am Quirinal erworben, der in der Folge sogar den Kaisern als Lieblingsaufenthalt diente. Sowie er daher in seinen Jugendjahren den Ruf der Unsittlichkeit sich zugezogen hatte, so fiel er jetzt in den Verdacht



her Selberpressungen. Von öffentlichen Geschäften entfernt, beschäftigte er sich in den letzten Jahren bis an seinen Tod, um 55 v. Chr., ausschließlich mit der Ausarbeitung seiner geistlichen Werke. Unter diesen Werken nahm dem Umfange und der Bedeutsamkeit nach seine „Geschichte“ den ersten Platz ein, welche den Zeitraum von Sulla's Tod bis zur Verurtheilung Catilina's darstellte, aber nur in wenigen Bruchstücken vorhanden ist. Wir besitzen noch zwei kleinere, in früherer Zeit verfaßte Schriften von ihm, deren eine: „De conjuratione Catilinae“, die bekannte Verschwörung des Catilina, die andere: „De bello Jugurthino“, Krieg der Römer gegen den numid. König Jugurtha zum Gegenstande der Behandlung. Beide Werke verrathen ein sehr sorgfältiges Studium sowohl der ältern röm. als auch der Geschichtschreiber und Redner, besonders seines Vorbildes Thucydides, und geben uns eine treuen und lebendigen Darstellung ein ausdrucksvolles Gemälde von den Zermürnungen im Verfall der großen röm. Republik. S. verstand es namentlich, mit Uebergang des Wichtigen das Wichtigste durch wenige starke Züge beredt und anschaulich hervorzuheben, wo es nöthig erschien, den fernliegenden Ursprung der Thatfachen und ihre ganze Entwicklung mit großer Klarheit anzugeben, dagegen aber auch mit besonnener Mäßigung den Stoff zu kürzen und jeder Ermüdung durch rechtzeitiges Abbrechen vorzubeugen. Dabei beleben die eingeflochtenen Reden, die von Kraft und Würde des Ausdrucks zeugen, den Erzähler. Besonders ausgezeichnet sind seine Charakterbilder hervorragender Persönlichkeiten. Auch tritt überall unverkennbar das Streben hervor, die ungeschminkte Wahrheit zu sagen, daher der häufig wiederkehrende Tadel und Unwille über die Gebrechen seit, mit der er selbst zerfallen war, wol nur selten an Übertreibung grenzen mag. Seine wichtigen Inhalte angemessene Sprache empfiehlt sich zwar nicht durch den leichten Fluß des Satzes oder die Redefülle eines Cicero, wol aber durch Sorgfalt in der Wahl des Ausdrucks durch edle Einfachheit, nervige Kürze und einen alterthümlichen Anstrich, der frei von Affectation ist. Den Charakter und schriftstellerischen Werth hat vorzüglich Löbell in der „Zur Beurtheilung des S.“ (Bresl. 1818) in ein klares Licht zu stellen gesucht. Wichtig sind auch die umfassenden Arbeiten von Brosset (s. d.) für das Verständniß des S. und seiner Zeit. Unter den Ausgaben sind nach der ersten (Ven. 1470) als die besten hervorzuheben: die von Wasse (Cambr. 1710), Gorte (Lpz. 1724), Havercamp (2 Bde., Amst. 1724), Gerlach (3 Bde., Bas. 1824—31; auch 1852 und 1853), Kriß (Bd. 1 und 2, Lpz. 1834, Bd. 3, 1853), Fabri (2 Bde., Nürnberg. 1851—52) und Dietsch (2 Bde., Lpz. 1846). Deutsche Übersetzungen lieferten Schlüter (2 Bde., Münst. 1806—7 und 1808), Voltmann (Prag 1814), Strombeck (Gött. 1817), Ernesti (2 Bde., Münch. 1811) und viele Andere. Die Bruchstücke wurden von Drelli (Zür. 1831) und Kreyßig (1835), am vollständigsten mit Hinzufügung des neuerdings in Toledo gefundenen, von Livius zugeschriebenen, von Kreyßig und Kriß aber als Sallustianisch erkannten Fragmenton Kriß (Lpz. 1853) bearbeitet.

Sallustius, ein cynischer Philosoph und Rhetor im 5. und 6. Jahrh. n. Chr., hielt sich eine Zeit theils in Athen, theils in Alexandria auf und erwarb sich dort als Lehrer der Rhetorik einen bedeutenden Ruf. Unter seinem Namen besitzen wir noch eine kleine Schrift „De divitiis et paupertate“, worin die Unsterblichkeit der Seele und die Ewigkeit der Strafen die Epikuräer bewiesen werden soll, die aber von Andern einem Neuplatoniker gleichfalls zugeschrieben wird. Nach der ersten Bekanntmachung durch Leo Allatius (Rom 1606) wurde diese Schrift am besten von Drelli (Zür. 1821) herausgegeben, ins Französische von Formey (Berl. 1748) und ins Deutsche von Schultzeß übersetzt (Zür. 1779).

Salz hießen bis zum franz. Revolutionskriege zwei deutsche Grafschaften: die gefürstete Ober- und die Grafschaft Niedersalzm. Das uralte Geschlecht der Grafen Salm, welches die Grafschaften besaß, theilte sich in beiden Söhnen des Grafen Theodorich 1040 in zwei Linien. Ober- und Niedersalzm erhielten Heinrich's Nachkommen mit den Brüdern Simon II. und Johann IV. in zwei Aste sich auftheilend und die Grafschaft Ober- und Niedersalzm theilten. Die Linie Simon's II. erlosch 1475 und die Grafschaft Niedersalzm fiel durch die Erbtöchter an deren Gemahl, den Rhein- und Pfalzgrafen Nikolaus V., der sich nun Graf von Salm nannte. Die Linie Johann's IV. erlosch 1500 und es kam der andere Theil der Grafschaft durch Verheirathung der Erbtöchter an Leopold Nikolaus II., ein Enkel Johann's IV., erwarb die Grafschaft Neuburg am Inn und die Linie S.-Neuburg, die 1784 ausstarb. — Des obengenannten Heinrich Bruder, Heinrich I., erhielt Niedersalzm. Seine Nachkommen erwarben das Herzogthum Limburg; seine Li-





besonders von der Poesie angezogen. Im J. 1789 heirathete sie den Chirurgus Pilgite ihm nach Paris und schrieb hier die lyrische Tragödie „Sappho“ (1794), welche mit großem Beifall aufgeführt wurde und zu der Martini die Musik gesetzt hatte. re „Épître aux semmes“, das Ausgezeichnetste, was sie in dieser Gattung leistete, mit großem Enthusiasmus aufgenommen. Nachdem sie sich 1803 als Witwe mit dem Grafen Joseph von Salm-Reifferscheidt-Dyck, der 1801 von seiner Gemahlin, einer von Hapsfeld, geschieden worden war, vermählt hatte, ließ sie mehrere „Éloges“ und „Disadémiques“ erscheinen, von denen einige sich der akademischen Auszeichnung zu eritten. Das bedeutendste davon ist die „Eloge de Lalande“. Von ihren übrigen Pro verdient besonders ihr Roman in Briefen: „Vingt-quatre heures d'une semme sen-eue Aufl., Par. 1825; deutsch von Gathn, Kiel 1841), in welchem sich eine gewandte mg bekundet, rühmliche Erwähnung. Ihre Gedichte erschienen unter dem Titel „Poé-erst 1811 und dann in einer erweiterten Sammlung 1817. Daran schließen sich „Mes années, ou mes souvenirs poétiques et littéraires“ (1833) an. Eine vollständige ihrer Werke erschien in vier Bänden (1843). Sie starb zu Paris 13. April 1845.

**Kyrburg** (Friedrich IV., Fürst von), geb. zu Paris 14. Dec. 1789, verlor sehr früh-ten Vater, den Fürsten Friedrich III., der während der Schreckensherrschaft in Paris 1794 unter der Guillotine starb, und wurde nun durch seine Tante, die Fürstin von lern-Sigmaringen, erzogen. Alle seine in Frankreich gelegenen Güter waren eingezo-sein kleines Fürstenthum am Rhein wurde mit der franz. Republik vereinigt. Doch dafür 1803 eine Entschädigung im Münsterschen. Für den franz. Kriegsdienst be-um der Prinz 1806 auf die Militärschule zu Fontainebleau. Durch die Siege Napo-klammt, verließ er Fontainebleau heimlich und ging nach Polen, wo sich das Haupt-er Großen Armee befand. Zum Lieutenant in einem Husarenregiment und bald dar-Ordonnanzoffizier des Kaisers ernannt, wohnte er dem Feldzuge von 1807 rühmlich Portugal, unter Junot, wurde er sodann zu den schwierigsten Expeditionen verwendet. id war er während des Aufstandes 1808 großen Gefahren ausgesetzt. Nachher zum in Spanien erster Classe ernannt und von Napoleon zur Besorgung wichtiger Depo-ndet, wurde er von den Spaniern gefangen genommen und nach Tarragona abge-er neun Monate in harter und gefährvoller Gefangenschaft blieb. Auf sein Ehren-Deutschland entlassen, ertheilte ihm Napoleon den Befehl, sich zur Armee in Deutsch-geben. Er wohnte der Schlacht bei Wagram bei, dann ging er als Oberst und Com-les 14. Chasseurregiments nach Italien. Obschon Napoleon dem Prinzen sehr gewo-nahm er ihm doch das kleine Fürstenthum Salm, um es dem franz. Reiche einzuver-ach dem Frieden verließ der Prinz den franz. Militärdienst, vermählte sich mit der ilie Pavelot von Bordeaux und hielt sich seitdem abwechselnd auf seinem Schlosse a Westfalen und in Ormesson bei Paris auf. Seinen Antheil an den Ämtern Bo-Ahhaus, jedoch mit Ausschluss des Schlosses zu Ahhaus, trat er 1825 gegen eine das Haus Salm-Salm ab. Noch besitzt er in Belgien das Fürstenthum Overisque ie in den Niederlanden mehrere Herrschaften. Sein einziger Sohn, der Erbprinz Fried-i. Nov. 1823, ist Hauptmann in der preuß. Armee.

**Reifferscheidt** (Niklas, Graf von), der Vertheidiger Wiens, wurde zu Niedersalm dennen 1458 geboren. Er foht bei Granson und Murten wider die Burgunder, r die Ungarn, wider Venedig und wider die Franzosen. In der Schlacht bei Pavia n er den König Franz I. gefangen und 1529 schlug er die Anhänger des Johann Za-ngarn. Das größte Verdienst aber erwarb er sich bei der Vertheidigung Wiens gegen as Soliman II. Angriff. Er starb an einer beim letzten Sturme der Türken erhalte-e 4. Mai 1530. Das ihm von Karl V. und Ferdinand I. errichtete Denkmal befindet f der Salm'schen Herrschaft Raig bei Brünn.

**anassar**, König von Assyrien, hatte um 729 v. Chr. mit Gewalt der Waffen den ig Hoscaß tributpflichtig gemacht. Als nun Lexterer, um seine Unabhängigkeit zu er-it den Agyptern unterhandelte, belagerte ihn S. in Samaria, eroberte die Stadt 722, e dreijährigen Widerstand geleistet hatte, und führte den gefangenen König sammt den en Unterthanen in das Exil. Damit wurde dem israel. Reiche ein Ende gemacht.

**asius** (Claudius), eigentlich Claude de Saumaise, ausgezeichnete Gelehrter ihrh., geb. 15. April 1588 zu Sémur en Auxois, widmete sich zu Paris und seit heidelberg dem Studium der Philosophie und Jurisprudenz, betrat dann in Frank-





0 Streitmagen zählte. Auch schien das israelit. Volk im Genuße seines Wohllebens kaum merken, daß er mehr und mehr despotischer regierte. Aus Liebe zu den ausländischen Harem war S. im Alter schwach genug, ihnen freie Übung ihres Götzendienstes zu gestatten und selbst daran Theil zu nehmen. Dennoch konnten die Widersacher, gegen das Ende seines Lebens nach dem Throne strebten, wider seine befestigte Macht nichts richten. Erst nach seinem Tode brach die Unzufriedenheit des Volkes in offene Empörung und sein Sohn, Rehabeam, vermochte die Theilung des Reichs nicht zu hindern. Die vierjährige Regierung S.'s, die er unrühmlicher endete, als er sie begann, wird dennoch wegen Glanzes und ihrer Ruhe von den Israeliten gepriesen, und in den Sagen der Juden und Vätern Orients gilt S. als Beherrscher der Geister und Urbild der Weisheit. Man schreibt poetische und philosophische Werke zu: im Alten Testament das Hohe Lied (s. d.) und Koheleth (s. d.), welche beide Schriften jedoch nach neuern Forschungen wenigstens nicht in der Form von ihm herrühren; ferner die Sprüche, die zum großen Theil ihn zum Urheber annehmen, und unter den Apokryphen das Buch der Weisheit. In späterer Zeit wurden mehrere pseudoepigraphische Werke untergeschoben. Seine Weisheit und sein Glück sind bei den Juden sprüchwörtlich, und die Märchen der Rabbinen, die Helden- und Liebesgedichte der Araber feiern ihn als einen fabelhaften König, dessen Herrlichkeit und Weisheit in Darstellungen zu Zauberei wird. Der Siegelring S.'s war nach diesen Dichtungen alsdann seiner Weisheit und Zauberkraft und hat, wie der Salomonische Tempel, in den Geheimnissen der Freimaurerei und Rosenkreuzerei symbolische Bedeutung.

Salomon (Gorhold), Prediger am neuen israelit. Tempel zu Hamburg, geb. 1. Nov. 1772 zu Sandersleben in Anhalt-Deßau, erhielt durch seine Ältern eine streng religiöse Erziehung, doch ließen sie ihn die öffentliche christliche Schule besuchen. Im J. 1798 kam er auf das Gymnasium für Theologie studirende Israeliten nach Deßau. Das Hauptstudium bildete der Talmud; nebenbei machte sich S. mit den Werken des Maimonides und Ebn-Esra bekannt, durch welche er zu einer freieren Auffassung des Alten Testaments geführt wurde. Im J. 1801 wurde er Hauslehrer, 1802 Lehrer an der jetzigen Franzschule zu Deßau. Fünfzehn Jahre arbeitete er hier als Schulmann in sehr befreundeten Verhältnissen. In diese Zeit gehören seine Schriften: „Die Propheten Haggai und Sacharia übersetzt nebst Commentar“ (Deßau 1806); „Die acht Abschnitte des Maimonides“ (Deßau 1819); „Selima's Stunden der Weihe“ (1816); „Der Charakter des Judenthums“ (2. Aufl., Deßau 1817); vor allem aber seine „Licht und Wahrheit, oder über die Umbildung des israelit. Cultus“ (Lpz. 1813), worin reformatorischen Ideen vortrug. Im J. 1819 kam er als Prediger an den neuen israelit. Tempel in Hamburg. Hier erschienen von ihm „Predigten, am neuen israelit. Tempel zu Hamburg gehalten“ (3 Sammlungen, Hamb. 1820—25); „Sammlung der neuesten Predigten am neuen Tempel zu Hamburg“ (3 Hefte, Hamb. 1826—27); „Festpredigten“ (Hamb. 1828); „Biblische Lebensgemälde in Predigten“ (3 Abtheil., Hamb. 1835—40); „Deutsche und Schulbibel, neu aus dem masoretischen Texte übersetzt“ (Altona 1837); „Stimmen aus dem Hain, eine Sammlung Reden und Betrachtungen maurerischen Inhalts“ (Hamb. 1845).

Salomonsinseln, auch Archipel von Neu-Georgien genannt, eine australische Inselgruppe östlich vom Südpole Neuguineas, zwischen 5 und 11° s. Br., 172 und 181° ö. L. gelegen, obgleich schon 1567 vom Spanier Mendana entdeckt und mit dem erstern Namen bezeichnet, doch noch sehr ungenügend erforscht, besteht aus sieben oder acht großen und einer Menge kleiner Inseln, die sich in Südostrichtung in zwei Reihen ausdehnen und von denen die westliche beginnt, aber auch weiter nach Süden reicht als die östliche. Man hat das Areal der Inseln auf 572 QM. geschätzt. In der östlichen Reihe liegen die Inseln Bougainville oder New-Gorgia mit Buka (etwa 130 QM.), Choiseul (107½), Isabel (114) und jenseits der Indispensable, der einzigen sichern und gut fahrbaren im ganzen Archipel, Carteret oder New-Georgia (50 QM.), die Ursacideninsel; in der westlichen Reihe Georgia in der Hammonde, Guadalcanar (68 QM.) und San-Christoval (67 QM.). Außerdem liegt noch eine kleine Lagenengruppe an der Ostseite des Archipels, die, wie diese ganze Gegend des Ozeans, wenig bekannt sind. Die Schifffahrt zwischen den einzelnen Inseln ist wegen der vielen Stürme, die namentlich auch an ihren Westküsten liegen, sehr gefährlich. Alle Inseln haben eine südöstliche Längenausdehnung bei nur geringer Breite, alle sind hoch und gebirgig, die meisten von bedeutender Höhe. Der 12000 F. hohe Pit Lamma auf Guadalcanar ist vulkanischen Ursprungs, und auf der kleinen Insel Gefarga an der Nordküste von San-Christoval ein thätiger Vulkan sein. Die Vegetation erscheint reich und üppig. Die Haupterzeugnisse



den Naturproducten Macedoniens treibt und dessen Stapelplatz ist. In S. und dessen umgebung finden sich zahlreiche Alterthümer mit Inschriften.

Salpeter, bei den Alten Nitrum, heißt ein aus Salpetersäure (s. d.) und Kali bestehendes Salz, welches in den sogenannten Salpetersiedereien oder Salpeterhütten so dargestellt wird, daß man Wände aus kalkhaltiger Dammerde, Erde aus Schafställen u. s. w. aufrichtet, vor Regen geschützt, der Luft gehörig aussetzt und öfter mit Urin oder andern faulnissfähigen Flüssigkeiten begießt. Unter Mitwirkung der Luft bildet sich dabei Salpeter, welche sich mit dem Kalk der Wände verbindet. Die Wände bedecken sich demnach, wie an Mauern, Ställen, Abtritten u. s. w. oft von selbst geschieht, mit einem weißen Anstrich aus salpetersauerm Kalk, welcher abgetraht und durch Behandlung mit ätzender Seifenge, aus Asche und Kalk, in salpetersaueres Kali verwandelt wird, das man durch Krystallisiren reinigt. Salpeter findet sich auch in der Natur, in Verbindung mit mehreren andern mineralischen Salzen, stets da, wo sich verwesende thierische Theile befinden und diese Theile der Verwesung mit kali- oder kalkhaltiger Erde zusammenkommen. In bedeutender Menge bildet der Salpeter in Ostindien, auf Ceylon, in China und andern Orten aus der Erde scheint daraus hervorzugehen, daß die Salpetersäure durch Oxydation des bei der Gährung entstehenden Ammoniak entsteht, daß aber hierzu die Gegenwart von Kali oder Kalk nothwendig ist. Der Salpeter krystallisirt in gestreiften weißen sechsseitigen Säulen von salzig-süßlichem Geschmack, welche beim Erwärmen in Stücke zerspringen (decrepitiren), auf glühenden Kohlen sehr lebhaft verpuffen. Man wendet den Salpeter an zur Zusammensetzung des Schießpulvers und ähnlicher Mischungen, zur Darstellung der Salpetersäure, als kräftiges Oxydationsmittel in vielen Fällen der technischen Chemie, in der Glasfabrikation, als Arzneimittel, als in Einpökeln des Fleisches u. s. w. Da derselbe stets etwas theuer zu stehen kommt, ist er zu technischen Zwecken neuerdings fast ganz durch das in Südamerika in großen Massen vorkommende salpetersauere Natron, den Chilisalpeter, verdrängt worden.

Salpetersäure, im verdünnten Zustande Scheidewasser, eine der drei wichtigsten Mineralaciden, besteht aus Stickstoff und Sauerstoff, im Verhältniß der Atomgewichte von 1 : 5. Stickstoff und Sauerstoff vereinigen sich unter gewöhnlichen Verhältnissen nicht direct, wohl aber bei Gegenwart von Wasser; so bilden sich in der Atmosphäre bei Gewittern kleine Mengen dieser Säure, welche unter den bei der Darstellung des Salpeters (s. d.) erwähnten Umständen. Sie findet sich an Kali, Natron und Kalk gebunden im Mineralreiche, sowie mit Kali vereinigt in vielen Arten von Pflanzen, z. B. dem Tabak und der Runkelrübe. Man stellt die Säure dar, indem man Salpeter oder Chilisalpeter mit Schwefelsäure destillirt. Wendet man dabei eine große Menge Wasser an, so erhält man reine, mehr oder weniger verdünnte Salpetersäure; die concentrirteste Salpetersäure enthält noch 14 Theile Wasser und ist eine wasserhelle, scharf riechende, an der Luft rauchende, ungemein ätzende, alle organischen Substanzen zerstörende, die Haut gelb färbende und alle Metalle, außer Gold und Platina, auflösende Flüssigkeit, von 1,5 specifischem Gewicht; sie wird nur als Auflösungsmittel und zur Darstellung von Salzen in der Chemie und Pharmacie, selten in der Medicin verwendet. Eine weit weniger ätzende, daher nicht rauchende Säure ist das von den Kupferstechern u. s. w. als Ätzwasser benutzte Scheidewasser. Destillirt man trockenen Salpeter mit concentrirtester Schwefelsäure, so fehlt es an dem gehörigen Wasser zum Bestehen aller im Salpeter enthaltenen Salze; ein Theil derselben zerfällt zu salpeteriger Säure, demselben Körper, welchen, widerlich riechenden Dämpfen erscheint, wenn man Metalle mit Salpetersäure behandelt und diese bildet dann in Verbindung mit der Salpetersäure die rothe rauchende Säure von orangerother Farbe, welche fortwährend dicke rothe Dämpfe ausstößt und durch ihre zerstörende Kraft die gewöhnliche Salpetersäure noch übertrifft, daher sehr sorgfältig aufzubewahren und anzuwenden ist. Die Salpetersäure wirkt auf die meisten Metalle, indem sie dieselben auf ihre eigenen Kosten oxydirt, und wird daher dabei selbst zerlegt. Sie zerfällt bei der Salpetersäure explosiven in Berührung mit glühenden Kohlen. Die Salpetersäure ist in technischer Beziehung außerordentlich wichtige Säure. Sie findet Anwendung als Lösungsmittel für viele Metalle; sie dient ferner zur Fabrikation der Schwefelsäure, der Salpetersäure, des Knallquecksilbers, der Schießbaumwolle, um Seide, Horn, Holz gelb zu färben, um Stahl und Kupfer zu ätzen u. s. w. Mit Salzsäure gemischt bildet sie das Königs-

wasser, welches Silberoxyd, s. Höllestein.

Salsette, die größte der bei Bombay gelegenen Inseln, von den Eingeborenen Thal-



ta, von den Portugiesen Canaria genannt, hat einen Flächenraum von 10 QM. Hauptort derselben ist die Stadt Lanna mit 4000 E. Neben dem Dorfe Kenneri steht die ungeheuern, in den Felsen eingehauenen Höhlentempel, welche, ähnlich denen von Lora, der Insel ihre Berühmtheit verliehen haben. Der größte, 100 Schritte lang und 40 breit, im Innern von 50 Säulen, meist mit Elefanten zu Capitälen, getragen, ist ein Buddhatempel, der lange Zeit den Portugiesen während der Zeit ihrer Herrschaft in Java zur Kirche diente, weshalb auch die in demselben befindlichen Bildhauerarbeiten meist vermehrt worden sind. Beim Eingange in eine andere sieht man noch zwei kolossale Statuen und einem Pfeiler des Porticus sowie an den Wänden im Innern Inschriften, welche bis jetzt nicht genügend entziffert worden sind. Alles ist in diesen Tempeln mit Bildwerken geziert. Die größern, zum Theil aus mehreren Stockwerken übereinander bestehend, sind von kleinen Gruppen umgeben und zwischen ihnen befinden sich verschiedene Treppen, freie Plätze und heilige Zellen. Sicher sind diese Felsenhöhlen buddhistischen Ursprungs und dienten zugleich als Tempel und Klöster der Buddhisten.

Salt (Henry), berühmter Reisender und Alterthumsforscher, geb. 1771 zu Lichfield, begleitete den Lord Valentia, nachmaligen Grafen von Mountmorris, 1802 auf seinen Reisen nach Ägypten, Abyssinien und Ostindien und leistete ihm als Beobachter und Zeichner große Dienste. Ihm verdankt man die Entdeckung der berühmten Inschrift von Arum (s. d.) und die Beschreibung der Denkmäler dieser alten Hauptstadt Äthiopiens. Um eine Handelsverbindung Englands mit den abyssin. Küstenländern anzuknüpfen, segelte er im Auftrage der Regierung 1809 mit einem reichbeladenen Schiffe dahin ab. Der Zweck dieser Sendung wurde zum kleinsten Theile erreicht, dagegen machte S. eine Menge neuer Beobachtungen, die für die Wissenschaft gleich wichtig waren und zum Theil die bisher in Zweifel gesetzten Berichte Bruce's bestätigten. Zum engl. Consul in Ägypten ernannt, brachte er seit 1817 durch Ausgrabungen mehrere Tempel, Gräber und andere Denkmäler des alten Theben ans Licht. Er beschäftigte sich mit einem großen Werke über Ägypten und genoß der ausgezeichneten Gunst des Vizekönigs Mehemed-Ali, als er 30. Oct. 1827 in einem Dorfe zwischen Kairo und Alexandrien starb. Von seinen Schriften sind zu erwähnen: seine „XXIV large views taken at St.-Helena, the Cape, Abyssinia, Egypt etc.“ (Lond. 1809) und „Account of a voyage to Abyssinia and travels in the interior of that country“ (Lond. 1814). Vgl. Hall, „Life of Henry S., including his correspondence“ (2 Bde., Lond. 1834).

Saltarello, ein ital. Tanz von sehr schneller, immer zunehmender Bewegung, den der Tänzer mit der Guitarre begleitet, wird fast bei allen Festlichkeiten auf dem Lande, namentlich bei Weinern und Gärtnern getanzt. Besonders lieben ihn die Römer.

Salto mortale, eigentlich ein lebensgefährlicher Sprung, wie ihn Aquilibristen ausführen, pflegen, nennt man überhaupt ein mit Gefahr verbundenes Wagniß.

Salutiren bezeichnet in der Militärsprache unter den Ehrenbezeugungen oder Honneurs vorzugsweise diejenigen, welche durch Senken des Degens oder der Fahne geschehen. Das Salutiren unterscheidet sich von den Honneurs und von der Begrüßung dadurch, daß es unmittelbar im Dienste stattfindet und nur Vorgesetzten und der Fahne zukommt. Der Vorgesetzte salutirt durch Senkung des Degens, wenn die Mannschaft vor dem höhern Befehlshaber das Gewehr präsentirt oder vorbeimarschirt, oder wenn die Fahne abgeholt oder zurückgebracht wird. Letztere wird zum Salutiren gesenkt, wenn Truppen in der Paradeaufstellung oder in der Parade das Gewehr präsentiren, also bei dem Erscheinen des Fürsten oder Befehlshabers die Parade abnimmt. — Das Salutiren der Schiffe erfolgt bei gegenseitigem Zusammenkommen derselben und bei ihrer Annäherung an befestigte Plätze durch eine nach den eingetragenen Gebräuchen angenommene Anzahl blinder Schüsse. Auch salutiren die Schiffe, wenn eine Person an Bord empfangen wird, während bei ihrem Abschiede die Mannschaft die Mannschaft mannt und ein Hurrah ruft. Das im Range höhere Schiff dankt durch weniger Schüsse, die Festung aber, wenn nicht durch einen Parlamentär etwas Anderes verabredet ist, durch Schuß weniger, sodaß sie stets in gerader Zahl erwidert und nicht vor dem dritten Schusse aufhört. Die dem engl. Seerechte entlehnten Bestimmungen sind fast überall maßgebend, setzen oft Offiziere verschiedener Nationen, die in gleichem Range stehen, in nicht geringer Verlegenheit. Eine andere Art des Salutirens ist das Auf- und Niederholen der Flagge, welches ebenso erwidert wird.

Saluzzo, franz. Saluces, Hauptstadt der gleichnamigen Provinz (29 1/2 QM, 153942 E. im J. 1848) in der sardin. Division Coni, zwischen dem Po und der M.



blente er als Freiwilliger. Er wurde bei Brienne verwundet, stieg durch Talent und Muth zum Adjutantmajor und erhielt von der Hand Napoleon's noch zu Fontainebleau 6. April das Kreuz der Ehrenlegion. Nach der Restauration bei den Hausstruppen angestellt, bey er im März 1815 die Prinzen an die Grenze. Im J. 1819 zum Requêtesmeister im Rathе ernannt, wurde er 1821 vom Minister Peyronnet wegen einer liberalen Flugschrift *les dangers de la situation présente*, abgesetzt. Ohne Aussicht auf Wiederanstellung machte eine Reise nach Spanien, nachdem er auch seine militärischen Würden niedergelegt hatte. Nach seiner Rückkehr verheirathete er sich mit der hinterlassenen Tochter des einflußreichen Finanziers Oberkampf. Er lehnte alle Anträge ab, die ihm von Seiten der Minister gemacht wurden, und lebte unabhängig der Literatur. Eine Frucht dieser Muse war sein Halbboman *Alonzo, ou l'Espagne* (4 Bde., Par. 1824; deutsch, 5 Bde., Bresl. 1825), ein Gemälde Halbinsel, welches den Historiker und Publicisten mehr befriedigt als die Kunstkritik. 1827 erschien sein *„Isaor, ou le barde chrétien, nouvelle gauloise“* (Par. 1824; deutsch v. Lach, Heidelb. 1825). Mit politischer Begeisterung und festem constitutionellen Charakter sprach S. über wichtige Angelegenheiten seiner Zeit aus, z. B. gegen die Censur in der Flugschrift *„Le ministère et la France“*; ferner in *„Le nouveau règne et l'ancien ministère“*; *„L'Europe à prendre envers l'Espagne“* und andern Broschüren. Als Historiker versuchte er sich in der *Biographie Napoleon's* (1824) und mit entschiedenem Erfolge in seiner *„Histoire de France avant et sous le roi Jean Sobieski“* (2. Aufl., Par. 1830; deutsch, Stuttg. 1827). 1827 wurde er von Martignac zum Staatsrathе ernannt, legte aber unter dem Minister Polignac diese Stelle wieder nieder. Bekannt von ihm ist das ahnende Wort: *„Nous sommes sur un volcan“*, welches er kurz vor dem Ausbruch der Julirevolution auf einem Bankett mit dem Herzog von Orléans sprach. Nach der Julirevolution trat er als Deputirter des Departements der Seine in die Kammer, wo er sich den Doctrinaires anschloß. Er wurde 1835 Mitglied der Académie und erhielt 15. April 1837 das Portefeuille des Unterrichts in dem Ministerium des Innern, dem er hierauf eine Zeit lang Vicepräsident der Deputirtenkammer gewesen, begab er sich als Gesandter nach Madrid, wo ein Etikettenstreit mit Espartero ihn bald zur Rückkehr nöthigte. Im J. 1843 wurde er in den Grafenstand erhoben und auf den Gesandtschaft nach Turin gesendet, den er aber nicht lange innehatte, indem ihm seine Theilnahme an der Protestation gegen die legitimistische Bewegung seine Stellung am sardin. Hofe unmöglich machte. Im J. 1845 folgte er auf Villemain als Minister des öffentlichen Unterrichts und als Großmeister der Universität. In dieser Eigenschaft bewies er eine große Regsamkeit, die die Februarrevolution von 1848 ein Ende machte. Seitdem ist er ins Privatleben zurückgekehrt.

**Salvator Rosa**, berühmter italienischer Maler, s. Rosa.

**Salve** oder **Massenfeuer** heißt das gleichzeitige Abfeuern einer Anzahl Gewehrschüsse. Der Erfolg einer Bataillonsalve, wenn sie gut abgegeben wird, liegt nicht in dem großen Verluste des Feindes, sondern noch mehr in der Plöblichkeit desselben, welche moralisch erschütternd wirkt. Im Quarré gegen Cavalerieangriffe werden die Salven meist gegeben. Sie kommen mit blinden Patronen auch als Ehrenbezeugungen bei Befehlen von Offizieren vor. Geschüßsalven werden nur in seltenen Fällen angewendet, z. B. bei Beschießungen.

**Salve regina misericordiae**, d. i.: Sei gegrüßt, Königin der Barmherzigkeit, heißt eine kath. Kirche zu Ehren der Maria als Himmelskönigin gebräuchliche Antiphonie, sonst am Schlusse des Gottesdienstes und an manchen Festen außer der Fastenzeit gepflegt, jetzt aber vorzugsweise in diesen Kirchenzeiten und in den Klöstern nach dem Completorium (d. h. bei dem Gottesdienste Abends nach eingenommener Mahlzeit, weil nun die Erfüllung aller Pflichten für den Tag erfüllt ist) angewendet. Als Verfasser nennen Einige Compostella, Andere Hermann Contractus.

**Salverte** (Anne Joseph Gusebe Baconnière), bekannt als Schriftsteller und Mitglied der franz. Deputirtenkammer, wurde zu Paris 18. Juli 1771 geboren. Er studierte die Rechte, wirkte zuerst als Advocat am Châtelet bis zur Aufhebung dieses Gerichtes, erhielt während der Revolution ein Amt im Ministerium des Auswärtigen, später beim Kataster. Als eifriger Republikaner theilte er sich 1795 in den Unruhen gegen den Direktor, weshalb er als Empörer zum Tode verurtheilt wurde; doch erfolgte ein Jahr später seine Freisprechung. Seitdem nahm er keine Regierungsanstellung mehr an, sondern widmete sich den Wissenschaften und als Advocat der unentgeltlichen Vertheidigung seiner politischen Freunde vor Gericht. Im J. 1828 von dem Seine-Departement in die Kammer gewählt, hielt er



















agnesium u. s. w. Bezüglich der Amphidsalze unterscheidet man neutrale, saure und Die sauren Salze enthalten das Doppelte oder Mehrfache der Säuremenge der neutralen, die basischen Salze das Doppelte oder Mehrfache der Basenmenge. Als Beispiel Salze mag das zweifach kohlen-säure Natron und das zweifach weinsäure Kali (Creni), als Beispiel basischer Salze das basisch salpetersäure Bismuthoxyd gelten. Durch Mischung von zwei neutralen Salzen bildet sich ein Doppelsalz. So entsteht durch Ver- von schwefelsäurer Thonerde und schwefelsäurem Kali der Alaun, von weinsäurem oxyd mit weinsäurem Kali der Brechweinstein, von kiesel-säurer Thonerde mit kiesel- kali der Feldspath. Wenn der Sauerstoff der Amphidsalze vollständig durch Schwefel- erden ist, so entstehen daraus die Sulfosalze, die aus einer Sulfobase und aus einer- re entstehen. Zu ihnen gehört z. B. das in der Natur vorkommende Rothgültigerz, Schwefelantimon als Säure und Schwefelsilber als Base besteht. Da die meisten ohne Wasser nicht bestehen können und im wasserfreien Zustande sich nicht als Säuren d. h. mit Basen zusammengebracht keine Salze bilden, so hat man in der neuern- gefangen, alle Säuren als Wasserstoff-säuren zu betrachten, womit alle Salze Haloid- en. Schwefelsäure besteht nach dieser Ansicht aus Schwefel, Sauerstoff und Wasser- i besteht aus Kalium und Sauerstoff. Bringt man Schwefelsäure mit Kali zusam- itt das Kalium des Kali an die Stelle des Wasserstoffs in der Schwefelsäure und es- schwefelsäures Kali, während der ausgeschiedene Wasserstoff mit dem Sauerstoff des- ser bildet. Man hat in diesem Sinne in der neuern Zeit für Salz den Namen Metall- ingschlagen.

itter, ein Marktflecken mit etwa 2000 E. im Amte Liebenburg des hannov. Fürsten- desheim, am Warmbach, hat einen Eisen- und Kupferhammer, eine Fabrik chemischer und Pulvermühlen und die (Hannover und Braunschweig gemeinschaftliche) Saline- nhall, welche bisher jährlich über 10000 Etr. Salz lieferte. Im Dec. 1850 wurde- in 730 F. Tiefe ein mächtiges Lager des reinsten Steinsalzes erböhrt.

ammergut, auch die Österreichische Schweiz genannt, ein zum östr. Lande ob der Ens- Alpenland von etwa 12 QM., an der Grenze von Salzburg und Steiermark, den süd- l des ehemaligen Traunkreises bildend, jetzt zur Bezirkshauptmannschaft Gmunden- eine der reizendsten Gegenden Deutschlands. Es erheben sich hier der Große Priel- Dachstein oder Thorstein 7222 F. hoch. Das Land ist reich an Seen und wird von- durchflossen, die den Hallstädter- mit dem Gmündenersee verbindet und bei Lampach- nlichen Wasserfall bildet. Eine entzückende Aussicht auf die ganze Gegend und selbst- re Ferne genießt man auf dem 5628 F. hohen Schafberge. Die Zahl der Einwoh- sich auf 18000. Landbau gibt es fast gar nicht. An 6—7000 Arbeiter sind in den- würdigen Salzwerken, welche eine jährliche Ausbeute von 800000 Etrn. geben, be- Die übrigen Bewohner betreiben Holzcultur, Jagd und Viehzucht. Im Mittel- Salzammerguts liegt der Badeort Ischl (s. d.). Andere merkwürdige Orte sind- flecken St.-Wolfgang mit 600 E., einer goth. Kirche und einem angeblich von- hlgemuth geschnittenen Altar; das Städtchen Gmunden (s. d.), das malerisch gele- und Schloß Traunkirchen und der Marktflecken Hallstadt (s. d.). Das sogenann- lische Salzammergut oder der nordwestlichste Theil des Herzogthums Steiermark hat- terte den Marktflecken Auffsee an der Traun in der Bezirkshauptmannschaft Trdnung- Kreises, im Mittelpunkte des herrlichen Thalkessels unter dem Dachstein, auf dem- aunen entstehen, in der Nähe des Grundel-, Altenauffsee- und Idensees und des- chen Salzbergs Sandling, dessen Salzstock 4800 F. tief ist und 7—800000 Eimer- 1000 Etr. Kochsalz liefert.

ann (Christian Gotthilf), der berühmte Stifter der Erziehungsanstalt zu Schne- d.), geb. 1. Juni 1744 zu Sömmerda im Erfurtischen, wo sein Vater damals Pastor- te seit 1761 zu Jena Theologie, wurde 1768 Pfarrer zu Rohrborn im Erfurtischen,- lonus und bald darauf Pastor an der Andreaskirche zu Erfurt, wo er als Prediger- , wegen seiner freien Ansichten aber auch viele Gegner fand. Durch Rousseau und- angeregt, wendete er der Erziehung große Aufmerksamkeit zu, und bei der Erziehung- en Kinder wurde er sich seines Berufs als Erzieher und pädagogischer Schriftsteller- n er hauptsächlich durch sein „Rechtsbüchlein, eine Anweisung zur unvernünftigen- t“ (Erf. 1781 und öfter) beurlundete. Im J. 1782 legte er seine Stelle nieder und- eligionslehrer und Liturg an das Philanthropin nach Dessau, verließ aber wegen



enburg genannt, und zählt 3200 E., welche Gerberei und Holzflößerei treiben. Die besonders ihres Salzwerks, des ältesten und bedeutendsten des Fürstenthums, und seit einigen Jahren eingerichteten, ziemlich besuchten Soolbads wegen bemerkenswerth. Die mit ihren vielen starken Salzquellen hat keine Grabirhäuser, ist seit 1840 durch eine Tiefe und durch zweckmäßige Anlagen wesentlich verbessert und gibt eine Ausbeute von mehr als 67000 Etrn. Salz. In der Nähe liegt der salzige Salzungen, in dem bisweilen besondere Bewegungen beobachtet werden, die mit vulkanischen Ausbrüchen Verbindung stehen sollen. An seinem Ufer bildet die Anhöhe Seeburg einen besuchungswürdigen Ort mit herrlicher Aussicht über sieben Schlösser und Ruinen. Vgl. „S., das seine Heilquellen, sein Curhaus und seine Umgebungen“ (Meiningen 1852).

Salzwedel, eine Kreisstadt im Regierungsbezirk Magdeburg der preuß. Provinz Sachsen, an der schiffbaren Seepe, in einer niedrigen, morastigen Gegend gelegen, theilt sich in die Altstadt, hat zwei Vorstädte, eine alte Burg, ein Gymnasium, ein Hauptzollamt und die sich von Tuch-, Wollzeug- und Linnenweberei, Handschuhfabrikation, Zuckerraffinirung, Weinbrennerei und Handel nähren. Auch besteht daselbst ein Verein für Vaterlandsgeschichte und Industrie. Die Stadt gehörte vormals unter die Hauptstädte der Altmark, wurde aber durch die Abgabe der Ottonischen Linie der Markgrafen von Brandenburg aus dem Hause Askanien 1317 mit Johann V. ausstarb, den Namen. Vgl. Danneil, „Kirchengeschichte der Mark“ (Halle 1842).

Salzwerke, s. Salz.

Samara, ein erst durch Ulas vom 6. (18.) Dec. 1850 auf dem östlichen Ufer der Wolga gegründ. russ. Gouvernement, ist aus den Kreisen Samara und Samarskaja des Gouvernements Simbirsk (474 QM. mit 274118 E.), den Kreisen Bugulma, Buguruslan und Bulsk des Gouvernements Orenburg (1011 QM. mit 514014 E.) und den Kreisen Nikolaevsk und Ussolsk des Gouvernements Saratow (950 QM. mit 527831 E.) zusammengelesen. Es hat ein Areal von 2435 QM., zählte zur Zeit seiner Einrichtung 1,115,963 E. und ist bei seiner Fruchtbarkeit und vortheilhaften Lage mit fortschreitender Cultur eine der reichsten Provinzen des russ. Reichs werden. Es breiten sich hier auf der Ost- oder Westseite der Wolga mächtige, meist nur flach gewellte Ebenen aus, die, mit reicher Dammerde und herrlichsten Feldfluren vertheilt, zum größten Theile aber jetzt noch weite Steppen sind. Auch das weiter ab liegende, zum Theil von niedern Ausläufern des Ural durchzogene Land bildet eine starke Humusschicht, bildet aber größtentheils noch Steppen mit den üppigsten Feldfluren. Nur an der Südost- und Südgrenze, wo der uralische Höhenzug des Obdorschei beginnt, hat das Land einen mehr steinigten und bei dem Mangel an Wasser dürreren Boden. Hier entstehen die meisten der zahlreichen Nebenflüsse der Wolga, wie die 70 M. von Samara mit dem Kinel und Tok rechts und dem Busu links, der Irghis-Jelan, der Große Irghis und der die Südgrenze bildende Targun mit dem Jaruslan. Die Steppengegenden haben indessen kein Holz oder dasselbe ist fast verschwunden und nur Nadelholz findet sich nirgends. Gegenwärtig ist der ganze fruchtbare Landstrich von Samara von S. abwärts 7 M. breit völlig colonisirt; aber das weiter ab liegende, bis 22 M. von der Wolga entfernte, ebenso fruchtbare Steppenland, das sogenannte Baschkirenland, ist noch der Ansiedelung und regelmäßigen Bebauung. Man baut weniger Roggen als Weizen, Gerste, Hirse, Buchweizen und in den deutschen Colonien auch Taback, nirgends Hanf. Die Ernten sind ungeheuer; allein es fallen oft drei bis vier völlige Misjahre ein, die zu Hungersnoth führen. Die Viehzucht ist im Allgemeinen gering. Eine Hauptnahrung und des Reichthums bildet der Fischfang. Die ansässige Bevölkerung des Gouvernements besteht vorzugsweise aus Großrussen, dann auch aus Kleinsrussen, Deutschen, Polen, aus Kasan, Mordwinen, die aus Pensa eingewandert sind. Am Jaruslan gibt es Colonien von Nogaiertataren, welche Korn bauen und gute Viehzucht treiben. Die Steppen durchziehen nomadisirende Baschkiren und Kirgisen mit ihren Heerden. — Samara, früher eine simbirskische Kreisstadt, jetzt die Hauptstadt des Gouvernements, an der sie liegt, ist in neuester Zeit einer der wichtigsten Handelsplätze an der Wolga geworden, namentlich durch ihren aufblühenden Getreidehandel Simbirsk überflügelte. Sie ist das Civilgouvernement, hat einen Flußhafen, meist noch hölzerne Häuser, eine Kathedrale, Magazine und zählt 15000 E., größtentheils Kaufleute. Der Handel wird betrieben mit Getreide, Fischen, Caviar, hauptsächlich aber mit Getreide, Mehl und Talg. Die Stadt wurde 1856 als Vormauer gegen die Baschkiren und Nogaiert gegründet. Von der nahen











**Sämischgerberei, f. Gerberei.**

**Samland**, eine Landschaft Ostpreußens, in welche dasselbe zu den Zeiten des Deutschen Reichs eingetheilt wurde, östlich der Weichsel gelegen, umfaßte das Land zwischen dem Pregel, dem Haff, der Ostsee, dem Kurischen Haff und der Deine, mit den Orten Pillau, Fischhausen, Königsberg, Tapiau und Labiau.

**Sammet** nennt man im weitern Sinne eine Gattung von Zeugen, welche über einem meist feinen, selten geköperten Grundgewebe eine Decke von haarartig emporstehenden kurzen Fäden (Pöhl oder Pöl) zeigen. Bei dem Manchester (s. d.) aus Baumwolle wird diese Decke durch Einwirkungs erzeugt, welcher reihenweise flott liegend gewebt und dann aufgeschnitten wird, so daß man die Enden ausbürstet und kurz abschert. Bei den eigentlichen Sammeten entsteht die Decke durch eine zweite besondere Kette, aus welcher durch ein eigenes Verfahren beim Weben Reihen kleiner Schlingen gebildet werden, die man dann entweder aufschneidet (gerissener Sammet) oder nicht (ungerissener Sammet). Plüsch (s. d.) und Vespel sind vom Sammet durch die größere Länge des Haars, welches deshalb auch (namentlich bei letzterm) auf einer Seite niedergebürstet wird, verschieden. Ursprünglich waren diese Zeuge nur aus Wolle, jetzt aber macht man auch vielfach baumwollene und wollene Sammete und Plüsche. Veränderungen entstehen dadurch, daß man die Sammetbildung nicht über die ganze Fläche, sondern nach einem Muster statifinden läßt, durch Aufpressung von Mustern u. s. w.

**Samniter** (Samnites), ein altes mittellitalisches Volk, sabellischen Stammes, von den Römern Sabelli, von den Griechen Saunitä genannt. Nach ihrer Stammsage waren sie Abkömmlinge der sabinischen Jugend, welche in Folge eines heiligen Frühlings (s. Sabeller) einst von Sabinern ausgesendet, durch einen vom Mars gesandten Stier geleitet, im ostfischen Gebiet kriegerisch niedergelassen und ausgebreitet hatte, das nun den Namen Samnium erhielt, in älterer Zeit sich auch über einzelne Striche des spätern Campanien erstreckte. Von dort zogen die Frentaner, die sich nachher von ihnen absonderten, nordöstlich die Hirpiner, von samnitischen Namen des Wolfes, Irvus, der sie leitete, genannt, südöstlich. Sie blieben immer mit den Samniten in Verbindung und wurden zu ihnen gerechnet. Das Land der Samniter war wald- und weidenreich, vortrefflich für Viehzucht geeignet, gut angebaut und von Vulturhus beträchtlichen Elbau. Das Volk der Samniter war tapfer, kriegerisch, frei, lebte in Familien, wohnte zum größten Theil, im Gebirge wenigstens, in Flecken und Dörfern und in Cantone getheilt, die demokratische Verfassung hatten, unabhängig voneinander durch Freundschaft verbunden waren und für gemeinsame Kriege einen gemeinsamen Feldherrn wählten. Samnitische Krieger stürzten 440 v. Chr. die Herrschaft der Etrusker in Etrurien und die der Griechen zu Cumä. Aus ihrer Verbindung mit den Oskern (s. d.), den Stammesgenossen der Ebene, ging das Volk der Campaner hervor. Oskische Sprache und Sitte war über ganz Samnium verbreitet. Auch die Lucaner, die den nördlichen Theil der Halbinsel unterwarfen, waren von den Samniten ausgegangen. Campanische Samniter waren Lucertiner. Mit den Römern traten die Samniter zuerst 354 v. Chr. in eine friedliche Verbindung. Als aber die Campaner, von den Samniten angegriffen, sich unter Roms Schutz wandten, entstand 343 der erste der Samnitischen Kriege, in welchem Marcus Valerius Corvus die Samniter am Berge Caurus und bei Suessula schlug, worauf 341 ein Friede folgte. Der Krieg dauerte, mehrmals durch Waffenstillstände unterbrochen, von 326 — 304. In diesem Krieg waren mit den Samniten auch die Lucaner, gegen welche jene vorher im Dienst von Tarentum hatten, die Vestiner und Apuler, später auch die Marsen und Peligner vereinigt. Die ersten Erfolge der Römer unter Quintus Fabius Rullianus, Lucius Papirius Cursor und Gnaeus Cornelius Arvina wurden durch den samnitischen Feldherrn Pontius in den Caudinischen Pfassen (s. d.) 321 vernichtet, aber 320 rächten Papirius Cursor und Quintus Publilius durch Siege bei Caudium und Luceria die erlittene Schmach. Auch nach der Niederlage des Fabius bei Lautula in Latium 315 stellten die Römer das Kriegsglück wieder her. Von 311 bis 310 wurde die Lucania erobert; Papirius siegte 309 bei Longula und Fabius 308 bei Lucania 307. Nach neuen Siegen 305 bei Bovianum und am Liferne kam es 304 zum dritten Samnitischen Krieg, brach 298 aus, da sich die Römer der von den Samniten angegriffenen Lucaner annahmen. Nachdem Cn. Fulvius 298 bei Bovianum, Quintus Fabius 297 am Liferne gesiegt hatte, auch die Apuler bei Maleventum geschlagen waren, verbündeten sich die Samniter mit den Etruskern und Galliern. Ihr Feldherr Gellius Eglogus versetzte den Krieg nach Etrurien, wurde aber von Appius Claudius und Lucius Postumius 296 geschlagen. In der Schlacht bei Sentinum gewann Fabius durch die Aufopfer-









i. Der Handelsverkehr ist sehr lebendig und die Industrie besonders mit Weberei grober tel- und dicker Baumwollenzeuge und Fertigung von kostbaren Silberstoffen beschäftigt. a 15 M. nordöstlich von S. liegt das Dorf Mareb, und östlich davon sind erst 1843 durch und die merkwürdigen Ruinen der alten Stadt Saba (s. d.), der Capitale der alten Sabäer, et worden.

anadon (Noël Etienne), ein gelehrter franz. Jesuit, geb. 1676 zu Rouen, hielt in meh- Städten Frankreichs, namentlich zu Caen und Paris, Vorlesungen über alte Literatur und e 1728 als Bibliothekar bei dem Collegium Ludwig's XIV. angestellt, welches Amt er bis inen Tod (1731) bekleidete. Er verfertigte selbst zierliche lat. Gedichte, die er unter dem „Odae“ (Caen 1702) und Carminum libri IV“ (Par. 1715) herausgab, erwarb sich aber noch größern Ruf durch seine franz. Übersetzung und Erläuterung des Horaz (2 Bde., 1728; 2. Aufl., 8 Bde., 1756), auf dessen künstlerischen und ästhetischen Werth er zuerst ersam machte.

anchuniathon oder Sanchuniathon, ein phöniz. Schriftsteller, aus Berytos gebürtig, m 1250 v. Ehr. eine Geschichte seines Vaterlandes und Agyptens in neun Büchern in i. Sprache geschrieben haben. Von diesem Werke, bei dessen Bearbeitung wahrscheinlich den alten Tempelarchiven mitgetheilten wichtigsten Begebenheiten benutzt wurden, hat r ein sehr kleiner Theil der griech. Übersetzung von Philo aus Byblos erhalten, der sich „Praeparatio evangelica“ von Eusebius befindet und von Drelli (Lpz. 1826) besonders egeben worden ist. Wenn nun schon gegen die Glaubwürdigkeit dieses geringen Theils rsetzung des Philo seit früherer Zeit vielfache Bedenken erhoben wurden, so geschah dies eit mehr in Hinsicht der Echtheit der vollständigen Übersetzung, die in neuester Zeit Friedr. nfeld in Bremen (gest. 26. Aug. 1846) aus dem Kloster Sta.-Maria de Merinhao in gal durch den portug. Obersten Pereira erhalten zu haben vorgab. Nachdem derselbe h als Vorläufer seiner Entdeckung „S.'s Urgeschichte der Phönizier, in einem Auszuge r wieder aufgefundenen Handschrift von Philo's vollständiger Übersetzung“ (Hannov. ) mit einem Vorworte von G. F. Grotefend bekannt gemacht hatte, ließ er den griech. es Ganzen mit einer lat. Übersetzung unter dem Titel „Sanchuniathonis historiarum iciae libri novem Graece versi a Philone Byblio“ (Brem. 1837) folgen, worauf auch utische Übersetzung mit einer Vorrede von Classen (Lüb. 1837) erschien. Man ward bald r einig, daß dieser angebliche Fund ein Machwerk des Herausgebers selbst gewesen; doch h nicht verkennen, daß die Sprache, wenn man von manchen harten grammatischen Ver- absieht, leicht und fließend und die Darstellung dem Charakter der ältesten Geschicht- ung völlig entsprechend ist. Vgl. Grotefend, „Die Sanchuniathonische Streitfrage nach uften Briefen gewürdigt“ (Hannov. 1836); Schmidt von Lübeck, „Der neuentdeckte uniathon“ (Altona 1838).

met-Bernhard (Gebirgsstöcke in den Alpen), s. Bernhard.

met-Blasien, eigentlich Abtei zu St.-Blasi, ehemals eine gefürstete Reichsabtei im Öst- hen Kreise, zum östr. Breisgau gehörig, ist jetzt der Name eines Amts im bad. Ober- reise. Sie umfaßte die Herrschaften Bondorf, Stauffen, Kirchhofen, Gurtweil und Ober- Die Klostergebäude in S. sind jetzt Fabrikanlagen überlassen und zugleich Sitz groß- licher Behörden. Ihren Ursprung verdankt die Abtei Einsiedlernönchen, die sich anfangs e an der Alb und ihre Wohnungen Albzelle nannten und erst, nachdem sie im 9. Jahrh. eine des heil. Blasius in ihre Verwahrung genommen hatten, ihrem Kloster den Namen lasien gaben. Als eigentlicher Begründer der Abtei ist aber Reginbald von Seldenbrunn achten, der 945 der Gemeinschaft der Brüder beitrug und ihrem Kloster alle seine Güter ibte, worauf er 946 zum ersten Abt gewählt wurde. Durch kaiserl. Privilegien, Be- ungen der Päpste und zahlreiche Schenkungen erlangte die Abtei sehr bald bedeutenden besitz, während sie gleichzeitig durch die hohe Wissenschaft mehrerer Abte und Glieder zu Ansehen gelangte. Sie stand ursprünglich unmittelbar unter dem Kaiser; nachdem aber der Erzherzog Leopold von Osterreich zum Schirmvoigt gewählt worden war, mußte das Osterreich diese Würde erblich zu machen. Schon 1405 erhielt der Abt vom Papste den eines infulirten Prälaten. Um die frühere Unabhängigkeit wieder zu erlangen, kaufte der artin I. 1611 die Grafschaft Bondorf, welche ihn zum Mitstand des Reichs machte und en Sitz im schwäb. Grafencollegium gewährte. Osterreich aber, um die reiche Benedictiner- n sein Haus zu fesseln, erhob 1746 den damaligen Abt Franz IV., sowie alle seine Nach-





Der St.-Gothard umfaßt mehre sämmtlich über 8000 F. hohe Gebirge, welche 17 Fleihäler bilden, 30 Seen und acht Gletscher in sich schließen; auch haben daselbst der Rhein, öne, die Reuß und der Tessin ihren Ursprung. Den Namen hat er nach dem heil. Gott-nem Bischof von Hildesheim im 12. Jahrh.

net-Helena (franz. Sainte-Hélène), eine berühmte Insel, Napoleon's Verbannungs- bis 1840 dessen Begräbnißstätte, erhebt sich einsam unter 15° 55' s. Br. und ö. L., gegen 300 M. von der afrik. und 500 von der amerik. Küste entfernt, in te des Atlantischen Ocean, bis zu 2500 F. über dem Meere, besteht aus Basaltfel- in vielfältigen Richtungen von Thälern durchschnitten sind, und erscheint aus der Ferne schwarze, verbrannte, vielfach zerspaltene, von allen Seiten steil aufsteigende Felsen- Sie wurde 22. Mai, dem Namenstage der heil. Helena, 1502 von dem Portugiesen an de Nova entdeckt und nach dieser Heiligen benannt. Damals war sie unbewohnt n fand daselbst nur Schildkröten und Seevögel. Die Portugiesen versetzten zwar vier- thiere und Geflügel dahin, machten Anpflanzungen und säeten mancherlei Sämereien h legten sie keine Niederlassung an. Zu verschiedenen malen ließen sich Europäer auf nsel nieder, wurden aber immer wieder vertrieben. Endlich setzten sich die Holländer pflanzten neue Thiere dahin und säeten neue Getreidearten aus. Im J. 1650 erhielt isch-Ostindische Compagnie St.-H. von den Holländern gegen Abtretung des Vorge- guten Hoffnung und legte daselbst 1660 eine Niederlassung an. Die Holländer be- en sich zwar 1673 der Insel wieder durch Übertumpelung; doch noch in demselben oberte die Compagnie sie von neuem, baute das Fort St.-James und blieb seitdem im rselben. Im J. 1833 ging die Verwaltung von der Compagnie in die Hände der brit. ng über. Die Insel hat einen Flächeninhalt von 3½ QM. und 7000 E., darunter eisse, die übrigen Farbige, Neger, zum Theil befreite Sklaven, auch Malagen und einige . Vermöge der vulkanischen Natur der Insel ist sie mit Lava und fruchtbarer Erde be- onderbar aber ist es, daß sich die Fruchtbarkeit nur in den höhern Regionen zeigt, wäh- niedrigeren Anhöhen und die Thäler ziemlich öde sind. Gerade die höchsten Gipfel und k, sowie die steilsten Abhänge sind mit üppigem Pflanzengewächs bedeckt. Eine andert- nden im Umkreise haltende Hochfläche ist die größte Ebene der Insel. Das Klima ist , nur zwischen 9—22° R. schwankend und dabei gesund; nur in den Thälern ist es heiß und ungesund. Stürme und Erdbeben sind selten. Die Regenzeit tritt zwei mal : ein, im Januar und Juni, und dauert jedesmal 9—10 Wochen. Das Pflanzenreich rik. und europ. Producte nebeneinander, Palmen und Eichen, Bambusrohr und Ka- Pisang und Apfel, Bataten, Südfrüchte u. s. w. Wein und Getreide fehlen und müs- führt werden, besonders vom Vorgebirge der guten Hoffnung. Es gibt wenige Pferde, r Ziegen, Rindvieh, Schafe, Schweine, Kaninchen, Perlhühner, Rebhühner, Fasanen, iten und Fische. Mehr als 160 klare Bäche geben frisches gesundes Trinkwasser. Die ndien nach Europa zurückkehrenden (nicht aber, wegen der Passatwinde, die dahinfah- Schiffe finden bei St.-H. auf halbem Wege den besten Erfrischungsort, und nächst der htschaft leben die Bewohner hauptsächlich vom Schiffsverkehr. Der Hauptort St.- von an der St.-Jamesbai, in deren Nähe sich das jetzt leere Grabmal Napoleon's (s. d.) st der einzige Landungsplatz der Insel und besteht aus einer Straße mit mehr als 200 die in einem so engen Thale erbaut sind, daß sie unmittelbar an den Felsen stoßen. erhebt sich auf einem 600 F. hohen Felsen ein Fort. Bemerkenswerth ist eine neu er- ernwarte. Es gibt sonst keine Ortschaften auf der Insel, sondern nur zerstreute Höfe. er ist auch Longwood, einst der Aufenthalt Napoleon's, jetzt ein Oekonomiegebäude, m Privatbesitz befindet, neuerdings aber von einem Franzosen für die franz. Regierung worden sein soll. Es liegt auf einer 1600 F. hohen Hochebene. Gegen feindliche Lan- i die Insel nicht bloß durch die hohen Felsen und die heftige Brandung gesichert, son- ind auch auf den vornehmsten Punkten Batterien und Bollwerke angelegt, die sie zu braltar machen. Gegen 3000 Schiffe kommen jährlich in S. an. Die Einnahmen e beliefen sich 1847 auf 15458, die Ausgaben auf 21676 Pf. St.; die Einfuhr brit. und Erzeugnisse betrug damals auf St.-H. und Ascension 31574, 1849 nur 15. St. Die Insel war von jeher berühmt wegen der Sicherheit ihrer Rhede. Um so rraschte das Ereigniß vom 17. Febr. 1849, wo die Rollers oder Sturmwoogen, stufen- er steigend, gerade über der Stadt hereinbrachen und große Verheerung anrichteten.

mit-Jakob, an der Brs, ein Dörfchen mit einer kleinen Kirche und Hospital, eine



in Hügeln hinangebaut. Der Hafen ist geräumig, sicher und tief. Im Juni 1847 zählte die Stadt nur 459 E. von fast allen Nationalitäten. Im J. 1849 belief sich die ständige Bevölkerung auf 18000, Ende 1852 auf 34876, mit dem Stadtbezirke auf 36151 E., wovon 30151 männliche und 5575 weibliche Weiße, etwa 350 Neger, 150 Mulatten, eine Anzahl Indianer, Chiriquien und Sandwichinsulaner. Die meisten der frühern Häuser waren aus Holz erbaut, die Straßen größtentheils mit Bretern belegt, sodaß öfters Feuerbrünste (z. B. 24. Dec. 1849, 14. Juni 1850, 15. Mai 1851) furchtbare Verheerungen anrichteten. Aber nach jeder Verjüngung durch Brand hat die Stadt an Solidität und Schönheit gewonnen. Allein die Zahl der eingeführten und theilweis hier aufgestellten Häuser belief sich 1851 auf 15000. Die Stadt hat 24 Kirchen oder theilweis Gebäude zu Cultuszwecken, darunter zwei Synagogen und einen chines. Tempel; 12 öffentliche Schulen, 19 gesellige und wohlthätige Vereine, außerdem sieben Freimaurerlogen, 12 Zeilungen, darunter auch eine deutsche; fünf Schauspielhäuser, darunter ein französisches und ein chinesisches. Wegen der californ. Goldminen im Thale des Sacramento (s. d.) Zielpunkt der Einwanderung aus allen Ländern der Erde, Hauptstapelplatz der Aus- und Einfuhr Californiens und Folge seiner Lage schon jetzt im Besitze eines überaus lebhaften Handelsverkehrs selbst mit China und Australien, hat S.-F. die großartigste Zukunft vor sich und wird nach Herstellung der verkürzten Seeschiffahrt zwischen beiden Ozeanen durch einen Kanal im Isthmus von Centralamerika ein Welthafen ersten Rangs werden. Schon seit Vollendung der über den Isthmus von Panama führenden Eisenbahn hat S.-F. ungemein gewonnen. Im J. 1852 belief sich das besteuerte Privateigenthum der Stadt nebst Bezirk auf 17,794,711 Doll., das wirkliche auf 20 Mill. (1853 ihre Schuld auf 1,083,312 Doll.). Die Stadt besitzt bereits sieben Dampfschiffe. Schon 1851 hatte sie 45 Flußdampfboote von 5531 Tonnen, und die Zahl der einlaufenden Schiffe belief sich 1853 auf 1128 von 555,794 Tonnen, der ausgelaufenen auf 91 von 635,480 Tonnen, die gesammte Goldausfuhr (1853) auf 67,873,505 Doll. vom 1. Jan. bis 1. April 1854 hatte die Barrenaufuhr von Gold bereits die Höhe von 6,791,200 Doll. erreicht. — Die San-Franciscobai, 1578 von Francis Drake entdeckt und nach ihm früher Franz-Drake-Hafen genannt, ist eine der schönsten der Welt und gewährt einen ausgezeichneten sichern Hafen, in welchem die vereinigten Kriegsflotten aller Nationen vor Anker liegen könnten. Vom Meere durch eine 2000—2500 F. hohe Bergkette getrennt, gleicht die Bai im selbständigen Binnensee. Den leicht zu vertheidigenden Eingang, Golden Gate oder Goldene Pforte (Chrysopylen) genannt, bildet eine kaum  $\frac{1}{4}$ — $\frac{1}{2}$  M. lange, nach Osten gerichtete Meerestraße, an der sich zu beiden Seiten schroffe Felswände aufthürmen, die im Norden mit Punta Boneta, im Süden mit Punta de los Lobos beginnen. Hinter diesem Eingange dehnt sich die Bai nord- und südostwärts, im Ganzen 13 M. weit aus, bei einer Breite von 1— $3\frac{1}{4}$  M. und mit einem vortrefflichen Ankergrund von 40 F. Tiefe. Eine mit mehreren Eilanden besetzte und vielfach ausgezackte Verengung führt im Norden der Stadt S.-F. und der Insel de Angeles in den nördlichen Theil des großen Bassins, San-Pablobai genannt, aus dieser, nordwärts an Vallejo und Venicia vorüber, die etwa  $\frac{1}{4}$  M. breite und 10 Faden tiefe Carqui-straße in die Saisanbucht, in welche der mit dem San-Joaquin zu einem vielarmigen Delta vereinigende Sacramento ausmündet.

**San-Francisco de Campeche**, s. Campeche.

**San-Ildesonso**, ein Flecken in der span. Provinz Segovia, am Nordabhange der Sierra de Parama und am Flusse Eresma, ist nach und nach bei dem königl. Lustschlosse La Granja entstanden, hat eine Glas- und Spiegelfabrik, eine Pfarr- und eine Collegialkirche, welche Mausoleum König Philipp's V. enthält, und zählt 1125 E. Im Frieden zu San-J. 1777 wurde die Grenze zwischen dem portug. Brasilien und dem span. Amerika festgestellt. Auch ward hier 19. Aug. 1796 ein Schutz- und Trutzbündniß zwischen Spanien und Frankreich geschlossen, 1. Oct. 1800 ein geheimer Vertrag über die Abtretung Louisianas an Frankreich geschlossen.

**San-Jago de Chile** und **San-Jago de Cuba**, s. Santiago; **San-Jago di Compostella**, s. Compostella.

**San-Juan de Corrientes**, s. Corrientes.

**San-Luis Potosi**, einer der innern Staaten der Republik Mexico, zählt auf 853 QM. 200 — 250,000 E. Das westliche Staatsgebiet ist sehr gebirgig, ostwärts fällt das Land allmählig ab, geht in niedriges Hügel- und dann in die flache, sumpfige Küstenebene über. Der Panuco im Süden, welcher in die Bai von Tampico de Tamaulipas mündet, und der Rio Santander in der Mitte des Staats sind die Hauptflüsse, unter den





reichen in das 13. Jahrh. hinauf. Die Souveränität wurde früher durch die ganze Staats-  
 nde ausgeübt. Später wurde das Gemeindewesen regelmäßig durch den Großen Rath  
 siglio generale) vertreten, der seit dem Ende des 14. Jahrh. aus 60 zu gleichen Theilen  
 em Adel, den Bürgern der Hauptstadt und den übrigen Bewohnern des Landes gewähl-  
 testen (Anziani) bestand und sich jährlich aus sich selbst ergänzte. Ein Ausschuss aus sei-  
 litte bildete den aus zwölf Mitgliedern zusammengesetzten Kleinen Rath. Die ausübende  
 lt war den beiden regierenden Hauptleuten (Capitani reggenti) übertragen, die im  
 alter Consuln, später Defensori hießen und jährlich durch den Großen Rath gewählt  
 n. In Folge der Verfassungsänderung im Sept. 1847 ist der souveräne Großrath  
 repräsentative Kammer (Camera dei representanti) umgewandelt, deren 60 Mitglieder  
 nmtlichen Einwohnern zu gleichen Theilen aus Adel, Bürgern und einfachen Grund-  
 n gewählt werden. Aus diesen wird jährlich der Rath der Zwölfer, zu  $\frac{2}{3}$  aus der Stadt  
 orstadt, zu  $\frac{1}{3}$  aus den Landgemeinden, gewählt. Die Flecken Terravalle, Montegiardino  
 etano mit ihren Bezirken bilden Gemeinden für sich, deren jede einen Municipal-Magistrat  
 ie übrigen Institutionen sind dieselben geblieben. An der Spitze jedes Zweigs der Ver-  
 g stehen die beiden Capitani reggenti. Die Einnahmen werden auf 6000 Scudi, die  
 en auf 4000 Scudi angegeben. Eine Staatsschuld ist nicht vorhanden. Die bewaffnete  
 , mit Ausnahme eines im Auslande geworbenen kleinen Gendarmiericorps, ist sedentär  
 ählt vom Staate Waffen, Uniform und Sold während der Dienstzeit. In kirchlicher Be-  
 ; gehört das Gebiet zur Diöcese von Montefeltro. Eine öffentliche höhere Schule wird  
 aatskosten unterhalten; sonst gibt es noch mehr Elementarschulen. Die einzige Stadt  
 publi, Marino, mit drei Castellen, hat 6000 E., mehre Klöster und fünf Kirchen, deren  
 'ische und Bildsäule des heil. Marinus bewahrt. Vgl. Delfico, „Memorie della repu-  
 i S.-M.“ (Mail. 1804; 2 Bde., Flor. 1843); Gillies, „Reise nach S.-M.“ (Lpz.  
 ; Brizi, „Quadro storico-statistico della repubblica di S.-M.“ (Flor. 1842).

n-Salvador, der kleinste, aber volksdichteste der fünf Staaten von Centralamerika,  
 am Ocean gelegen, hat ein Areal von 508 (nach Andern viel mehr) QM. und zählt  
 0, nach Andern 350000 E. Der schmale, flache, stark ausgezackte Küstensaum bildet  
 ie Bai von Conchagua und mehre gute Rheden, in denen aber in der trockenen Jahres-  
 tige Stofwinde (Papagallos) die Landung gefährlich machen. Den Hintergrund der  
 enden Küste bildet der Abhang des Hochplateaus und das Hochplateau selbst. Außerdem  
 an der Küste mehre Vulkane empor (San-Salvador, San-Miguel, San-Vincente, Sa-  
 ca, Pancoa und Isalco), deren Thätigkeit sich von oben durch Ausbrüche, von unten  
 bbeben bekundet. Das Land ist ziemlich gut bewässert. Der Sacatecoluca ist weit  
 für Boote fahrbar. Minder bedeutend sind der Rio Acajutla, Guameca, Sirano und  
 Binnenseen sind mehre vorhanden. Das Klima ist gesund. Das Gelbe Fieber grassirt  
 ; doch zeigt sich an der Küste die eigenthümliche Krankheit Suegatlán, eine Drüsen-  
 ung am Halse, woran besonders das weibliche Geschlecht leidet. Es gedeihen hier alle  
 gewächse in Menge. Der ganze westliche Küstenstrich vom Rio Acajutla bei Sonsonate  
 Guameca bei La Libertad heißt die Balsamküste, weil sie in ihren Wäldern eine Menge  
 ichsten Balsams liefert, wovon jährlich 15—20000 Pf. ausgeführt werden. Ein anderes  
 roduct des Staats ist der Indigo, der unter dem Namen des Indigo von Guatemala  
 bestie gilt. Die Viehzucht ist unbedeutend; die europäischen Hausthiere sind sehr aus-  
 Man hat viele Indigoterien, Zuckerraffinerien, welche Panelas liefern, und einige Ei-  
 2. Der Handel ist nicht unbedeutend; er bringt, besonders aus den Häfen Acajutla und  
 jua, verschiedene Arten Balsam, Indigo und Terpentin, auch Zucker, Baumwolle, Ca-  
 Gewürze zur Ausfuhr. Von der Bevölkerung gehören 20 Proc. (nach Andern 35) zur  
 en, ebenso viel zur weißen und 60 (nach Andern 45) zur gemischten Race. Die In-  
 on S.-S., nach dem frühern Namen des Landes Cuscatlaner genannt, sind die civili-  
 in ganz Mittelamerika und haben allgemein die span. Sprache angenommen. An der  
 es Staats steht ein Präsident mit zwei Ministern. Vertreter des Volkes sind die legis-  
 ammer von 25 Deputirten und ein Senat. In Justiz- und Kirchenangelegenheiten sind  
 rgerichtshof und der Bischof von S.-S. die höchsten Behörden. Die Streitmacht wird  
 1 Mann, das Einkommen auf 300000 Piafter (430000 Thlr.), die auswärtige Schuld  
 och angegeben. Der Staat zerfällt in die vier Depart. S.-S., San-Miguel, San-Vin-  
 Santa-Ana oder Sonsonate. In dem 1835 gebildeten Bundesbezirk (etwa 6 QM.  
 00 E.) liegt die Hauptstadt des Staats, San-Salvador, Sitz der Centralregierung





den Anbau gewisser Pflanzenarten, welche das immer wiederholte Überschütten nicht vertragen, sondern es zu ihrer längern Dauer sogar bedürfen, und die den Sand mit Ausschlägen stets aufs neue durchdringen, z. B. des Sandrohrs oder Palmgrases (*Arun-enaria*), des Sandriedgrases (*Carex arenarius*), des Sandhafers (*Elymus arenarius*) und der Quacken (*Triticum repens*). Sandbank nennt man eine Anhäufung von Sand in oder auf dem Meeresboden, welche bis nahe zur Oberfläche reicht und dadurch der Fahrt hinderlich wird. Sandhosen kommen besonders in den Sandwüsten Afrikas vor. Sie stehen darin, daß ein Wirbelwind sich gänzlich mit Sand bedeckt. Der Sand, besonders durch Wasser ausgewaschene Flußsand, ist die bequemste und beste Form für technische Anwendung der Kiesel Erde zu Mörtel, Ziegel, Thonwaaren, Glas u. s. w., und Etablissements. Der Art hängen in ihrem Gelingen sehr vom Vorhandensein geeigneten Sandes ab.

Sand (George), Schriftstellernamen der Marquise Dubouant (s. d.).

Sand (Karl Ludw.), der Mörder Kogebue's, geb. 5. Oct. 1795 zu Wunsiedel, wo sein Vater Rath und Amtmann war und 1823 starb, erhielt eine sorgfältige Erziehung, auf die indeß die schwärmerischen Ansichten geneigte Mutter nicht ohne Einfluß war. Schon als Kind kränklichkeit düster und in sich gekehrt, behielt er diese Gemüthsstimmung auch später bei. Als er zu Tübingen seit 1814 mit Eifer sich theologischen Studien gewidmet, trat er bei Erneuerung des Kriegs gegen Frankreich 1815 als Cadet unter die freiwilligen bair. des Neckarkreises, kam aber nie ins Gefecht. Nach dem Frieden setzte er seine Studien zu Tübingen fort. Während er sich hier, wie früher auf der Schule, durch Fleiß und gutes Betragen Zuneigung seiner Lehrer erwarb, gewann er sich zugleich durch Biedersinn und Geraden Liebe der Mitstudirenden. Indessen zeigte er stets einen gewissen Tiefsinn und eine in schwärmerischen Ideen sich ergehende Begeisterung für Religion und Vaterland. Der Tod seines besten Freundes, der beim Baden ertrank, ohne daß er ihn retten konnte, vermehrte die düsterkeit seiner Stimmung, aus der ihn nur das akademische Leben zu Jena, wo er seit Herbst 1817 studirte, und das Wartburgfest (s. d.) wieder etwas aufrichteten. Als Mitglied der Burschenschaft gehörte er zu den Ordnern dieses Festes und übergab den hier verbliebenen Jünglingen eine Punctation (Münch. 1819) über eine allgemeine Vereinigung deutscher Akademiker. Nach dieser Zeit zog er sich wieder auf sich selbst zurück und war unzugänglich. Er hing mit größerer Vorliebe als je seinen schwärmerischen Ideen über die Rettung seines Vaterlandes nach und beschäftigte sich mit dem Vorsatz, etwas Großes für sein Vaterland zu thun, selbst mit Aufopferung seines Lebens, das ihm, wie er die Zeit ansah, keine mehr gab. In Mannheim lebte damals Kogebue, der durch Spott und Witz, gemüthlos ohne Sinn für das Ideale, die akademische Freiheit angriff und den Verdacht auf sich zog, die Meinung der Großen und des russ. Cabinets durch öffentliche und geheime Berichte zu lenken für die Nationalehre und die politische Volkskraft Deutschlands zu lenken beabsichtigte. Das „Literarische Wochenblatt“, die Auftritte in Weimar, Luden's, Oken's, Wieland's und anderer Verfolgung, endlich die die akademische Freiheit mit ihrem Untergange bedrohende Stourdza'sche Schrift, deren Abfassung man Kogebue zuschrieb, dies und manches Aehnliche in S. den Entschluß, Kogebue zu ermorden. Mit diesem schon im Dec. 1818 gefaßten Vorhaben verließ er 9. März 1819 Jena, kam 23. früh um 10 Uhr nach Mannheim, um um 11 Uhr sich in Kogebue's Wohnung anmelden, wurde aber auf den Nachmittag um 4 und 5 Uhr wiederbestellt. Als er um die bestimmte Zeit erschien, führte man ihn in ein Zimmer, wo Kogebue bald darauf eintrat. Nach den gewöhnlichen Fragen zog S. einen Revolver und stieß ihn mit den Worten: „Hier, du Verräther des Vaterlandes!“ Kogebue ins Gesicht. Nachdem er ihm noch zwei Schüsse gegeben hatte, stieß er sich selbst eine Waffe, die er sein Schwert nannte, in die linke Brust, zog den Stahl heraus und ging ungehindert die Treppe hinab, bis an die Hausthür, wo er eine Schrift, „Todesstoß dem August von Kogebue“ hinterließ, einem Bedienten gab, der nach der Wache eilte. Kaum hatte er die Straße erreicht, rief er dem zusammengelaufenen Volke zu: „Hoch lebe mein deutsches Vaterland!“ und stieß mit den Worten: „Ich danke dir, Gott, für diesen Sieg!“ das sogenannte Todesgeschrei wiederholt in seine linke Brust. Man schaffte ihn ins Hospital und am 5. April starb er im Krankenhaus, wo er mit vieler Rücksicht behandelt wurde. Seine Jugendkraft fristete ihm, daß er am 8. April überstandenen schmerzhaften Operation, das Leben, ungeachtet die Verletzung tödtlich und seinen Tod erwarten ließ. Unfähig zu sprechen, gab er anfangs im Verhöre seine Erklärungen schriftlich, blieb standhaft dabei, daß er keine Mitschuldigen habe, bewies bei seinen Schmerzen die größte Ruhe und Sanftmuth und bedauerte bloß Kogebue's Familie. Die



us) und dem indischen Flügelfruchtbaume (*Pterocarpus Indicus*), welche im östlichen Asien und auf Ceylon einheimisch sind. Die Rinde dieser Bäume gibt Einschnitten einen rothen Saft, der eingetrocknet eine dem trockenen Blute ähnliche, sehr ätzende Masse bildet, die in jenen Gegenden als Heilmittel dient. Bei uns wird das Sandelholz fast nur zu Zahnpulvern, Räucherungen, zum Färben und zu feinen Schreihölzwerken verwendet, in seiner Heimat aber sehr häufig als Arzneimittel gebraucht. Das weiße und das gelbe Sandelholz kommen von einigen Arten des Sandelbaums, nämlich dem weißen Sandelbaume (*Santalum album*) in der ostindischen Halbinsel, Malabar, Sumatra und den kleinen Sundainseln, Freycinet's-Sandelbaum (*S. Freycinetianum*) auf den Sandwichinseln und dem myrtenblättrigen Sandelbaum (*S. myrtifolium*) in Koromandel und Java. Das weiße Sandelholz ist nichts als der Splint oder das junge Holz, fast geruchlos und geschmacklos und daher ohne Werth. Das gelbe Sandelholz ist der Kern dieser Bäume, blaßgelb bis dunkelgelb, zuweilen röthlich geädert, von einem lieblich-rosenartigen, bei Reiben bemerklichen Geruche und einem aromatisch-bittern und angenehm-scharfem Geschmacke. Dasselbe dient bei uns fast nur zum Räuchern; dagegen ist es im ganzen südlichen Asien ein sehr wichtiger Handelsartikel, und es werden die sehr harten und harzreichen dort bald als Aloeholz, bald als Agallocheholz, bald als Calambachholz verkauft. Mit dem Namen falsches Sandelholz wird zuweilen das Sappanholz oder ostindische Farbholz bezeichnet, welches mehr oder minder roth ist, an der Luft allmählig dunkler und fast schwärzlich, dem Fernambukholze nahe verwandt und als Färbematerial sehr geschätzt ist. Dieses liefert die in Ostindien einheimische schiefblättrige Cäsalpinie (*Caesalpinia Sappan*).

**Sandeman** (Rob.), ein Schüler des Joh. Glas und Altester der zu den schott. Dissenters gehörenden Gemeinde der Glassiten, die nach ihm Sandemanianer genannt werden, wurde in Perth geboren. Er wies nach den Grundsätzen seines Lehrers die Sekte in ihrem Verstande auf den buchstäblichen Sinn der Heiligen Schrift und in ihrem Leben auf die Einfachheit in der Kirche zurück. Das Kirchenregiment durch Bischöfe, Älteste und Lehrer, die Verwerfung aller Vergnügungen und der Glücksspiele, den Gebrauch des Looses, die Liebesmahle, die Fußwaschen und den Gebrauch der Sammlungen zu einer Gemeindefürsorge. Die Sandemanianer mit den Herrnhutern gemein, doch weichen sie von diesen darin ab, daß sie sich nach Apostelgeschichte 15, 19 des Fleisches von erstickten Thieren und des Blutes enthalten und ihr Privateigenthum noch mehr dem allgemeinen Besten widmen. S. folgte 1764 eine Einladung nach Amerika und starb dort 1771.

**Sander** oder **Sander** (*Lucioperca*), eine zur Familie der Barsche gehörende Fischgattung, mit Rückenflossen, die Bauchflossen unter den Brustflossen, sieben Kiemenstrahlen und einem Kiefer mit Zähnen und dazwischengestellten spitzkonischen Fangzähnen bestehendes Gebiß. Der **Sander** (*L. Sandra*), auch **Sander** oder **Hechtbarsch**, in Wien **Schill** genannt, welcher im nördlichen Deutschland zu den gewöhnlichern Flußfischen gehört und einen nicht unbeträchtlichen Handelsgegenstand ausmacht, ist bleigrau mit Goldglanz, auf dem Rücken mit vier dunklen Querbinden gezeichnet, an den Rückenflossen schwach gebändert, an den Brustflossen gelb und wird 3—4 F. lang und bis über 20 Pf. schwer. Er gehört zu den gescheuesten Fischen und ist sehr fruchtbar. Wegen seines weißen, festen und doch zarten, sehr schmackhaften Fleisches wird er sehr geschätzt und gewöhnlich wie Hecht zubereitet. Gefangen verschmäht die Fischei, stirbt bald und ist daher schwer zu versenden.

**Sandifort** (Eduard), einer der berühmtesten holl. Anatomen, geb. 14. Nov. 1742 zu Dordrecht, wirkte zu Leyden und wurde daselbst 1770 Professor der Anatomie. Als seine bedeutendsten Werke anzuführen: die „*Observationes anatomico-pathologicae*“ (4 Bde., Leyd. 1778) Fortsetzung „*Exercitationes anatomico-academicae*“ (2 Bde., Leyd. 1783—85); „*Methodus cula anatomica selectiora*“ (Leyd. 1788) und sein Hauptwerk, das „*Museum anatomico-academiae Lugduno-Batavae*“ (2 Bde., Leyd. 1789—93, mit 136 Kpfrn. Eine schöne Sammlung ist sein „*Thesaurus dissertationum, programmatum aliorumque opusculorum omnem medicinam facientium*“ (3 Bde., Rotterd. 1769—78). S. starb 22. Febr.

**Sandifort** (Gerard), Sohn des Vorigen, geb. 1779 zu Leyden, seit 1799 Professor der Anatomie und Physiologie daselbst, gest. 11. Mai 1848, hat die Fortsetzung des „*Museum anatomico-academiae*“ (Bd. 3 und 4, Leyd. 1827—36), sowie außerdem „*Tabulae craniorum diversarum specierum*“ (2 Bde., Leyd. 1838—40) geliefert.

**Sandrart** (Joachim von), Maler und Kupferstecher, berühmter jedoch als Kunsthistoriker,





nseln und fünf kleinen Eilanden, im Umfange von 327 QM. Sie gehören zur Classe der austral. Inseln, sind vulkanischer Natur, enthalten noch thätige Vulkane und werden von Gebirgen bedeckt, die auf Omaihi bis zu 13000 F. Höhe ansteigen (die höchsten in ganz Asien). Hinsichtlich ihrer Naturbeschaffenheit stimmen sie mit den übrigen hohen Inseln Asiens überein. Fruchtbar, von mildem Klima und gut bewässert, bilden sie die reizendsten der Australiens. Die Küsten sind meist steil und hoch, aber bis auf eine Ausnahme ohne Buchten, weshalb gute Häfen selten. Ursprünglich an Thieren sehr arm, ist jetzt durch die Einführung der europ. Hausthiere, von denen nur das Schaf nicht gedeihen will, der Thierreichthum größer geworden. Dazu ist das Meer reich an Seethieren aller Art, besonders an Kraken. Unter den theils einheimischen, theils eingeführten Culturpflanzen sind Cocos-Bananen, Aronswurzel und Bataten Hauptnahrungspflanzen, nächst diesen Mais und Reis. Außerdem findet man den Papiermaulbeerbaum, das Zuckerrohr der Südsee, schöne Eichen, welche Schiffbau- und Sandelholz liefern, sowie die europ. Südfrüchte, Weintrauben, Äpfel, Obst und Gemüse verschiedener Art. Von mineralischen Producten ist nur das Salz vorhanden, welches die Küste in Menge liefert. Die Einwohner, jetzt nur noch etwa 120000, gehören zu den schönsten und kräftigsten Stämmen der polynesisch-malanischen Familie. Noch wenig mit den Europäern in genauere Berührung kamen, zeichneten sie sich durch Kunstfertigkeit und sanften Charakter aus. Jetzt sind sie durch engl. und amerik. Missionare fast alle zum Christenthum bekehrt und an europ. Civilisation, doch auch an deren Laster und Entartungen theilhaftig. Am schlagendsten beweist dies der Umstand, daß seit Beginn des Verkehrs mit den Amerikanern die Bevölkerung von 400000 Seelen bis auf die angegebene Zahl sank. Die Einwohner zerfallen in vier Stände, deren erster aus der königl. Familie und den höchsten Staatsbeamten besteht, der zweite aus den erblichen Statthaltern der einzelnen Inseln und Bezirke, einer Art Aristokratie, die von den alten Häuptlingen abstammen, der dritte aus den Vorstehern der Dorf- und Unterbezirke, der vierte aber aus der Masse des übrigen Volkes besteht. Die Verfassung, welche im Oct. 1840 durch eine förmliche, vom gegenwärtigen Könige verliehene Concession geregelt und festgesetzt, 1845 aber, namentlich 6. Dec. 1852 unter dem Einflusse der Amerikaner durch sehr freisinnige Institutionen modificirt worden ist, beruht auf einer Art Monarchie, mit einem von der Aristokratie der Häuptlinge ziemlich beschränkten Könige an der Spitze, dessen Würde in seiner Familie erblich und seit 1844 von Nordamerika und den europ. Mächten förmlich anerkannt ward. Jede Insel hat einen Statthalter mit ziemlich ausgedehnter Gewalt und der Verpflichtung für die Vertheidigung. Der König hat zur Ausführung der Regierungsanordnungen ein Ministerium von fünf Ministern: des Innern, des Auswärtigen, der Justiz, des Handels und der Finanzen. Das Parlament besteht aus einem Hause der Repräsentanten. Die Religion ist die protestantische; andere christliche Culte werden geduldet. Es gibt Schulen für die Kinder der königl. Familie und der Abkömmlinge der frühern Häuptlinge, andere für die Kinder der höhern Stände, welche sämmtlich von der Regierung unterhalten werden. Die Elementarschulen gehören den Gemeinden und werden von diesen unterhalten. Die Rechtspflege wird von besondern Justizbeamten besorgt. Das Strafgesetzbuch ward vom Parlament 21. Juli 1840 erlassen. General der Streitmacht, die auf allgemeiner Militärpflicht beruht, ist auf jeder Insel ein Statthalter, Generalissimus des Gesamtheeres der König, der auch eine eigene Leibgarde hat. Der Handel ist bei der Lage der Inseln auf den großen Seehandelswegen zwischen Europa, Asien und Neuhollland sehr blühend, und außerdem besteht ein wichtiger Eigenhandel in Zucker und Sandelholz, mit letzterm besonders nach China. Dieser Verkehr wird vorzüglich von Nordamerikanern und Engländern, doch auch durch die Eingeborenen betrieben, die theilweise von ihnen selbst gebaute Handelsmarine besitzen. Die bedeutendsten Einnahmen der Regierung aus den Handels- und Schiffsabgaben; dazu kommen Personal-, Haus-, Gewerbe- und Mobiliarsteuern, Strafgeelder und Frohnen. Die jährliche Staatseinnahme wurde 1851 auf 372000 Thlr. angegeben.

Die Inseln wurden 1778 von Cook entdeckt, der im folgenden Jahre auf Hawaii durch Mord am 14. Juni 1784—1810 war die ganze Gruppe dem Könige Kamehameha I. unterworfen, dem die Amerikaner die Civilisation auf diesen Inseln. Sein Sohn Kamehameha II. schaffte den Götzendienst ab und reiste mit seiner Gattin nach London, wo Beide 1824 starben. Seitdem regierte Kamehameha III., geb. 1814, der 1837 durch die Missionen der methodistischen Missionare die sich eindringenden katholischen für immer verbannte. Doch wurde die Ausführung dieser Maßregel durch das Erscheinen einer franz. Fregatte Dupetit-Thouars verhindert. Der von Frankreich ausgeübte Zwang bestimmte nun





er Absicht, sich von dieser Leidenschaft durch die Trennung zu befreien, reiste er nach Frankreich, lehrte aber, von Sehnsucht überwältigt, bald nach Neapel zurück, wo er jedoch seine Gebehrte nicht mehr am Leben fand. Während seiner Abwesenheit schrieb er die „Arcadia“, eine Reihe Idyllen, welche zwar, wie seine übrigen Gedichte in ital. Sprache, eine Jugendarbeit ist, dennoch aber einen bleibenden Werth behauptet. Eine sanfte Poesie und eine reine Sprache und wohlklingende Versification sind die Vorzüge dieses Werks, welches aus Prosa und Versen gemischt ist. Seine Poesien zogen die Aufmerksamkeit des Königs Ferdinand und seiner Söhne, Alfonso und Friedrich, auf sich, welche ihn zu ihrem Begleiter auf ihren Reisen und Feldzügen wählten. Friedrich, welcher 1496 den Thron bestieg, schenkte ihm die Villa Mergellina und gab ihm außerdem ein Jahrgeld von 600 Dukaten. Doch S. sollte dieses Glück nicht lange genießen. Sein Wohlthäter mußte in Folge der Umwälzungen, welche die Ansprüche des franz. Königshauses auf Neapel in das ital. Staatensystem brachten, nach manchen Wechselfällen des Glücks 1501 auf sein Reich Verzicht leisten und seine Zuflucht nach Frankreich nehmen. S. hielt es für einen Treubruch, sich fortan eines Besitzes zu erfreuen, dessen Geber im Unglück schmachtete. Er folgte seinem Fürsten in die Verbannung und kehrte erst nach dem Tode desselben nach Neapel zurück, wo er 1530 starb. Er wurde neben dem Grabe Virgil's beigesetzt. Außer der „Arcadia“, deren erste unvollkommene Ausgabe zu Venedig 1502, die neueste zu Mailand 1806 erschien, schrieb er in ital. Sprache noch Sonette und Canzonen, die sich ebenfalls durch Reinheit der Sprache empfehlen, sodaß S. überhaupt zu den von der Akademie der Lincei anerkannten Mustern gehört. Die beste Ausgabe seiner ital. Werke erschien zu Padua unter dem Titel „Le opere volgari del S. da varj illustrate“ (1723). Fast noch berühmter ist S. durch seine lat. Gedichte geworden, welche außer einem längern Gedichte „De virtute virginis“ (neueste Ausg., lat. und deutsch, von Becher, Lpz. 1826), in Elegien, Eklogen und Epigrammen bestehen. Unter letztern ist das lobpreisende Epigramm auf Venedig das bedeutendste, das sechs Verse enthält und von dem venetian. Senate mit 600 Dukaten belohnt wurde. Eleganz und sorgfältige Wahl des Ausdrucks, sowie Feinheit der Gedanken und poetischer Schwung weisen seinen lat. Gedichten unter den lat. Poesien der neuern Zeit einen ausgezeichneten Platz an. Sein Leben wurde von Crispo von Gallipoli (Neap. 1720), Volpi und Zimiani beschrieben.

**Sansculotten**, d. i. hosenlose, wurden zu Anfang der Französischen Revolution die revolutionären Proletarier der Hauptstadt von der aristokratischen Partei spottweise genannt. Wie mit andern Spottnamen Gueux, d. i. Bettler, in den niederländ. Unruhen, aus welchem der Ehrenname Geusen (s. d.) entstand, ging es auch mit dem Namen Sansculotte. Man gebrauchte denselben bald zur Bezeichnung eines guten Patrioten und Demokraten, zumal da diese ihre politische Überzeugung gewöhnlich durch vernachlässigte Kleidung und cynische Sitten zur Schau brachten. Gleich den Adelligen, die schon in ihre physische Abstammung den Grund der Bevorzugung legen, rühmte man sich sogar eines hosenlosen Blutes. Mit der Reaction in den letzten Jahren des Convents schon wurde der Name Sansculotte in übler Bedeutung genommen, sodaß bald gänzlich verschwand.

**Sanskrit** ist der Name der alten Sprache Vorderindiens, in welcher die ältere ind. Literatur verfaßt ist. Der Name bedeutet so viel als „gebildet“ und soll diese Sprache von andern ind. Sprachen unterscheiden, welche eine so vollkommene grammatische Ausbildung wie das Sanskrit nicht erreicht haben. Die Geschichte der innern Entwicklung des Sanskrit ist noch nicht sicher ermittelt. Die ältesten Denkmäler derselben, die uns die Sprache noch in großem Reichtum in beweglicher Gestalt zeigt, gehen vielleicht bis in das 15. Jahrh. v. Chr. zurück. Zu der Zeit, als Alexander d. Gr. seine Eroberungszüge nach Indien unternahm, finden wir schon auf öffentlichen Denkmälern, Münzen u. s. w. die verweichlichte Form des Pälisch und Prakrit angewendet. (S. Indische Sprachen.) Um diese Zeit mag das Sanskrit als lebende Sprache des Volkes aufgehört haben, um nur in den Schulen und den Werken der Gelehrsamkeit fortzubestehen. Frühzeitig haben die Indier selbst ihre Sprache grammatisch und wissenschaftlich angebaut. Der älteste uns erhaltene Grammatiker Pāṇini, um 300 v. Chr., gibt ein vollständiges System des Sanskrit in eigenthümlicher Form und unterscheidet schon zwischen älterer und neuerer Sprache. Sein Werk hat Böhtlingk (2 Bde., Bonn 1840) herausgegeben. Erwähnen sind noch die Grammatiken des Dīkṣita Bhaṭṭa („Siddhānta Kaumudī“, Kalkutta 1812; auszugsweise übersetzt von Ballantyne, Mirzapore 1849) und des Vopadeva „Lagdhābodha“, Kalk. 1826; bearbeitet von Böhtlingk, Petersburg. 1847). Das älteste lexikon von...  
 26

ische Werk ist das „Nirukta“ des Yaska, welches nur die Seltneren in den „Vedas“ vorkommenden Wörter behandelt (herausgegeben von Roth, Götting. 1852). Am meisten verbreitet sind die Wörterbücher des Amara-Sinha („Amara-kosha“, herausgegeben und übersetzt von Colebrooke, Serampore 1808; von Voiseleur des Longchamps, 2 Bde., Par. 1839 und von Hematschandra (herausgegeben und übersetzt von Böhtlingk, Petersb. 1847). Die ausführlichste ist das encyclopädische Wörterbuch des Rādhākānta-deva (7 Bde., Kalk. 1811). Die Europäer wurden auf die Sanskritsprache besonders durch Will. Jones zuerst aufmerksam gemacht, an den sich in gründlicher Gelehrsamkeit Colebrooke, Wilkins, Wilson anschlossen. In Deutschland gab Friedr. von Schlegel durch seine geistreiche Schrift „Sprache und Weisheit der Indier“ (Heidelb. 1808) den ersten Anstoß zum ernstlichen Studium derselben, dem sich bald sein Bruder Aug. Wilh. von Schlegel, W. von Humboldt, Bopp, Rosen und viele Andere anschlossen. In Frankreich hat Eugène Burnouf am meisten für das gründliche Studium des Sanskrit gewirkt. Unter den verschiedenen Grammatikern von Colebrooke (Kalk. 1805), Carey, Yates, Wilkins u. A. verdient die von Bopp bearbeitete (3. Aufl., Berl. 1845) den Vorzug. Die neueste und umfassendste hat Benfey gegeben („Wörterbuch der Sanskritsprache“, Grammatik, Chrestomathie und Glossar, 2 Bde., Lpz. 1851–54). Unter den Wörterbüchern ist zu nennen Wilson's „Dictionary of the Sanscrit-language“ (Lond. Kalk. 1832), Böhtlingk's und Roth's „Sanskritwörterbuch“ (Petersb. 1853 fg.), das von Westergaard „Radices linguae Sanscritae“ (Bonn 1840) und Monier Williams' „Sanskrit and Sanscrit dictionary“ (Lond. 1851). Über die reiche in Sanskrit verfasste literarische Literatur. Der Werth des Studiums der Sanskritsprache beruht nicht bloß darauf, daß sie uns die uralte originelle Cultur des indischen Volkes erschließt, sondern wesentlich auch darauf, daß sich in ihr das klarste und ungetrübteste Bild jener großen Sprachfamilie abspiegelt, die die indogermanische (s. Indogermanische Sprachen) nennen und zu der alle die Völker gehören, an deren Entwicklung sich die Weltgeschichte knüpft. Die Räthsel unserer Sprache, der mit uns stammverwandten Völker finden meist ihre glückliche Lösung in den alten klassischen Formen des Sanskrit, und selbst viele dunkle Züge der abendländischen Mythologie und Literatur erhalten aus jenem entlegenen Gebiete oft überraschende Erklärung. Durch das Studium des Sanskrit angeregt, hat sich eine neue Wissenschaft, die sprachvergleichende Grammatik, gebildet, die, obgleich erst in der Entwicklung begriffen, schon jetzt die überraschendsten Resultate liefert, die innerste Geschichte der Völker geliefert und in die tiefsten Geheimnisse des menschlichen Geistes ahnungsvolle Blicke geworfen hat.

**Sansovino**, ein ausgezeichnete ital. Bildhauer und Architekt, geb. 1460, hieß eigentlich Andr. Contucci und war aus Sansovino gebürtig. Beim Viehhüten traf ihn ein Florentiner, wie er aus Lehm Thiere formte, die viel Talent verriethen, und brachte ihn zu einem Meister in die Lehre. S. bildete sich sehr schnell zum Bildhauer und Architekten aus, kam in Venedig, erhielt nicht nur von mehreren Städten Italiens, sondern auch vom Papst Julius II. ansehnliche Aufträge. Der König von Portugal berief ihn nach Lissabon und übertrug ihm die Ausführung mehrerer Paläste. Als er nach neun Jahren nach Italien zurückkehrte, erhielt er vom Papst Leo X. den Auftrag, die Casa santa di Loreto mit Sculpturen zu schmücken. Später zog er wieder in seinen Geburtsort zurück, wo er ein Augustinerhospiz gründete und 1529 starb. Sein Schüler Jacopo Tatti, der sich nach ihm ebenfalls Sansovino nannte, geb. zu Florenz gest. 1570, war besonders für Venedig sehr beschäftigt.

**Sanssouci**, ein königl. preuß. Lustschloß vor dem brandenburger Thore der Stadt Potsdam, berühmt als Lieblingsaufenthalt Friedrich's d. Gr. und als die gewöhnliche Sommerresidenz des jetzigen Königs, Friedrich Wilhelm's IV., welcher Schloß und Garten mannichfaltig, aber in Übereinstimmung mit dem Geschmack der ursprünglichen Anlage verschönert hat. Der Bau wurde 1745 gelegt, und den Bau führten nach der Idee Friedrich's II. und dem Plane von Knobelsdorff's die Baumeister Hildebrandt und Böhling bis 1747 aus. Das Schloß steht auf einem Plateau der sogenannten Terrasse von S., einer 60 F. aufsteigenden Anhöhe, von der man eine reizende Aussicht auf Potsdam und dessen Umgebungen hat. Das Hauptgebäude, 242 F. lang, 49 F. tief, ist nur ein Stockwerk hoch und bildet an den Flügeln eine kleine Rundung, wie einer Nische. In der Mitte der Gartenfronte ist eine flachrunde Ausbeugung mit einer Kuppel. Kolossale Caryatiden tragen das Gebäude. An der gegenüberliegenden Fronte, nach den Ruinenberge hin, befindet sich die Colonnade von S., ein halbkreisrunder Säulengang aus korinthischen Säulen. Die innere Einrichtung des Schloßes ist größtentheils von Friedrich's d. Gr. her auch hier starb, geblieben. An beiden Seiten des Schloßes, jedoch auf tieferm Terrain



gen rechts die Bildergalerie mit dem durch eine marmorne Balustrade vom Garten von S. getrennten holländ. Garten, links die Neuen Kammern mit ihrem in engl. Geschmacke angelegten Garten. Die Bildergalerie ist ein einfaches einstöckiges Gebäude mit einem flachrunden Aufbau in der Mitte und einer Kuppel. Zwischen den Fenstern stehen 18 Bildsäulen aus carrarischem Marmor, welche Künste und Wissenschaften darstellen. Der Galeriesaal hat kostbare ionische Säulen aus carrarischem Marmor mit Capitalern von vergoldeter Bronze. Der Saal enthält, nachdem mehrere Kunstwerke in das berliner Museum gekommen, 12 antike Marmorbüsten und gegen 300 Gemälde aus der niederländ., franz. und ital. Schule. Die Neuen Kammern oder das Cavalierhaus, früher ein Orangeriehaus, wurden seit 1771 prächtig ausgemalt und haben vor der Hauptfronte 26 Statuen von carrarischem Marmor. Hinter diesem Gebäude steht die geschichtlich berühmte Windmühle, dessen Besitzer beim Kammergerichte ein Proceß gegen Friedrich II. gewann und welche Friedrich Wilhelm III. zum ewigen Gedächtnis kaufte. Der Garten von S., ursprünglich im franz. Geschmack angelegt, neuerdings durch Lenné (s. d.) nach Art eines engl. Parks gestaltet, gewährt herrliche Aus- und Ansichten und hat viele Marmorstatuen. Vor der Schloßterrasse befindet sich ein großes Bassin, welchem die Hauptfontaine mit einem Wasserstrahl von 115 F. Höhe emporsteigt. Im Park befinden sich das Japanische Haus, der Rehgarten, der Freundschaftstempel mit der Statue der Markgräfin von Baireuth, Friedrich's II. Schwester, das Mausoleum mit dem Marmorbilde der Königin Luise (von Rauch), die Neptun- oder Muschelgrotte u. s. w. An dem ersten Westende des Gartens steht das Neue Palais, nach dem Hubertusburger Frieden 1763–69 mit einem Kostenaufwande von beinahe 3 Mill. Thlr. erbaut. Das Innere ist sehr wohl decorirt und enthält sehenswerthe Gemälde, Sculpturen, Vasen, Tischblätter, antike Säulen u. s. w. Vor dem Schlosse stehen 24 antike röm. Marmorbüsten. Dem Neuen Palais gegenüber, auf der Abendseite, stehen die sogenannten Communen, zwei Schlösser im Renaissancestil, die durch halbkreisrunde Colonnaden verbunden sind und früher zur Aufnahme von Fremden dienten. Südöstlich vom Neuen Palais stößt an den Garten von S. das Schloß Charlottenhof mit seinem Park. Die Gebäude sind nach Schinkel durch den verstorbenen Bau Rath Persius, die Gartenanlagen nach Entwürfen Lenné's von Sello ausgeführt. Nordosten von S., vor dem Nauener Thore Potsdams gelegen, ist das Marmorpalais im Neuen Garten, eine Schöpfung Friedrich Wilhelm's II., der hier residirte und starb.

**Santa-Anna** oder **Santana** (Antonio Lopez de), Präsident und Dictator der Republica, geboren gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, trat seit 1821 in den Unabhängigkeitskämpfen als Militärhaupt auf, half 1823 den Kaiser Iturbide stürzen, wandte sich aber dann der federalistischen Partei zu und zog sich nach einer bedeutenden Niederlage 1823 auf sein Gut bei Jalapa zurück. Erst 1828 mischte er sich wieder als Vorkämpfer für Guerrero in öffentlichen Angelegenheiten, der ihn 1829 zum Kriegsminister und Oberbefehlshaber des Landes ernannte. Als Bustamente 1830 zur Gewalt gelangt, empörte sich Sta.-A. im Jan. 1832, stellte sich für Pedrazza und besiegte im October das Heer der Regierung, worauf Pedrazza Präsidentenwürde erhielt. Bei der neuen Wahl im März 1833 wurde Sta.-A. zu Pedrazza's Nachfolger erwählt. Er schwankte als Präsident zwischen den Parteien und ermuthigte dadurch aristokratische Reaction, sodaß die Volkspartei in Aufstände ausbrach, die im Herbst 1833 unterdrückt wurden. Das Gerücht, Sta.-A. strebe nach der Kaiserkrone, erregte indessen neue Unruhen, und im März 1835 erhoben sich vier Provinzen und publicirten zu Texca eine Declaration gegen seine Regierung. Diese sogenannte Partei der Reformen von Zacatecas wurde aber ebenfalls besiegt, und Sta.-A. sah nun sein Ziel erreicht, indem er zum Dictator ernannt wurde. Allein seine Herrschaft fand bald neuen Widerstand. Die Unzufriedenen sammelten sich in Texas, und gegen Ende 1835 begann der Krieg mit den Texanern, in welchem Sta.-A. im April 1836 geschlagen und sogar gefangen ward. Im J. 1837 wieder freigelassen, nahm er Theil an der Vertheidigung von Veracruz gegen die Franzosen (Dec. 1838), wobei er ein Bein verlor. Nach mancherlei Wechselfällen 1841 wieder zum Präsidenten ernannt, schaltete er sich ziemlich unbeschränkt bis 1845, wo eine neue Revolution ihn stürzte und in die Verbannung nach Havanna auf Cuba führte. Doch die innern Wirren und der Krieg mit Mexico lenkten die Augen wieder auf ihn, und so gelang es seiner Partei, den Präsidenten Paredes in einer neuen Revolution 4. Aug. 1846 zu stürzen und Sta.-A. wieder zurückzurufen. Er erschien, erklärte sich für die Interessen des Federalismus, übernahm von der provisorischen Regierung unter Sales die Verwaltung eines Generalissimus und ward, obgleich 22. und 23. Febr. 1847 bei Buonavista vom





ichthum an köstlichen und nützlichen Erzeugnissen: Zucker, Cacao, Vanille, Kaffee, Indigo, weiß und gelber Baumwolle, Reis, Mais, Kartoffeln, Weintrauben, Tamarinden, Camotes, Gu-  
 , Ananas, Apfelsinen, Balsam, Farbehölzern und vielerlei andern Holzarten. Die Bevölke-  
 ung, meist aus wilden und halbwilden Indianerstämmen bestehend, lebt theils von Jagd und  
 fang, theils von Viehzucht und Landbau, erweist sich aber zum Theil auch geschickt in ver-  
 edenen Gewerben, namentlich in Fertigung feiner Baumwollengewebe. Die frühern Missio-  
 nen, die viel zur Civilisation der Indianer gethan, sind seit der Vertreibung der Missionsmönche  
 Verfall gerathen und manche einst blühende Ortschaften verschwunden. Die Hauptstadt ist  
 Santa-Cruz della Sierra, mit 5—6000 E., am Fuß der Cordillera von Juracará's gelegen,  
 gebaut und durch Handel aufblühend. Nach Herstellung der Schiffahrtsverbindung mit  
 dem Atlantischen Meere mittels des La-Plata und Marañon und Entwicklung der europ.  
 Colonisation muß dieser Theil Boliviens eines der blühendsten Gebiete Südamerikas werden.

**Santa-Cruz (André)**, ausgezeichnete südamerik. Staatsmann, von Geburt Peruaner,  
 heiligte sich lebhaft am Unabhängigkeitskampfe und wurde 1826 als peruan. General zum  
 Präsidenten von Peru erwählt, legte aber schon 1827 diese Würde wieder nieder und ging als  
 Gesandter nach Chile. Im J. 1829 zum Präsidenten von Bolivia erwählt, erwarb er  
 um die Beruhigung und Ordnung dieser Republik, sowie um die Hebung ihrer Verwaltung  
 und Cultur die größten Verdienste. Indessen mischte er sich auch in die Wirren Perus und  
 leitete das Project einer Conföderation Ober- und Niederperus. Es gelang ihm auch sein Plan,  
 als Pacificator beider Staaten wurde er 1836 zum Protector der peru-bolivian. Con-  
 federation ernannt und mit der obersten Gewalt betraut. Sta.-C. zeigte sich auch in dieser schwe-  
 ren Stellung, ebenso wie bei der besondern Verwaltung von Bolivia, wenn auch nicht den wirk-  
 lichen Erfolgen nach, doch in seinen Ideen als einen der einsichtsvollsten und bedeutendsten  
 Staatsmänner Südamerikas. Lebhaft für Europa eingenommen, suchte er mit den Nationen  
 des alten Continents Verbindungen anzuknüpfen, zog den Handel herbei, beschäftigte die Frem-  
 den und hegte die Hoffnung, die conföderirten Länder zu civilisiren. Anfangs gelang es ihm  
 durch Thätigkeit und Gewandtheit die widerstrebenden Elemente zusammenzuhalten und die  
 Parteien zu beschwören, womit ihn die durch seine Neugestaltung erweckte Eifersucht der be-  
 nachbarten Staaten wie der Parteien im Innern, besonders in dem völlig demoralisirten Nie-  
 derperu, bedrohten. Allein bald kamen alle Unmöglichkeiten einer Lage, die ihn zum Kampfe  
 gegen innere und äußere Feinde nöthigte, mit einem Male zum Ausbruch. Der Krieg, in den  
 er mit Chile verwickelt wurde, endigte 1839 mit seiner völligen Niederlage bei Yungai, die in  
 Bolivia wie in Peru seinen Sturz zur Folge hatte. Am 13. März 1839 sah er sich gezwungen,  
 nach Guayaquil in Ecuador zu gehen. Zwar gewannen bald darauf seine Anhänger in Bolivia  
 wieder das Übergewicht und riefen ihn später wieder zum Präsidenten aus, allein er nahm  
 den Antrag nicht an. Erst später sann er auf Wiedererlangung seiner verlorenen Würde. Nach  
 mehreren mißglückten Versuchen, Peru zu seinen Gunsten zu revolutioniren, wagte er in Bolivia  
 zurückzufallen, wurde aber ergriffen und an Chile ausgeliefert, wo er lange unter strenger Aufsicht  
 blieb. Nach einer Art Übereinkunft dieser Staaten ward ihm endlich eine Stellung in Europa  
 angewiesen, die ihn von seiner Heimat fern halten sollte. Mit dem Titel eines Marschalls schickte  
 man ihn als bevollmächtigten Minister Boliviens 1849 nach Paris, welche Stellung auch auf  
 Brüssel, 1850 zugleich auf Brüssel ausgedehnt wurde.

**Santa-Fé-de-Bogota**, s. Bogota.

**Santander**, eine Provinz (99 QM. mit 190000 E.) von Altcastilien in Spanien, an der  
 nördlichen Küste der Bai von Biscaya, besteht aus steilen Bergen und tiefen Thälern und ist reich  
 an Steinkohlen und Eisen der besten Gattung. Die Küste bietet treffliche Häfen. Die Haupt-  
 stadt Santander, der Sitz eines Bischofs, hat mit ihrem Weichbilde 16986, mit ihrem Gerichts-  
 districte gegen 24000 E., eine nautische Schule, Schiffswerfte und einen sichern und geräumigen,  
 festigten Hafen, der für Handelsschiffe jeder Größe zugänglich ist. Die Stadt war einer der  
 freien Handel mit dem span. Amerika berechtigten Häfen, die man puertos habilitados  
 nannte. Auch hat sie bedeutenden Verkehr mit dem nördlichen Europa, wohin sie namentlich  
 Wolle, Getreide und Wein ausführt.

**Santander (Francisco de Paula)**, Präsident des Freistaats Neugranada, geb. 2. April  
 1792 zu Rosario de Cucuta in Neugranada, machte seine Studien zu Bogota. Als die Revo-  
 lution 1809 ausbrach, erklärte er sich für die Sache der Unabhängigkeit. Zum Obersten ernannt,  
 leitete er unter dem General Serviez. Als die Spanier unter Morillo Neugranada über-  
 nahmen, zog sich S. nach Venezuela zurück und vereinigte sich mit Bolívar. Er war es be-





mit gegen 750 Schüler zählte. Eine gute Landstraße führt von hier nach Valparaiso (s. d.), wo der Hafen von besonderer Bedeutung für den Handel von S. ist. In der Nähe der Stadt, auf der Ebene zwischen den Flüssen Mapocho und Mapo, besiegten 1818 die Chilenen die Spanier und begründeten dadurch ihre Freiheit. — Santiago oder San-Jago de Cuba, die frühere Hauptstadt der span. Insel Cuba (s. d.) in Westindien, jetzt des östlichen Departements derben, im Hintergrunde einer Bai der Südküste und an der Mündung des Flüscheus S., Sitz des Gouverneurs und Erzbischofs, hat einen trefflichen, stark befestigten Hafen, viele Kirchen und Klöster und zählt 24000 E. Sie erlitt durch das Erdbeben 20. Aug. 1852, das sich 26. Nov. wiederholte, große Verluste an Eigenthum. In den letzten Jahren belief sich der Umsatz der Stadt auf etwa 5 Mill. Piafter.

**Santillana** (Inigo Lopez de Mendoza, Marques von), als Krieger, Staatsmann, Gelehrter und Dichter gleich berühmt, wurde 19. Aug. 1398 zu Carrion de los Condes geboren. Schon früh verlor er Vater und Mutter. Der König Heinrich III. von Castilien ernannte daher den Gemahl seiner Vaterschwester, Don Alonso Enriquez, zu seinem Vormund, in dessen Haus bis zum 16. J. blieb. Nachdem er sich 1418 mit Doña Catalina de Figueroa vermählt hatte, stieß er in dem Kriege gegen die Aragonier den Oberbefehl über 300 Reiter und zeichnete sich durch persönliche Tapferkeit so sehr aus, daß ihm der König die Stadt Junquera verlieh. Auch in den Kriegen gegen die Mauren von Granada 1431 und 1438 bewies er sich ebenso sehr als mutigen Vorkämpfer wie als erfahrenen Feldherrn, und zum Lohne dieser Verdienste und seiner thätigen Vermittelung, durch die Johann II. aus der Gewalt des Königs von Navarra befreit wurde, erhielt er die Markgrafschaft Santillana, die er sich jedoch erst erobern mußte. Erst nach dem Siege bewerkstelligt und zu der Besiegung des Königs von Navarra in der Schlacht von Almedo 1445 wesentlich beigetragen, wurde er förmlich zum Marques von Santillana und zum Vizekönig von Real de Manzanares ernannt. Im J. 1446 eroberte er die Stadt Torrija. Im J. 1452 trat auch er der Verschwörung der castilianischen Großen bei, um den Günstling Alvaro Luna zu stürzen. In noch größere Gunst kam er bei Johann's Nachfolger, König Heinrich IV. S. starb 26. März 1458 in Guadalajara. Von seinen zahlreichen Werken sind zu erwähnen: „Los proverbios de Inigo Lopez de Mendoza con su glosa“ (Sevilla 1494 und öft.), eine zum Unterricht des nachmaligen Heinrich IV. in Versen abgefaßte Sprüchwörterammlung; „Defension de Don Enrique de Villena“, ein allegorisches Gedicht zum Lobe seines Vormeisters in der Dichtkunst; „El doctrinal de privados“, ein Günstlingspiegel; „Bias contra fortuna“, ein moralisirender Dialog; „Refranes que dicen las viejas tras el fuego“, eine älteste span. Sprüchwörterammlung (Sevilla 1508), und die „Rimas ineditas de S., de Juan Perez de Guzman y de otros poetas del siglo XV.“, herausgegeben von Eugenio de Caceres (Par. 1844), worin auch seine berühmte „Comedieta de Ponza“, die man unter die Angelegenheiten des span. Dramas zählt. S. gehört unter die in der ältesten Geschichte der span. Nationalliteratur epochemachenden Männer; er hat vorzüglich beigetragen, die castilianische Kunst der Dichtung theils nach dem Muster der später provenzalisch-catalonischen Hofpoesie, theils nach der Weise der gelehrten italienischen umzugestalten, und war unstreitig eine der ersten Zierden an dem Hofe Johann's II. Obgleich seine Gedichte an den Zeitübeln, pedantischer Gelehrsamkeit und vorherrschend didaktischer Richtung, leiden, so zeugen sie doch von wahrhaft poetischen Anlagen, echtem Nationalgefühl und großer Gewandtheit in Sprache und Ausdruck. Unter den volksthümlichen sind einige von bezaubernder Anmuth, wie die reizende „Serranilla“, die so schön ist. Mit sehr merkwürdigen Einleitungen und Commentaren gab Don José Cadalso de los Rios die „Obras“ (Madr. 1852) S.'s heraus.

**Santorin** oder Santorini, das alte Thera, die südlichste Insel der zu Griechenland gehörenden Cycladen, ist kaum 2 QM. groß und bildet mit Amorgo und einigen andern Nachbarn die Eparchie Thera. Mit ihrem vulkanischen Boden ist sie eine der merkwürdigsten und gefährlichsten Inseln der Erdoberfläche. Ihre sichelförmig eingebuchtete Westküste steigt 300 F. steil empor, ihr höchster Berg, der St.-Elias, der auf seiner Spitze ein Kloster trägt, erhebt sich 1800 F. Ihr westlich gegenüber liegen die Inselchen Therasia und Nepronisi, mit denen geologisch ein Ganzes bildet, einen Erhebungs- oder Krater, den man nirgends schöner, regelmäßiger und vollständiger sehen kann. Die Versuche der Natur, in der Mitte dieses meerbedeckten Erhebungs- oder Kraters, dessen Boden sich fortwährend erhebt und 1834 nur noch 12 F. von der Oberfläche des Wassers entfernt war, einen Vulkan zu bilden, haben, soweit Geschichte und Tradition reicht, nicht aufgehört. Im J. 237 v. Chr. fand die vulkanische Trennung Therasias von Thera statt. Im J. 184 v. Chr. erhob sich in dieser Mitte das Eiland Phera, jetzt Palao-Kaimeni

THE  
JOURNAL  
OF  
THE  
ROYAL  
ANTHROPOLOGICAL  
INSTITUTE  
OF GREAT  
BRITAIN  
AND IRELAND  
PART I  
1906

**Befelligkeit**“ (1826—29). Seine leicht beweglichen, oft pikanten **Witz**- und **Wortspiele** afften ihm ein großes Publicum, zogen ihm aber auch viele Feinde zu. Neben der „Schnellgründete er noch den „Berliner Kurier“ (1827—29) von ähnlicher Tendenz. Die Unmlichkeiten, in die er sich durch rücksichtsloses Verfahren verwickelt sah, veranlaßten ihn, Berlin zu verlassen und nach München zu gehen, wo er abermals zwei Zeitschriften, „Bairische Münchener und Baiern“ (1830—33) und „Der deutsche Horizont“ (1831—33) gründete. Er besuchte 1830 Paris und ließ sich 1832 in der protest. Kirche taufen. In dieser Zeit erschienen auch seine „Gesammelten Schriften“ (4 Bde., Stuttg. 1832), „Neueste Schriften“ (Münch. 1832) und „Dumme Briefe, Bilder und Chargen, Cypressen, Literatur- und Rathsbrieft“ (Münch. 1834) erscheinen. Nachdem er sich wieder nach Wien gewendet, bearbeitete er 1837 die Zeitschrift „Der Humorist“ herauszugeben, welcher sich seit 1850 ein „Humoristisch-satirischer Volkskalender“ anschloß. Von seinen übrigen Schriften sind anzuführen: „Humoristische Damenbibliothek“ (6 Bde., Wien 1838—41); „Fliegendes Album für Scherz, Humor und frohe Laune“ (2 Bde., Lpz. 1846; 2. Aufl., 1854); „Humoristische“ (Lpz. 1854); „Conversations-Lexikon für Geist, Witz und Humor“ (Dresd. 1854). S. ist ein bedeutendes humoristisches und satirisches, selbst sprachliches Talent, und darf behaupten, daß die Kunst des Wortwizes und Wortspiels selten so gehandhabt worden wie von ihm. Freilich verliert dieser Witz auf die Dauer an Interesse, da er weder von noch von einer bestimmten Gesinnung getragen ist. Am werthvollsten sind seine witzigen, allthasthen, an Wortspielen reichen Vorlesungen, seine humoristischen Bilder und Chargen. Seine ernstesten Gedichte sind von geringem Werth; dagegen hat er manche sehr belustigende Gedichte geliefert.

**Sapieha**, eine früher sehr mächtige, noch jetzt vorhandene lithauische und galizische Fürstendynastie, die von dem Großherzoge von Lithauen, Gedimin, abstammt und den poln. Königen aus dem Jagellonischen Hause nahe verwandt war. Der Erste, der diesen Namen führte, soll der Fürst Jagello gewesen sein. Sein Sohn Sunigal, gest. 1420, trat mit Jagello zum Christenthum über. Mit den Söhnen des Letztern, Bogdan und Iwan, theilte sich das Geschlecht in zwei Linien, in die von Siemier und die von Rodnia. — Aus der ersten Linie stammt Lew S., gest. 1577, der seine Ausbildung zum Theil auf der Universität zu Leipzig erhielt und gleich bei seinem ersten Auftreten auf den Reichstagen durch seine Beredtsamkeit große Aufmerksamkeit erregte. Er nahm Theil an dem Kriege gegen Rußland unter Stephan Bathori und schloß dann mit Rußland einen zehnjährigen Frieden. Nach Stephan's Tode wurde besonders durch seine Bemühungen der König Sigismund III. von Schweden auf den poln. Thron erhoben. In Lithauen führte S. zuerst ordentliche Gerichte ein, auch sammelte und verordnete er das lithauische Statut (Krakau 1614). Er war im Calvinismus erzogen, wurde aber nach dem Jesuiten Skarga zur kath. Kirche zurückgeführt. Nach Ablauf des Friedens mit Rußland begab er sich wieder nach Moskau zu Boris Godunow. Unter großen Gefahren gelang ihm, den Frieden auf 20 J. zu verlängern. Als dennoch Sigismund III. Rußland an die Ansprüche des falschen Demetrius geltend zu machen, gelang es S., trotz des unglücklichen Ausgangs dieses Kriegs, Rußland zu vermögen, daß es Smolensk abtrat. Im J. 1605 wurde er als Großkronhetman gegen Gustav Adolf, der in Lithauen eingefallen war, geschickt, ohne durch seine Tapferkeit dessen Fortschritte völlig aufhalten zu können. Er starb 1633. **Piotr S.**, Starost von Uswiat, geb. 1569, nahm, nachdem er sich schon unter dem Hetman Chodkiewicz während des Kriegs gegen die Schweden und in der Schlacht bei Kirchholm Tapferkeit ausgezeichnet hatte, an dem Zuge Theil, den die Polen zur Unterstützung des falschen Demetrius gegen Moskau unternahmen, und erwarb sich, indem er die Moskowiter mit äußerster Kühnheit angriff, mit seinen wilden Scharen Alles mit Feuer und Schwert zerstörte und bis Moskau vordrang, einen bis nach Asien hin Furcht und Schrecken verbreiten. Nachher kam er in den Verdacht, mit den Bosaren in ein heimliches Einverständnis zu sein, um sich zum Herrscher von Rußland zu machen. Er starb im Palaste der Fürsten zu Moskau 1611. — Unter Johann Sobieski gelangte die Familie S. zu dem größten Glanze und den höchsten Staatswürden. Kazimierz S. wurde Großhetman von Lithauen und Kommandant von Wilna. Da er die Freigüter der Geistlichkeit mit Truppen belegte, that ihn der Hof von Wilna in den Bann, wodurch große Verwirrungen in Polen herbeigeführt wurden. Auch unter August II. veranlaßten die S. blutige Zerwürfnisse in Lithauen und gerietten die Häuser Radziwill und Oginski in Streit. — Kazimierz S., Feldzeugmeister von Litauen, war Marschall des Reichstags von 1788 und stand wegen seines edeln Patriotismus



in allgemeiner Achtung. — Alexander S., geb. 1770 zu Paris, wohin seine Eltern währen Polens innerer Unruhen sich begeben hatten, machte, nachdem er in Polen seine Bildung erhalten hatte, um die stammverwandten slaw. Völker kennen zu lernen, eine Reise durch die Länder Ostreichs, die er in einem 1811 erschienenen poln. Werke beschrieb. Er widmete dann besonders dem Studium der Naturwissenschaften und wurde Mitglied der warschauer Societät der Freunde der Wissenschaften, die er reich dotirte. Er starb 1812. — Leon S., aus der galizischen Fürstenfamilie, zur Zeit Secretär der k. k. Agronomischen Gesellschaft von Galizien, hat sich durch Einführung von Musterwirthschaften auf seinen ausgedehnten Besitz große Verdienste um die Landescultur erworben. Im J. 1848 stand er an der Spitze der Deputation, welche die Landeswünsche dem kaiserl. Thron in Wien vorzulegen hatte, war am demselben Jahre Mitglied des slaw. Congresses in Prag und später Abgeordneter zu dem Reichtage in Kremsier.

**Saporoger**, d. h. die jenseit der Wasserfälle Wohnenden, bilden eine der beträchtlichen Colonien der malorossischen oder kleinruss. Kosacken und wurden schon früh an den Ufern der Gegenden des Dniepr angesiedelt, um das damals den Polen gehörende ukrainische Kosackland gegen die Einfälle der Tataren zu schützen. Sie lebten hier ehelos und in großer Unbeglücktheit, und als längst die Tatarenherrschaft gebrochen war, verharrten sie dennoch, um sich Freiheit besser wahren zu können, in diesen Wohnsitzen. Durch kosackische Flüchtlinge, die der poln. Herrschaft zu entziehen suchten, wurde ihre Anzahl mit der Zeit außerordentlich verstärkt; sie breiteten sich allmählig bis in die Hochlande des Dniepr und gegen den Bug und Dnister aus und machten sich hier überall ansässig. Es war etwa zu Anfang des 17. Jahrh., da die Saporoger sich gänzlich von ihrem Muttervolke, den kleinruss. Kosacken, trennten, indem sie statt des Kosackenhetmans einen eigenen Koschewoi-Ataman wählten und einen völlig freien Staat unter sich begründeten. Ihr Hauptsitz war ein befestigtes Lager, das, obgleich oftweils wechselte, doch stets in der Gegend der Dniepr-Wasserfälle sich befand. Als sie mit den Kleinrussen verbunden waren, galt Tscherkassy am Dniepr als ihre Hauptstadt, später waren es Terechtemirow und andere Orte. Höchst eigenthümlich war die Verfassung dieses militärischen Volkes, welches durch seinen kriegerischen Geist und seine stets rege Kampfbereitschaft sehr bald den Russen viel zu schaffen machte, weil diese, nachdem sie der Polenherrschaft ein Ende gemacht hatten, auch sie selbst in ihren Freiheiten beschränken wollten. Die blutigsten Kämpfe fielen hier vor, und Schweden, Östreicher und Türken wußten nacheinander diesen kriegerischen Geist der Saporoger zu benutzen und sie wider die Russen aufzuwiegeln. Die Saporogischen Kosacken bestehen noch in Rußland, nur haben sie schon durch die Kaiserin Katharina II. ein anderes Land zu ihrem Wohnsitze angewiesen bekommen, nämlich die Halbinsel Taman am Asowschen und Schwarzen Meere, der Insel Krim gegenüber, und den ganzen Landstrich zwischen dem Kubanflusse und dem Asowschen Meere bis an die Flüsse Teja und Laba. Es ist ein Ländergebiet von mehr als 1000 QM., wo sie gegenwärtig unter dem Namen der Tschernomorischen Kosacken oder der Kosacken des Schwarzen Meeres eine neue wohlgeordnete Militärverfassung besitzen. Im Übrigen stehen sie unter dem Oberkriegscollegium des Reichs in Civilangelegenheiten unter dem Gouverneur der kaukas. Provinz. Ihre Anzahl belief sich auf 56500 Individuen männlichen Geschlechts; doch halten sich jetzt auch viele Frauen sesshafter Ehe unter ihnen auf, sodaß, die Weiber mit eingerechnet, ihre Zahl auf 100000 Individuen anzuschlagen ist.

**Sappe** heißen diejenigen Laufgräben (s. d.), deren Brustwehr nicht bloß aus der mit dem Grabens gewonnenen Erde besteht, sondern die hinten mit Sappenkörben, 2 1/2 F. hoch und 1 1/2 F. dick, versehen sind. Die Sappe wird überall angewendet, wo der Laufgraben in der Richtung der Kartätschenfeuer gebaut werden muß, also von 400 Schritt von dem Glacis bis zum Ende der Belagerung. Die Körbe vermehren nicht allein die Festigkeit der Brustwehr, sondern erlauben eine steilere Böschung ihrer hintern Fläche, sodaß die vertheidigende Infanterie eine besserer Deckung aufstellen kann, sondern dienen vorzüglich dazu, den Arbeitern schnell beim gewöhnlichen Bau möglich ist, eine Deckung zu gewähren. Je nach der Art der Belagerung unterscheidet man die gemeine Sappe, welche mit Laufgräben gleichbedeutend ist, und die flüchtige Sappe, bei welcher eine Reihe von Sappenkörben auf einmal gesetzt und gleich durch halb so viele Arbeiter gefüllt wird. Sie ist nur außerhalb des Gewehrfeuers der Belagerer anwendbar, weil dieses in größerer Nähe bloß ein schrittweises Vorgehen der Arbeiter erlaubt und deshalb benutzt man auch nur die Nacht zu diesen Arbeiten. Die völlige Sappe, die erst nach dem Einbruch der Nacht angewendet werden muß, unterscheidet sich von der vorigen bloß in der Art der

ung des Baues, indem mit großer Vorsicht und unter beständiger Deckung des Rollkorbs nur ein Sappentorb nach dem andern gesetzt und gefüllt wird. Die doppelte Sappe auf 12 F. Entfernung zwei parallele Brustwehren, von denen jede ebenso wie die völlige gebaut wird. Die bedeckte Sappe ist 7 F. auf der Sohle breit und besteht aus auf hölzernen Rahmen gelegten Bohlen oder Faschinen als Decke, die noch durch darauf geworfene Erde verstärkt wird. Der Form nach hat man nun die Sappe gerade aus, welche einfach und auch gekrümmt sein kann; die Wende- oder Schlangensappe, die in Bogenlinien geführt ist; die Zwerchsappe oder kubische Sappe, welche in kurzen, rechtwinkelig gebrochenen Linien vorgeht und durch hierbei gebildeten Traversen noch mehr Deckung erhält; die Mantelsappe, deren Traversenarm eines verschobenen Quadrats hat. Sappenbündel sind 3 F. lange, 6—8 Zoll dicke Bündel, welche da, wo zwei Körbe zusammenstoßen, eingesetzt werden. Zu mehrerer Befestigung der Körbe werden oben über dieselben drei Faschinen von 10 F. Länge aufgenagelt.

Sappeurs bilden entweder ein besonderes Corps oder einen Theil des Pionniercorps. Sie leiten den Bau der gemeinen und flüchtigen Sappe (s. d.) zu leiten und den der völligen, doppelten und bedeckten Sappe auszuführen. Da das Sappiren mit unter die gefährlichsten Arbeiten gehört, so wurde früher der vorderste Sappeur durch Brustharnisch und Helm gegen Kugeln geschützt und nach jedem gesetzten Korbe von seinem Hintermann abgelöst. Jetzt deckt ihn von vorn durch den Rollkorb, von der Seite durch eine Sandsackmaske, die gegen die Seitenkörbe gelehnt wird, und erst nach drei Körben wird der vorderste Sappeur abgelöst. Die Arbeit ist unter eine Sappeurbrigade von 6—8 Mann vertheilt, welche hintereinander stehen. Jedem ist ein besonderer Theil der Arbeit angewiesen. Alle sechs Stunden muß die Brigade abgelöst werden.

Sapphir heißt ein mit doppelter Strahlenbrechung mehr oder minder durchsichtiges oder durchscheinendes Fossil, welches sich durch beträchtliche Härte und Schwere, lebhaften Glasglanz und eine meist blaue oder rothe, selten ins Graue, Weiße und Gelbe gehende Färbung auszeichnet und aus Thon und Sauerstoff mit etwas Kiesel und Eisenoxyd besteht. Sapphir kommt theils in stumpfeckigen Stücken und rundlichen Körnern, theils in Kryallen vor und ist zuweilen zwei- bis dreifarbig gestreift, zum Theil läßt er im Sonnenlichte oder im Kerzenlichte einen sechsstrahligen sternförmigen Lichtschein wahrnehmen, und dergleichen Stücke werden Sternsapphire oder Asterien genannt. Hinsichtlich der Härte kommt er nach dem Diamant und Zirkon. Nur die blauen Abänderungen nennen die Juweliere Sapphire, die rothen werden orientalische Rubine, die violetten orientalische Amethyste, die gelben orientalische Topase und die rothschillernden Ragensapphire genannt. Wegen seiner bedeutenden Härte, schönen Farbe und seines herrlichen Glanzes ist der Sapphir als Edelstein sehr geschätzt und wird dem Diamant am nächsten gestellt. Man verwendet die Sapphire zu Ringen, Ohrringen und die sehr leichten auch zu Objectivlinsen für Mikroskope. Die blassen Sapphire werden zuweilen durch vorsichtiges anhaltendes Glühen entfärbt und dann für Diamanten gegeben, denen sie allerdings unter allen Mineralien am meisten gleichen; doch kann man sie leicht unterscheiden, daß sie vom Diamant geritzt werden und einen weißen Strich geben. Sapphire finden sich in Schuttland und dem Sande der Flüsse, mit Granat, Zirkon, Feldspath und Kalkspathgeschieben in Ceylon, Siam und China, aber auch einzeln in Sachsen, Böhmen, Frankreich und Portugal; in Basalt eingewachsen bei Cassel am Rhein, Niedermendig am Mosel und im Siebengebirge. Blaue Turmaline, blaue Berylle und blaue Cyanite werden öfters für Sapphir ausgegeben. Was die Alten Sapphir nannten, ist Lasurstein.

Sapphische Strophe, s. Sappho.

Sappho, gefeierte altgriech. Sängerin, lebte im 6. Jahrh. v. Chr. und war aus Mitylene auf der Insel Lesbos gebürtig. Ihre Neigung zur Poesie suchte sie auch in andern Freundschaften, unter denen Erinna (s. d.) obenansteht, zu erwecken und zu beleben, und ihr Haus war ein Sammelpfad der edelsten Dichterinnen und Frauen jener Zeit überhaupt. Der Sappho stand sie früher in einem zarten Verhältniß zu Alcäus (s. d.) und sogar in dem inneren für ihr Geschlecht unnatürlichen Liebe. Außerdem hat man ihr auch ein tragisches Gedicht zugeschrieben, indem sie sich von der unglücklichen Liebe zu dem spröden Phaon, einem schönen Jünglinge, durch einen Sprung vom Leukadischen Felsen in das Mittelländische Meer begeben soll. Ein anderes Ereigniß wird von Einigen auf eine weit jüngere Sappho aus Lesbos bezogen, wie Welcker in einer besondern Schrift: „S., von einem herrschenden Tyrannen befreit“ (Gött. 1816), darzuthun gesucht hat. Die Mitylenäer waren stolz auf den Namen ihrer Mitbürgerin, sodaß sie ihr Bildniß auf Münzen prägen, in Gemälden darstellen





13. Heeres auf Vittoria erfolgte, so sah sich der General Verdier, der an Lefebvre's Stelle gewesen war, genöthigt, in der Nacht vom 15. Aug. die Belagerung aufzuheben. Doch schon Dec. begann eine zweite Belagerung. Die Stadt war inzwischen befestigt und ihr Heer auf 100 Mann gebracht worden. Das ebenso starke Belagerungsheer wurde von Moncey und Dier geführt. Es erschien 20. Dec. vor S. und begann die regelmäßige Belagerung. Am 9.—27. Jan. hatten 50 schwere Geschütze drei große Sturmlücken geöffnet, durch die der Feind eindrang. Indes konnte er sich nur in den Öffnungen der Stadtmauer und einigen eingeschlossenen Häusern behaupten. Das ebenfalls aufgestandene Volk in der Umgebung der Stadt that ihm auf allen Seiten Abbruch. Obschon in der Stadt die Noth groß, verwarf Paris jede Aufforderung des Marschalls Lannes, der 22. Jan. den Oberbefehl des Belagerungsheeres übernommen hatte. Inzwischen dauerte der Kampf in den Häusern Tag und Nacht; jede Scheidewand diente als neue Schanze. Erst 7. Febr. konnte der Feind seinen Angriff auf den Mittelpunkt der Stadt richten. Der Kampf entbrannte jetzt heftiger als je. Zwar versuchte sich der Feind 12. Febr. auf den Trümmern des Klosters San-Francisco und an mehreren Punkten; allein vergebens suchte er zwei mal durch Minen die Vertheidigungslinie der Franzosen zu durchbrechen. Die Belagerten führten mit Erfolg Gegenminen; in einem dritten Versuch stießen beide Theile aufeinander. Man schlug sich in dem Stollen mit Säbel und Bajonnet, und der Feind mußte selbst seinen Bau wieder zerstören. Endlich gelang es den Franzosen, durch Minen einen Theil des Universitätsgebäudes zu stürzen, und 18. bemächtigten sie sich der eingeschlossenen Vorstadt auf dem linken Ufer des Obro. Dies entschied den Fall der Stadt. Die Belagerten hatten kaum noch 9000 Mann dienstfähige Leute; es gab keine Lebensmittel, keine Heilmittel mehr für die Kranken. Palafox lag krank und hatte den Oberbefehl an General St.-Marc abgetreten. Das Feuer hörte am 20. um 4 Uhr Abends auf, und begannen Unterhandlungen. Endlich kam man über eine ehrenvolle Übergabe überein, die in den folgenden Tagen vollzogen wurde. Über 54000 Menschen, darunter gegen 14000 Soldaten, waren binnen 60 Tagen umgekommen. In dem Bürgerkriege nach Ferdinand's VII. Kede blieb die Stadt stets der Königin Isabella ergeben und begegnete den wiederholten Versuchen der Franzosen, sie zu nehmen, mit einer entschiedenen Haltung.

Sarah, die Frau Abraham's, dessen Stiefschwester und Tochter des Therah, hieß eigentlich Sarai, d. i. meine Fürstin. Als ihr aber die Verheißung einer zahlreichen Nachkommenschaft zu Theil wurde, mußte Abraham sie Sarah, d. i. Fürstin, nennen. Wegen ihrer Unfruchtbarkeit gab sie ihrem Manne die Hagar zum Weibe; doch ward ihr später noch die Geburt Isaak's verheißen. Sie zog mit Abraham nach Gerar, wo König Abimelech sich ihrer bediente, weil Abraham sie für seine Schwester ausgegeben hatte. Allein der König gab sie ihm wieder zurück, als er von der falschen Angabe hörte. In einem Alter von 10 J. gebar sie den Isaak. Sie starb zu Hebron in Kanaan, 127 J. alt. — Das Buch Tobit enthält auch eine Sarah, bezeichnet sie als die Tochter Raguel's zu Rages in Medien und als die Frau des jungen Tobias, der mit ihr später nach Ninive und dann wieder nach Medien zog. **Saratow**, ein russ. Gouvernement, welches zum Khanat Astrachan gehörte, 1780 seine eigene Gouvernementsverfassung erhielt und, auf beiden Seiten der Wolga ausgebreitet, eine Fläche von 3525 QM. einnahm, bis es 1850 durch die Bildung des Gouvernements Samara (s. d.) auf der östlichen Wolgaseite, sowie durch die gleichzeitige Vergrößerung des Gouvernements Astrachan bedeutend verkürzt wurde. Mit Ausnahme eines gegen Südosten bis zum Kaspischen Meer reichenden Districts ganz auf der West- oder Bergseite der Wolga gelegen, ist sonach S. nur noch ein Areal von 2125 QM. und in seinen zehn Kreisen eine Bevölkerung von 1,357,700 Seelen. Der kleine, östlich von der Wolga gelegene Theil ist ebener Steppengrund und nur durch seinen großen Reichthum an Salzseen und Flüssen wichtig. Der westliche oder jetzige Haupttheil ist bergig, sehr fruchtbar und dicht angebaut. Außer der Wolga sind die beträchtlichsten Flüsse der Choper und die Medwiza, die, durch zahlreiche kleine Wasser verstärkt, südwärts in den Don gehen. Der Ackerbau, namentlich der sehr ergiebige Weizenbau, macht den hauptsächlichsten Nahrungszweig für die meisten Einwohner aus und vorzüglich sind ihm die Kräfte der zahlreichen deutschen Colonisten gewidmet. Von Fabrikgewächsen werden Hanf, Flachs, Krapp und besonders von den Deutschen Taback cultivirt. Die Viehzucht ist im Allgemeinen noch gering, wenigstens keine Ursache des Reichthums. Eine Hauptquelle der Nahrung und des Reichthums bildet dagegen der Fischfang, namentlich in der Wolga, deren Stör, Sterlete, Hausen und Semjuga berühmt sind. Den größten Gewinn liefert das Mineralreich durch das aus den zahlreichen Seen des



emmung des Euphrat die Festungswerke zum Theil zerstört hatte, nicht mehr zu halten wachte, zündete er der Sage nach seinen Palast an und verbrannte sich sammt seinen Bedienten und Schätzen. Einige neuere Geschichtsforscher setzen jedoch die Zerstörung von Babel in eine weit spätere Zeit, 604 v. Chr., und nehmen zwei Könige dieses Namens, einen alten und jüngern an. Die Person des S. wurde übrigens schon von den alten Dichtern zur Bezeichnung eines Weichlings überhaupt gebraucht.

**Sardelle** oder **Sardine** (*Clupea Sardina*) heißt ein zur Gattung Hering gehöriger Fisch, welcher etwa vier Zoll lang, oben azurblau und unten silberweiß ist und von Manchen für identisch mit dem Pilchard (*C. Pilchardus*) erklärt wird, der jedoch bedeutend größer und weit weissschmäckhafter ist. Für das Mittelmeer hat die Sardelle dieselbe Wichtigkeit, wie die Sprotte der Pilchard für die Nordsee, und es lebt eine große Menge Menschen von ihrem Fange, welche wegen ihres zarten Fleisches und feinen Geschmacks sehr beliebt ist. Vorzüglich wird sie gesalzen nach dem Norden versendet, außerdem aber auch ungesalzen in das feinste Öl eingeknetet und in luftdicht verschlossenen Büchsen versendet, wo sie dann vorzugsweise Sardine (*Sardine à l'huile*) heißt. Nicht zu verwechseln ist mit ihr der Anchovis (s. d.), der ebenfalls oft so genannt wird, aber einer andern Gattung (*Engraulis*) angehört und sich leicht durch seine Kleinheit und schmal vortretenden Oberkiefer auszeichnet.

**Sardes**, die alte berühmte Hauptstadt des Iyd. Reichs in Kleinasien, Residenz des Krösus Vater der pers. Satrapen, lag in einer Ebene am Flusse Paktolos, nahe am Berge Imolos, dessen Gipfel einer Spitze ein zu S. gehöriges Castell sich befand. Nachdem die Stadt bei dem Anzuge der Jonier unter Aristagoras gegen Darius 500 v. Chr. von diesem erobert und durch eine Feuersbrunst zugleich verwüstet worden war, hob sie sich schnell wieder aus der Asche empor und gelangte zu Macht und Größe, die sie noch unter Alexander und dessen Nachfolgern behauptete, bis sie König Antiochus nach langer Belagerung 215 v. Chr. einnahm und zerstörte. Nach Besiegung des Antiochus kam sie in den Besitz der Römer und erblühte, obgleich sehr herabgekommen, selbst noch unter der Herrschaft der Mohammedaner, welche sie im 11. Jahrh. bemächtigten. Endlich wurde sie zu Ende des 14. Jahrh. von Timur der Festung dem Boden gleichgemacht, und nur noch wenige Trümmer zeigen bei dem Dorfe Sart ihre ehemalige Stätte.

**Sardine**, s. **Sardelle**.

**Sardinien** (ital. *Sardegna*, franz. *Sardaigne*), eine zu Italien gerechnete und zur Monarchie Sardinien gehörige Insel im Mittelländischen Meere, mit dem Titel eines Königreichs, hat einen Flächenraum von fast 436 QM., ist demnach nach Sicilien die größte Insel dieses Meeres und durch die Bonifaciusstraße von Corsica geschieden. Das Land wird in der Mitte von einem Gebirge durchzogen, dessen höchster Punkt der 5900 F. hohe Gennargentu ist. Es fehlt an Wasser, doch ist unter der großen Zahl Flüsse auch nicht einer schiffbar. Das Klima ist heiß, aber mit Ausnahme der Gegenden, wo stagnirende Lagunen sich finden, gesund. Der Winter bleibt oft vier bis fünf Monate aus. Der Boden ist sehr fruchtbar an Getreide, Hülsenfrüchten, Obst, Wein, Feigen und andern Südfrüchten. S. hat Überfluß an Seesalz; auch findet man Silber, Eisen und Blei. Holz gibt es in Menge, da die Waldungen fast den fünften Theil des Landes bedecken. Die Pferde sowie das Hornvieh sind klein, aber muthig und schnell und gut. Eigenthümlich sind der Insel das einhufige Schwein, der sardin. Hund, das Muffelhorn (s. w.). Die Zahl der Einwohner beträgt mit Einschluß des Eilands Capriza (s. d.) 200 000 Seelen. Die Ursache dieser geringen Bevölkerung liegt hauptsächlich in dem feudalistischen und hierarchischen Druck, der seit Jahrhunderten auf dem Landvolk lastete und alle Reime des Fortschritts erstickte. Mehr als zwei Drittel des Landes gehörten als Lehnsgüter den Baronen (span. Familien; auch die Geistlichen hatten viel Grundbesitz und erhielten von allen Leuten den Zehnten. Diese Misverhältnisse wurden seit 1836 und 1837 durch Abschaffung der Patrimonialjustiz und der persönlichen Dienstleistungen, seit 1838—47 durch allmähliche Lösung des bäuerlichen Besizes von dem auf ihm lastenden Grundlasten und andern veranlagten Abgaben durch die Regierung gemildert. Der Sarden ist, gleich dem Corsen, unverföhlig, aber arbeitsam, aufgeweckt und erfinderisch. In seinem Anzuge gleicht der Sarden fast einem Wilden; er trägt Kleider von gegerbtem Leder und hüllt sich oft in ein Fell ein. Die Sarden sind zumeist Italiener, gemischt mit Spaniern und andern Völkern, sprechen einen eigenthümlichen Dialekt, der stark mit Italienischem und Arabischem gemischt ist; sprechen die Vornehmen ein reineres Italienisch. Aus Mangel an Unterrichtsanstalten ist der größte Theil des Volkes in der Geistesbildung noch sehr zurück. Alle bekennen sich zur











Segeltuch und Tauwerk zum Theil eingeführt werden. In der Wollenmanufactur da-  
 werden nicht nur die sämtlichen Rohwollen des Inlandes, sondern auch beträchtliche  
 te verarbeitet. Indessen liefert man (namentlich im Genuesischen) weniger feine als grobe  
 e für die Levante und führt dafür feinere Stoffe im Werthe von 3 Mill. Gldn. Conv.-M.  
 Die Baumwollenindustrie hat in neuerer Zeit große Fortschritte gemacht, obschon der  
 h der jährlichen Einfuhr von Baumwollenwaaren aus England, der Schweiz und Osterreich  
 auf 7 1/2 Mill. Gldn. berechnet wird. Metallwaaren werden weder in vorzüglicher Qualität  
 n ausreichender Menge für die Bedürfnisse des Landes angefertigt, und die Einfuhr von  
 n Metallwaaren beträgt für das Festland noch jährlich über 1 1/2 Mill. Lire. Die Thon-  
 glasfabriken gehören zu den bessern; sie hatten im 16. und 17. Jahrh. mit Venedig fast  
 n Auf. Auch liefern die Korallenfabriken von Genua zierliche und vom Auslande gesuchte  
 ten. Die Ledermanufactur bietet nur mittelmäßige Fabrikate. Geschägte Handschuhe lie-  
 Genua, treffliche andere Lederarbeiten Turin, sowie beide Städte vieles und gutes Perga-  
 Die Seifen- und Wachsfabriken, die sich fast ausschließlich in Genua, Turin und in den  
 m Städten Savoyens befinden, gehören zu den ansehnlichsten in Italien und befriedigen  
 nur den Bedarf des Inlandes, sondern zum Theil auch der übrigen ital. Staaten. Die  
 ichen Papiermühlen, deren etwa 100 in Thätigkeit stehen, fördern ein ausgezeichnetes  
 et, von dem für etwa 2 1/2 Mill. Lire ins Ausland geht. Die sehr starke Ölbereitung ge-  
 t auf einfachen Ölpresen von den Besitzern der Olivenpflanzungen. Die bedeutendsten  
 raffinieren befinden sich zu Turin, Genua und Carignano, in den beiden ersten Städten  
 ansehnliche Chocoladefabriken. Der Schiffbau wird zu Genua, Nizza, Rapallo und an-  
 lüftenorten betrieben. Das sardin. Festland bildet den Übergang aus Italien nach Frank-  
 und der Schweiz; allein die gewaltigen Gebirgsmassen, welche zwischen diesen Ländern la-  
 wie die geringern Bedürfnisse der Gebirgsbewohner und die Gleichartigkeit ihrer Er-  
 ste hindern die Entwicklung eines reichen Verkehrs. Der Landhandel wird hauptsächlich  
 n Seehäfen Genua, Nizza, Savona, Oneglia, Chiavari und Spezia vermittelt, die auch  
 Transithandel am beträchtlichsten beschäftigt sind. Als Hauptcentra des innern Verkehrs  
 ufer Genua, welches im Allgemeinen den auswärtigen Verkehr betreibt, Turin und  
 ndria, nächstdem Chambéry, Novara und Susa zu nennen. Die Gebirgskunststraßen haben  
 ncentrationspunkte in Turin und Genua. In der Anlage von Eisenbahnen hat Sardinien  
 sehr viel gethan. Eine Bahn von Genua nach der piemont. Grenze wurde 1840 conces-  
 und 1855 eine Staatsbahn von Turin nach Genua über Asti, Alessandria und Novi  
 t, an die sich mehrere Zweigbahnen anschließen werden. Von Turin führt seit 1853 auch eine  
 üdwärts nach Savigliano, und der Bau nach Susa und Novara wurde 1852 genehmigt.  
 55 im Bau begriffenen und concessioirten Bahnen Piemonts bildeten eine Strecke von  
 Telegraphisch verbunden ist Turin mit der Lombardei (Mailand) und Frankreich über  
 ern; unterseeisch wurde 1854 eine Telegraphenlinie von Spezia über Corsica nach  
 ri angelegt. Im J. 1843 hatte die Monarchie 3609 Handelsschiffe mit 167762 Ton-  
 n 17925 Mann, wovon der dritte Theil auf Genua allein kam; 1853 aber 3305  
 mit 167201 Tonnen Gehalt und 27592 Matrosen und Handwerkern. Im J. 1850  
 allein in Genuas Freihafen 7523 Schiffe mit 514199 Tonnen ein; von diesen waren  
 ardin. und 1739 fremde Schiffe. Die 1844 und 1847 gegründeten Banken von Genua  
 rin wurden 1850 unter dem Namen Nationalbank vereinigt und auf 30 J. privilegiert  
 gleich das franz. Maß- und Gewichtssystem eingeführt. Auch erfolgte seit 1850 der  
 as einer Reihe vortheilhafter Handels- und Schiffahrts-, Zoll- und Postverträge und  
 Tarifreformen, welche die Staatseinnahmen steigerten.

6 die Finanzen betrifft, so hat sich das Budget und die Staatsschuld durch die Reorgani-  
 aller Staatsverhältnisse und die unglücklichen Kriegseignisse, welche namentlich Steuer-  
 ngen und Anleihen nöthig machten, bedeutend verändert. Um 1840 betrug die Staats-  
 37 Mill. Lire oder Frcs. Die Einnahmen und Ausgaben wurden geheim gehalten, jene  
 wöhnlich auf 79, diese auf 77 1/2 Mill. Frcs. geschätzt. Nach dem Budget für 1852 be-  
 ch die Einnahmen auf 101,564236, die Ausgaben auf 144,870995, das Deficit auf  
 4359 Frcs.; nach dem Budget für 1853 die Einkünfte auf 109,223934, die Ausgaben  
 0,917376, das Deficit auf 41,703442 Frcs. Am 1. Jan. 1852 betrug die Schuld  
 0460, 1. Jan. 1853 aber 527,852826 Frcs. Wiewol es der Verwaltung keineswegs  
 len und Energie fehlt, das Gleichgewicht in den Finanzen herzustellen, wird dieses Ziel



ße Frankreichs und Spaniens gegen Osterreich erwarb er im Wiener Frieden (1755) die von Tortona und Novara und während des Osterreichischen Erbfolgekriegs durch den Vertrag (1743) die Grafschaft Anghiera und Gebiete von Vigevano und Pavia. Auch die Verwaltung des Königs war verdienstvoll. Er suchte durch kluge Staatsökonomie die Militärlast erträglich zu machen, gab ein Gesetzbuch (das Corpus Carolinum) und behauptete dem Papste gegenüber seine weltliche Autorität, indem er alle geistlichen selbst besetzte, die Geistlichkeit besteuerte und die päpstlichen Bullen seiner Bestätigung entwarf. Schwere Schicksale suchten das Land unter den folgenden Regierungen seines und Enkels heim. Victor Amadeus III., 1773—96, wurde in die Coalition gegen das nämliche Frankreich hineingezogen und verlor schon im Herbst 1792 Savoyen und Nizza an die Franzosen. Durch brit. und päpstliche Subsidien unterstützt, suchte er unter schwerer Last des Landes eine Armee von 50000 Mann aufzubringen (1793), focht auch mit ihm nicht unglücklich, ohne doch das Vordringen der siegreichen Revolution aufhalten zu können. Nachdem der Kampf 1794 und 1795 geschwankt, zwang Bonaparte's berühmter Sieg von 1796 gleich in den ersten Wochen den König von Sardinien zur Unterwerfung. Er schloß am 3. Mai unter drückenden Bedingungen Frieden mit der franz. Republik schließen und die verlorenen Lande förmlich an diese abtreten. Sein Sohn Karl Emanuel IV., 1796—1802, verband sich mit Frankreich gegen Osterreich (April 1797), wurde aber gleichwol vom Osterreichern, das die Stimmung des durch große Auflagen, Druck und Vorrechte des kaiserlichen Volkes für sich benutzte, unter dem Vorwande, er hege feindliche Pläne gegen die Republik, am 9. Dec. 1798 gezwungen, dem Besitze aller seiner Staaten auf dem festen Lande, das Frankreich sich einverleibte, zu entsagen. Er begab sich auf die Insel Sardinien und erklärte am 17. März 1799 eine Verwahrung gegen den ihm abgedrungenen Verzicht auf seine festländischen Gebiete, die unter eine provisorische Regierung gestellt waren. Die Fortschritte der Coalition im Sommer 1799 drängten zwar die Franzosen hinaus, aber der Sieg von Marengo im folgenden Jahre die franz. Gewalt wieder her. Am 11. Sept. 1802 ward Piemont mit Frankreich vereinigt, und erst mit dem Sturze des Napoleon'schen Kaiserreichs erfolgte die Wiedereinsetzung der Dynastie Savoyen. Karl Emanuel hatte indeß schon 1802 abgedankt und war nachher in den Jesuitenorden. Ihm folgte sein Bruder Victor I. (s. d.), der am 20. Mai 1814 seinen Einzug in Turin hielt. Der erste Pariser Frieden gab seine Staaten auf dem festen Lande bis auf einen Theil von Savoyen, der bei Frankreich zurückgegeben. Der Wiener Congreß fügte am 14. Dec. 1814 die ehemalige Republik Genue hinzu, und im zweiten Pariser Frieden erhielt er auch den Rest von Savoyen und die Schutzherrschaft über Monaco, wogegen er 1816 die Bezirke von Carouge und Chesne abtrat. Mit Victor Emanuel's Rückkehr kamen auch die Mißbräuche der alten Zeit zurück. Die Königin und einzelne Personen vom Adel und der Geistlichkeit beherrschten den Staat völlig und waren eifrig bemüht, den frühern Einfluß der Geistlichkeit, namentlich der Jesuiten, wiederherzustellen und das Land mit hohen Zöllen und Abgaben zu belasten. So leichter fanden auch in Sardinien die über ganz Italien verbreiteten Carbonari (s. d.) ihren politischen Verbindungen Eingang. Ein Theil des Adels und des Heeres wurde in den Verbindungen verflochten, ja der präsumtive Thronfolger, Prinz Karl Albert von Savoyen, war ihnen ohne Zweifel nicht fremd. Die Militäraufstände, welche am 9. und 10. März in Alessandria, Gossano und Tortona ausbrachen, gaben endlich das Signal zur piemontesischen Revolution. In Alessandria wurde die span. Constitution ausgerufen und eine Junta eingesetzt, die im Namen des Königreichs Italien handelte, und am 11. März schloß sich auch Turin der Bewegung an. Dadurch bewogen legte Victor Emanuel am 13. März zu Gunsten seines jüngeren Sohns Karl Felix die Krone nieder. Karl Felix befand sich indeß zu Modena, und die Revolution drängte daher den Prinzen Karl Albert, die Regierung zu übernehmen. Zögernd und mit Vorbehalt sich dazu, beschwor die revolutionäre Verfassung, bildete ein Ministerium im Sinne der neuen Verfassung, befahl die Errichtung einer Nationalgarde und bestätigte die oberste Junta. Inzwischen hatten sich Osterreich und Rußland zur Bekämpfung der Revolution vereinigt. Karl Felix erließ von Modena aus alles Geschehene für ungültig und stellte den Grafen Salicri della Torre an die Spitze der treugebliebenen Truppen. Prinz Karl Albert selbst ernannte zwar noch einen obersten Revolutionär, Graf Santa-Rosa, zum Kriegsminister (21. März), trat aber gleich darauf ins Lager der königl. Truppen und entsagte der Regentschaft. Alles that er, um der Auflösung entgegen, so eifrig auch Santa-Rosa bemüht war, die Revolution zu organisiren. In der Nacht vom 7. — 8. April gingen die Ostreicher unter



Bubna über die Grenze, vereinigten sich mit den königl. Truppen und schlugen 8. April die Aufständischen nach tapferem Widerstande. Zwei Tage später war Turin besetzt, die absolute Monarchie wiederhergestellt und die Anstalten zur Bestrafung der Schuldigen getroffen. Die Majorität der Abgeordneten waren entflohen, auch Santa-Rosa, der in griech. Dienste trat und in einem Gefecht auf der Insel S. Eufemia 9. Mai 1825 blieb. Vgl. „Trente jours de révolution en Piémont“ (Par. 1821); „Précis historique sur les révolutions de Naples et de Piémont en 1820 et 1821“ (Par. 1821); Beauchamp, „Histoire de la révolution en Piémont“ (Par. 1821); Santa-Rosa, „De la révolution piémontaise“ (Par. 1822).

Karl Felix begann nun unter dem Schutze einer östr. Besatzung, die bis Herbst 1821 in Turin die absolute Gewalt wiederherzustellen, Universitäten und Schulen streng zu überwachen, Jesuiten zurückzuführen und in allen Dingen den strengsten weltlichen und geistlichen Censurismus, namentlich auch in Verfolgung der Protestanten durchzuführen. Durch Einfluß einer der französischen ähulichen Conscription ward das neue Heer organisiert. Als die regierende Linie mit dem Tode des Königs Karl Felix 27. April 1831 im Mannsstamme erlosch, bestieg die Linie Savoyen-Carignan, deren Erbrecht auf die sard. Monarchie der Kaiser Napoleon I. anerkannt hatte, in der Person Karl Albert's (s. d.) den Thron. Der neue König, obwohl mit einzelnen Verbesserungen in der Verwaltung, den Finanzen und dem Heerwesen, vermochte die politische Aufregung, die unter dem Eindrucke der franz. Julirevolution erwacht, um so weniger zu beschwichtigen, als auch er dem Einflusse der Ultramontanen und Klerus, besonders der Jesuiten, sich willig hingab. Eine Verschwörung, die man im Nov. 1833 entdeckte, und ein von der Schweiz aus Anfang Febr. 1834 mit beifolgender Leichtigkeit unternommener Einbruch eines Haufens ital., poln. und deutscher Flüchtlinge, angeführt von Mazzini (der sogenannte Savoyenzug), gründeten sich auf die fortbauende Spannung zwischen den Nationen, gaben aber auch dem herrschenden System Anlaß, mit um so größerer Energie in der bisherigen Richtung zu beharren. Dies sprach sich zugleich in der auswärtigen Politik aus, namentlich in dem Verhältnisse zu den constitutionellen Staaten im Westen. Die sard. Regierung war mit der franz. Julidynastie, gegen welche sie die karlistischen Ansprüche unterstützte, bis 1835 in offener Spannung. Noch schroffer gestaltete sich das Verhältniß zu Oesterreich, mit welchem 1836—39 alle Handelsbeziehungen abgebrochen wurden, indem Karl Albert die Aufhebung des Salischen Gesetzes und die Erhebung der Königin Isabella nicht anerkannte, sondern die Ansprüche des Don Carlos offen unterstützte. Auch mit Portugal entstand durch das gescheiterte Project, die Königin Maria da Gloria mit dem Prinzen Eugen von Savoyen-Carignan zu vermählen, ein Zerwürfniß, in Folge dessen mehrere Jahre hindurch der Handelsverkehr abgebrochen war. In den innern Angelegenheiten zeigte dabei Karl Albert viel regere und fruchtbarere Thätigkeit als seine beiden Vorgänger. Außer den Handelsbeziehungen mit Frankreich, England, der Pforte, den Niederlanden, Dänemark, Oesterreich und den norddeutschen Staaten, wodurch der Aufschwung des Verkehrs mächtig gefördert ward, widmete er dem Straßen-, Brücken- und Eisenbahnbau einen lebhaften Eifer, hob den Ackerbau und die Industrie, hielt die Finanzen in guter Ordnung und ließ auch dem Volksunterricht eine größere Bedeutung angedeihen. Besonders im zweiten Jahrzehnd seiner Regierung machte er sich von den Vorurtheilen seiner Vorgänger mehr und mehr los. Es ward 1842 eine wenn auch beschränkte Amnestie erlassen, die Censur gemildert, der Wissenschaft eine freiere Bewegung eingegeben, die Gesetzgebung, Justiz und das Gefängnißwesen reformirt und der schwer lastende Feudalismus von der Insel Sardinien abgenommen. Daß sich der König von dem Einflusse Frankreichs zu emancipiren strebte, bewies sein entschiedenes Auftreten bei dem Streite, der wegen des Salz- und Weinhandels mit der lombard. Regierung entsponnen hatte. Noch vor dem Beginn der ital. Reformbewegung, die sich an die Erhebung Pius' IX. anknüpfte, stand S. einer der bestregierten Staaten der Halbinsel und durch seinen finanziellen Wohlstand und seine Heereskraft wie durch seine Administration jedenfalls der einzige, der mit Oesterreich um die Vorherrschaft in Italien ringen konnte. Wol blieb S. von der Bewegung, die 1846 und 1847 die ganze Halbinsel ergriff, nicht unberührt; aber der Eindruck machte sich diesmal nicht in Unruhen und Verschwörungen geltend, sondern sprach sich mehr in vertrauensvollen Demonstrationen aus. Ein Decret des Königs vom 30. Oct. 1847 kam diesen Wünschen entgegen: es versprach die Einführung der neuen Gerichtsverfassung mit Beseitigung der Inquisitorien, Wahlrecht in Municipalsachen, Beschränkung der Polizeigewalt und Freie Bewegung der Presse. Rasch entfaltete sich im ganzen Lande ein bewegtes politisches Leben, das sich im Ganzen von den Excentricitäten frei hielt, die anderwärts die Reformbewegung

verwirklicht. Der Fortgang der Dinge im übrigen Italien erlaubte indessen dem Könige nicht, Reformen der Verwaltung stehen zu bleiben, und er verheiß 8. Febr. 1848 eine constitutionelle Verfassung, die wenige Wochen später verkündet ward. Der Einfluß der absolutistischen klerikalen Partei trat völlig in den Hintergrund, während sich der König, wie es schien, freiwillig der Volksbewegung hingab und jeden seiner Schritte mit unbegrenztem Zugestande sah. Die Bildung eines constitutionellen Ministeriums (März 1848), welches ein neues Wahlgesetz, die Verfassung des ersten sardin. Parlaments auf den 17. April und die Erteilung allgemeiner Amnestie verkündigte, vollendete die Umgestaltung des alten Zustandes. In diese letzten Vorgänge fiel nun die Nachricht von der Februarrevolution in Frankreich, welche die Bewegung in Italien, namentlich in der Lombardei, zu offener Revolution zu machen drohte. Schon 18. März und in den nächsten Tagen brach in Mailand der Aufstand aus, der die Östreicher an den Mincio drängte. Von Anfang an hatte sich in der sardin. Bewegung der Gedanke der Einheit Italiens unter Karl Albert's Leitung ausgesprochen, und der König selbst, als „das Schwert Italiens“ begrüßt, gab jetzt dieser Meinung einen Ausdruck, indem er gleich nach dem Ausbruch der mailänder Insurrection die lombard. Bewegung unter seinem Schutze nahm, an Östreich den Krieg erklärte und sofort in die Lombardei einrückte. Aber die Eroberung von Italien war schwerer zu erlangen, als es im ersten Enthusiasmus schien. Obwohl die Vertreter der Lombardei (Juni) und später auch Venedigs, sich mit S. zu vereinigen; aber die Last des Kriegs gegen einen gewaltigen Gegner fiel auf Karl Albert allein. Die übrigen ital. Fürsten führten ihn theils ohne Kraft, theils ohne guten Willen und nur der demokratischen Bewegung dazu gedrängt. Nachdem die Kämpfe bei Goito, Lucia, Peschiera die Überlegenheit der Östreicher und ihres Feldherrn bereits bekundet, wurde durch den entscheidenden Schlag bei Custozza (25. Juli) die piemont. Armee in volle Auflösung gebracht, König Karl Albert, fast machtlos dem unsinnigen Groll der aufgeregten lombard. Bevölkerung preisgegeben, sah sich genöthigt, in einem Waffenstillstand die Lombardei zu räumen und sich über den Tessin zurückzuziehen. (S. Italien.) Indessen war das sardin. Parlament eröffnet worden und ein entschieden progressives Ministerium, in welchem Gioberti (s. d.) Platz einnahm, aus ihm hervorgegangen. Mit dem Abschluß des Waffenstillstands verließ dieses Cabinet zurück und machte dem moderirten Ministerium Revel-Pionelli Platz, welches indessen auf der Bahn der constitutionellen Entwicklung unverändert beharrte, wenn auch in der auswärtigen Politik einen minder kühnen Weg als die Vorgänger einschlug. Die neue Regierung hatte einen ehrenvollen Vertrag unter brit.-franz. Vermittelung der Erneuerung des Waffenstillstands vorgezogen, obschon sie die Rüstungen zu einem neuen Kampfe nicht versäumte. Doch schloß sie sich vor den stürmischen Drängern der Progressisten, an deren Spitze Gioberti nicht zu behaupten und wich im Dec. 1848 einem demokratischen Ministerium, das Gioberti gebildet hatte. Doch auch Gioberti erfuhr rasch den Wechsel der Volksgunst. Er mußte die Kammerauflösung schreiten und sah sich genöthigt, vor der neugewählten Volksvertretung im Febr. 1849 ebenfalls den Rückzug anzutreten. Unterdessen hatte Karl Albert sich zum neuen Kampfe gerüstet und kündigte 12. März 1849 den Waffenstillstand. Acht Tage später begann der zweite Act des Kriegs um die lombard. Krone. Ein nur dreitägiger Feldzug, durch die Niederlagen bei Mortara und Novara (21. und 23. März) bezeichnet, machte jedoch dem Kampfe ein schnelles Ende. Karl Albert selbst, am bessern Erfolge verzweifelnd und von dem Mangel der Zuchtlosigkeit und Auflösung des Heeres erdrückt, verzichtete noch am Tage der Niederlage von Novara auf die Krone zu Gunsten seines ältesten Sohnes Victor Emanuel II. In der Nacht die freiwillige Verban- . . . . . wählend, in welcher er schon 28. Juli zu Porto starb. Noch in der Nacht seines stürmischen Regierungsantritts schloß der neue König einen Waffenstillstand, am 6. Aug. zu Mailand der Friede folgte. S. behielt darin seine alten Grenzen, zahlte an Östreich 75 Mill. Frs. Kriegsschädigung und erlangte die Amnestie der Lombarden und Venetianer, die unter der piemont. Fahne gefochten hatten.

Victor Emanuel hatte seine Regierung mit der Versicherung angetreten, die verfassungsmäßigen Institutionen zu erhalten, und er ist diesem Versprechen unwandelbar treu geblieben, so sehr auch im Innern die absolute und klerikale Partei und von außen her die überall wieder erstarkende Reaction, besonders aber der Widerwille Östreichs der Fortdauer der constitutionellen Entwicklung Sardinien's entgegenstellten. Ein liberales Ministerium unter Pinelli's und d'Azeglio's Bemühungen bemühte sich, die Wunden der letzten Unglücksfälle zu heilen, was freilich nicht ohne eine finanzielle Belastung des Landes geschehen konnte, und die constitutionellen Institutionen im Einzelnen durchzuführen. Die Auflösung des Parlaments im Nov. 1849 hatte ein





ico- storico- statistico- commerciale degli state di re di Sardegna" (Bd. 1—21, Turin 5—51). Brauchbar ist Murray's „Handbook for North Italy" (Lond. 1855).

**Sardonisches Lachen** (Sardonius risus, Sardoniasis), bei den Alten jedes kramphafte en, das nicht aus innerer Stimmung hervorgeht. Dieses unnatürliche Lachen soll von einem Sardinien wachsenden Kraute (Sardoa herba bei Virgil) den Namen erhalten haben, dessen er Genuß ein solches Lachen zur Folge hatte. Doch spricht schon Homer von einem sardonischen Gelächter, ohne Sardinien zu kennen. Unrichtig ist es eigentlich demnach, wenn man zu ein bitteres, höhnisches Lachen als sardonisches bezeichnet.

**Sardonix** heißen diejenigen Abänderungen des gemeinen Karneol (s. d.), welche weiß und gestreift und unter allen am meisten geschätzt sind. Von den Alten wurde er zu geschnittenen Steinen, vorzüglich zu vertieften Gemmen (Intaglios) gebraucht. Er ist etwas weniger als der Onyx (s. d.), springt nicht so sehr aus und ist leichter zu schleifen.

**Saratow**, Stadt im russ. Gouvernement Saratow, an der Mündung der Sarpa in die gegen S. sich wendende Wolga, wurde 1765 von Herrnhutern angelegt, die sich ursprüngliche Bekehrung der damals in jener Gegend noch häufig vorhandenen heidnischen Völkern zur Aufgabe gestellt hatten und welche gegenwärtig, seit ihnen die Befugniß dazu gegeben ist, hauptsächlich Fabrikgeschäfte treiben. Von Bedeutung ist namentlich die Senfation. Die Stadt, mit Wall und Graben versehen, hat 400 sehr hübsch gebaute, voneinander durch Gärten getrennte Häuser, eine deutsche und russ. Unterrichtsanstalt und 5—4000 ertriebsame Einwohner.

**Sarkasmus** (griech.) heißt eigentlich der bittere Hohn, den Jemand mit verbissenen Lippen spricht, bezeichnet aber dann, als eine Art der Ironie (s. d.), im Allgemeinen jede verhöhrende jeden beißenden Spott und wurde von den Alten als besondere Redefigur betrachtet, Demosthenes und Cicero Meister waren.

**Sarkophag** (griech.), d. h. eigentlich Fleisch verzehrend, nannte man ursprünglich die in der Nähe von Assor in Mysien sich findende Kalksteinart, weil sie nach Plinius die eingelegten Leichen, die Zähne ausgenommen, binnen 40 Tagen zerstörte. Als man diese Steinart zu Sarkophagen benutzte, wurde der Name Sarkophag diesen Särgen beigelegt, der nachher auf alle Steinübergebungen überging. Oft wurden solche Sarkophage (von Stein), welche der Kunstliebende der Alten Welt mit Bildwerken verzierte, auf die Monumente gesetzt, mit denen man auch die Gräber ausschmückte, um sie gegen Verletzung zu schützen. Mit den Zeiten der Kaiser wurde diese Sitte allgemeiner geworden zu sein, und röm. Prunksucht verwendete in der spätern Zeit dazu die seltensten Steinarten, wie Porphyrt und Breccie, wobei die granitenen und marmornen Steinsärge der Ägypter das Vorbild gaben. Während die frühern Sarkophage häufige mythologische Compositionen in Flachrelief enthielten, wurden die Wände der Särge mit zahllosen Figuren in Hochrelief überfüllt. In der röm.-christlichen Zeit brachte man auch die Apostel, den guten Hirten u. dgl., oder auch bloß rohe Ornamente an. Von diesen Menge auf uns gekommener Sarkophage sind mehrere besonders durch die Namen bekannt, die man ihnen zugetheilt hat. So der Sarkophag des Homer in den Besborodko'schen Garten zu Petersburg, eine Arbeit der spätern Zeiten, und der Sarkophag Alexander's, jetzt im Kaiserlichen Museum, einst in der Moschee des heil. Athanasius zu Alexandria. Das Campo Santo in Pisa allein enthält über 70 antike Sarkophage. Auch im Mittelalter dauerten die Särge fort, und noch in der goth. Zeit, wie die Gräber mehrerer Erzbischöfe im Kölner Dom, wurde diese Form bei Monumenten hier und da auf das glücklichste beibehalten.

**Sarmaten**, bei den Griechen Sauromaten genannt, erscheinen zuerst bei Herodot und Xenophon als einzelnes Volk scyth. Stamms, östlich vom Don wohnhaft, nach einer Sage, zu der Theilnahme ihrer Jungfrauen am Kriege den Anlaß geben mochte, aus der Verbindung scyth. Jünglinge mit Amazonen (s. d.) entsprungen. Später gingen sie über den Don, und eroberten die scyth. Skoloten und griech. Pflanzstädte im Norden des Schwarzen Meeres und wurden dann dem Mithridates unterthänig. Nach der Überwältigung der Skoloten wird der Name der Sarmaten durch den ihrigen im Westen verdrängt und auf die asiat. Völker gleichmäßig beschränkt. Sarmaten schweiften zu des Augustus Zeit bis an die Donaumündung. Zwischen dieser und dem Don wohnte nachher der eine ihrer Hauptstämme, die Roxolani, die 70 n. Chr., dann durch Hadrian 120 aus Möisien, wo sie eingefallen waren, vertrieben wurden und deren Name endlich unter den Gothen, von denen sie unterworfen wurden, verlor. Ein anderer sarmat. Stamm, die Fazyngen, überstieg die Karpaten und breitete sich im 3. Jahrh. n. Chr. an der Donau und Theiß aus. Mit ihren westlichen Nachbarn, den

german. Quaden, verbunden, kämpften sie im Markomannischen Kriege und später und wütheten durch räuberische Einfälle das benachbarte röm. Pannonien. Für diese Jazygen setzten die Römer vorzugsweise den Namen Sarmaten, selbst im Gegensatz gegen die Roxolanen, und späterhin schwindet der Name Jazygen gegen den der Sarmaten. Wiederum aber den unter den Letztern sehr häufig in weitem Umfange nicht bloß die eigentlichen Sarmaten sondern auch Völker andern Stammes begriffen, welche nördlich von ihnen das Flachland wohnten, wie denn Ptolemäus den Namen Sarmatien, das sich als europäisches bei ihm Germanien und Dacien bis zum Don, als asiatisches von da bis zur Wolga erstreckt, im R. bis zum Baltischen Meere ausdehnt. Nachdem die Vandalen das linke Donauufer verlassen hatten, wurden die jazyg. Sarmaten die alleinigen Herren auf den Theißflähen zwischen Quaden im Westen, den Westgothen im Südosten und den Thaisalen im Süden. In dieser empörten sich ihre Sklaven, die nachher als Sarmatä Limigantes als hartnäckige Feinde der Römer erscheinen. Mehr als 300000 von ihnen vertriebene Sarmaten nahm Konstantin auf und vertheilte sie in Thrazien, Italien, auch am Rhein auf den Hundsrück. Gegen die Limiganten im früher vandal. Lande führte hierauf Konstantius Krieg. Nach dem Sturz der Hunnen, von denen auch die Sarmaten unterworfen waren, erhielt ein Theil Sipe in J. die andern verbündeten sich 470 mit Sueven und Scyren gegen die Ostgothen, wurden nachher von Theodorich geschlagen. Dann werden sie noch mit den Gepiden 488 und unter den Scharen, die sich den Longobarden anschlossen, genannt. Die Zurückgebliebenen schwinden unter den Avaren und die spätern kuman. Jazygen stehen mit ihnen in keiner Verbindung. Die Sarmaten führten eine nomadische Lebensweise, waren räuberisch und kriegerisch, vortreffliche Reiter und Bogenschützen. Wie die Scythen überhaupt scheinen sie medo-pers. Völkerstämme anzugehören; aus einer Meinung, die in ihnen Slawen sehen will, rührt es, daß die Polen oft, aber mißbräuchlich Sarmaten genannt werden.

**Sarnen**, der am obern Ende des Sarnersees in einem breiten, wiesenreichen Thale gene Hauptort des Halbcantons Ob dem Walde, der westlichen und südlichen Hälfte des Cantons Unterwalden, hat 3402 E., ein Rathhaus und ein Benedictinerkloster. Seit 1646 wird hier die Versammlungen der Landsgemeinde gehalten. Am 14. Nov. 1852 wurde daselbst in der neuern Schweizergeschichte oft genannte Sarnerbund zwischen mehreren conföderirten Ständen abgeschlossen, aber als bundeswidrig durch Beschluß der Tagsatzung vom 17. 1853 für aufgelöst erklärt. Bei S. soll dem Schweizerhelden A. Struth von Winklerried ein Denkmal errichtet werden.

**Saron** (d. i. Ebene) war der Name einer Ebene in Westpalästina längs der Südküste des Mittelländischen Meeres, durch schöne Vegetation (der „Lilien von Saron“ wird im Ps. Liede gedacht) und Viehweiden ausgezeichnet, wie noch jetzt, wo sie auch mit vielen Dörfern besetzt ist. Eine andere Ebene dieses Namens lag auf der Ostseite des Jordan.

**Saronischer Meerbusen**, jetzt Golfo di Otranto, heißt derjenige Meerbusen, der sich zwischen den Südküsten von Afrika und Argolis öffnet und von den Vorgebirgen Sardinien, Skylläon bis zur Korinthischen Landenge ausdehnt. Der östliche Theil desselben wurde Myrtoischen Meere gerechnet. — Über den Meerbusen von Sáros an der thrasischen Küste den Art. Thrazien.

**Sáros** (sprich Sárosch), Comitatus in dem Kaschauer Districte Ungarns, zählte 1857 68,87 QM. 160800 E. Längs der nördlichen Grenze streichen die Karpaten hin, welche unter dem Namen der Beszkeber Bergreihe bis in das Comitatus Marmaros erstrecken mit ihren Zweigen das ganze Land bedecken. Sie sind sämmtlich stark bewaldet, meist mit Buchen und Tannen, und enthalten vortreffliche Weiden. Die Hauptflüsse sind die Tarna und die Topla, welche beide sehr reizende und angenehme Thäler durchströmen; die Donau bei Poprad oder Popper nebst dem Hernad bewässern nur kleine Theile des Comitatus. Das Land ist wegen der Karpaten rauh und kalt, aber gesund; doch im südlichen Theile mehr gemäßigter. Auf den Bergen gedeiht nur der Hafer; die Thäler sind dagegen fruchtbar und erzeugen Getreidearten. Mit besonderm Vortheil baut man Flachs, Hanf, Buchweizen und Obst. Die Berge enthalten Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Spießglaserz, Marmor in verschiedenen Sorten, Porzellanerde, Polirschiefer, Schwefelkies. Der Berg Libanka bei dem Dorfe Győr oder Görös Vágás ist seit Jahrhunderten wegen seiner Opalgruben berühmt. Das Dorf Soóvár oder Salzburg, ein großes Kameraldorf, 1/2 St. von Győr, mit 2500 E. und einer bedeutenden Salzfiederei, welche die Soole aus einer großen, 81 Klafter tiefen unterirdischen Salzgrube erhält, heißt wegen ihres Salzreichtums das Soóvarer Salzammergut.



reich sind auch die Heilquellen und Gesundbrunnen, unter denen die Bäder von Bartfeld (Bartfeld), der eisenhaltige, zum Baden und Trinken benutzte Sauerbrunnen von Klein-Sáros (Klein-Sáros), einem Dorfe,  $\frac{1}{2}$  St. von Eperies, die zwei salzhaltigen Gesundbrunnen des neuen Badeorts Ungarisch-Ischl (Magyar Ischla), unweit Alt-Sebes, und die eisen- und salzhaltigen Quellen des besuchten Badeorts Szinye-Lipócz im Siroker Thale die namhaftesten sind. Die Einwohner des Comitats sind vorherrschend Slowaken und Ruthenen. Bloß in den königl. Freistädten Eperies, Bartfeld und Zeben gibt es Deutsche; auch ist die Zahl nicht gering. Die fleißige Bevölkerung beschäftigt sich mit Ackerbau, Viehzucht, Bienenzucht, sowie mit Leinweberei, mit deren Erzeugnissen (bekannt unter dem Namen der Leinwand) sie durch ganz Ungarn einen lebhaften Verkehr treibt. Auch gibt es Tann- und Leinwand-, Teppichfabriken, Töpfereien, Fayencefabriken, Pottaschesiedereien, Eisenhämmer-, Weinbrennereien, Papiermühlen. Im Stuhlgerichtsbezirke Szvidnyik liegt der Ort Groß-Sáros (Nagy Sáros), am Tarczaflusse, mit 3000 E., einem gräflich Szinyei Schlosse, einer kath. Hauptschule, Teppich- und Tuchfabrikation und Gerberei. Auf den Bergen liegen die Trümmer des Schlosses Sáros, das einst Nádocz's Aufenthalt und von welchem das Comitat den Namen führte. Die Hauptstadt der Gespanschaft ist Eperies (s. d.).

Sarpi (Paolo), als Ordensbruder Fra Paolo genannt, einer der würdigsten historisch-kirchlichen Italiens, geb. zu Venedig 1552, erwarb sich bei seinen seltenen Talenten weitläufige Kenntnisse. Er trat im 14. J. in den Orden der Serviten, kam in das Kloster zu Padua, wurde Doctor der Theologie, bereits im 26. J. Provinzial seines Ordens und nachher Generalprocurator. Als solcher stand er in Rom, wo er sich aufhalten konnte wegen allgemeiner Hochachtung. Doch aus Neid wurde er bei der Inquisition wegen Verbindungen mit Ketzern und Juden fälschlich angeklagt und dadurch an seiner Beförderung gehindert, bis ihn die Republik Venedig in dem Streite mit Paul V. zu ihrem Theologen und Consulanten wählte. Er begab sich nun wieder nach Venedig und vertheidigte sein Vaterland mit viel Klugheit und Erfolg, weshalb er von den Ketzern angefallen wurde, deren Dolchstiche ihn an den Rand des Grabes brachten. S. genas, die Mönche versuchten es noch einmal, ihn Nachts in seinem Schlafzimmer umzubringen. Aber dieses Vorhaben zufällig entdeckt und durch aufgefundenen Briefschaften außer Acht gelassen. Immer erneuerte Angriffe auf sein Leben und die Warnungen des Cardinals von Mantua, welcher ihn ungeachtet ihrer verschiedenen Ansichten hochachtete, bewogen ihn endlich in seinem Kloster zu leben, wo er 1623 starb. S. unterschied die Partei des Protestantismus von der kath. Kirche, erklärte freimüthig sich gegen die Einmischung der geistlichen Gewalt in Welthandel, gegen die Unfehlbarkeit der Päpste, gegen den blinden Glauben, gegen den Aberglauben u. s. w., während er zugleich die Rechte des Staats in Rücksicht der geistlichen Mächte gründlich zu entwickeln suchte. Er fällt auch günstige Urtheile über Luther und stimmte in manchen Punkten mit der protest. Lehre überein. Sein Hauptwerk, die „Istoria del concilio di Trento“, kam zuerst (Lond. 1619) unter dem erdichteten Namen Pietro Soave Polano heraus und wurde dann sehr oft neu aufgelegt, von Rambach (6 Bde., Halle 1761—65), sowie von Meuschen (4 Bde., Mergenth. 1839—41) ins Deutsche übersetzt, am besten aber von Recourayer (Lond. und Amst. 1736) herausgegeben. Eine Gegenschrift ist Sforza Pallavicino's „Istoria del concilio di Trento“ (2 Bde., Rom 1656—57; lat. von Giattini, Antw. 1770; deutsch von Klitsche, 8 Bde., Augsb. 1834—36). Unter S.'s übrigen Schriften sind seine Briefe vorzüglich lehrreich und anziehend. Auch in der Naturkunde, Mathematik und Optik besaß er große Kenntnisse. Die erste vollständige Ausgabe seiner Schriften erschien 1677 zu Venedig (6 Bde.); dann erschienen sie in Verona, angeblich in Helmstedt (1761 fg.) und später in Neapel (24 Bde., 1790). Vgl. Delbrück, „Gedächtnisrede auf S.“ (Berl. 1803); Bianchi-Giovini, „Biografia di Fra Paolo S.“ (2 Bde., Zür. 1838).

Sarter, Sarter oder Serter, nur noch im Englischen als Charter vorkommend, sonst veraltet, hieß früher der Aufriß eines neu zu erbauenden Schiffes und der zwischen Rheinstädten darüber abgeschlossene Contract. Solange jede Nation bemüht war, eine eigene Bauart der Schiffe beizubehalten, auf die großer Werth gelegt wurde, konnte man verschiedene Völker an der Bauart oder dem Sarter erkennen; gegenwärtig aber ist man allenthalben bemüht, das Beste zusammenzutragen, und daher ist selbst dem Kenner die Unter-  
scheidung ohne Ansicht der Flagge häufig unmöglich.





er Papst Clemens' VIII. Aus dem J. 1524 ist die Pietà im Palast Pitti (gestochen von Bettelini), von 1525 sein berühmtestes Wandgemälde, die Madonna del Sacco in der Anata (gestochen von M. Morghen); von 1528 die Madonna mit Heiligen im Berliner Museum; von 1529 das Opfer Abraham's in Dresden. Sein umfangreichstes Fresco, Christi Abmahl, in der vormaligen Abtei San-Salvi bei Florenz, wirkte so mächtig auf die vor der Einnahme der Stadt 1529 das Kloster zerstörenden Kriegerleute, daß sie das Gebäude vertagten. Seine Copie nach Rafael's Papst Leo X. gilt im Museo Borbonico zu Neapel für das Original. Er starb zu Florenz 1530. Seine vornehmsten Eigenschaften sind große Wahrheit, treue, richtige Zeichnung, einfach klare Gruppierung, angenehmes und harmonisches, theilhaftiges Colorit. Sein bester Schüler war Pantormo. Vgl. Reumont, „Andrea del Verrocchio“ (1855).

Sartorius (Ernst Wilh. Christian), Oberhofprediger, Generalsuperintendent und Director des Consistoriums zu Königsberg in Ostpreußen, geb. 10. Mai 1797 zu Darmstadt, wo sein Vater, Ernst Ludw. S., Prorector am Gymnasium war und 1829 starb. Er studirte in Göttingen, wurde 1819 daselbst Repetent, 1821 außerordentlicher und 1823 ordentlicher Professor der Theologie zu Marburg, 1824 zu Dorpat und 1835 in seine noch gegenwärtige Stellung zu Königsberg ernannt. S. wendete sich schon ziemlich früh, nicht ohne Einfluß der damals in Göttingen vorherrschenden historischen Schule, den kirchlich wie politisch conservativen lutherisch-confessionellen Ansichten auf die symbolischen Bücher basirten Ansichten zu, welche sodann zum Thema seines Lebens wurden und überhaupt praktischen Lebens geworden sind. In den „Drei Abhandlungen über wichtige Gegenstände der exegetischen und systematischen Theologie“ (Gött. 1820) gab er seine antirationalistische Ansicht zu erkennen. Es folgten „Die lutherische Lehre vom Unvermögen des freien Willens zur höhern Sittlichkeit“ (Gött. 1821) und „Die Stellung der Protestanten von der heiligen Würde der weltlichen Obrigkeit“ (Marb. 1822). In der eigentlichen theologischen Sphäre trat er entschiedener wieder ein mit der gegen Kant's „Religion innerhalb der Grenzen der Vernunft“ gerichteten Schrift: „Die Religion außerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft, nach den Grundsätzen des wahren Protestantismus, gegen die falschen Nationalismus“ (Marb. 1822). Hierauf erschienen seine „Beiträge zur Vertheidigung der evang. Rechtgläubigkeit“ (Heidelb. 1825—26; fortgesetzt in Dorpat). Von seinen andern Schriften sind zu erwähnen: „Die Lehre von Christi Person und Werk“ (Hamb. 1831; 2. Aufl. 1853), aus populären Vorlesungen entstanden; „Die Lehre von der heiligen Liebe, Grundzüge der evangelisch-kirchlichen Moraltheologie“ (3 Abth., Stuttg. 1840—44; 2. Aufl. 1851; holl., Ultr. 1842); „Über den alt- und neutestamentlichen Cultus“ (Stuttg. 1845). Auf dem Kirchentage zu Berlin 1853 leitete er die Verhandlungen über die Augsburgische Confession ein. Seine Schriften verbinden mit dem wissenschaftlichen den erbaulichen Charakter.

Sartorius (Georg), Freiherr von Waltershausen, der Sohn des auch als Schriftsteller bekannten Predigers Joh. Georg S. zu Kassel, wurde daselbst 25. Aug. 1765 geboren und studirte seit 1783 zu Göttingen Theologie, bis er sich ganz den historischen Studien widmete. Er wurde 1794 Custos bei der Bibliothek zu Göttingen und trat schon seit 1792 mit großem Erfolg als Privatdocent auf. Seiner Anstellung als Professor stand aber entgegen, daß er 1791, bereits für die ersten Erscheinungen der Revolution, eine Reise nach Frankreich unternommen und als ein Vertheidiger der Menschenrechte genannt wurde. Erst 1797 wurde er außerordentlicher, 1802 ordentlicher Professor der Philosophie und 1814 Professor der Politik. Auf dem ganzen Laufe seiner Studien hatte vorzüglich Spittler Einfluß und ihm mit der Neigung zu der liberalen die vorwaltende Richtung auf das politische Element in der Geschichte der Staaten. Als akademischer Lehrer erwarb er sich das Verdienst, die Staatswissenschaften und besonders die Nationalökonomie in dem Kreise der Universitätsstudien heimisch zu machen. In den Jahren 1805 und 1812 unternahm er Reisen durch Deutschland, Frankreich, die Schweiz und Italien. Der Herzog von Weimar gab ihm 1814 den Auftrag, den Congress zu Wien zu besuchen, wo er aber nur bis Anfang 1815 blieb, weil er zum Mitglied der Ständeversammlung nach Hannover berufen wurde. Bei den Verhandlungen des Landtags war er besonders in den Berathungen über die neue Steuerverfassung sehr thätig; doch trat er 1817 wieder aus der Zahl der Landstände und widmete sich ausschließlich der akademischen Thätigkeit. König von Baiern erhob ihn 1827 in Anerkennung seiner literarischen Verdienste und des Besizes des Ritterguts Waltershausen in Baiern in den Adelsstand. Er starb 24. Dec. 1828. Als historischer Schriftsteller trat er zuerst mit seiner „Geschichte des deutschen





hilitica), der gebräuchlichen Stechwinde (*S. officinalis*) und der herz-eirunden Stechwinde (*cordato-ovata*) ab. Die Saffaparille, welche bereits über 500 J. in Europa bekannt ist, ist noch immer als eines der kräftigsten schweiß- und harntreibenden und alle übrigen Secreten anregenden Mittel gerühmt und vorzüglich gegen syphilitische Krankheitsformen, seltener andern facheftischen, gichtischen, rheumatischen und Ausschlagskrankheiten angewendet. Sie ruft unter allen vegetabilischen Mitteln gegen Syphilis den Vorrang und bildet daher auch Hauptbestandtheil des Zittmann'schen und Pollin'schen Decocts, sowie zweier in Frankreich gemein gebräuchlicher Präparate, des Syrop de cuisinier und des Roob de l'assesseur. Unter italienischen Saffaparille wird die Wurzel der gemeinen Stechwinde (*S. aspera*) verstanden, die in Italien die Stelle der amerik. Saffaparille vertritt. Die deutsche Saffaparille aber, die auch rothe Queckenwurzel genannt wird, besteht aus den Wurzelaufläufern des Sandgrases (*Carex arenaria*), des zweizeiligen Riedgrases (*C. disticha*) und des haarigen Riedgrases (*C. hirta*), welche zur Familie der Cyperngräser gehören. Die langen Wurzelsprossen in Nordamerika einheimischen nacktstengeligen Aralie (*Aralia nudicaulis*) kommen zuweilen graue Saffaparille in den Handel.

Saffari, die Hauptstadt einer gleichnamigen, den nördlichen Theil der Insel Sardinien umfassenden, in die vier Provinzen Saffari, Alghero, Ozieri und Tempio zerfallenden und 100 T. zählenden Generalintendanz, liegt 3 M. von dem Hafen Torres, in einer wasser-, oliven- und obstreichen, durch Kunst noch verschönerten Gegend, ist der Sitz eines Erzbischofs, des Generalintendanten, hat ein sehr altes, durch hohe Mauern und viele viereckige Thürme befestigtes Schloß, eine Kathedrale mit schönem Portale, 23 andere Kirchen, 13 Klöster, einen erzbischöflichen Palast und viele andere schöne Gebäude, eine 1766 gestiftete, aber unvollkommene Universität, ein Collegium, ein geistliches Seminar u. s. w. Die 23,000 E., welche sich durch ihre hohe Statur und schönen Körperformen auszeichnen, treiben Handel mit Wein und Taback. Für Leptern hat die Stadt eine bedeutende Fabrik. Von Öl werden aus den in parkartigen Olivenpflanzungen so beträchtliche Quantitäten gewonnen, daß man jährlich 10000 Barils (zu 88 Pf.) versendet.

sächsisch (d. i. sächsisch), ein Ausdruck, den als Benennung der niederdeutschen oder sächsischen niederländ. Sprache Wolke und K. Scheller im ersten Viertel dieses Jahrhunderts zuerst in Aufnahme zu bringen suchten.

affoferrato, ital. Maler, s. Salvi.

affolin, s. Borax.

atan, s. Teufel.

atelliten, s. Nebenplaneten.

aterland, ein District in dem Kreise Kloppenburg des Großherzogthums Oldenburg, 2½ M. lang, eine M. breit, mit 2000 E., die in sechs Bauernschaften eingetheilt sind, hat den Fluß Saterems, die sich in die Ems ergießt, seinen Namen. Das Land ist ganz flach und war früher sehr schwer zugänglich. Die Bewohner sind Friesen, die eine eigene Sprache reden, eigene Sitten, Gebräuche und Gemeindeeinrichtungen haben und ein sehr fleißiges und industriöses Völkchen sind.

atinirt nennt man Papier, welches so zubereitet ist, daß es einen sanften atlasartigen Glanz zeigt. Der Name kommt vom franz. satin, Atlas. Schreibpapier wird satinirt, indem es mit polirten Zinkplatten geschichtet durch ein Walzwerk gehen läßt; ein gleiches Verfahren folgt man mit dem Papiere zu feinen Buchdruckerarbeiten. Satinirtes farbiges Papier oder satinirte Papiertapeten entstehen, indem der zum Grundanstrich dienenden Farbe feingemaltes Talkpulver zugesetzt und der getrocknete Anstrich (oft unter Aufstreuen eben solchen Pulvers) anhaltend gebürstet wird.

atire, eine den Römern eigenthümliche, ursprünglich dramatische, später didaktische Dichtungsart, erhielt ihren Namen von dem altlat. Worte satura, welches eigentlich eine mit allerlei Dingen angefüllte Schale bezeichnet und seit der classischen Periode der röm. Literatur in die Form satira überging. Völlig zu unterscheiden ist die Satire von dem griech. Satyr (s. d.), welche Verwechslung zu der fälschlichen Schreibart Satyre Veranlassung gab, von den Schmähgedichten des Archilochus und den Sitten. Nachdem die röm. Satire durch Ennius eine kunstmäßig dichterische Form erhalten hatte und durch Lucilius zur selben Gattung erhoben worden war, wurde sie im Verlauf der Zeit vorzüglich von Horaz (s. d.), Persius (s. d.) und Juvenalis (s. d.) weiter ausgebildet. Die Aufgabe der Satire ist die wichtigen Bestrebungen und herrschenden Thorheiten und Laster der Zeit, besonders der









essene, die Sinnlichkeit aufregende Lebensart, vorwiegende Beschäftigung der Gedankvollständigen Bildern, zu frühe Ausbildung und unnatürliche Befriedigung des Geistes. Die Heilmittel sind besonders: strenge Aufsicht und geregelte Lebensweise des Lebens, Entfernen von geschlechtlichen Anregungen, entziehende Diät, kalte allgemeine oder lokale, ermüdende körperliche Anstrengung und Erweckung der moralischen Kraft. Auch Arzneimittel haben sich in einzelnen Fällen nützlich erwiesen.

**Satyrspiel** oder **Satyrisches Drama** hieß bei den Griechen eine Abart der Tragödie und eine Gattung zwischen dieser und der Komödie, die den Namen von ihrem wesentlichen Theile, dem Satyrchore, der darin auftrat, erhielt und sich gewöhnlich als viertes Stück eines trügerischen Nachspiels an eine tragische Trilogie anschloß. Wenigstens läßt sich die Aufführung des Satyrspiels ohne Begleitung von Tragödien nicht nachweisen. Als Erfinder und Vorführen derselben wird übereinstimmend ein gewisser Pratinas aus Phlius, im 6. Jahrh. v. Chr., dem bald Chörilus, Aeschylus, Phrynichus u. A. folgten. Aber obgleich diese Gattung sich findet und so lange erhielt, als die Tragödie in Athen überhaupt blühte, so doch nur ein einziges vollständiges Stück der Art in dem „*Ryklops*“ des Euripides. Der Inhalt des Satyrspiels bezog sich auf die Festfeier des Bacchus, daher der mythische Stoff dazu regelmäßig aus dem Landleben gewählt oder das Ganze doch so gestaltet, daß man es in der freien Natur spielen lassen konnte. Das Komische der Darstellung lag in dem Chöre der Satyrn und Silenen und in deren Verhältnissen zu den handelnden Personen, welche meist tragische Helden waren. Doch wurden letztere nicht etwa verzerrt und zugleich die Würde der Tragödie lächerlich gemacht, sondern das Lächerliche bestand darin, daß die Satyrn Heroen gegenüber feigen und nichtswürdigen Satyrn durch Trunklust, plumpe Frechheit sich auszeichneten. Ebenso trugen ihre Masken, ihr ganzes Costüm und ihre dabei eigenthümliche Tanz, *Sikinnis* genannt, ungemein zur Belustigung bei. Das nähere Verhältniß, in welchem das Satyrspiel zur Trilogie stand, kann nicht genau angegeben werden. Vgl. Genthe, „*Des Euripides Ryklops, nebst einer ästhetischen Abhandlung über das Satyrspiel*“ (Lpz. 1836).

**Satz** heißt ein solcher Ausdruck eines Gedankens, in welchem eine Aussage über das Verhältniß wenigstens zweier Vorstellungen enthalten ist. Diese Vorstellungen selbst bezeichnet man als **Subject** (s. d.) und **Prädicat** (s. d.), daher der grammatische Satz immer die Form eines Urtheils (s. d.) annimmt. Die Lehre von der logischen Verschiedenheit der Urtheile gehört zur Logik, die von den mannichfaltigen Verknüpfungen mehrerer Sätze in einen, also von dem Satz zum Theil der Grammatik, den man **Syntax** (s. d.) nennt. — In der Musik bezeichnet man eine Tonverbindung, die einen vollständigen Sinn gibt, theils ein Musikstück, theils einen untergeordneten Theil eines größern Musikstücks ausmacht, theils die harmonische Grundlage eines Tonstücks und die Kunst derselben, die **Seztunst**. — Bei Kunstfeuerwerk versteht man unter **Satz** die Mischung der verschiedenen Brennstoffe.

s. **Säbe**.

**Söhne**, s. **Bohne**.

**Symphoniker**, s. **Amphor**.

**Sauerbrunnen** oder **Säuerlinge** nennt man diejenigen Mineralwässer, welche Kohlensäure (s. d.) in vorwiegender Menge enthalten. Sie zeichnen sich durch kühlenden und prickelnden Geschmack, stechenden Geruch und starkes Perlen aus und finden theils in ihrem natürlichen, theils künstlich zubereitet eine ausgedehnte medicinische Anwendung. Im Allgemeinen trinkt man sie bei chronischen Verdauungsfehlern, Krankheiten des Pfortader Systems, Rheumatismen, Gicht, Steinkrankheit, chronischen Hautausschlägen u. s. w. Doch ist die Wirkung der einzelnen Säuerlinge verschieden je nach den neben der Kohlensäure vorhandenen Bestandtheilen, und man unterscheidet sonach salzhaltige, wie Schwalheim, Rissinger Sauerbrunnen, Salzbrunnen, Rippoldsbau, Oberlahnstein u. a., eisenhaltige (Eisensäuerlinge, Eisenbrunnen), wie Fachingen, Flinsberg und viele der stärkern Eisenwässer, und alkalische, wie Selters, Bilin, Heppingen u. s. w. Als diätetisches Mittel ist der Genuß der Sauerbrunnen Getränke besonders zur See, in heißen Klimaten und bei hohen Temperaturgraden nützlich. Zu diesem Behufe dienen neuerdings besonders künstlich bereitete kohlensäurehaltige Getränke, namentlich Selters- und Sodawasser, auch bloßes kohlensäurehaltiges Brunnenwasser, welches entweder aus den Struve'schen Anstalten bezieht, oder sich selbst in Maschinen bereitet. **Sauerflee** (*Oxalis*), eine Pflanzengattung, welche sich durch fünf Kelchblätter, fünf Blü-





se sein können. Früher hielt man die Metalle für Verbindungen der Metalloryde mit unbekannten Stoffe, Phlogiston. Lavoisier zeigte aber 1780 zuerst, daß bei der Drydation Verbrennung vielmehr eine Gewichtszunahme stattfindet, welche von der Aufnahme des durch Cavendish zuerst isolirten Sauerstoffs aus der Luft herrühre. Dadurch wurde er der des antiphlogistischen Systems, welches er 1783 durch Zerlegung des Wassers in Wasserstoff und Sauerstoff weiter befestigte. Elektrochemische Versuche zeigen, daß der Sauerstoff seinen Verbindungen sich negativ verhält, daher er das negative Endglied der chemischen Reihe der Elemente bildet. Da der Sauerstoff wegen seiner großen Verknüpfung zu andern Stoffen und seiner Verbreitung die wichtigste Rolle in chemischen Vorspielen spielt und die Betrachtung seiner Verbindungen die deutlichste Einsicht in die chemischen Gesetze gewährt, so pflegt auch der chemische Unterricht mit Betrachtung des Sauerstoffs, des Wasserstoffs, des Wassers, der Luft und der Verbrennung zu beginnen. Man hat dem im Chlor, Brom, Jod, Fluor, Schwefel und Cyan noch andere Körper entdeckt, welche dem Sauerstoff sehr ähnlich verhalten und ganz ähnliche Verbindungsreihen geben, alle diese gelten, wie die Erfahrung erwiesen hat, wesentlich dieselben Gesetze wie für Sauerstoffverbindungen, sodaß also die genaue Kenntniß der Sauerstoffsäuren, Dryde und Salze immer die Basis der ganzen unorganischen Chemie bleibt. Auf organische wirkt der Sauerstoff wegen seiner starken Verwandtschaft mehr oder weniger zerstörend, wenn sie dem Kreise des Lebens entnommen sind. Die Prozesse des Bleichens, der Zerstörung an der Luft und des Verwesens beruhen darauf. Selbst der in den organischen Stoffen als Bestandtheil vorkommende Sauerstoff übt solche Wirkung und ist eine Ursache, daß solche Körper, selbst unter Ausschluß der Luft erhitzt, in einfachere Verbindungen zerfallen. Unter gewissen Umständen tritt der Sauerstoff mit gänzlich veränderten Eigenschaften auf und wird dann Ozon (s. d.) genannt. Das Athmen der Menschen und Thiere ist ein Respirationsproceß, eine Aufnahme von Sauerstoff aus der Luft. Mit jedem Athemzug wird Luft etwas Sauerstoff entzogen, der im Körper sich mit gewissen kohlenstoffhaltigen Stoffen verbindet, woher es kommt, daß die ausgeathmete Luft Kohlensäure enthält. Auch diese in dem Körper vorgehende Drydation wird eine gewisse Menge Wärme entwickelt und das Athmen ist in Bezug auf unsern Körper ein Erwärmungsproceß. Da das Sauerstoffgas zum Athmen nachtheilig sein würde, so ist das in der Luft enthaltene Stickstoffgas gewissermaßen als Verdünnungsmittel des Sauerstoffs zu betrachten. Die Luft, die seit Jahrtausenden in derselben athmenden Menschen und Thiere nach und nach ihres Sauerstoffs beraubt und durch die ausgeathmete Kohlensäure kohlenstoffreicher geworden ist, zeigt dennoch jetzt allenthalben die nämliche Zusammensetzung, die sie früher hatte. Die Fortschritte der Pflanzenphysiologie hat man nun nachgewiesen, daß die Pflanzen es vermögen die durch Athmen u. s. w. gleichsam verdorbene Luft wieder verbessern. Die Pflanzen absorbiren die Kohlensäure aus der Luft und verwenden den Kohlenstoffgehalt derselben zur Bildung ihrer Organe, während der Sauerstoffgehalt zum größten Theile wieder in die Atmosphäre zurückgeht.

**Sauerteig** ist ein Gährungsmittel, unter welchem man denjenigen Antheil des in Gährung übergegangenen Brotteigs versteht, der bis zum nächsten Backen aufgehoben wird, wo man ihn in den neuen Teig zusetzt, und so immer fort. Hierbei wirkt der Sauerteig ganz ähnlich, wie Hefe (s. d.); aber mit dem Unterschiede, den schon der Name andeutet, daß der Sauerteig nicht so schnell wirkt. Der zurückbehaltene Teig fährt in der Gährung, wenn auch langsam, fort bis zum nächsten Backen. Hierdurch bildet sich neben Beingeist auch Essigsäure und Milchsäure, welche in den neuen Teig und in das Brot übergehen.

**Säugwahn**, s. Delirium.

**Säugen und Säugling.** Der neugeborene Mensch bis etwa zum neunten oder zwölften Monate seines Lebens soll bloß durch die in den Brüsten der Mutter abgesonderte Milch ernährt werden. Diese von der Natur vorgeschriebene Ernährungsart des Kindes von Seiten der Mutter heißt Säugen und das auf diese Weise ernährte Kind ein Säugling. Jedoch pflegt man wohl auch ein Kind im ersten Lebensjahre, selbst wenn es nicht an der Mutter oder einer Amme gesaugt wird, Säugling zu nennen. Daß ein Kind in seiner ersten Lebenszeit, wenigstens bis zum Durchbrechen der Zähne nur von Milch leben darf, wenn es gesund bleiben soll, wird durch die Einrichtung des kindlichen Organismus durchaus verlangt. Kann nun aber diese Milch nicht die der Mutter oder die einer Amme sein, dann würde Eselmilch oder verbünnte



Hirnpartie des Schädels besteht, und danach annähernd die Größe der intellectuellen Fähigkeiten eines Säugethiers abschätzen. Die in der Fünzfahl vorhandenen Sinne besitzen oft die Schärfe, sind aber bei demselben Thiere niemals alle gleich vollkommen. Einer vertritt selten zum Theil den andern, z. B. am Hasen, wo das scharfe Gehör für das am Tage mangelnde scharfe Gesicht Ersatz leistet. Die äußern Sinneswerkzeuge richten sich in ihrer Bildung nach dem Bedürfnisse und der Bestimmung eines Thieres und bieten daher der Beobachtung sehr interessante Modificationen. So ist z. B. das Ohr sehr groß bei furchtsamen und kriechenden Arten und durch Klappen verschließbar bei solchen, die im Wasser leben; das Auge convex und mit spaltförmiger Pupille versehen bei nächtlichen und sehr klein bei unterirdischen Säugethieren; die gewöhnlich kurze Nase wird am Elefanten zum Rüssel, am Ameisenlöwen die wurmförmige Zunge zum Werkzeug des Erhaschens der Beute, und selbst das Organ des Tastsinnes, die Haut, erfährt da, wo die Nothwendigkeit einer großen Steigerung jenes Sinnes vorliegt, wie bei den Fledermäusen, eine ungemeine Ausbildung und Vergrößerung. Ausnahme der Beuteltiere (s. d.) gebären alle Säugethiere ihre Jungen im ausgetragenen Zustande und säugen sie an den je nach der Gattung in sehr verschiedenen Zahlen (2—18) vorhandenen Warzen der milchführenden Organe. Sie leben theils im monogamischen, theils im polygamischen Verhältnisse, im erstern viele Raubthiere, Affen und Fledermäuse, im letztern Wiederkäuer, Dickhäuter und die meisten Rager. Ihre Fruchtbarkeit ist durch Naturgesetze geregelt, wobei im Allgemeinen gilt, daß, je größer eine Art ist, sie auch um so länger im Zustande der Trächtigkeit verharret und eine um so geringere Zahl von Jungen bei jeder Geburt zur Welt kommt. Das Meerschweinchen kann in einem Jahre 80 Junge haben, die Löwin ein einziges. Der Nachkommenschaft nehmen sich wenigstens die Weibchen mit vieler Zärtlichkeit an; allein sie entwickeln, mit Ausnahme der Rager, nicht jenen Kunsttrieb, den die Vögel im Nesterbaue sich darlegt. Gegenüber den periodischen Wechseln, welche der Körper erfährt, sind die Säugethiere Tagthiere, Nachtthiere, Winterschläfer oder Wanderer. Ihre Moralle, Ökonomie, Lebensart und Sitten bieten unter den Thieren einer so großen, über alle Arten begreifenden und wohlaustrüsteten Classe ein Bild voll der interessantesten und mannichfaltigsten Wechsel. Die Classe der Säugethiere ist theils aus diesem Grunde, theils auch der Anatomie wegen sehr genau studirt worden und für den Menschen die wichtigste, weil sie die den Culturgang bestimmenden Hausthiere umfaßt. Ihre systematische Eintheilung beruht auf der Beschaffenheit der Bewegungsorgane und der Zähne und trennt sie in folgende elf Ordnungen: 1) Vierhänder (Affen); 2) Handflügler (Fledermäuse); 3) Insektenflügler (Maulwürfe u. s. w.); 4) Fleischfresser (Raubthiere); 5) Beuteltiere; 6) Rager; 7) Benigzähner (Faulthiere, Ameisenfresser u. s. w.); 8) Dickhäuter; 9) Wiederkäuer; 10) Nagetiere; 11) Walther. Die Zahl der fossilen Säugethiere beträgt etwa 700. Das wichtigste Werk über Säugethiere ist: Schreber, „Die Säugethiere in Abbildungen“, fortgesetzt von Goldfuß und Wagner (7 Bde., Erl. 1775—1846; Supplementband in 4 Thln., 1847—48). Das neueste systematische Werk über diese Classe lieferte Schinz in dem „Systematischen Verzeichniß aller bis jetzt bekannten Säugethiere“ (2 Bde., Solothurn 1844—45).

**Saugpumpe oder Saugwerk, s. Pumpe.**

**Saul,** König in Israel um 1070 v. Chr., Sohn des angesehenen Israeliten Kisch aus dem Stamme Benjamin, zeichnete sich aus durch Schönheit und Tapferkeit und ward von Samuel zum Könige gewählt, als das Volk der bisherigen Verfassung müde war. Doch erst nach mehreren Siegen über die Ammoniter erkannte ihn das ganze Volk an. Wiederholte Siege über die Philister, Edomiter, Moabiter, Ammoniter, selbst über den König von Joba jenseit des Euphrates befestigten sein Ansehen. Samuel aber, der mit S. wegen eines Eingriffs in die Vorrechte des Prieisterthums und wegen eines in einem Kriege mit den Amalekiter bezeugten Unwillens gegen die von ihm im Namen Gottes gegebene Weisung zerfiel, salbte David (s. d.) heimlich zum Könige und Nachfolger S.'s. Dieser erkannte seinen Gegner und haßte ihn um so mehr, als dieser sich durch die Besiegung des Philisters Goliath und andere tapfere Thaten auszeichnete, ihm seine Tochter Michal zur Gemahlin abnöthigte und die Freundschaft seines Bruders Jonathan zu gewinnen wußte. Er verfolgte ihn, söhnte sich endlich mit ihm aus, blieb aber schwermüthig und gab sich in einer unglücklichen Schlacht gegen die Philister selbst den Tod. **Säule** heißt jede runde, freistehende Stütze eines Bauwerks. Die Tempel scheinen die ersten Säulen gewesen zu sein, bei denen man außer den vier Hauptmauern noch Vorhallen anbaute, welche solche Stützen erforderten. Man wählte dazu in Griechenland, wo Überfluß an Holz war, Baumstämme. In Aegypten und Indien, wo es an Holz mangelte, bestanden die















den mit Vorbedacht beschleunigt. Er erhielt hierauf den Grad eines Divisionsgenerals; einen Dienstfeifer nur erhöhte. Im J. 1805 ertheilte ihm Napoleon nach der Schlacht Osterlitz eine geheime Sendung an den Kaiser von Rußland. Im Feldzuge von 1806 befehligte er zwei Regimenter; dann ging er als General-en-Chef nach Hameln, wurde aber alsdort durch Warschau gerufen, wo er an Lannes' Stelle den Befehl über das fünfte Armee-corps übernahm. Nach der Schlacht bei Eylau mußte er Warschau gegen die Russen decken und erlitt hier am 16. Febr. 1807 den glänzenden Sieg bei Ostrolenka. Napoleon belohnte ihn mit einer reichen Dotation, erhob ihn nach den Schlachten bei Heilsberg und Friedland zum Fürsten von Novigo und schickte ihn als Gouverneur von Ostpreußen nach Königsberg. Nach dem Frieden zu Tilsit ging S. nach Petersburg, wo er die Annäherung Rußlands an die Pforte betrieb. Im J. 1808 befand er sich zu Madrid und begleitete hier den König Karl IV. und dessen Sohn Ferdinand zur Reise nach Bayonne. Nach dem Abgange Murat's übernahm S. die Enthronisirung Joseph Bonaparte's zu Madrid vollzogen, begleitete den Kaiser nach Erfurt und von da nach Spanien zurück. Nach dem Feldzuge von 1809 wurde er noch höher in der Gunst des Kaisers; im Juni 1810 wurde er Polizeiminister. In dieser Eigenschaft ließ ihn der General Mallet (s. d.) von den Mitverschworenen Lahorie und am Morgen des 24. Oct. 1812 verhaften und einige Stunden im Gefängnisse Laforce einsperren. Dessenungeachtet entging S. dem Zorne Napoleon's und durfte das Ministerium behalten, das er erst 1814 nach Auflösung des kaiserlichen Regentschaftsraths niederlegte. Am 1. Dec. 1814 erhielt er die Pairswürde und den Befehl über die Gendarmerie. In Folge der Unzufriedenheit für den Kaiser wollte er denselben nach St.-Helena begleiten, wurde aber auf dem Schiffe Bellerophon verhaftet und nach Malta geführt. Von hier entfloh er im April 1815 nach Smyrna; dann ging er 1817 nach Oesterreich, um sich von da aus gegen das 25. Dec. 1817 in Paris von einem Kriegsrath über ihn ausgesprochene Todesurtheil zu vertheidigen. Oesterreich stellte ihn zu Gratz unter polizeiliche Aufsicht, erlaubte ihm aber im Juni 1818 nach Frankreich zurückzukehren, wo er seine Existenz durch Handelsgeschäfte zu sichern suchte. Die Nachricht nach der Heimat führte ihn indessen schon 1819 nach London und von da nach Paris, wo er sich freiwillig vor Gericht stellte. Er wurde von Dupin dem Aelteren vertheidigt, freigesprochen und in seine Würden wieder eingesetzt, blieb jedoch ohne wirkliche Anstellung. Um seine Rolle in dem „Mémorial“ des Grafen Las Cases zu widerlegen, gab er ein Bruchstück seiner Memoiren: „Sur la catastrophe de Msgr. le duc d'Enghien“ (Par. 1825), worin er die Hinrichtung Enghien's auf Talleyrand schob. Letzterer wußte aber die Falschheit abzuwehren, und außerdem sprachen mehrere andere Schriften, wie die Hullin's, gegen S., daß er aufs neue in Ungnade fiel und den Hof gänzlich meiden mußte. Er ging mit seiner Familie nach Rom und kehrte erst nach der Julirevolution nach Frankreich zurück. Philipp vertraute ihm 1. Dec. 1831 den Oberbefehl in Algier, wo er Bona eroberte und mit Eifer die Anlegung von Colonien betrieb. Dessenungeachtet erregte seine Verwaltung Unzufriedenheit, sodaß er 1833 abgerufen wurde. Durch das afrik. Klima sehr angegriffen, starb er 2. Juni 1833. In seinen „Mémoires“ (8 Bde., Par. 1828) suchte er sich selbst gegen Napoleon zu rechtfertigen; sie sind ein wichtiger Beitrag zur Zeitgeschichte. Den Titel Comte de Saxe erhielt er 1814.

**Sava** oder **Sau**, ein Fluß in Oesterreich, entspringt aus einem kleinen Alpensee im Illyr. Kreise und durchströmt zunächst das Herzogthum Krain und wird noch innerhalb Illyriens, nach der Draava aufgenommen, schiffbar. Hierauf bildet er die Grenze zwischen Illyrien und der Steiermark und Kroatien, tritt dann in die Militärgrenze über und bezeichnet bis zum Belgrad, wo er in die Donau mündet, die Grenze zwischen der östr. Monarchie und türk. Reich. Die Länge seines Laufs beträgt an 140 M.; sein Flußgebiet ist sehr umfänglich und seine Nebenflüsse sind, außer der Draava, die 44 M. lange, schiffbare Kulpa, die Bosna und die Drina.

**Saverne** ist der franz. Name des Flusses Severn (s. d.) in England und der Stadt Zabern in Elsaß.

**Savigliano** (franz. Savignan), eine Stadt in der sardin. Generalintendanz Coni, und zwar in der Provinz Saluzzo, zwischen der Maira und Grana, in einer schönen Ebene zwischen der Straße von Nizza nach Turin, wohin seit Anfang 1853 eine Eisenbahn verläuft. Die Stadt ist durch Mauern und Thürme etwas befestigt, hat breite und regelrechte Straßen, ein schönes Stadthor in Form eines Triumphbogens, einen großen mit Säulen umgebenen Marktplatz, eine Benedictinerabtei, eine Stiftskirche, mehrere Männer-





rohe Seide und Südfrüchte zur Ausfuhr. In den reizenden Umgebungen sind prächtige des genuesischen Adels. Die Stadt hieß im Alterthum Sava und erregte im Mittel-  
 ch die Blüte ihres Handels den Neid der Genueser, die 1525 ihren Hafen zerstörten.  
 745 wurde S. von den Engländern vergeblich bombardirt und die span.-franz. Flotte  
 erstört. Der König von Sardinien eroberte es hierauf 1746 nach einer Belagerung  
 lagen. Die Franzosen nahmen die Stadt 1809 ein und erhoben sie zum Hauptort des  
 Montenotte. Sie war der gezwungene Aufenthalt des Papstes Pius VII. von 1809—12.  
 marola (Girolamo), berühmt als religiöser und politischer Volkspredner, stammte aus  
 esenen patavinischen Familie und wurde 21. Sept. 1452 zu Ferrara geboren. Er  
 er Enkel eines berühmten Arztes gleichfalls zur Arzneiwissenschaft bestimmt; doch  
 bild des Thomas von Aquino bewog ihn, in einem Alter von 14 J. das väterliche  
 mlich zu verlassen und Dominicaner in Bologna zu werden. Einige Jahre nachher  
 zu Florenz die Kanzel, aber mit so unglücklichem Erfolge, daß er beschloß, sie auf im-  
 eiden. Darauf lehrte er Mathematik und Physik in Bologna. Das Ansehen, welches  
 Talente erwarben, veranlaßte den Lorenzo dei Medici, ihn 1489 nach Florenz zurück-  
 S. fing wieder an zu predigen und erlangte als Prior von San-Marco durch seine  
 en Reden und seinen strengen Wandel einen wunderbaren Einfluß auf die Gemüther  
 itiner. In prophetischem Tone strafte er die unter Geistlichen und Laien herrschende  
 gkeit. Er zog die geheimsten Sünden Mancher ans Tageslicht und foderte, um das  
 italiens abzuwenden, dringend eine Kirchenverbesserung; ja er scheute sich nicht, selbst  
 m Beschützer Lorenzo aufzutreten und dessen Sturz zu prophezeien. Nach dem Tode  
 und der Vertreibung seines Sohnes Pietro 1494 nahm S. den thätigsten Antheil  
 vatsangelegenheiten von Florenz. Er stellte sich an die Spitze Derjenigen, die einen  
 it mit Volksregierung wollten. Demgemäß wurde die gesetzgebende Gewalt einem  
 th übergeben, der aus seinem Mittel einen engern Ausschuß erwählte. Allein es ge-  
 : Feureifer S.'s nicht, den florentin. Staat umzuwälzen; auch die Mißbräuche des  
 s und der Lebenswandel seiner Amtsbrüder sollten einer Reform unterworfen wer-  
 hrieb an die christlichen Fürsten, versicherte ihnen, daß die Kirche zu Grunde gehe und  
 : Pflicht sei, eine Kirchenversammlung zusammenzurufen, in welcher er selbst darthun  
 der dermalige Papst kein wahrer Bischof, nicht einmal des Titels und ebenso wenig  
 ns eines Christen werth wäre. Papst Alexander VI. excommunicirte ihn. Die Bann-  
 e in der Hauptkirche zu Florenz verlesen; aber S. trogte dem vaticanischen Donner  
 te fort. Ja sein Einfluß stieg noch höher, als Pietro's dei Medici Versuch, die alte  
 nes Hauses wiederzuerlangen, fehlgeschlagen war. Indessen hatte er sich durch seine  
 en zu San-Marco und in andern Klöstern unter den Mönchen, besonders unter den  
 aern von der strengen Observanz, viele Feinde gemacht, die jetzt von der Kanzel gegen  
 en Kexer und Excommunicirten eiferten. Um S.'s Sache zu vertheidigen, erbot sich  
 seines Klosters, Fra Domenico da Pescia, für die Wahrheit der Lehren seines Mei-  
 s Feuer zu gehen, wenn einer von der Gegenpartei für deren Meinung Dasselbe thun  
 ie Herausforderung wurde von einem Franciscanermönch angenommen; es kam aber  
 urtheil nicht zur Ausführung, weil Domenico eine Hostie mit sich ins Feuer nehmen  
 s den Versammelten als Gotteslästerung erschien. Für S. war dies von schlimmen  
 das Volk beschimpfte ihn, und nach einem harten Kampfe wurde er nebst Domenico  
 Rönche Silvestro Marussi ins Gefängniß gebracht. Eine Versammlung von Geistli-  
 inter der Leitung zweier päpstlichen Abgeordneten Gericht über ihn. Anfangs setzten  
 offenheit und Beredsamkeit S.'s seine Richter in Verlegenheit, aber durch Fälschung  
 und durch die Folter gelang es endlich doch, das Wort Alexander's VI.: „Dieser  
 uß sterben, wenn er auch ein Johannes der Täufer wäre“, zu verwirklichen. S.  
 st Domenico und Silvestro Marussi verurtheilt, erst strangulirt und dann verbrannt  
 was auch 23. Mai 1498 geschah. Seine Predigten (Flor. 1496), sowie seine Aus-  
 31. und 51. Psalm, die Luther 1523 wieder herausgab, sind tiefsinnig und kräftig.  
 mmlung seiner Werke, hauptsächlich philosophischen und ascetischen Inhalts, erschien  
 i Bde., 1633—40); seine „Erwecklichen Schriften“ übersezte Rapp (Stuttg. 1839).  
 lbach, „S. und seine Zeit“ (Hamb. 1835); Meier, „Girolamo S., aus handschriftli-  
 en dargestellt“ (Berl. 1836); Hase, „Neue Propheten“ (Lpz. 1851). Eine poetische  
 ig der Ideen und Schicksale S.'s hat Nikolaus Lenau geliefert (2. Aufl., Stuttg. 1844).  
 jen oder Savoja, ein zur Sardinischen Monarchie (s. d.) gehöriges Herzogthum





1458 mit Anna von Lusignan, der Tochter des Königs Johann II. von Cypern. Ihm folgte erstgeborener Sohn Amadeus VIII., gest. 1472. Der zweite Sohn Ludwig, gest. 1482, wählte sich mit der Königin Charlotte von Cypern; ein dritter Sohn, Philibert, stellte sich an Spitze des piemontesischen Adels gegen seinen ältern Bruder und erregte große Unruhen, in Gefangenschaft gerieth. Auf Amadeus VIII. folgten seine Söhne Philibert, gest. 1482, II., gest. 1489, den die Königin Charlotte 1485 zum Erben von Cypern einsetzte. Seit jener Zeit führt das Haus S. den Königstitel von Cypern, wie es sich auch wegen der Nähe des Hauses Lusignan auf das Königreich Jerusalem den königl. Titel von diesem beilegte. Karl's I. Sohn und Nachfolger, Karl II., starb 1496 unmündig, und ihm folgte nun der aus dem gefangenen Philipp, Philibert II., der 1504 starb. Unter seinem Bruder und Nachfolger, dem Herzoge Karl III., gest. 1553, der in dem Kriege zwischen dem Kaiser Karl V. und Franz I. von Frankreich auf des Erstern Seite stand, gingen 1533 nicht nur das Walliserland und Genf, welche sich unter den Schutz der Schweiz begaben, und 1536 das Waadtland, welches von Bern in Besitz genommen wurde, verloren, sondern es theilten sich schließlich in dem Kriege zu Nizza von 1558 Frankreich und der Kaiser in die gesammten savoyischen Länder. Karl's III. Sohne, dem Herzog Philibert Emanuel, der als Feldherr Karl's V. und Philibert II. im Kriege gegen Frankreich sich einen berühmten Namen erwarb, gelang es, im Frieden zu Chateau-Cambresis von 1559 und in dem zu Lausanne von 1564 die väterlichen Besitzungen wieder zu erlangen. Inzwischen hatte sich der Protestantismus in S. ausgebreitet. Auf Befehl des Papstes wollte der Herzog die Protestanten, denen sich die in Piemont angesiedelten Waldenser (s. d.) angeschlossen hatten, mit Gewalt bekehren; allein wiederholt in den Gebirgen von ihnen geschlagen, mußte er ihnen endlich freie Religionsübung einräumen. Er suchte er sein vorher träges und unthätiges Volk zu einem gewerbsleißigen zu erheben; wozu legte er durch Anpflanzung vieler Maulbeerbäume den Grund zu dem jetzt bedeutenden Seidenbau. Auch ließ er Festungen und die Citadelle von Turin anlegen. Durch Tausch erhielt er 1576 das Fürstenthum Dneglia und durch Kauf die Grafschaft Tenda an sein Haus. Es folgten in der Regierung Karl Emanuel I. (s. d.), 1580—1630, dessen Söhne Victor Amadeus I. und Thomas die Stifter der ältern Linie Savoyen und der Linie Savoyen-Nemours wurden. Auf Victor Amadeus, gest. 1637, folgten seine Söhne Franz Hyacinth, der 1638 regierte, und Karl Emanuel II., 1638—75. Des Letztern Sohn und Nachfolger, Herzog Victor Amadeus II., erwarb im Spanischen Erbfolgekriege durch schlaues Handeln Stücke von Mailand (Alessandria, Val-di-Sesia u. s. w.) als Reichslehen und das Herzogthum Montferrat (s. d.), sowie im Utrechter Frieden von 1713 Sicilien mit dem Königstitel; mußte er 1720 Sicilien gegen das Königreich Sardinien an Oesterreich abtreten, worauf er nur Savoyen und Savoyen zu einem Königreich Sardinien (s. Sardinische Monarchie) erhob. Mit dem Erlöschen der ältern Linie Savoyen im Mannsstamme mit dem Könige Karl Felix, gest. 1831, folgte auf dem sardin. Throne die Linie Savoyen-Carignan in dem Herzoge Albert (s. d.). Aus einer Seitenlinie der letztern stammt der Graf Eugen, geb. 1816, 1844 zum Prinzen von Savoyen-Carignan erklärt wurde. Vgl. Guichenon, „Histoire généalogique de la maison royale de S.“ (2 Bde., Lyon 1660); Cibrario, „Notizie sopra la storia dei principi di S.“ (Tur. 1825); Frézet, „Histoire de la maison de S.“ (3 Bde., Tur. 1728); Bertolotti, „Compendio della storia della casa di S.“ (Tur. 1830).

Saxo, mit dem Beinamen Grammaticus, d. i. der Gelehrte, der berühmteste unter den dän. Geschichtschreibern, war Propst in Roskilde und wurde vom Bischof Absalon, dessen Biograph er war, in mehreren wichtigen Geschäften, unter Anderm auch in Paris 1161 gest. Derselbe, als Erzbischof von Lund, veranlaßte ihn später, die Geschichte seines Vaterlandes zu schreiben, die er bis 1186 fortführte. Er soll 1204 gestorben sein und wurde in der Kirche zu Roskilde begraben. Obgleich S. als lat. Chronist sich offenbar nach spätern röm. Geschichtschreibern, namentlich nach dem Valerius Maximus gebildet hat, ist doch seine Sprachform in der ganzen Darstellungsweise, verglichen mit den übrigen Chronisten des Mittelalters, unter den dän. leicht den ersten Rang einnehmen möchte, aller Anerkennung werth, wie ihn denn auch die Eleganz halber bewunderte. Auch das trägt zur Erhöhung seines Ruhms bei, daß obgleich Kleriker, im geringsten nicht durch Standesvorurtheile sich in seiner geschichtl. Grundanschauung bestimmen ließ. Was aber seine Glaubwürdigkeit als Geschichtschreiber betrifft, so muß man nothwendig die sieben letzten Bücher seiner „Historia Danica“ von den ersten sondern. In jenen ist er durchgängig als Quelle zu gebrauchen; in diesen ist eine



niemals allen zugleich an Absatz fehlen könne. Das Smith'sche Princip der Nichteinmischung des Staats in die Volkswirthschaft hat er mannichfach gemildert. Man könnte S. als Nationalökonom des bon sens bezeichnen, freilich auch mit jener Enge des Gesichtskreises, welche dem genannten Begriffe eigenthümlich ist. — Say (Horace Emile), des Vorigen Sohn, geb. zu Noisy-le-Sec 11. März 1794, hat sich durch seine Thätigkeit als Mitarbeiter an „Journal des débats“, sowie durch selbständige Arbeiten über Staatswirthschaft bekannt gemacht. Sehr beachtenswerth sind seine „Études sur l'administration de la ville de Paris et le département de la Seine“ (Par. 1845). Ehemaliger Kaufmann, Richter des Handelsgerichts und Mitglied der Handelskammer, war er einer der eifrigsten Beförderer des freien Handelsvereins. Vor 1848 hatte er sich mehrmals ohne Erfolg als Oppositionscandidat in verschiedenen Wahlbezirken von Paris gemeldet. Auch nach der Februarrevolution konnte er einer Candidatur zur Constituirenden Nationalversammlung nicht durchdringen. Er ist seit jener Zeit Mitglied des pariser Municipalraths.

**Sayn und Wittgenstein.** Die ehemalige reichsunmittelbare Grafschaft Sayn, im Weichbilde und zum Westfälischen Kreise gehörig, umfaßte 25 QM. und bestand aus zwei Theilen: Hachenburg, das jetzt zum Herzogthum Nassau, und Altenkirchen, das seit 1815 zur Rheinprovinz gehört. Die Grafschaft war eine Besizung der nach ihr genannten Grafen von Sayn, deren Stammburg Sayn, jetzt in Trümmern, bei dem gleichnamigen Dorfe im Verwaltungsbezirk Koblenz liegt. Das Geschlecht erlosch im männlichen Stamme 1246, und die Grafschaft kam nun an des letzten Grafen Heinrich II. Schwester, Adelheid, die mit dem Grafen von Sponheim vermählt war. Von den aus dieser Ehe hervorgegangenen Söhnen erhielt bei der Theilung der Besizungen, 1264, Heinrich die Grafschaft Sponheim, Gottfried die Grafschaft Sayn. Letzterer verheirathete sich mit der Erbgräfin von Homburg in der Mark, deren Söhne Johann und Engelbert wurden 1294 die Stifter zweier Linien des Hauses: der ältern, welcher die Grafschaft S. und die Hälfte von Homburg, und der jüngern, welcher die andere Hälfte von Homburg und das Schloß Wallendar zufielen. Engelbert's Enkel, Heinrich, vermählte sich mit der Erbgräfin von Wittgenstein und nahm nun für sich und seine Nachkommen den Namen Sayn und Wittgenstein an. Als 1606 die ältere Linie mit Graf Heinrich IV. ausstarb, fiel die Grafschaft S. an die jüngere. Der Graf Ludwig der Ältere theilte nach seinem Tode 1607 seine Besizungen unter seine drei Söhne und so entstanden durch den ersten, Georg, die Linie S.-Wittgenstein-Berleburg; durch den zweiten, Wilhelm III., S.-Wittgenstein-Sayn und durch den dritten, Ludwig, S.-Wittgenstein-Hohenstein, von denen die erste und letzte bestehen. — Die Linie S.-Wittgenstein-Berleburg, welcher von der Grafschaft Wittgenstein das Amt Berleburg, die Grafschaft Homburg und die Herrschaft Sagen an der Mosel zufielen, theilte sich 1694 durch des Grafen Ludwig Franz Söhne in drei Speciallinien: S.-Wittgenstein-Berleburg, S.-Wittgenstein-Karlsburg und S.-Wittgenstein-Ludwigsburg. Die erstere, S.-Wittgenstein-Berleburg, gestiftet vom Grafen Kasimir, geb. 1741, erhielt eine Curiatsstimme auf der Wetterauischen Grafenbank und 1792 die Reichsgräflichkeit. Sie verlor im Luneviller Frieden die Herrschaft Neumagen, wurde aber dafür eine Jahresrente von 15000 Gldn. entschädigt, die jetzt Preußen zu zahlen hat. Im J. 1806 wurde sie wegen Berleburg den preuß. Standesherrn beigelegt, verkaufte aber 1821 an die preuß. Standesherrlichen Gerechtsame für 100000 Thlr. an Preußen. Der gegenwärtige Standesherr, Graf Adolf Senior des Gesamthauses ist der Fürst Albrecht, geb. 16. März 1834. Die Linie S.-Wittgenstein-Karlsburg, gestiftet von dem Grafen Karl, besteht gegenwärtig aus dem Grafen Albrecht, unverheiratheten männlichen Sprossen, dem Grafen Ludwig, geb. 1786. Die Linie S.-Wittgenstein-Ludwigsburg, gegründet vom Grafen Ludwig Franz, wurde 1834 vom Könige von Preußen in den Fürstenstand erhoben. Der gegenwärtige Fürst ist Ludwig, geb. 18. März 1843 seinem Vater, dem russ. Feldmarschall Ludwig Adolf Peter, folgte. — Die Hauptlinie, S.-Wittgenstein-Sayn, die vom Grafen Wilhelm gestiftet wurde, erhielt bei der Theilung die Grafschaft S. Als aber Wilhelm's ältester Sohn Ernst 1641 ohne männliche Nachkommen mit Hinterlassung von zwei Töchtern starb, mußten sich diese im Besitze der Grafschaft S. zu behaupten und bildeten nun die beiden Speciallinien S.-Wittgenstein-Hachenburg und S.-Wittgenstein-Altenkirchen. Die Grafschaft Hachenburg kam durch Verheirathung der Erbtochter der Stifterin der Linie 1637 an die Burggrafen von Kirchberg und 1799 an die Grafen von Nassau-Weilburg; Altenkirchen kam durch die Vermählung der Stifterin an den Herzog von Sachsen-Weimar-Eisenach und nach dem Erlöschen seines Stamms 1741



an Brandenburg-Ansbach, 1791 an Preußen und 1802 an Nassau-Usingen. Der hier erhobene langwierige Rechtsstreit wurde erst bei dem Reichsdeputationshauptschluß von 1806 entschieden. Das Haus S. und Wittgenstein kam nicht wieder in den Besitz der Grafschaft, doch mußte Baden, an welches Nassau-Usingen die Herrschaft Lahr abgetreten, an diekommen des zweiten Sohns des Grafen Wilhelm 300000 Gldn. zahlen und Nassau-Usingen ihn durch eine mit 300000 Gldn. ablösbare Rente von 12000 Gldn. entschädigen. Der starb erlosch im Mannsstamme mit dem Grafen Gustav, gest. 24. Juni 1846, dem Sohne des Friedrich, der 1812 bei Mosaisk fiel. — Die dritte Hauptlinie, S.-Wittgenstein-Hohenstein, gestiftet vom Grafen Ludwig dem Jüngern, nahm den Beinamen Hohenstein erst 1647 in Folge der Belehnung von Seiten Brandenburgs mit den zur Grafschaft Hohenstein gehörigen Herrschaften Lohra und Klettenberg, die aber später wieder an Brandenburg verkauft wurden. Sie hatte ebenfalls eine Curiatstimme auf der Wetterauischen Grafenbank, wurde 1804 in den Reichsfürstenstand, 1813 vom Großherzog von Hessen in den Fürstenstand erhoben und 1824 wegen der Grafschaft Wittgenstein eine Virilstimme in dem ersten Stande der Provinziallande, verkaufte aber 1829 seine standesherrlichen Rechte gegen eine Zahlung von 5400 Thlrn. Standesherr ist gegenwärtig der Fürst Alexander, geb. 1804. Vgl. *Requiescat Saynenses a Joh. Phil. de Reiffenberg anno 1644 collectae* (Aachen 1830).

**Sbirren** hießen sonst in Italien, namentlich im Kirchenstaate, die Justiz- oder Polizeibehörden, welche militärisch organisiert waren, 1809 aber aufgehoben wurden. Ihr Anführer führte den Titel *Barigello*.

**Scabinus**, s. **Schöppen**.

**Scagliola** heißt die Mischung aus feinem Gyps und gepulvertem Frauenglas, durch welche zu einem Leige (Stucco) verbunden, mit der man steinharte Gemälde darstellt.

**Scala**, der lat. und ital. Name für Tonleiter, dann auch die Bezeichnung einer bestimmten Stimmübung, die Scala oder das Scalafingen genannt, welche dazu dienen soll, der Sänger eine durchgängig reine, wohlklingende, aller Stärkegrade sowie des Ab- und Zunehmens möglichst gleichartige Intonation zu geben. Auch die Instrumentisten, insbesondere Bläser und Streichinstrumente Spielende haben eine sorgfältige Scalaübung zur kunstmäßigen Ausübung ihres Tons und Klanges nöthig.

**Scala** (lat. Scaligeri), ein berühmtes Geschlecht des ital. Mittelalters, herrschte nach dem Wechsel der Freiheit und der Tyrannei und nach dem Sturze und der Vertilgung der Herren der Mark von Treviso, der Ezelini aus dem ghibellinisch gesinnten Hause von Verona von 1260 — 1387. Den Ursprung dieser mächtigen Familie leiten ital. Schriftsteller von bair. Rittern dieses Namens ab, die im 12. Jahrh. nach Italien kamen; allein schon 1035 gab es in Verona einen Adamo della S. und Mehrere dieses Namens in obrigkeitlichen Ämtern. Auch werden Conti della S. in Piacenza und Lodi erwähnt. Mastino I. del Carra, der Gründer der Macht seines Hauses, wurde 1260 Podestà von Verona und 1262 Capitano des Volkes. Der ghibellinischen Partei angehörend, regierte er mit Klugheit und Furcht und vergrößerte das Gebiet namentlich auf der tiroler Seite, hielt Ruhe und stand Kontrakt mit den Schwaben in seinem Kampfe gegen Karl von Anjou treulich bei. Als Mastino 1279 an einer Krankheit ermordet wurde, behauptete sein Bruder Alberto della S. die Signoria, in welcher sich ein guter Name machte und 1301 seinen ältesten Sohn Bartolommeo zum Kaiser erhielt, welchem 1304 der zweite Bruder Alboin und in Gemeinschaft mit diesem Cangrande folgte. Kaiser Heinrich VII. belehnte das Haus mit Verona und andern Städten auch Vicenza, Padua und Treviso kamen in der Folge an die della S. Cangrande, 1311 allein regierend, war der größte und glücklichste Herrscher des Hauses und die vornehmste Figur der Ghibellinen unter Heinrich VII. und Ludwig dem Baier. An seinem Hofe lebte zu jener Zeit lang der aus seiner Heimat verwiesene Dante. Ihm folgte 1329 sein Sohn Albert in Gemeinschaft mit Mastino II., der beinahe allein regierte. Glückliche Unternehmungen erweiterten sein Gebiet nach allen Seiten, selbst bis Toscana (Lucca), aus, aber sie verwickelten ihn in einen Krieg mit Venedig und Florenz, in welchem er unterlag. Von seinem Tode an, 1351, bis zur Geschichte des Hauses unter Cangrande II., Paolo Alboino, Can Signorio, Bartolommeo und Antonio nichts als ein Gewebe von Tyrannei und Schändlichkeiten dar. Endlich verlor 1387 das mailänd. Haus Visconti (s. d.) den letzten Regenten, Antonio della S., der seit 1377 regiert hatte, aus Verona. Als das Haus Visconti um 1406 Verona an Venedig abgeben mußte, verlangten zwar die zwei noch lebenden Söhne des Antonio della S. vom Senat die Rückgabe Veronas; allein sie wurden geächtet und starben in der Verbannung. Der letzte

geri starb 1598 in bair. Diensten zu Neufrankenhofen in Baiern; durch Frauen stammten von ihnen die Dietrichstein und Lamberg ab. Zur Verschönerung Veronas trugen diese sehr außerordentlich viel bei. Ihre Denkmäler, namentlich die Mastino's II. und Canerio's, sind so schön wie kunstgeschichtlich wichtig. Vgl. Litta, „Scaligeri di Verona“, in *Famiglie ital.*, und Lesmann, „Mastino II. della S.“ (Berl. 1829).

cala (della), Name des großen Theaters in Mailand (s. d.).

caliger (Julius Cäsar), Philolog und Kritiker, geb. 23. April 1484 zu Padua oder zu Venedig, hieß eigentlich della Scala, nach einem Beinamen, den sein Vater, Benedetto Bordon, in Venedig zuletzt die Kunst eines Illuminirers betrieb, erhalten hatte. Nach seinem Vater wurde auch Scaliger ein Burden, suchte aber aus Eitelkeit zugleich sein Geschlecht in fürstlichen Häusern der Scala (s. d.) abzuleiten und sogar einige seiner Zeitgenossen für diese Ehre zu gewinnen. Er lebte bis zu seinem 42. J. zu Venedig oder zu Padua ziemlich in Einsamkeit und wendete sich 1529 nach Agen in Frankreich, wo er die Arzneikunst ausübte. Am 1. Oct. 1558 starb. S. besaß eine nicht gewöhnliche Kenntniß des Alterthums, die er, nicht durch ein treffliches Gedächtniß, fast nur durch Selbststudium sich erworben hatte, aber dabei nicht frei von Eigenliebe und Prahlerei, außerdem nur zu oft hart und unangelegentlich die Ansichten Anderer. Als Naturforscher wurde er besonders mit Cardanus, als Logiker mit Erasmus in heftige Kämpfe verwickelt, gegen dessen „Ciceronianus“ er zwei gehässige Reden schrieb. Unter seinen philosophischen Schriften sind zu erwähnen: „De subtilitate“ (Par. 1557 und Hanau 1647) und „De sapientia et beatitudine“ (Genf 1573). Nicht Weniges für Physik und Naturgeschichte sind seine Commentare zu Hippokrates' „De morbis acutis“ (Lyon 1538), zu Aristoteles' „De plantis“ (Par. 1556 und Marb. 1598) und zu Plinius' „De causis plantarum“ (Lyon 1566 und 1584). Eine rationale Behandlung der Sprache unternahm er in dem Werke „De causis linguae Latinae“ (Lyon 1540; Genf und Heidelb. 1623) und großen Ruhm erwarb ihm zu seiner Zeit das Buch „Poetices, seu de arte poetica“ (Lyon 1561 und öfter), obgleich man darin Geschmack und Urtheil vermisst.

Scaliger (Jos. Justus), Sohn des Vorigen, ebenfalls bekannt als Philolog und Chronolog, der Begründer einer verbesserten Chronologie, geb. 4. Aug. 1540 zu Agen, widmete sich in Bordeaux und später zu Paris mit seltener Ausdauer dem Studium der classischen und modernen Sprachen, verließ aber Frankreich, da ihn sein Übertritt zur protest. Kirche von jeder Unterstützung im Vaterlande ausschloß, und erhielt 1593 die Professur der schönen Wissenschaften an der Universität von Leiden, die er bis an seinen Tod, 21. Jan. 1609, bekleidete. Im anmaßenden Tone und in der Selbsthaberei übertraf er noch seinen Vater, wie er denn auch in der Bearbeitung mehrerer Schriftsteller, namentlich des Aufonius (Leyd. 1575 und öfter), des Catull, Tibull und Propertius (Par. 1577), des Manilius (2 Bde., Par. 1579), der sogenannten „Catalecta“ des Propertius (Lyon 1573), des Festus (Par. 1575 und 1584), des Varro (Par. 1573 und öfter), des Plinius (Leyd. 1608) und des Tragikers Seneca (Leyd. 1611), meist einer kühnen Kritik sich hingab. Ein wahres Verdienst aber erwarb er sich durch das Werk „De emendatione temporum“ (Par. 1583; beste Ausg., Genf 1629), indem er zuerst ein vollständiges, nach bestimmten Grundsätzen geordnetes System der Chronologie aufstellte, die Julianische Periode bestimmte und so gewissermaßen der Schöpfer dieser Wissenschaft wurde. Die von ihm selbst und Anderen entdeckten Irrthümer verbesserte er später in dem „Thesaurus temporum, complectens Pamphilii chronicon“ (2 Bde., Leyd. 1606; 2. Ausg., Amst. 1658). Auch machte er eine Schrift „De re numaria“ (Leyd. 1606) auf den Werth der Münzkunde aufmerksam. Nur geringen dichterischen Gehalt haben dagegen seine „Poemata“ (Leyd. 1615); seine „Opera“ (Lyon 1627) geben uns ein Bild von dem Gelehrtenwesen jener Zeit. Bald nach seinem Tode erschienen von Jf. Casaubonus seine „Opuscula varia“ (Par. 1610), später von Jf. Fabricius die „Scaligerana“ (Grön. 1659 und Kopenh. 1667). Vgl. Leubsch, „Historia literaria“ (Wittenb. 1695); Maizeaux, „Histoire des S.“ (2 Bde., Amst. 1740).

Scalpiren nennt man das Abziehen der Kopfhaut, welches die Wilden in Nordamerika über verwundeten oder todtten Feinden vorzunehmen pflegen, um die abgezogene Haut als Zeichen der Tapferkeit zu bewahren. Sie wickeln dabei das Haar ihres Feindes um die linke Hand, setzen ihm einen Fuß auf den Hals und schneiden die auf solche Weise gespannte Haut mit dem Messer in einigen Schnitten herunter. Das Scalpiren erregt unsaglichen Schmerz, und nur selten sind die Beispiele, daß Scalpirte mit dem Leben gekommen.

Scandiren, vom lat. scandere, d. i. gleichsam hinaufsteigen, heißt einen Vers nach seiner





ta in der Mark Treviso, widmete sich frühzeitig dem Studium der Heilkunde auf der Universität zu Padua, wo er das Vertrauen und die Freundschaft seines Lehrers Morgagni gewann. Kurzem Aufenthalte in Bologna, wo er sich unter Riviera in der Chirurgie vervollkommnete, erwarb er sich in Padua die medicinische Doctorwürde. Im J. 1772 folgte er dem Rufe Professor der Anatomie nach Modena, wo er auch erster Wundarzt am Hospital wurde. Während der acht Jahre, die er hier in der angestrengtesten Thätigkeit verlebte, wurden von ihm alle medicinischen Anstalten, namentlich ein anatomischer Hörsaal und eine chirurgische Klinik geschaffen. Vom Herzoge Hercules III. beleidigt, ging er nach Frankreich, Holland und England, wobei er die nähere Bekanntschaft der ersten Anatomen und Wundärzte damaliger machte. Auf Empfehlung seines Leibarztes Brambilla, der S. in Paris kennen gelernt hatte, ernannte ihn Kaiser Joseph II. 1784 zum Professor der Anatomie in Pavia. Noch im selben Jahre unternahm er gemeinschaftlich mit Volta auf eine Einladung des Kaisers Reise nach Wien, der ihm auch die Mittel gewährte, Prag, Dresden, Leipzig, Halle, Berlin und Göttingen zu besuchen. Wie in Modena, so machte sich S. auch in Pavia wieder durch neue Einrichtungen verdient. Als 1796 Pavia der Cisalpinischen Republik einverleibt wurde, blieb S., trotz seiner Weigerung, den republikanischen Eid zu leisten, in seinen Ämtern und wurde sogar an die Spitze des Directoriums der medicinischen Angelegenheiten für den civilistischen Theil gestellt. Auf sein Ansuchen 1804 in Ruhestand versetzt, nöthigten ihn 1805 Einladungen Napoleon's, der ihn mit einem bedeutenden Gehalte zu seinem ersten Wund- und Professor ernannte, seine Stellen wieder einzunehmen, die er nun bis 1812 verwaltete, worauf er zunehmender Augenschwäche wegen in der Eigenschaft als Director der medicinischen Studien in Ruhestand zurücktrat. Als Pavia wieder an Oesterreich gekommen war, wurde S. zum Director der medicinischen Facultät ernannt, welche Stelle er indeß auch bald niederlegte. Seitdem lebte er theils in Pavia, theils auf seinem Landseize zu Bonasco. Von jeher Freund der classischen Studien, war er Kenner und feiner Beurtheiler älterer und neuerer Kunstwerke, was er durch einige kleine Schriften und eine ausgewählte Gemäldesammlung bewies. Er starb am 1. Oct. 1832. Von seinen zahlreichen Schriften sind besonders anzuführen: „*Observationes de structura fenestrae rotundae*“ (Modena 1772); „*Anatomicae disquisitiones de auditu*“ (Pavia 1789); „*Tabulae neurologicae ad illustrandam historiam cardiacorum*“ (Pav. 1794); „*De anatome et pathologia ossium*“ (Pav. 1827); „*Sulle principali malattie degli occhi*“ (5. Aufl., 2 Bde., Pav. 1816; deutsch nach der franz. Übersetzung Kartens, 2 Bde., Lpz. 1803); „*Sull' aneurisma*“ (Pav. 1804; deutsch von Harless, Zür. 1805); „*Sull' ernie*“ (2. Aufl., Pav. 1820; deutsch von Seiler, Halle 1813). Unter dem Titel „*A. S.'s neueste chirurgische Schriften*“ (deutsch von Chieme, 2 Bde., Lpz. 1828—31) erschienen die Abhandlungen über den Krebs, den Steinschnitt, den Wasserbruch, den Mittelbruch, die Unterbindung der Arterien und die temporäre Ligatur. Vgl. Cenni, „*Sulla vita e sulle opere del S.*“ (Pav. 1832).

Scarron (Paul), ein burlesker Dichter der Franzosen, wurde zu Grenoble 1610 oder 1611 geboren. Eine zweite Heirath seines Vaters, der Parlamentsrath war, verringerte sein Vermögen und verbitterte ihm den Aufenthalt im väterlichen Hause. Er wurde nach Charleville geschickt, wo er zwei Jahre blieb und dann in Italien ein lustiges Leben führte, in welchem er das Vermögen seines Vaters vollends verzehrte. Zum Glück fand sich für ihn noch ein Kanonikat in Clermont, welches er antreten konnte, ohne Geistlicher zu werden. Er setzte sein epikuräisches Leben in Clermont fort, wo er im Carneval als Wilder verkleidet und wegen seiner tollen Streiche von allen Seiten verfolgt, in einen Sumpf der Sarthe gerieth und durch eine heftige Erkältung den Rest auch seiner Glieder für immer verlor. Dennoch blieb er, auch als Krüppel und von den heftigsten Gichtschmerzen gefoltert, lustig und nannte sich selbst „un raccourci de la misère humaine“. Später siedelte er nach Paris über und legte sich auf die Schriftstellerei, wobei ihm sein Kenntniß der ital. und span. Literatur treffliche Dienste leistete. Da seine Einkünfte sehr gering waren, bewarb er sich um eine Pension. Eine Hofdame stellte ihn der Königin vor, von der er auf eine jährlichen Unterstützung die sonderbare Gnade, sich ihr Kranker (*son malade en titre*) nennen zu dürfen, erhielt. Fortan unterschrieb er sich: S. von Gottes Gnaden, durch die Gnade der Königin, ein Titel, dem er später noch den eines Paladins der Königin Christine, die er besucht hatte, beifügte. Seiner „*Légende de Bourbon*“ (Par. 1742) folgte bald darauf das komische Gedicht „*Typhon, ou la gigantomachie*“ und diesem die travestirte „*Antée*“ (Par. 1743), welche das Muster dieses Genre ist und von Moreau de Breau (1706) und P. Brueys (1767) fortgesetzt wurde. Die Königin nahm die Dedications des letztern Werks günstig auf,



leitung der Flöte bestanden, ohne alle Beimischung von Gesang oder mimischer Darstellung. Veranlassung dazu gab der gewöhnlichen Erzählung nach eine 361 v. Chr. zu Rom ausgebrochene Pest, wobei man unter andern Mitteln auch besondere Schauspieler oder Histrionen aus Etrurien herbeirief und angeblich zur Versöhnung der erzürnten Götter diese Spiele zuerst hietete. In späterer Zeit jedoch kamen Gesänge und mimische Darstellungen hinzu, bis man die theatralischen Darstellungen, im Gegensatz der Kampfspiele, Wettrennen u. s. w., die Schauspiele im Allgemeinen damit bezeichnete. In diesem letztern Sinne wurden nun mimische Spiele zur Zeit der Republik von den obersten Behörden und einzelnen Partein zur Gewinnung und Befestigung der Volksgunst auf das glänzendste ausgestattet und er von den Kaisern seit Augustus mit Überbietung früherer Pracht in gleicher Absicht fortgesetzt, bis sie mit dem Verfall des Reichs ihren Untergang fanden.

**Scepter.** Dasselbe war schon bei den Völkern des Alterthums, namentlich bei den Hebräern und Griechen, das Zeichen einer gewissen Würde und Gewalt und wurde auch als Zeichen der Übertragung dieser Gewalt an Andere zur Ausführung bestimmter Zwecke gegeben. Bei den Römern führte nur der imperator triumphans das Scepter. Bei dem Scepter zu schwören, war ebenfalls eine Sitte des Alterthums. Im Mittelalter war das Scepter unzertrennlich von der Person des Regenten und wurde bei feierlichen Gelegenheiten demselben von eigens dazu bestimmten Beamten vorgetragen. Das Scepter allein galt als Repräsentant der Person und wurde in vielen Fällen gebraucht, z. B. zur Übertragung der Richter Gewalt an einzelne Personen oder Corporationen, ein Gebrauch, der sich noch in der neuesten Zeit findet, indem von Königen zum Zeichen eines Gelöbnisses u. s. w. das Scepter der Partei zur Berührung gereicht wird. So war auch das Berühren oder Küssen des Scepters ein Zeichen der Unterwürfigkeit. Die Richter der unbeschränkten Richter Gewalt führen auch die Rectoren der Universitäten das Scepter bei öffentlichen Feierlichkeiten und Gerichtssitzungen. Der Form nach bestand das Scepter aus einem langen Stabe, wie ihn noch in neuerer Zeit die Herrscher Frankreichs führten, an dem diese das Zeichen der oberstrichterlichen Gewalt, eine Hand, auf demselben angebracht war. Das Scepter des Mittelalters ist ein kurzer Stab, der je nach dem Geschmack sehr verschieden gebildet und verziert wird.

**Schabe (Blatta),** eine Insektengattung aus der Unterordnung der laufenden Geradflügler, hat einen flachen Leib, verlängerte Beine mit dornigen Schienen, ein vorn abgerundetes Hinterende, welches zugleich den Kopf wie ein Dach bedeckt, und lederartige vieladerige Flügel, welche ausgezeichnet sind. Die Weibchen sind fast ungeflügelt. Die Arten dieser Gattung sind lästige schnell laufende Thiere, welche sich in unsere Wohnungen eindringen, am Tage sich in Ritzen, Löchern und Winkeln besonders an warmen Orten, wie in Küchen, in der Nähe von Backöfen u. s. w., verbergen, aber sobald das Licht erloschen ist, scharenweise hervorkommen, sich geräuschlos über Tisch und Bänke verbreiten und die unverwahrten Esswaaren davon benagen. Sie fressen Mehl, Backwerk, Zucker, greifen trockene vegetabilische Vorräthe an, zernagen, wo bessere Nahrung fehlt, sogar wollene und baumwollene Gegenstände und schaben selbst das Schuhwerk ab. Bücher, Papier und Lampen sind vor ihnen nicht sicher und selbst mancherlei giftige Dinge fressen sie ohne Schaden, so die rothe, aus Zinnober bestehende Tuschfarbe, die mit rothem Quecksilberpräcipitat bereitete Salbe u. a. m. Die häufigste ist die Küchenschabe oder Brotschabe (B. Orientalis), auch Kakerlak, missbräuchlich Schabe genannt, der widrige und lästige Feind der Esswaaren. Sie ist einen Zoll lang, leuchtend braun und das Weibchen sehr kurz geflügelt. Dieselbe soll aus dem Oriente eingewandert sein und ist vorzüglich bei Bäckern und Schmieden sehr verbreitet. Enten und Igel fressen gern auch und vertilgt man sie durch Verstopfen der Löcher, Legen von Leimruthen und durch Aufstellen von Töpfen, in welche man Esswaaren legt und die man außen mit Tüchern umwickelt, damit die Schaben leichter an den Rand gelangen können und hineinfallen. Auch das Übergießen ihrer Nester mit kochendem Wasser ist ein sehr wirksames Mittel. Die deutsche Schabe (B. germanica), welche auf dem Brustschild zwei schwarze Längsflecken hat und fünf Linien lang ist, findet sich nur einzeln in den Wäldern. Die lappländische Schabe (B. Lapponica) thut den Lappländern häufig Schaden. Aber noch weit schädlicher ist die Riesenschabe (B. Gigas) in Amerika, welche dort in mehreren Gegenden eine wahre Landplage ist und oft in kurzer Zeit einen Vorrath von Lebensmitteln zerstört. Manchmal wird auch die Pelzmotte, der Kellersesel (die Kelleraffel und Maueraffel) mit dem Namen Schabe bezeichnet.

**Schabkunst, s. Kupferstechkunst.**

**Schablone** heißt ein Muster, nach welchem eine größere Anzahl ganz gleichgestalteter Dinge





(gust der Jüngere von Braunschweig.) Namentlich aber von der Mitte des 18. Jahrh. stützen die bisher nur sehr oberflächlichen Untersuchungen durch die gründlicheren Leistungen von Philidor (s. d.) begründeten franz. Schule, der ihm gegenüberstehenden ital. Schule (sehr geistreiche Schriften aber wegen der etwas abweichenden ital. Spielweise nur theilweise uns brauchbar sind) und der nachfolgenden engl. und deutschen Autoren einen erw. wahrhaft wissenschaftlichen Werth. Gegenwärtig stehen die Resultate, welche der ital. Geist in diesem Fache gewonnen hat, an Scharfsinn den Fortschritten auf andern Gebieten nicht nach. Das Spiel geht mit 32 Figuren auf einem Brette von 64 abwechselnden weißen und schwarzen Feldern vor sich. Zweck ist, des Gegners König (die Hauptfigur) in eine Lage zu bringen, daß er keinen Zug thun kann, ohne genommen zu werden, welches mattmachen (vom arab. math, todt) heißt. Doch ist der Gang der Figuren unsers ertigen Schachspiels von der frühern Zeit und auch von dem im Orient üblichen sehr verschieden, wie auch die Namen der Figuren bei verschiedenen Völkern verschieden lauten. In England, Frankreich und Deutschland gleiche Spielgesetze. Seit der Mitte des vor. Jahrh. haben namentlich diese Länder ausgezeichnete Schachspieler gehabt; wie denn auch das Schach um bedeutende Summen gespielt wird. In neuester Zeit haben die Deutschen die Palme des Siegs in dem großen Schachturnier in London 1851 davongetragen, und die Literatur hat ebenso auch die besten Handbücher über Schachspiel (von Bilfinger von der Lasa, „Handbuch des Schachspiels“, 2. Aufl., Berl. 1852; von der Lasa, „Lehrbuch für Schachspieler“, Berl. 1848) aufzuweisen. Nachdem die franz. Schachzeitung von Hirschbach herausgegebene erste deutsche Schachzeitung (Epz. 1846—48), welche die Analyse des Schachspiels begann, nebst andern ähnlichen Unternehmungen aufgezogen, bestehen gegenwärtig nur noch in England und in Berlin Schachzeitungen. Letztere (Epz. 1846). Die vollständigste Übersicht der „Literatur des Schachspiels“ gab Anton Schmidt (Epz. 1847). Über Geschichte des mittelalterlichen Schachspiels ist das Werk von Masmann (Epz. 1839) belehrend. Auch über die weniger beliebten Abarten des Schachspiels (Spiel mehr als zwei Personen, Kurierspiel, Kriegsspiel) gibt es Schriften. So die Schrift von Klein, „Theoretisch-praktische Anweisung zum Vierschachspiel“ (2. Aufl., Berl. 1837) und f. Grubenbau.

**Schachtelhalme**, Schachtelhalme oder Duwoß (Equisetum), eine Gattung der blütenlosen (Kryptogamen) aus der Verwandtschaft der Farrnkräuter, zeichnet sich durch einen, cylindrischen, gestreiften, hohlen und gegliederten Stengel aus, der an den Gelenken gezähnte Scheiden und auf der Spitze eine Fruchtsäule trägt, welche Keimkörner (Sporen) enthält, von denen jedes mit zwei über das Kreuz gelegten Fäden versehen ist. Meistens an den Gelenken mehrkantige, sonst aber dem Stengel gleichgestaltete Seitenäste im Wirtel. Der Stengel astlos. Die Arten dieser Gattung enthalten eine eigenthümliche Kieselsäure, und vorzüglich viel Kiesel-erde, welche fast die Hälfte des ganzen Gewichts beträgt, außerdem noch mehrere Kalisalze, Natronsalze, etwas Mangan und Eisen wirken adstringirend und vorzüglich harntreibend und dienen deshalb zum Theil als Mittel. Den Wiederkäuern sind sie sehr schädlich, indem sie starkes Purgiren, Abmagerung auch Blutharnen und Fehlgeburt und selbst den Tod der Thiere bewirken. Besteht dies von dem auf sumpfigen Wiesen gemein wachsenden Sumpf-Schachtelhalme (E. hiemale), dessen Gelenkscheiden sechs- bis achtzählig sind, mit breit weißhäutig gerandeten Stengeln und der für die den Kühen und Schafen schädlichste Art gehalten wird. Da die Stengelarten rauh (scharf) sind, so werden sie auch zum Scheuern besonders von zinnernen Werkzeugen, wie es besonders mit den unfruchtbaren Stengeln des Acker-Schachtelhalms (E. arvense) geschieht, der auch Kannenkraut, Zinnkraut oder Ragenwedel genannt wird und in sandigen Aekern häufig wächst. Er treibt astlose, fruchttragende und ästige, unfruchttragende Stengel und gilt gleichfalls als dem Viehe sehr schädlich. Von Tischlern und Polirern die sehr scharfen, astlosen oder nur am Grunde etwas ästigen und den Winter überdauernden Stengel des Tischler- oder Polir-Schachtelhalms (E. hiemale) zum Poliren der Schachteln des Holzes gebraucht. Der in Sümpfen, Teichen und Morästen häufig wachsende Schlamm-Schachtelhalme (E. limosum) mit glatten Stengeln und 10 — 20zähligen Gelenkscheiden wird als sehr gutes harntreibendes Mittel gerühmt.

(Adolf Friedr. von), ausgezeichnet als Literaturhistoriker und Übersetzer, geb. 2. Aug. 1787 in Bräunswig bei Schwerin im Mecklenburgischen, kam nach Ernennung seines Vaters zum Reichstagsgesandten nach Frankfurt, besuchte das dortige Gymnasium und widmete sich





anfängt, als auch der, wo große und geringe Verschuldung sich voneinander scheiden, im Allgemeinen unbestimmbar ist. Wer durch eigene Verschuldung sich irgend einen Schaden zuzieht, kann überhaupt keinen Ersatz verlangen, wenn auch die Verschuldung eines Anderen mitwirkte.

**Schädel** (cranium) heißt in der Anatomie derjenige Theil des knöchernen Kopfs, welcher die Kapsel für das Gehirn bildet. Derselbe wird von dem Stirnbeine, den beiden Scheitelformen, den beiden Schläfenbeinen, dem Keilbeine, dem Hinterhauptsbeine, welche beide letztere vollendeter Körperentwicklung in das Grundbein verschmolzen sind, und dem Siebbeine gebildet. Die meisten dieser Knochen gehören zu den breiten, und alle nehmen Theil an der Bildung der das Gehirn (s. d.) aufnehmenden Schädelhöhle (cavitas cranii). Sowol untereinander, als mit denen des Gesichts (s. d.), ausgenommen den Unterkieferknochen, sind sie durch ungleiche Gelenke, vorzüglich durch die sogenannten Nähte verbunden, welche jedoch erst gegen Ende der Kindheit zur Vollkommenheit gelangen, indem bei jüngern Kindern weiche, knorpelartige Substanzen, die sich später auf die sogenannten Fontanellen beschränken, vorhanden sind. Verschiedene Öffnungen der Schädelhöhle dienen zum Eintritt und Austritt von Gefäßen und Nerven; die größte von allen mündet in den Kanal der Wirbelsäule und wird durch das weiche Mark zum größten Theil ausgefüllt. Mannichfache Schädelgestaltungen bieten die Thiere, indem bei ihnen theils die Form der Schädelhöhle eine sehr verschiedene ist, theils die Schädelknochen selbst in Bildung und Zahl voneinander und von den menschlichen abweichend. Auch die Schädel der Menschen sind untereinander sehr verschieden, sowol bei den einzelnen Menschenrassen als bei verschiedenen Personen eines und desselben Stammes. Hierauf hat die Form und Entwicklung des Gehirns großen Einfluß: dieser Satz bildet die Grundlage der sogenannten Schädellehre.

**Schädellehre**, s. Phrenologie.

**Schadow** (Joh. Gottfr.), Bildhauer, geb. 1764 zu Berlin, zeigte schon früh Neigung zu den bildenden Künsten; allein die Dürftigkeit seines Vaters, eines Schneiders, der eine zahllose Familie hatte, ließ anfangs die Befriedigung jenes Dranges nicht hoffen. Zufällig fand Bildhauer, der ihm Unterricht im Zeichnen gab, und so gelang es ihm endlich doch noch, die Bildhauerei zu widmen. Mit seiner Geliebten flüchtete er nach Wien, heirathete sie dort im J. seines Alters und ging dann mit Einwilligung und auf Kosten seines Schwiegervaters nach Italien. Unermüdet fleißig, arbeitete er 1785—87 in dem Museum des Vatican's und im Capitol. Im J. 1788 erhielt er die durch den Tod des Bildhauers Lessaert erledigte Stelle in Berlin. Sein erstes großes Werk in Deutschland war das dem Grafen von der Mark, natürlichen Sohne Friedrich Wilhelm's II., 1790 errichtete Denkmal in der Dorotheenkirche in Berlin. Diesem folgten bald mehrere, z. B. die kolossale Bildsäule Zietzen's in Husum; die Bildsäule Friedrich's d. Gr. zu Stettin; ein Gypsmodell in Lebensgröße, welche die nachmalige Königin Luise von Preußen und ihre Schwester, die Herzogin von Cumberland, wie sie sich umarmen; die Bildsäule Leopold's von Dessau im Lustgarten zu Potsdam; mehrere Sandsteinarbeiten am neuen Münzgebäude daselbst; das Denkmal Tauenzien's in Glogau, Luther's in Wittenberg. Das Biergespann auf dem brandenburger Thor ist von ihm entworfen und von dem Kupferschmied Jury in Potsdam in Kupfer ausgetrieben. Nächste vorzüglichen Büsten berühmter Männer, ferner den Reliefs um das Münzgebäude und die Säulen des Schlosses zu Berlin, sowie verschiedenen originellen Statuetten hat er auch die Luther'sche Denkmal in Rostock verfertigt. Auch zu einem Denkmal für Friedrich d. Gr. hat er mehrere Modelle. Seit 1788 war er Rector, später Director der Akademie der Künste in Berlin, der er in dieser Eigenschaft bis an seinen Tod vorstand, der 28. Jan. 1850 erfolgte. In neuern Bildhauern war S. einer der ersten, die es wagten, dem manirten Idealismus des 18. Jahrh. eine kräftige, mit edelm Stil verbundene Charakterdarstellung entgegenzusetzen. Dies zeigt sich schon in seinen frühesten Porträtstatuen. Sein würdigster Nachfolger wurde Rauch (s. d.). Seine Schriften „Wittenberg's Denkmäler der Bildhauerei, Baukunst und Malerei, mit historischen und artistischen Erläuterungen“ (Wittenb. 1825); „Polymer von den Massen des Menschen nach dem Geschlechte und Alter“ (Berl. 1834); „Alphynognomien, oder Beobachtungen über den Unterschied der Gesichtszüge und die Gestaltung des menschlichen Kopfs, in Umrissen bildlich dargestellt“ (Berl. 1855); „Verke und Kunstansichten“ (Berl. 1849) sind höchst beachtenswerthe Erscheinungen in der Kunstliteratur. — Sein ältester Sohn, Rudolf S., geb. 1785, ein kräftig-fühner Künstler, der sich unter der Leitung des Vaters und dann in Rom unter Thorwaldsen und Ca-







Universitätsbibliothek angestellt. Von den Erzeugnissen seiner literarischen Thätigkeit, in Richtung hauptsächlich auf slaw. Sprach- und Geschichtsstudien nahm, sind als die besten zu nennen: „Geschichte der slaw. Sprache und Literatur nach allen Mundarten“ (1826), die „*Slowanště starožitnosti*“ (Prag 1837), welche von Bodjanski ins R. (Mosk. 1838), von Benkowski ins Polnische (Posen 1842) und von Mosig von A. ins Deutsche (2 Bde., Lpz. 1842—44) übertragen wurden, und „*Slowanští dŕpisi*“ (mit einer Sprachenkarte, Prag 1842; 3. Aufl., 1850; russisch von B. Mosk. 1843; polnisch von Dalmann, Bresl. 1843). Hieran schließen sich: „Über die Slawen“ (Ofen 1828); „Serbische Lesekörner“ (Pesth 1833); „*Kozbor staročestny*“ (2 Theile, Prag 1842—45); „*Počatkové staročestní mluvnice*“ (Prag 1843) ausgegeben wurden von S. „Die ältesten Denkmäler der böhm. Sprache“ (Prag 1843), „Denkmäler der ältern Literatur der Südslawen“ (Probeheft, Prag 1851); „Die Denkmäler der glagolitischen Literatur“ (Prag 1853). Außer einigen andern, theils besonders, Sammlungen erschienenen kleinern Arbeiten legte er besonders in der Zeitschrift „*Českého Museum*“, die er 1832—42 redigirte, zahlreiche Aufsätze historisch-archäologisch-sprachwissenschaftlichen Inhalts nieder. In den J. 1849 und 1851 war S. Mitg. Leiter der Commissionen in Wien und Prag, welche von der Regierung den Auftrag erhielten, die theilweise noch schwankende slaw. Terminologie für den Bedarf der Schule und Verwaltung zu prüfen und fest zu regeln. Die Ergebnisse dieser Bemühungen sind in „*Politische Terminologie für die slaw. Sprachen Oesterreichs*“ (deutsch-böhm. Separat Wien 1850; deutsch-ruthen. Separatausgabe, Wien 1851; deutsch-kroat., serb. und Separatausgabe, Wien 1853) und in „*Deutsch-böhm. wissenschaftliche Terminologie*“ (1853) niedergelegt.

Schäferpoesie nennt man dieselbe Dichtungsart, welche ihren Stoff dem Hirten entnimmt, indem sie diesen als einen Urzustand der Unschuld und Einfachheit ansieht. Die ältesten Vorbilder derselben schon im Alten Testament, in der Schilderung Abel's, Buche Ruth, und in etwas anderer Art in Homer's „*Odysee*“, in der Darstellung der Idyllen gefunden werden können, so bildete sie sich doch erst in solchen Zeiten zu einer besondern Gattung aus, wo eine sittliche und gesellschaftliche Überbildung und Überfeinerung wenigstens die Natur zu naturgemäßen, freilich meist selbst wieder willkürlich erfundenen Naturzuständen zurückkehren ließ. So entstanden um 275 v. Chr. die lieblichen Idyllen des Theokritos, die Nachahmer Bion und Moschus, welche sich zum Theil durch die Gesprächsform den Idyllen nähern. Diesen genau nachgeahmt, doch mit vielfachen Zeitbeziehungen versehen, sind die „*Eclogica*“ oder „*Eklogen*“ des Virgil. Dem Mittelalter ist die Schäferpoesie fast ganz fremd, gegen das Ende desselben belebte sie in Italien Boccaccio von neuem. Doch fand diese erst in der vollendeten dramatischen Form allgemeinen Anklang, welche ihr Tasso's „*Aminta*“ (1572) und mehr noch Guarini in seinem „*Pastor fido*“ (1590) gab und Metastasio im 18. Jahrh. noch ein mal auffrischte. In Spanien trat zuerst Juan del Encina (um 1500) mit poetischen Schäfergesprächen auf; ihm folgten Garcilaso de la Vega und Jorge de Montemayor, dessen „*Diana*“ (1562) sich besondern Ruhm erwarb. Mehr jedoch wurde der Schäferroman angebaut, für welchen Cervantes den Ton angab. In Frankreich wurde die Virgilische Ekloge im 16., 17. und 18. Jahrh. vielfach, doch mit wenig Glück nachgeahmt von Peter Ronfard (um 1550), Houdart de Lamotte (um 1700) u. A. Weit mehr machte der rhetorisch-prunkende Schäferroman, den Honoré d'Urfé (um 1600) einführt, der bis in die neuere Zeit viele Nachahmer fand, oft aber nur zur Umhüllung satirisch-erotisch-lüsterner Schilderungen diente. Dieselbe Art von Schäferromanen machte in England Philipp Sidney's „*Arcadia*“ (1609) einheimisch. Berthvolle Eklogen schrieb zeitig Edmund Spenser. Nicht mehr zur eigentlichen Schäferpoesie gehörig, wol aber verwandt, doch ungleich vollendeter ist Oliver Goldsmith's „*Vicar of Wakefield*“ (1769). In Deutschland fand die Schäferpoesie nach ital. und franz. Vorbildern Eingang. Die „*Schäferen von der Nimfen Hercinie*“ in Prosa mit untermischten Versen und das lateinische Singspiel „*Dafne*“. Ähnliches ist vorhanden von A. Gryphius und Hofmann. Am stärksten aber und am geschmacklosesten betrieb die Dichtergesellschaft der Parnassier in Nürnberg die Schäferpoesie. In dramatischer Form finden wir sie noch im 18. Jahrh. vielfach angewendet, wo Goethe's liebliche Jugendarbeit „*Erwin und Elmire*“ gleichsam den schließlichen schließt. In erzählender Form erwarb sich Gessner (s. d.) durch seine süßlichen, in Deutschland großen, in Frankreich fast noch größern Ruhm. Mit viel größerer

Wahrheit wurde diese Dichtart von J. H. Voss und dem Maler Müller angebaut. Überall finden wir, daß die idyllische Poesie, in welcher Form sie auch auftritt, von dem eigentlichen Erweisen sich um so mehr frei macht, je mehr Gewalt und Wahrheit in ihr liegt.

Schaffgotsch ist der Name einer der ältesten und angesehensten adeligen Familien in Schlesien und Böhmen. Das Geschlecht kommt urkundlich bereits 1174 vor und hieß ursprünglich Schoff oder Schaff, bis die Nachkommen des Ritters Gotsch oder Gotthardt Schaff, gest. um sich von den andern Linien zu unterscheiden, den Namen Schaffgotsch annahmen. Im 12. wurden sie Freiherren und 1651 zu Reichsgrafen erhoben. Sie theilen sich jetzt in die schles. und in die böhm. Linie. Jene ist in Böhmen und Mähren begütert; diese besitzt in Schlesien freie Standesherrschaft Kynast (s. d.) nebst dem Badeort Warmbrunn (s. d.) und dem Hermsdorf, wo das Schloß eine für die Geschichte und Topographie Schlesiens wichtige hat und andere Sammlungen enthält, und die Herrschaft Greifenstein im Kreise Löwenberg Regierungsbezirks Liegnitz. Sie bekleidet seit 1651 die Erbhofrichterwürde im Fürstenthum Schweidnitz und Jauer, seit 1786 die Erblandhofmeisterwürde des Herzogthums Silesien und hat seit 1827 im Stande der Fürsten und Herren eine Curialstimme auf dem Provinziallandtage. Der jetzige Erblandhofmeister und Erbhofrichter ist der Graf Leop. v. Gotth. von S., Reichsgraf und Herr der freien Standesherrschaft zu Kynast, geb. 1793, vermählt seit 1821 mit einer Gräfin Josephine von Zietzen. Sein Bruder, Graf Gotth. von S., geb. 29. Mai 1794, bekleidete bis Ende April 1849 den preuß. Gesandtschaftsposten an den Höfen zu Toscana, Modena und Lucca. Der Senior der böhm. Linie, Franz de Paula, Graf Schaffgotsche, geb. 30. Juni 1792, östr. Feldmarschalllieutenant und Commandant des 9. Armeecorps zu Wien. — Unter den frühern Gliedern des Hauses ist besonders merkwürdig der Graf Joh. Ulrich von S., geb. 1595 auf Kynast, ein durch Studien und Reisen sehr gebildeter Mann und ein treuer Anhänger der protest. Kirche. Als kaiserl. Rath und in Wallenstein's Vertrauen wurde er in dessen Fall verwickelt und erlitt 23. Juli 1630 in Regensburg den Tod durch Henkershand. Seine Kinder verloren die Stammherrschaft Kynast und wurden im kath. Glauben erzogen. Bekannt ist auch der Graf Phil. Gotth. v. S., geb. 1744 zum Coadjutor und 1747 zum Fürstbischof von Breslau ernannt, der aber durch sein Benehmen nach der Einnahme Breslaus im Siebenjährigen Kriege als Verräther in Ungnade fiel und in der Verbannung erst 1795 starb.

Schaffhausen, der Rangordnung nach der 12. Canton der Eidgenossenschaft, liegt im nördlichen Theile der Schweiz am rechten Rheinufer, vom Großherzogthum Baden größtentheils umgeben und im Süden durch den Rhein von den Cantonen Zürich und Thurgau getrennt. Umfaßt nur ein Areal von 5,46 QM. (13,3 schweiz. QSt.) und zählt 35500 E., die sich fast ausschließlich von 1411 Katholiken zur ref. Kirche bekennen. Der Canton gehört zu den ärmsten der Schweiz. Den nördlichen und östlichen Theil bedecken die letzten Verzweigungen des Jura, welche hier noch ein mal im Randen, einem größtentheils baumlosen Hochgebirge mit stark verwitterter Oberfläche, zu 2800 F. aufsteigen; das übrige Land ist hügeligen Thälern (vier Haupt- und 30 Nebenthäler), unter denen der Klettgau durch seine außerordentliche Fruchtbarkeit und seine ein eigenthümlich reizendes Bouquet besitzenden Weine bekannt ist. Außer dem Rhein gibt es nur Bäche; die Butach bildet gegen Westen an St. Gallen die Grenze. Der Ackerbau, die Haupterwerbsquelle der Bewohner, wird mit Fleiß und Energie betrieben; auf den 48000 Jucharten unter Pflug gelegten Landes hält der Canton 11000 Stück Großvieh. Obst- und Weinbau sind bedeutend; das schaffhauser Kirsch- und Obst wird weithin versendet. Abgesehen von den Eisenwerken und der schweiz. Waggonfabrik in Schaffhausen, ist von einer Industrie keine Rede; das treffliche Bohnenöl, was sich in Menge im Canton wird nicht mehr ausgebeutet. Der Flecken Schleithelm (mit über 2000 E.) verführt jährlich 400000 Ctr. Gyps. Nicht unwichtig ist der Expeditions- und Durchfuhrhandel; der Canton wurde seit 1836 durch den Beitritt Badens zum Zollverein so gut wie vernichtet. In jüngster Zeit beginnt er sich seit Auffindung neuer Absatzwege in die Schweiz wieder zu beleben. Die 1834 revidirte Verfassung wurde 1851 einer neuen Revision unterworfen. Ein im Volk gewählter Großer Rath, auf je 600 E. ein Mitglied, übt die gesetzgebende und vollziehende Gewalt aus, ist regelmäßig einer Partialerneuerung unterworfen, kann aber außerordentlichsweise vom Volke abberufen werden. Mit der Vollziehung ist ein Rath von sieben Mitgliedern, mit der Justiz in höchster Instanz ein Obergericht beauftragt. Die Verhandlungen aller höhern Behörden sind öffentlich. Den Gemeinden ist die Wahl der Beamten überlassen.



ihrer Geistlichen überlassen. — Die Hauptstadt Schaffhausen, am rechten Rheinufer u. Abhänge eines Hügels, von kleinen Bergen umschlossen, enthält in der Stadt meist alte Gebäude, hat drei Vorstädte und 7700 E. Über den Rhein führt eine 120 Schritt lange Brücke. Die von 1754—58 erbaute, 364 F. lange, schöne hölzerne Rheinbrücke, in ih. ein Meisterstück, ein Hängewerk, das außer auf den Ufern nur auf einem einzigen Pfeiler ward 1799 vom franz. General Dubinot zerstört. S. hat ein Gymnasium und eine durch H. Sammlung des hier geborenen Joh. von Müller beträchtlich vermehrte Stadtbibliothek. Werth ist das zu Ehren J. von Müller's errichtete Denkmal. Am Ende der Stadt, auf dem Mersberge, liegt die alte Feste Unnoth oder Munoth. Eine halbe Stunde entfernt ist der Rheinfall. (S. Rhein.) S. war bis 1330, wo es von Ludwig dem Baiern an Osterreich wurde, eine Reichsstadt; dann östr. Municipalstadt, bis es 1415 von König Sigismund zur Reichsstadt erklärt wurde. Es behauptete gegen alle Unterwerfungsversuche Osterreich Reichsunmittelbarkeit, trat 1501 in den Schweizerbund und nahm 1530 die Reformation an.

**Schafgarbe** (*Achillaea*), eine Pflanzengattung aus der Familie der Compositen, w. det sich durch kleine, in Doldentrauben stehende Blütenköpfe, deren Blütenkopfe mit blättchen (Deckblättchen) besetzt ist. Die Randblüten sind weiblich und mit kurzer Zunge (Lippe) versehen, die Scheibenblüten zwittrig und mit flach zusammengedrückt flügeliger Blumenröhre begabt; die Hülldecke ist dachziegelig. Von den Arten dieser Gattung wächst die gemeine Schafgarbe (*A. millefolium*), meistens ausschließlich Schafgarbe sehr häufig in ganz Europa und in Nordamerika auf Wiesen, Tristen, Rainen und Gra. Sie zeichnet sich durch die zwei- bis dreifach in schmale, dichtstehende Zipfel fiederartige Blätter und weiße oder rosenrothe Blüten aus. Als Heilmittel gebräuchlich sind sowohl als Blüten. Die erstern schmecken bitterlich-gewürzhaft, etwas herbe und riechen w. Blüten dagegen riechen stark aromatisch, schmecken aromatisch-bitter und enthalten ätherisches Öl, ein Hartharz, bitteren Extractivstoff, Gummi, mehrere Salze und Sp. Schwefel. Man braucht beide als kräftig stimulirende und zugleich tonische Arznei allgemainer Schwäche des irritablen und sensibeln Systems, bei Schwäche des Verd. apparats, Blennorrhöen und einfachen Wechselfiebern. Ehedem standen die Blätter, jetzt bei dem Volke, besonders als wundheilend in großem Rufe. Der ausgepresste Saft Frühlingscuren benützt. Die Zwergschafgarbe (*A. nana*), die bisamartige Schafgarbe (*A. schabata*) und die schwärzliche Schafgarbe (*A. atrata*), welche sämmtlich auf den Alpen sehr aromatisch sind und Genipi oder Genippkraut genannt werden, stehen bei den wohnern in großem Ansehen und werden zu dem sogenannten Schweizerthee gebraucht. Die fadenhängige Schafgarbe (*A. filipendulina*), mit goldgelben Blüten, wird bei uns in Gärten gezogen.

**Schafzucht** ist nächst der Rindviehzucht der wichtigste Theil der landwirthschaftl. zucht und gewährt sogar unter ihr günstigen Verhältnissen einen höhern Reinertrag weil ihr Product, die Wolle, einen der gesuchtesten und wichtigsten Handelsartikel abg. her wird die Schafzucht auch von den größern und gebildeten Landwirthen mit besond. liebe behandelt. Die Engländer, welche schon zur Zeit der Königin Elisabeth als Sch. in großem Rufe standen, sahen bei der Schafzucht hauptsächlich auf lange, zu Kammerlaten vorzugsweise sich eignende Wolle und auf schmackhaftes, saftiges Hammelfleisch Lieblingspeise. Sie haben daher die Züchtung von Schafen, die ihnen die genannten liefern, immer noch für vortheilhafter gehalten als die der Merinos, obgleich sie für wolle jährlich große Summen ins Ausland senden. Spanien ist schon seit mehreren hundert Jahren wegen seiner Schafzucht berühmt. Die daselbst producirte feine Wolle versah allein die engl. und niederländ. Tuchfabriken. Die span. Schafe zerfallen in zwei voneinander verschiedene Racen, in die hochbeinigen, minder feinen Churros, die man eigentlich span. Landschaf hält, und in die aus Afrika eingeführten gebrungenen (s. d.), welche die feinste Wolle liefern. Die dortigen Schafheerden sind entweder st. ihren Aufenthaltsort regelmäßig nicht verändern, oder wandernde, die regelmäßig in verschiedenen Jahreszeiten von einem Orte zum andern getrieben werden. Die letztern li. beste Wolle; doch macht man auch hier noch einen Unterschied zwischen den Leonefergovianer- und zwischen den Sorianerheerden, welche letztere in der Güte der Wolle jen. nachstehen. Diese wandernden edeln Heerden bleiben das ganze Jahr im Freien und im Sommer in den höchsten Gegenden Spaniens, in dem gebirgigen Theile Altacilla der Montaña und in der Herrschaft Molina von Aragon geweidet, im Herbst aber



und südlicher gelegenen Gegenden des Landes, in die Ebenen von La Mancha, Andalusien, nördlich aber von Estremadura getrieben. Sie hatten sonst bei ihren Wanderungen große Grundstücken, die sie berührten, höchst nachtheilige Vorrechte, Mesta genannt, die aber in der Zeit, wo überhaupt die span. Schafzucht sehr gelitten hat, beschränkt wurden. Auch in Island gab es schon frühzeitig sehr voneinander abweichende Schafracen; das östr., fränk., schwäb. und holstein. Schaf wichen sowohl durch verschiedene Größe als durch verschiedene Feinheit der Wolle merklich voneinander ab und brachten Wolle verschiedener Art her, die bald mehr, bald weniger zum Krempeln sich eignete. Die Schafzucht wurde hier zwar vernachlässigt, aber doch auch nicht mit besonderer Vorliebe betrieben. Zu ihrem gegenwärtigen hohen Rufe erhob sich die deutsche Schafzucht erst in Folge der Veredelung mittels der Spanien eingeführten Merinos. Die ersten Merinos kamen als ein Geschenk König III. von Spanien an den damaligen Kurfürsten von Sachsen 1765 nach Deutschland: 220 Stück, 92 Stähre oder Widder und 128 Mutterschafe. Sie wurden in dem Thiergarten bei Stolpen untergebracht; doch ließ man sich die Veredelung der indischen Schafe mit ihnen anfangs wenig angelegen sein, und selbst die Originalheerde scheint nicht mit der gehörigen Sorgfalt behandelt zu haben. Erst als man die Wichtigkeit des Standes mehr einsah, lernte, nahm die sächs. Regierung Veranlassung, 1777 durch einen Auktionskauf in Spanien die Zahl der Originalthiere zu vermehren, was aber nicht ganz nach Wunsch ausfiel. Die noch in Stolpen vorhandenen Nachkommen des zuerst aus Spanien erfolgten Schaftransports wurden sodann auf den Kammergütern zu Lohmen und Rennerberg längere Zeit mit Nachkommen des zweiten Transports gekreuzt, bis sie endlich nach mehreren als selbstständige Stämme rein in sich fortgezüchtet werden konnten. Dagegen wurden in Stolpen aufgestellten, zuletzt aus Spanien gekommenen Schafe von jener Zeit an rein und unvermischt erhalten und bilden sonach vielleicht die reinste span. Originalheerde, die gegenwärtig in Deutschland zu finden ist. Diese Stammschäfereien in Sachsen haben welthistorischen Ruf erlangt, weil sie eine früher nicht geahnte Quelle des Wohlstandes nicht nur für das Land selbst, sondern auch für einen großen Theil des übrigen Deutschlands sind, indem sämtliche hochfeine Schäfereien Sachsens und fast alle des nordöstlichen Theils Deutschlands aus ihnen hervorgingen. Seit ihrer Begründung wurden aus ihnen wenigstens 19—20000 Stück Zuchtvieh beiderlei Geschlechts in das In- und Ausland, selbst nach Frankreich, Rußland, Polen, Ungarn und übers Meer nach England und Amerika verkauft, ja sogar 1833 zurück nach Spanien geholt, um dort die echte Merinorace wieder zu erhalten. Oesterreich besetzte 1775, 1786 und 1802 die kaiserlichen Familiengüter Holicz und Mannersdorf in Oesterreich mit sächs. Merinos, von wo aus sich dieselben nach und nach in die ganze Monarchie verbreiteten. Auch Preußen kaufte 1783 und 1801 ansehnliche Mengen Merinos in Sachsen. Allein der Eifer für die Erzielung feiner Wolle, der in Sachsen einen hohen Grad erreicht hatte, fehlte damals bei den preuß. Landwirthen noch, weil ihr Ausfuhr derselben nicht erlaubt war. Nach der Aufhebung des Ausfuhrverbots trat dieser Eifer desto stärker hervor, und es bildeten sich nun aus den Resten der eingeführten Merinos, aus den auch jetzt wieder in Sachsen aufgekauften zahlreicheren Thieren und aus den Nachkommen der 1815 in Frankreich erhandelten verschiedenen Schaftämme, die auf der königl. Stammschäferei zu Frankensfeld zusammengefaßt wurden, in kurzer Zeit, von günstigen Localverhältnissen unterstützt, in Preußen zahlreiche Schäfereien, deren Product selbst dem der sächsischen den Vorrang streitig macht. In Preußen land nunmehr überhaupt unter den deutschen Schafzüchtern ein zuvor nie gekanntes Streben, es einander in der Production feiner Wolle zuvorzuthun, und dieser Eifer mußte nothwendig wohlthätig auf den ganzen Betrieb der Schafzucht einwirken. In der Zeit erst ist die von vielen denkenden Landwirthen, namentlich von Thaer und André, gepflegte höhere Schäferewissenschaft entstanden, die auch auf andere Zweige der Thierzucht einen günstigen Einfluß gehabt hat. Die höhern Preise, welche die Wolle durch die Veredelung der Landschafe erhielt, reizten ungemein zu selbiger an, und daher kommt es, daß in mehreren Gegenden Deutschlands, namentlich in ganz Sachsen und einem großen Theile von Brandenburg, das deutsche Landschaf fast gar nicht mehr rein antrifft, weil man es überall veredelt. In Preußen ist man hierin zu weit gegangen, da das edle Schaf, welches, von zarterer Natur, leichtere und besseres Futter bedarf als das deutsche Landschaf, nicht in allen Gegenden geillt wird, während hier das Landschaf sich sehr wohl befindet, überdies noch besseres Fleisch



den König auf eine ihm drohende Gefahr aufmerksam macht, wird das Wort von den mit kurzem Vocale, schäh, ausgesprochen, und in dieser Form und Bedeutung ist es in die abendländ. Sprachen übergegangen.

schakal heißt ein Raubthier, das zur Gattung Hund gehört und eine kleine Gruppe nächstbender Raubthiere bildet, welche zwischen den Wölfen und Füchsen steht. Sie sind von gem Bau, selten höher als 15 Zoll, haben scharf zugespitzte Ohren, kleine Augen mit runzelpille, lange Bartborsten und ein ziemlich grob behaartes, gelbes oder braungelbes, stellen schwarzgrau überlaufenes Fell, tragen den buschigen Schwanz horizontal und verbreiten sehr übeln Geruch um sich. Sie leben gesellig, legen unterirdische Baue an und sind seit Zeiten wegen ihres eigenthümlichen nächtlichen Geheuls berüchtigt, welches besonders in waltigen Ruinen der alten asiat. Städte einen melancholischen, unheimlichen Eindruck. Erst mit Eintritt der Dämmerung verlassen sie ihre Schlupfwinkel und streifen die Nacht nach Nahrung umher; dabei dringen sie selbst in die Städte, wo sie die Abfälle zusuchen, berauben Hühnerställe und Vorrathshäuser und wühlen sich Zugänge zu allen sehr sorgfältig eingerichteten Gräbern. Auch suchen sie schwache Säugethiere und Vögel schleichen, nähren sich aber nöthigenfalls auch von Pflanzenwurzeln und sind besonders über der Weintrauben. Der gemeine Schakal (*Canis aureus*) ist 26—28 Zoll lang, oben elb, unten und an den Beinen rostgelb, an der Außenseite der Ohren fuchbroth und hat bis zu den Fersen reichenden, 10 Zoll langen und an der Spitze schwarzen Schwanz. Er an den dalmatischen Inseln an über Griechenland, die Türkei, Südrußland, Kleinasien, in und Indien verbreitet und findet sich auch in Nordafrika. Die in der Bibel unter dem schakal erwähnten Thiere (die Füchse Simson's nach Luther's Übersetzung) gehören falls zu dem gemeinen Schakal. Er ist ein zudringliches, unverschämtes, aber feiges Thier in Menschen nicht gefährlich. Sein Pelz kommt wol auch im Rauchwaarenhandel vor, ist verthlos. Auf der Südspitze Afrikas lebt der capische Schakal (*C. mesomelas*) und auf alkländinseln der Falklands-Schakal (*C. antarcticus*).

schalk, ein durch alle germanischen Sprachen gehendes Wort, bezeichnete im Gothischen Knecht, im strengen, harten Sinne. Aber schon im Althochdeutschen milderte sich die Bedeutung so weit, daß es als Benennung verschiedener Arten der Dienerschaft gebraucht wurde, wenen seniscalc, buchstäblich: der älteste Diener, und mariscalc, der Aufseher über die e, durch die Übertragung des Namens auf fränk. Hofämter und durch spätere romanische mittelung in ihren heutigen Formen Seneschall und Marschall zu besonders auszeichnender ng gelangt sind. Doch erhielt sich bis in mittelhochdeutsche Zeit daneben noch die Bedeutung „leib eigener Knecht“, und während sich die mildere Bedeutung „Diener“ wieder verlor, e sich eine andere geltend: ein Mensch von knechtischer, von roher, boshafter Gesinnung, jadenfroher Bube, ein Laugenichts. In leptom schon der altnordischen Sprache geläufige Sinne wird das Wort auch in der Luther'schen Bibelübersetzung und in andern gleichzei-Schriften gebraucht, sowol für sich als in Zusammensetzungen, wie Schalksknecht u. dgl. auch diese Bedeutung milderte sich wieder, und die bereits in mittelhochdeutscher und mit-erländ. Sprache gangbare Bedeutung des Beiworts schalc oder scale, ränkevoll, schlau, auf das Hauptwort übergreifend, diesem seine noch jetzt übliche Bedeutung eines Menschen, it Behagen heitergelaunte Verstellung und listigen Scherz übt, selbst für ernsten Zweck. n Sinn hat das Wort auch in der Zusammensetzung Schalksnarr, wodurch die Eulenspie- n von andern Arten der Narrheit unterschieden werden. So ist es nun gegenwärtig am en verwandt dem Schelm, in dessen jetziger Bedeutung eines auf seine und listige, gewöhn-ber zugleich auch scherzhafte Streiche ausgehenden Menschen. Denn auch Schelm hat Bedeutung gewaltig geändert, da es im Althochdeutschen Seuche, Pestilenz, besonders euche, dann gefallenes Vieh, Was, darauf gegen Ende der mittelhochdeutschen Zeit einen n, ehrlosen Betrüger bezeichnete und erst in neuhochdeutscher Sprache seine gegenwärtig e Bedeutung gewonnen hat.

schalken (Gottfried), ein Maler, der unter den Schülern und Nachfolgern Gerard Dow's gute Stelle einnimmt. Er wurde 1643 zu Dortrecht geboren, lebte in der Zeit seiner Blüte ich lange in England, kehrte dann nach Holland zurück und starb im Haag 1706. Seine lerschaft besteht in der Darstellung von Lichteffecten, die er auf die mannichfachste Art, sei ch Kerzen-, Lampen- oder Feuerbeleuchtung, sei es durch das durch irgend ein Motiv ver- te Sonnenlicht, hervorzu suchen wußte. Bei idealen Gegenständen verfiel er bisweilen in ier. Seine Ausführung ist sorgfältig und glatt, bis in die kleinsten Einzelheiten zart be-



handelt; doch brauchte er in seiner spätern Zeit seinen Pinsel freier und band sich nicht mehr an übertrieben fleißige Vollendung. Außer England, wo seine Bilder vielfältig vorkommen, liegen die Galerien von Wien, München, Dresden, Amsterdam, Haag von seinen Arbeiten, welche auch durch berühmte Meister vielfach gestochen und lithographirt sind. Er radirte selbst in Kupfer, doch sind seine Blätter selten.

Schall bezeichnet diejenigen Schwingungen der Körper, welche, wenn sie bis zu unserm Gehör fortgepflanzt werden, von unserm Gehörnerven gemäß seiner specifischen Natur wahrgenommen werden. Wenn die Schwingungen in unregelmäßiger Weise aufeinanderfolgen, so entstehen nach den Umständen ein Geräusch, Geprassel, Getöse u. s. w. Folgen sie dagegen einander in gleichen Zwischenzeiten, so entsteht ein Ton, der je nach der Anzahl der in einer Secunde eintreffenden Schwingungen höher oder tiefer ist. Die Lehre vom Schall heißt Akustik (s. d.).

Schall (Karl), deutscher Lustspieldichter, wurde zu Breslau 24. Febr. 1780 geboren und sollte als der Sohn eines gebildeten und begüterten Kaufmanns ebenfalls Kaufmann werden. Doch seine Neigung zu den schönen Wissenschaften verleidete ihm diesen Stand. Als er sein Vermögen verlor, gründete er die „Neue Breslauer Zeitung“, welche bis zu seinem Tode in seiner Leitung stand. Von seinen kleinen Theaterstücken haben sich mehrere auf den Bühnen gehalten, z. B. „Die unterbrochene Whistpartie“, „Frau, schau, wem?“ „Ruß und Dreck“, „Theaterwuth“, die gelungenste Parodie des höhern Theaterwesens, u. s. w. Sein letztes Spiel, das viel Glück machte, war „Knopf und Glausrock“; sein letztes Drama „Schwarzer Spindel“, das jedoch weniger ansprach. Abwechselnd in Breslau und Berlin lebend, war fortwährend mit literarischen Plänen beschäftigt; aber nur seine häufig drängenden persönlichen Verlegenheiten konnten ihn zu wirklicher Thätigkeit treiben. Er starb zu Breslau 18. Febr. 1833. Trotz seines Embonpoints ein vollendeter Gentleman, entwickelte er in der Unterhaltung viele Kenntnisse, die ihm einen höhern Rang anwiesen als seine Dichtungen und Schriften. Er war einer der besten Kenner des alten Theaterwesens. Mittheilungen über S. enthalten die „Vierzig Jahre“. Seine „Nachgelassenen Reime und Räthsel“ wurden von Kahlert (Lithographie, Bresl. 1849) herausgegeben.

Schaller (Anton), Geschichtsmaler, war der Sohn eines Weisendrehers in der kais. Porzellanmanufaktur zu Wien, wurde 1772 geboren und, da er Töpfer werden sollte, in die Töpferwerkstube geschickt. Als er später in die Manufaktur eintrat, wurde der Director Nissen auf sein Malertalent aufmerksam und suchte dasselbe zu fördern. Bald wurden ihm die besten Porzellanplatten, welche mit historischen Gemälden zu zieren waren, übertragen, und in der Ölmalerei suchte er sich eifrig auszubilden. Seine Werke in diesem Fache bestanden aus Altarbildern und Darstellungen mythologischer und historischer Stoffe, die in Privatsammlungen übergegangen sind. S. war ein liebenswürdiger, vielseitig gebildeter Charakter, der über seine Kunst dachte und schrieb, ohne freilich etwas davon zu veröffentlichen. Er starb 1844. — Schaller (Johann), der jüngere Bruder des Vorigen, geb. 1777 und ebenfalls Handwerker bestimmt, verrieth plastisches Talent, fertigte als Lehrling der erwähnten Porzellanmanufaktur einen Philoktet, der gegossen ward, und erwarb sich dadurch eine Pension in Rom, die er aber erst 1812 antreten konnte. Sein bedeutendstes Werk aus dieser Zeit war eine auf Staatskosten in Marmor ausgeführte Gruppe des Bellerophon, der die Chimäre tötet, für den Saal des Glashauses im Kaisergarten. Nach seiner Rückkehr 1823 wurde er Professor der Bildhauerei an der Akademie verliehen. Unter seinen Arbeiten sind außer den schon genannten, meist kolossalen Marmorbüsten (worunter einige für die Walhalla) zu nennen die Statue des Andreas Hofer für die Hofkirche zu Innsbruck, die heil. Margarethe (metallene Statue), das Erzbild des Kaisers Franz I. für Stanislawow in Galizien (1837). Eine Venus aus carrarischem Marmor blieb unvollendet. S. starb 16. Febr. 1847. — Schaller (Ludwig), der Sohn Anton's, wurde 1804 zu Wien geboren und empfing den Unterricht in der Plastik an der dortigen Akademie. Nachdem er durch seinen Perseus und Medusenhaupt den Preis erworben, kam er 1828 nach München, wo er bald zu den gezeichneten Künstlern seines Faches gezählt wurde. Königl. Aufträge richteten seine Thätigkeit anfangs besonders auf das Relief. Er fertigte die Griesen für zwei Säle der Pinakothek, vier Reliefs, welche in Rundungen vier Sternbilder vorstellen, für das Akademiegebäude in Karlsruhe. Für dasselbe Gebäude componirte S. auch einen Fries: die Olympischen Götter, welcher unter von Schwind's Aufsicht (rothe Figuren auf braunem Grunde) ausgeführt wurde. Ferner versah S. auch das neue Museum in Pesth mit einem Giebelfelde von ungemessenem Umfange. Diese mehr der malerischen Seite der Plastik zugeneigten Arbeiten läßt

die Kraft des Künstlers für den eigentlichen Charakter der Bildhauerei. Unter zwölf Con-  
 enten gewann er mit einem Entwurfe zu einem größern Monument für den Kaiser Franz I.  
 Oesterreich den Preis. Man gab aber später die Ausführung auf. Dagegen mußte der Künstler  
 die äußern Nischen der Glyptothek in München die Standbilder des Prometheus und Phi-  
 in Marmor fertigen. Verschiedene Grabmonumente wurden von S. mit Meisterschaft  
 ndet, sowie er auch sein Geschick an einer Menge von Büsten (zum Theil für die Walhalla)  
 rgte, die alle von großer charakteristischer Wahrheit sind. Eine eigenthümliche Schöpfung  
 Künstlers sind viele kleine Statuetten berühmter Dichter. Sein neueres großes Werk ist die  
 ngestatue Herder's, welche 1850 in Weimar aufgestellt ward.

Schaller (Julius), deutscher Philosoph, geb. 1810 in Magdeburg, wo sein Vater (gest.  
 8), der sich durch mehre ihrer Zeit sehr verbreitete Schriften literarisch bekannt gemacht hat,  
 iger war, besuchte das Domgymnasium daselbst und widmete sich hierauf seit 1819 zu  
 e erst der Theologie, fühlte sich aber bald, besonders durch Rosenkranz, von der Philosophie  
 gezogen, daß er sich vorzugsweise deren Studium zuwandte. Er habilitirte sich 1834  
 Docent der Philosophie zu Halle und erhielt 1838 eine außerordentliche Professur daselbst.  
 em lebhaften philosophischen Interesse, was 1840—48 in Halle rege war, hat S. wesent-  
 nitgewirkt, sowie er auch als lebendiger und anregender Lehrer vielen Einfluß übte. Sein  
 schriftstellerisches Auftreten fällt in die Zeit, in welcher die Hegel'sche Philosophie die er-  
 fester eingehenden Angriffe erfuhr. Während er die leßtern in der Schrift „Die Philosophie  
 er Zeit“ (Lpz. 1837), in der er unter Anderm die extramundane Persönlichkeit Gottes ver-  
 igt, zurückzuweisen sich bestrebte, sprach er sich in „Der historische Christus und die Philo-  
 “ (Lpz. 1838) über die philosophischen Elemente aus, welche Strauß im „Leben Jesu“ zur  
 dienen. Außer vielen Beiträgen zu den „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik“ und  
 ersten Jahrgängen der „Halle'schen Jahrbücher“ veröffentlichte er später noch „Vorlesungen  
 Schleiermacher“ (Halle 1844) und „Darstellung und Kritik der Philosophie Ludwig Feuer-  
 “ (Lpz. 1845). Sein Hauptwerk, die „Geschichte der Naturphilosophie von Baco bis auf  
 Zeit“ (Bd. 1, Lpz. 1841; Bd. 2, Halle 1844), sollte zur Einleitung in eine Naturphilo-  
 dienen. Zum Behuf derselben in den leßtern Jahren anhaltend mit dem Studium der  
 ischen Naturwissenschaften beschäftigt, bearbeitete S. den zweiten Band der „Briefe über  
 von Humboldt's Kosmos“ (Lpz. 1850) und schrieb „Die Phrenologie in ihren Grund-  
 und nach ihrem Werthe“ (Lpz. 1851), in welcher Schrift er die Haltungslosigkeit der  
 ologischen Wissenschaft unwiderlegbar darthut. Seit Anfang 1854 gibt er mit Siebel  
 „Weltall“, eine Zeitschrift für populäre Naturkunde, heraus.

halmei (aus franz. chalumeau, vom lat. calamus, d. i. Rohr) hieß ursprünglich die jetzt  
 h in Vergessenheit gerathene, meist aus Rohr gefertigte Schäferpfeife. Später erhielt die-  
 umen ein jetzt ebenfalls veraltetes Blasinstrument aus Buchsbaum, das durch die weni-  
 llende Oboe (s. d.) verdrängt wurde. Auch pflegt man die Pfeife am Dudelsack (s. d.)  
 nei zu nennen, sowie in den Orgeln ein Schnarrwerk.

halotte ist ein zur Gattung Lauch (s. d.) gehöriges und dem Schnittlauch ähnliches  
 lgewächs, welches im Systeme den Namen Levantischer Lauch (*Allium Ascalonicum*)  
 und im Orient einheimisch ist, von wo es, namentlich von Askalon, durch die Kreuzfahrer  
 gebracht worden sein soll. Die Staubgefäße sind endlich etwas länger als die violettrothe  
 hülle und die drei innern am Grunde beiderseits mit einem kurzen Zahne besetzt. Die  
 el ist eirund, aus mehreren braunvioletten Zwiebelchen zusammengesetzt und diese sämt-  
 n trockenen rothgelben Schalen umgeben. Die Schalotte wird bei uns als Küchengewürz  
 ten cultivirt, gelangt hier aber nur sehr selten zur Blüte; in den Weinbergen Italiens  
 verwildert. Diese Zwiebelart ist darum in der Küche so beliebt, weil ihr Geschmack viel  
 und ihr Geruch nicht so stark wie von Knoblauch und den gewöhnlichen Zwiebeln ist.

halthiere, die Mollusken mit Gehäusen, s. Mollusken.

halthjahr, s. Jahr und Kalender.

halupe heißt eigentlich jedes Boot eines Schiffs, doch vorzugsweise das größte, welches  
 , auf dem Deck stehend, noch in sich das Mittelboot aufnimmt und dazu bestimmt ist, die  
 unication von der Rhede mit dem Lande zu unterhalten. Die Schalupen werden durch  
 in oder Ruder, oder durch Segel, oder durch beide zugleich bewegt. Rauffahrer haben ge-  
 icht nur eine Schalupe, ein Boot und eine Zolle, Grönlandsfahrer sechs bis sieben und  
 schiffe vier bis sechs Schalupen. Armirte Kriegs- und Kanonenschalupen sind an ihrem  
 rtheile gewöhnlich mit einem Vierundzwanzigpfünder versehen und von sehr starker Bau-



art. Sie wenden dem Schiffe immer nur das Vordertheil zu und können daher vom feindlichen Geschütze nur schwer bestrichen werden; sie dienen als Hafenwacht, Zollfutter und Küstenwache.

**Schamanen** nennt man in der großen Tatarei und Mongolei, in einem Theile China, Sibirien und Kamtschatka die Geisterbeschwörer, die durch Zaubergesänge die Natur und Götter beherrschen, die Krankheiten heilen u. s. w. und zugleich die Priesterschaft dieser Völker bilden und als Ärzte gelten. Der Name ist mit der Ausbreitung des Buddhismus in diesen Regionen von den Priestern angenommen worden und kommt von dem sanskrit. schama, was das Mitleid gegen Irrende und die Aufmerksamkeit auf sich selbst bezeichnet. Die Lehre der Schamanen ist ohne innern Zusammenhang und enthält etwa folgende Sätze. Es gibt unzählige Götter, theils erschaffene, theils unerschaffene, die zum Theil in Himmelskörpern, Theil in andern lebendigen oder leblosen Geschöpfen bestehen, oder durch Menschen in verschiedenen Formen gebildet sind; auch gibt es gute und böse Geister. Die Menschen dauern ihrem Tode in einem traurigen Zustande, der weder durch gute noch böse Handlungen sich ändern läßt, fort, ohne daß sich die Götter um sie bekümmern. Der schamanische Gottesdienst besteht in Opfern, Gebeten und Gesängen. Die reichlichen Opfer und Geschenke bilden die Einkünfte der Schamanen. Die ausgebildetste Form des Schamanenthums findet sich bei den Finnen. Vgl. Castrén, „Vorlesungen über finnische Mythologie“ (Petersb. 1853).

**Schamyl**, s. Schemyl.

**Schandau**, eine kleine Stadt in Sachsen, eine Meile von der böhm. Grenze, am Ausflusse der Kirnitzschbach in die Elbe, in einer reizenden Lage inmitten der Sächsischen Schweiz, etwa 1950 E., die sich hauptsächlich mit Schifffahrt, Sandsteinhandel und böhm. Holzhandlung beschäftigt. S. ist der Sitz eines Hauptzollamts, welches zugleich auch als Elbzollamt und Elbzollrichteramts besteht. Eine Viertelstunde von der Stadt, am Eingange des Kirnitzschbaches entspringt auf einer von waldigen Felsen umgebenen anmuthigen Wiese eine Heilquelle, die schon im Anfange des 18. Jahrh. im Ruhe stand, nachher aber vernachlässigt und erst im Anfang des 19. Jahrh. wieder beachtet wurde, namentlich seitdem man eine neuere Quelle gefunden hatte, die unter allen die stärkste ist. Das eisenhaltige Wasser wird sowohl zum Baden als zum Trinken gebraucht und beweist sich insbesondere wirksam gegen Nervenschwäche, Fehlfunktion der Verdauung und Hämorrhoidalbeschwerden. Ein Badehaus wurde 1800 eingerichtet, dem dann mehrere freundliche Gebäude angeschlossen. Den Hauptgenuss gewährt die reizende Aussicht. Ubrigens ist S. der bequemste Ort, von wo aus man die Sächsische Schweiz (s. d.) und die umliegenden Gegenden Böhmens auf einzelnen Lustreisen durchwandern kann. Vgl. Göppingen und seine Umgebungen“ (Dresd. 1812).

**Schandpfahl**, s. Pranger.

**Schanze** nennt man jeden durch Brustwehr und Graben zur Vertheidigung eingerichteten Ort. Die beabsichtigte längere oder kürzere Dauer der Vertheidigung hat auf die Bauart, Richtung und Bewaffnung der Schanzen den wesentlichsten Einfluß. Die Schanzen erhalten nach dem sie kürzere oder längere Zeit stehen, Gewehr- oder Geschützfeuer aus leichter oder schwerer Geschützen aushalten sollen, ein schwächeres oder stärkeres Profil. Die eigentlichen Festungswerke werden nicht mit unter die Schanzen gerechnet. Die Schanzen sind hinter der Kehle, entweder offen oder mit Palissaden geschlossen, oder die Brustwehr ist ringförmig geführt, wie bei den Redouten (s. d.). Die Widerstandsfähigkeit der Schanzen wird durch verschiedene Hindernismittel, als Palissaden, Sturmpfähle, Wolfsgruben, Verhaue, Überwachen, Flatterminen u. s. w., erhöht. Noch mehr aber wird diese Widerstandsfähigkeit durch die sogenannten Verstärkungsmittel, als Vertheidigungspalissaden, Tambours, Capomuren und Blockhäuser, in der Schanze selbst oder in ihrem Graben gesteigert. (S. Befestigungskunst.) — In der Nautik bezeichnet man mit Schanze das Stodwerk auf dem obersten Decke eines Kriegsschiffs, welches sich vom Spiegel bis zum großen Mast erstreckt und in dem sich die große Kajüte und die Kammern der Offiziere befinden. Auf der Schanze liegen leichte Geschütze; auf sehr großen Schiffen trägt sie zuweilen ein noch kleineres Stodwerk, die Hütte genannt.

**Scharbock**, s. Scorbüt.

**Scharfrichter** ist die seit dem Ende des Mittelalters übliche Benennung für Denjenigen, der die gerichtlich verhängte Todesstrafe der Enthauptung vollstreckt. Von Amts wegen vollstreckte die älteste germanische Zeit gehörte die Strafvollstreckung der urtheilfindenden Gemeinde dem Kläger und seinem Anhang, und dieser Brauch erhielt sich stellenweise bis ins 16. J. Doch hatten schon die Grafen der alten fränk. Monarchie auch eigene Kerkermeister und



Gewöhnlich aber fiel in den nächsten Jahrhunderten die Hinrichtung dem Troneboten oder Gerichtsboten zu, ohne diesem durch seine Stellung angesehenen Manne an seiner Ehre zu thun, und je der zehnte Verurtheilte durfte sich bei ihm durch Geld von der verhängten Todesstrafe lösen. An manchen Orten war sogar der jüngste Schöffe oder der jüngste Ehemann gehalten, die Hinrichtung zu vollziehen, ja selbst der nächste Verwandte des Verurtheilten oder von mehreren Verurtheilten brachten einige den Spruch an den übrigen zur Vollstreckung befreiten sich dadurch selbst von der Hinrichtung. In den Städten wurde die Todesstrafe durch einen Unterbeamten des Voigts vollstreckt. Wie man in Rom unterschieden hatte den für unehrlich geltenden Carnifex, welcher diejenigen Strafen vollzog, mit denen Sklaven und Fremde belegt wurden, also namentlich die Kreuzigung und die Folterung, dem Lictor (s. Lictoren), der nur an Bürgern den Spruch vollstreckte, so unterschied man in Deutschland, nachdem besondere Personen zu diesem Zwecke gebraucht wurden, allmählich den Scharfrichter und den Henker. Jenem, dem Scharfrichter, fiel die Vollziehung der nicht entehrenden Todesstrafe, der Enthauptung, und bei den übrigen die Aufsicht zu; den Henkern dagegen, die unter dem Scharfrichter und gewöhnlich in dessen Diensten standen, fielen die entehrenden Todesstrafen des Hängens, Räderns, Vierteltheilens, Verbrennens u. s. w. die Folterung, und dazu gesellte sich auch in der Regel die allerdings nicht nothwendig dazugehörige Abdeckerei (s. d.). Nach den Reichsgesetzen traf zwar den eigentlichen Scharfrichter niemals Unehrllichkeit oder Anrüchigkeit, aber das allgemeine Vorurtheil warf ihn durch die Zeit mehr oder minder mit den Henkern und Abdeckern zusammen, versagte ihm das städtische Bürgerrecht, gebot ihm eine ausgezeichnete Kleidung und wies ihm in der Kirche einen besondern Stand und beim Abendmahle die letzte Stelle an. Die Scharfrichter bildeten ehemals vielleicht noch jetzt eine Art von Kaste oder Zunft und ihr Meisterstück bestand in der gelungenen Enthauptung eines Verurtheilten, für welche sie sich an aufgehängten Thieren oder Scheitelmühen. Gegenwärtig müssen sowohl der Scharfrichter und sein Gehülfe vereidigt sein, der Lohn ist entweder überhaupt gesetzlich bestimmt, oder wird für den einzelnen Fall nach Umständen über die Verbindlichkeit zur Übernahme öffentlicher Geschäfte bemessen, wodurch die mannichfachen Mißbräuche wegfallen, welche ehemals mit den Gebührenforderungen der Scharfrichter verbunden waren.

**Scharfschützen** nennt man eine leichte Infanterie, welche mit guten Feuerngewehren, besonders Büchsen, bewaffnet, im Schießen vorzüglich ausgebildet und zum zerstreuten Gefecht im offenen, durchschnittenen oder gebirgigen Terrain bestimmt ist. Gewöhnlich werden aber unter Tirailleurs oder Schützen überhaupt, namentlich Büchsen-schützen verstanden. Auch in Landesbewaffnungen, vorzüglich von Gebirgsvölkern, die sich als gute Jäger auszeichnen, kommen Scharfschützen vor. Die tiroler und schweizer Scharfschützen haben sich einen guten Namen gemacht.

**Scharlach** ist eine sehr lebhaft, ins Gelbe fallende rothe Farbe und von dem mehr bläulichen Purpur wohl zu unterscheiden. Die Alten erzeugten diese beliebte Farbe auf Zeugen mit Eisen, und auch jetzt noch wird dieser Farbstoff dazu verwendet. Auf Wolle und Seide färbt Scharlach mit Cochenille und mit Zinnbeize, was Nikol. Drebbel in Holland erfand. Auf Wolle gibt auch Krapp scharlachähnliche Nuancen.

**Scharlachfieber** oder **Scharlach** (scarlatina) nennt man einen fieberhaften Hautausschlag, der sich auszeichnet durch hellrothe oder himbeerfarbene Hautfärbung, die entweder allgemein verbreitet oder in einzelnen flachen (nicht erhabenen) Flecken auftritt, sowie durch ähnliche Färbung der Schleimhäute (besonders der Zungenspitze), durch Rachenentzündung (Halsschmerz und Schlingbeschwerden), und welcher stets mit weitverbreiteter Abschuppung der Oberhaut verbunden ist. Fast immer erscheint diese Krankheit epidemisch und verbreitet sich außerdem noch durch ein Contagium, welches in der Abschuppungsperiode am wirksamsten zu sein scheint. Gewöhnlich gehen zwei bis drei Tage mit allgemeinem Unwohlsein und fieberhafter Reizung voraus, ehe der Ausschlag, gewöhnlich zuerst im Gesicht, erscheint und von da in längerer oder kürzerer Zeit über den ganzen Körper sich verbreitet. Hierzu gesellen sich, bisweilen noch vor dem Ausbruch des Ausschlags, Schlingbeschwerden, Steifheit des Halses und Anschwellung der Lymphknoten. Die Pulsfrequenz ist meistens bedeutend. Die Symptome steigern sich bis zum vierten oder siebenten Tage, worauf der Ausschlag blässer wird, die Nebenbeschwerden sich vermindern und endlich, oft erst in der dritten und vierten Woche, nach Aufhören aller übrigen Erscheinungen, die Abschuppung eintritt. Diese allgemeine Regel des Verlaufs hat jedoch viele Ausnahmen, welche von äußern Umständen, der Individualität des Kranken

u. s. w., besonders aber von dem Charakter der Epidemie selbst bedingt werden. Besonders gefährlich wird die häufig zu Scharlach (und noch in spätern Wochen) hinzutretende Bright'sche Nierenkrankheit (s. d.), welche sich durch wassersüchtige Anschwellung der Glieder u. s. w. (Scharlachwassersucht) kund gibt. In andern Fällen treten gefährliche Hirnzufälle (Krämpfe u. dgl.) oder innere Entzündungen (besonders Lungenentzündung, brandige Bräune, Kehlkopfentzündung) hinzu. Es scheint eine besondere Anlage zum Scharlachfieber nöthig zu sein, da nicht wenige Individuen, ungeachtet sie den entferntern und nähern Ursachen durchaus nicht fern bleiben, davon verschont werden. Die Krankheit befällt in der Regel den Menschen nur ein mal; das Erkrankte meist Kinder daran und Erwachsene nur in geringerer Anzahl. Obgleich die meisten Scharlachkranken genesen, so ist doch nie mit Sicherheit eine günstige Prognose zu stellen, weil häufig diese Krankheit schnell und ohne erkennbare Ursache sehr gefährliche Symptome zeigt, und nicht selten tödtlich wird, wenn kurz vorher der Verlauf noch der günstigste schien. Bei der Behandlung ist besonders darauf zu sehen, daß der Kranke in einem trockenen, vor Zugluft geschützten und nur mäßig warmen Zimmer sich befindet, wässeriges oder schleimiges (warmes oder kühles) Getränk und anfangs nur dünne, leichte Nahrungsmittel genieße. Zur Linderung der Hautjucke, Spannung, Unruhe und Erkältbarkeit, sowie zur Abkürzung des Verlaufs bedient man sich in neuerer Zeit mit Vorliebe theils der fettigen Einreibungen, täglich mehrmals den ganzen Körper gemacht (mit Öl nach Dähne und Boß, mit Speck nach Schneemann) theils der hydropathischen nassen Abreibungen, Waschungen und Bäder. Innere Medicin nicht nöthig. Nachdem das Fieber vorbei und der Ausschlag verblaßt ist, muß der Kranke längere Zeit, am besten bis zur fünften oder sechsten Woche, im warmen Zimmer verbleiben, bis die Haut sich völlig geschält hat. Letzteres fördert man durch Bäder und Abreibungen mit Dähne, „Beiträge zur Aetologie und Cur des Scharlachs“ (Lpz. 1812); Pfeufer, „Der Scharlach“ (Würzb. 1819); Frölich, „Darstellung des Heilverfahrens im Scharlach“ (Wien 1821); Kronher, „Behandlung des Scharlachfiebers“ (Lpz. 1834); Schneemann, „Die Behandlungsmethode gegen Scharlach“ (Hannov. 1855).

**Scharnhorst** (Gerh. Dav. von), preuß. Feldherr, wurde 10. Nov. 1756 zu Hämelssee in Hannover von unbemittelten Eltern geboren und bis in sein 15. J. zum Landwirth erzogen. In einem Processus kam sein Vater in den Besitz des adeligen Guts Boderow, und der junge S. viel Neigung für den Militärstand hatte, erlangte nun durch den Grafen von Schaumburg-Bückeburg 1772 den Eintritt in die Kriegsschule zu Wilhelmstein. S. wurde 1776 Kadett und ging später in das Dragonerregiment von Estorf über. Seine Talente bekundeten sich damals vorzüglich in den Vorlesungen, die er den jüngern Kameraden hielt. Im J. 1780 trat als Lieutenant in das hannov. Artillerieregiment ein, wurde dann Lehrer an der nach dem Plane errichteten Artillerieschule und fühlte sich dadurch nur zu vermehrter literarischer Thätigkeit angeregt. Im J. 1792 zum Stabshauptmann befördert, wohnte er seit 1795 an der Spitze einer reitenden Compagnie den Feldzügen der Verbündeten gegen die Franzosen bei. J. 1794 befand er sich in der hart belagerten Festung Menin, und seine Rathschläge hauptsächlich bewogen die Garnison, sich durchzuschlagen. Dafür zum Major erhoben, trat er in den Generalstab und wurde 1796 Oberstlieutenant. Indessen nahm er 1801 den Abschied aus dem hannov. Dienste und erhielt eine Anstellung im preuß. dritten Artillerieregiment. Grund zu diesem Schritte beruhte wol theils auf dem Anrathen des Herzogs von Braunschweig und dessen Empfehlungen, welche der damalige Major von der Knesebeck veranlaßt, der S. bei einer Mission nach Kassel bekannt geworden war, theils glaubte S. vielleicht, in einem größern Staate eine günstigere Gelegenheit für seine künftigen Plane zu finden. Die Hoffnungen, welche ihm in der Artillerie und namentlich in der Persönlichkeit des Generals von Muffling entgegenstehen, bewirkten 1803 seine Versetzung zum Generalstabe als Quartiermeisterlieutenant. Aus dieser Zeit sind seine Vorlesungen vor einer ausgewählten Anzahl von Infanterie- und Cavalerieoffizieren als vorzüglich wichtig und einflußreich auf den spätern Verlauf der preuß. Armee zu nennen, da er mit Erfolg seine Zuhörer mit dem innern Wesen der Kriegsführung bekannt machte. Im J. 1804 wurde er Oberst und in den Adelsstand erhoben. Als zweiter Generalquartiermeisterlieutenant ging er 1806 zur Schlacht von Auerstädt, wo er zwei mal leicht verwundet wurde. Er folgte sodann dem Blücher'schen Corps als Chef des Generalstabs nach Lübeck und wurde dort gefangen, bald aber wieder ausgewechselt und ging zur Armee nach Preußen, wo er der Schlacht von Eylau beiwohnte. Nach dem Tilsiter Frieden wurde er zum Generalmajor befördert, trat er der Commission zur neuen Einrichtung des Heeres bei und leitete als Director des allgemeinen Kriegsdepartements (bis 1810) die Verwaltung des



mten Kriegswesens, sowie als Chef des Ingenieurcorps die Inspicirung sämmtlicher Festungen. Seine Wirksamkeit in diesem Zeitraume wurde für den preuß. Staat von der höchsten Wichtigkeit. Er schuf das sogenannte Krümpersystem, nach welchem die in etwa vier Monaten Dienst ausgebildeten Soldaten entlassen und durch neue Recruten ersetzt wurden. Diese Anordnung machte es allein möglich, daß 1813 sogleich eine bedeutende Macht ins Feld gestellt werden konnte. Außerdem ist von S. auch die Berufung und Organisation der Landwehr (s. d.) abgegangen, obschon die Nothwendigkeit einer solchen Volksbewaffnung auch andern Staatsmännern eingeleuchtet hatte, und der Gedanke, die Landwehr zum integrierenden Theile der Feldarmee zu machen, Kneesebeck angehört. S. hatte 1810, um den Franzosen keinen Anstoß zu geben, Abschied genommen, leitete aber die militärischen Angelegenheiten fort. Beim Ausbruch des Kriegs wurde er wieder angestellt, begleitete als Generallieutenant und Chef des Generalstabs den Feldmarschall Blücher, und sein einsichtsvoller Rath beim Entwurf des Operationsplans wurde allgemein anerkannt. Indessen mußte seine Laufbahn schon mit der ersten Schlacht, bei Großgörschen, enden, wo er einen Schuß in den Schenkel erhielt, der bald bedenkliche Folgen herbeiführte. S. wollte über Prag nach Wien gehen, um den Übertritt der Oesterreicher zur Sache der Verbündeten einzuleiten, starb aber zu Prag an den Folgen jener Wunde am 6. Juni 1813. Unter seinen Schriften sind besonders zu nennen: „Handbuch für Offiziere in angewandten Theilen der Kriegswissenschaften“ (3 Bde., Hannov. 1787—90; neue vollständigte Auflage von Hoyer, 4 Bde., Hannov. 1817—20); „Taschenbuch für Offiziere“ (Hannov. 1793; 4. Aufl., 1816); „Neues militärisches Journal“ (Hannov. 1788); „Militärische Denkwürdigkeiten“ (5 Bde., 1797—1805); „Unterricht des Königs von Preußen die Generale seiner Armee“ (Hannov. 1793); „Die Wirkung des Feueergewehrs“ (Berl. 1802). Sein von Rauch gefertigtes Standbild wurde auf Befehl des Königs 1822 zu Berlin aufgestellt. Vgl. von Bohnen, „Beiträge zur Kenntniß des Generals von S. und seiner amtlichen Thätigkeit in den J. 1808—13“ (Berl. 1833); Clausen, „Über das Leben und den Charakter von S.“ (aus dem Nachlasse herausgegeben, Hamb. 1832).

**Scharnier**, s. **Charnier**.

**Schärpe** ist ein militärisches Abzeichen des Offiziers bei den meisten Armeen. Sie wird gewöhnlich um den Leib gewunden, zuweilen auch von der rechten Achsel nach der linken Seite getragen. Ihre Anlegung bedeutet, daß sich der Offizier im Dienste befindet. Sie ist von rother Seide, auch mit Gold oder Silber durchwirkt; ihre Farben kommen stets mit denen des Wappens überein. Die Enden der Schärpe sind meist mit Quasten geziert.

**Saxburg** oder **Schäßburg**, auch **Segesvár** (Saxoburgum), die Hauptstadt der gleichnamigen Bezirkshauptmannschaft im hermannstadter Districte Siebenbürgens, früher Hauptort des Stuhls im Sachsenlande, ist eine königl. Freistadt am Großen Kokelsflusse, über den eine edelsteine Brücke führt, in einer anmuthigen, von Hügeln und Wiesen gebildeten Gegend. Sie zerfällt in die Burg oder Obere Stadt, die, auf einem Berge erbaut, die Kirche des heil. Michaelis und die 1482 gegründete Kathedrale, das Rathhaus und das evangelische Gymnasium enthält, und die Untere Stadt, die sich schlängelförmig um die Burg windet und zwei kath. Kirchen und ein Spital enthält. Beide haben meist gerade, aber enge Gassen und größtentheils steilgebaute Häuser. S. hat 7200 E., worunter 4777 Sachsen, 1742 Romanen, 382 Ungarn, 100 Rumänen u. s. w. Außer dem Wein-, Obst- und Feldbau beschäftigt auch die Weberei die Einwohner; über 400 Webstühle sind im Gange und erzeugen jährlich 50 — 60000 Stück wollene Leinwand, wozu das Garn meistens aus Wien bezogen wird. Die Stadt wurde am 16. Jan. 1849 von den Oestreichern geräumt, dann von den Szeklern, die sie ohne Erfolg angegriffen, besetzt, gebrandschatzt und geplündert. Am 31. Juli 1849 wurde hier der russ. General Lüders die Insurgenten unter Bismarck.

**Schatten** und Licht machen die eigentliche Seele der Zeichnung und der Malerei aus, da der Umriss oder Contour (s. d.) mehr den Körper und die gestaltete Form bestimmt. Sowie das Dunkel des Schattens auf jedem Gegenstande dem Auge erst Ruhe gewährt und Haltung gibt, so ist auch kein Kunstwerk bei den zeichnenden Künsten denkbar ohne Schatten. Selbst der einfachste Umriss hat seine Schattenseite, wo die Linie dunkler und breiter ist. Der Schatten hebt das Bild erst heraus und ist stärkend und wohlthuend für Auge und Seele. Im Orient, wo die heißen Strahlen der Sonne den Schatten verscheuchen, versteht es auch die Kunst nicht, die Gegenstände in eine Darstellung zu bringen. Nur brennende Farben bezeichnen die Lichtfläche eines Gemäldes. Ebenso sind die Gebilde der heißen Zone in der Neuen Welt; schattenlos und ohne Tiefe malen die Mexicaner und Peruaner. Im reinsten Lichte erscheinen uns die Gebilde





auf die Qualität, sondern auch auf das richtige Maß oder Gewicht und bisweilen zugleich die vorschriftsmäßige Verpackung. Der Nutzen, den solche Anstalten üben können, ist sehr schätzt worden, während sie zugleich manche Nachtheile im Gefolge haben. Für Artikel, die bei gewissenhafter Bereitung zwar unschädlich, vielleicht aber von einzelnen Fabrikanten in unsüchtiger Absicht aus schädlichen Materialien oder mittels eines Verfahrens angefertigt werden, dessen Folgen der Gesundheit beim Gebrauche nachtheilig werden können, oder da, wo nachlässiger Bereitungsweise und Verpackung ein Unfall (Explosion, Selbstentzündung u. s. w.) eintreten kann, ist indessen wol die amtliche Anschauung zu empfehlen. In Deutschland ist die Anschauung vorzüglich noch bei einigen Manufacten gebräuchlich, doch regelmäßig nur in wenigen Staaten: so in Hannover, Sachsen und Schlesien für Leinengarn und Leinengewebe (die alten heißen in Hannover Leggen, Leggenanstalten), in Böhmen beim einheimischen Tuche. Man findet für Naturerzeugnisse eine Beschauung des Hopfens in Böhmen und Baiern, eine der Färberröthe in Breslau statt u. s. w. In Holland ist die Schau von Wichtigkeit beim Wollhandel, indem den einzelnen Tonnen der verschiedenen Gattungen sehr abweichende Abzeichen gegeben werden. Das ausgedehnteste, obwol neuerdings wesentlich beschränkte, hat Rußland in seiner Brake (s. d.). Eine bedeutsame Controle behufs des für den Handelsmäßigen Gewichts der rohen Seide üben jene Anstalten mehrerer franz., ital. und süddeutscher Staaten, in welchen dieselbe von dem Übermaße der anhängenden Feuchtigkeit befreit wird, die sogenannten Conditionirungsanstalten.

**Schaumburg**, eigentlich **Schauenburg**, eine ehemalige Grafschaft im Westfälischen Kreise, an der Weser, begrenzt vom Fürstenthum Kalenberg, den Grafschaften Lippe und Ravensberg, dem Fürstenthum Minden, hatte ihren Namen von dem Schlosse Schauenburg, zwischen Hildesheim und Oldendorf, das der Ahnherr der alten Grafen von Schauenburg, Adolf I., 1033 zu ihm vom Kaiser Konrad II. überlassenen Landesstriche erbaute. Sein Enkel Adolf III. 1106 von Kaiser Lothar II. mit Stormarn und Holstein, Dithmarschen ausgenommen, die Grafschaft Holstein belehnt, und seine Nachkommen erwarben die Grafschaft Sternberg und die Herrschaft Gehmen. Den Grafen Ernst III. erhob Kaiser Ferdinand II. 1619 in den Reichsgrafenstand. Ihm folgte sein Bruder Jobst Hermann und dessen Vetter Otto, mit welchem letzteres fürstliche Haus 1640 erlosch. Seine Mutter Elisabeth, die Gemahlin des Grafen Hermann von Schaumburg-Gehmen, eine Tochter des Grafen Simon von der Lippe, kam sofort in den Besitz der Schaumburg. Länder und ernannte hierauf ihren Bruder, den Grafen Philipp von der Lippe, zu ihrem Erben und Nachfolger. Gleichzeitig aber hatte sich der Graf Georg von Braunschweig-Lüneburg, zufolge eines Vertrags von 1565, als Lehnsherr einen Theils der Schaumburg. Besitzungen bemächtigt, die jetzt das hannov. Amt Lauenau und einen Theil von Hameln bilden, in welchem er auch 1647 durch Vertrag belassen wurde. Andere Theile der Grafschaft wurden von dem Landgrafen von Hessen-Kassel als Lehnsherrn in Besitz genommen; der Streit glich sich aber dadurch aus, daß der Graf Philipp von der Lippe mit einer hess. Prinzessin sich vermählte und nun mit dem von Hessen beanspruchten Theil der Grafschaft wurde. Als hierauf auch das Fürstenthum Minden mehrere Theile sich zueignen wollte, schloß der Landgraf von Hessen auf einem neuen Vergleiche, der im Westfälischen Frieden festgestellt ward, daß der Graf Philipp die Ämter Stadthagen, Bückeburg, Arensburg und Hagen nebst einem Theile vom Amte Sachsenhagen, der Landgraf von Hessen-Kassel aber die Grafschaft Schaumburg, Rodenberg und den andern Theil von Sachsenhagen erhielt. Beide bekundeten sich durch Sitz und Stimme auf der westfäl. Reichsgrafenbank. Der jetzt kurhess., zur Provinz Niederhessen gehörige Antheil an der Grafschaft S. umfaßt 15 QM. Der gräfliche Titel ist der Gemahlin des Kurfürsten Friedrich Wilhelm I. von Hessen, sowie deren Kindern seit morganatischem Ehe verliehen worden. Der lippesche Antheil von S. bildet das Fürstenthum S.-Lippe (s. d.). — Denselben Namen führt auch die Herrschaft Schaumburg, eine Standesherrschaft des Herzogthums Nassau. Auch sie war reichsunmittelbar, hatte ursprünglich eine Stimme. Sie gehörte früher dem Hause Limburg, kam 1279 an das Bisthum Bielefeld und wurde 1656 von der Gräfin von Holzappel erkaufte und auf ihre Tochter Elisabeth, die Gemahlin des Fürsten Adolf von Nassau-Dillenburg, vererbt. Diese Linie der Schaumburg erlosch aber schon mit dem Stifter 1707, und es ging nun die Grafschaft an die Grafschaft Holzappel an die Erbtochter über, welche mit dem Fürsten Lebrecht von Anhalt-Bernburg vermählt war. So entstand die anhalt. Nebenlinie Anhalt-Bernburg-Schaumburg, die 24. Dec. 1812 mit dem Fürsten Friedr. Ludw. Adolf im Mannesstamm erlosch. Hoym und andere anhalt. Güter fielen nun wieder an Anhalt-Bernburg. Di.





77, der 1765 den Wilhelmstein im Steinhuder Meer anlegte, portug. Generalissimus und mob. Generalfeldzeugmeister war und sich als Feldherr rühmlich auszeichnete, erlosch die Linie Bückeberg im Mannsstamme und der Besitz ging auf die Linie Alverdissen über. Dieser war dem Stifter 1723 sein Sohn Friedrich Ernst gefolgt, der 1749 zu Gunsten seines Sohnes Philipp Ernst resignirte. Wegen der Besignahme der aus der Erbschaft der erloschen Linie Brake an die Linie Bückeberg gefallenen Besitzungen nach dem Erlöschen der letztern die Linie Alverdissen entstanden wieder langwierige Streitigkeiten mit dem Landgrafen von Hessen-Kassel, der die Lehnsgüter einziehen wollte, und mit dem Grafen von Lippe, der zu einem Vergleich von 1722 Erbsprüche erhob; doch behauptete sich die jüngere Linie gegen Abtretung des Amtes Schieder im Besitze von Schaumburg-Bückeberg. Der Graf Philipp starb zu Alverdissen, der sich seit dem Anfall der Bückeberg. Besitzungen Graf von Schaumburg-Bückeberg nannte, starb 13 Febr. 1787 und ihm folgte sein Sohn, der gegenwärtige Fürst zu Schaumburg-Lippe, Georg Wilhelm (s. d.), unter der Vormundschaft seiner Mutter, Prinzessin Juliane von Hessen-Philippsthal, die den von Hessen-Kassel erhobenen und mit Gewalt verfolgten Gebietsanspruch durch ihre Energie vereitelte. Georg Wilhelm übernahm die Regierung 18. April 1807 und trat gleichzeitig zufolge des Vertrags zu Warschau vom 13. April 1807 als souveräner Fürst dem Rheinbunde bei. Er hatte zur Auslösung des Streits mit Lippe 1812 auch Alverdissen an dieses abgetreten. Doch bald nach der Stiftung des Deutschen Bundes wurde von Lippe die Streitfrage, die bis dahin geruht hatte, von neuem angeregt. Es kam 1818 selbst zu Gewaltthatigkeiten und vergebens versuchte die Bundesversammlung eine gütliche Ausgleichung. Erst durch eine Austragsentscheidung des Oberhofgerichts zu Mannheim vom 22. Dec. 1838 wurde der Streit beseitigt, damit endete, daß Lippe die volle Souveränität über das Amt Blomberg erhielt. Durch Verordnung vom 15. Jan. 1816 hat Georg Wilhelm dem Lande eine ständische Verfassung gegeben, welche auf einer Landesvertretung durch die Ritterschaft, die Städte und die Bauern beruhte. Die Stände versammelten sich in einer Kammer; die Verhandlungen waren nicht öffentlich. Die Bestimmung, nach welcher jährlich ein Landtag gehalten werden sollte, erwies sich nicht immer ausführbar, weshalb nur je nach vorliegendem Bedürfnisse Versammlungen stattfanden. Wichtig war zunächst der Landtag von 1818, auf welchem das Finanz- und Schulwesen regulirt wurde. Der Fürst übernahm die auf der Landeskasse ruhenden Schulden mit einer Summe von 106000 Thlrn. und erhielt dagegen unter Übernahme verschiedener illiquider Forderungen dieser Kasse überwiesen, sodaß das Land auf solche Schuldenfrei wurde. Nach dem Landtage von 1818 trat eine ruhige Entwicklung ein; auch 1830 fanden keine öffentlichen Störungen statt. Indessen brachten bei der damaligen allgemeinen Aufregung die Stände auf dem Landtage von 1830—31 vielfache Beschwerden und Petitionen vor. Soweit dieselben begründet erschienen, ging man auf die Abhülfe ein; Unbegründetes wies man mit Entschiedenheit zurück. Auf dem Landtage von 1837 waren bei der Abstimmung über den Anschluß des Landes (mit Ausnahme des Amtes Blomberg) an den hannov.-schw.-oldenb. Zoll- und Steuerverband die Stimmen der Stände gleich getheilt. Die Regierung gab den Ausschlag für den Anschluß und die Stände beruhigten sich dabei. Das Land trat zum 1. Jan. 1854 im Steuervereine, und die dadurch entstandenen Mehreinnahmen der Landeskasse wurden zur Verbesserung der innern Communicationen des Landes verwandt. Am 25. Sept. 1851 trat sodann das Fürstenthum dem zwischen Preußen und Hannover abgeschlossenen Vertrage über Vereinigung des Zoll- und Steuervereins und in Folge dessen am 1. Jan. 1854 dem Zollvereine bei. Auf dem Landtage von 1844 kam ein Ablösungsgesetz (25. Jan. 1845) zu Stande, wonach alle auf dem Privateigenthum haftenden privatrechtlichen beständigen Reallasten gegen Entschädigung der Berechtigten aufgehoben werden konnten. Ausgenommen blieben jedoch, außer den öffentlichen Abgaben und Lasten, sowie den Gemeinde- und Societätslasten, das Heimfallsrecht, die lehnsherrlichen Rechte, die auf Erbpachtrenten beruhenden Lasten und Abgaben, die forst- und jagdherrlichen Gerechtsame, die Lehen aller Art und auch die Spann- und Handdienste, welche letztere aber durch eine Verordnung vom 25. Aug. 1845 im Wege freiwilliger Übereinkunft ebenfalls für ablösbar erklärt wurden. Im J. 1847 ward die durch das Land erbaute Eisenbahn, ein Theil der Hannover-Berliner Bahn, eröffnet. Im J. 1848 zeigten sich im Fürstenthum S. dieselben Bewegungen wie im übrigen Deutschland. Unter den gewöhnlichen Märzwünschen trat als Kern der Bewegung für Erklärung der Domänen zu Staatsgut hervor, welcher Antrag jedoch von dem Fürsten mit Entschiedenheit zurückgewiesen ward. Im Übrigen zeigte sich hier die politische Be-



immer rüstiger schritt er auf der Bahn seiner Entdeckungen fort, unter denen die Auffindung des Stickstoffs, Sauerstoffs und Chlors. Im J. 1777 kaufte er selbst eine Apotheke und nun nach und nach viele der wichtigsten chemischen Verbindungen auf. Durch Bergmann's Empfehlung wurde er Mitglied der königl. schwed. Akademie der Wissenschaften, deren Abhandlungen, sowie die „Acta chemico-physica“ und die Schriften der berliner Gesellschaft naturforschender Freunde die meisten seiner Entdeckungen enthalten. S. starb 21. Mai 1786. Seine Verdienste um die Chemie sind außerordentlich groß.

Scheeren heißen die Seeclippen an den Küsten von Schweden und Finnland, vorzüglich Stockholm, welche sich 16—17 M. weit ins Meer erstrecken und die Einfahrt in die Häfen sehr machen. — Scheerenflotte nennt man in Schweden und Rußland die Flotte, die zur Reinigung des Eingangs in die Scheeren dient und aus kleinern Ruder-, jetzt auch Dampffahrzeugen besteht, welche auch in seichtem Wasser sicher fortkommen.

Schefer (Leopold), vorzüglicher Lyriker und Novellist, geb. 30. Juli 1784 zu Muskau in Niederlausitz, wo sein Vater als Arzt wirkte, erhielt seine Bildung im väterlichen Hause, dem Tode des Vaters auf dem Gymnasium zu Baugen, das er jedoch nach fünf Jahren verließ. Er beschäftigte sich hierauf in der Heimat mit Mathematik, Philosophie und volklichem Eindringen in die griech. und morgenländischen Dichter. Indes war er in ein gesellschaftliches Verhältniß zu dem Fürsten Pückler-Muskau getreten, der ihn zu seinem Geheimpollmächtigten ernannte. Doch machte ihn die Sehnsucht, fremde Lande zu sehen, schon nach sechs Jahren diesem Amte wieder untreu, worauf er England und Deutschland bereiste, in Wien einige Jahre durch das Studium der Medicin und Musik fesseln ließ, dann aber Italien, Sicilien, Griechenland, die Türkei, die griech. Inseln und Kleinasien besuchte. Nach der Rückkehr 1820 ließ er sich wieder in seiner Vaterstadt nieder, wo er, mit neuen Anregungen und mannichfchem poetischen Stoffe bereichert, willkommenen Muse zu freier poetischer Thätigkeit fand. Seine poetischen und musikalischen Erstlinge, die „Gedichte mit Componen“ (Berl. 1811), hatte der Graf Pückler herausgegeben, der lange für den Verfasser auch eine zweite Sammlung ließ S. (1813) ohne seinen Namen erscheinen. Später neigte er der Novelle zu, für die ihm seine reichen und vielgestaltigen Lebensanschauungen unergründlichen Stoff boten. Die Geheimnisse der Motive menschlicher Handlung, das tiefere Seelenleben und Schilderungen weiblicher Naturen bilden den Kern seiner Erzählungen, für den er unter gewagte und auch wol bis zur Bizarrerie abenteuerliche Einkleidungen wählte. Novellen erschienen einzeln in Zeitschriften und Taschenbüchern, dann gesammelt unter dem Titel „Novellen“ (5 Bde., Lpz. 1825—29); „Neue Novellen“ (4 Bde., Lpz. 1831—35); „Becher“ (2 Bde., Stuttg. 1833) und „Kleine Romane“ (5 Bde., Buzgl. 1837—39), noch mehrere selbständige Arbeiten folgten, wie „Göttliche Komödie in Rom“ (Lpz. 1846); „Promniß“ (Lpz. 1846); ferner „Genevion von Toulouse“ (Lpz. 1846) und die gegen die Wiederaufstehende Missionswesen gerichtete pikante Novelle „Die Sibylle von Mantua“ (Lpz. 1853). Treffliche Naturschilderungen von brennender Bestimmtheit, lebendige Charakterzeichnung, Gedankenfülle und Innigkeit der Empfindung, sowie eine humoristische Erheiterung über die Wechselfälle des Lebens sind glänzende Vorzüge fast aller seiner Erzählungen; er hat das Sichgenügen in der abgeschlossenen Familiengruppe, die freiwillige Isolierung des künstlerisch fortentwickelnden äußern Einflüssen ihn allzu fest in gewisse bleibende Ideen verbannt und für diese Ideen wieder eigenthümliche, nicht immer künstlerisch durchgestaltete kritisch zu rechtfertigende Formen erzeugt, die auch sprachlich in einer gewissen spröden Stumpfheit unliebsam hervortreten. Das letztere gilt besonders von seiner der Lebenspraxis unbedachten Lyrik. Schon 1828 war von S. zu Frankfurt eine Sammlung „Kleine lyrische Gedichte“, später seine „Gedichte“ (3. Aufl., Berl. 1847) erschienen. Noch bedeutender aber ist sein „Laienbrevier“ (Berl. 1854; 9. Aufl., 1852), dem später der „Weltpriester“ (Münch. 1846) folgte. Es sind dies aneinandergereihte spruchartige Gedichte moralischen und religiösen Inhalts, welche, auf einem liebenden Dahingeben an die Schönheit der Natur und dem Glauben an die Würde der Menschheit beruhend, voll von poetischer Schönheit, aber nicht immer mit der klaren Klarheit des Gedankens eine Weltanschauung aussprechen, welche S. als einen Menschen und Dichter von social und religiös völlig unbefangener, freier Natur befundet. Während seiner beiden Werken noch die „Hausreden“ (2 Bde., Dess. 1854) anschließen, schlug S. noch neue, dabei jedoch im engsten Zusammenhange mit der Schöpfung des „Laienbreviers“ stehende Richtung ein in dem anonym erschienenen „Hafis in Hellas“ (Hamb. 1853), einer



Dichtung, die von dem tiefsten, reinsten Gefühl und einer gesunden Sinnlichkeit erfüllt ist gewissermaßen die Vorschule zu seinem „Koran der Liebe nebst kleiner Summa“ (Hamb. 1817) bildet. Vieles Fremdartige von S.'s Schöpfungen erklärt sich aus seiner unverhohlenen Liebe für den Orient und orient. Vorstellungen, die vielfach in seinen Novellen hervortreten auf das bestimmteste aus „Mohammed's türk. Himmelsbriefe“ (Berl. 1840) ersichtlich ist einer Auswahl seiner „Ausgewählten Werke“ sind zwölf Bände erschienen, eine Gesamtausgabe wird vorbereitet. Als Musiker lieferte er außer vielen Liedern mehrere Symphonien im Stils, Ouverturen und Capriccios für das Pianoforte; auch ist er ein tüchtiger Organist und Virtuoso auf der Clavichord.

**Scheffel** (Schäffel), ein Getreidemaß vieler deutschen Staaten und Plätze und mehr nachbarten Länder von sehr abweichender Größe. Der preuß. Scheffel, mit welchem das hamburger Faß übereinkommt, wird in 16 Megen getheilt und enthält  $1\frac{1}{2}$  preuß. R. oder 3072 preuß. Kubitzoll = 2770,742 alte pariser Kubitzoll = 54,9615 franz. Litres = wiener Megen. In einigen Gegenden Norddeutschlands ist der Scheffel (nämlich der Ausfaat) auch ein Feldmaß.

**Scheffer** (Arn), berühmter Maler der neuesten franz. Schule, ein Holländer, geb. im Haag, aber seit früher Jugend in Frankreich einheimisch und in Paris erzogen, an Pierre Guérin's Schule die Malerei lernte. Seine ältesten Bilder: der Tod Ludwig's des Frommen (1817), der Auszug der fünf ersten Notabeln des von Eduard III. bezwungenen Königs (1819), der Tod des Gaston de Foix (1824) u. s. w., sind noch ganz im Stile der frühfranzösischen Schule gemalt. Von der Natur in hohem Grade mit Wahrheit und Wärme ausgestattet, mußte er sich überdies durch einen deutschen Zug seines Geistes, durch die deutsche Sprache und Literatur, die ihm reicher und tiefer als allen franz. Künstlern die Schiller's und Goethe's erschloß, früh von der Hohlheit jener antiken Richtung betrogen vor Andern berufen fühlen, mit warmer Empfindung der nüchternen Formenwelt der Antike entgegenzutreten. Auch schüttelte er bald die erkältenden Fesseln der alten klassischen Gänge ab und half mit am mächtigsten und wirksamsten der neuen romantischen Bewegung Bahn brechen, besonders durch die geist- und lebensvolle Behandlung von Gegenständen der Dichtungen, die ihn zuerst berühmt machten und seitdem ein Lieblingsstoff seiner Gemälde geblieben sind. Zu den Bildern dieser neuen Richtung, die poetische Auffassung und malerische Ausführung mit liebevoller Ausführung, harmonischem Colorit und malerischer Wirkung verbinden, gehören besonders die Eliotischen Frauen (1827); Gretchen und Faust, in einzelnen Figuren (1831); Lenore, nach Bürger's Ballade; Gretchen in der Kirche (1832); Eberhard Greiner (1834); Francesca von Rimini und Paolo von Malatesta, welche vom Sturme umhergetrieben vor Dante und Virgil vorüberschweben (1835, gestochen von Calamatta); Bild nach Schiller's „Der Eichwald brauset“; Christus, der die Mühseligen und Beladenen tröstet (1837); die beiden Darstellungen der Mignon aus „Wilhelm Meister's Lehrjahre“ (gestochen von Aristide Louis); Gretchen aus der Kirche kommend und der König von Thule. Die großen Bilder, welche er in eben dieser Zeit für das historische Museum zu Versailles malte: die Schlacht bei Zülpich, die Unterwerfung der Sachsen durch Karl d. Gr., die Ermordung Amiens, der die Kreuzzüge predigt u. s. w., gehören indessen nicht zu seinen bessern Arbeiten. In diesen Bildern ist es ihm meist zu sehr um das Totale zu thun, und er fällt hier in jene pastiche, in jene massenhaften Effecte, denen man die Absicht zu imponiren anmerkt. S. nicht bloß von dieser fast impastirenden, sondern auch von seiner markig vortragenden Handlungsweise völlig abgefallen und dafür zu einer entgegengesetzten Manier übergegangen, die Farbe und Effect ganz außer Acht lassend, in Zeichnung und Composition auf das Tiefste Seelenausdruck strebt. Der heil. Augustin und seine Mutter, die heil. Gretchen und Faust im Garten, Faust und Mephistopheles auf dem Blocksberge, eine Schleifung und etliche andere Bilder seit 1846 sind Werke dieser seiner neuesten Richtung gegen seine frühere nicht eben vortheilhaft absteht und überhaupt kein Fortschritt zu zeigen. Auch als Porträtmaler ist S. ausgezeichnet. Seine Bildnisse zeigen Wahrheit und lebendige Auffassung des Ganzen bei malerischer Beleuchtung; aber es fehlt doch oft die vollkommene Modellirung in den Nebensachen. — **Scheffer** (Henri), jüngster Bruder des Vorigen, geb. im Haag 1799, widmete sich nach Arn's Beispiele der Malerei und hatte, wie dieser, an Pierre Guérin zum Meister, ist aber mehr als Schüler und Nachfolger seines ältesten Bruders zu betrachten. Seine Charlotte Corday, die bei Marat's Leiche verhaftet wird, ist ein volles Bild. So auch des Großvaters Vorlesung, die Jeanne d'Arc auf dem Markte

, die protest. Predigt nach der Zurücknahme des Edicts von Nantes (1838), Mar-  
 Roland auf dem Wege zur Hinrichtung (1845) u. s. w. Obschon überhaupt seine besten  
 dem Genrefache angehören, malt er doch auch große historische Darstellungen nicht ohne  
 z, aber mit etwas kalter und flacher Nachahmung des Stils seines Bruders, wie dies in  
 für das versailer Museum ausgeführten Bildern hervortritt. In neuester Zeit ist er  
 re mit Porträts beschäftigt, worin er einen großen Ruf hat.

effler, s. Angelus Silefius.

effner (Joh. George), ein durch Geist und Charakter ausgezeichneter Mann, geb. zu  
 berg in Preußen 8. Aug. 1736, kam nach vollendeten Studien 1757 als Secretär in die  
 des Herzogs Karl von Holstein-Beck, gab aber aus glühender Vaterlandsliebe dieses  
 miß 1760 auf, um in die Reihen des preuß. Heeres zu treten. Als Fähnrich wohnte er  
 zügen in Schlesien, Sachsen und Pommern bei. Eine bedeutende Wunde, die Bekannt-  
 mit Shakespeare durch Eschenburg's Übersetzung und eine Zusammenkunft mit Gottsched  
 mler waren die Folgen dieses seines militärischen Lebensabschnitts. Im J. 1765 ward  
 Secretär bei der königsberger Kammer und 1767 als Kriegs- und Steuerrath zu Gum-  
 ingestellt, wo er tiefe Einsicht in das Wesen aller Verhältnisse gewann. Als er 1775  
 en Abschied einkam und um eine Pension bat, erhielt er auf sein Gesuch von Friedrich II  
 eigenhändige Antwort: „Miht Müste der Teufel plagen, daß ich en Kriegs-rath Pension  
 noch So vihl brav Offiziers ohneversorgt Syndt. Die 200 Thlr. wehre einem Inva-  
 fizier zu verm.“ Seitdem lebte S. auf dem Lande von seinem kleinen Vermögen. Doch  
 auch hier nicht auf, gemeinnützig zu wirken; namentlich machte er sich um die Verbesse-  
 s Landschulwesens verdient. Gleichsam mit sich selbst Rechenschaft haltend, entstand  
 lbstbiographie: „Mein Leben, wie ich Joh. George S. es selbst beschrieb“ (Lpz. 1816),  
 erst 1823 ausgegeben werden durfte. Er stand mit den ausgezeichnetsten Männern und  
 in Verbindung und erhielt von allen Seiten die aufrichtigsten Beweise von Hochachtung.  
 inen zahlreichen Schriften zeichnen sich besonders aus „Freundschaftliche Poesien eines  
 n“ (2. Aufl., 1793); „Spätlinge“ (1803); „Ein Vierblatt, gewachsen unter Schnee  
 “ (1813) u. s. w. S. starb 16. Aug. 1820.

ibel (Joh. Gottfr.), protest. Theolog, bekannt als heftiger Gegner der kirchlichen Union  
 ien, geb. 16. Sept. 1783, war der Sohn John Ephraim S.'s, Rectors am Elisabetha-  
 Breslau. Er studirte seit 1801 in Halle und lehrte sodann nach Breslau zurück, wo er  
 iger angestellt wurde. Körperlich oft leidend, arbeitete er an einer allgemeinen Geschichte,  
 : in seinen „Beiträgen zur Kenntniß der Alten Welt“ (2 Bde., Bresl. 1806—9) Pro-  
 Im J. 1811 erhielt er eine außerordentliche Professur der Kirchengeschichte in Bres-  
 h fand er bei seiner orthodoxen Richtung wenig Anklang. Größern Beifalls hatte er  
 Prediger zu erfreuen, namentlich seitdem er 1814 Diakonus an der Elisabethkirche ge-  
 var. Nach einem eigenthümlichen Plane schrieb er für seine Vorlesungen die „Übersicht  
 iengeschichte“ (Bresl. 1812; 2. Aufl., 1820). Als 1817 die Unionsversuche in Preu-  
 nnen, zeigte er sich als entschiedenen Gegner jeglicher Kirchenvereinigung. Mit Heftig-  
 eidigte er die Lehre der luth. Kirche auf der zu Breslau 1817—19 gehaltenen Synode.  
 stoweniger erhielt er 1818 eine ordentliche Professur der Theologie. Wegen aufregen-  
 selvorträge und beharrlicher Weigerung, die neue Kirchenagende anzunehmen, wurde  
 vom Predigtamte suspendirt und 1832 desselben entsezt. Die ihm bald darauf ange-  
 telle als Professor und Prediger in Halle nahm er nicht an und wendete sich im April  
 ch Dresden. Hier schrieb er seine „Geschichte der luth. Gemeinde in Breslau von 1830  
 Nürnberg. 1832) und die „Actenmäßige Geschichte der neuesten Unternehmungen einer  
 ischen der ref. und luth. Kirche im preuß. Staate“ (2 Bde., Lpz. 1833). Eine von  
 Reformationssesste 1832 in Dresden gehaltene Predigt hatte die Folge, daß im Nov.  
 rdh das Cultusministerium den dresdener Predigern untersagt wurde, ihm die Kanzel  
 en. Als ihm hierauf im Aug. 1833 auch der fernere Aufenthalt in Dresden versagt  
 und er bei dem Rittergutsbesitzer von Heinis zu Hermsdorf unweit Dresden Aufnahme.  
 mer 1837 folgte er einer Einladung nach Glauchau im Schönburgischen. Zwei Jahre  
 gab er sich von da hinweg, begründete das „Archiv für historische Entwicklung der  
 che“ (Nürnberg. 1841) und starb zu Nürnberg 21. März 1843.

idemünze wird im Allgemeinen jede Münze genannt, welche zur Scheidung, d. h. zur  
 jung im Verkehr des täglichen Lebens gebraucht wird. In Deutschland namentlich



bezeichnet man durch Scheidemünze jede Münze, die geringer als Courant ist, d. h. nicht nach dem Hauptmünzfuße des Landes ausgeprägt, also bis vor einer Reihe von Jahren in Norddeutschland jede Münze unter dem  $\frac{1}{12}$ -Thalerstück, seit 1843 aber auch die Stücke  $\frac{1}{12}$  Thaler oder  $2\frac{1}{2}$  Silbergroschen Preußens (nicht aber Hannovers, dessen  $\frac{1}{12}$  Thaler Courant sind). Im Allgemeinen ist die Scheidemünze geringer ausgeprägt, als ihr Werth sagt, und zwar theils aus geringhaltigem Silber, theils aus Kupfer, theils auch aus andern Metallen. In Ländern, wo überhaupt Mangel an gemünztem Gelde herrscht, werden auch Gegenstände als Scheidemünze gebraucht, z. B. in Afrika u. s. w. die Kauris (s. d.). Die Werth der Scheidemünze muß im richtigen Verhältniß zu dem in Umlauf gesetzten Courant stehen; dieß nicht der Fall ist, entsteht ein Mißverhältniß, dessen üble Folgen meist die arbeitende Bevölkerung treffen. — Scheidemünzfuß heißt der besondere Münzfuß, nach welchem die Scheidemünze eines Staats geprägt wird. Derselbe ist ein geringerer als der Hauptmünzfuß, weil die Prägung der kleinern Sorten verhältnißmäßig größere Kosten als die der werthvolleren verursacht, sodaß die beträchtlichen Kosten durch einen ansehnlichen Schlagschatz gedeckt werden müssen, aus dem eben der geringere Münzfuß und mit ihm der heutige Werth der Scheidemünze hervorgeht. So ist der Scheidemünzfuß der der Münzconvention von 1834 getretenen Staaten Norddeutschlands der 16-Thalerfuß (indem aus der Mark feinen 16 Thaler in Scheidemünze geprägt werden), nach welchem die ganzen, halben und viertel Silber- oder Neugroschen geprägt werden, sowie in Preußen und Sachsen-Gotha die  $2\frac{1}{2}$  Silbergroschen, welche also nur  $\frac{1}{4}$  ihres Nennwerths wirklich besitzen, da der Hauptmünzfuß oder Courantfuß der 14-Thalerfuß ist. Ferner ist nach der Convention von 1837 der Münzfuß der zum Zollverein gehörigen süddeutschen Staaten der 27-Guldenfuß, Stücke zu 6 und 3 Kreuzer (hier und da auch zu 1 Kreuzer) geprägt werden, die mit  $\frac{1}{3}$  ihres Nennwerths wirklich besitzen, da der Hauptmünzfuß der 24 $\frac{1}{2}$ -Guldenfuß ist. In Oesterreich sind die sehr geringhaltigen, nicht gleichartig geprägten 6-Kreuzerstücke eine Scheidemünze. Der Scheidemünzfuß kann auch für verschiedene Stücke ein abweichender sein. In Hamburg seine ganzen Schillingstücke nach einem 36-Markfuße, seine halben und viertel Schillingstücke aber nach einem 38-Markfuße.

**Scheiden**, so viel als trennen, nennt man in der Chemie die Trennung der Bestandtheile einer Verbindung oder Mischung auf chemischem Wege, daher auch die ganze Chemie wol Scheidekunst genannt wird. Im engeren Sinne braucht man das Wort vorzüglich zur Trennung der Metalle in der Metallurgie, namentlich des Goldes und Silbers auf nassem Wege.

**Scheidenflügler**, s. Coleopteren.

**Scheidewasser**, s. Salpetersäure.

**Scheidung**, s. Ehe.

**Scheikh-ul-islam**, s. Mufti.

**Schein** bezeichnet im Gegensatz zu der wahren Beschaffenheit der Dinge und zur Erkenntniß überhaupt jedes falsche, für wahr gehaltene Urtheil. In vielen Fällen ist Irrthum so beschaffen, daß man ihn wol als Irrthum erkennt, aber dennoch nicht vermeiden kann; er scheint gleichsam an den Gegenständen selbst zu haften, und deshalb werden unsere Vorstellungen und Meinungen, sondern die Gegenstände, auf welche sie sich beziehen, als Schein oder Erscheinungen genannt. Der Schein ist entweder ein ganz individueller, und gehören besonders die Sinnesestäuschungen, die auf einer krankhaften Beschaffenheit der Sinneorgane beruhen. Es gibt aber auch einen sinnlichen Schein, der sich ohne krankhafte Veränderung der Organe aufdringt, z. B. die scheinbare Größe entfernter Gegenstände, und in diesem spricht man von einem optischen, akustischen Schein u. s. w. Das Meiste, was hierher gehört, ist keineswegs bloß ein Product der sinnlichen Wahrnehmung, sondern in der Regel wird es erst durch die psychische Ideenassociation eine Deutung oder Zusage, in welcher der Schein seinen Sitz hat, daher auch die Vorgänge, die man gewöhnlich der Einbildung zuschreibt, entweder in Verbindung mit sinnlichen Wahrnehmungen oder selbst unabhängig davon, bei täuschender Lebhaftigkeit der innern Bilder, eine reiche Quelle des Scheins. In der Möglichkeit solcher Illusionen beruht zum großen Theile die Wirkungsart der schönen Künste, deren Poesie durch prosaische Vergleichung mit der Wirklichkeit nicht gestört sein will. Meiner noch als der sinnliche und phantastische Schein ist der dialektische oder metaphysische, der zwar nicht in dem Sinne Kant's, als ob ein besonderes Vermögen, die Vernunft, in der Lage sei, auf alles Über sinnliche der Sitz eines solchen Scheins sei, sondern weil die natürliche



ntwicklung uns in der Auffassung unserer selbst und der uns umgebenden Erfahrungswelt willkürlich eine Menge von Vorstellungsarten und Begriffen aufdringt, von denen eine genauere Prüfung zeigt, daß sie der wahren Beschaffenheit der Dinge und ihrer Verhältnisse nicht entsprechen. Die Versuche, diesen Schein zu berichtigen, sind im Allgemeinen die metaphysischen Systeme. Eine besondere Art des Scheins ist endlich der logische Schein, wie ihn der Vernunft nach richtige Folgerungen aus falschen Voraussetzungen oder falsche Folgerungen aus richtigen Voraussetzungen erzeugen, und hierher gehört die täuschende Kraft der Trug- und Fehlschlüsse. Aufdeckung Dessen, worauf der Schein beruht, ist die einzig sichere Widerlegung desselben; gleichwohl ist es falsch, zu sagen, der Schein verschwinde allemal, wenn er aufgedeckt wird. In vielen Fällen läßt sich nichts weiter erreichen, als daß man den Schein als solchen erkenne und ihm dadurch seinen wissenschaftlichen Einfluß raube. Im Verkehre des gewöhnlichen Lebens behält der Schein, auch nachdem er als solcher aufgedeckt ist, seine Gewalt; trotz aller Astronomie erscheint uns die Sonne als sich bewegend und die Erde als ruhend, und so in unendlichen andern Fällen.

**Scheingeschäfte, s. Differenzgeschäft.**

**Scheintod** (asphyxia, d. h. wörtlich: Pulslosigkeit) nennt man den Zustand eines organischen Wesens, in welchem die Erscheinungen des Lebens nicht mehr bemerkt werden und dennoch der Lebensproceß selbst noch nicht aufgehört hat, namentlich Fäulniß noch nicht eintritt. Die Symptome des Scheintodes beim Menschen und den höhern Thieren sind folgende: das Gehirn und das übrige Nervensystem, das Herz, die Lunge, das Gefäßsystem scheinen ihre Thätigkeit eingestellt zu haben, indem das Bewußtsein und die Empfänglichkeit der Sinne erloschen sind, die Muskeln keine Bewegungen mehr vollbringen, Athmen, Herz- und Pulsschlag nicht mehr wahrnehmbar sind. Doch finden sich nach Bouchut's Untersuchungen stets noch die Herztöne, wenigstens der zweite, hörbar; wenn diese erlöschen, ist der Tod sicher. Nach Bouchut behalten auch die innern Theile einige Eigenwärme, daher ein in den Magen gebrachter Thermometer (Rasse's Thyanometer) beim wirklich Todten tiefer sinke als beim Scheintodten. Das Hauptkennzeichen des Scheintodes bleibt jedoch das gänzliche Außenbleiben der Fäulniß, so vorhandener, dem Faulen günstiger Außenverhältnisse (Wärme, Luft, Feuchtigkeit). Die Dauer dieses Zustandes ist sehr verschieden und kann bloß aus solchen Fällen gefolgert werden, wo die Lebensäußerungen wieder zurückkehren, während die Anzahl der diesen gegenüberstehenden Fälle, wo der Scheintod in wirklichen Tod unmerklich übergeht, sich gar nicht bestimmen läßt. Beispiele, wo Menschen mehrere Tage für todt gehalten werden mußten, ohne es zu sein, sind nicht wenige vorhanden; andere jedoch, wo dieser Anschein über acht Tage gedauert haben soll, bedürfen noch der Bestätigung. Bisweilen geschieht es, daß, während alle äußerlich wahrnehmbaren (objectiven) Zeichen der organischen Thätigkeit aufhören, dennoch das Bewußtsein und die Empfänglichkeit der Sinne, am öftersten des Gehörs, noch mehr oder weniger fortbestehen und der Wiedererwachte noch Einiges, was um ihn herum geschieht, wahrnimmt. Die innere Ursache des Scheintodes ist zunächst Stillstand des Herzens, bedingt bald durch allgemeine Erregung, namentlich des Nervensystems, wie bei scheintodt Neugeborenen, nach Verblutungen, vom Blitze Getroffenen; oder Unterdrückung der Nerventhätigkeit, wie bei Schlagflüssigen, Ertrunkenen, manchen Erdroffelten und Ertrunkenen; oder Hemmung der Herz- und Lungen- thätigkeit durch Anhalten des Blutumlaufs und abnorme Blutmischung, wie bei andern Fällen von Erdroffeln und Ertrinken und bei Einathmen irrespirabler Gasarten. Eine der wichtigsten Aufgaben der Menschlichkeit wie der medicinischen Polizei ist es nun, wie der Scheintod vom wirklichen Tode zu unterscheiden und das Begraben solcher Scheinleichen zu verhüten sei. In erster Hinsicht steht fest, daß nur die eintretende Fäulniß ein sicheres Merkmal des Todes ist; nachdem das Bouchut'sche Kennzeichen. Vor eingetretener Fäulniß läßt sich jedoch oft durch Zusammenstellen aller andern Zeichen des Todes mit dem bekannten Verlauf der Krankheit (z. B. Schwindsucht) mit völliger Gewißheit aussprechen, daß kein Wiedererwachen möglich ist. In neuerer Zeit hat man das Lebendigbegraben der Scheinleichen, erschreckt durch übertriebene oder romanhafte Berichte in Volksblättern, durch allerlei gesetzliche Maßregeln zu verhüten gesucht, durch Leichenschau (Todtenschau) und das Leichenhaus (s. d.); doch sind diese Maßnahmen, im Verhältniß zu dem unendlich seltenen Vorkommen des echten Scheintodes, durch- aus nicht zu kostspielig und für das Publicum selbst zu schikanös. Die Behandlung des Scheintodes ist ziemlich dieselbe wie die der verschiedenen Verunglückungen (durch Erstickten, Ertrunkenen, Hängen, Erfrieren u. s. w.), indem in letztern Fällen ebenfalls das Bestehen des Lebens noch zweifelhaft ist und daher Versuche, dasselbe anzufachen, angestellt werden. Man wirkt in fol-

den Fällen darauf hin, theils das Nervensystem wieder zu beleben (durch Hautreize, Reiben, Niesmittel, Wärme, Electricität u. s. w.), theils das Athmen wiederherzustellen (durch Lufteinblasen, künstliche Athmung, Luftzufächeln, kalte Anspritzungen auf die Haut, Nies- und Huste-, auch Brechmittel u. s. w.) und dann den Blutkreislauf wieder in Gang zu bringen (manchmal durch Aderlässe). Hierbei kommt es jedoch darauf an, die richtigen für den besondern Fall passenden Mittel auszuwählen, diese nicht zu anhaltend, nicht zu kurz abgebrochen und in der richtigen Reihenfolge anzuwenden und von Zeit zu Zeit auszusetzen, um der Natur selbst zu selbständiger Wirksamkeit Raum zu lassen. Besonders zu berücksichtigen ist noch, daß in den Fällen, wo Scheintod in Folge schon vorhandener Krankheiten eintrat, die Belebung versuche sehr vorsichtig angestellt werden müssen, weil zu starkes Eingreifen der Kunst leicht anderweitigen Schaden stiften kann. Vgl. Bernt, „Vorlesungen über Rettungsmittel beim Scheintode“ (2. Aufl., Wien 1837); Taberger, „Der Scheintod in seinen Beziehungen zum das Erwachen im Grabe“ (Hannov. 1829); Marc, „Über die Hülfe bei Scheintodten“ (Par. 1835; deutsch, Weim. 1836); Rasse, „Die Unterscheidung des Scheintodes vom wirklichen Tode“ (Bonn 1841); Bouchut, „Die Todeszeichen und die Mittel, vorzeitige Beerdigung zu verhüten“ (Par. 1849; deutsch von Dornblüth, Erlang. 1851).

**Scheitern** sagt man von einem Schiffe, wenn es dermaßen auf den Strand oder auf Klippen geworfen wird, daß es durch das Stoßen vollständig zerschellt. Stranden dagegen nennt man dies, wenn das Schiff bei heftigem Sturme auf flach andachendem Ufer festzustehen kommt, in welchem Falle es bei eintretender ruhigerer Witterung durch Entloosung der Ladung, durch Auswerfen des Ballastes, durch Steigen des Wassers, durch eintretende Flut und andere Umstände häufig wieder flott gemacht werden kann. Die Bestimmung der Grenze zwischen Scheitern und Stranden ist häufig Gegenstand des Streits in Havariesachen. — **Schiffbruch** nennt man den Untergang eines Schiffs durch Alter, Sturm, plötzliches Leckwerden, Umschlagen (Kentern) oder Übersegelung in offener See.

**Schelde**, franz. Escaut, bei den Alten Scaldis, einer der bedeutendsten Flüsse Belgiens und der Niederlande, entspringt in dem franz. Depart. Aisne in der Picardie an dem Berge St. Martin, aus einem kleinen See bei dem Flecken Beaurevoir, wird bei Condé schiffbar und mündet bei St.-Antoine in die belg. Provinz Hennegau. Bei Gent erhält er eine beträchtliche Erweiterung theils durch zwei große Kanäle, welche die Verbindung zwischen Brügge, Gent und Antwerpen unterhalten, theils durch die schiffbare Lys. Bei Dendermonde wird er durch die Dendera gestärkt und bei Rupelmonde durch die Rupel, welche aus der Vereinigung der Dyle und der Senne und Kleinen Nethe entsteht. Bei Antwerpen gewinnt der Fluß durch das Hinausfließen des Meeres während der Flut bis über die Stadt eine Breite von 1600 F. und eine Tiefe von 45 F., und da er weiter gegen das Meer hin mehr und mehr an Breite und Tiefe zunimmt, wird er für die Stadt zum geräumigen und sichern Seehafen, der die größten Seeschiffe aufnehmen kann. Vier Meilen nördlich von Antwerpen, in den Niederlanden, theilt sich der Fluß in die Doster- und Westerschelde. Die letztere, Sont genannt, der Hauptfluß, fließt zwischen Staats- oder Holländisch-Flandern und den zeeländischen Inseln und mündet bei Bliessingen in die Nordsee, nach welcher sich auch die Dosterschelde durch die zeeländischen Inseln hindurchwindet. So arme stehen in den Niederlanden mit den Ausflüssen der Maas und des Rhein in Verbindung. Die bedeutendsten Städte an der Schelde, deren Stromlänge 52 M. beträgt, sind in Frankreich: Cambrai, Valenciennes und Condé; in Belgien: Tournay, Dendermonde, Gent, Dendermonde und Antwerpen; in den Niederlanden: Bliessingen an der Wester- und Bergschelde, Zoom an der Dosterschelde. Historisch wichtig ist die Schelde wegen des Rechts ihrer Befahrung, welches die Holländer von 1648–1792 durchführten und nach der Trennung Belgiens wieder, jedoch ohne Erfolg, in Anspruch nahmen.

**Schele von Schelenburg** (Georg Vict. Friedr. Dietr., Freiherr von), hannov. Staatsmann, geb. 1771 zu Schelenburg, stammt aus einer der ältesten Familien des vormaligen Fürstenthums Osnabrück. Er besuchte die Ritterakademie zu Lüneburg und studirte seit 1789 an der Universität zu Göttingen. Im J. 1793 wurde er Auditor bei der Justizkanzlei zu Hannover und in dieser Stellung war er zur Zeit der Errichtung des Königreichs Westfalen. Der Kaiser Hieronymus ernannte ihn zum Gesandten in München und dann zum Mitglied des Senatsraths. Nach der Auflösung des Königreichs Westfalen mußte er im hannov. Dienste tief herabsteigen. Doch durch die Begünstigung seines Oheims, des Ministers Münster, wurde er 1820 Präsident des Obersteuer- und Schatzcollegiums, womit er zugleich die Berechtigung zur Theilnahme an den Verhandlungen der Ständerversammlung erlangte. Ungewöhnlich



position gegen das damalige hannov. Ministerium wurde er doch bei Errichtung des Geh. Collegiums in dasselbe aufgenommen. Als jedoch 1831 der Graf Münster von der politischen Schaubühne abtreten mußte, schien eine höhere Laufbahn ihm verschlossen. Der Tod Königs Wilhelm änderte indessen Alles. Schon am Tage nach seiner Ankunft in Hannover kannte dessen Nachfolger, Ernst August, 29. Juni 1837 S. zum Staats- und Cabinetsminister, der nun sofort die Ständeversammlung vertagte und das Patent vom 5. Juli 1837 (Sog. in Folge dessen das Staatsgrundgesetz von 1833 aufgehoben wurde. (S. Hannover.)) mit Energie mußte er seitdem jene Opposition niederzukämpfen und das neue System zu befestigen. Da er es sich nicht verhehlen konnte, daß die Aufhebung des Grundgesetzes eine sehr populäre Maßregel war, so befolgte er, um das Volk auszuföhnen, die Politik, jene Aufhebung als eine Formstreitigkeit dem Lande darzustellen und durch Concession materieller Vorteile den Verlust der Verfassung verschmerzen zu machen. S. erfreute sich in hohem Grade königl. Gunst und wurde 1838 in den Freiherrenstand erhoben. Er starb 5. Sept. 1844. — Sohn, Freiherr Ludwig Ernst Unico Georg von S. auf Schelenburg, geb. 4. Juli 1816, war Major in der hannov. Armee, dann Landrath der Ritterschaft des Fürstenthums Lüneburg. Mit der Thronbesteigung Georg's V. übernahm er 22. Nov. 1851 die Präsidentschaft des hannov. Gesamtministeriums, sowie die Portefeuilles des Auswärtigen und königl. Hauses. (S. Hannover.) In Folge des Conflicts rücksichtlich der von der ritterlichen Partei geforderten Verfassungsmodification, auf welche S. nur in mäßiger Weise eingehen wollte, machte er 21. Nov. 1853 nebst seinen Collegen dem Ministerium des Herrn Lütken Platz.

**Schelfhout** (Andries), ein ausgezeichnete Landschaftsmaler, wurde 1787 im Haag geboren. Er hatte keinen Lehrer als die Natur, der er bei seinem reichen Talente mit unermüdetem Eifer folgte. S. überraschte zuerst auf der Ausstellung von 1817 mit einer so gediegenen Arbeit, daß sein Ruf sofort gegründet war. Im J. 1819 erhielt er von der Akademie zu Antwerpen einstimmig den Preis für eine Gegend bei Arnheim bei Sonnenuntergang. Auch in 1821 erhielt er bald darauf den Preis. Seine Bilder waren die Zierde jeder Ausstellung und gingen sofort in die Privatsammlungen der Liebhaber über. Berühmt sind des Meisters Windmüllenslandschaften; doch ist er fast noch bedeutender in der Darstellung der grünen Natur. Auch Seestücke und Hafenstücke malt er mit Vollendung. Meistentheils führt er seine mit Sorgfalt gearbeiteten Stücke in kleinern Dimensionen aus; doch hat er auch auf Bestellung größere Gemälde gefertigt. Der Künstler ist noch ununterbrochen thätig und wird häufig auch auf deutschen Ausstellungen angetroffen.

**Schelhorn** (Joh. Georg), der Ältere, Theolog und Literator, geb. zu Memmingen 8. Dec. 1714, studirte von 1712—18 zu Jena und Altdorf und wurde 1725 in seiner Vaterstadt rector an der Stadtschule und Stadtbibliothekar. Im J. 1732 erhielt er die Predigerstelle zu Burach und Hardt unweit Memmingen. Doch schon 1734 erfolgte seine Zurückberufung als Stadtpfarrer nach Memmingen, wo er 1754 Superintendent wurde und 31. März 1773 starb. Sein Hauptwerk, „*Amoenitates litterariae*“ (14 Theile, 8<sup>ter</sup> und 2<sup>ter</sup> Theil. 1725—34; 1—4, 2. Aufl., 1737—38) ist noch jetzt geschätzt und eine Fundgrube literarhistorischer Thatsachen. Er war selbst im Besitze einer schönen Bibliothek, und von den in derselben befindlichen Abdrucken gab er 1738 einen besondern Katalog heraus. Außer vielen theologischen Abhandlungen erschienen von ihm noch „*De antiquissima Latinorum bibliorum editione dialogus*“ (Ulm 1760) und „*Acta historico-ecclesiastica*“ (Ulm 1738). Auch gab er des Cardini „*Liber singularis de optimorum scriptorum editionibus, quae Romae primum prodierunt*“ mit Anmerkungen heraus (Leindau 1761). — **Schelhorn** (Joh. Georg), der Jüngere, zeichnete sich ebenfalls in der Theologie, Literaturgeschichte und Bibliographie aus. In Memmingen 4. Dec. 1733 geboren, studirte er in Göttingen, wurde zuerst Pfarrer in Memmingen, dann in Memmingen Prediger an der Martinskirche und Stadtbibliothekar, 1795 Superintendent und starb daselbst 21. Nov. 1802. Außer vielen der praktischen Theologie anhängigen Schriften erschienen von ihm eine „*Anleitung für Bibliothekare und Archivare*“ (2 Bde., Ulm 1788—91); „*Beiträge zur Erläuterung der Geschichte*“ (4 Stücke, Stett. 1772—75); „*Kleine historische Schriften*“ (2 Bde., Memming. 1788—89).

**Schellad**, s. Rad.

**Scheller** (Immanuel Joh. Gerh.), bekannt durch seine Arbeiten über lat. Lexikographie, geb. 22. März 1735 zu Jhlow, besuchte das Lyceum zu Eisenberg, später die Thomasschule zu Leipzig und widmete sich auf der Universität daselbst den theologischen und mit besonderer Vor-





senfolge dieser Potenzen als nothwendige Evolutionen und Manifestationen des Absoluten aufstellen. Für die Ausführung dieser Aufgabe hat S. durchaus nur fragmentarisch gearbeitet; vorzugsweise eifrig beschäftigte er sich anfangs mit der Naturphilosophie. Seine „Jöcener Philosophie der Natur“ (Epg. 1797; 2. Aufl., Landsh. 1803), die Schrift „Von der Seele, eine Hypothese der höhern Physik zur Erläuterung des allgemeinen Organismus“ (Jena 1798; 3. Aufl., 1809) und der „Erste Entwurf eines Systems der Naturphilosophie“ „Einleitung“ dazu (Jena 1799) folgten rasch aufeinander und belebten das Studium der Natur durch die Aussicht auf die Erkenntniß eines allgemeinen Zusammenhangs aller Naturerscheinungen und durch die Opposition gegen einen geistlosen Empirismus auf eine wohlthätige Weise, so viel sie auch andererseits Veranlassung zu phantastischen Spielereien gaben. Zudem suchte S. in der von ihm herausgegebenen „Zeitschrift für speculative Physik“ und „Neuen Zeitschrift für speculative Physik“ (Jena und Tüb. 1801—3) theils sein Princip der Anwendung desselben näher zu bestimmen. Mit der Philosophie des Geistes befaßte sich in jener ersten Periode nur das „System des transcendentalen Idealismus“ (Jena 1800), welches in seinen Grundzügen sehr deutlich die Abhängigkeit von Fichte verräth und dadurch der eigentliche Schlüssel zum Verständniß der Naturphilosophie ist.

Jena wirkte S. nur kurze Zeit und ging darauf nach Würzburg. Im J. 1808 erhielt er die Stelle eines Generalsecretärs der königl. Akademie der bildenden Künste in München und vom Könige Maximilian Joseph geedelt; im Winter 1820 nahm er auf Anlaß eines Disputats mit dem Präsidenten der Akademie Urlaub und hielt eine Zeit lang in Erlangen Vorlesungen. Im J. 1827 wurde er als ordentlicher Professor der Philosophie und mit dem Titel Geheimrath an die neuerrichtete Universität zu München berufen, später Wirklicher Rath, Vorstand der königl. Akademie der Wissenschaften und Conservator der wissenschaftlichen Sammlungen zu München. Er blieb in dieser Stellung, bis ihn 1841 König Friedrich Wilhelm IV. nach Berlin berief. Die schriftstellerische Thätigkeit S.'s stand mit dieser hohen äußern Stellung und mit den Erwartungen, welche er von der Vollendung seines Systems erregt hatte, in keinem rechten Verhältniß. Einen eigentlich didaktischen Charakter hatten von den Schriften der frühern Periode nur noch das Gespräch „Bruno, oder über das geistliche und natürliche Princip der Dinge“ (Berl. 1802), sowie die „Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums“ (Stuttg. und Tüb. 1803); die übrigen sind meist polemisch. In der Polemik hatte S. schon früher, als er in den J. 1802 und 1803 mit dem Journal für Philosophie herausgab, eine sehr terroristische Sprache geführt und die Angriffe seiner Gegner meist sehr kurz abgefertigt. Am meisten bemüht war S., den Vorwurf der Pantheismuslosigkeit und, was in den Augen vieler Dasselbe war, des Pantheismus von sich abzulehnen, er wenigstens den Begriff des Letztern so zu bestimmen, daß er als eine in religiöser Beziehung bedenkbare Lehre erschiene. In diesem Sinne bestritt er Eschenmayer in der kleinen Schrift „Philosophie und Religion“ (Tüb. 1804); mit größerer Heftigkeit wies er J. H. Jacobi's Vorwurf zurück in dem „Denkmal der Schrift (Jacobi's) von den göttlichen Dingen“ (Tüb. 1812). Mit Fichte hatte er in der „Darlegung des wahren Verhältnisses der Naturphilosophie zur ersten Fichte'schen Lehre“ (Tüb. 1806) sich auseinandergesetzt. Eine größere Bedeutung hatten seine „Philosophischen Untersuchungen über das Wesen der menschlichen Freiheit und die damit zusammenhängenden Gegenstände“, welche S. 1809 in dem ersten und bis jetzt einzigen Bande gesammelter „Philosophischen Schriften“ veröffentlichte. Nach der Veröffentlichung dieser Abhandlung beobachtete S., die Schrift gegen Jacobi und eine kleine Abhandlung „Über die Theorien von Samothrake“ (Tüb. 1816) ausgenommen, mehr als zwei Jahrzehnte hin ein vollkommenes Stillschweigen. Der Enthusiasmus für die Naturphilosophie, der ihn in Jena wie Steffens, Oken, F. von Baader, Windischmann, F. H. Schubert, Schelver, Kieser und vielen Andern begeisterte Anhänger und Mitarbeiter hatte finden lassen, war jetzt erloschen, und auf speculativem Gebiete hatte seit 1820 die Hegel'sche Philosophie eine Herrschaft erhalten, daß man sich daran gewöhnte, die Identitätsphilosophie von der Person ihres Urhebers loszulösen und diesem nur das Verdienst einer Vorbereitung zum „absoluten“ der Hegel'schen Schule zu lassen. Nach Hegel's Tode jedoch, 1832, fing S. wieder an, Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, indem mancherlei Andeutungen laut wurden, daß die Naturphilosophie durch S. abermals eine neue Umgestaltung bevorstehe, und es wurde dieselbe als „positive“, die „geschichtliche“, als das „System der Freiheit“ angekündigt. Als endlich S. nach Berlin übergesiedelt war und vor einem überaus zahlreichen und glänzenden Publikum Vorlesungen über „Philosophie der Mythologie“ und „Philosophie der Offenbarung“





nannte Neue Schloß oder Schlößl wird jetzt als Feuerwachtthurm benutzt. Hierlich ist die einem merkwürdigen Basaltkegel ostwärts der Stadt 1744—51 durch Jesuiten erbaute Marienkirche. S. ist Sitz der Berg-, Forst- und Güterdirection (vormals Oberstkammergramt) für den niederungar. Montandistrict, eines Districtual-Berggerichts und einer blühenden Berg- und Forstakademie. Letztere wurde 1760 von Maria Theresia gestiftet und zählte 4 über 200 Zöglinge, sechs Professoren (Berggräthe), drei Docenten, einen Adjunct, fünf Stenten und besitz eine reichhaltige Bibliothek, ein Forstinstitut, eine instructive oryktognose und geognostische Sammlung, einen physikalischen Apparat, ein Modellcabinet, ein chemisches Laboratorium und botanischen Garten. Die Stadt wurde im 12. Jahrh. gegründet sammt dem ganzen nordungar. Bergdistricte von slandrischen und niedersächs. Colonisten besetzt, welche die Slawen völlig verdrängten. Deutsche Bergwerksgeneralpächter, z. B. die burger Fugger unter Ferdinand I. und später, beförderten die Germanisirung des ganzen districts. Mit dem Ende des 16. Jahrh. aber drängten sich die Slowaken wieder ein, durch außerordentliche Vermehrung und volksthümliche Bestrebungen während der langen Frieperiode des 18. Jahrh. die Stadt mit dem ganzen Bergwerksdistricte fast ganz slowakisirt. Im J. 1690 wurden noch 1872 Mark Gold gewonnen. Von 1740—73 berechnet man Ausbeute an edeln Metallen zu mehr als 70 Mill. Gldn. In der letzten Zeit lieferte der niederungar. Montandistrict jährlich an 1800 Mark Feingold und 42000 Mark Feinsilber an die Münze. Das Montanärar beschäftigt bei dem Berg- und Aufbereitungswesen des schemnitzer Bergwerks an 5000 Arbeiter. Die großartigste bergmännische Unternehmung zu S. ist der Kaiserh. II.-Erbstollen, 8000 Klafter lang, an dessen Vollendung sich die ganze bergmännische Welt von S. knüpft. Die sehenswürdigsten Anlagen befinden sich bei der Vorstadt Windisch, darunter auch eine Sicherheitszünder- und eine Drahtseilfabrik.

Schemyl oder Schamyl (Imam), der Prophet und Sultan der kaukas. Bergvölker, wurde im Aul Himry im Gebiete der tatar. Koissubelinen im nördlichen Daghestan geboren. Feueriger Stolz und ein unbeugsamer Wille zeichneten ihn schon als Knabe und Jüngling. Er machte strenge Studien der arab. Grammatik und Philosophie unter dem Mollah Ischak-ebdin. In religiöser Beziehung neigte er sich ganz der Lehre des Kasi-Mollah zu, einer Vereinerung des Sufismus, welche bald zu einem Bande der Vereinigung unter den verschiedend zerplitterten Stämmen Daghestans wurde. Als 1824 der Aufstand gegen die Russen in Tschermolow losbrach, schloß sich S., der bis dahin als Murid (Geistlicher, Eingeweihter) am Geburtsorte gelebt hatte, mit Kasi-Mollah demselben an. Beide warfen sich, als die Russen unter dem Oberbefehle Rosen's gegen den Koissu siegreich vordrangen, in die Bergveste und erwarteten hier mit ihren Getreuen den Feind. Bei dem Sturme vom 18. Oct. 1831 fiel mit Kasi-Mollah sämmtliche Vertheidiger bis auf den letzten Mann. Nur S., der schwer verwundet auf dem Kampfplatze lag, entging auf wunderbare Weise dem Tode. Der Ruf der Rettung, in dem S. bereits bei seinen Landsleuten stand, wurde durch diese Rettung nur noch lauter, sodaß er, als Hamssab-Bei, der Nachfolger Kasi-Mollah's, 1834 durch Meuchelmord zum Häupte der Sekte gewählt wurde. Er war von nun an unablässig bemüht durch die Obmacht religiöser Begeisterung die Bergvölker Daghestans (Tschetschenen, Kumücken u. s. w.) trotz der Sprach- und Stammesverschiedenheit zu einer gewissen Einorganisation, und bildete mit Talent und Energie eine Art theokratischen Staatswesens, in Kriegssystem aus, das sich besonders seit 1839 in den ununterbrochenen Kämpfen gegen die Russen bewährt hat. Sein erster Gegner war der General Grabbe, welcher 11. Juni vor der Bergveste Achulgo, der damaligen Residenz S.'s, erschien, dieselbe aber erst nach heftiger Gegenwehr mit mörderischem Sturme 22. Aug. zu nehmen im Stande war. S. entkam glücklich auf eine von ihm nie aufgeklärte Weise und wußte diese abermalige wunderbare Rettung, sowie überhaupt die ganze Niederlage nur zur Befestigung seiner Macht und Ausbreitung seiner Lehre zu benutzen. Er nahm seine Residenz in der Bergveste Dargo, schlug Mai 1842 die anstürmenden Russen mit furchtbaren Verlusten zurück und fiel hierauf 1843 in das den Russen unterworfenen Awarerland ein. Mit der Ernennung Woronow zum Statthalter vom Kaukasus 1844 erhielt der Krieg gegen die Bergvölker allerdings eine für die Russen etwas günstigere Wendung. Dennoch vertheidigten sich die von S. entworfenen, meist von ihm persönlich, in neuerer Zeit auch von seinen Statthaltern (Naibs) geleiteten Bergvölker noch immer mit Erfolg und brachten den Russen in jedem Feldzuge große Verluste bei. Obgleich Dargo 1845 mit ungeheuern Opfern genommen worden, brach S. 1846, von Krongorw eben mächtige Vorbereitungen zu einem neuen Feldzuge traf, mit kühnem Unge-



id, ohne welchen der aufrechte Gang unmöglich sein würde. Beim Manne convergiren die Schenkel mit ihren untern Enden weniger als beim Weibe. Verkrümmungen der Schenkel sehr häufig theils nach der Englischen Krankheit, theils nach Brüchen, denen diese Knochen ausgesetzt sind; auch ist der Knochenfraß eine besonders am Unterschenkel häufig beobachtete Krankheit. — In der Mathematik nennt man Schenkel die beiden geraden Linien, die einen Winkel bilden.

Schenkendorf (Max von), deutscher Dichter, geb. 11. Dec. 1783 oder 1784 zu Königsberg in Preußen, war der Sohn eines preuß. Offiziers. Einige gebildete Familien seiner vaterländischen Provinz, die ein religiöses Gemüthsleben verband, öffneten dem heranreisenden Jüngling ihre Kreise, und die Eindrücke, die er hier empfing, gaben seinem Geiste die Richtung zum Sittlich-Religiösen. Einwirkungen der romantischen Dichterschule, besonders die Schriften von Novalis und Jung-Stilling, kamen später hinzu. Nachdem er in Königsberg Kameralwissenschaften studirt und 1805 die Landwirthschaft praktisch erlernt, trat er als Referendar in die Regierung zu Königsberg ein. Die Gelegenheit, die sich ihm hier zu mannichfaltiger Erweiterung seines Wissens bot, blieb nicht unbenutzt. Im J. 1812 ging er nach Karlsruhe, wo er seine Braut wenige Monate zuvor mit Frau von Krüdener begeben hatte, und verheiratete sich hier mit ihr. Der Aufruf des Königs von Preußen zum Kampfe gegen Frankreich riss ihn aus dem häuslichen Glücke, das durch die Freundschaft des Jung-Stilling'schen Hauses gesichert worden war. Er folgte dem Heere, erhielt nach dem Frieden eine Anstellung als Regierath zu Koblenz, starb aber in Folge eines Brustübels 11. Dec. 1817. Einen bedeutenden Namen erwarben ihm seine „Christlichen Gedichte“ (1814) und die „Gedichte“ (Stuttg. 1817), welche, größtentheils während der Kriege entstanden, schon vorher unter seinen Freunden und Bekannten weite Verbreitung gefunden hatten. Er ist unter den Dichtern der sogenannten Befreiungskriege derjenige, welcher am meisten auf positiv-christlichem Boden steht und eine christliche Beziehung auf das Mittelalter zurückweist, wie er z. B. überall die Herstellung des kaiserlichen Reichthums fodert. Eine allseitigere Würdigung seines tiefen Gemüths und seines edeln lyrischen Talents wurde möglich, seit sein „Poetischer Nachlaß“ (Berl. 1837) und seine „Sämmtlichen Gedichte“ (Berl. 1837) erschienen.

Schenkung (donatio) heißt ein Vertrag, wodurch Jemand einem Andern etwas von dem Seinigen, ohne eine Gegenleistung dafür zu bedingen, überläßt, speciell das unentgeltliche Gegebenen einer Sache. Die Schenkung hat einen sehr verschiedenen Charakter, je nachdem sie sogleich die Überlassung der geschenkten Sache vollzogen wird, oder der Schenkgeber (donator) verspricht, in der Zukunft dem Beschenkten oder Schenknehmer (donatarius) etwas zu geben. Eine Abart der letztern ist die Schenkung auf den Todesfall (donatio mortis causa), wobei der Schenkgeber das Eigenthum der Sache auf Lebenszeit behält und der Beschenkte solches erst nach dem Tode des Schenkgebers erhalten soll. Es gehört diese Art der Schenkung zu den Testen-Willensverordnungen und steht in den wesentlichsten Punkten einem Testamente gleich. Von der Schenkung im engeren Sinne, welche bei Lebzeiten beider Theile vollführt werden soll (donatio inter vivos), hat sie vornehmlich das, daß auch sie nicht obligatorisch angesehen wird, wenn der Beschenkte sie nicht angenommen hat. Sie muß gewöhnlich wenigstens fünf Zeugen errichtet werden, und der Schenkgeber muß das Recht haben, ein Testament zu errichten. Bei der Schenkung unter den Lebendigen ist unentgeltliche Überlassung das unterscheidende Merkmal. Es kann indeß auch ein Geschenk gegeben werden zu einem bestimmten Zwecke (sub modo), welchen der Beschenkte zu erfüllen schuldig ist und wozu er in Folge genöthigt werden kann, oder auch um frühere Dienste zu belohnen (donatio remuneratoria). Zu dem Wesen der Schenkung gehört die Absicht, dem Andern ohne Gegenleistung zuzuwenden (animus donandi), und wer dem Andern etwas gibt, nicht um ihm etwas zu verschulden, sondern in der Meinung, daß er es ihm schuldig sei, kann das aus Irrthum Gegebene (indebitum) zurückfordern, und die Gesetze halten es für Unrecht, etwas als Zahlung einer Schuld anzunehmen, wissend, daß man es nicht zu fordern habe. Wer aber etwas gibt und weiß, daß er nicht schuldig sei, macht damit ein Geschenk und kann es nicht zurückfordern. Schenkungen über eine gewisse Höhe, nach röm. Rechte von 500 Solidi, was die gemeinrechtliche Praxis auf 100 Dukaten annimmt, müssen in der Regel gerichtlich insinuirt werden. Die Schenkungen unter Lebenden sind der Regel nach unwiderruflich, wovon nach röm. Rechte jedoch Ausnahmen bestehen, wenn der Schenknehmer sich einer großen Undankbarkeit schuldig macht, dem Schenkgeber Verleumdungen oder beträchtliche Beschädigungen seines Vermögens zuzieht oder ihn in Lebensgefahr bringt. Zum Wesen des Schenkungsvertrags gehört auch die Annahme von Sei-





er erhielt er an Verignon's Stelle den Oberbefehl der Armee an den Pyrenäen. Wenn die Truppen gänzlich desorganisirt waren, mußte er sich in der Defensive halten und den Kampf meiden. Indessen errang er 13. und 14. Juni über die Spanier einige Vortheile an der Glus und verschaffte sich hierdurch Lebensmittel. Nach dem Frieden zu Basel trat er an die Spitze der Armee in Italien. Zwar besiegte er den Feind 21. Nov. bei Loano; doch vermochte er den Erfolg gehörig zu benutzen, noch das elende Heer in Stand zu setzen, sodaß er 23. Febr. 1796 das Commando an Bonaparte abtreten mußte. Im Juli 1797 übergab ihm das Directorium das Ministerium des Krieges, das man ihm aber 21. Febr. 1799 wieder abnahm, weil er für den Armeebedarf nachlässig sorgte. Er ging jetzt abermals als Oberbefehlshaber nach Italien, wo er Joubert ersetzte. Seine Angriffe auf die Östreicher unter Kray, die Verona in seine Hände bringen sollten, waren vergebens. Er mußte sich hinter den Mincio und Oglio zurückziehen, und seine Lage verschlimmerte sich noch mehr, als Suworow 17. April die Vereinigung der Russen und Östreicher ausführte. Unter solchen Umständen trat er nun das Commando an Moreau ab und entging nur durch die Revolution vom 18. Brumaire der gerichtlichen Verfolgung. Er starb auf seinem Landgut Chauny in Zurückgezogenheit 19. Aug. 1804. Im Jahre 1799 ließ er einen „Précis des opérations militaires de l'armée d'Italie, depuis le 21 ventôse jusqu'au 7 floreal de l'an VII“ (Par. 1799) erscheinen.

**Scherif**, im Arabischen so viel als erhaben, heilig, ist bei den Mohammedanern der Titel nachkommen Mohammed's durch seine Tochter Fatime, die auch den Titel Emir führen.

**Scherz** (Thom. Ignaz), verdienter Schulmann, geb. 15. Dec. 1801 in Hohenrechberg in Württemberg, widmete sich dem Lehrerberuf, wurde, nachdem er ein halbes Jahr lang als Elementarlehrer an einer Dorfschule thätig gewesen, 1821 Taubstummenlehrer in Gmünd, verließ sich hier an der neuerrichteten Blindenanstalt auch im Blindenunterrichte und folgte 1825 auf Rufe an das Blindeninstitut zu Zürich, wo er sich als Lehrer auszeichnete. Auch trat er für die ref. Kirche über. Durch Schriften und mündliche Belehrung war er für die Verbesserung der Volksschulen im Canton thätig. Das Taubstummeninstitut zu Zürich verdankt ihm seine Gründung. Seit Ende 1830 und namentlich seit er 1831 Cantonsbürger geworden, nahm er an den öffentlichen Angelegenheiten lebhaften Antheil, indem er sich der radicalen Partei anschloß. In dem letztern Jahre in den Erziehungsrath gewählt und mit dem Entwurfe eines neuen Volksschulgesetzes beauftragt, wurde er von da an der hauptsächlichste Leiter und Vertreter der Volksschulreform, zumal als er 1832 zum Director des neuerrichteten Schullehrerseminars in Rüschingen ernannt worden war. Durch seine politisch- und kirchlich-radicalen Ansichten, die er in politischen Zeitungen und in dem von ihm redigirten „Pädagogischen Beobachter“ verbreitete, durch die hauptsächlich von ihm vermittelten durchgreifenden Umgestaltungen der Volksschulen, durch sein Bestreben, der Volksschule neben der Kirche eine selbständige Stellung begründen, zog er sich zahlreiche Gegner zu, was nach dem Sturze der radicalen Partei 1839 seine Entlassung zur Folge hatte. Die von ihm durchgeführten Reformen im Schulwesen wurden jedoch selbst während der kurzen Herrschaft seiner politischen Widersacher in ihrem wesentlichen Bestande aufrecht erhalten. Seitdem lebte er ohne öffentliches Amt erst bei Gmünd, dann seit 1843 auf seinem Landgute zur obern Hochstraße im Thurgau, mit praktischer Pädagogik und schriftstellerischen Arbeiten beschäftigt. Er zeichnete sich in seinem Wirken durch unermüdete Thätigkeit, Muth, Charakter, scharfe Auffassungsgabe und Geschäftsgewandtheit aus. Er schrieb mehrere Schulbücher, z. B. „Elementarsprachbildungslehre“ (Zür. 1831); „Gefasste deutsche Schulgrammatik“ (Zür. 1834); „Der Bildungsfreund, ein Lesebuch“ (Zür. 1835; 3. Aufl., 1845); „Handbuch der Pädagogik“ (Bd. 1—3, Zür. 1839—46); „Beobachtungen, Bestrebungen und Schicksale während meines Aufenthalts im Canton Zürich vom J. 1825—39“ (St. Gallen 1840); gemeinschaftlich mit seinem jüngern Bruder Hermann S.: „Gemeinsame Geschichte der religiösen und philosophischen Ideen“ (Schaffh. 1840 fg.) und „Freundlicher Wegweiser durch den deutschen Dichterwald“ (Winterth. 1848).  
**Rechterer**, 1848 und 1849 Mitglied der zweiten Kammer der württemberg. Stände, später Winterthur bei Zürich lebend, verfaßte außer einigen Romanen und mehreren kleineren humoristischen Inhalts eine „Allgemeine Geschichte der Literatur“ (2 Thle., Stuttg. 1848) und eine „Geschichte deutscher Cultur und Sitte“ (Lpz. 1852—53).

**Scherz** (Jos. Georg), deutscher Alterthumsforscher, geb. 1678 zu Strassburg, studirte hier in Halle, wo er 1702 Professor der praktischen Philosophie, 1711 Professor der Rechte wurde und 1754 starb. Er gab nach Schilter's Tode dessen „Thesaurus antiquitatum Tentonia“ (3 Bde., Ulm 1727) heraus und besorgte auch die neue Ausgabe von dessen „Codex

*juris feudalis Alemanniae*" (Straßb. 1728). Das von ihm gesammelte „*Glossarium Germanicum medii aevi, polissimum dialecti Suevicae*" wurde von Oberlin (f. d.) vervollständigt herausgegeben (2 Bde., Straßb. 1781—84).

**Scherzo** (ital.) heißt der scherzende und neckende Satz eines größern Instrumentalen Stückes, z. B. einer Sonate, Symphonie, eines Quartetts u. s. w., welcher seit Beethoven feststehenden Theil der Symphonie ausmacht und an die Stelle der Menuet getreten ist. Sonders ausgezeichnet ist Beethoven in dem humoristischen Scherzo.

**Scheuffelin** oder **Scheuffelein** (Hans), ein geschätzter altdeutscher Maler, war der eines Kaufmanns, der sich 1476 von Nördlingen nach Nürnberg wendete, und soll in la Stadt um 1490 geboren worden sein. Er besuchte die Schule Albrecht Dürer's, mit d auch in seinen Zeichnungen viel Ähnliches hat. Wegen seiner vortrefflichen Arbeiten er 1515 in Nördlingen das Bürgerrecht. Nachher soll er in Folge einer Einladung des R Nürnberg dorthin zurückgekehrt, jedoch in Nördlingen um 1540 gestorben sein. In Nörd finden sich von ihm noch einige Werke, namentlich Altartafeln, die Grablegung Christi lend, die er unter Dürer's Aufsicht ausführte, und auf dem Rathhause, al fresco und in schem Costüm gemalt, die Belagerung von Bethulia nach dem Buche Judith. Die mün Galerie besitzt von ihm eine Grablegung des Johannes. Seine Darstellungsweise hat v der seines Lehrers, geht aber in Zeichnung und Farbe schon ins Handwerksmäßige und lose über und steht hier und da selbst der Caricatur nahe. Er ist auch als Holzschnitzer berühmt; jedoch ist man nicht einig über Das, was er eigenhändig verfertigt hat. Sein Hans S., war ebenfalls Maler und ließ sich in Freiburg nieder.

**Scheune** oder **Scheuer** heißt ein landwirthschaftliches Gebäude, in welchem die Stre Hülfsfrüchte aufbewahrt und entkörnt werden. Sie muß stets eine etwas erhöhte u Lage haben, um vor stehender Nässe geschützt zu sein. Außerdem ist noch bei ihrer Erl Rücksicht auf Luftzug und innere zweckmäßige Eintheilung der Bansen zu nehmen. Die theile einer Scheune sind: 1) die Tenne, zum Entkörnen der Früchte dienend; 2) die große Räume zu ebener Erde neben der Tenne, worin die Strohfrüchte aufbewahrt; 5) die Emporscheune, welche sich über der Tenne und den Balken hinzieht und zur Auf rung der noch unentkörnten Früchte, später auch zur Aufbewahrung des Strohs dient. I land hat man auch bewegliche Scheunen, die aus einer mit Bohlen gebielten Tenne, wänden von Bretern und einem Schilfdache bestehen und mit Rädern versehen sind, al zum Ausbruch, nicht zur Aufbewahrung dienen.

**Scheuren** (Kaspar), ausgezeichnetes Landschaftsmaler der düsseldorfer Schule, gel zu Aachen, bildete früh sein bedeutendes Talent für die praktische Auffassung d schaftlichen Natur aus. Im Unterschiede von den meisten düsseldorfer Meistern liebt i Fernen, schöne Linien, klare Lüfte und heiteres Farbenspiel. Mit Leichtigkeit weiß er die zu behandeln und seine reichen Ideen auf die Leinwand überzutragen, welche Gewand bisweilen selbst zur Flüchtigkeit und zum Mangel an gebiegender Durchbildung verleite züglich meisterhaft ist sein Laubwerk mit der lockern Zeichnung, das man im Winde sp sehen glaubt. Nicht minder trefflich behandelt er Luft und Wolken. Seine Stoffe entni zumeist der heimischen Natur, obwol er auch die südlische Landschaft auf einer Reise i italien auffassen und darstellen lernte. Zu seinen ausgezeichnetsten Bildern gehören sichten der Burg Stolzenfels und des Schlosses Egloffstein in Franken. Ein hoher Fa und ein eigenthümlicher Zauber glänzender Tages- oder Morgenbeleuchtung liegt a Bildern, die meistens durch eine entsprechend gewählte Staffage noch lebendiger wir gleich ist S. als Aquarellist und Arabeskenzeichner nicht minder rühmensewerth, da hie leichte, sichere Hand und reiche Phantasie ihn besonders unterstützen. Auch mit der R weiß er trefflich umzugehen, wie ein von ihm herausgegebenes Heft beweist. Unter seine rellen sind einige, in denen er in geistreicher Weise aus Dichtungen von Shakspeare, und Schiller geschöpft, sowie verschiedene Balladenstoffe behandelt hat. S. ist Mitg düsseldorfer Akademie.

**Scheveningen**, ein Fischerdorf in der niederländ. Provinz Südholland, eine Stun westlich vom Haag, wohin eine schöne, breite Allee und ein Kanal führt, dicht am Meer ersten Reihe der Dünen, zählt 6000 E., mit alterthümlicher Sitte und Tracht und fa von der Fischerei lebend, eine Drangerie, Wasserkünste und einen königl. Pavillon. Im wurden hier, in der Nähe der schönen alten Kirche, auf Kosten der städtischen Regier Haag, ein prächtiges Badehotel erbaut und andere elegante Einrichtungen getroffen, w



inem der ersten Seebäder an der Nordsee auf dem Continente erhoben haben. Sie wirken anders kräftig in Folge einer vorliegenden Bank, welche einen sehr starken Wellenschlag verursacht. Auf der Höhe von S. gewann die engl. Flotte unter Mont 8. Aug. 1653 einen Sieg über die holländische unter Tromp, in welcher Lepterer fiel.

**Scheyern**, im Landgericht Pfaffenhofen von Oberbaiern, ist die Stammburg der berühmten Grafen von Scheyern, die 1108, wo sie ihre Burg in ein Kloster umwandelten, ihren Sitz an der Wittelshach verlegten und sich nun nach der neuen Burg Grafen von Wittelshach (s. d.) nannten. Arnulf von S., dem schon nach seines Bruders Eberhard Vertreibung und seines Vaters Berthold Tode 947 das Herzogthum Baiern hatte zufallen sollen, mußte Kaiser Otto's I. wider, Heinrich, weichen, legte sich aber den Titel eines Pfalzgrafen von Baiern bei. Erst Nachkomme Otto von Wittelshach gelangte 1180 in den Besitz des Herzogthums Baiern und wurde der Stammvater des jetzigen Königshauses Baiern. Das Kloster wurde 1830 aufgelassen und verkauft, später aber von König Ludwig wieder angekauft, neu eingerichtet, reichdotirt und zur Gruft des königl. Hauses bestimmt, worauf 1. Nov. 1838 die Benedictiner Mönche unter großer Feierlichkeit ihren Einzug hielten.

**Schiavone (Andrea)**, eigentlich **Andrea Medola**, ein ausgezeichnete Maler der venetian. Schule, wurde 1522 zu Sebenico in Dalmatien geboren und entlehnte wahrscheinlich von dieser Stadt seinen Beinamen. Er machte seine ersten Studien nach den Kupferstichen des Parmigianino, studirte hierauf die Werke des Giorgione und Tizian und suchte die Grazie des Correggio und das Colorit des Leptern zu vereinigen. Eigenthümlich sind ihm die großen Massen, die hellen und dunkeln Töne und ein weicher, saftiger Pinsel. Indessen vermißt man an seinen feurigen Werken die Genauigkeit der Zeichnung. Er starb zu Venedig 1582. Die meisten seiner Werke finden sich in Venedig, dann im übrigen Italien und in Frankreich; auch bewahren deren einige deutsche Galerien, z. B. die zu Dresden zwei Heilige Familien und einen Christus, gehalten von Joseph von Arimathia und dem Engel.

**Schibboleth** (hebräisch), eigentlich Kornähre, nennt man ein Wort oder eine Ausdrucksweise, wodurch Jemand verräth, daß er nicht der Partei angehöre, welcher er sich zuzählt. Der Ausdruck schreibt sich zufolge der Erzählung im Buche der Richter aus den Zeiten der Richter, wo die Ephraimiten, als sie von den Gileaditern geschlagen waren, durch Verleugnung ihrer ephraimitischen Abkunft dem Tode zu entgehen suchten. Die Gileaditer aber ließen jeden wichtigen das Wort Schibboleth aussprechen; dieses konnten die lispelnden Ephraimiten nicht; sie sprachen es Sibboleth aus, verriethen sich und wurden erschlagen.

**Schicht (Joh. Gottfr.)**, ein musikalischer Theoretiker und Kirchencomponist, geb. 29. Sept. 1746 zu Reichenau bei Zittau, der Sohn eines armen Leinwebers, besuchte das Gymnasium zu Zittau, wo er den Unterricht des Organisten und Musikdirectors Joh. Zrier im Klavier- und Orgelspiel genoß, und bezog 1776 die Universität zu Leipzig, um die Rechte zu studiren. Auf Rathen aber widmete er sich ganz der Musik. Er besaß besonders viele Fertigkeit und Umfang der Stimme und bildete sich nach und nach zum vorzüglichen Gesanglehrer aus. Im Jahr 1785 zum Musikdirector bei dem Großen Concert in Leipzig erwählt worden, vertretete er sich mit Dem. Waldesturla, die als Concertsängerin daselbst angestellt war, und erwarb noch 1785 auch die Stelle eines Organisten an der Neukirche. Im J. 1810 ward er Cantor an der Thomasschule und Musikdirector an den beiden Hauptkirchen zu Leipzig. Er verlegte jetzt großen Fleiß auf die Bildung des ihm untergebenen Chors und die Ausarbeitung von Kirchencompositionen. Unter seinen theoretischen Schriften sind die „Grundregeln der Harmonie, nach dem Verwechslungssysteme“ (Lpz. 1812) vorzüglich hervorzuheben. Seine Compositionen zeichnen sich durch Gründlichkeit und Reinheit des Satzes, gehörige Oekonomie und Kenntniß der Instrumentirung aus. Von seinen frühern Compositionen sind, außer den Opern Dratorien von Rossini: „Die Feier der Christen auf Golgatha“ und „Die Gesetzgebung auf Sinai“, und den zwei Cantaten von Rossini und Zändendorf: „Preis der Dichtkunst“ und „Ewiges Glück“, wenige bekannt geworden. Aus der zweiten Periode seines Lebens stammen sein treffliches „Te Deum“ nach Klopstock und ein anderes mit deutscher Parodie (zur Feier der Universität Leipzig 1809), sowie sein bestes Werk: „Das Ende des Gerechten“, von Rossini. Die Chöre dieses Dratoriums sind seine ausgezeichnetste Arbeit, und vergebens versucht er in zu weit vorgerücktem Alter dasselbe durch ein anderes Dratorium, „Die letzten Stunden des Erlösers“, von Kunath, an Kraft und Glanz zu überbieten. Außer noch einigen Compositionen des „Te Deum“, mehrten Wissen mit und ohne Orchesterbegleitung hat S.



schicksal aus dem Felde der Träume auf den Boden der Wirklichkeit und ihrer psychologischen Zusammenhänge übersiedelt hat.

Schicksalstragödie nennt man eine Tragödie, die das tragische Leid des Helden auf die Wirkung einer höhern göttlichen Macht baut. In diesem Sinne ist die gesammte Tragik der Schicksalstragödie und die berühmteste Schicksalstragödie ist der Sophokleische „Oedipus“ (Tragödie.) Bei den Alten ist die Schicksalstragödie vollkommen berechtigt; sie hängt mit ganzen Schicksalsglauben der griech. Religion zusammen. Eine Verirrung dagegen ist es, in neuerer Zeit einzelne Dichter es versucht haben, die tragischen Motive von einer äußern überthätigen Macht abzuleiten; denn unserm Glauben und Denken fehlt für Motive dieser Art jeder Anhalt. Schiller in der „Braut von Messina“ hat für diese Verirrung aus mißverständlicher Nachahmung der Antike den ersten Anstoß gegeben; Müllner, Grillparzer, Houwald haben diese Schicksalsidee zur sinnlosen Caricatur verzerrt. Platen zog in der „Verhängnißvollen“ gegen diese Verirrung glänzend zu Felde und schien ihr den Todesstoß gegeben zu haben. Offen hat Otto Ludwig im „Erbförster“ sich wieder derartigen Schicksalsmotiven genähert. Schidone oder Schedone (Bartolommeo), ein Maler von Modena, wird zur Schule der Caracci (s. d.) gerechnet, obwohl sich namentlich in seinen frühern Werken ein entschiedenes und vorwühendes Studium des Correggio erkennen läßt. Er wurde 1559 geboren und starb 1615 Hofmaler des Herzogs Ranuzio zu Parma. In seinen ersten unter dem erwähnten Einfluß gefertigten Werken blieb er an Weichheit und Zartheit hinter seinem Vorbild zurück, entfaltete doch Anmuth und Reiz genug, um den Zeitgenossen des höchsten Ruhms werth zu erscheinen. Die spätern Bilder seiner Hand zeugen von einer größern Hingabe an die Natur und von einer derbere, kräftigere Auffassung. Sie sind jedenfalls die interessanteren. Die Mehrzahl befindet sich im Museum zu Neapel, andere finden sich in den Kirchen Italiens. Doch ist das Land auch nicht arm daran, und die Galerien von Petersburg, Paris, München, Wien, Berlin und Dresden haben deren aufzuweisen. Im Wettstreit mit Abati malte er 1604 im Saal des Municipalpalastes zu Modena eine Reihe von Frescobildern in frischer blauer Farbengebung. Der Künstler soll der Leidenschaft des Spiels ergeben gewesen sein und durch seinen Tod beschleunigt haben.

Wiedam, eine Stadt in der niederländ. Provinz Südholland,  $\frac{3}{4}$  M. östlich von Rotterdam an der Mündung der Schie in die Maas, zählt 12000 E., welche vorzüglich große Genever- und Wachholderbranntweimbrennereien unterhalten, außerdem aber auch mit Bleiweißfabrikation, Seilerei, Schweinezucht, Heringsfischerei, Butter- und Käsehandel beschäftigt sind. Wiedsrichter und Schiedsgerichte. Wenn zwei in einem Rechtsstreite miteinander streitende Personen sich dahin einigen, zur Entscheidung des Streits einen oder mehrere unparteiische Männer zu wählen, deren Aussprüche sie sich im voraus entweder unbedingt oder mit eventueller Berufung an die ordentlichen Gerichte unterwerfen, so nennt man dieß ein Schiedsgericht, die mit einem solchen Ausspruche Beauftragten Schiedsrichter. Besonders in kaufmännischen und andern geschäftsmännischen Streitsachen kommen dieselben häufig vor. Das Gebräuchliche ist dann, daß jede der beiden Parteien einen Schiedsrichter ernennt und diese sich über die Wahlung eines Dritten, als sogenannten Obmanns, einigen. Bei manchen neuern gesellschaftlichen Associationen, z. B. Assurancegesellschaften, Actiengesellschaften u. s. w., hat man in den Statuten diese Art von Entscheidung für entstehende Streitfälle unter den Theilnehmern festgesetzt. Eine besondere Art der Schiedsgerichte sind die Austrägalgerichte (s. d.). Außer verschieden hiervon ist das Institut der Schiedsmänner, ein Schiedsgericht, wie es im Dec. 1826 in Preußen besteht. Diese Schiedsmänner nämlich sind vom Staate angeordnete Personen, welche den Auftrag haben, Parteien, die sich an sie wenden, im Wege der Güte einen Vergleich zu vereinigen und dadurch von der Betretung des förmlichen Rechtswegs abzuhalten. Die von ihnen bewirkten Vergleiche haben die Kraft eines gerichtlichen Urtheils. Einen mehr richterlichen, doch ähnlichen Charakter haben die Friedensgerichte in England und Frankreich. Über die Schiedsgerichte der Römer s. Arbitr.

Schiefe Ebene heißt eine der sogenannten einfachen Maschinen oder mechanischen Potenzen, welche als Grundelemente aller beweglichen Constructionen anzusehen sind. Im strengern Sinne des Wortes gibt es außer der schiefen Ebene nur noch eine solche einfache Maschine, nämlich den Hebel (s. d.), auf welchen das Wellrad und die Rolle sich zurückführen lassen. Liegt ein Körper unbefestigt auf einer geneigten Fläche, so wird dessen eigenes Gewicht sowie jeder auf ihn ausgeübte Druck in zwei Theile zerlegt, wovon der eine als Druck gegen die Fläche





werden, weil sie stets in Form eines lat. S stattfinden, da der Ausbiegung nach rechts eine tiefer unten befindliche sogenannte Compensationskrümmung nach links entspricht, umgekehrt. Diese Wirbelsäulenkrümmungen, auch unter dem Namen hohe Schulter und im Grade als Buckel, Buckeligsein bekannt, entstehen theils aus wirklichen organischen Veränderungen der Wirbelknochen, so namentlich häufig im Jugendalter die winkelige Knickung der Säule (meist nach vorn als sogenannte Kyphosis) im Gefolge von Entzündung, Verwundung und Zerstörung der Wirbelkörper (die chronische Wirbelentzündung und Wirbeltuberculose auch als Spondylarthrocace oder Pott'sche Wirbelkrankheit bekannt). In andern seltenen sind Krankheiten der Muskeln oder Bänder der Wirbelsäule Schuld an dem Krümmen, in noch andern eine Unmöglichkeit, das Gleichgewicht des Körpers anders als durch diese Rückenhaltung zu behaupten: z. B. wenn Jemand immer eine schwere Last auf dem Rücken trägt, wie manche Kinder mädchen ihren Pflegling, oder wenn der eine Fuß zu kurz, steif oder beim Auftreten schmerzhaft ist. In den allermeisten Fällen aber (und sogar in den hier erwähnten mit) ist das Schiefwerden (die Wirbelsäulenverkrümmung) eine Folge schlechter Körperhaltung, von einer absichtlich, obschon oft nur aus halber Überzeugung Laune, Bequemlichkeit, Mißbehagen, Schwächegefühl u. s. w. angenommenen falschen Haltung der Wirbelsäule. Diese sogenannte Gewohnheitskoliose findet sich am häufigsten bei Kindern, welche auf einem Beine (meist dem linken) zu stehen lieben, und bei jungen Leuten, welche im Sitzen, beim Schreiben, Nähen, Sticken u. s. w. aus Ermüdung die linke Schulter sinken lassen und die rechte hinauskrümmen. Solche Kinder sind zugleich auch meistens schwach, blutarm, bleichsüchtig und stubensiech. Die Verhütung und (in den ersten Stadien) die Heilung dieser Verkrümmungen ist weit mehr Sache der Erzieher und Ältern als der Ärzte, welche den erstern nur rathend zur Seite stehen und die allgemeine Blut- und Muskelreinheit durch Stärkungsmittel (frische Luft, kalte Begießungen und Bäder, Turnen, fleischreiche Nahrung und bisweilen Stahlmittel oder andere Tonika) verbessern können. Gegenüber muß das Kind täglich und stündlich zu Hause und in der Schule nicht nur ermahnt werden, die richtige Körperhaltung einzunehmen (was allein nicht viel hilft, weil die Pädagogen bald verlernen, welches die richtige Haltung ist), sondern mittels Drücken auf Schulter- und Rücken u. s. w. in die richtige Stellung gebracht werden, bis es wieder lernt, diese von selbst zu behaupten. Bedeutendere, durch Zurechthebringen nicht mehr gerade zu richtende Wirbelsäulenverkrümmungen sind den orthopädischen Heilanstalten (s. Orthopädie) zuzuwenden. Auch schwerer erkannte Fälle bedürfen noch jahrelang, eigentlich zeitlebens, einer ärztlichen massigen Behandlung und Aufsicht, theils um eine anmuthigere und wenig anstrengende Haltung und Bewegung des Körpers einzuüben, theils um den schädlichen Rückwirkung der Verkrümmung auf innere Eingeweide (Gefäßstämme und Herz, Lungen und Luftröhren, Gedärme und andere Baucheingeweide) fortwährend entgegenzuarbeiten. Vgl. „Grundsätze der wissenschaftlichen Orthopädie“ (Berl. 1852); Bishop, „Untersuchung der Deformitäten des menschlichen Körpers“ (Lond. 1852; deutsch von Bauer, Stett. 1853).

**Schielen** (strabismus) nennt man diejenige fehlerhafte Stellung der Augen, bei welcher die Sehachsen beider Augen nicht in gleicher Richtung zusammentreffen, sodaß das eine Auge einen andern Punkt sieht als das andere. Die nächste Ursache des Schielens ist fehlerhafte Tätigkeit der Augenmuskeln, indem einer derselben entweder sich nicht an der richtigen Stelle des Augapfels oder der Augenhöhle ansetzt, oder sich fortwährend zu sehr verkürzt, sei es durch willkürlich angenommenen übeln Gewohnheit (einer der häufigsten Fälle), oder weil er durch krankhaften contrahirtem oder sein Antagonist in erschlafte Zustand sich befindet. Meist ist solcher krankhafter Zustand nur an einem Auge statt, seltener an beiden, sodaß dann das gesunde, wenigstens abwechselnd, schielen. Wenn der Augapfel aus krankhaften Ursachen (Zugung mehrerer Augenmuskeln) in einer einzigen Stellung festgehalten ist, die er nicht verlassen kann, so entsteht das sogenannte Schiefsehen (luscilas), welches man gewöhnlich als Schielen, wobei das kranke Auge den Bewegungen des gesunden noch folgt, als vertheilt betrachtet. Je nach der Richtung nun, die der Blick des schielenden Auges annimmt, unterscheidet man das Schielen nach innen (S. convergens), nach außen (S. divergens), nach oben, nach unten, nach oben und unten. Ein leichterer Grad ist der sogenannte falsche Blick, der meist dadurch entsteht, daß die Sehachsen parallel verlaufen, statt in größerer oder geringerer Entfernung von einander in einem Punkte zusammenzutreffen. Die Beeinträchtigung des Sehvermögens durch Schielen ist nicht immer bedeutend, weil der Patient meist nur mit einem Auge sieht und das andere nicht zu gebrauchen sich gewöhnt; wenn ja ein Doppelsehen bei Anfang des Schie-





gesägten Blättchen, viele pfriemlich-fädliche Hüllblättchen unter jedem Dolbchen und weissen. Er gehört zu den heftigsten scharf narkotischen Giften, und die Verwechselung seines giftstoffs, welcher fast sellerieartig riecht und süßlich schmeckt, mit andern essbaren Wurzeln ist genug den Tod von Menschen herbeigeführt. Schon in geringer Menge genossen bewirkt zunehmende Magenschmerzen, Würgen, Erbrechen, Schwindel, Verlust der Sprache, Schluchzen und unter Convulsionen den Tod.

Schießbaumwolle, Schießwolle, Pyroxilin, Coton fulminant, Fulmicoton, wurde 1846 Schönbein in Basel entdeckt. Schönbein vereinigte sich mit Böttger in Frankfurt am Main, dieselbe Substanz unabhängig von dem Erstern entdeckt hatte. Beide aber beschrieben ihre Herstellungsarten nicht. Knop in Leipzig beschrieb eine Methode der Darstellung, welche wol wenigen Abänderungen jetzt allgemein befolgt wird. Nach Knop's Vorschrift mischt man 1 Theile engl. Schwefelsäure und rauchende Salpetersäure in einer Porzellanschale und dann in die Flüssigkeit so viel Baumwolle, als die Flüssigkeit aufzunehmen vermag, läßt Baumwolle einige Minuten lang in dem Gemisch, nimmt sie sodann heraus, wäscht sie mit Wasser, trocknet sie in warmer Luft und krämpelt sie nach dem Trocknen. Die Schießwolle unterscheidet sich im äußern Ansehen, selbst unter dem Mikroskop, nicht von der gewöhnlichen Baumwolle, wol aber durch mehrere andere Eigenschaften. Sie fühlt sich rauher an, hat an Elektricität verloren; sie löst sich nicht in Alkohol, Wasser und Essigsäure, leicht in alkoholhaltigem Aether und Essigäther. Durch Erwärmen, durch starken Schlag oder Reiben entzündet sich die Schießbaumwolle und verbrennt, ohne einen Rückstand zu hinterlassen. Angaben über die Temperatur, bei welcher die Schießbaumwolle sich entzündet, sind nicht übereinstimmend und die Verschiedenheiten mögen ihren Grund in dem nicht immer gleichen Material haben. Zuweilen entzündet sich die Schießbaumwolle bei 38°, häufig läßt sie sich bei 80° trocknen. Die unheilvollen Explosionen aber in Faversham und Lebouchet, wo die Temperatur des Trockenraums nie über 36—38° sich steigern konnte, und die Explosion eines mit Schießbaumwolle gefüllten Magazins im Bois de Vincennes bei Paris, welches dem Tage stark von der Sonne beschienen ward, machen die größte Vorsicht beim Trocknen aufbewahren rathsam. Die Schießbaumwolle unterscheidet sich in ihrer Zusammensetzung von der gewöhnlichen Baumwolle dadurch, daß an die Stelle eines Theils des Wasserstoffs der Baumwolle Untersalpetersäure getreten ist, weshalb die Schießbaumwolle in chemischer Hinsicht Knallquecksilber nicht unähnlich ist. Die außerordentlich schnelle und reichliche Gasentwicklung bei der Entzündung der Schießbaumwolle und deren vollständige Verbrennung ohne Rückstand erweckten bald nach ihrer Entdeckung die Hoffnung, daß man sich ihrer vielleicht Vortheil statt des Schießpulvers bedienen könne, namentlich da der verhältnißmäßig hohe Preis ihrer Darstellung durch die kleinern Mengen, welche man von ihr bedurfte, sich minderte. Indessen die vielfältigen Versuche, welche die Artillerien einiger Länder veranlaßt haben, sind ungünstig für die Schießbaumwolle ausgefallen. Die Hauptmängel, welche sich im Vergleich mit dem Schießpulver herausstellten, waren folgende: 1) eine große Unsicherheit in der Wirkung bei Versuchen am ballistischen Pendel und in Probemörsern; 2) die geringe Einwirkung auf die Geschütze (neue Infanteriegewehre, die sonst 25—30000 Schüsse Pulverladung aushalten, wurden durch 500 Schüsse mit Schießbaumwollladung fast alle zerlegt); 3) im stark comprimierten Zustande wirkt die Schießbaumwolle gar nicht; man muß daher zu Raketen, Zündern u. s. w. immer noch Schießpulver anwenden; 4) die Anfertigung der Kartuschen und Patronen geht überaus langsam vor sich, weil die Schießbaumwolle abgemessen werden kann, wie das Pulver; 5) abgesehen aber von diesen Mängeln ist die leichte Entzündlichkeit der Schießbaumwolle allein schon hinreichend, um dieselbe von der Anwendung für das Kriegsheer völlig auszuschließen. Die günstigsten Resultate wurden hinwiederum bei der Anwendung der Schießbaumwolle zum Sprengen erhalten; einigen Versuchen zufolge ersetzt ein Theil Schießbaumwolle 6—11 Theile Schießpulver. Eine von dem Bundesrathe niedergesetzte Commission zur Prüfung der Anwendbarkeit der Schießbaumwolle wurde durch die Märzereignisse unterbrochen. Nach der Rehabilitirung des Bundes wurden die Versuche fortgesetzt und es erfolgte der Antrag, man möchte den Erfindern Knop und Böttger 40000 Gldn. als Ankauftspreis bewilligen. Es konnte jedoch keine Stimmenmehrheit erzielt werden, und den Erfindern wurde ihre Erfindung zurückgegeben. Auf kaufte die östr. Regierung Anfang 1853 den Erfindern das Geheimniß der Darstellung der Schießbaumwolle um 30000 Gldn. ab. Eine Auflösung von Schießbaumwolle in Wasser ist unter dem Namen Collodium (s. d.) bekannt.



abtheilungen, die erstere z. B. in Ordinär-, Fein- und Büschpulver. Sind die Körner zu Staub zerrieben, so nennt man dies Mehlpulver; ist die Zerreibung nur unvollkommen, Knirspulver. Alle diese Sorten unterscheiden sich mehr durch die Größe, Glätte und Höfornigkeit der Körner als durch das Mengungsverhältniß ihrer Bestandtheile. Die des Schießpulvers kann absolut betrachtet werden, wenn man den von ihm hervorgerufenen Stoß mit dem Druck der Atmosphäre vergleicht; die Unbestimmtheit, Unsicherheit und Flüchtigkeit des zu ihrer Ermittlung nöthigen Verfahrens erfordern aber bei der Untersuchung des Schießpulvers die Feststellung der relativen Kraft, d. h. die Vergleichung der Wirkung zu untersuchenden und einer schon bekannten Pulversorte. Hierzu dienen die beim Mörser erreichte Wurfweite und der ballistische Pendel. Eine Menge kleinerer, zu gleichem Zwecke erfundener Maschinen gewähren keine sichern Ergebnisse. Die Versuche, die Kraft des Schießpulvers durch Beimengung verschiedener Stoffe, wie chlorsaueres Kali, Knallqueck-silber u. s. w., zu vermehren, haben kein günstiges Resultat gehabt; denn theils wird die Gefährdung der Anfertigung und Verwendung bei solchem Pulver sehr erhöht, theils verdirbt es die Wurfweite sehr schnell. Das Beimengen von Sägespänen kann bei großen, z. B. Minen-ladungen, eine Ersparniß an Schießpulver gewähren, ohne die Kraft zu schwächen. Da der Gebrauch des Schießpulvers mit dem der Geschütze im engsten Zusammenhange steht, so fällt auch die Geschichte von jenem mit der der Feuerrohre zusammen. Froissart (geb. 1333) ist wol einer der ersten hierhergehörenden Schriftsteller. Über die Anfertigung und den Gebrauch des Schießpulvers in den frühern Zeiten vgl. Hoyer, „Geschichte der Kriegskunst“ (Berl. 1797), Reyer, „Handbuch der Geschichte der Feuerwaffentechnik“ (Berl. 1835). In neuerer Zeit vgl. Bötté und Riffault („Anweisung, das Schießpulver zu bereiten“, deutsch von Wolff, 1816), Baron Champy Piobert und Graf di San-Roberto („Über Bereitung des Schießpulvers“, deutsch von Leichert, Berl. 1853) die vorzüglichsten Werke über das Schießpulver. Der Zeitpunkt, in welchem das Schießpulver erfunden worden ist, läßt sich ebenso wenig als der Erfinder angeben. Die Chinesen mögen es wol zuerst erfunden haben; die Araber brachten es nach Europa, und schon zu Ende des 13. und zu Anfang des 14. Jahrh. wird der Gebrauch der Geschütze erwähnt. Pulverähnliche Mengungen finden sich schon viel früher, nämlich das sogenannte Griechische Feuer. Daß Berthold Schwarz (s. d.) das Schießpulver erfunden habe, ist wol nur eine Sage; wenigstens könnte sich seine Erfindung nur auf einen kleinen Kreis beziehen.

**Schießscharten** heißen Einschnitte in eine Erdbrustwehr oder Öffnungen in einer Mauer, die dahinter aufgestellten Artillerie oder Infanterie u. s. w. das Feuern zu gestatten, ohne die vordere Deckung zu entziehen. Die Schießscharten sind entweder Geschütz- oder Gewehrscharten. Man unterscheidet die Scharthenenge (welche bei Erdbrustwehren mit der hintern Scharthenöffnung gleichbedeutend ist), die innere oder hintere und äußere Scharthenöffnung. Gewehrscharten kommen nur in Mauern vor; bei Erdbrustwehren werden sie durch sogenannte Geschütz-scharten ersetzt. Die untere Fläche der Schießscharten, die Sohle, liegt für Gewehrscharten 4 F., für Geschütz 2½ — 3 F. über dem Horizont, auf welchem der Schütz oder das Geschütz steht, und man nennt dies die Anschlag- oder Kniehöhe. Die Sohle ist mitunter gesenkt, mitunter gehoben, meist wagerecht. Die Seitenwände oder Backen der Scharthen in Erdbrustwehren sind mit Faschinen oder Schanzkörben, auch wol bloß mit Erde bekleidet. Die hintere Öffnung ist nur so weit, daß der Kopf des Geschützes bequem durch sie hindurch gebracht werden kann, die vordere ist groß genug, um theils eine Seitenrichtung des Geschützes zu gestatten, theils um die Bekleidung gegen das Verbrennen durch das eigene Feuer zu schützen; die Decke der gemauerten Scharthen heißt Kappe. Im Bereich des feindlichen Gewehrfeuers müssen die hintern Öffnungen durch Blendungen geschlossen werden. Der stehenbleibende Theil zwischen zwei Schießscharten heißt Kasten; mehrere Scharthen nebeneinander bilden eine Scharthenzeile. Gekoppelte Schießscharten bestehen aus zwei Scharthen und laufen in einer Scharthenenge in eine einzige zusammen.

**Schiff** nennt man im Allgemeinen jedes auf einem Riele erbaute Fahrzeug, welches befähigt ist, auf dem See zu halten; im engern Sinne des Worts aber bedeutet Schiff nur den vollendeten Mastschiff, bei dem jeder Mast aus Stengen und Bramstengen, die sämmtlich Segelstangen tragen, besteht. Es gibt Kriegsschiffe (s. d.) und Kauffahrteischiffe. Erstere heißen nach ihrer Größe und der Anzahl Stücke, die sie führen, Linienschiffe, oder Fregatten, oder Korvetten. In der Größe folgen auf sie die Schiffe der engl. Ost- und Westindischen Compagnie, der holländ. Ost- und Westind. Compagnie, der russ.-asiat. Compagnie und die frühern span. und portug. Ga-





ahin gehören, außer den Hülfswissenschaften, wie Geographie, Astronomie, Mathematik, Mechanik und Handelswissenschaft, nächst der Steuermannskunst im engeren Sinne die Baukunst, die Kenntniß des Seerechts, des Seekriegs und insbesondere die Bekanntschaft mit den früher von Andern zu Wasser gemachten Erfahrungen.

Schiffahrtsverträge sind eine Untergattung der Handelsverträge (s. d.) und erstrecken sich nicht auf die Begünstigungen, welche die sie abschließenden Staaten einander in ihrer Flagge und den auf derselben lastenden Abgaben und Förmlichkeiten bewilligen. Sofern die unter ihrer Flagge den unter ihr eingehenden Gütern niedrigere Zölle herbeiführt, geben die Handelsverträge den Anlaß zu Differentialzöllen (s. d.) und der Nachtheil dieser letztern ist nicht zu Gunsten dieser unterscheidenden Wirksamkeit der Schiffahrtsverträge. Wie mit dem Eintritt der früher vermißten Sicherheit der Personen und ihres Verkehrs die ursprüngliche Veranlassung zu Handelsverträgen überhaupt fast überall hinwegfiel, trat auch das erste Bedürfnis zu Schiffahrtsverträgen mehr und mehr in den Hintergrund und gegenwärtig ruht das Interesse vorzüglich in dem Princip der Differentialzölle. Bevorzugungen, welche der Schiffahrt einer Nation gewährt werden, also desfallsige Benachtheilungen dritter Nationen, rufen nahe auf andern Seiten das Bestreben hervor, sie auch der eigenen Nation zu gewinnen und nicht Gegenerleichterungen zu gestatten, somit in Folge solcher Unterscheidungen den fortwährenden Grund zu Schiffahrtsverträgen, deren Verallgemeinerung endlich wieder Gleichheit auf allen Seiten herbeiführen und, wenn diese zum Grundsatz würde, den Anlaß zu den ersten Verträgen wieder aufheben müßte. Die Schiffahrtsverträge tragen mithin, wie alle Handelsverträge, in Folge der Concurrenz um ihre Privilegien den Keim ihrer Auflösung in sich.

Schiffbruch, s. Scheitern.

Schiffbrücken heißen solche Brücken, deren Belag auf Rähnen oder Pontons ruht, die in bestimmten Entfernungen voneinander, mit ihrer Länge nach der Richtung des Stroms gestellt, durch Unter festgehalten werden. Der Belag besteht aus Balken, welche, auf den Borden der Brücke befestigt, dieselben verbinden, und aus darüber gelegten Bohlen. Durch mehrfach angeordnete Längsbalken, sowie durch Balken auf den Enden der Bohlen wird die Festigkeit des Ganzen erreicht. Die Schiffbrücken werden auf solchen Flüssen gebraucht, deren Breite, Tiefe und Stromschnelligkeit die Erbauung anderer Brücken nicht erlauben; sie sind dann so eingerichtet, daß das Fahrwasser liegender Theile leicht aus- und eingefahren werden kann, um Schiffe durchzulassen. Die im Feldkriege bei den meisten Flußübergängen angewendeten Schiffbrücken werden nach bestimmten Regeln von den Pontonnieren geschlagen. Die älteste Schiffbrücke, von der die Geschichte Nachricht gibt, ist die, welche Xerxes 480 v. Chr. über den Hellespont ließ. Auf ein neuangegebenes System gestützt ist Birago's „Untersuchung über die europäischen Brückentrains“ (Wien 1839). Dieses Birago'sche System läßt indessen nicht unbegrenzte Anwendung zu, die man sich anfänglich davon versprach.

Schifferinseln, Navigator- oder Samoainseln, eine im Nordosten der Freundschaftsinseln 15° 30' — 15° 45' s. Br., 150 — 155° w. L. gelegene Inselreihe Australiens, 1722 vom Holländer Willem de Vlamingh entdeckt, 1768 von Bougainville erforscht, von jenem Baumannsinseln, von diesem Navigatorinseln genannt, weil sich in diesem Theile des Stillen Ocean die Curse mehrerer Inseln nahe berühren, besteht aus vier größern und sechs sehr kleinen Inseln, die sich in westlicher Richtung ausdehnen und etwa 54 QM. einnehmen. Die erstern sind Sawali oder Savali (11 QM.), Upolu oder Djalva (14 QM.), Tutuila oder Ma-una (5 QM.) und Opun oder Opunotele (2½ QM.). Sie haben hohe, meist steile Küsten, aber bei dem Mangel an Damm- und Korallen eine besonders guten Häfen, sind alle voll hoher Berge, die auf Sawali über 10000 F. hoch ansteigen und deren Gestein durchaus vulkanisch zu sein scheint. Schöne Ebenen, welche nur wenige Meilen von den Küsten umgeben und die einzigen bewohnten Theile bilden, zeichnen sich durch sehr fruchtbaren Boden und eine reiche Tropenvegetation aus. So kann die Inselgruppe in jeder Hinsicht zu den schönsten, ergiebigsten und anmuthigsten Inseln der ganzen Südsee gerechnet werden. Ihre Bewohner, etwa 60000 an der Zahl, sind hellfarbig, kräftig und schön gebaut. Im Äußern wie im Bildungsstande den Freundschaftsinsulanern ziemlich ähnlich, stehen sie letztern an Kunstfertigkeiten nicht nach, treiben jedoch den Landbau nicht in der Ausdehnung. Auch entbehrten sie der politischen Einheit, welche das Nachbarvolk bei sich vereinigt besaß, und waren in viele kleine Staaten getheilt, die beständige Fehden unter sich führten. Daraus erklärt sich wol die Streitbarkeit und Wildheit, die den ersten Entdeckern an der Bevölkerung auffiel. Seitdem 1830 der Missionar Williams, der Apostel der Südsee, hier

landete, haben die Bewohner erst protestantische, in den letzten Jahren auch kath. Mission aufgenommen und sich größtentheils zum Christenthum bekehrt. Indem sich zugleich andereuropäer auf diesen Inseln niederließen, entwickelte sich der Verkehr so bedeutend, daß die engl. nordamerik. Regierung jetzt hier Consuln unterhalten. Das bedeutendste Ausfuhrprodukt das Kokosnußöl, außerdem auch Pfeilmurzf. Die Einfuhr geschieht aus Sidney in Australien, hauptsächlich aber durch amerik. Walfischfänger. Die brauchbarsten Häfen sind Apia, Upolu und Pongopango auf Tutuila oder Ma-una. Auf letzterer Insel liegt auch die Rapa-bai, in welcher Lapenrouse 1787 den Capitän Langles mit elf Mann verlor.

**Schiffsbaukunst** oder **Schiffszimmerkunst** heißt die Kunst, den einzelnen Theilen des Schiffs die gehörige Gestalt und Verbindung zu einem zweckmäßigen Ganzen zu geben, beruht auf der wissenschaftlichen, aus der Mechanik und Hydraulik abgeleiteten Untersuchung der Eigenschaften eines Schiffs, insofern diese Einfluß auf das Gleichgewicht und die Bewegung desselben haben. Das Schiff, namentlich ein großes Kriegsschiff, ist das kühnste, sinn- und reichste Bauwerk, in welchem nächst der äußern Form die Anlage und Vertheilung der Räume die größte Sorgfalt erfordert. Der zum Schiffsbau eingerichtete Platz heißt **Schiffswerft**. Legt man den Kiel eines Schiffs bei seiner Erbauung auf Klößen und andern Hölzern, so sagt man, es stehe auf dem Stapel. Eine andere Vorrichtung zum Kielaufbau ist die **Kielbohrung**, ein langer, auf Kosten, Unterlagen u. s. w. befestigter, gegen die Wasserseite zu geneigter Balken, auf welchen das Schiff mittels starker Flaschenzüge hinaufgewunden wird, worin eine beträchtlichen Ausbesserung bedarf. Das Ausbessern erleichtern überdies auch die **Docks** (s. d.).

**Schiffsgeschütz** unterscheidet sich von dem auf dem Lande gebrauchten durch die Construction des Rohrs und der Laffeten. Hierher gehören die Drehbassen, die Carronaden, die kleinen Kanonen, wie die 36- und 48 Pfünder, und die Bombenkanonen à la Paixhans. Diese werden auf Schiffen nicht angewendet, es sei denn zu der Belagerung einer Seefestung. Schiffsgeschütze müssen ein großes Kaliber haben, um Zerstörungen zu bewirken, die nicht wiederhergestellt werden können. Sie sind kürzer als die Landkanonen, um die Ladung zu erleichtern und ein übermäßiges Gewicht zu vermeiden. Der geringern Kosten wegen werden sie von Eisen gegossen. Das Abfeuern geschieht mit Percussion durch den Schlaghammer oder die Frictions Schlagröhren, und zwar von sämmtlichen in einer Reihe stehenden Geschützen gleichzeitig. Die Laffeten bestehen wie die Kasemattenlaffeten aus zwei kurzen niedrigen Wänden, die auf vier kleinen Rädern in einem Rahmen laufen.

**Schiffshalter** oder **Schildfisch** (*Echeneis*), eine zu den Kehlweichflossern gehörende Gattung, welche sich durch eine flache, auf dem Kopfe liegende Saugscheibe auszeichnet. Die Saugscheibe besteht aus einer verschiedenen Zahl von quer gestellten, senkrecht aufrichtbaren Hinterrande mit einer Reihe von Hakenzähnen versehenen, gleichhohen, parallelen Platten, die durch eine unbewegliche, die Scheibe der Länge nach scheidende Leiste in zwei gleiche Theile getheilt werden. Indem nun mittels eines die Scheibe umgebenden ovalen Ringmuskels der äußere Rand angespannt, erhoben und an den Gegenstand angedrückt wird, so entsteht durch die Richtung der Platten ein luftleerer Raum, wodurch die Scheibe so fest anheftet, daß es oft schwer ist, einen solchen Fisch mit der Hand allein von dem Gegenstande abzureißen, an welchem er festgesogen (angeschröpft) hat. Diese Fische heften sich an andere größere Fische, namentlich Haie, aber auch an Schiffe an und lassen sich so herumschleppen, um vielleicht leichter in das Wasser ihrer Nahrung zu gelangen. Schiffe oder auch nur Boote aufzuhalten vermögen sie nicht. Die meisten Arten leben in den wärmern Meeren; ihr Fleisch ist nicht essbar. Der **Schiffshalter** (*E. Naucratus*), welcher sich in allen Meeren findet, hat eine abgerundete Schwanzflosse und 22 Platten in der Saugscheibe und wird 5 F. lang. Weit kleiner ist der **Kleine Schiffshalter** (*E. Remora*), welcher im Mittelmeere gemein ist und schon den alten Griechen und Römern bekannt war; er hat eine ausgeschnittene Schwanzflosse und 18 Platten in der Saugscheibe und wird  $\frac{1}{2}$ —1 F. lang.

**Schiffsjournal**, s. Journal.

**Schiiten**, d. h. Sektirer, heißen im Gegensatz zu den Sunniten (s. d.) bei den Mohammedanern alle diejenigen, welche den vierten Khalifen Ali-ben-Abu-Taleb (s. d.), den Schwiegersohn Mohammed's, für den rechtmäßigen Nachfolger Mohammed's erklären und deshalb die drei andern Khalifen Abubekr, Omar und Othman, ingleichen die Dynastie der Omajjaden als usurpatorische Khalifen betrachten. Die Schiiten legen dem Ali fast göttliche Fähigkeiten bei und fe-



hauptfest den Todestag des Sohnes des Ali, Hassan, welcher in der Schlacht bei Kербela n. Chr. überwältigt und erschlagen wurde. Diese mehr politische als religiöse Spaltung den mohammedan. Staaten früher viele Unruhen veranlaßt. Gegenwärtig hat die Partei Schiiten besonders in Persien ihren Sitz, seitdem Schah Ismail, der Stifter der Dynastie Safiden, sie dort um 1520 zur herrschenden machte.

Schikaneder (Emanuel), der Verfasser der „Zauberflöte“, wurde zu Regensburg 1751 en. Der theatralischen Laufbahn von Jugend auf sich widmend, gewann er auf den Bühnenlehrer östr. Städte als Komiker den Beifall der Menge. Auch fing er sehr bald an, Opern Singspiele zu schreiben, die, je nachdem der Componist war, dem sie in die Hände fielen, mehr, bald minder Glück machten. Seine „Zauberflöte“, die durch Mozart's Musik belebt wurde, hat man als Dichtung meist zu hart beurtheilt. Sie ist in der metrischen und dramatischen Ausführung fehlerhaft und unbeholfen, dagegen schlingt sich doch eine echt poetische Idee durch das Gewebe derselben hindurch. Im Schau-, Lust- und Trauerspiel versuchte er ohne Erfolg, wie seine „Theatralischen Werke“ (2 Bde., Wien 1792) beweisen. Durch die „Zauberflöte“, deren volksthümliche Melodien, wie man behauptet, der Verfasser dem Componisten zum Theil vorträllernd angegeben haben soll, sowie durch Kenntniß und Benützung, was die Menge des Publicums anzog, hatte sich S. nach und nach in Prag, wo er eine Zeitlang die Direction des Theaters führte, und später in Wien, wo er dem Leopoldstädter Theater Vorstand, so viel Vermögen und Credit erworben, daß er es unternehmen konnte, ein neues Theater an der Wieden zu bauen (das sogenannte Theater an der Wien), welches er sofortlich als in Betreff der innern Einrichtung, der Maschinerie u. s. w. mit einem Glanz neuer Vollkommenheit ausschmückte, die seiner Bühnenkenntniß die größte Ehre machte. Es wurde 13. Juni 1801 mit der Oper „Alexander“ von Leyher eröffnet, und die Wieden hier zum ersten mal auf den Bretern einen Zug von 40 Pferden erscheinen. Trotz seiner richtigen Speculationen und des Glücks, welches dieselben häufig begleitete, kam S. durch seine Neigung zum Lebensgenuß in seinen ökonomischen Umständen zurück, mußte die Direction des von ihm gegründeten Theaters niederlegen und starb 21. Sept. 1812 zu Wien an lichter Dürftigkeit.

Schild. Der Schild war im Alterthume und Mittelalter eine Vertheidigungswaffe gegen Angriff und als solche von besonderm Nutzen. Ihn kannten die Ägypter und Juden wie die Griechen. Nach Plinius und Apollodorus soll ihn der König Akrisius von Argos nebst seinem Bruder Proetus erfunden haben. In der Form waren die Schilde in den verschiedenen Zeiten bei den einzelnen Völkern sehr abweichend, doch scheint die viereckige und runde Form die aller übrigen gewesen zu sein. Ihre Größe richtete sich nach der größern oder geringern Vollkommenheit der Angriffswaffen, nach dem Geschmacke des Volkes selbst, und je nach dem für das Fußvolk oder für die Reiterei bestimmt waren. Der griech. Schild, der Schild des Akrisius, war rund, aber bald größer, bald kleiner, von Holz, Weidenflechtwerk u. s. w. gefertigt, mit Fell überzogen und am Rand herum mit Metall, der bessern Haltbarkeit wegen, bekränzt. Schilde aus Metall waren eine Seltenheit und meist von kostbarer, ausgezeichnete Arbeit, wie z. B. in der Homerischen Sage der Schild des Achilles, eine Arbeit des Vulcan. In der Mitte des Schildes war öfters eine Erhöhung von Metall, ein Buckel, in Form einer Kugel angebracht, welcher dazu diente, dem Schildträger eine größere Sicherheit gegen den Angriff zu gewähren. Getragen wurde der Schild an Querhölzern oder ledernen Riemen, durch welche man den linken Arm steckte. Bei allen Völkern des Alterthums gehörte der Schild zu den Waffen; es galt für die größte Schande, denselben wegzumerfen. Auf dem Schilde des Krieger aus; auch diente er in Griechenland als Wiege für die Kinder. Auf dem Schilde erhob man Personen zum Zeichen des Erwähltheits als Befehlshaber und Herrscher, wie z. B. Brennus, den Kaisern Julian, Anastasius u. A. geschah. Diese Gebräuche gingen durch das Mittelalter über und namentlich finden sie sich bei deutschen Völkerstämmen. Der Schild wurde aber auch frühzeitig durch seine Form und Farbe zum Unterscheidungszeichen für einzelne Völker und durch künstlerische Ausschmückung für einzelne Familien und Personen. So Plutarch, daß die Cimbern weiße Schilde führten. Aus den Schildbildern entstanden die Wappen (s. d.), welche zwar schon im Alterthume vorkommen, aber erst im Mittelalter, jetzt allgemein wurden. Der runde Schild verdrängte allmählig alle andern Schildformen und wurde Tartsche oder Rundtartsche (rondache) genannt. Die anfangs einfachen Unterscheidungszeichen wurden nun zu vollständigen Wappen. Die Einführung des Schießpulvers machte auch die Schilde außer Brauch.









ranz. Heeres zu operiren. Doch die verkehrte Weise, wie von schwed. Seite der Feldzug in mern eingeleitet wurde, und zwei nachtheilige Gefechte, welche S. gegen das zur Belagerung Kolbergs heranrückende überlegene feindliche Corps bei Stargard und Raugard be-, nöthigten ihn endlich, sich in ein befestigtes Hölzchen, die Maikuhle genannt, unter dem Schutz der Festung zurückzuziehen. Vier Monate vertheidigte er diesen Posten, und seiner Mittheilung war es nächst Gneisenau's Vertheidigung zu danken, daß Kolberg nicht fiel. S. war schwedisch-Pommern beschäftigt, sich neue Hülfquellen zu eröffnen, als der Friede von seine Entwürfe unterbrach. Nach demselben wurde er zum Major, seine Mannschaft zum Infanterieregiment erhoben und demselben zum Standquartier Berlin angewiesen, wo man ihm Beifall empfing. Durch den Jugendbund von der Gährung der Gemüther unterrichtet, suchte S. nur auf eine günstige Gelegenheit, um den Anstoß zum Ausbruche zu geben. Er sah Augenblick schien gekommen, als Oesterreich im April 1809 Napoleon den Krieg erklärte. Um dem Vorwande, sein Regiment in größern Feldmanoeuvres zu üben, verließ er 28. April Berlin. Erst auf dem Übungsplatze eröffnete er den Soldaten die Absicht seines Zugs. Alle gaben ihm unbedingte Zustimmung, und so setzte er sich gegen die Elbe in Marsch, die er bei Dönnberg passirte. Aber statt in Sachsen Mitwirkung zu finden, erhielt er vielmehr die Nachricht, daß Napoleon die östr. Heeresmacht bereits niedergeworfen, sowie daß Dörnberg's Aufstand in Hessen unterdrückt worden. Er entschloß sich darum mit seinem Häuflein Westfalen nach Ostfriesland und von da nach England zu gehen. Aber 5. Mai bei dem Döndorf durch einen Theil der Besatzung von Magdeburg heftig angegriffen, wendete er statt seinen Weg nach Braunschweig fortzusetzen, nach der Altmark, während in Hannover unter dem General Gratien ein holl. und in Holstein unter dem General Ewald ein dän. Heer sich sammelte. S. hoffte anfangs in dem kleinen mecklenburg. Fort Dömitz an der Elbe einen Stützpunkt zu finden, zog sich aber, dessen Unzulänglichkeit erkennend, bei Annäherung der Feinde nach Wismar und Rostock und, als Dänen und Holländer ihn immer heftiger angriffen, nach Stralsund zurück. In Eile stellte er die verfallenen Festungswerke wieder her, vermehrte er durch Aufbietung der schwed.-pommern. Landwehr seine Truppen bis auf 1000 Mann. Schon nach einigen Tagen, 31. Mai, griff ihn indessen der drei mal stärkere Feind an und drang ungeachtet der heldenmüthigsten Vertheidigung in die Stadt. Der Kampf dauerte in den Straßen fort und S. fand hier, nachdem er zuvor den holl. General Cateret geschossen aus mehreren Wunden blutend, durch einen Flintenschuß den Tod. Etwa 150 Reiter und einige Jäger schlugen sich durch und erhielten freien Abzug nach Preußen, wo die übrigen vor ein Kriegsgericht gestellt und mit Festung und Cassation bestraft werden mußten. In Döndorf und Stralsund gefangenen zwölf Offiziere wurden von den Franzosen nach Paris geführt und dort erschossen. Ein 1835 von der preuß. Armee errichtetes Denkmal deckt die Leiche. S.'s Leichnam, nur mit Mühe erkannt, wurde in Stralsund begraben. Den Kopf ließ man zuvor davon, setzte denselben in Weingeist und schenkte ihn dem berühmten Bruggemann in Leyden, obschon der König Hieronymus 10000 Frs. darauf gesetzt hatte. Nach Bruggemann's Tode kam er ins anatomische Museum der leydener Universität, die ihn 1837 an die Stadt Braunschweig auslieferte, wo er bei den Überresten einiger daselbst erschossenen Offiziere seines Regiments beigesetzt wurde, denen man kurz vorher ein Monument errichtet hatte. Vgl. Hagen, „von S.“ (2 Bde., Lpz. 1824); Döring, „Leben Ferd. von S.“ (Barmen 1838).

**Schiller** (Joh. Christoph Friedr. von), einer der größten Dichtergenien der Deutschen, 11. Nov. 1759 zu Marbach, einem würtemb. Städtchen am Neckar, geboren. Sein Vater, h. Kaspar S., Hauptmann und später Inspector der auf dem herzogl. Lustschlosse Marbach angelegten Baumschule, war ein biederer, verständiger Mann; die Mutter, Elisa Dorothea, geborene Rodweiß, die Tochter eines Bäckers aus Marbach, eine treffliche häusliche Hausfrau. S. zeigte schon als Knabe eine feurige Einbildungskraft. Seinen Unterricht erhielt er von dem Pfarrer Moser zu Lorch; seit 1776, als seine Mutter nach Ludwigsburg gezogen waren, besuchte er die dortige lat. Schule. Sein erstes Gedicht, religiösen Inhalts, soll er am Tage vor seiner Confirmation 1772 geschrieben haben. Nicht ganz nach dem Willen seiner Ältern wurde er 1775 vom Herzoge Karl von Württemberg in die Militärakademie auf der Solitude aufgenommen, die nachher als Hohe Karlsburg nach Stuttgart verlegt wurde. S. opferte den Verhältnissen seiner Ältern seine Neigung zur Poesie und entschied sich für das juristische Studium. Schwer wurde es ihm, die alle Lebensfreude des Geistes niederdrückende Erziehungsmethode, welche in jener Anstalt herrschte, zu ertragen. Letzte Aufl. XIII.





derin" und die Gedichte an Laura. Auch unternahm er die Herausgabe der „Thalia“ (1784), welche er auf die Verbesserung der Bühne zu wirken suchte. Endlich beschäftigte ihn fortwährend der „Don Carlos“, von welchem er zuerst einige Scenen in die „Thalia“ einrücken ließ. Durch Vorlesung derselben an dem hessen-darmstädt. Hofe wurde er dem Großherzoge August von Weimar persönlich bekannt. Mancherlei Unannehmlichkeiten und Streitigkeiten veranlaßten, daß S. im März 1785 seine Stelle in Mannheim aufgab und nach Leipzig ging, um mit Freunden, die ihm seine Werke gewonnen, namentlich mit Huber und Körner, theils in der Stadt, theils auf dem benachbarten Dorfe Gohlis lebte. Hier entstand das „Lied an die Freude“. Zu Ende des Sommers ging er mit Körner nach Dresden, wo er bis 1787 blieb und theils philosophischen, theils historischen Studien hingab, zugleich aber an „Don Carlos“ arbeitete. Vollendet wurde derselbe in dem nahen Dorfe Loschwitz, auf einer Besitzung Körners. Der Hauptmangel dieses Werks liegt darin, daß es, mit vielen Unterbrechungen gearbeitet, ein abgerundetes Ganzes bildet; auch hat die nach den höchsten Idealen strebende Phantasie hier den Boden nicht nur historischer, sondern auch poetischer Wahrheit vielfach verlassen. Dem aber beweist der mächtige Eindruck, den es machte und namentlich auch auf die Fortwährende macht, daß es im Einzelnen eine Fülle der herrlichsten Gedanken und im Ganzen eine im höchsten Grade begeisternde Kraft besitzt. Außerdem gehört in diese Periode des Lebens noch der unvollendete Roman „Der Geisterseher“ (Bd. 1, Lpz. 1789), den anziehende Charakterzeichnung, Lebendigkeit der Erzählung und Sprache auszeichnen.

Im J. 1787 ging S. nach Weimar, wo ihn Herder und Wieland freundlich aufnahmen und vor besonders sehr günstig auf ihn wirkte. Bei einem Besuche in Rudolstadt lernte er in diesem Jahre seine nachherige Gattin, Charlotte von Lengefeld, kennen; ebendasselbst traf er im folgenden Jahre zum ersten male mit Goethe zusammen. Zwar sprachen sich beide Männer an; doch aber waren es Goethe und der Geh. Rath von Voigt, auf deren Betrieb er im J. 1789 eine außerordentliche Professur in der philosophischen Facultät zu Jena erhielt, verbunden mit der Rede „Was heißt und zu welchem Zwecke studirt man Universalgeschichte?“ Dem Studium der Geschichte und des Alterthums widmete er sich jetzt voll Begeisterung und die wenigen poetischen Erzeugnisse dieser Periode beziehen sich größtentheils darauf. Zu ihnen gehören die „Götter Griechenlands“, „Die Künstler“ und der kühne Plan zu einem neuen Gedichte aus der Geschichte Friedrich's d. Gr. Der Umgang mit den ausgezeichnetsten Gelehrten in Jena, namentlich mit Reinhold, durch welchen er insbesondere die Kant'sche Philosophie genauer kennen lernte, regte ihn bedeutend an. Vorzüglich beschäftigte ihn 1792 die „Kritik der Urtheilskraft“. Dies veranlaßte mehrere philosophische und ästhetische Abhandlungen, welche er in seinen „Kleinen prosaischen Schriften“ (4 Bde., Jena 1792—1802), in welchen er die Kant'sche Grundlage der geistreichen und eigenthümlichen Ansichten S.'s nicht unterdrückt, sondern mit dem ausgezeichnetsten Beifall Geschichte, in der Folge auch Aesthetik. In dieser Zeit begann er ferner die „Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs“, die zuerst im „Taschenkalender für Damen“ (1790—93) erschien, nachdem er schon 1788 mit der „Geschichte des Abfalls der Vereinigten Niederlande“ als Geschichtschreiber mit Glück aufgetreten war. In und außerhalb Deutschlands wurden jetzt S.'s große Verdienste anerkannt. Der Herzog von Weimar hatte ihm schon 1784 den Titel als Rath ertheilt, und als er sich 1790 verheirathete, wurde er dem Herzoge von Meiningen zum Hofrath ernannt. Die damalige franz. Republik ertheilte ihm zu Anfang der Revolution das Bürgerrecht, und der deutsche Kaiser erhob ihn 1802 in den Reichsadelstand. Unhaltendes nächtliches Studiren, wol auch mancherlei Sorgen und Kummer hatten indeß seine Gesundheit untergraben: nur langsam genas er 1791 von einer gehenden Brustkrankheit, ohne sich jedoch ganz wieder erholen zu können. Doch hemmte dies seine Thätigkeit nicht. Um ihn in eine sorgenfreiere Lage zu versetzen, bei welcher er sich schonen konnte, setzte ihm der damalige Erbprinz von Holstein-Augustenburg, vereint mit dem Grafen Himmelfmann, einen Jahresgehalt von 1000 Thln. auf drei Jahre aus. Im Aug. 1795 kehrte er in seine Heimat und lebte dort bis zum Mai des folgenden Jahres in dem Kreise seiner Freunde abwechselnd in Heilbronn und Ludwigsburg sehr glücklich, ohne von dem Kaiser, an den er von Heilbronn aus schrieb, gestört oder weiter bemerkt zu werden. Von letzterem Orte aus schrieb er auch seine „Briefe über ästhetische Erziehung“ an den Herzog von Holstein-Augustenburg. Als er nach Jena zurückgekehrt war, faßte er den Plan, in Verbindung mit den gelehrtesten Schriftstellern Deutschlands eine neue Zeitschrift, „Die Horen“, zu eröffnen, da im J. 1795 die „Thalia“ geschlossen worden war. Bis hierher reicht die zweite Periode von S.'s



hier das Meiste in seinen Balladen und Romanzen, in einigen didaktischen und doch zugleich poetischen Gedichten, namentlich dem „Spaziergang“ und der „Glocke“, und in den grammatischen Sprüchen, welche eine Fülle von Lebensweisheit enthalten. Als Geschichtreiber hat S. das Verdienst, durch seine belebte Darstellung manche Leser für die Wissenschaft gewonnen und eine philosophische Auffassung des geschichtlichen Stoffes angebahnt zu haben; Geschichtsforscher war er nie. Seine philosophischen Aufsätze, meist ästhetischen Inhalts, lehren zwar streng systematischer Consequenz, haben aber für die allgemeine Bildung in Deutschland außerordentlich reiche Frucht getragen, da sie Ernst und Gründlichkeit mit Anmuth Darstellung und leichter Faßlichkeit verbinden.

Im J. 1804 wohnte S. in Berlin der Aufführung des „Tell“ bei, wo ihm die ehrenvollsten Zeichnungen zu Theil wurden. Das Anerbieten des Königs von Preußen aber, mit einem Gehalt von 3000 Thln. in Berlin seinen Aufenthalt zu nehmen, nahm er nicht an, sondern kehrte kränzlich nach Weimar zurück. Schon war er auch diesmal dem Anscheine nach genesen, als er 9. Mai 1805 unerwartet starb. Wol nie erregte der Tod eines deutschen Meisters eine tiefere und allgemeinere Trauer als S.'s frühes Hinscheiden. Gleich selten wie Geistesgaben waren die Gaben seines Herzens. Haß gegen alles Falsche und Rechtswidrige war ein Hauptzug seines Charakters. Ein reiner Ernst und Eifer für das Wahre und Gute und eine tiefe Ehrfurcht vor dem Heiligen erfüllte sein Herz. Zutraulich und offen, redend in Worten und Handlungen, gewann er schnell eines Jeden Vertrauen. Kein Stolz, kein Verdrachseln einer Überlegenheit, keine vornehme Zurückhaltung entfernten von ihm. Seine kleine Statur, sein hageres, bleiches Gesicht, das die Spuren der Kränklichkeit trug, mochten im Augenblick gleichgültig lassen. Aber dem Forscher leuchtete in seinem blauen Auge ein helles Feuer, die gewölbte freie Stirn verkündete den Dichter und Denker, und sobald sich die Lippen zur Rede öffneten, war über seinem Gesichte, dem in der Lebhaftigkeit des Gesprächs eine leichte Röthe anfliegte, eine unbeschreibliche Anmuth verbreitet. Am treuesten hat sein Freund Danner in einer kolossalen Büste gegeben. S.'s Leiche wurde auf dem Jakobskirchhofe in Weimar beerdigt und ruhte im Landschaftskassengewölbe bis 1826, wo seine Gebeine auf dem neuen Kirchhofe in der großherzogl. Gruft niedergelegt wurden. Er hinterließ eine Witwe und zwei Söhne und zwei Töchter. Erstere starb im Juli 1826 in Bonn; der jüngere Sohn, Friedrich S., starb als preuß. Appellationsgerichtsrath 12. Mai 1841 zu Bilich bei Bonn; der ältere, Karl S., ist würtemb. Oberstforstmeister in Rottweil. S.'s im Sept. 1757 geborene Tochter Christiane, verwitwete Hofrätthin Reinwald, lebte in seltener geistiger Frische zu Tübingen, wo sie 31. Aug. 1847 starb. Eine zwar im Gesicht ähnliche, sonst aber wenig gelungene Bronzestatue S.'s von Thormaldsen wurde 8. Mai 1839 in Stuttgart errichtet. Gesammtausgaben seiner Werke erschienen außer mehreren Nachdrucken in Stuttgart und Tübingen 1818 (18 Bde., 8. und 12.), 1834 (in Einem Bande), 1836 (12 Bde. gr. 8. mit Stahlstichen, 2te, verbesserte Prachtausgabe), 1838 (12 Bde., 12.) und 1844 (10 Bde., kl. 8.). Als Ergänzung dienen H. Döring's „Nachlese zu S. sämtlichen Werken“ (Leipz. 1834) und Desselben „Auserlesene Briefe S.'s aus den J. 1781—1805“ (Leipz. 1834), E. Boas' „Nachträge zu S. sämtlichen Werken“ (3 Bde., Stuttg. 1839) und, am werthvollsten, K. Hoffmeister's „Nachlese zu S.'s Werken nebst Variantenammlung. Aus seinem Nachlaß im Einvernehmen und unter Mitwirkung der Familie S.'s herausgegeben“ (4 Bde., Stuttg. 1840). Von den zahlreichen Versuchen, einzelne von S.'s Werken in die verschiedenen lebenden Sprachen zu übertragen, sind die englischen, besonders die des Schotten Thomas Carlyle, die gelungener. Unentbehrlich zur nähern Kenntniß S.'s ist der „Briefwechsel zwischen S. und Goethe von Leipzig herausgegeben“ (6 Bde., Stuttg. 1828), der „Briefwechsel zwischen S. und W. v. Humboldt, mit einer Vorerinnerung des Letztern über S. und den Gang seiner geistigen Entwicklung“ (Stuttg. 1850) und „S.'s Briefwechsel mit Körner“ (4 Bde., Berl. 1842). Unter den zahlreichen Lebensbeschreibungen und sonstigen Schriften über S. haben die von Carlyle: „The life of Friedrich S. comprehending an examination of his works“ (Lond. 1825); „S.'s Leben, aus den Erinnerungen der Familie, seinen eigenen Aufzeichnungen und den Nachrichten seines Freundes Körner“ von S.'s Schwägerin, Frau von Wolzogen (2 Bde., Stuttg. 1850; neue Ausg., 1845); Hoffmeister, „S.'s Leben, Geistesentwicklung und Werke im Zusammenhang“ (5 Bde., Stuttg. 1837—42); Schwab, „S.'s Leben“ (3 Bde., Stuttg. 1844); Hoffmeister, „S.'s Leben für den weitem Kreis seiner Leser“, hrsg. von Viehoff (Stuttg. 1846).

Schilling heißt eine deutsche Münze, welche theils Rechnungs-, theils wirkliche Münze ist



und war. Der Ursprung und Name wird mit großer Wahrscheinlichkeit von dem röm. *Solidus* (s. d.) abgeleitet, der sich mit andern Resten röm. Einrichtungen nach Deutschland verpflanzte. *Solidus* nannten die Römer die Münze, weil sie das Ganze im Gegensatz zu den Theilen nach Vorgang des alten As. Der *Solidus*-Schilling war auch in Deutschland die größte Münze im Gegensatz der Pfennige. Andere Ableitungen des Namens von schellen, weil Schillinge einen hellern Klang hätten als die Pfennige, oder dem St.-Kilian, dem Münzmeister der würzburger Schillinge u. s. w., gehören der Fabel an. Der *Solidus* des Mittelalters wurde allmählig verringert und ging in eine Rechnungsmünze über, bis in neuerer Zeit eine Münze daraus entstand, die jedes Land, welches sie annahm, nach seinem Bedürfnis einrichtete. So hat England den silbernen Schilling zu  $\frac{1}{20}$  Pf. Sterl., Dänemark den kupfernen Schilling zu  $\frac{1}{16}$  Reichsthaler, Schweden den Schilling zu  $\frac{1}{16}$  Reichsthaler in Silber- und Papiergeldvaluta (wirklich ausgeprägte einfache Schillingstücke hat Schweden nur in Kupfer, und zwar nur der Bankwährung, einer Papiergeldvaluta). Mehrere norddeutsche Staaten (Mecklenburg, Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck) haben den Schilling als Rechnungsstufe ( $\frac{1}{16}$  Reichsthaler oder  $\frac{1}{16}$  Thaler) und als Scheidemünze.

**Schilling (Friedr. Gustav)**, einer der fruchtbarsten deutschen erzählenden Schriftsteller, wurde zu Dresden 25. Nov. 1766 geboren, wo sein Vater als Assistenzrath angestellt war, aber, fortwährend auf Geschäftsreisen, sich um die Erziehung des Kindes nicht bekümmern konnte. Als daher die Mutter frühzeitig verstorben, übernahm Sophia Kaufmann in Bismarckswerda, eine edle, gebildete Frau, die Erziehung des tränkenden Knaben, bis er 1779 in die Fürstenschule zu Meissen aufgenommen wurde. Zwei Jahre darauf trat S. in das Artilleriecorps. Nach siebenjähriger Dienstzeit und vierjährigem Besuche der Artillerieschule zum Premierlieutenant vorgerückt, wohnte er als solcher der Belagerung von Mainz und den meisten Gefechten des sächs. Contingents während des Feldzugs von 1793 bei. Nach der Schlacht bei Jena gerieth er in kurze Gefangenschaft. Im J. 1807 stand er in Warschau und Danzig; er rückte zum Hauptmann auf, doch eines Nervenübels wegen sah er sich genöthigt, 1809 den Abschied zu nehmen, worauf er sich in Freiberg niederließ. Später wendete er sich nach Dresden, wo er am 30. Juli 1839 starb. Bereits 1783 erschien von ihm das Drama „Elise Kolmar“ mit einer Vorrede von Meißner. Seine sehr zahlreichen Romane, unter denen die komischen die besten sind, zeichnen sich meist durch lebendige und heitere Darstellung aus. Zu eigentlich dichterischer Thätigkeit hat er sich aber nirgends erhoben, da er nur den Beifall der großen Menge erstrebte, der er sogar nicht selten durch üppige Schilderungen schmeichelte. Seine „Sämmtlichen Werke“ erschienen in zwei Sammlungen, die erste von 50, die zweite von 44 Bänden (Dresd. 1810—27), und eine Ausgabe letzter Hand in 80 Bänden (Dresd. 1828—39).

**Schilter (Joh.)**, Rechtslehrer und deutscher Alterthumsforscher, geb. 1632 zu Pöhlitz, stand zuerst in sachsen-zeipischen Diensten, wurde 1662 Amtmann in Suhl und später in das Consistorium in Jena angestellt. Unglück in seinem häuslichen Leben veranlaßte ihn, sich nach Frankfurt a. M. und nachher nach Straßburg zu wenden, wo er Rathsherr wurde und am 1. Mai 1705 starb. Unter seinen Schriften sind die hauptsächlichsten: „Exercitationes ad quinquaginta libros pandectarum“ (3 Bde., Sena 1698; 3. Aufl., Gff. 1733); „Institutiones juris canonici“ (Jena 1681); „Institutiones juris publici Rom. - Germanicae“ (2 Bde., Straßb. 1696); „Codex juris feudalis Alemannici“ (Straßb. 1697). Seinen „Thesaurus antiquitatum Teutonicarum“ gab Scherz heraus.

**Schimmel** nennt man im täglichen Leben jenen aus faserartigen oder haarförmigen Fäden bestehenden und meist hinfälligen Überzug, der sich auf fast allen Körpern, Metallflächen ausgenommen, erzeugt, sobald sie einige Zeit in verschlossenen oder doch dem Luftzuge abgeschlossenen Räumen mit Feuchtigkeit in Berührung kommen oder in Fäulniß übergehen. Sie sind dies Bildungen, welche den blütenlosen Pflanzen (Kryptogamen) und zwar der Klasse der Pilze angehören und deren Gestaltung schon bei mäßiger Vergrößerung ziemlich erkennbar ist. Sie bestehen aus zarten Flocken, unter denen die fruchttragenden von den unfruchtbaren verschieden sind, und bringen Keimkörner (Sporen) theils frei, theils in der angeschwemmten Erdzelle, theils auf einem flockigen Lager. Sie beschränken sich zum Theil auf besondere Stellen, vergehen gewöhnlich nicht minder schnell, als sie emporgewachsen, und können auch dem Menschen schädlich werden, indem sie die Nahrungsmittel verderben. Welch ein schönes Schauspiel sie bei starker Vergrößerung bieten, zeigt Corda's „Prachtflora europäischer Schimmelpilze“ (Lpz. 1859). Ihre Entstehungsgeschichte ist noch immer zweifelhaft und Gegenstand des Streits zwischen den Vertheidigern und den Gegnern der Theorie der Urzeugung (Germ.

quivoca). Ihre Gestalt ist übrigens an so beständige Gesege gebunden, daß man sie in nicht minder strenges System als das für die vollkommenern Gewächse geltende zu bringen mocht hat. Sie zerfallen in zahlreiche Gattungen und Arten, die aber nur unter dem Mikscope unterscheidbar sind, und sind zuerst von Person genauer gesichtet, seitdem aber vielfach reitet worden. An den Weinfässern in den Kellern bildet die Kellertnooffaser (*Rhacodium are*) einen dichten, tuchähnlichen, graugrünen oder graubraunen Filz, der Kellertuch genannt wird. An feuchten dumpfigen Orten überzieht der Fensterstrahlenschimmel (*Byssoclam senestrale*) die Fensterscheiben. Gemein auf faulendem Obste ist der Fruchteischimmel (*lium fructigenum*), zu welcher Gattung auch der in neuerer Zeit durch seine Verheerungen an den Nebenpflanzungen berüchtigte Schimmel (*Oidium Tuckeri*) gehört. Der gemeinste Schimmel auf Fleisch, Brod und überhaupt auf in Fäulniß übergehenden Körpern ist der gemeine Kopfschimmel (*Mucor Mucedo*). Auch der seegrüne Knotenschimmel (*Aspergillus glaucus*) ist auf modernden Pflanzen, Käse, Brod u. s. w. gemein. Zu den unfruchtbaren und streifen Schimmelbildungen gehört die flockige Schwindfaser (*Hypha floccosa*), welche in Bergen aus fast baumwollenartigen schneeweißen Fäden sich bildet und Wetterzotte genannt wird. Der Brunnenzopf (*Rhizomorpha*), welcher faulenden Brunnentröhen entspringt, gleichfalls hierher zu zählen, obschon er von fester Textur ist. Auch das Weidenmoos ist hier zu rechnen.

**Schimmelmann** (Heinr. Karl, Graf von), geschickter Finanzmann in dän. Diensten, geb. in Demmin in Pommern 1724, war der Sohn eines Kaufmanns daselbst und legte, noch sehr jung, einen Materialhandel in Dresden an. Später wurde er einer der Pächter der Generalzölle in den kursächf. Ländern. Im Siebenjährigen Kriege übernahm er die Kornlieferung für preuß. Heer, machte ein sehr gutes Geschäft bei dem Verkaufe des ganzen Vorraths der in der Porzellanfabrik und besaß bereits 1760 ein Vermögen von ein paar Mill. Mark. Hierauf ging er mit seiner Familie nach Hamburg, errichtete daselbst ein Handelshaus, kauft zugleich das Gut Ahrensburg in Holstein, nahm die holstein-plönische Münze in Pacht, in dän. Dienste und wurde 1761 dän. Commerzintendant und Gesandter beim Niederländischen Kreise. Sehr bald kaufte er auch das holstein. Gut Wandsbeck und die Baronie Linborg in Jütland und später eine Gewehrfabrik in Seeland. Im J. 1762 wurde er in den herrenstand erhoben, zwei Jahre später königl. Schatzmeister, in welcher Eigenschaft er seitdem die Obersteuerrichtung in Kopenhagen besorgte. Im J. 1768 hatte er Theil an dem Abschlusse des Vertrags mit Hamburg und begleitete dann den jungen König Christian VII. ins Ausland. Während des kurzen Ministeriums Struensee's (1770—72) lebte er meist in Hamburg. Nach dem Falle Struensee's trat er wieder in seine vorige Thätigkeit und übernahm zugleich die Leitung aller dän. Finanzoperationen. Auch verschiedene Handelspläne brachte er in dieser Zeit für den Staat in Ausführung, und ebenso nahm er thätigen Antheil an der Anlage des schleswig-holstein. Kanals 1777. S. wurde 1779 in den Grafenstand erhoben. Bei seinem Tode 1782 hinterließ er ein Vermögen von mehr als acht Mill. Rthlr. — Sein Sohn ist Heinr., Graf von S., geb. in Dresden 1747, studirte in Genf und bildete sich durch Reisen weiter aus. Er trat sehr jung ins Geschäftsleben, war seit 1784—1814 dän. Finanzminister und von 1788 an auch Mitglied des Staatsraths. Im J. 1824 übernahm er das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten. S. starb zu Kopenhagen 9. Febr. 1811. Mit A. B. Bernstorff hatte er großen Antheil an der während des franz. Revolutionskriegs behaupteten Neutralität Dänemarks.

**Schimmelpenninck** (Nütger Jan), niederländ. Staatsmann, war zu Deventer 1761 geboren und studirte in Leyden die Rechte. Nach Beendigung seiner Studien begab er sich nach Amsterdam und fing daselbst an, als Advocat zu practiciren. Bei den Unruhen von 1785—87 theilte er zu Denen, die eine Änderung in der Verwaltung wünschten und auf ein Repräsentativsystem drangen. Beim Ausbruche der Revolution, nach Pichegru's Einrücken, wurde er Mitglied der ersten amsterdamer Stadtmagistratur, dann der batavischen Nationalversammlung 1798 Gesandter in Paris. Nach dem Frieden von Amiens, dessen Unterhandlungen er als Gesandter der Batavischen Republik bewohnte, wurde er Gesandter am engl. Hofe. Bei Ausbruche des Kriegs von 1803 versuchte er die Neutralität Hollands zu behaupten und sich, als ihm dies der Erste Consul nicht zugestehen wollte, ganz von den Staatsgeschäften zurückzuziehen. Ein Schreiben Bonaparte's und die Wünsche des Vaterlandes riefen ihn aber sehr bald wieder in den Strudel der öffentlichen Geschäfte. Er ging von neuem als Gesandter nach Paris und gewann hier Bonaparte's ganzes Vertrauen. Als nach des Kaisers Verlangen mehr Ein-





tüppunkt für die Lazaristenmission. Vor einigen Jahren jedoch wurde er in Folge engl. Einflusses bei Abgange seiner Statthalterschaft entsetzt und lebt jetzt auf dem Hochgebirge Samen. Nach der Auflösung des würtemb. Reisevereins gelang es endlich S., franz. Unterstützung zu halten, und er ist nun seit zwei Jahren von der Administration du jardin des plantes in Paris mit einer mission scientifique permanente pour l'Abyssinie beauftragt. Seine neuesten aus dem abessinischen Hochgebirge nach Paris gemachten Sendungen sollen von größter Wichtigkeit sein; man hegt die Hoffnung, daß er auch noch andere, bisher weniger bekannte Theile Abyssiniens in naturwissenschaftlicher Beziehung aufschließen werde. Seine frühern Sammlungen sind über ganz Europa zerstreut worden, und alle größern Naturaliencabinete liefern zahlreiche Beweise seiner rastlosen Thätigkeit. — Schimper (Karl Friedr.), verdienter Botaniker, Bruder des Vorigen, geb. 15. Febr. 1803, studirte zu Heidelberg und München, wo er mit Alex. Braun und Agassiz eine eigene philosophisch-botanische Schule begründete. In den J. 1842–43 hatte er im Auftrage des damaligen Kronprinzen (jetzigen Königs) Max die bair. Pfalz und die bair. Pfalz geognostisch zu untersuchen; jedoch sind die Ergebnisse seiner Untersuchungen, sowie auch die seiner botanischen Forschungen noch nicht veröffentlicht. S. ist für den Entdecker der Blattstellungsgeetze und für einen der Hauptbegründer der modernen botanischen Morphologie. Auch hat er „Gedichte“ (Erlang. 1840) und „Gedichte. 40–46“ (Mannh. 1847) herausgegeben. Seit mehreren Jahren lebt S. zu Schwesingen. Schimper (Wilh. Phil.), Director des naturhistorischen Museums zu Straßburg, geb. Jan. 1808 zu Dosenheim bei Elsaß-Jabern, Geschwisterkind der Vorigen und mit denselben durch gemeinsame Lieblingsstudien verbunden und Sohn des Pfarrers F. Ph. S. in Otter im Elsaß, erhielt seine Gymnasialbildung zu Buchsweiler und machte seine theologischen Universitätsstudien zu Straßburg, brachte die Zeit von 1831–34 theils als Hauslehrer, theils auf kleinern wissenschaftlichen Reisen zu, wurde 1835 Aide naturaliste am naturhistorischen Museum zu Straßburg und rückte allmählig, 1838 zum Conservator, 1839 zum Director des Museums auf. S. hat auf zahlreichen wissenschaftlichen Reisen den größern Theil von Europa selbständig durchforscht und sich in der Wissenschaft besonders als Bryolog einen geachteten Namen erworben. Seine Hauptschriften sind: „Plantes fossiles des Vosges“ (Erg. 1844); „Recherches anatomiques et morphologiques sur les mousses“; „Bryologia Europaea“ (4 Bde., Stuttg. 1836–54, mit 640 Tafeln), im Verein mit Bruch begonnen; „Stirpes males bryologiae Europaeae“ (Straßb. 1844–54); „Mémoire pour servir à l'histoire naturelle des Sphagnum“ (Par. 1854, mit 12 color. Tafeln); „Palaeontologica Alsatica“ (Straßb. 1854 fg.).

Schinderhannes, der Anführer einer Räuberbande, die gegen das Ende des 18. Jahrh. am Rhein ihr Unwesen trieb, hieß eigentlich Joh. Büßler, war von armen Eltern geboren und früh in die Dienste eines Scharfrichters. Er entwendete seinem Dienstherrn einige Felle und entwich, wurde aber ergriffen und zu 25 Stockschlägen verurtheilt. Diese öffentlich an ihm vollzogene Strafe entschied, nach seiner Aussage, über das Schicksal seines künftigen Lebens. Um zu wissen, was er jetzt anfangen sollte, trieb er sich herum und stahl. Er kam zum zweitenmal in Untersuchung, entsprang und gesellte sich zu Fink dem Rothbart, Anführer einer Räuberbande. Mehrmals ergriffen, entkam er wieder und kehrte zu seinen alten Gesellen zurück. Endlich beschloß er, bloß Straßenraub zu treiben, und bildete zu diesem Zwecke eine große Bande, in die bald Alles in Schrecken versetzte. Polizeiliche Verfolgungen trieben ihn auf das rechte Rheinufer, wo er eine gewisse Zulchen Blasius heirathete. Um diese Zeit nahm seine Räuberei eine neue Richtung, indem die Bande auch in die Häuser einbrach und ihr Unwesen so öffentlich trieb, daß die insbesondere von ihr geängstigten Juden Gesandtschaften an S. abschickten, um mit ihm abzufinden. Endlich wurde bei einer sorgfältigen Durchsuchung der ganzen Gegend S. gefangen und nach Frankfurt, von da aber mit seinen Kameraden vor das Specialgericht zu Mainz gebracht. Hier bewies er im Ganzen viel Wahrhaftigkeit, indem er, weil er nie einen Mord begangen, ein mildes Urtheil erwartete. Doch zum Tode verurtheilt, mußte er mit seinen Spießgesellen 21. Nov. 1803 sein Haupt unter die Guillotine legen.

Schink (Joh. Friedr.), Dichter und Dramaturg, geb. zu Magdeburg 1755, studirte seit 1773 zu Halle Theologie. Schon als Student lieferte er einzelne poetische Beiträge in den leipziger und göttinger „Musen Almanach“; auch erhielt er den in Hamburg ausgeschriebenen Preis von Friedrichsdor für sein Trauerspiel „Gianetta Montalbi“. S. privatisirte 1778 in Berlin, 1779 Dichter bei dem hannov. Theater, ging 1780 nach Wien, wo er seine „Dramaturgischen Fragmente“ (4 Bde., Grätz 1781–84) und das „Theater zu Abdera“ (2 Bde., Berl.



gedrungen sah, neue Einzelformen zu erfinden, that er es im Geiste des betreffenden Stils. Die vollständige Anschauung des Vollens und Könnens dieses großen Künstlers geben in-  
 ssen erst seine nicht zur Ausführung gekommenen Entwürfe, wie die herrliche Restauration  
 r Akropolis von Athen zu einem griech. Königspalaste, die Pläne des Schlosses Orianda, des  
 alastes für den Prinzen von Preußen, des Denkmals Friedrich's d. Gr. und andere mehr.  
 gl. seine „Sammlung architektonischer Entwürfe“ (26 Hefte, Berl. 1820—37; neue Aufl.,  
 etbd. 1841—45); ferner seine „Werke der höhern Baukunst“ (Abth. 1 und 2, Potsd.  
 145—46). Außer seinen sinnigen, herrlichen Architekturlandschaften hat S. auch die  
 chste Begabung für die Historienmalerei im großen Stile an den Tag gelegt. Schon die schö-  
 n symbolischen Sculpturen der Bauschule, die von seiner Erfindung sind, deuten darauf hin,  
 ch weit mehr aber die von ihm seit 1828 begonnenen Entwürfe für die Fresken, mit welchen  
 i nach seinem Tode die Halle des Museums, freilich in wenig entsprechender Ausführung,  
 schmückt wurde. An dem Prachtwerk „Vorbilder für Fabrikanten und Handwerker“, sowie  
 vielen andern Werken war S. wesentlich betheiligt. Auch ist seine Einwirkung auf das  
 einer Gewerbinstitut bis auf den heutigen Tag sichtbar, wie er denn überhaupt für die edlere  
 ilstrung der Erzeugnisse der Kunstindustrie, der Geräthe und Möbel die Bahn gebrochen  
 t. Endlich verdanken ihm die königl. Schaubühnen nicht nur manche ihrer schönsten Deco-  
 tionen, sondern überhaupt eine neue Schule der Decorationsmalerei, die auf eine künstlerische  
 rstellung der Scenerie in ihrer geschichtlichen Bedingtheit ausgeht. Berlins jetzige Phy-  
 gnomie ist nach ihren besten Seiten S.'s Werk. Vgl. Rugler, „Karl Friedr. S. Eine Cha-  
 rakteristik seiner künstlerischen Wirksamkeit“ (Berl. 1842).

**Schirach** (Gottlob Benedict von), deutscher Geschichtschreiber und Publicist, wurde 1743  
 Tiefenfurth in der Oberlausitz geboren, wo sein Vater Prediger war. Er besuchte das  
 mnasium zu Lauban und bezog dann die Universität zu Leipzig, wo er Theologie studiren  
 te, sich aber dem Studium der classischen Sprachen, der Geschichte und der schönen Wissen-  
 sften widmete. Im J. 1764 ging er nach Halle, wo er mit Semler und Kloss genauer be-  
 nt wurde. Bei den gelehrten Fehden des Letztern war S. auf dessen Seite. Er arbeitete im  
 biet der Philologie wie in dem der Geschichte und gehörte zu den ersten deutschen Schrift-  
 tern, die die Geschichte mit Kritik und philosophischem Geiste behandelten. Auch ließ er „Ge-  
 ste“ und mehrere Belletristische erscheinen. Im J. 1769 wurde er außerordentlicher, 1770  
 entlicher Professor in der philosophischen Facultät zu Helmstedt und wählte nun Geschichte  
 i Statistik zu seinen Hauptfächern. Wegen seiner „Biographie Kaiser Karl's VI.“ (Halle  
 1766) erhob ihn die Kaiserin Maria Theresia in den Adelsstand. Im J. 1780 legte er sein Lehr-  
 t nieder, um einem Rufe der dän. Regierung als Legationsrath nach Altona zu folgen, den  
 ächst seine Schrift „Über das königl. dän. Indigenatrecht“ (Hamb. 1779) veranlaßt hatte.  
 folgenden Jahre begann er das „Politische Journal“, dem er bis an seinen Tod, 7. Dec.  
 1814, seine Zeit, Kraft und Thätigkeit widmete (Jahrg. 1—24, Hamb. 1781—1804) und  
 dann sein ältester Sohn Wilh. von S., geb. 25. Sept. 1779, der Conferenzzath in Kiel  
 ; bis 1812 (Jahrg. 25—32, Hamb. 1805—12) fortsetzte, worauf es unter andern Re-  
 tionen noch bis 1839 (Jahrg. 33—55, Hamb. 1813—34; Jahrg. 56—60, Altona 1835  
 19) erschien. Unstreitig hat sich S. durch die Gründung dieses Journals Verdienste erwor-  
 , indem er die Ereignisse der neuern Geschichte mit einer durch Beigabe der wichtigsten Ur-  
 ben belegten Treue darstellte, welche es zu einer Quelle für den Geschichtsforscher machen.  
 t dem Ausbruche der Französischen Revolution, für die er den Enthusiasmus nicht theilen  
 te, sah er sich manchem Angriffe ausgesetzt. Unter seinen übrigen Schriften sind zu erwäh-  
 : „Biographien der Deutschen“ (6 Bde., Halle 1771—74); „Ephemerides literariae  
 nstadiensens“ (5 Bde., Helmst. 1770—73); „Magazin der deutschen Kritik“ (4 Bde., Halle  
 1772—76); die Übersetzung der „Biographien“ des Plutarch (8 Bde., Berl. 1776—80).

**Schirâs**, d. h. Löwenbauch, die ehemals blühende, jetzt aber sehr herabgesunkene Haupt-  
 t der pers. Provinz Farsistan oder des Landes Fars, einst die Residenzstadt der pers. Re-  
 en, liegt in einem reizenden und fruchtbaren, von schützenden Bergen umgebenen Thale auf  
 r der Stufen des südwestlichen Randgebirgs Persiens, 4284 F. über dem Meere, 7 St.  
 den Ruinen des alten Persepolis (s. d.). Die Stadt wurde durch ein Erdbeben vom  
 Juni 1824, wobei über 4000, und vom 1. Mai 1853, wobei angeblich 10000 Menschen  
 kamen, fast ganz zerstört und liegt gegenwärtig verödet. Bis dahin hatte sie wol 50  
 0000 E., darunter treffliche Siegelstecher und Steinmeße, Fabriken in Baumwolle, Seide,  
 le, Leder, Glas, Schmelz, in Feuerwaffen und Klingen aus ind. Stahl, in Pulver und be-





ie von ihm als Seeoffizier unternommenen Land- und Seereisen erstreckten sich über Schweden, Dänemark, England, Deutschland, Preußen, Italien, die Türkei u. s. w. Seine literarische Laufbahn begann er schon als Cadet mit einer Übersetzung von Campe's „Kinderbibliothek“ (2 Bde., neue Aufl., Petersb. 1808) und Gessner's „Daphnis“; auch gehören mehrere lyrisch-didaktische Gedichte und ein größeres Drama in diese jugendliche Periode. Daneben beschäftigte er sich schon frühzeitig mit ernstern wissenschaftlichen Studien, und diese waren in denen er später besonders glänzte. Längst sind seine Gedichte vergessen; dagegen werden wissenschaftlichen Werke von ihm stets ihren guten Ruf behaupten. Dahin gehören „Die Marinewissenschaft“ (2 Bde., Petersb. 1795); „Engl.-franz.-russ. Marinewörterbuch“ (2 Bde., Petersb. 1795); „Sammlung von Seesjournalen“ (2 Bde., Petersb. 1800) und ferner seine „Betrachtungen über den alten und neuen Stil in der russ. Sprache“ (Petersb. 1812; 3. Aufl., 1818), durch welche er die nationale Originalität gegen das Eindringen franz. Weichlichkeit in Schutz nahm und wie durch einige andere Schriften über die russ. Sprache Fortbildung derselben nicht wenig beitrug. Ein bedeutendes Verdienst erwarb er sich ferner durch die Herausgabe des ältesten bekannten Erzeugnisses in der russ. Poesie („Igor's Zug in die Polowzer“, 1805). Auch übersehte er Tasso's „Befreites Jerusalem“ in russ. Prosa (2 Bde., Petersb. 1818). Im J. 1812 wurde er Reichssecretär. Die von ihm in dieser Eigenschaft entworfenen Manifeste, Aufrufe, Ukase und Rescripte bis 1814, die er in einer Sammlung (Petersb. 1816) vereinigte, zeichnen sich durch ihre stilistische Form wie durch patriotischen Inhalt vortheilhaft aus. Über diese Periode ließ er später auch nicht uninteressante Memoiren („Moj karkija sapiski pochoda 1812 goda“, Petersb. 1831) erscheinen. Schon 1816 war S. Mitglied der Akademie der russ. Sprache geworden. Im J. 1820 erhob ihn der Kaiser zum Mitglied des Reichsraths und 1824 zum Minister des öffentlichen Unterrichts sowie zum Generaldirector der geistlichen Angelegenheiten aller nichtgriech. Confessionen Rußlands. Wie es Gute er in dieser Stellung auch gewirkt, so würde er doch noch ungleich Höheres geleistet haben, wäre er nicht von dem Vorurtheil befeelt gewesen, daß man die niedern Volksklassen zum Lebensglück von jeder wissenschaftlichen Cultur und Bildung ausschließen müsse. Im J. 1828 trat er vom Ministerium zurück. Er beschäftigte sich in den letzten Jahren seines Lebens mit der Herausgabe eines „Vergleichenden Wörterbuchs in 200 Sprachen“ (2 Thle. Petersb. 1838) und mit einer zweiten verbesserten Auflage seines Marinewörterbuchs. S. starb im J. 1841. Seine gesammelten Werke erschienen in 14 Bänden (Petersb. 1823—34). Eine Auswahl aus seinen Briefen wurde nach seinem Tode veröffentlicht (Petersb. 1841).

**Schisma** oder Kirchenspaltung findet nach kath. Kirchenrechte dann statt, wenn die oberste Gewalt durch die Wahl mehrerer Gegenpäpste getheilt und dadurch die Einheit der Kirche gehoben ist. Die längste Spaltung dieser Art war das sogenannte große Schisma, welches 1378—1417 dauerte. (S. Papst.) Im engeren Sinne versteht man unter Schisma ein Abweichen von der kirchlichen Verfassung und Disciplin der rechtgläubigen Kirche und unter Schismatikern Diejenigen, welche in Ansehung dieser Punkte anders denken als die rechtgläubige Kirche. So nennt die röm.-kath. Kirche die nichtunirten griech. und die armen. Christen Schismatiker.

**Schitomir**, die Hauptstadt des russ. Gouvernements Wolhynien, gehörte zur Blütezeit des Reichs zur Wojewodschaft Kiern, wo sie unter dem Namen Zytomierz die Hauptstadt des gleichnamigen Districts war. Sie liegt am Deterew, der hier die Kamienka aufnimmt, innerseitsiger Ufer fließt und manche romantische Partie macht, ist der Sitz eines Militärgouverneurs, eines griech. Erzbisthums, sowie eines kath. Bischofs, hat neun Kirchen, ein Seminar, ein Gymnasium, mehrere andere Schulen und zählt jetzt etwa 20000 E. Früher war die Bevölkerung weit stärker. Die Stadt unterhält unter Anderm gute Tuchfabriken und einen lebhaften Handel mit der Türkei, mit Oesterreich und den innern Provinzen des russ. Reichs. Unter den steinernen Gebäuden zeichnen sich besonders das schöne Schauspielhaus und das Gebäude der Literarischen Gesellschaft aus. In der Umgegend wird viel Weinbau getrieben, der auch eine Hauptnahrungsquelle für die Einwohner ist. In dem Kreise von S. liegt die Stadt Handel und Verkehr bedeutende, sonst aber schlecht gebaute Landstadt Werditschem mit 1000 E., die meist Juden sind, mit einer geistlichen Pfarrschule, einer Töchterchule, vier Kirchen und einigen Fabriken.

**Schlabrendorf** (Gust., Graf von), ein durch Geistesbildung und edle Gesinnung merkwürdiger Sonderling, der, ohne Schriftsteller und Staatsmann zu sein, nicht unbedeutenden Einfluß auf sein Zeitalter geübt hat, wurde zu Stettin 22. März 1750 geboren und studierte

in Frankfurt an der Oder und in Halle. Nach dem Tode seines Vaters, der zuletzt dirigirter Minister in Schlesien war, frühzeitig in den Besitz eines ansehnlichen Vermögens gelangt, nuzte er dasselbe, um Reisen zu machen. Beim Ausbruche der Revolution ließ er sich in Paris nieder und studirte hier Sprachen und Philosophie, interessirte sich aber auch, trotz seiner Zurückgezogenheit, für die politischen Erscheinungen und widmete zugleich allen wohlthätigen Unternehmungen seine thätige Hülfe. Mit Geschichts- und Weltkenntniß ausgerüstet, erholten sich ihm die einflußreichsten Männer oft Rath in schwierigen Verhältnissen. Während der Schreckzeit kam er als Freund der Girondisten in Gefahr, das Blutgerüst zu besteigen. Schon bei der Karren, um ihn abzuholen, da fehlten seine Stiefeln. Treuherzig schlug er dem Kerkermeister vor, ihn dafür morgen zum Schaffot zu führen. Darüber wurde nun S. im Kerker verwahrt, bis nach 18 Monaten Robespierre's Sturz ihm die Freiheit gab. Napoleon, obgleich seinen tadelnden Äußerungen unterrichtet, ließ ihn als Sonderling unangefochten. In einem Zimmer, das er nie verschloß und selten verließ, unter geringer Umgebung, in ärmlicher Umgebung nahm er Besuche jedes Standes an. Sein ganzes Wesen zeigte einen Mann, der und gerade den Weg der Rechtlichkeit verfolgt und die Fürsorge für Menschenwohl sich zur Aufgabe gemacht hat. Seine Einkünfte verwendete er, da er wenig brauchte, im Stillen zu thätigen Zwecken, besonders für Landleute. Als er 1813 nach Preußen zurückkehren und der Befreiung seines Vaterlandes thätigen Antheil nehmen wollte, hielt man ihn in Paris. Aber auch von hier aus wußte sein Patriotismus einflußreich mitzuwirken, sodaß der Kaiser sich bewogen sah, ihm das Eiserne Kreuz zu verleihen. Stets mit Ideen beschäftigt, verlebte er in den letzten zehn Jahren, wo er sich die Erfindung einer Sprachmaschine zur Aufgabe setzte, sein Zimmer nicht. Das berühmte Buch „Bonaparte und das franz. Volk unter dem Consulate (1804), das sein Freund J. F. Reichardt (s. d.) herausgab ist wesentlich sein Werk. Er starb zu Paris 22. Aug. 1824.

**Schlacht** heißt der Kampf größerer Truppenmassen oder ganzer Heere; Schlachtfeld Terrain, auf welchem sie sich schlagen. Die Schlacht bildet gewöhnlich den Endpunkt der Operationen und soll auf die Entscheidung womöglich des ganzen Kriegs gerichtet sein. Ist daher die Aufgabe der Heerführung oder Strategie, zu bewirken, daß die Schlacht an entscheidenden (strategischen) Punkte geliefert werde. Die Strategie (s. d.) hat die Anlage der Schlacht zu bewirken, während die Taktik (s. d.) oder der Truppengebrauch die Ausführung des Schlag selbst übernimmt. Es gibt Offensiv- und Defensivschlachten (s. Offensiv und Defensiv), je nachdem ein Heer den Gegner, um ihn zu schlagen, in seiner Stellung angreift oder selbst Stellung nimmt, um den Angriff des Feindes zu erwarten und abzuschlagen. Offensiv und Defensivmomente wechseln aber während der Schlacht und auch eine Defensivschlacht dadurch zur kriegentscheidenden werden, wie z. B. Waterloo. — **Schlachtordnung** oder *de bataille* nennt man im Allgemeinen die in der Armee gültige Normalvorschrift für die Stellung zusammengesetzter Truppenkörper zum Gefecht; sie geht aus der Kampfweise der Armee hervor und wird fast in jedem Gefechte modificirt. Zu Friedrich's d. Gr. Zeit war es Regel, die Armee in zwei Treffen in Linie, Infanterie in der Mitte, Cavalerie auf den Flügeln, aufzustellen; aber der König wich in vielen Schlachten davon ab. Gegenwärtig, wo das Terrain in Hinsicht benutzt wird und die verbundenen Waffen mehr zusammenwirken, theilt man die Streitkräfte gewöhnlich in Avantgarde, bestimmt zur Deckung der eigenen Gefechtsentwicklung, Festhalten oder Nehmen wichtiger Terraintheile u. s. w., Groß oder Haupttreffen zur Führung der Schlacht, und Reserve, bestimmt, die Entscheidung zu geben. Bei der Schlacht, welche bis zu dem richtigen Moment möglichst geschont, intact gehalten werden muß, bilden sich auch die Hauptmasse der Cavalerie und Artillerie, von welchen nur ein Theil den Feinden beigegeben ist. In der successiven Verwendung dieser Streitkräfte, in dem Kampfe um wichtige Terraintheile, welche dadurch zu Brennpunkten von Partialgefechten werden, liegt der Charakteristische der heutigen Schlachten im Vergleich zu den frühern. Der Sieg an der heutigen Schlachtfelde darf allein nicht genügen, hinter dem letzten Kanonenschusse liegt die eigentlichen Früchte des Siegs; er muß energisch verfolgt werden, wo möglich bis zur Vernichtung der feindlichen Feldarmeen (Jena, Waterloo, Novara).

**Schlachtenmalerei** heißt die Gattung der Malerei, welche die besondere Aufgabe hat, den Kampf großer Menschenmassen zu schildern. Hierdurch sondert sich dieselbe von der eigentlichen historischen Malerei ab, bei welcher es mehr auf handelnde Individuen ankommt. Ganz allerdings für die Schlachtenmalerei war die Kampfweise der frühern Zeit als die der neuern, in welcher die menschlichen Massen mehr in geregelter, der malerischen Ansicht widerstrebend.



nung kämpfen und der persönliche Muth minder hervortritt. An Mannichfaltigkeit gemessen die Schlachtgemälde namentlich durch Hinzukommen der Pferde. Zu den größten Schlachtbildern gehört die Schlacht Konstantin's, von Rafael entworfen und von Giulio Romano ausgeführt, Lebrun's Schlachten Alexander's und die Amazonenschlacht von Rubens. In neuen Szenen, wie Scharmüßeln, Überfällen, Hinterhalten u. s. w., zeichnen sich besonders Antonio Tempesta, Hans Snellink, Esaias van der Velde, Joh. Affelghn, Pet. Snyders, Rob. Hoed, Fulcone, genannt Oracolo delle bataglie, Jacques Courtois, Anton Franz van der Aulen, Phil. Wouverman, Karl Breydel und Georg Phil. Rugendas; unter den Neuern Peter Krafft in Wien, Pet. Hess, Jos. von Schnizer in Stuttgart, Heidegger Freiherr von Heideck, v. Adam in München, Krüger und Schulz in Berlin, in Frankreich aber vor Allen Horace Vernet und sein Nachahmer Steuben.

**Schlachtschiß** (slachcie) hieß in Polen im Gegensatz gegen die Stadtbürger und Bauern der Edelmann. Die Adelligen waren die wirklichen Staatsbürger Polens und erkannten keinen Unterschied unter sich an. Der König durfte keine Fürsten-, Grafen- oder Freiherrentitel annehmen, und diejenigen, welche solche von auswärtigen Regenten erhalten hatten, durften sie nicht gegen ihre Landsleute geltend machen. Nur wenige Familien, wie die Ostrog, Czartoryski, Czimirski u. a., welche bei der Vereinigung von Lithauen und Polhynien mit Polen bereits Adelligen u. s. w. waren, machten hierin eine Ausnahme. Die Adelligen waren im Besitze ungewöhnlicher Privilegien. Nur sie konnten Landgüter besitzen, die hohen kirchlichen Würden bekleiden, zu Senatoren, Kronbeamten und Richtern ernannt werden und als Landboten in den Reichstagen (s. d.) gelangen. Sie waren frei von allen Abgaben, und erst in der letzten Zeit Polens trugen sie ein Geringes. Jeder Adelige war ein Candidat des poln. Throns. Dafür waren auch alle Adelligen zum Kriegsdienste verpflichtet. Das Recht, in den Adelsstand zu erheben, lag in Polen bis 1578 beim Könige, von da an nur dem Reichstage zu, und der in den Adel Erhebende mußte katholisch sein. Zuweilen wurden sämtliche Bürger von Städten auf einmal zu Adelligen erhoben. Die Anzahl derselben war daher sehr groß. Viele Adelige waren arm, und es gab ganze Dörfer, die von Edelleuten bewohnt wurden, welche selbst das Feld bebaueten und sich von den Bauern nur durch ihren Adelsstolz unterschieden. In neuester Zeit ist im Königreich Polen dieser massenhafte Adel sehr beschränkt worden.

**Schlacken** nennt man Producte und Abgänge hüttenmännischer Prozesse, welche, je nach der Beschaffenheit, besser oder schlechter geschmolzen, mehr oder weniger vollkommene Gläser sind. Sie werden theils wiederum benutzt, z. B. die Eisenschlacken als Töpferglasur, die Kupferschlacken zum Aussteinen u. s. w., theils als unbrauchbar weggeworfen. — **Schlackenbäder** heißen Bäder, in denen das Wasser durch Schlacken erhitzt wird.

**Schlaf** (somnia) nennt man denjenigen normalen und periodisch wiederkehrenden Zustand, in welchem das Gehirn seine Thätigkeit ganz oder theilweise eingestellt hat, und zwar in Folge der Ermüdung, wobei die Substanz desselben allmählig untauglicher wurde. Während des Schlafs soll sich nun die Hirnsubstanz durch Ruhen und mit Hülfe der Ernährung regeneriren. Wegen der Einstellung der Hirnthätigkeit im Schlafe ist das Bewußtsein (Empfinden) und jede psychische Action, sowie die willkürliche Bewegung aufgehoben, und nur die unwillkürlichen Bewegungen unterhaltenen (vorzüglich vegetativen) Prozesse gehen ungehindert vor sich. Im Allgemeinen bedarf der Mensch nur 6 – 8 Stunden Schlaf; ob er diesen während der Nacht oder am Tage schläft, bleibt sich im Ganzen gleich. Daß diejenigen, welche das Gehirn vorzugsweise thätig sein lassen (bei geistiger Arbeit), länger schlafen müssen, um das Gehirn zu restauriren, als solche, bei denen nur die Körperkräfte in Anspruch genommen werden, versteht sich von selbst. Über die Personification des Schlafs bei den Alten s. Somnus. **Schlaf** (Schläfe), bedeutet in der Anatomie die dicht vor und über dem Ohre befindliche Gegend am Schädel, an welcher der Schläfenmuskel (zum Kauen), die Schläfenpulsader und das Schläfenbein (mit seiner dünnen Schuppe) angetroffen werden. Wegen der Dünnschuppe des Schläfenbeins werden hier die Verletzungen gefährlicher als am übrigen Theile des Schädels.

**Schlaflosigkeit** (agrypnia) kann durch Gemüthsunruhe, ungewohnte Lebensart u. s. w. (vorübergehend) erzeugt werden, ohne Zeichen eines krankhaften Zustandes zu sein. Sie tritt nur ein Symptom sehr vieler und besonders fieberhafter Krankheiten und tritt öfters auch ohne einer gewissen Selbstständigkeit auf, ohne daß eine Störung der übrigen Thätigkeit des Organismus bemerkt wird. Gewöhnlich besteht die von Patienten und Ärzten sogenannte Schlaflosigkeit mehr in zu kurzer Dauer als in ganzlichem Mangel des Schlafs. Die Ursachen sind meistens solche, welche das Gehirn zu sehr in Erregung erhalten, oder dessen Ermüdung verhindern



Hirnbrutung, ist so gemein, daß manche Anatomen den Schlagfluß ganz mit ihr identificiren, gar andere Blutergießungen, wenn sie plötzlich ins Gewebe der Organe stattfinden, mit dem Apoplexien (z. B. der Lunge) bezeichnen. Doch gibt es auch andere Ursachen einer solch plötzlichen Hirnlähmung, z. B. rasche Verstopfung einer Hirnarterie durch ein darin hinhinmendes Blutgerinnsel, rasche Blutüberfüllung der feinsten Hirngefäße (die sogenannten älteren Apoplexien), periodischer oder plötzlicher Druck einer Hirngeschwulst, vielleicht sogar Eiterergüsse innerhalb der Schädelhöhle (der sogenannte Wasserschlag, apoplexia serosa älterer Ärzte) und gänzlich unbekannte, dem anatomischen Messer entgehende Hirnveränderungen. Ältere Ärzte unterschieden mehr nach den äußern Symptomen den Blutschlag (apoplexia uinea), wobei sich starke Röthung des Gesichts, aufgetriebene Adern am Kopfe, lebhaftes Pochen der Halsarterien und andere Zeichen von Kopfcongestionen finden, von dem Nervenschlag (apoplexia nervosa), wobei der Schlagflüssige bleich, verfallen, weß und hinfällig, Ohnmächtigen ähnlich ist. Der Hirnschlagfluß kann plötzlich, binnen wenig Minuten tödlich oder auch eine, wenigstens theilweise Herstellung gestatten. In letzterm Falle unterliegt das Gehirn und das darin ausgetretene Blut verschiedenen Umwandlungen (z. B. Erweichung, Festerinnung oder Cystenbildung). Es bleibt deshalb in den meisten Fällen ein Theil der dort auslaufenden Nervenfasern für zeitlebens dem Willen oder der Empfindung entzogen, so daß z. B. der einst vom Schlagfluß Getroffene den einen Arm oder das eine Bein nicht willkürlich bewegen kann, an gewissen Hautstellen nicht mehr fühlt, einen schiefen Mund u. s. w. Die meisten halbseitigen Körperlähmungen sind Folgen von Schlagflüssen. Oft auch ein allmählig um sich greifender Zerstörungsproceß im Hirnmarke (Hirnerweichung, Encephalomalacia, und Hirnvereiterung, abscessus cerebri) und reißt den Kranken allmählig allerlei Schmerzen, Krämpfen, Fieberzufällen und Bewußtseinsstörungen auf. Der Schlagfluß kann sich, oft binnen wenig Stunden oder Tagen, oft in langjährigen Pausen, bei einem Individuum öfters wiederholen, namentlich je nachdem eine Hirnarterie nach der andern in Bruchigkeit verfällt. Der Blutschlagfluß trifft besonders solche Leute, welche auch sonst schon im Gesicht aussehen (oft in Folge von Herzkrankheiten oder Störungen des Blutlaufes), ferner Schwelger und Gichtische, oder tritt nach heftigen Gemüthsaffecten, deren Einwirkung auf den Kopf, äußern Erhitzungen und Anstrengungen, Nachtwachen u. s. w. sich auf. Man verhütet ihn durch Vermeiden solcher Umstände (besonders des zum Verengung und Verkalken der Arterien führenden schwelgerischen Lebenswandels) und dadurch, daß besonders gealterte Personen (deren Adern stets starrwandig und brüchig sind) und Herzkranken zu großer Ruhe des Geistes und Körpers anhält. Bei der Behandlung der Schlagflüsse spielen sonst Aderlässe eine zu ausgedehnte Rolle, während sie jetzt, fast mehr als gut ist, geringe werden. Vor allem bringe man den vom Schlag Getroffenen, nach Entfernung aller engen Kleider, an einen kühlen, wohlgelüfteten, ruhigen Ort, lege den Kopf und Rücken bedeckt erstern mit kühlen Umschlägen, Sorge durch Fußwärmer, Fußbäder, Senfteige, Clystiere u. dgl. für gehörige Ableitung nach unten und für rechtzeitige Minderung der übermäßigen Reaction (Entzündung) im Gehirn. Während deren Verlauf wird das kühlende und ableitende Verfahren fortgesetzt und durch äußerste Ruhe, Verfinsterung des Zimmers, Abwesenheit von Geräusch oder Gespräch u. s. w. noch längere Zeit (bis zur Ausheilung der betroffenen Stelle) jede Hirnreizung vermieden. In der Nachbehandlung spielt die gymnastische Bewegung der gelähmten Glieder zum möglichst geschickten willkürlichen Gebrauch die Hauptrolle.

**Schlagintweit** (Adolf und Hermann), Physiker und Geologen, sind die Söhne des bairischen Rathes Joseph S. (geb. 8. Dec. 1792 zu Regensburg in Baiern), welcher seit längerer Zeit in München als praktischer Arzt, namentlich in der Behandlung von Augenkranken erfolgreich, auch verschiedene ophthalmologische Instrumente theils neu erfunden, theils vervollständigt hat und 1826 eine Heilanstalt für arme Augenkranken begründete. Seine Söhne, von Adolf 9. Jan. 1829, Hermann 13. Mai 1826 zu München geboren wurde, erhielten eine sorgfältige Erziehung und begannen sehr früh sich mit selbständigen Forschungen zu beschäftigen. Ihre Beobachtungen über die mannichfaltigen physischen Phänomene, die sie 1847 und 1848 in den Alpen anstellten, veröffentlichten sie in den „Untersuchungen über physikalische Geographie der Alpen“ (Lpz. 1850). Nach Vollendung dieses Werks, bei dessen Bearbeitung sie von Alex. von Humboldt während ihres Aufenthalts in Berlin 1849 unterstützt wurden, besuchten sie England und Schottland und hielten sich dann in Berlin auf, bis 1851 abermals nach den Alpen gingen. Hier bestiegen sie unter Anderm 23. Aug. 1851





an und hinter der Afteröffnung beginnt. Hals, Brust und Leib sind nicht zu unterscheiden, von der zweite Wirbel ein Rippenpaar trägt. Das Zwerchfell fehlt und die zahlreichen, von denen jede mit ihrer Spitze an das entsprechende Schild der Bauchhäute mittelst eines Knorpels und einiger Muskeln befestigt ist, umgeben die ganze Körperhöhle gleichmäßig. Ein Knochenaufbau wird der Anheftung zahlreicher und gleichartiger Muskeln sehr günstig, und erklärt sich die Schnelligkeit und Kraft aller Bewegungen. Die gewöhnlichste dieser Bewegungen ist ein eigentliches Kriechen, bei welchem die sich abwechselnd gerade stellenden Rippenpunkte abgeben und daher die Füße ersetzen. Die schlängelnden Windungen geschehen üblicherweise, vielleicht kaum zwei bis drei Arten ausgenommen, horizontal abwechselnd nach rechts und links, nicht vertical in erhabenen Bogen, wie man sie gewöhnlich abbildet. Viele Schlangen heben die vordere Hälfte des Körpers senkrecht erheben, aber nur wenige vermögen in dieser Stellung lange zu verharren, wie die ägypt. Brillenschlange, welche deshalb den alten Ägyptern das Symbol der Wachsamkeit galt. In der Ruhe liegen sie meist spiralig zusammengerollt, doch plötzliches Geradestrecken des zusammengerollten Körpers können viele eine Art von Sprung ausführen. Ihre gewaltige Muskelkraft beweist das Beispiel der Riesenschlangen und Nilschlangen, welche Antilopen und andere Thiere durch Umschnürung tödten, indem sie die Rippen zerbrechen. Das Gehirn ist im Vergleich zu der großen Masse des Rückens sehr klein und daher sind auch die Sinnesthätigkeiten gering. Die fast immer seitlich gesetzten Augen haben keine Lider und sind mit einem zur äußern Haut gehörenden, durchscheinenden, kreisrunden Schilde bedeckt. Der Geruch ist sehr schwach; das Ohr von der allgemeinen Haut überzogen und innen ohne Trommelfell, daher auch der Gehörsinn stumpf. Die Zunge ist sehr lang, schmal und zweispaltig, kann weit hervorgestreckt und mit auffallender Schnelligkeit hin und her bewegt werden, ist aber zum Schmecken ungeeignet, noch viel weniger können sie verwunden, wie die Volksmeinung geht. Der Fühlsinn muß stumpf sein, weil sie harte Schuppen und Schilder, welche je nach den Körpertheilen anders gestaltet sind, unter verschiedenen terminologischen Namen erhalten, die ganze Oberfläche einhüllen. Unter der Haut liegt ein oft sehr lebhaft gefärbtes, bisweilen goldglänzendes oder regelmäßige Zeichnungen vorbringendes Schleimnetz, niemals eine Fettschicht, welche jedoch den Darmkanal umhüllt. Die Werkzeuge sind nicht zur Zerkleinerung, sondern nur zum Verschlingen der unzerstückelten Beute eingerichtet. Deshalb sind die Schädelknochen nicht zu einem festen Körper verwachsen, sondern getrennt und werden bloß durch Bänder, Knorpelschichten und Muskeln vereinigt. Die Verbindung zwischen Schädel und Unterkiefer wird durch zwei bewegliche Knochen, das Kieferbein und das Zigenbein, vermittelt, wodurch ein zusammengesetztes Gelenk entsteht, das eine weite Öffnung des Rachens erlaubt, während die hakenförmigen, am Gaumensaum sowie auf den Kiefern aufgewachsenen Zähne nur dazu dienen, das Herauswürgeln der Beute zu verhindern, über dessen geradweiser Hinabwürgung mehrere Stunden vergehen können, wenn das ergriffene Thier groß ist. Daß aber manche Schlangen, z. B. die Riesenschlangen, ihre Beute vorher mit einem glättenden Geißel überziehen, ist unbegründet. Die Nahrung besteht nur aus lebenden Thieren; niemals berühren Schlangen todt oder gar schon übertragene Thierkörper. Die meisten stellen Säugthieren und Vögeln nach, fressen auch von Fröschen, Weichthieren, Insekten, kleinen Krustenthieren und Ringelwürmern, fressen Schlangen von Fischen. Die Verdauung geschieht ungemein langsam, aber sehr vollkommen, das Bedürfniß des Fressens kehrt daher nur in langen Zwischenräumen wieder. Aus dem faulen Fäulniß des sehr lange im Darmkanale weilenden Nahrungsstoffes glaubt man den sehr übelriechenden Athem aller größern, zumal der giftigen Schlangen ableiten zu können. Bedürfniß zum Trinken ist selten vorhanden, und das Trinken erfolgt lediglich mit geringer Quantität auf einmal. Auch können Schlangen die Entziehung des Wassers aller Nahrung geraume Zeit, ja selbst Monate lang ertragen. Saugen aber, wie oft behauptet worden ist, können Schlangen nicht. Die Athmung erfolgt durch die Lungen, welche in der Halsgasse entlang weit nach hinten reichen. Einen Laut vermögen jedoch die Schlangen nicht vorzubringen, nicht einmal jenes Zischen, welches das Volksvorurtheil ihnen beilegt. Sie leben des Geselligkeitstriebes, leben einsam und der Fortpflanzungstrieb veranlaßt nur eine vorübergehende Annäherung der Individuen, aber keinen Haushalt. Sie wohnen theils in Wäldern, theils in offenern Gegenden, einige selbst in der schattenlosen, glühenden Wüste; manche kriechen gelegentlich in das Wasser zurück; die Seeschlangen bewohnen das Meer der heißen Gegenden. Einige sind der Zähmung einigermaßen fähig und werden theils von Gauklern zu Kunst-





ungefähr 700 meist weiblichen Geschlechts hier einzufinden pflegen, den Aufenthalt angenehmer zu machen. Vgl. Riehl, „S., eine historisch-topographische Skizze“ (Wiesb. 1851).

Schlaraffenland, s. Utopien.

Schlayer (Johannes von), würtemb. Staatsmann, der Sohn eines Bäckers, geb. 11. März zu Tübingen, trat nach absolvirtem Lyceum in die Universitätskammerverwaltung, um sich als Schreiber zu bilden, hörte jedoch nebenbei Vorlesungen und widmete sich später ganz dem Studium der Rechte. Nachdem er einige untergeordnete Stellen rasch durchlaufen, wurde er 1820 schon Kanzleidirector im Ministerium des Innern und einige Jahre später Oberregierungsath. Im J. 1826 von seiner Vaterstadt in die zweite Kammer gewählt, zeigte er sich bald als einen der vorzüglichsten und unterrichtetsten Sprecher, galt auch überall und für einen Freund der Pressfreiheit. Bei den Wahlen von 1831 in Tübingen abgewiesen, ward dagegen seine Wahl im Oberamte Göppingen durchgesetzt. Vom Wiedereröffnung in die erst 1833 eröffnete Kammer wurde er jedoch abgehalten, indem er inzwischen im März 1832 provisorisch mit dem Portefeuille des Innern beauftragt ward, wobei er den Namen als Staatsrath erhielt. Seitdem bekämpfte er nun, und zwar in der Regel mit Glück, die liberale Opposition. Seine Verdienste belohnte die Regierung nach dem Landtage von 1836 die Beförderung zum Geh. Rath, 1839 durch die Ernennung zum Minister. Unter seiner Wirkksamkeit erhielt die Verwaltung Württembergs eine scharf bureaukratische Richtung, die die spätere Zeit nicht zu brechen vermochte. Den größten Sieg errang der streitlustige Minister über den Bischof Keller von Rottenburg, welcher 9. Nov. 1841 eine im Sinne des Ultramontanismus gegen den Kirchenrath gerichtete Motion einbrachte. Am 16. März 1842 trat dem Rath. Geistlichen in der berühmten Verhandlung die ganze Macht seiner Autorität entgegen und errang einen für die Regierung bedeutenden Sieg. Die Herrschaft nach der März des J. 1848. (S. Württemberg.) Er zog sich mit Widerstreben von seinen Wirkungskreise zurück, für seinen thätigen Geist kaum genug Nahrung in literarischen Studien findend. Nach dem Abtreten der Märzminister richtete sich der Blick des Königs wieder auf ihn. S. bildete 30. Oct. 1849 ein neues Ministerium und nahm den Kampf an die Stelle der Kammer getretenen Landesversammlung auf. Die siegreiche Macht, die sonst über die Volksvertretung geübt, war jedoch gebrochen, und seine angeborene Heftigkeit seine Überzeugung von dem alleinigen Rechte der Regierung erbitterte die Landesversammlung in solchem Grade, daß zur Auflösung geschritten werden mußte. Eine neue (verfassungsrathende) Versammlung wurde einberufen, nach 23 Tagen jedoch wieder aufgelöst, sich über die Vorlage einer Wahlreform nicht einigen wollte, und 22. Jan. 1850 eine verfassungsberathende Versammlung einberufen. Als man auch mit dieser sich nicht einigen konnte, erfolgte der Sturz des Ministeriums 4. Juli 1850, freilich nur, um einem noch activeren Platz zu machen. Seit dieser Zeit lebt S., mit politischen Studien beschäftigt, zurückgezogen in Stuttgart. S. hat es trotz seiner Abstammung nie zur Popularität bringen können. Ebenso wenig beliebt war er bei dem Adel wegen des ihm Schuld gegebenen Namens, im demokratischen Sinne zu nivelliren. Besondern Anstoß erregte neben seiner Geistes die barsche Art, womit er die Überlegenheit seiner Stellung und Intelligenz zur Geltung brachte. Man rühmt mit Recht an ihm ausgebreitete Kenntnisse, Ordnungsliebe, große Thätigkeit und Energie, die sich jedoch mehr auf die Administration und juridische Deduction während ihm der Sinn und die lebendige Anschauung für das unmittelbar Praktische verloren scheint.

Schlegel (Aug. Wilh. von), gleich ausgezeichnet als Dichter wie als gelehrter Dichter, der Sohn Joh. Adolf S.'s (s. d.), geb. zu Hannover 8. Sept. 1767, wurde zuerst in der Religion und von Hauslehrern und auf der Schule zu Hannover in Sprachen und Wissenschaften unterrichtet. Früh entwickelten sich seine Dichtertalente, und schon in seinen ersten Jugendversuchen zeigte er eine ungemeine Leichtigkeit im Aufbau und Reim. Er studirte in Göttingen anfangs Theologie, dann Philologie, wurde Bürger's Freundschaft und war Mitglied des philologischen Seminars unter ihm. Eine lat. Abhandlung über die Homerische Geographie bewährte nebst andern philologischen Arbeiten seine gründliche Kenntniß des Alterthums. Von Göttingen ging er als Lehrling nach Amsterdam in das Haus des Bankiers Muilman und von da nach drei Jahren nach Berlin. Hier nahm er an Schiller's „Horen“, sowie später an dessen Musenalmanachen Theil und war bis 1799 vielleicht der fleißigste Mitarbeiter an der „Allgemeinen Literaturzeitung“. In dieser Zeit begann er die Übersetzung des Shakespeare (9 Bde., Berl.

1797—1810), deren Einfluß auf die deutsche Dichtkunst und auf die deutsche Bühne groß wurde; jedoch übernahm mit seiner Zustimmung bei den neuen Auflagen (Berl. 1839, 1843, 12 Bde.) Tiedt die Revision und die Übersetzung der noch rückständigen Bde. S. hielt in Jena ästhetische Vorlesungen und gab mit seinem Bruder Friedr. S. das „Athenäum“ (3 Bde., Berl. 1796—1800) heraus, welches bei aller kritischen Strenge manche Anregung zu poetischer Thätigkeit enthielt. Noch erschienen während seines Aufstiegs in Jena die erste Ausgabe seiner „Gebichte“ (Tüb. 1800) und die „Ehrenpforte für den Literaturpräsidenten von Kopebue“ (1800), eine Geburt des Muthwillens, veranlaßt durch den S. gerichteten „Hyperboreischen Esel“ Kopebue's. Letzterer, mit G. Merkel verbündet, fuhr diesen Kampf auf oft unwürdige Weise im „Freimüthigen“ fort, wobei namentlich die „Zeitung für die elegante Welt“ auf Seiten der neuen sogenannten romantischen Schule stand. Von seinem Bruder Friedrich herausgegebenen „Charakteristiken und Kritiken“ (2 Bde., Lpz. 1801) haben manchen Geistesfunken entzündet. Beide Brüder lebten jetzt ein reiches, gesellschaftlich poetisches Leben mit gleichgesinnten Freunden, zu denen vorzüglich Tiedt und Nothke gehörten. Nach ziemlich schnell erfolgter Trennung von seiner Gattin, einer Tochter des Professors Michaelis in Göttingen, wendete sich S. nach Berlin, wo er gegen Ende des J. 1803 Vorlesungen über Literatur, Kunst und Geist des Zeitalters hielt, die in seines Bruders „Europa“ (Bd. 3) abgedruckt sind. Im J. 1803 erschien der „Jon“, ein antikes Trauerspiel, welches aber dramaturgisch interessante Verhandlungen zwischen Berni Schilling und dem Verfasser veranlaßte. Hierauf erschien sein „Span. Theater“ (2 Bde., Berl. 1803—9; neue Aufl., 1845), fünf Stücke Calderon's in nach Form und Inhalt so musterhafter Übersetzung enthaltend, daß jener Dichter durch dieselbe eigentlich zuerst in Deutschland geführt wurde. Gleiches leisteten für die Lyriker des Südens die „Blumensträuße der ital. und portug. Poesie“ (Berl. 1804), mit welchen auch die Einbürgerung der metrischen Formen der roman. Völker in der deutschen Dichtung beginnt.

S.'s Leben gewann einen neuen Wendepunkt, als er 1805 mit Frau von Staël auf eine Reise ging und abwechselnd in Coppet, Italien, Frankreich, Wien, Stockholm u. s. w. lebte. In dieser Sprache schrieb er 1807 eine „Vergleichung der Phädra des Euripides mit der des Racine“, welche unter den pariser Literatoren ungewöhnliches Aufsehen machte. Im Frühling 1808 hielt er in Wien „Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur“ (3 Bde., Heidelb. 1808—11; 2. Aufl., 1817), die fast in alle gebildeten Sprachen übersetzt wurden. Sie haben manchem Irrthum in den Grundideen und im Einzelnen sowol die geschichtliche als die ästhetische Einsicht in das Wesen des Drama wesentlich gefördert. In der neuen Sammlung „Poetischen Werke“ (2 Bde., Heidelb. 1811—15; 2. Aufl., 1820) findet sich der Reichthum poetischer Formen und eine vollendete Kunst der Sprache und des Rhythmus, wozu höchsten darunter stehen die Sonetten und die Elegie „Rom“, viel tiefer die oft überschätzten „Manzen“, z. B. „Arion“. Die Ereignisse der Zeit bemächtigten sich auch seines Gemüths. J. 1813 begleitete er den Kronprinzen von Schweden, welchen er 1812 in Stockholm kennen gelernt hatte, als Secretär und wurde nächst andern Ehrenbezeugungen auch in den Adelsstand erhoben. Nach Napoleon's Sturze kehrte er zu Frau von Staël zurück, nach deren Tode 1818 als Professor an die Universität Bonn ging. Hier verheirathete er sich 1819 mit der Tochter des Kirchenraths Paulus zu Heidelberg; doch auch diese Ehe mußte schon 1820 wieder getrennt werden. In seiner neuen Laufbahn trug er vorzüglich die Geschichte der schönen Künste und Wissenschaften vor. Gleichzeitig wendete er sich dem Studium der orient. Literaturen zu, namentlich, einer der Ersten in Deutschland, dem des Sanskrit zu. Demzufolge gab er die „Indische Bibliothek“ (2 Bde., Bonn 1820—26) heraus und richtete eine ind. Druckerei ein. J. 1823 erschien als Probe seiner Bearbeitung sanskritischer Texte „Bhagavad gita“, eine Fabel aus dem Epos „Mahābhārata“ mit lat. Übersetzung (2. Aufl., Bonn 1846); früher er den Anfang einer Ausgabe des epischen Gedichts „Rāmāyana“ (Bd. 1 und 2, Bonn 1823—29) folgen. Seine orient. Studien führten ihn hierauf nach Frankreich und 1825 nach England. Nach seiner Rückkehr übernahm er auch die Aufsicht über das Museum vaterländischer Alterthümer. Im J. 1827 hielt er in Berlin „Vorlesungen über Theorie und Geschichte der Künste“ (Berl. 1827). Ihnen folgten seine „Kritischen Schriften“ (Berl. 1828) und an MacIntosh gerichteten „Réflexions sur l'étude des langues asiatiques“ (Berl. 1832). In der Broschüre „Berichtigung einiger Mißdeutungen“ (Berl. 1828) vertheidigte er sich gegen ihm gemachte Beschuldigung des Kryptokatholicismus. Einige in dem Wenden'schen „Almanach“ für 1832 und andere aus seinem Nachlaß gedruckte Gedichte beweisen, wie dem



oft gegen S. erhobene Vorwurf großer, mit den Jahren wachsender Eitelkeit war. Noch ungenehmer fällt in denselben die Verunglimpfung der ausgezeichnetsten Männer auf, welchen früher persönlich und literarisch die größte Verehrung erwiesen hatte. S. starb zu Bonn Mai 1845. Nach seinem Tode hat Böcking eine mit größter Sorgfalt redigirte Ausgabe S.'s „Sämmtlichen Werken“ (10 Bde., Lpz. 1845—46) und „Oeuvres, écrites en français“ (5 Bde., Lpz. 1846) besorgt.

Schlegel (Karl Wilh. Friedr. von), des Vorigen Bruder, geb. zu Hannover am 10. März 1792, sollte anfangs Kaufmann werden; doch fühlte er, als er in Leipzig die Handlung erlernte, seine Unfähigkeit dazu so lebhaft, daß der Vater ihn zurücknahm. Jetzt, im 16. Jahre, ann er seine gelehrte Bildung mit dem glühendsten Eifer. Er widmete sich der Philologie, wurde in Göttingen, dann in Leipzig und durfte nach Vollendung seiner akademischen Studien sich rühmen, jeden aus dem Alterthume erhaltenen griech. und röm. Schriftsteller von einer Bedeutung aus eigenem Studium zu kennen. Seine erste Schrift von größerem Umfange war die „Griechen und Römer“ (Hamb. 1797), deren Werth selbst Heyne anerkannte. Als Fortsetzung derselben kann man die „Geschichte der Poesie der Griechen und Römer“ (Hamb. 1798) ansehen, die aber ebenfalls nur Bruchstück geblieben ist. In diesen Werken zeigte sich einer Fülle von Gelehrsamkeit die Originalität des Selbstdenkers und die Kraft der historisch-kritischen Waffen, mit welchen er sich im Felde der alten und neuen Poesie zu bewegen wagte. Gediegene Aufsätze und fruchtbare Andeutungen in Fragmenten, Ideen u. s. w. lieferte dieser Zeit in das von ihm mit seinem Bruder herausgegebene „Athenäum“. Hierauf erschien sein vielbesprochener Roman „Lucinde“ (Bd. 1, Berl. 1799). Er selbst schien durch Aufgeben der Fortsetzung desselben die Gerechtigkeit der Urtheile anzuerkennen, die in eine gefährliche Verklärung der Bollust wahrzunehmen vermeinten. Im J. 1800 er sich als Privatdocent in Jena nieder, wo er mit großem Beifall philosophische Vorlesungen hielt. In dieser Periode trat er zuerst im „Athenäum“ als Dichter auf und zeigte sich von jetzt an in den mannichfaltigsten Formen. Im „Alarkos“ (Berl. 1802), ein originellen Trauerspiele, welches antike und romantische Elemente seltsam vermischt, wendet er zuerst die Assonanz an. Im J. 1802 lebte er einige Zeit in Dresden. Dann reiste er nach Paris, wo er Vorlesungen über Philosophie hielt, die Monatschrift „Europa“ (2 Bde., 1803—5) herausgab und sich mit der Kunst und den südlichen Sprachen, besonders aber der ind. Sprache und Literatur beschäftigte. Die Früchte dieses Studiums legte er in der Schrift „Über die Sprache und Weisheit der Indier“ (Heidelb. 1808) nieder, die ungeachtet Mangelhaftigkeit des Versuchs dennoch den glücklichen Fleiß des unermüdlichen Forschers bewundert. Auch machte er sich während seines Aufenthalts in Paris um die altfranz. Ritterromane verdient, indem er eine „Sammlung romantischer Dichtungen des Mittelalters“ (2 Bde., 1804), sowie den „Lothar und Maller“ (Berl. 1805), auch diplomatische Aufklärungen über die „Geschichte der Jungfrau von Orléans“ (Berl. 1802) herausgab. Auf der Rückreise nach Deutschland ergoß sich sein vaterländisches Gemüth in dithyrambischen und elegischen Gedichten („Gedichte“, Berl. 1809). In Köln ging er mit seiner Gattin zur kath. Kirche über, eine Veränderung, die auf seinen schriftstellerischen Charakter bedeutend wirkte, da er seitdem entschiedener Gegner religiöser und politischer Freiheit auftrat und sich immer tiefer in ungesunden Träumereien verlor. Im J. 1808 wendete er sich nach Wien, war 1809 als kaiserlicher Secretär im Hauptquartier des Erzherzogs Karl und wirkte durch kraftvolle Proclamationen auf den Geist der Nation. Bei der unglücklichen Wendung der Dinge kehrte er zur literarischen Thätigkeit zurück und hielt zu Wien Vorlesungen, die unter dem Titel „Über die neuere Literatur“ (Wien 1811) und „Geschichte der alten und neuen Literatur“ (2 Bde., Wien 1815) veröffentlicht wurden. In dem erstern Werke trat seine religiöse Befangenheit stark hervor; von größerem, bleibendem Werthe ist das zweite. Durch mehrere diplomatische Schriften erwarb Metternich's Vertrauen, wurde Legationsrath der östr. Gesandtschaft bei dem deutschen Reichstage, kehrte jedoch im Anfange 1818 nach Wien zurück, unternahm die Zeitschrift „Concordia“ (Wien 1820—21) in der Absicht, die verschiedenen Meinungen über Kirche und Staat zu vereinigen, und besorgte eine Ausgabe seiner „Sämmtlichen Werke“ (12 Bde., Wien 1827; 2. verm. Aufl., 14 Bde., 1846). Im J. 1827 hielt er öffentliche Vorträge über „Philosophie des Lebens“ (Wien 1828) und 1828 über „Philosophie der Geschichte“ (2 Bde., 1829); beide Werke tragen bei vielem Scharfsinne die Spuren seiner spätern Richtung deutlich an sich. Gegen das Ende des J. 1828 unternahm er eine abermalige Reise nach Wien und hielt daselbst eine Reihe Vorträge, in deren Mitte ihn 12. Jan. 1829 der Tod



überraschte. Sie erschienen unter dem Titel „Philosophische Vorlesungen, insbesondere über die Philosophie der Sprache und des Wortes“ (Wien 1830). Seine „Philosophischen Vorlesungen aus den J. 1804—6, nebst Fragmenten, vorzüglich philosophisch-theologischen Inhalts“ wurden aus dem Nachlasse von Windischmann herausgegeben (2 Bde., Bonn 1836—2. Aufl., 1846) und bilden Bd. 1—4 der Supplementbände zu seinen „Sämmtlichen Schriften“. Seine Gattin Dorothea, Tochter M. Mendelssohn's, geschiedene Weit, geb. in Bregenz 1770, gest. in Frankfurt a. M. im Aug. 1839, eine geistreiche, aber excentrische Frau, soll die Verfasserin einiger von S. herausgegebenen Schriften, z. B. „Florentin“ (Bd. 1, 1801) und „Sammlung romantischer Dichtungen des Mittelalters“ (2 Bde., Lpz. 1804),

Die literarische Revolution, welche S. und sein Bruder, August Wilhelm, bewirkte (s. Deutsche Literatur), wurde mehr durch die Schuld ihrer Anhänger als die der Selbst, welchen man Tiefe und Fülle der Kenntnisse und eine gebiegene Form der Darstellung nicht absprechen kann, verhaft. Besonders ist die Prosa von Aug. Wilh. S. wegen ihrer Klarheit und Anmuth zu loben, welche der Tieffinn des Bruders nicht immer erreicht; dagegen rath die Poesie des Erstern bisweilen eine allzu zierliche Künstlichkeit. Wichtiger aber als die eigenen poetischen Schöpfungen sind ihre kritischen Bestrebungen. Es verdient Lob, daß bei ihren steten polemischen Berührungen ohne Rücksicht auf berühmte Namen immer auf wahrhaft Vortreffliche drangen, das Schlechte und Mittelmäßige aber mit entschiedenem Verwerfen, wenn sie auch bisweilen zu weit gegangen sein sollten. Sie unterschieden die Gattungen der antiken und romantischen Kunst und die einzelnen Dichtungsformen genau, drangen mehr auf das Ideale und auf die Objectivität der Darstellung und machten in dieser Hinsicht auf Goethe aufmerksam, dessen gründlicheres Studium sie wirklich eingeleitet haben. Sie blieben sie durch ihr reges Leben in einer reichern Welt, sowie durch den schnellen Umtausch von Ideen von aller Pedanterei und geistigen Fäulniß frei. Vorzüglich war es Aug. Wilh., welcher in einem großen Sinne und Umfange Vermittler der deutschen und ausländischen Literatur geworden. Sie lebten stets harmonisch miteinander, wenn auch nicht Jeder die Ansicht des Andern immer theilte. Bei so vielen Verdiensten können sie nicht so streng für das Unverantwortlich gemacht werden, welches bald nach ihrem Auftreten in der deutschen Literatur hervorbrach. Es wurden zwar in manchen jungen Gemüthern herrliche Kräfte geweckt; aber auch nicht zu leugnen, daß bei vielen ihrer Anhänger die Form vorkam, daß oft ein freies Spiel mit dem Heiligen getrieben wurde, und daß die poetische Productivität den ihnen heissen Vortheil aus jenen Bewegungen nicht gezogen hat.

Schlegel (Karl Gust. Mor.), bekannt durch seine theologischen Schriften, der älteste Bruder der beiden Vorigen, geb. zu Hannover 26. Sept. 1756, studirte zu Göttingen und nachdem er mehrere Jahre als Hauslehrer im Mecklenburgischen gelebt hatte, die Pfarre zu Bothfeld und wurde 1790 als zweiter Prediger nach Harburg berufen. Von 1796—1801 wirkte er als Superintendent und Prediger zu Göttingen. Dann folgte er dem Rufe als Generalsuperintendent und erster Prediger zu Harburg, wo er 29. Jan. 1826 starb. Sein Hauptwerk ist die „Kritische und systematische Darstellung der verbotenen Grade der Verwandtschaft und Schwägerschaft u. s. w.“ (Hannov. 1802). — Schlegel (Joh. Karl Fürchteg.), der dritte Bruder, ein verdienter Kirchenhistoriker, geb. zu Zerbst 2. Jan. 1758, besuchte ebenfalls die Schule zu Hannover und studirte zu Göttingen die Rechte. Seit 1782 bei dem Consistorium zu Hannover angestellt, starb er als Consistorialrath 13. Nov. 1831. Unter seinen geistlichen schriftstellerischen Arbeiten sind zu erwähnen: „Hannov. Kirchenrecht“ (5 Bde., Hannover 1801—5); „Über den Geist der Religiosität aller Zeiten und Völker“ (2 Bde., Hannover 1802); „Kirchengeschichte von Norddeutschland“ (3 Bde., Hannover 1828—32). — Schlegel (Joh. Aug. Moriz), ein fünfter Bruder, geb. um 1760, starb als engl. Offizier in Ostindien.

Schlegel (Joh. Adolf), deutscher Dichter und Kanzelredner, geb. zu Meissen 18. Dec. 1721, wo sein Vater Stiftssyndikus war, besuchte Schulpforte und die Universität zu Leipzig. Im Freundschaftsbunde mit Gellert, Rabener, Cramer, Ebert u. A., war er ein thätiger Mitarbeiter an den „Bremischen Beiträgen“ und ähnlichen Zeitschriften. In ästhetischer Rücksicht erwarb ihm jedoch seine Übersetzung von Batteux's „Einschränkung der Künste auf einen Grundsatz“, welche er mit eigenen Abhandlungen und Anmerkungen begleitete (2 Bde., Lpz. 1751; 3. Aufl., 1770), den meisten Ruf. Nachdem er mehrere Jahre Hauslehrer gewesen, wurde er 1751 Diakonus und Schulcolleg in Pforte, 1754 Prediger und Professor am Gymnasium zu Zerbst und 1759 Pastor an der Marktkirche zu Halle, wo er als Consistorialrath, Superintendent und Pastor an der neustädter Kirche 16. Dec.

starb. Seine dichterischen Werke, „Fabeln und Erzählungen“ (Lpz. 1769), „Geistliche Lieder“ (3 Sammlungen, Lpz. 1766—72) und „Vermischte Gedichte“ (2 Bde., Hannov. — 89), gehörten ihrer Zeit zu den bessern Leistungen dieser Art; jetzt sind sie, außer ein wenig mit Recht im kirchlichen Gebrauch befindlichen Liedern, veraltet. Dasselbe gilt von seinen ästhetischen Ansichten. Zahlreiche Predigtsammlungen, welche er von 1754—76 herausgab, zeigen ihn als einen aufgeklärten, rednerisch begabten Theologen.

**Schlegel (Joh. Elias)**, ein deutscher Dichter aus den Zeiten des Aufschwungs der deutschen Literatur, der ältere Bruder des Vorigen, geb. 28. Jan. 1718 zu Meissen, fertigte schon im J. 1736 nach Euripides die beiden Trauerspiele „Die Trojanerinnen“ (1736) und „Die Hesperiden in Laurien“ (1737), die er später unter dem Titel „Drest und Phylades“ umarbeitete. In Leipzig, wo er seit 1739 die Rechte studirte, wurde er mit Gottsched bekannt, der ihn von ihm in seine „Beiträge zur kritischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Wissenschaft“ und in seine „Deutsche Schaubühne“ aufnahm. Nach beendigter Studienzeit wurde er 1743 als Privatsecretär dem sächs. Gesandten von Spener, seinem Verwandten, nach Kopenhagen. Später nahm er an den „Bremischen Beiträgen“ thätigen Antheil und gab auch eine Wochenschrift „Der Fremde“ heraus, worin er seine Bemerkungen über dän. Sitten, Verfassung, Geschichte, Sprache u. s. w. vortrug. Für das dän. Theater arbeitete er einige Jahre aus, welche nach seiner Handschrift ins Dänische übersetzt wurden. Durch Holberg's Vermittelung wurde er 1748 außerordentlicher Professor an der neuerrichteten Ritterakademie zu Kopenhagen.

Doch diese Anstellung befreite ihn nicht von Nahrungsforgen, und die übergroße geistigen Anstrengung zog ihm ein Fieber zu, woran er 13. Aug. 1749 starb. S. ist eigentlich der wichtigste dramatische Schriftsteller des 18. Jahrh., der genannt zu werden verdient. Seine dramatischen Arbeiten befreiten sich zwar nicht von dem Einflusse der franz. Dramaturgie und des Lessing'schen Schicksals, doch sind sie schätzbare Denkmale des Aufblühens der dramatischen Kunst. Für seine besten Trauerspiele gelten „Hermann“ und „Ranut“, nach der Weise der Alexandriner, die er mit ziemlicher Leichtigkeit zu behandeln mußte. Auch für das Lustspiel hatte er Anlage; der „Triumph der guten Frauen“, in Prosa, und die in Alexandrinern abgefaßte „Stumme Schönheit“ fanden Beifall und wurden von Mendelssohn und Lessing geachtet. Von minderm Interesse sind seine übrigen Gedichte, poetischen Episteln und alexandrinischen Versuche. Seine Werke gab sein Bruder Joh. Heinr. S. (5 Bde., Kopenh. und Leipzig 1761—70) heraus.

**Schlegel (Joh. Heinr.)**, dän. Geschichtschreiber, der jüngere Bruder der beiden Vorigen, geb. zu Meissen 1724, erhielt mit jenen gleiche Erziehung und studirte von 1741 an in Leipzig die Rechtswissenschaften, beschäftigte sich aber besonders mit der Geschichte der schönen Literatur. Durch Vermittelung seines Bruders Joh. Elias S. kam er als Secretär der dän. Kanzlei nach Kopenhagen, wo er dann Professor der Geschichte, königl. Historiograph und Justizrath wurde und 18. Oct. 1780 starb. Er hat mehrere Schauspiele von Thomson und andern engl. Dichtern nach Maßgabe seiner Zeit sehr glücklich verdeutscht. Außer andern die dän. Geschichte betreffenden Werken hat er auch eine „Geschichte der dän. Könige aus dem oldenburg. Hause“ (2 Bde., Kopenh. und Lpz. 1777) geschrieben und die Ausgabe der Werke seines Bruders Joh. Elias S. besorgt. — **Schlegel (Joh. Friedr. Wilh.)**, des Vorigen Sohn, geb. zu Kopenhagen 4. Oct. 1765, studirte seit 1782 auf der dasigen Universität die Rechte, wo er 1787 Adjunct und 1800 ordentlicher Professor der Rechte wurde. Im J. 1801 kam er zwar als Justizrath und Chef des ersten Departements in die dän. Kanzlei; doch schon 1803 kehrte er zu seiner früheren Stellung an die Universität zurück. Im J. 1812 wurde er zum Conferenzzrath ernannt. Er gehörte zu den Männern, die sich durch Vorarbeiten um die Einführung der landwirthschaftlichen Versammlungen in Dänemark große Verdienste erworben haben. Kränkelnd zog er 1834 auf seinen Landsitz Stötterød bei Kopenhagen zurück, wo er 19. Juli 1836 starb. Von zahlreichen Schriften, meist in dän. Sprache, sind zu erwähnen: „Naturrecht“ (Kopenh. 1798; 2. Aufl., 1805); „Staatsrecht des Königreichs Dänemark und der Herzogthümer Schleswig, Holstein und Lauenburg“ (deutsch, Schlesw. 1829) und seine kritische Ausgabe des „Grågas“ (Kopenh. 1830).

**Schlehen** nennt man die fast kugelförmigen, schwarzblauen und hellblau bereiften Früchte des Schlehdorns oder Schwarzdorns, welcher zur Gattung Pflaumenbaum gehört und im Syde als Schlehen-Pflaumenbaum (*Prunus spinosa*) bezeichnet wird. Dieser bildet einen 10—12 F. hohen, sehr ästigen Strauch mit dornspitzigen Ästen. Die jüngsten Triebe sind fein weiß behaart, die Blütenstiele kahl, die Blüten klein, schneeweiß, meistens schon vor den





ern in Opposition stellen mußten. Durch diese Conflictte wurden mehrfache Streitschriften mit Liebig, Hartig, Nees von Esenbeck u. s. w. hervorgerufen. Von hohem Interesse sind auch seine populären Vorträge über „Die Pflanze und ihr Leben“ (2. Aufl., Lpz. 1850). Sonst bearbeitete S. noch die Pflanzenphysiologie, Thierphysiologie und Theorie der Pflanzencultur für den dritten Band der „Encyclopädie der theoretischen Naturwissenschaften“ (Braunschweig 1850) und gab mit Schmid die „Geognostische Beschreibung des Saalthals bei Jena“ (Lpz. 1846) heraus. Von seinen zahlreichen Aufsätzen für Journale und Gesellschaftsschriften stellte er eine Anzahl in „Beiträge zur Botanik“ (Bd. 1, Lpz. 1844) zusammen. Vieles enthält auch die von ihm mit Nägeli herausgegebene „Zeitschrift für wissenschaftliche Botanik“ (Th. 1—4, Zürich 1844—46). — Schleiden (Rudolf), Bruder des Vorigen, geb. zu Hamburg, studirte die Rechte und ging dann nach Kopenhagen an die Generalzollkammer, wo er bald seiner Thätigkeit wegen zu wichtigern Posten befördert ward. Von der dän. Regierung zum Justizrath ernannt, arbeitete er an der Zollgrenzregulirung Holsteins mit. Als die Erhebung der Herzogthümer begann, verließ er mit den übrigen schleswig-holsteiner Beamten Kopenhagen und stellte sich der provisorischen Regierung zur Verfügung. Er ward darauf als Mitglied des Vorparlamentes nach Frankfurt geschickt, jedoch nicht in die Nationalversammlung gewählt und darauf von der Reichthalterschaft hauptsächlich als Publicist und als Agent in Berlin benützt, wo er trotz großer Thätigkeit nichts Wesentliches zu erzielen vermochte. Bei der Occupation der Herzogthümer durch die Östreicher verließ er Holstein und ging nach Bremen, wo theils Fürsprache, theils seine Gewandtheit ihm die Stellung eines Gesandten in Washington verschafften, in welcher Eigenschaft er die Principien der Opposition Bremens gegen den Zollverein mit großer Rücksichtlosigkeit vertritt.

Schleier ist ein Stück des weiblichen Puges, gewöhnlich bestehend aus einem feinen floranten Gewebe und wesentlich dazu bestimmt, das Gesicht und nächst diesem den Kopf oder auch andere Körperteile zu verdecken oder zu verhüllen. Im Oriente war sein Gebrauch seit älteren Zeiten heimisch und heutiges Tags ist es daselbst für die mohammedanischen Frauen ein enges Gebot der Sitte, sich sowohl auf der Straße als auch daheim in Gegenwart von Fremden nur mit einem großen, kleidartigen, das Gesicht wirklich verhüllenden Schleier zu zeigen. Die griech. und röm. Frauen behandelten den Schleier mehr als ein willkürliches Puststück, welches auch vortheilhafte und besonders in der röm. Kaiserzeit gern benutzte Gelegenheit zu Affectation bot. Doch fällt es in den Nachrichten der alten Schriftsteller oft schwer, ja unmöglich, den Schleier von Kopfbinden oder Kopftüchern zu unterscheiden. Dasselbe gilt von den Nachrichten aus altdeutscher Zeit, die schon von goth. Frauen den Gebrauch langer feiner weißer Schleier berichten. Gegen Ende des Mittelalters sahen sich städtische Behörden mehrfach veranlaßt, Schleierordnungen, Luxusgesetze über den Gebrauch der Schleier, zu erlassen. Seitdem folgten die Schleier dem wechselnden Gange der Mode. Aus der uralten Sitte, Bräute zu verhüllen, und zugleich aus dem Bemühen, weltlichen Sinn nieder- und weltliche Blicke abzuhalten, mag der Schleier der Nonnen (der Gottesbräute) hervorgegangen sein, welcher schmaler und länger als der im Mittelalter sonst gewöhnliche und in verschiedenen Farben, braun, roth, schwarz u. s. w. getragen wurde. Daher bedeutet der Ausdruck „den Schleier nehmen“ viel als Nonne werden. Schon den Alten galt der Schleier als Symbol des Geheimnißvollen und Unergründlichen; deshalb wurden gewisse Götterbilder, wie das zu Saïs (s. d.) in Aegypten, die Heilighümer der Mysterien und andere Cultusgegenstände verschleiert.

Schleiermacher (Friedr. Ernst Dan.), einer der ausgezeichnetsten deutschen Theologen und Philosophen, geb. zu Breslau 21. Nov. 1768, erhielt seine Schulbildung auf dem Pädagogium der Brüdergemeinde in Niesky, widmete sich dann im Seminarium zu Barby dem theologischen Studium und bezog 1787 die Universität Halle. Später war er Erzieher bei dem Grafen Dohna-Schlobitten auf Finkenstein in Preußen und trat sodann in das Seminar für gelehrte Schulen in Berlin unter Gedike's Leitung. Im J. 1794 wurde er Hülfsprediger in Landsberg a. d. Warthe, lehrte aber 1796 nach Berlin zurück, wo er bis 1802 Prediger am Charitéhause war. Der vorherige Bischof Sack übertrug ihm einen Theil der Übersetzung des letzten Bandes der Blair'schen Predigten, und auf dessen Anrathen übersetzte er auch Fawcett's „Predigten“ (2 Bde., Berl. 1798). Er nahm ferner Theil an dem von A. W. und F. Schlegel herausgegebenen „Athenäum“, ließ die „Reden über die Religion“ (Berl. 1799; neueste Aufl., 1846) und die „Monologen“ (Berl. 1800; neueste Aufl., 1846) erscheinen, welche damals Epoche machten, und schrieb auf Veranlassung des „Sendschreiben jüd. Hausväter an Teller“ die „Briefe eines Predigers außerhalb Berlin“ (Berl. 1800). Hierauf vereinigte er sich mit F. Schlegel zu einer



fließt und wird dann **Goldschleim** genannt. Das Fleisch ist wohlschmeckend, aber etwas schwer verdaulich.

**Schleim** (mucus) heißt in der Volkssprache jede halbflüssige, kleberig-zähe Masse; in der Naturwissenschaft hingegen nennt man so zwei verschiedene Stoffe organischen Ursprungs: den thier- und den Pflanzenschleim. Der **Thierschleim** ist das Erzeugniß der Schleimhäute (s. d.), namentlich der in ihnen eingelagerten Schleimbälge (Follikeln). Derselbe besteht der Hauptsache nach aus den abgeschilferten Epithelienzellen selbst, sowie aus kleinen, mikroskopisch kaum in den Eiterzellen zu unterscheidenden Zellen (den Schleimkügelchen oder Schleimkörperchen, welche aber nichts Anderes als junge, unreif abgelöste Epithelialzellen zu sein scheinen) und endlich aus einem kleberigen Saft, dem Schleimsaft, in welchem, außer verschiedenen Salzen, ein Klebrigkeit des Schleims bedingender stickstoffhaltiger Körper, der Schleimstoff (Mucin), aufgelöst ist. Der Schleim ist in kaltem Wasser unlöslich (zieht daher Faden in demselben und bildet die bekannten Luftblasen, welche den Auswurf im Wasser schwimmend erhalten) und unterscheidet sich übrigens von dem Eiter (s. d.), mit welchem er jedoch durch zahlreiche, in Krankheiten (sogar beim einfachsten Schnupfen) vorkommende Mittelstufen (mucopus, Eiterschleim) verwandt ist, durch seinen Mangel an Fettbestandtheilen, sowie durch seine Unzertheilbarkeit in Wasser. Die Bestimmung des Schleims ist offenbar die, die Schleimhäute durch einen glatten, viele chemische, sowie für rauhe mechanische Eindrücke undurchdringlichen Überzug zu begünstigen und die Fortbewegung von Körpern auf ihrer Oberfläche (z. B. des Bissens im Munde, des Stuhls im Mastdarm) zu erleichtern; daher an manchen Stellen des Körpers eine besonders reichliche Menge schleimabsondernder Drüsen sich findet. Der Pflanzenschleim ist eine stickstofflose kohlenwasserstoffige Substanz aus der Verwandtschaft der Stärkek- und zuckerartigen Stoffe, zwischen beiden in der Mitte stehend. Er erzeugt sich (sowohl durch den Lebensproceß der Pflanze als durch gewisse chemische Operationen) aus den Stärkekarten und geht ebenso (in der Natur und in den Laboratorien) in Zuckerstoffe über. Die Herstellung des Kleisters aus Mehl, des Stärkegummis, des Leioloms, des Sagos und ähnlicher Substanzen aus Mehllarten beruhen auf diesen Umwandlungsproceß, desgleichen die Gewinnung des Stärkezuckers, des Malz- und Kartoffelsyrups, die Bierbrauerei und andere ähnliche Proceße. In der lebendigen Pflanze selbst vertritt der Schleim gleichsam die Rolle Blutes: er bildet sich bei der Keimung aus dem Stärkemehl der Samen; er circulirt als wichtiger Nahrungstoff in den Geweben, deren Zellen sich daraus neu bilden; bei Verletzung derselben quillt er hervor, wie man bei uns an den Kirschbäumen und in südlichen Ländern an den Rosen, Traganthsträuchern u. s. w. wahrnimmt. Diese natürlichen Pflanzenschleime nennt man in hartgewordenem trockenem Zustande Gummi (s. d.) und unterscheidet das in kaltem Wasser lösliche Gummi (Arabin, im arab. und senegal. Gummi, dem Mimiosengummi), von dem nur in heißem Wasser löslichen (dem Bassorin, Traganthstoff, im Traganth und vielen ähnlichen Pflanzen).

**Schleimhäute** (membranae mucosae) nennt man diejenigen Häute des thierischen (bezüglich menschlichen) Körpers, welche als Fortsetzungen der äußern Haut die innern Höhlen und Kammern des Körpers auf ihrer zum unmittelbaren Wechselverkehr mit der Außenwelt bestimmten Fläche auskleiden. Man sieht diese Einstülpung der äußern Haut an den Öffnungen des Mundes, der Nase, der Augen, der Harnröhre, des Mastdarms u. s. w. Die Schleimhaut bedeckt daher auch mit geringen Abänderungen (welche hauptsächlich auf ein beständiges Feuchtsein derselben hinauskommen) im Wesentlichen die Structur der Haut: ihre oberste Fläche bilden nämlich Epithelien, welche sich gleich der Oberhaut fortwährend abschilfern, aber dabei mit der feuchten Absonderung zu einem kleberigen Überzuge, dem Schleim (s. d.), zerfließen. Unter der Epithelialzellenschicht folgt ein der Lederhaut entsprechendes faserig-zähes Hautgewebe, die Oberfläche (gleich dem Warzenkörper der Haut) in zahlreiche kleine Wälzchen oder Zotten (Papillae) u. s. w. sich erhebt, wie man deutlich schon an der Zungenspitze sehen kann. Unter dieser eigentlichen Schleimhaut hinein sind (entsprechend den Talg- und Schweißdrüsen der Haut) zahllose einfachere oder zusammengesetztere Bälge und Drüsen, die Schleimbälge (Folliculi mucosi), gebettet, welche ihren Inhalt theils mittels einfacher oder zusammengesetzter Ausführungsgänge, theils unmittelbar durch Zerplagen auf die Schleimhautoberfläche ergießen. Unterhalb der eigentlichen Schleimhautschicht endlich findet sich ein lockeres Zellgewebe (submucosa oder Bindegewebe), wodurch dieselbe an unterliegende Theile (Muskeln, Knochen u. s. w.) befestigt wird. Alle Schleimhäute sind ziemlich reich an Haargefäßchen, übrigens aber die verschiedenen untereinander in Bezug auf Bau, Ausbreitung, Faltelung, Nerven- und Drüsen-





**Schleinitz** (Wilh. Johannes Karl Heintz., Freiherr von), braunschw. Staatsminister, geb. Juni 1794 zu Blankenburg am Harz, Sohn des damaligen braunschw. Regierungspräsidenten Wilh. Karl Ferdinand von S. (gest. 12. Febr. 1837), besuchte das Gymnasium seiner Geburtsstadt, dann, als sein Vater 1805 als Präsident des Criminalgerichtshofs nach Halberstadt versetzt worden war, die dasige Domschule und widmete sich seit Ostern 1812 auf der Universität zu Göttingen juristischen Studien. Doch trat er im Nov. 1813 als Freiwilliger in braunschw. Truppen und machte, 18. April 1814 vom Herzog Friedrich Wilhelm zum Lieutenant ernannt, die Befreiungskriege mit. Von Ostern 1816—18 vollendete er seine juristischen Studien zu Göttingen, trat hierauf im Aug. 1818 als Assessor bei dem herzogl. Landesgericht ein und wurde im Sept. 1823 auf die Wahl der ersten Section der Stände des Herzogthums zum Hofrath (ordentlichen Mitgliede) dieses Gerichts ernannt. Nach der Flucht des Herzogs Karl trat er 11. Sept. 1830 als consultatives Mitglied in das Ministerium, worauf 12. Oct. Ernennung zum Ministerialrath und Chef des Departements der auswärtigen Angelegenheiten und der Justiz erfolgte. Ersteres Departement vertauschte er jedoch bald mit dem des Innern. Am 1. Juni 1831 erhielt er den Titel eines Geheimenraths, 1. Jan. 1843 den eines Ministers. In dieser Stellung wurde er unter Anderm Urheber der revidirten Landschaftsgesetzgebung von 1831, der neuen Städteordnung von 1834, des neuen Criminalgesetzbuchs u. s. w. Als dem 1848 die Minister von Belthelm und Schulz aus dem Ministerium geschieden waren, trat S. in demselben, da er bei seinen staatsmännischen Talenten und seiner vorzüglichen Gesinnung selbst der Opposition unentbehrlich schien, gab aber das Departement des Innern und übernahm wieder das des Auswärtigen, neben welchem er seit 1851 das der Ministerialangelegenheiten besorgte. An fast allen Gesetzen und Einrichtungen, theils vor, theils nach der Revolution von 1848, welche für die Entwicklung des Volks- und Staatslebens im Königreich Braunschweig von Bedeutung geworden sind, hat S. den wesentlichsten Antheil genommen. (S. Braunschweig.)

**Schleissheim**, ein königl. Lustschloß, drei Stunden von München, bestand ursprünglich aus einer alten Anlage, die vom Kurfürsten Wilhelm V. herstammte und jetzt in einen Wirthschaftswandel ist. Das prächtige Schloß ließ der Kurfürst Maximilian Emanuel nach dem ital. Baumeister 1684—1700 ausführen, in der Absicht, thätige Menschen herbeizuziehen und der flachen, unfruchtbaren Umgegend dadurch aufzuhelfen, was ihm aber nicht gelang. Die große Marmortreppe, neuerdings neu hergestellt, ist eine der prächtigsten in Europa. Maximilian Emanuel ließ hier die Gemäldesammlung aufstellen, die sein Vater Ferdinand Maximilian durch den Maler Triba hatte zusammenbringen lassen und die dann der König Maximilian zu einem Museum von mehr denn 2000 Kunstwerken erhob. Demselben wurde 1827 die Boisserée'sche Gemäldesammlung einverleibt, die sich jetzt in der Pinakothek zu München befindet. Im J. 1822 wurde in S., dem Sitze der königl. Staatsgüteradministration, eine Gastwirthschaft errichtet und mit dieser 1825 eine landwirthschaftliche Lehranstalt verbunden. Letztere ist 1850 nach Weißenstephan bei Freising verlegt worden. Von der ehemals berühmten Gemäldegalerie sind nur noch einige weniger werthvolle Überreste vorhanden. Seit 1822 wurde in die alte, ein anderer Theil in die neue Pinakothek in München aufgenommen und dritter öffentlich versteigert. König Maximilian hat dafür eine Galerie von möglichst neuen und authentischen kgl. Bildnissen aus dem Hause Wittelsbach in S. anlegen lassen. **Schleiz**, Hauptstadt des frühern Fürstenthums Reuß-Schleiz, seit Vereinigung der beiden Fürstenthümer Reuß (s. d.) jüngerer Linie zu einem Staate die zweitgrößte Stadt und die Residenz des Landes, am Flüßchen Wiesenthal, von fruchtbaren Auen umgeben, liegt an einem wenig steilen Berggelände hinan, auf dessen höchstem Punkte das Residenzschloß steht, und zählt über 6000 E., welche ansehnlichen Handel mit Eisen, starke Bierbrauerei, Leinwandweberei, Färberei, Wollen- und Baumwollenweberei sowie Strumpffabrikation betreiben. Seit dem großen Brande vom 3. Juli 1837 fast ganz neu aufgebaut, hat die Stadt durch ihre geraden Straßen und hübschen Häuser ein sehr gefälliges Aussehen erhalten. Außer dem Residenzschloße (mit der Schloßkirche und Bibliothek) zeichnen sich die Bergkirche und die Kirche zu St.-Georg aus. S. ist der Sitz mehrerer Justizbehörden, eines Landrathsamts, der obersten Administrativbehörde (Kammercommission); sonst befinden sich daselbst ein Pflanzensammler, ein Lyceum mit Bibliothek, eine Waisenversorgungsanstalt und Krankenanstalt. Die Stadt selbst, welche 1359 ihre ersten Statuten erhielt, wurde im 7. Jahrh. unter dem ursprünglichen Namen Slomitz von den Sorbenwenden gegründet und zerfällt in drei Theile: Altstadt, Neustadt und Heinrichsstadt, von denen letztere erst 1705 begründet wurde.





toffeln, Hülsenfrüchte, St- und Gartengewächse (Liegnitz), Runkelrüben, Hopfen und be-  
 reit auch Flach und Obst, einigen Wein (bei Niederbeuthen, Grünberg). Einen wichtigen  
 Handelsartikel bildet die Färberröthe. Ebenso sammelt man Scharle, gleichfalls ein Färbe-  
 stoff, und wendet dem Tabacksbau in neuerer Zeit großen Fleiß zu. An Waldungen ist das  
 Land, besonders Oberschlesien, immer noch sehr reich. Was die Viehzucht betrifft, so ist die seit  
 dem vorigen Jahrh. veredelte Schafzucht von besonderer Wichtigkeit: jährlich werden im  
 Durchschnitt 70000 Etr. Wolle geschoren, und die schles. Merinowolle gehört zu den feinsten  
 in Europa. Nächst dem hat auch die Pferdezucht durch das königl. Landgestüt zu Leubus und wohl  
 errichtete Privatgestüte Aufschwung genommen, obschon der Bedarf noch immer nicht gedeckt.  
 Weniger befriedigend ist im Allgemeinen der Stand der Rindviehzucht; denn nur aus den  
 Gebirgsgegenden wird ein ansehnlicher Butterhandel getrieben. Die Schweine-, Federvieh- und  
 Ferkelzucht sind ohne Bedeutung. Wildpret und Fische sind reichlich vorhanden. In den  
 thierbaren Gegenden lebt der Bauernstand in Wohlhabenheit; auf dem weniger ergiebigem  
 Lande, in Oberschlesien namentlich, stehen die Verhältnisse des Landmanns immer noch sehr  
 bedauerlich. In den Gebirgsgegenden ist das Grundeigenthum sehr getheilt, die Landwirthschaft mit  
 Jagd verbunden, diese aber wie jene nur eine kümmerliche Existenz gewährend. Einen gro-  
 ßen Schatz hat S. in seinen Mineralien. Ihre Ausbeute war von 1837—47 fast auf das Dop-  
 pfache gestiegen und ist noch immer im Steigen. Man findet vorzüglich Eisen (1852 betrug  
 der Gewinn an Roheisen 1,211,244 Etr. im Werthe von 1,838,657 Thlrn.), Kupfer und Blei,  
 Silber, Arsenik, Galmei und Zink, Alaun, Schwefel, Steinkohlen an vielen Orten.  
 Im Jahr 1852 wurden 9,745,888 Tonnen im Werthe von 2,459,415 Thlrn. gewonnen), Edelsteine  
 (Saphir, Amethyst und Achat), Marmor namentlich bei Prieborn, Kalk, Gyps, Mühl-  
 Schleifsteine, sowie Pfeifen- und Balzererde. Neben Ackerbau, Vieh-, vorzüglich Schaf-  
 und Bergbau sind Hauptnahrungszweige besonders Leinwandweberei, Tuch- und Baum-  
 wollenfabrikation und Verfertigung von Metallwaaren. Der Hauptsitz der Schleier- und Lein-  
 wandfabrikation ist im Gebirge, und man schätzt selbst jetzt noch die jährliche Production auf  
 die Ausfuhr auf 4—5 Mill. Thlr. Die Tuchfabrikation steht vorzüglich in Grünberg,  
 Liegnitz, Neurode, Görlitz und Lauban, die Baumwollenweberei besonders in Nei-  
 schütz und der Umgegend, dann in Lauban, Löwenberg, Waldenburg u. s. w. in Blü-  
 te. Eisenwaaren sowie Zink liefern besonders die Hüttenwerke von Malapane und  
 in Oberschlesien, gute Töpferwaaren Bunzlau, Glaswaaren Warmbrunn (Josephi-  
 tten) und Schreibersbau; Steingutfabriken gibt es zu Breslau, Hirschberg, Waldenburg  
 und Proskau, große Gerbereien zu Breslau und Schweidnitz. Große Bierbrauereien bestehen  
 besonders im Gebirge, bedeutende Brennereien, auch Runkelrübenzucker- und Stärkfabriken,  
 Raffinerien in Breslau, Hirschberg u. s. w. Papiermühlen zählt die Provinz gegen 80.  
 Die Handwerks-thätigkeit auf dem Lande ist sehr bedeutend. Nicht selten reiht sich im Ge-  
 meindenweit Dorf an Dorf, belebt durch Gewerbsthätigkeit aller Art. Unter den zahlreichen  
 Dörfern sind besonders Langenbielau, Peterswaldau und Peilau zu nennen. Der  
 Handel, obgleich der früher sehr blühende Zwischenverkehr nach Polen und Rußland jetzt fast  
 aufgehört, ist immer noch sehr bedeutend und wird gefördert durch die Schiffbarkeit der  
 guten Chaussees, die Oberschlesische, die Niederschles.-Märkische, die Schles.-Sächsische Ei-  
 sen- und mehrere Zweigbahnen. Die vorzüglichsten Ausfuhrartikel sind Wolle, Leinwand,  
 und Baumwollenwaaren und Krepp, die Haupthandelsplätze Breslau, Görlitz, Grün-  
 berg, Hirschberg, Lauban, Liegnitz, Schmiedeberg, Schweidnitz und Waldenburg.  
 Die Provinz ist in drei Regierungsbezirke, Breslau, Liegnitz und Oppeln, mit 57 land-  
 herrlichen Kreisen eingetheilt. Die höchste Gerichtspflege besorgen die Appellationsgerichte  
 zu Breslau, Glogau und Ratibor. Ein großer Theil der Fürstenthümer, Standes- und  
 Minderherrschaften in S. wird von mittelbaren Fürsten, Standes- und Minderherren be-  
 sessen, die, in keiner Provinz so zahlreich als in dieser, zwar zum Theil ihre eigenen Re-  
 gierung und Justizkanzleien, aber keine landesherrliche Gewalt haben und der Aufsicht  
 des königl. Oberbehörden untergeordnet sind. Die Leitung des Bergbaus steht unter  
 dem Bergamt zu Brieg, welches vier Reviere, das sauerische, schweidnitzische, münsterberg-  
 sche und das ober-schlesische, umfaßt. In kirchlicher Hinsicht ist die -protest. Bevölkerung in  
 10 Kirchenkreise, von denen 19 auf den Regierungsbezirk Breslau, 28 auf Liegnitz, 5 auf Op-  
 peln, eingetheilt, an deren Spitze das Consistorium und ein Generalsuperintendent zu  
 stehen. Die Katholiken stehen in Kirchensachen unter dem Bischof von Breslau, der zu-



den vorzüglichsten der östr. Monarchie. Nächstdem treiben die Einwohner Käsebereitung (Briesenkäse in den Karpaten), Bienenzucht und Bergbau auf Eisen, Steinkohlen, Blei, Zinn, Vitriol und Blende, neuerdings auch wieder auf Gold bei Zuckmantel. Außerdem fertigt man Damaste, Zwirn, Tuche und andere wollene Zeuge und fabricirt Eisen- und Holzwaaren und Liqueure. Für die Linnenspinnerei und -Weberei sind seit den letzten Jahren die zu Zuckmantel, Johannesberg, Zuckmantel, Friedeberg, Freiwalbau u. s. w. errichteten Flachsspinnmühlen von sehr günstigem Einflusse gewesen. Ein diesem Lande eigenthümlicher Gewerbszweig ist die in Zuckmantel bereitete sogenannte Waldwolle (s. Kiefer), die stark ausgeführt wird. überhaupt findet mit den Boden- und Fabrikzeugnissen des Landes ein lebhafter Handel ins Ausland statt, der aber noch durch den vortheilhaften Commissions- und Transitohandel mit russ. und ungar. Weinen, russ. Fuchsen, Talg, Leinsamen und Pelzwerk, galiz. Steinsalz, mährischem Schlachtvieh und wiener Modewaaren übertroffen wird. Gute Straßen fördern den Verkehr, und durch die Nordbahn, welche das Land ziemlich in der Mitte durchschneidet, ist dasselbe mit Mähren, Galizien und Preußen in die nächste Verbindung getreten. Die Einwohner größtentheils Deutsche, jedoch mit Slawen (Goralen, Wasserpolaeken) untermischt. Mit Ausnahme von etwa 50000 Protestanten sind sie Katholiken. Diese stehen kirchlich unter dem Bischof von Breslau, der für Ostreichisch-S. einen Generalvicar zu Friedeck ernennt, welcher jedoch der Bestätigung des Kaisers von Oestreich bedarf. Deutsche Bildung ist durch das ganze Kronland verbreitet. Für den höhern Unterricht sorgen die kath. Gymnasien zu Teschen und Troppau, das evang. Gymnasium und Alumnat zu Teschen. Eine evang. Stadt- und Landschule besteht zu Bielitz; deutsche Piaristenschulen sind zu Altwasser, Freudenthal und Weißer. Eine Militärknabenerziehungsanstalt befindet sich zu Troppau. Das Land hatte vor 1790 eine ständische Verfassung mit jährlichen Fürstentagen zu Troppau und Ständen, Consensus publicus genannt. Für die Gerichtspflege bestehen 22 Bezirks- und zwei Landesgerichte, deren eines zu Troppau und Teschen. Für sämtliche landesherrliche Gerichte bildet aber das Oberlandesgericht zu Brünn die höhere Instanz. Hauptstadt des Kronlandes ist Troppau (s. d.). In ältern Zeiten wurde S. von den Lugiern und Quaden bewohnt. Bei dem Weiterziehen german. Stämme gegen Westen nahmen die nachdrängenden Slawen die erledigten Wohnplätze ein und nur in den Gebirgen blieben Deutsche zurück. Den Namen erhielt das Land nach den Lugiern von Ble, d. i. böse, mit welchem Worte von den Polen die Quaden bezeichnet wurden, die es von Andern von dem Silenserberge, dem jetzigen Zobtenberge, nach Andern endlich von dem böhmischen Slenza, Slesca, dem Namen des Flüsschens Laue (Lohe). Vor der Zeit der slaw.-deutschen Kriege scheint S. erst zum großmähr. Reiche, nach dessen Zerstörung aber zu Böhmen gekommen zu haben; im Anfange des 10. Jahrh. jedoch kam es unter Polen und erhielt aus dem Stamme der Piasten eigene Herzoge. Miecislav I. führte 965 das Christenthum in S. ein und stiftete zu dessen Befestigung das Bisthum Schmoger, das später (1052) nach Breslau verlegt wurde. In Folge seiner ungünstigen Lage zwischen dem mächtigen Polen und Böhmen konnte S. lange Zeit nicht zur Selbstständigkeit gelangen und wurde wiederholt bei den Kriegen der poln. Regentenfamilie unter sich aufs schrecklichste verwüstet. Erst durch den Vertrag von 1163, in welchem der poln. König Boleslaw IV. den drei Söhnen des 1159 in der Jugend gestorbenen Herzogs Wladislaw II., Boleslaw, Miecislav und Konrad, S. zurückgab, wurde der um S. Cultur so verdiente Statthalter Peter Wlast es durch, daß S. unabhängig von Polen wurde. Diese drei Brüder nun, welche erst gemeinschaftlich regierten, dann aber das Land theilten, wurden die Stammväter der schles. Herzoge aus dem Geschlechte der Piasten (s. d.). Um das durch viele Kriege verheerte Land wieder zu bevölkern, zogen diese Herzoge deutsche Ansiedler nach S., besonders nach Niederschlesien, und ihre Nachfolger, gewöhnlich deutschen Fürstentöchtern verheirathet, führten allmählig deutsches Recht und deutsche Sitte ein. Die zahlreichen Nachkommen der oben genannten drei Herzoge theilten sich wieder in ihre drei landestheile; daher die vielen Fürstenthümer, aus denen S. besteht. Doch gab es, besonders in Oberschlesien, auch noch Fürsten böhm. Stamms, von einem natürlichen Sohne des Königs Ottokar, gest. 1278, namentlich die Herzoge zu Troppau, Jägerndorf und Ratibor. Von den Fürsten aus der niederschles. Linie zeichnen sich aus: Heinrich I., der Bärtige, gest. 1283, der Gemahl der heil. Hedwig, der mehrere blutige Kriege mit Polen führte und zuletzt Regent von Polen wurde; sowie sein Sohn Heinrich II., der Fromme, der in der Schlacht bei Liegnitz 1411 gegen die Mongolen fiel. Aus der niederschles. Linie entstanden wieder die drei Fürstenthümer Breslau, Liegnitz und Glogau, aus denen später die Linien Brieg, Schweidnitz,





ge seiner Theilnahme an der Sache des Böhmenkönigs Friedrich von der Pfalz das Fürstenthum Jägerndorf genommen und den östr. Ländern einverleibt hatte, theils auf eine zwischen Kurfürsten Joachim II. und dem Herzoge Friedrich II. von Liegnitz 1537 geschlossene gegenseitige Erbverbrüderung. Zwar hatte Kaiser Ferdinand I. als Oberlehns Herr diese letztere ungünstig erklärt; als aber später der Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg die Verhandlung hierüber mit dem Kaiser Leopold wieder aufnahm, hatte er zur Abfindung den zum Fürstenthume Glogau gehörigen schwiebuser Kreis überkommen, sein Sohn und Nachfolger Friedrich III. aber diese Abfindung in Folge anderweiter Abkünfte mit dem Kaiser zurückgegeben. Friedrich II. wollte diese Ausgleichung nicht als zureichend anerkennen und begann, da er zudem in der jülich-bergischen Erbfolgesache sich von Osterreich für übervortheilt hielt, den Schlesischen Krieg (1740—42). Ohne Kriegserklärung rückte er schon Ende Dec. 10 mit einem Heere von 30000 Mann in Schlessien ein und verlangte, unter gleichzeitiger Anerbietung seines militärischen Beistandes zur Aufrechterhaltung der Pragmatischen Sanction eines Vorschusses von 2 Mill. Thln., von Maria Theresia die Abtretung des ganzen Fürstenthums Schlessien oder wenigstens die Überlassung eines Theils dieser Provinz. Als diese Ansprüche wie jene Anerbietungen von Maria Theresia, die den ganzen Umfang des franz. Hofes gefaßten, auf Zerstückelung der östr. Monarchie gerichteten Plans noch nicht mit Unwillen zurückgewiesen wurden, setzte Friedrich seinen Kriegszug eifrig fort und erreichte bis Ende Januar ohne Widerstand das ganze schwach besetzte Land, mit Ausnahme Glogau, Brieg, Glas und Neisse. Hierauf schloß er mit Rußland ein Vertheidigungsbündniß und erneuerte seine Unterhandlungen mit dem wiener Cabinet. Allein Maria Theresia wies auch jetzt Friedrich's Vorschläge zurück, sammelte ein Heer von 30000 Mann und ließ es unter Reipperg in Schlessien einrücken. Friedrich nahm nun 9. März Glogau mit 10000 Mann und marschirte mit 25000 Mann den Osterreichern entgegen. Bei Mollwitz unweit Brieg am 10. April 1741 zur Schlacht, in welcher zwar die Cavalerie des rechten preuß. Flügels und die Reiterei des östr. Generals Römer anfangs geschlagen, das Treffen aber durch die Haltung und die kraftvollen Angriffe der preuß. Infanterie (unter Schwerin) so völlig hergesteilt wurde, daß die Ostreicher unter einem Verluste von 3000 Mann und 18 Kanonen zum Rückzuge nach Neisse sich gezwungen sahen. Die Preußen eroberten hierauf Brieg, Neisse und an Neisse zu belagern und überrumpelten Breslau. Unterdessen war auch der bair. Kurfürst Karl Albrecht mit einer franz. Armee in Oberösterreich eingedrungen und August von Sachsen ein Heer von 20000 Mann zur Besignahme Mährens nach Böhmen gesendet. In dieser Zeit gab endlich Maria Theresia ihren Ministern und dem Rathe Englands Gehör und schloß unter Vermittelung des engl. Gesandten am preuß. Hofe, Lord Hyndford, 9. Oct. 1741 den geheimen Vertrag zu Oberschnellendorf ab, kraft dessen alle ernstlichen Unternehmungen von beiden Seiten aufhören und im künftigen Frieden ganz Niederschlessien nebst einem Theile von Oberschlessien an Preußen überlassen werden sollte. Als aber der Vertrag, um die Bayern und Sachsen gegen Preußen mißtrauisch zu machen, von Osterreich veröffentlicht wurde, schloß Friedrich ein Schutz- und Trugbündniß mit Karl Albrecht, ließ sich 7. Nov. 1741 von den Bayern Niederschlessiens zu Breslau die Huldigung leisten und griff sogar, als der Sieg durch die kaiserliche Hülfe der Ungarn von den Bayern und Franzosen entschieden sich auf die Seite der Oesterreicher wendete, aufs neue zu den Waffen. Schwerin mußte im Verein mit den Sachsen in die Böhmen eindringen, wo er 27. Dec. Olmütz eroberte, und Leopold von Dessenau bemächtigte sich am 1. Jan. 1742 der Grafschaft Glas, die Friedrich schon früher dem bair. Kurfürsten Karl Albert König von Böhmen für 400000 Gldn. abgekauft hatte. Inzwischen rückte der Prinz von Anhalt mit einem Heere heran, zwang Friedrich, von welchem sich die Sachsen trennten, zum Rückzuge nach Böhmen und griff ihn 17. Mai bei Chotusitz unweit Gzaslau so heftig an, daß die Preußen sich kaum in Schlachtordnung stellen konnten. Aber Friedrich ließ rasch den linken Flügel vorgehen, nahm die Ostreicher in die Flanke und schlug sie mit einem Verluste von 10000 Mann und 18 Kanonen, während er selbst nur 3000 einbüßte. In Folge dieses Sieges schloß Maria Theresia mit Friedrich 11. Juni 1742 den Frieden von Breslau, durch den Niederschlessien und Oberschlessien nebst der Grafschaft Glas, außer Troppau, Jägerndorf und dem jenseit der Oppa gelegenen Gebietstheile, an Preußen abgetreten wurden. Dieser Preliminarfriede wurde mit nähern Festsetzungen 28. Juli zu Berlin als Definitivfriede vollzogen und der König Georg II. von England garantirte denselben.

Nicht ohne Besorgniß sah indeß Friedrich die siegreichen Fortschritte, die nach seinem Ausbruche aus der Reihe der gegen Osterreich kriegsführenden Mächte die Waffen Maria Theresia's





üdlichen Theil der cimbrischen Halbinsel, in einer Länge von 18 M. und einer Breite, die von 8—12 M. wechselt, mit einem Flächenraum von 165½ QM. Seiner natürlichen Gestalt nach bildet es mit Jütland und Holstein ein Ganzes. Wie in diesen Ländern Kreide- und Kalkfels die Grundlage des Landes, an welche sich im Westen ein 1½—2½ M. langer Rand vom Meere angeschwemmten Marschlandes angelagert hat. Die Ostküste dagegen jener Kreidefels mannichfach vom Meere zerrissen ist, das daselbst tief ins Land eindringende Fjorde bildet, ist weniger flach, und im Innern läuft der von Holstein nach Jütland die ganze Halbinsel sich erstreckende Landrücken, welcher hier zum Theil recht anmuthige Hügel bildet und nicht die Menge von Haiden und Morästen zeigt wie Jütland. So bildet das ganze Land in der Mitte und im Osten eine von sanften Hügeln unterbrochene wellige Ebene, mit malerischen Küstengegenden an der Ostsee, im Westen dagegen eine Niederung, die meist durch kostspielige, zum Theil bis 20 F. hohe Dämme, oft doppelt reifach hintereinander liegend, gegen die Fluten des Meeres geschützt werden muß, das uns noch immer in den Buchten vor den Außendeichen oder Dämmen neues Marschland zuwege bringt. Diese Marsch zerfällt in die nördliche, von der Schottburger Au bis an den Küstenstrich von Ballum, und in die südliche, von Hoyer bis an die Eider. Ursprünglich verlief sich wol die Westküste von S., gleich der von Jütland, weiter in das Meer hinaus und wie diese, von einer Reihe Dünen, die jedenfalls mit der jütländ. Dünenreihe eine Linie gegen das Meer hin umsäumt. Allein furchtbare Sturmfluten durchbrachen schon im 17ten Jahrhundert, zum Theil wol auch noch in historischer Zeit, die Dünenreihe, und ähnliche Sturmfluten setzten das Werk der Zerstörung im Mittelalter und selbst noch in der Neuzeit fort, so daß nur der größte Theil der ursprünglichen Westküste in den Fluten des Meeres verschwand und nur einzelne höhere Punkte verschont blieben. Dies sind die Inseln Romöe, Sylt, Föhr, Amrum, Nordstrand und einige kleinere, zusammen einige zwanzig. Noch ragen auf den Inseln 20—60 F. hohe Dünen, die Reste der alten Dünenreihe, empor und decken oft stundenlang die Inseln gegen die Wuth des Meeres. Doch liegt auch ein großer Theil dieser theils Sandboden, theils aus Marschland bestehenden Inseln so niedrig, daß die Springfluten sie leicht überschwemmen, weshalb die Häuser auf künstlichen Hügeln, Warften genannt, errichtet sind, was übrigens meist auch auf den festländischen Marschen hinter den Dämmen der Inseln. Am schlimmsten sind die 14 kleinsten Inseln daran, die sogenannten Halligen (s. d.), die durch Dünen noch durch Dämme geschützt werden und wo die Wellen der See und Sturmfluten, Alles überschwemmend, oft bis an die Fenster der Hütten der Bewohner dringen, mitunter auch diese wegreißen, wie bei der Sturmflut vom 3.—4. Febr. 1825, die Menschen das Leben raubte und fast alle Häuser auf den Halligen unbewohnbar machte. Auf den höhern Ostküste liegen ebenfalls mehre zu S. gehörige Inseln, die ganz die Natur der Halligen theilen. Die größten davon sind Als (s. d.), mit den bedeutendsten, gegen 600 F. hohen Bergen des Herzogthums, Arröe und Femern (s. d.) an der holstein. Küste. Der bedeutendste Fluß ist die Eider, welche, in Holstein entspringend, mit Ausnahme einer Strecke auf dem rechten Ufer bei Rendsburg, nebst dem aus ihr in den Kieler Meerbusen geführten Schleswig-Holsteinischen Kanal die Südgrenze des Landes bildet. Außerdem sind noch zu erwähnen: die Ene, welche in die Eider fällt, die Scholman, die Widau, Bredau, Ribe- oder Nipsau, die Schottburger- oder Königsau (dän. Skodberg-Aa oder Konge-Aa), welche sämmtlich in die Ostsee münden und von denen die letztere die Grenze nach Jütland zu bildet. Bis auf die Inseln sind diese Flüsse sämmtlich nicht schiffbar. Auch einige Landseen besitzt S., von denen der Lösssee im NO. von Rendsburg und der Gotteskoogsee im SW. von Tondern die größten sind. Von den erwähnten Fjorden auf der Ostseite sind die bedeutendsten das Eckernförder, die Föhr (s. d.), das Flensburger und das Appenrader. Vermittelt dieser Meerbusen ist die Ostküste ebenso sehr mit guten Häfen und Rheden versehen, wie es der niedrige, ebene flache Meere und großen Sandbänken umgebenen Westküste daran man sieht. In Hinsicht des Bodens, der sowol in den üppigen Marschgegenden als auf dem Festland der Ostküste von der größten Fruchtbarkeit und nur in den Haiden und Moosen das Land durchziehenden Landrücken steril ist, sowie rücksichtlich des Klimas, der Erzeugnisse und der Gewerbsthätigkeit kommt S. ganz mit Holstein (s. d.) überein. Doch ist S. in mehren Gegenden an Holz, und auf den Inseln der Westküste hat man nur wenig Torf und selbst nicht überall diesen in hinreichender Menge. Man rechnet 88½ auf das Geestpflugland, 18 auf Marschland, 28 auf Haide und Flugsand, 15 auf Moor- und Wiesenland, 7 auf Waldplan, 6 auf Wege, Deiche, Einhegungen, Gebäude und



stlich-religiöse und wissenschaftliche Zwecke aus. Außer einer Zwangsarbeitsanstalt, einem Institut für geistesschwache Kinder (seit 1852), der Bohnsen'schen Anstalt für verwahrloste Kinder (seit 1851) u. s. w. befinden sich zu S. ein Taubstummeninstitut (Anfang 1854 mit 93 Zöglingen und 6 Lehrern unter einem Director) und eine gut eingerichtete Irrenanstalt, die 1820 für die Herzogthümer gestiftet wurde und 1854 508 männliche und 241 weibliche Individuen verpflegte. Obgleich Handel und Schifffahrt gegen früher, als aller Verkehr der Westseeländer mit Ostsee bis zur Mitte des 12. Jahrh. über S. ging, ungemein gesunken ist, so war die Stadt bis in die neueste Zeit herab die eigentliche Hauptstadt des Landes, nicht bloß Sitz der Regierung, sondern auch Mittelpunkt der bewegenden Elemente, der Wohnsitz vieler tüchtigen, wissenschaftlich gebildeten und kenntnißreichen Männer, von denen ein großer Theil jedoch in Folge der letzten Ereignisse ins Ausland gegangen ist. Hauptideerwerbsquelle der Einwohner ist nicht unbedeutende Industrie. Viel Fischerei wird in der Schlei betrieben. Auf letzterer verkehren zwei Dampfschiffe; der Bau einer Eisenbahn nach dem Holsteinischen wurde 1854 in Angriff genommen. Das angenehm gelegene Schloß Gottorf, in der Nähe der Stadt, war früher Sitz der Regierung für die Herzogthümer Schleswig und Holstein, sowie des schleswigschen Landes- und Landesgerichts, wurde aber 1854 zu einer Kaserne umgestaltet. Der Ursprung der Stadt, die ihren Namen von der Schlei (Slie) empfing, geht über die historische Zeit hinaus; im 9. Jahrh. wird es als ein bedeutender Handelsplatz erwähnt. Vorher ein Hauptcultusort der heidnischen Bewohner (Angeln) des Landes, wurde zu S. die erste christliche Kirche in der Umgegend (zu Haddeby, wie S. auch früher hieß) 850 durch den heil. Ansgar erbaut. Im 13. Jahrh. erhielt die Stadt ihr Stadtrecht. Im Ubrigen ist die Geschichte der Stadt zum großen Theil die Geschichte des Landes. (S. Schleswig-Holstein.) Vgl. Schröder, „Geschichte und Beschreibung der Stadt S.“ (Schlesw. 1827).

**Schleswig-Holstein.** Die Verbindung der Herzogthümer Schleswig (s. d.) und Holstein beruht zunächst auf der vorwiegend deutschen Volkshomogenität dieser Länder, die unter den andern Angriffen von außen sich zu einer großen Kraft und Klarheit ausgebildet hat. Betrachtet man in volkswirtschaftlicher Hinsicht die beiden Herzogthümer jedes für sich, so leuchtet ein, daß keines derselben ohne das andere zur vollen Entwicklung kommen kann. Der Handel Holsteins nach dem Norden geht durch Schleswig, der Handelsweg Schleswigs nach Süden durch Holstein. In militärischer Beziehung liegen beide Länder so, daß keines von ihnen als gesichert angesehen werden kann, solange das andere, von ihm getrennt, sein Feind durch diese Grundverhältnisse gestalten sich die Herzogthümer zugleich zu einem Lande, das nicht nur für den Norden Deutschlands, andererseits für Dänemark und dadurch für die gesamten Ostseeverhältnisse von ungemeiner Wichtigkeit wird. Denn durch die Lage Holsteins zwischen Elbe, als dem Hauptstrome Deutschlands mit seiner Haupthandelsstadt Hamburg, beherrscht dasselbe einen der wichtigsten Handelswege des ganzen Continents. Von Holstein aus steht der Weg in die ebenen, weder von Natur noch auch durch die Kunst sehr geschützten Länder Norddeutschlands offen. Bis Erfurt und Magdeburg hin fände ein Angriff auf Deutschland von Norden keinen Widerstand. Dazu kommt, daß S.-Holstein auf der ganzen südlichen Ostsee, vom Mecklenburger Bodden bis nach Reval hinauf, die einzigen Kriegshäfen besitzt, und daß andererseits der einzige Seeweg, der mit dem Sund concurriren kann, durch S.-Holstein hindurchgeht. So ist Holstein ein Land, das einem Keile ähnlich in die lange Ebene Norddeutschlands hineingetrieben ist, von dessen Bedeutung für Norddeutschland: ohne die Verbindung S.-Holsteins mit dem übrigen Norddeutschland muß das letztere immer als ein in sich unvollständiger, nach außen hin aber gefährdeter Ländercomplex angesehen werden. Von nicht geringerer Bedeutung zeigt sich auch S.-Holstein für seinen zweiten, den nördlichen Nachbar, das eigentliche Königreich Dänemark. Zunächst ist es überall das einzige Land, von welchem aus Dänemark in territorialem Zusammenhang mit dem Continent steht, und beherrscht dadurch alle Beziehungen Dänemarks zum Süden. Wenn S.-Holstein Dänemark feindlich, so kann die Communication des letzteren mit dem übrigen Europa nur noch zur See stattfinden, während auf der andern Seite Dänemark nicht im Stande, diese Communication für die Herzogthümer zu hindern. Sodann haben die vereinigten Herzogthümer eine ungemein wichtige Lage für Dänemark. Dies Königreich besteht bloß aus einzelnen Theilen, die sich jedoch in zwei große Gruppen scheiden. Die eine dieser Gruppen umfaßt die Gesamtheit aller Inseln mit den beiden wichtigsten, Seeland und Fünen, in ihrer Mitte. Die andere wird mit der jütischen Halbinsel von der Nordspitze Jütlands bis hinab an die schleswigsche Grenze gebildet. Beide große Theile sind von annähernd gleichem Umfange und gleicher Macht. Die Kraft, die Ordnung, ja die Existenz des





ng S. mit Dänemark ihr Verderben, die Verbindung S. mit Holstein dagegen ihre Rettung sei, und von jetzt an ging ihr unablässiges Streben dahin, das Herzogthum S. mit sich einem unzertrennlichen Ganzen zu verbinden. Nachdem der Sieg der Holsteiner bei Bornhöved die dän. Herrschaft gebrochen, begann ein langer Kampf, der sich sofort den Schicksalen und Verhältnissen der fürstlichen Häuser angeschlossen, in denen beide Länder die Vertreter ihrer staatlichen Selbstständigkeit erkennen mußten. Schon der Herzog Abel von S. heirathete eine Tochter des Siegers von Bornhöved, des Grafen Adolf IV. von Holstein, und ward dafür (1239) Vormund des gräflichen Hauses. Dafür erhoben sich die holst. Grafen, als die Söhne Abels in S. vom König Christoph hart bedrängt wurden, für die Selbstständigkeit S. Die Schleswig-Holsteiner schlugen den dän. König bei Schleswig, nahmen ihn gefangen und zwangen ihn (1261), die Erblichkeit des Herzogthums S. anzuerkennen. Das war ein wichtiger Schritt, nicht bloß für die Selbstständigkeit S., sondern auch für seine Verbindung mit Holstein; denn von jetzt an war das Schicksal des erstern mit dem des zweiten auf das engste verknüpft. Aber auch Dänemarks Bestrebungen gingen nun seit 1261 unablässig dahin, S. zu gewinnen. Als Erich, Herzog von S., starb, rückte König Christoph von Dänemark ein, um das Land zum ersten male zu incorporiren. Dagegen trat einer der größten Männer des Nordens, Graf Bert d. Gr. von Holstein, auf, schlug den dän. König und erzwang von ihm die sogenannte Constitutio Waldemariana von 1326, deren wesentlicher Inhalt der Satz war, daß das Herzogthum S. niemals mit Dänemark unter einem Herrscher verbunden sein solle. Das war die erste rechtliche Grundlage des eigentlichen S.-Holstein. Als Christoph noch ein mal Krieg begann, zwang ihn Bert sogar, daß er 1350 dem Hause der holst. Grafen selbst die Erbfolge für Schleswig zusicherte, wenn das Haus Abel's ausstürbe. Dieser Fall nun trat schon in demselben Jahrhundert ein. Im J. 1375 starb der letzte Abel'sche Herzog von S., Herzog Waldemar III. von Dänemark wollte zwar jetzt, gegen das offene Recht, das Herzogthum mit der dän. Krone vereinen; aber er starb plötzlich und die Schaumburger nahmen vertragsmäßig als Lehnsherzoge von Dänemark S. in Besitz, sodaß damals S.-Holstein unter Einem Fürstenthum ward. Natürlich geschah dies nicht ohne den heftigsten Kampf auf beiden Seiten Dänemarks. Erst kämpfte dies allein gegen die Verbindung, ward aber überwunden und mußte deshalb den Lehnvertrag von 1386 abschließen. Dann aber, als Margarethe I. die drei nordischen Königreiche verbunden hatte, sammelte ihr Nachfolger, Erich von Danemark, die ganze Kraft des vereinigten Scandinavien gegen das unter den tapfern Schaumburgern vereinigte S.-Holstein. Ein wüthender Krieg brach los, der von 1415—35, 20 J. mit Aufbietung aller Kräfte geführt ward. Dennoch wurden die Truppen aller drei Reiche von den Schleswig-Holsteinern geschlagen und selbst das Schloß von Flensburg, die Duburg, genommen. Erich hatte die ganze scandinav. Union an die Vernichtung S.-Holsteins gegeben und verloren. Schweden trennte sich von Dänemark; S. stand nun um so fester zu Holstein und im Frieden von 1435 ward Graf Adolf von Schaumburg als Herzog von S. anerkannt, der erste unbestrittene Fürst von S.-Holstein. Eine ganz andere Gestalt der Dinge wäre gewiß entstanden, wenn Adolf Nachkommen gehabt hätte. Allein er starb kinderlos 4. Juni 1460, und damit ward nun die Frage nach dem Verhältniß S. zu Holstein, kaum geordnet, schon ein mal allen Wechselfällen des Schicksals unterworfen.

Graf Adolf, der letzte Schaumburger, hatte den Dänen gerathen, seinen Vetter, den Grafen Adolph zu Oldenburg, der zugleich als der nächste Erbe für S.-Holstein galt, zum Könige zu wählen, was auch 1448 geschehen war. Als nun Graf Adolf starb, machte der König Christian I. von Dänemark sein Erbrecht auf die Herzogthümer geltend. Aber an eine Erlangung mit den Holsteinern in der Hand dachte er nicht. Es traten im Gegentheil die Vornehmsten der beiden Herzogthümer zusammen und schlossen 1460 einen Vertrag mit dem dän. Könige und seinem Rath, nach welchem der Erstere zum Herzog von S.-Holstein gewählt ward, dafür aber die sogenannten Landesprivilegien anerkennen mußte, daß die Herzogthümer „ewig zusammen bleiben sollen ungetheilt“, nebst den andern Rechten, welche der Landesvertretung zukamen. Der König unterzeichnete den Wahlvertrag mit seinem ganzen dän. Reichstage, und nun schien das Höchste erreicht für beide Theile: die Selbstständigkeit, Einheit und vereinigte Vertretung der Herzogthümer gegenüber dem dän. Reiche und andererseits die friedliche Verbindung S. mit Dänemark im Interesse des letztern. Aber schon König Christian I. griff in die Legien ein, indem er bei seinem Tode die Herzogthümer unter seine beiden Söhne theilte. Er lag dabei die Vorstellung zu Grunde, daß nicht die staatliche Souveränität, sondern nur das fürstliche Einkommen in zwei selbständige Theile zerfalle. Allein das war doch im Grunde





die Nichtachtung und Aufhebung dieses Vertrags gestaltete daher die Dinge jetzt so, daß ganz von der Regierung abhing, ob und inwieweit diese eine Einheit der innern Verhältnisse Herzogthümer zulassen wollte. Allerdings konnte sich auch die Regierung der Natur der Sache ebenso wenig als den bestehenden Rechten ganz entziehen. Jene Einheit der Herzogthümer ward nämlich einerseits innerhalb der Staatsverwaltung durch die Gemeinschaft der höchsten Regierungsorgane, namentlich der schlesw.-holst. Kanzlei und der schlesw.-holst. Rentkammer vertreten, welche beide Herzogthümer gemeinsam verwalteten und danach auch ihren Verlauf führten; andererseits erhielt sich ein immerhin nicht unwichtiger Rest der Einheit in dem Bestande der schlesw.-holst. Ritterschaft. Allein die praktische Hauptsache fehlte, und das war das Recht eines eigentlichen schlesw.-holst. Landtags mit Gesetzgebung und Steuerbewilligung. Dieser Zustand der halben Gemeinschaft und der halben Rechtlosigkeit der Herzogthümer in der damaligen Verbindung mit Dänemark konnte natürlich keine Dauer haben. Namentlich mußte es für den dän. Staat unerträglich erscheinen, daß die Herzogthümer ihm gegenüber, trotz der Gemeinschaft des Fürsten, so fremd blieben. Der Fürst selbst aber folgte, wie begreiflich, seinem Sinn und Herzen dem dän. Volke, die deutschen Fürstenthümer als Provinzen betrachtend. Aus diesen Verhältnissen nun entwickelten sich die Zustände, welche die jüngsten Ereignisse in den Herzogthümern einleiteten und vorbereiteten.

Schon im Anfange dieses Jahrhunderts nämlich begann man in Kopenhagen einzusehen, daß es allerdings nicht wenig zur Festigung der dän. Monarchie beitragen werde, wenn die Herzogthümer, statt deutsch zu sein, für die dän. Nationalität gewonnen werden könnten. Gleich nach dem Sturze Struensee's (s. d.) begann daher von Kopenhagen aus ein stets erneuertes Streben, womöglich ganz S.-Holstein, wenigstens aber doch S. zu danisiren, und zwar theils durch Verbreitung des Unterrichts in der dän. Sprache (z. B. in der Schulordnung von 1801), theils durch die Behauptung, daß S. eine dän. Nationalität besitze: eine Behauptung, deren gründliche Widerlegung sich Falk (s. d.) zuerst seinen Ruf begründete. Diese Bewegung dauerte bis 1816. Als man aber erkannte, daß dieser Weg nicht zum Ziele führe, wandte man an die Trennung der Herzogthümer zu denken, indem man S. allein für Dänemark in Anspruch nahm, während man Holstein als ein selbständiges Ganzes bestehen lassen wollte. Schon bei der Krönung Friedrich's VI. wurden der Deputation der schlesw.-holst. Ritterschaft Äußerungen über eine Trennung der Herzogthümer voneinander gemacht, weil durch die Auflösung des Deutschen Reichs Holstein in ein ganz anderes Verhältniß gekommen sei als Schleswig. Allein die Ritterschaft wies jede derartige Annäherung von sich ab. Sie versuchte vielmehr, durch Drängen der Regierung gegenüber, einen entscheidenden Schritt zu thun und beschloß eine gemeinsame Versammlung, wesentlich auch, um die Steuerbewilligung, die ihr vermögende Landesrechte zustand, wieder zu erhalten. Dies geschah 1816 und 1817. Die Regierung aber unterdrückte solche Äußerungen der Herzogthümer. Indes wandten sich Prälaten der Ritterschaft an den Deutschen Bund, von demselben ebenso sehr im Interesse Deutschlands als offenkundigen Rechte Schutz verlangend. Hier war es, wo Dahlmann den Grund zu dem Namen als Publicist legte, indem er als der Anwalt der Sache der Herzogthümer beim Deutschen Bunde auftrat. Von ihm und dem Professor Martin ward 1819 ein Gutachten für die Ritterschaft ausgearbeitet, und 1822 ließ dann die Ritterschaft dem Deutschen Bunde eine eigene Denkschrift überreichen. Aber der Deutsche Bund opferte damals das Recht der Herzogthümer und gab 23. Nov. 1823 den Bescheid, daß Prälaten und Ritterschaft abzuweisen, weil „jene Verfassung nicht in anerkannter Wirksamkeit bestehe“. So standen die Dinge bis 1830, ohne daß weder die Regierung noch auch die Herzogthümer viel weiter kamen. Nach der franz. Julirevolution herein, und es eröffnete sich in dieser Bewegung auch in den Herzogthümern eine Bahn, die zu neuen und bald auch zu sehr ernstlichen Dingen führen sollte. Während nämlich bis dahin die Herzogthümer entweder auf dem Gebiet der Nationalität ihrer uralten Rechte geblieben waren, trat jetzt die Idee einer neuen, zeitgemäßen Verfassung für beide Herzogthümer auf, und das Volk beider Lande erkannte wol, daß allein durch eine solche Verfassung die Herzogthümer im Stande sein würden, den Gedanken der selbstständigen Entwicklung zu verwirklichen. Der Mann, der dies schlagend aussprach, war Schleswiger Uwe Jens Lornsen (s. d.). Die Bewegung ward endlich so gewaltig, daß die Regierung sich gezwungen sah, dem Lande 1831 eine Verfassung zu versprechen, die man auch unter dem 15. Mai 1834 als ständische Verfassung publicirte. Aber diese ständische Verfassung verlieh nicht nur Ständen ohne wesentliche Rechte, sondern sie stand auch auf dem Boden der Trennung der beiden Herzogthümer, indem jedes Herzogthum seine eigene Stände-



und um Schuß, der darauf eine Erklärung gab, die zwar nicht bestimmt für, aber doch auch bestimmt gegen die Herzogthümer lautete. Der König erließ 18. Sept. einen zweiten, auf Versöhnung berechneten Brief, der jedoch die Aufregung nicht dämpfte. Zudem kamen neun hiesiger Professoren zusammen und erließen als Widerlegung des offenen Briefes eine Schrift, in welcher sie das Staatsrecht S. S. und seine agnatische Erbfolge nachwiesen. Es bedurfte nur noch eines Anstoßes, um den Funken zur Flamme anzufachen.

Christian VIII. starb 20. Jan. 1848 und sein Sohn und Nachfolger Friedrich VII. erließ sofort die königl. Urkunde von demselben Tage, in welchem er sich durchaus für die Principien des Vaters erklärte. Zugleich wurden die Grundlagen einer gemeinsamen Verfassung für die Dänemark veröfentlicht und Wahlen für die Berathung derselben angeordnet. Diese sogenannten „erfahrenen Männer“ versammelten sich 17. Febr. und beriethen unter großer Aufregung. Da brach die Nachricht von der franz. Februarrevolution herein, und in Kopenhagen wurde das alte Régime gestürzt, während die Dänen die Zügel der Regierung ergriffen. In Dänemark betrachteten die Herzogthümer als eine Kriegserklärung gegen ihre Mutter. Indem sich auch die politische Bewegung in Deutschland erhob, glaubte man in S.-Holst. zugleich auf Deutschland hoffen zu dürfen. Die in Rendsburg abgehaltene Landesversammlung sandte zwar, als Versuch zur gütlichen Ausgleichung, eine Deputation nach Kopenhagen, man vernahm alsbald, daß die Aufgabe dieser Deputation gänzlich gescheitert sei. In der Zwischenzeit erfuhr man auch, wie der König von Preußen dem Herzoge von Augustenburg, der nach Berlin gewandt, die Rechte der Herzogthümer anerkannt habe. In Folge dessen trat Kiel 23. März 1848 Abends der Prinz Friedrich, Bruder des Herzogs von Augustenburg, Graf Reventlow-Preeß und Advocat Beseler unter Zuziehung des Kaufmanns M. T. Schmidt und des Advocaten Bremer zu einer provisorischen Regierung für die Herzogthümer zusammen. Am andern Morgen zog Prinz Friedrich in Rendsburg ein, und Th. Olshausen ward noch als sechstes Mitglied in die provisorische Regierung aufgenommen. Die Dänen rückten aus und nahmen Stellung bei Flensburg; das Land war in Begeisterung; man verließ sich besonders auf Preußen. Die provisorische Regierung begann indessen durch den hiesigen Professor Drosfen einen Bericht an den König abzusenden, mit der Forderung, daß man dem Könige die deutschen Lande nur habe erhalten wollen. Die Forderung auf Berufung einer gemeinsamen Ständeversammlung und den Erlaß einer freisinnigen Verfassung ward von der provisorischen Regierung abgewiesen. Während die Stände in Rendsburg zu kurzer Berathung zusammentraten, wurde 9. April die noch unbesetzte 7000 Mann starke schlesw.-holst. Armee von 15000 Dänen überfallen und zurückgedrängt, so daß bereits 10. April die Dänen die Stadt Schleswig besetzten. Die Dänen rückten aber auch die Preußen als Wächter des deutschen Interesses und im Auftrage des deutschen Bundes in Holstein ein und besetzten Rendsburg. Zugleich begannen die diplomatischen Verhandlungen, welche zum ersten male S.-Holstein zu einem Gegenstande der europäischen Diplomatie machten. Die Mächte gingen in diesen Verhandlungen von der Ansicht aus, ob Preußen im Grunde nur die Herzogthümer für sich haben wolle, und dies mußte in Berlin die Überzeugung erwecken, wie Preußen entweder die Gefahr eines Kriegs mit Europa auf sich nehmen oder die Herzogthümer im Wesentlichen ihrem Schicksal überlassen müsse. Preußen wählte das letztere. Freilich hatte es sich zu weit eingelassen, um ganz heilnahme an dem Streit hinweggehen zu können, und es suchte daher zuvörderst Dänemark durch militärische Machtentfaltung zu einem Separatfrieden zu bringen. Das 10. Arrée der deutschen Bundestruppen mußte sich in Holstein sammeln, und 23. April griff General Wrangel, der den Oberbefehl über sämtliche (preuß.-deutsche und schlesw.-holst.) Truppen übernahm, die Dänen am Danewerk an und vertrieb sie, nachdem die schlesw.-holst. Truppen die dän. Position umgangen hatten. Obschon sich Wrangel darauf nach Schleswig wandte, wurde er von England und Rußland gehalten, doch nicht nach, sondern begann die Blockade der deutschen Küsten und besonders die Wegnahme vieler preuß. Schiffe. Es blieb selbstverständlich, daß Wrangel nach Jütland eindrang. Derselbe sah sich sogar durch den Einspruch der Dänen alsbald zum Rückzug gezwungen, und während in Rendsburg die Landesversammlung der provisorischen Regierung den Entwurf einer Verfassung übergab, begann Preußen um einen Waffenstillstand zu unterhandeln. Das geschah im Mai 1848. Im Juni und Juli erklärte die deutsche Nationalversammlung zwar die Sache S. S. für eine Nationalangelegenheit, aber ohne dieselbe zu thun: sie verzichtete vielmehr auf das Recht, den Frieden zu genehmigen. Juli nun ward die Verhandlung über den Waffenstillstand in Bellevue eröffnet, der





Im J. 1850 herbeikam, der Regierung ihre Unterstützung, wenn sie sich nicht von Preußen löse und selbständig in S. handle. Die Spannung wuchs und es drohte eine Explosion, als endlich General Bonin seinen Abschied nahm und General Willisen das Commando über die Schleswig-Holsteiner (April 1850) antrat. Ungeachtet man jetzt ein entschiedeneres Auftreten erwartete, blieben immer noch Preußens Versuche, Dänemark zur Nachgiebigkeit zu bringen, ohne Erfolg, und eine neue Sendung von sogenannten Vertrauensmännern nach Kopenhagen blieb ebenfalls vergeblich. Preußen mußte endlich wählen, ob es ernstlich die Herzogthümer unterstützen oder um jeden Preis Frieden schließen wolle: es wählte das letztere. Am 7. Juli ward der Friede zwischen Preußen und Dänemark abgeschlossen, ein sogenannter „einfacher Friede“ ohne alle Nebenbedingungen. Preußen rief seine Offiziere zurück und überließ die Herzogthümer sich selbst.

Mit dem Abschluß des Friedens vom 2. Juli war der Kriegszustand zwischen den Herzogthümern und Dänemark eingetreten. Das Land hatte ungeheure Anstrengungen gemacht, hatte eine Armee von mehr als 30000 Mann organisirt, eine Flotille gebaut, alle Mittel geschafft; man war begeistert und vom Siege überzeugt. Allein schon die ersten Schritte des General Willisen zeigten, daß er keineswegs der Retter S.-Holsteins sein werde. Anstatt sofort in Nord-Schleswig einzurücken und die Vereinigung der beiden Hälften der dän. Armee, von denen die eine auf Alsen stand und die andere von Jütland kam, zu hindern, schrieb er vielmehr dem dän. General von Krogh, daß er aus Rücksichten militärische Vortheile aus der Hand gebe. Dann zog er sich bis Idstedt zurück und nahm eine Position, welche die Unterstützung der Flügel unmöglich machte. Unter diesen Umständen begann am 24. Juli die Schlacht von Idstedt, bei welcher vergeblich der Disposition der linken Flügel der schlesw.-holst. Armee den Angriff der ganzen dän. Armee abhalten mußte, während das Centrum hinter dem Langsee und der rechte Flügel am nördlichen Ende desselben stand. Die eigentliche Schlacht begann am 25. von Morgens 3 Uhr bis gegen Mittag mit abwechselndem Erfolge. Schon hatten die Dänen zum Rückzug commandirt, als plötzlich Willisen die Spitze seines Heeres zurückgehen ließ, sodaß nun auch die ganze Armee die Rückbewegung machen mußte. Die schlesw.-holst. Armee hatte mit 27—28000 Mann die 38000 Mann starken Dänen blutig abgewiesen. Dennoch wurde der Rückzug beim nördlichen Ende in S. kein Halt gemacht, Eckernförde wieder geräumt, die dortigen Kanonen vernichtet und die ganze Armee hinter der Eider aufgestellt. Die Dänen, welche anfänglich eine schnelle Vertheidigung vermutheten, folgten indessen nicht, sondern verweilten mehrere Tage in Schleswig, den Überfall fürchtend. Zunächst mußten nun alle angesehenen Deutschen Schleswig verlassen, die meisten thaten es in Hoffnung auf eine baldige Rückkehr; denn da die Armee nicht gegen sie war, hatte allerdings Niemand den Muth verloren. Die Landesversammlung bewilligte zum Kriege alle Mittel, und das Volk schaffte sie. Aber erst, als die Stimmung zu heftig wurde, ließ Willisen am 12. Sept. den linken Flügel der Dänen bei Eckernförde und Kochendorf angriffen. Die schlesw.-holst. Truppen schlugen den Feind, nahmen die Schanzen mit dem Bagin und stürmten die Brücke von Missunde, erhielten jedoch abermals plötzlich Befehl zum Rückzug. Noch seltsamer endete ein Angriff auf Friedrichstadt, das Willisen, trotz aller Vorwahnungen, von den Dänen hatte besetzen lassen und das er nun, als die Befestigung ausgefallen, am 28. Sept. angriff. Die Stadt ward drei Tage lang in Brand geschossen und dann ein Abzug gewagt, in welchem gegen 400 Mann nutzlos fielen, worauf der Abzug erfolgte. Der Muth des Landes über solche Kriegsführung war unbeschreiblich, und Willisen bot seine Resignation an, die aber gerade im Moment nicht angenommen ward. Unterdessen hatte der deutsche Bund den Herzogthümern erklärt, daß er den Frieden vom 2. Juli 1850 zur Ausführung bringen wolle. Die Statthalterschaft faßte zwar ihrerseits kühne Beschlüsse, die jedoch, da nur 38000 Mann zu ihrer Verfügung standen, nicht zur Ausführung kamen. Preußen ließ nun alle seine Beurlaubten aus dem schlesw.-holst. Heere ab, und in Folge der Olmüzer Convention vom 29. Nov. 1850 wurde eine gemeinsame östr.-preuß. Pacificationscommission nach Schleswig-Holstein geschickt, während auch ein östr. Armeecorps seinen Weg nach den Herzogthümern nahm, General Willisen aber abdankte und das Land verließ. Noch immer hoffte man auf den baldigen energischer Schritte; allein die Statthalterschaft verlor den Muth. Am 31. Jan. 1851 versammelte die Landesversammlung im Schlosse zu Kiel zusammen und es begannen die letzten Verhandlungen. In der Schlußberatung vom 11. Jan., welche die ganze Nacht hinnahm, unterzeichnete die Versammlung den Forderungen der östr.-preuß. Commission. Besselier legte die Statthalterschaft nieder; Reventlow übergab Land und Verwaltung den Commissarien; die Schleswig-Holsteiner gaben die Hand.

Armee ging auseinander; eine oberste Civilbehörde übernahm die Verwaltung der Herzogthümer. Solange die Östreicher im Lande blieben, ging indessen Alles noch ziemlich gut; so daß dieselben den Dänen nicht bloß S., sondern sogar die Hälfte von Rendsburg einräumen mußten. Mit dem Beginne des J. 1852 ward aber auch Holstein dem dän. Gouvernement übergeben, und Graf R. Moltke trat für S., Graf Reventlow-Criminil für Holstein als Minister ein. Der König von Dänemark eröffnete die Besitzergreifung mit einer Bekanntmachung vom 28. Jan. 1852, worin er feierlich gelobte, daß die Rechte der Herzogthümer anerkannt, ihre Verfassung wieder gebildet werden solle. Zugleich ward eine Amnestie im vollsten Umfang erlassen. Sowie jedoch die Dänen in das Land rückten, cassirten sie zuvörderst die Rechte der Staatsgläubiger; dann führten sie alles Kriegsmaterial aus Rendsburg nach Kopenhagen und begannen die Schleifung der Festung Rendsburg selbst. Trotz der Amnestie wurden Personen aus den Herzogthümern verbannt, worunter der Herzog von Augustenburg, der später seine Erbrechte und seine Güter an die dän. Regierung für eine Summe abtrat. Viele Ämter wurden entsezt und harte Verfolgungen gegen das deutsche Element gerichtet. Endlich legte man den Ständen in S. und in Holstein neue Verfassungen vor, von denen die schlesw.-holst. im Juni 1854 publicirt wurde. Vgl. Christiani, „Geschichte der Herzogthümer S. und Holstein“ (4 Bde., Flensb. 1776—79); Derselbe, „Geschichte der Herzogthümer S. und Holstein“ (fortgesetzt von Hegewisch, 4 Bde., Kiel 1784—1802); Waip, „S.-Holsteins Geschichte“ (Bd. 1 und 2, Gött. 1851—52); Faldt, „Das Herzogthum S. in seinem gegenwärtigen Verhältniß zu Dänemark und zu dem Herzogthume Holstein“ (Kiel 1816); Derselbe, „Sammlungen zur nähern Kunde des Vaterlandes“; Derselbe, „Handbuch des schlesw.-holst. Privatrechts“ (4 Bde., Altona 1825—40); Samwer, „Die Staatserbfolge in den Herzogthümern S.-Holstein“ (Hamb. 1844); Häusser, „S.-Holstein, Dänemark und Deutschland“ (Heidelb. 1846); Michelsen, „Polemisch-erörterung über die schlesw.-holst. Staatserbfolge“ (2 Theile, Lpz. 1844—46); die dän. Schriften des Barons Dircinck-Holmsfeld, Ostwald, Paulsen, Allen („Om Sprog- og Folke-Eiendommelighed i Slesvig“, Kopenh. 1844), Molbech („La duché de Slesvig dans ses rapports historiques avec le Danemark et le Holstein“, Kopenh. 1847); Wegener („Actenmäßige Beiträge zur Geschichte Dänemarks im 19. Jahrh.“, Kopenh. 1851; die Schriften von Cohen, Hammerich, Rede, Willisen u. A. über die letzten Kriege.

**Schlettstadt** (franz. Schélestadt, Schlestadt oder Sélestat), ein Kriegsplatz vierten Ranges und die Hauptstadt eines Arrondissements im franz. Depart. Niederrhein, zwischen Straßburg und Kolmar, am linken Ufer der Ill gelegen, unregelmäßig gebaut, aber reinlich, von Wasser befestigt, hat ein Communal-College, einige schöne Kirchen, eine öffentliche Bibliothek mit alten Drucken und zählt gegen 10000 E., welche wichtige Fabriken in Metallgaze, Baumwaaaren, Seife, Taback, sowie Töpfereien, Pottasche-, Salpetersiederei unterhalten. Die Stadt ist sehr alt. Unter dem Namen Scladistat kommt sie schon als eine Pfalz der Karolinger vor, welcher Karl der Dicke mehrmals sein Hoflager hielt. Im J. 1216 mit Mauern umgeben wurde sie die dritte der zehn Freien Reichsstädte des Elsaß. Die Schweden nahmen sie 1633 ein. Im Westfälischen Frieden 1648 kam sie an Frankreich. Ludwig XIV. ließ sie nach dem Nimwegener Frieden neu befestigen. Im J. 1814 wurde sie vom 5. Jan. bis zum ersten Frieden von den Baiern unter Graf von Pappenheim blockirt, 1815 seit Ende Juni bis zum zweiten Frieden von den Östreichern gegen St.-Suzanne belagert.

**Schleuder**, eine Kriegswaffe, die sowol im Alterthume wie im Mittelalter üblich war. Bei den Griechen, wo sie Sphendone hieß und schon von Homer erwähnt wird, waren vornehmlich die Atoler und Akarnaner als Schleuderer oder Sphendoneten berühmt. Bei den Römern in der spätern Zeit namentlich Bewohner der Balearischen Inseln als Schleuderer oder Balearesen bekannt, unterscheidet Vegetius in der Kaiserzeit zwei Arten von Schleudern: die gewöhnliche, aus Riemen mit einem breitem Lederstück in der Mitte bestehende, Funda, die vor dem Wurfe über dem Kopfe geschwungen ward, und den Fustibalus, eine Schleuder, wo die Riemen mit einem Stabe verbunden waren und die bloß geschwungen wurde. In den Arten wurden runde Kiesel (lapides missiles) oder auch eichelförmige, mit einem Stabe versehene Bleizugeln (glandes) mit solcher Heftigkeit geworfen, daß sie Sturmhauben und Helme zerbrachen. Die Schleuderer bildeten bei den Griechen und Römern mit den Wurfworfern (Akontisten, Jaculatores) und Bogenschützen (Toxoten, Sagittarii) die drei leichtesten Truppen.



**Schleusingen**, Kreisstadt von 3200 E. im Regierungsbezirk Erfurt der preuß. Provinz Sachsen, mit einem Schlosse und einem Gymnasium, hat Kupfer- und Eisenwerke, eine Blei- und Zinnfabrik, eine Glasfabrik, Buchhandlung, Buchdruckerei, Pulver- und Papiermühle und einen bedeutenden Holzhandel. In der Nähe liegt das prachtvoll gebaute Curhaus mit einem Kesselbader, in welchem täglich 80 Bäder, jedes mit einer Stunde Zeit, gegeben werden können. Die Stadt gehörte, wie der ganze Kreis, der eine Enclave am Thüringer Walde bildet, in früherer Zeit zu der Grafschaft Henneberg (s. d.) und kam nach dem Aussterben der Grafen von Henneberg 1582 an Kursachsen, 1815 aber an Preußen.

**Schleuße** nennt man ein Bauwerk zur Regulirung irgend eines Wasserstandes. Die Schleusen werden gebaut von Holz, wie in Rußland, meist aber von Stein; auch hat man schon angegeben, die Schleusenwände mit Gußeisenplatten zu bekleiden. Im Allgemeinen ist sie ein Kasten, der an beiden Enden mit beweglichen Thoren geschlossen werden kann. Nach dem Zwecke, den man verschiedene Arten Schleusen. Stauschleusen oder Flutschleusen nennt man diejenigen, welche dazu bestimmt sind, den Wasserstand, sei es nun zur Beförderung des Wiesenbaus oder einer Mühlenanlage, bis zu einer gewissen Höhe zu stauen. Ist diese Höhe ein für allemal bestimmt, so wird statt der Schleuße ein Wehr angelegt; will man sie aber veränderlich haben, erhält das Schleusenthor einen Aufzug oder eine bewegliche Klappe, um das überflüssige Wasser abzulassen. Kippschleusen heißen sie, wenn sie sich, sobald das Wasser über eine gewisse Höhe steigt, von selbst öffnen. Schiffahrtsschleusen werden zum Bedarf der Binnenschiffahrt angelegt und dienen dazu, die verschiedenen Höhen zweier Wasserspiegel momentan auszugleichen, soweit es für die Zwecke der Schiffahrt nöthig ist. Wenn z. B. das Wasser eines Flusses, um behufs einer Mühlenanlage das nöthige Gefälle zu erhalten, oberhalb der Mühle durch eine Stauschleuße oder ein Wehr zu einer gewissen Höhe gestaut und die Schiffahrt dadurch gehemmt ist, weil der obere Theil des Stromspiegels um mehrere Fuß höher liegt als der untere, so wird, um dennoch den Fluß befahren zu können, der obere Theil mit dem untern durch ein Wehre weg durch einen Kanal verbunden, der mit zwei Thoren geschlossen ist. Ein anderer Fall, wo Schiffahrtsschleusen angewendet werden, ist der, wenn schiffbare Ströme miteinander verbunden werden sollen, deren Wasserspiegel nicht gleich hoch liegen. Hier wird zwischen beiden Strömen ein Kanal gezogen und in demselben eine oder mehrere Schleusen angelegt. Solche Verbindung ist die sogenannte Neptunstreppe in Schottland im Caledonischen Kanal, wo durch acht hintereinander folgende Schleusen der 64 F. betragende Höhenunterschied der Wasserspiegel ausgeglichen wird. Was den Bau der Schiffahrtsschleuße betrifft, so ist sie stets ein Kanal, in welchem ein oder mehrere Fahrzeuge Platz haben und der am oberen und unteren Ende Thore hat, deren Flügel im Winkel gegen den Wasserdruck gestellt sind. Die Thore beider Thore liegen in einer Ebene. Soll nun ein Schiff auf die Höhe des oberen Wasserspiegels gehoben werden, so schließt man das obere Thor, öffnet das untere und schleust das Schiff ein, da jetzt der untere und der Schleusenwasserspiegel gleiche Höhe haben. Dann schließt man das untere Thor und läßt, da das obere des Wasserdrucks wegen nicht geöffnet werden kann, durch die in den Thorflügeln angebrachte Schiebepforte oder, was besser ist, durch einen Kanal, der besonders zu diesem Zwecke in der Schleusenwand angelegt ist, Wasser aus dem oberen Strom eindringen. Dadurch steigt der Wasserspiegel schnell im Innern der Schleuße mit ihm das Fahrzeug, bis beide Wasserspiegel gleich sind und man das Schleusenthor öffnen und so in den Strom gelangen kann. Soll ein Schiff auf den tiefer liegenden Wasserspiegel kommen, so schleust man dasselbe bei hohem Wasserstande ein, schließt dann das obere Thor und läßt das Wasser unten aus, worauf der Wasserspiegel in der Schleuße auf den des unteren Stroms sinkt und das Schiff nach Öffnung des Thors in denselben gelangen kann. Im Innern der Schleuße sind überall Ringe angebracht, um die Fahrzeuge festzulegen, damit sie nicht durch den eindringenden Wasserstrom gegen die Schleusenthore geworfen werden.

**Schlesien**, eine fünf Meilen lange, sehr schmale, 10—12 F. tiefe Bucht der Ostsee, an der Ostspitze von Schleswig, hat eine südwestliche Richtung und erweitert sich jenseit Mißsunde (s. d.) zu einer der sogenannten Großen Breite, die westwärts bis zur Stadt Schleswig reicht. Einst war die Bucht einen berühmten Seehafen; jetzt ist sie noch wegen ihres Fischreichthums befruchtbar. Sie begrenzt mit der Ostsee und der Eckernförder Bucht den District Schwansen.

**Schlich** ist ein bergmännischer Ausdruck für fein gepulverte und geschlemmte Erze. Das Schlichen erfolgt gewöhnlich durch Pochwerke, das Schlemmen durch verschiedenartige Vorrichtungen der Aufbereitung, z. B. liegende Herde, Stoßherde oder dgl. Durch die verschiedenarti-



**Schlingen**, **Einabschlucken** (deglutitio) heißt der Act, mittelst dessen feste oder flüssige Körper, besonders Nahrungsmittel aus dem Munde in den Magen gefördert werden. Das Schlingen leht in einer Reihenfolge von (anfangs willkürlichen, später unwillkürlichen) Muskelzusammenziehungen, welche den Bissen u. s. w. successiv nach hinten und unten fortschieben. Die bei theiligten Organe (**Schlingwerkzeuge**) sind: die Zunge, der weiche Gaumen, besonders beiden Gaumenbögen, der Kehldeckel, der Schlundkopf (pharynx, s. **Schlund**) und endlich Speiseröhre (s. d.). Das Schlingen beginnt damit, daß die Zunge, indem sie sich erst vorn, in allmählig weiter hinten an den Gaumen andrückt, den Bissen hinter die Zungenwurzel leht. Dort empfängt ihn der weiche Gaumen und zieht sich zusammen, während gleichzeitig Kehldeckel rückwärts klappt und dadurch den Eingang in die Luftwege, die Stimmröhre, verließt. Über ihn hinweg gleitet nun der Bissen in den Schlundkopf und von da in die Speiseröhre, welche ihn durch wurmförmige Zusammenziehungen allmählig in den Magen (durch den Magenmund, cardia) hinabbefördert. Das Schlingen kann mannichfach krankhaft get sein, durch organische oder Nervenleiden der theiligten Organe. Bisweilen kommt der Bissen durch die Nase zurück (besonders bei Löchern im Gaumen oder Verschwellung des Schlundkopfs), bisweilen gelangen die Flüssigkeiten oder festen Bissen in die Luftwege (das sogenannte **Verfugen** oder in die unrechte Kehle kommen), meist eine Folge von Zerstörung oder Bildung des Kehldeckels oder der hintern Wand des Kehlkopfs, daher besonders bei Kehlgeschwüren. Bisweilen stürzt das Getränk polternd in den Magen hinab (bei Lähmung Speiseröhre, daher in Fiebern ein Todesvorbote). Bisweilen bleibt ein Bissen, dem Patienten fühlbar, an einer bestimmten Stelle im Halse oder in der Brust sitzen (**Schlingunvermögen**, phagia), ein Zeichen von verschiedenen Entzündungen, Verengungen, Krämpfen und andern Krankheiten der Speiseröhre. Endlich kommen auch die hinabgeschluckten Speisen nach einer oder längerer Zeit, ohne bis in den Magen gelangt zu sein, wieder in den Mund heraufzuegen (**Wiederkäuen**, ruminatio). Die Erkenntniß der diesen Schlingbeschwerden zu Grunde liegenden Störungen ist oft sehr schwierig und die Behandlung sehr verschieden.

**Schlingern** heißt die Bewegung des Schiffs von einer Seite zur andern, die namentlich einem Sturme in der noch nicht beruhigten hohen See eintritt. Durchaus verschieden davon ist das **Stampfen**, welches die Bewegung in der Längsachse bedeutet. Das Schlingern tritt ein Schiff namentlich dann sehr an, wenn die Bewegung schnell und stoßweise erfolgt, und muß vor Antritt der Reise bemüht sein, durch regelrechte Staunng ihm so viel als möglich entgegen.

**Schlingpflanzen**, s. **Planen**.

**Schlittenbach** (Ulrich Gust., Freiherr von), bekannt als Dichter und Schriftsteller, wurde am 1. Mai 1774 zu Groß-Wormsleben in Kurland geboren. Im väterlichen Hause gut vorbereitet, bezog er die Universität zu Königsberg, um die Rechte zu studiren, und 1791 die zu Jena. Schon früh hatte sich das poetische Talent in ihm geäußert; doch wurde es gewissermaßen zurückgedrängt, als er 1797 in das Geschäftsleben eintrat. Im J. 1807 zum Landrath des piltenischen Kreises erwählt, übernahm er gleichzeitig das Kanzleidirectorat des Ritterschlosscomité und kam 1809 als Mitglied in die Reichsgesetzcommission. Im J. 1814 wurde er Mitglied der wegen Verbesserung des Zustandes der kurländ. Bauern niedergesetzten Commission und von dieser zum Redacteur ihrer Arbeiten erwählt. Für den bei diesem Geschäft seinen Eifer bezeugte ihn der Kaiser 1815 auf zwölf Jahre mit dem Krongute Kanneneden. Aufhebung des piltenischen Landrathscollegiums wurde er 1818 Oberhofgerichtsrath in Riga, Mitglied der neuerrichteten Provinzialgesetzcommission und 1822 Präsident derselben. Im J. 1816 begründete er die kurländische Gesellschaft für Literatur und Kunst. Er starb zu Riga am 1. April 1826. Seine Gedichte zeugen von einer regen Phantasie, streifen aber zuweilen das Regellose. Außer den Taschenbüchern „Kuronien“ und „Wega“, die er 1806–9 herausgab, sind von ihm erschienen „Chronologie des jetzigen Zeitalters“ (Riga 1807); „Male-Wanderungen durch Kurland“ (Riga 1809); „Gedichte“ (Mitau 1812); „Beiträge zur Geschichte des Krieges“ (4 Hefte, Mitau 1813); „Lebensblüten“ (2 Bde., Hamb. 1816); „Erzählungen von einer Reise nach Petersburg im J. 1814“ (2 Bde., Hamb. 1818).

**Schlittschuhe**, oder, wie Klopstock schrieb, **Schrittschuhe**, sind eine sehr alte Erfindung. Sie wird schon in der „Edda“ in dem Bilde von dem Gotte Uller, „den Schönheit, Pfeil und Schlittschuhe vor den übrigen auszeichnen“, gedacht. Am meisten wird natürlich im hohen Norden auf Schlittschuhen gelaufen, dann auch noch in dem von Kanälen durchschnittenen Holstein, von wo aus sich das Schlittschuhlaufen besonders in Europa verbreitet hat. Einer der





Schloßen, s. Sagel.

Schlosser (Friedr. Christoph), ausgezeichnetes Geschichtsforscher und Geschichtschreiber, geb. zu Jever 17. Nov. 1776 als das jüngste Kind unter zwölf Geschwistern und zehn Brüdern geboren und nach des Vaters frühzeitigem Tode bei einer Verwandten auf dem Lande erzogen, wo er durch den Schulmeister viele Reisebeschreibungen und andere geographische und topographische Schriften zu lesen bekam. Er besuchte das Gymnasium zu Jever und bezog die Universität zu Göttingen, wo er neben der Theologie eifrigst Geschichte, Physik und Chemie und später die schöne Literatur der Italiener, Spanier und Engländer studirte. Durch seinen Freund Köppen wurde er in die Philosophie eingeführt. Auch in der Stellung Erzieher der Kinder des Grafen von Bentinck in Barel studirte er fleißig Philosophie, namentlich Plato und Kant. Im J. 1798 vicarirte er für einen Prediger auf dem Lande; da er nach sechs Monaten nicht angestellt wurde, ging er wieder als Hauslehrer nach Dithmarschen bei Altona und in gleicher Eigenschaft 1800 nach Frankfurt a. M. In dieser Zeit begann er auch mit Aristoteles zu beschäftigen, und es erschienen zugleich von ihm die Schrift „Alard und Dulcin“ (Gotha 1807) und das „Leben Beza's und des Peter Martyr Vermili“ (Heidelb. 1809). Inzwischen war S. 1808 Conrector an der Schule zu Jever geworden, legte 1809 dieses Amt, weil es ihn in seinem historischen Studium unterbrach, nieder und ging nach Frankfurt a. M. zurück, wo er einige Lehrstunden am Gymnasium übernahm und seine Geschichte der bilderstürmenden Kaiser des oström. Reichs“ (Hff. 1812) ausarbeitete. Der Primas ernannte ihn 1812 zum Professor bei dem neuerrichteten Lyceum zu Frankfurt, als dieses 1814 einging, wurde er Stadtbibliothekar. Im J. 1817 folgte er dem Rufe als Professor der Geschichte nach Heidelberg, wo er anfangs zugleich die Leitung der Bibliothek übernahm, die er aber nach einigen Jahren wieder aufgab. Im J. 1822 machte er eine wissenschaftliche Reise nach Paris; 1824 erhielt er den Titel als Geh. Hofrath und später den als Geh. Hofrath. Unter seinen größern historischen Arbeiten hatte zuerst die „Weltgeschichte in zusammenfassender Erzählung“ (4 Thle. in 9 Bdn., Hff. 1817—24; 2. Aufl. 1839—41) ihm den Ruf auf gründlichen, ernsten und scharfsichtigen Forschers erworben. Diesem Werke folgte als Ergänzung seiner in Paris angestellten Forschungen die „Geschichte des 18. Jahrh.“ (2 Bde., Heidelberg 1823), die durch kritische Schärfe und eingehende Charakteristik der Personen und Ereignisse allgemeine Aufmerksamkeit und Beifall erlangte. In der „Universalhistorischen Uebersicht der Geschichte der Alten Welt und ihrer Cultur“ (3 Bde. in 9 Abtheil., Hff. 1826—34) legte er die Früchte vieljähriger Studien des Alterthums, seines Lebens und seiner Geistesentwicklung nieder, wandte sich aber dann zur modernen Zeit zurück in der Schrift „Zur Beurtheilung Napoleon's und seiner neuesten Tathler und Lobredner“ (3 Abth. Hff. 1832—35), die zugleich als eine Vorarbeit zu der neuen Umarbeitung seiner Geschichte des 18. Jahrh. zu betrachten konnte. Diese, bedeutend erweitert und besonders die Entwicklung der Literatur und Wissenschaften ausführlich darstellend, hat sich einen größern Leserkreis sowohl in Deutschland wie durch Uebersetzungen im Ausland erworben und besonders in Deutschland selbst eine sehr eingreifende Wirkung geübt. Das Werk ist 1836—43 in einer zweiten (4 Thle.), 1843—46 in einer dritten (7 Thle.) erschienen; eine vierte ist begonnen (Bd. 1—4, Heidelb. 1853 fg.). Eine ausdauernde und kraftvolle Persönlichkeit, rücksichtslose Wahrheitsliebe und eine scharfe, sittliche Beurtheilung der Personen und Zeiten zeichnet S.'s historische Behandlungsweise vornehmlich aus. Um seine Forschungen namentlich der frühern Zeit in einem Gesamtbilde auch dem größern Publicum näher zu bringen, ist die „Weltgeschichte für das deutsche Volk“ (Bd. 1—4, Hff. 1844—53) erschienen, deren frühere Theile (Bd. 1—8) aus S.'s Schriften von Krieger, die spätern Bände von S. selbst bearbeitet sind. Mit Recht hat S. das „Archiv der Geschichte und Literatur“ (5 Bde., Hff. 1830—35) herausgegeben.

Schlosser (Joh. Georg), ein gewandter deutscher Prosaist und guter Übersetzer, geb. 1739 zu Frankfurt a. M., Goethe's Jugendfreund und mit dessen Schwester verheirathet, studirte in Jena, nachher in Altdorf die Rechtswissenschaften. Er trat in die Dienste des Herzogs Friedrich von Württemberg zu Mömpelgard, ging dann nach Karlsruhe, wurde Amtmann in Emmendingen, 1787 Geh. Hofrath in Karlsruhe und 1790 Geh. Rath und Director des Hofgeheims. Aus Misstimmung darüber, daß eine Verordnung, welche er zu Gunsten armer Bürgerschaften gemacht hatte, zurückgenommen werden sollte, nahm er 1794 seine Entlassung und privatisirte nun erst in Ansbach, dann seit 1796 in Göttingen. Im J. 1798 wählte ihn seine Vaterstadt Frankfurt zum Syndikus, wo er 17. Oct. 1799 starb. S. war ein tiefer Denker und eifriger Vaterlandsfreund. Man mußte sein Talent einer glänzenden Darstellung bewundern, trotz

seines Hanges zu Paradoxien. Der Speculation war er bei seiner entschiedenen Richtung das Praktische abhold, was ihn auch trieb, gegen Kant zu schreiben. Sein „*Seutheß, od Monarch*“ (Strassb. 1788) und andere Schriften über Gegenstände des Staats- und bürgerlichen Rechts zeugen von hellem Kopfe und warmem Eifer für Recht. Er liebte und studirte Alten und hat Longin „*Vom Erhabenen*“ (Bas. 1781) und Mehreres aus Aschylus, Platon, Aristoteles übersetzt. Seine „*Kleinen Schriften*“ erschienen in sechs Bänden (Bas. 1779). — Schloffer (Joh. Friedr. Heint.), bekannt als Convertit und eifriger Verfechter ultratranter Bestrebungen, geb. 30. Dec. 1780 zu Frankfurt, Nefte des Vorigen und Sohn d. Peter S. (gest. 1797), ebenfalls eines Jugendfreundes von Goethe (auch als eleganter und lat. Dichter bekannt), practicirte seit 1803 als Advocat in seiner Vaterstadt, wurde auf 1806 vom Fürsten Primas zum Stadtgerichtsrath ernannt, legte aber diese Stelle bei Lösung des Großherzogthums Frankfurt nieder, trat, wie schon vorher 1811 sein Bruder Christian S. (gest. 14. Febr. 1829), ein geistvoller, aber etwas überspannter Mann, zu Rethan hatte, 21. Dec. 1814 zugleich mit seiner Gattin, einer geborenen du Fan, zur kath. über und lebte dann ohne öffentliche Stellung theils in seiner Vaterstadt Frankfurt, theils in seinem Landgute bei Heidelberg, dem ehemaligen Stifte Neuburg, seinen literarischen und politischen Neigungen. Er starb zu Frankfurt 22. Jan. 1851. Als Schriftsteller hat er sich bekannt gemacht durch die Schriften: „*Die morgenländ. orthodoxe Kirche Rußlands u. europ. Abendland*“ (Heidelb. 1845) und „*Die Kirche in ihren Liedern durch alle Jahrhunderte*“ (2 Bde., Mainz 1851).

Schlotheim (Ernst Friedr., Freiherr von), verdient um die wissenschaftliche Begründung der Geognosie, geb. 2. April 1764 auf dem Rittergute Almenhausen in der untern Grafschaft Schwarzburg, besuchte, zum Staatsdienste bestimmt, das Gymnasium zu Gotha und seit 1782 die Universität zu Göttingen, wo er den Rechten sich widmete. Bald aber kehrte er in die väterliche Haus zurück, um sich ausschließend den Naturwissenschaften, dann der Bergbau und dem Hüttenwesen zu widmen. Er bezog deshalb die Akademie zu Freiberg und war nachher in den Harz, wo er sich praktischen Beschäftigungen hingab, bis er 1793 als Professor im Kammercollegium nach Gotha ging. Seine Muße verwendete er anfangs auf die Geognosie, in welcher Wissenschaft er als einer der ausgezeichnetsten Schüler Werner's seine Verdienste bewies. Seine literarische Thätigkeit erstreckte sich in früherer Zeit meist auf geologische und mineralogische Gegenstände, die er für das „*Bergmännische Journal*“ und „*Magazin für Mineralogie*“ bearbeitete, später aber auf Gegenstände der Petrefactenkunde. Eine Frucht dieser Forschungen war die „*Petrefactenkunde auf ihrem jetzigen Stande u. s. w.*“ (Gotha 1820), die er durch zwei „*Nachträge zur Petrefactenkunde*“ (Gotha 1823) ergänzte. In seiner amtlichen Laufbahn war er 1805 dirigirender Rath des Kammercollegiums und 1817 Präsident dieser Behörde geworden. Als 1822 nach dem Tode des Herzogs August dessen Bücher, Gemälde und Naturalien mit den öffentlichen Sammlungen des neuen Museums vereinigt wurden, erhielt S. die Oberaufsicht über dasselbe. Im J. 1828 ließ er sein Amt als Präsident der Kammer nieder; dagegen behielt er die Aufsicht über das Museum und der Herzog ernannte ihn zum Oberhofmarschall und bald nachher zum Wirklichen Rath mit Sitz und Stimme im Ministerium. Er starb 28. März 1832. Seine Petrefactensammlung wurde 1833 für das mineralogische Museum zu Berlin angekauft. Vgl. „*Nachrichte über die Versteinerungen aus der Petrefactensammlung des Freiherrn von S.*“ (66 Kupfer mit Text, Gotha 1833).

Schlözer (Aug. Ludw. von), einer der gründlichsten und umfassendsten deutschen Geographen und Forscher, geb. 5. Juli 1735 zu Jagststedt in der Grafschaft Hohenlohe-Kirchberg, wurde durch den frühen Tode seines Vaters, eines Predigers, bei Verwandten erzogen und besuchte die Schulen zu Jena und Jülich, reiche Sprachkenntnissen ausgerüstet, seit 1751 die Universität zu Wittenberg und seit 1753 die zu Göttingen, um Theologie zu studiren. Der Plan, künftig einmal den Orient zu besuchen, veranlaßte ihn zum Studium der orient. Sprachen. Nach beendeten akademischen Studien kehrte er 1755 als Hauslehrer nach Stockholm, dann nach Upsala. In Schweden schrieb er den „*Nachrichte über die Handels-geschichte*“ (Stockh. 1758) in schwed. Sprache. Im J. 1759 kehrte er nach Göttingen zurück, wo er sich unter der Leitung des Geburtshelfers Röderer, dessen Tochter später seine Gattin wurde, der Medicin befließigte. Schon wollte er 1761 promoviren und seine Reise antreten, als der russ. Reichshistoriograph Müller durch die Aussicht auf eine wichtige Anstellung bei der petersburger Akademie ihn bestimmte, als Hauslehrer und literarischer Gehülfe in seine Dienste zu treten. Sein erstes Geschäft in Petersburg war die Erlernung



nache, mit deren Hülfe er sodann an das Studium der altruss. Jahrbücher ging. Allein dadurch reizte er Müller's Eifersucht, der überdies weder für seinen Reiseplan noch für seine An-  
 lung großen Eifer zeigte. S. fuhr indeß fort, die mittlere russ. Geschichte aus den Chroniken  
 Nationalschriftstellern zu bearbeiten, wurde 1762 Adjunct bei der Akademie und Lehrer an  
 Rasumowski'schen Erziehungsanstalt und trennte sich nun von Müller völlig, der jetzt sein  
 hiedener Gegner war. In dieser Lage konnte ihm 1764 die durch Michaelis bewirkte Ernen-  
 g als Professor zu Göttingen, wenngleich für den Augenblick ohne Gehalt, nur höchst will-  
 men sein. Allein Müller wußte bei dem Senate das Verbot seiner Abreise durchzusetzen,  
 S. sich genöthigt sah, noch einige Jahre in Rußland zu bleiben. Dafür bewilligte ihm die  
 ierung nach längern Verhandlungen 1765 seine früher vergebens gemachten Forderungen,  
 nnte ihn zum Professor bei der Akademie und übertrug ihm die Bearbeitung der altruss.  
 ichte; zugleich wurde ihm ein dreimonatlicher Urlaub zu einer Reise nach Deutschland er-  
 t. Nach seiner Rückkehr von hier blieb er noch zwei Jahre in Petersburg und folgte dann,  
 7, einem Rufe als ordentlicher Professor der Politik nach Göttingen. Mit dieser Anstel-  
 beginnt seine weitumfassende Thätigkeit im Gebiete der Geschichte und Statistik, auf de-  
 Handlungsweise unter den Deutschen er umgestaltend und belebend mit großem Erfolg  
 kte. Die vorzüglichste Frucht seiner historischen Forschungen waren seine „Allgemeine  
 Geschichte“ (2 Bde., Halle 1772) und die Übersetzung des russ. Chronisten Nestor bis  
 J. 980 (5 Bde., Gbtt. 1802—9). Für eine geistvollere und lebendigere Behandlung der  
 rsgeschichte brach er durch seine „Weltgeschichte im Auszuge und Zusammenhange“  
 de., Gött. 1792—1801), sowie durch eine „Vorbereitung zur Weltgeschichte für Kinder“  
 ufl., Gött. 1790) die Bahn. Zugleich erwarb er sich besondere Verdienste um die Stati-  
 idurch, daß er deren Begriff und Umfang zuerst genauer bestimmte und eine vollständige  
 ie derselben entwarf, wenn ihm auch hierbei eine zu einseitige Vorliebe für das Tabellen-  
 vorgeworfen werden muß. Mit dem Studium der Staatswissenschaften in ihrem ganzen  
 age verband er die vielseitigste Thätigkeit als politischer Schriftsteller, in welcher Eigen-  
 er besonders durch seinen „Briefwechsel“ (10 Bde., Gött. 1776—82) und seine „Staats-  
 en“ (18 Bde., Gött. 1782—93) ebenso furchtlos als einflußreich wirkte. Mit seinem  
 zog er sich von allen Geschäften zurück, wurde 1804 vom Kaiser von Rußland geadelt  
 17 als Geh. Hofrath 9. Sept. 1809. — Seine Tochter Dorothea, verheiratete Bürger-  
 Rodde zu Lübeck, geb. 1770, durch ihre gelehrten Kenntnisse berühmt, die sie mit aller  
 würdigkeit ihres Geschlechts zu vereinigen wußte, bearbeitete, um ihrem Vater Freude  
 hen, unter Anderm die russ. Münzgeschichte in den trockensten Reductionen und Münz-  
 ungen, erhielt 1787 die Doctorwürde und trat mit ihrer Verheirathung anspruchlos  
 Kreis der weiblichen Wirksamkeit zurück. Sie starb auf der Rückreise aus dem sübli-  
 ankreich zu Avignon 12. Juli 1825. — Ihr Bruder, Christian von S., früher Pro-  
 m der Universität zu Moskau, später außerordentlicher Professor in der philosophischen  
 it zu Bonn, hat sich insbesondere durch seine „Anfangsgründe der Staatswirthschaft“  
 ind deutsch, 2 Bde., Riga 1804—6) bekannt gemacht und starb 1831. Auch gab er  
 Vaters „Öffentliches und Privatleben aus Originalurkunden“ (2 Bde., Lpz. 1828) her-  
 Schläger (Kurd von), Enkel A. L. von S.'s, geb. 5. Jan. 1822 zu Lübeck, wo sein Va-  
 tel von S., russ. Generalconsul ist, besuchte das dortige Gymnasium und widmete sich  
 seit 1841 erst zu Göttingen, später zu Bonn und Berlin orient. und historischen Stu-  
 nachdem er eine Schrift über den ältern arab. Reisenden Abu-Dolef veröffentlicht (Berl.  
 ging er nach Paris, um die dortigen Archive zu benutzen, worauf er seinen Aufenthalt  
 u Berlin nahm. Von seinen Arbeiten sind noch zu nennen: „Les premiers habitants  
 issie“ (Par. 1846); „Chpiseul und seine Zeit“ (Berl. 1849); „Geschichte der deut-  
 sischeeländer“ (3 Bde., Berl. 1850—53).

**ucken** bedeutet in der Volkssprache so viel wie Schlingen (s. d.). Der Schlucken, von  
 Ärzten auch der Schluckser oder das Schlucken genannt (singultus), bezeichnet ein ei-  
 llich schallendes, unwillkürliches, krampfhaftes Einathmen, welches durch stoßweise er-  
 Zusammenziehungen des Zwerchfells hervorgebracht wird, in Folge deren die Luft ei-  
 llich tönend durch die Stimmriße einströmt. Dieser Zwerchfellskrampf findet sich bei  
 iten des Zwerchfells und seiner Nachbarorgane, z. B. des Magens nach Überladung oder  
 ig desselben, aber auch in Folge von Reizung der Zwerchfellsnerven, welche z. B. vom  
 oder Rückenmark aus oder durch Reflex von entfernten Nervenpartien her bedingt sein  
 das gebräuchlichste Mittel dagegen ist die Bethätigung des willkürlichen Nerveneinflus-

ses auf das Zwerchfell, welche man z. B. durch tiefes Athemholen und langes Anhalten des Athems oder durch Einwirkung auf die Phantasie und Aufmerksamkeit des Schluckenden herbeiführt. Andauerndere Anfälle des Schluckserkrampfes erfordern zuweilen medicinische Mittel. — Das Schluchzen, welches sich zum heftigen Weinen gesellt, ist dem Schlucker nahe verwandt und beruht ebenfalls auf hastigen Zwerchfellscontractionen.

**Schlund**, **Schlundkopf** (pharynx) heißt der zwischen dem Gaumensegel (s. Gaumen) und der Speiseröhre (s. d.) befindliche Theil des Nahrungskanals, welcher im obern Theile des Halses liegt und von der untern Schädelwand, den Halswirbeln, dem Gaumensegel, dem Kehlkopf und der Zungenwurzel eingeschlossen wird. Der Eingang in den Schlund durch die Mundhöhle heißt der Rachen (laues); hier ist der Schlund von ziemlicher Weite, welche er beibehält, bis er sich beim Übergang in die Speiseröhre trichterförmig verengt. Das Innere des Schlundkanals ist überzogen mit Schleimhaut. Um diese herum liegen Schichten von Muskeln, welche besonders bei der Überführung der Nahrung aus dem Munde in die Speiseröhre thätig sind. Bei krankhaften Affectionen ist der Schlund besonders der Entzündung durch Erkältung oder verschluckte scharfe Stoffe u. dgl. ausgesetzt. Oft kommen Geschwüre, besonders syphilitischer Art auf seiner Schleimhaut zum Vorschein. Krampfartige Zufälle sowie organische Veränderungen in den Wänden haben zuweilen Verengerungen der Schlundhöhle zur Folge, nach deren Natur und Umfang die Gefahr sich bemisst.

**Schluß** heißt in der Logik eine solche Verbindung mehrerer Urtheile miteinander, daß die Gültigkeit eines oder mehrerer unter ihnen auch die Gültigkeit eines andern, des Schlußsatzes (conclusio), anerkannt werden muß. Ein Schluß entsteht also, wenn ein oder mehrere Urtheile den logischen Grund für ein anderes (die Folge) enthalten. Die Lehre von den Schlüssen ist die formalen Bedingungen richtiger Folgerungen darzulegen. Der einfachste Fall ist der, wo bloß zu untersuchen ist, welche Urtheile unmittelbar mit einem andern Urtheile von bestimmter Qualität und Quantität gegeben sind; hierher gehören die früher ohne Grund so genannten Verstandeschlüsse. Solche unmittelbare Folgerungen sind der Schluß von dem Allgemeinen auf das Besondere (Unterordnungsschluß), der von der Gültigkeit oder Ungültigkeit eines Urtheils auf die Ungültigkeit oder Gültigkeit des ihm entgegengesetzten (Entgegengesetzungsschluß) endlich der auf das umgekehrte Urtheil (Umkehrungsschluß). Die Verbindung zweier Urtheile im Schlußsatze erfolgt aber in den meisten Fällen erst mittelst eines dritten Begriffs, und die durch bedingte Form des mittelbaren Schlusses heißt Syllogismus (s. d.). Werden zwei Syllogismen miteinander zu einem einzigen Schlußsatze oder mehreren Schlußsätzen verknüpft, entstehen dadurch Schlußreihen oder Polysyllogismen und Schlußketten (s. Sorites), ja es giebt Gewebe von Schlüssen, und alle strengen Wissenschaften, z. B. die Geometrie, sind solche Gewebe von Schlüssen. Der Unterschied einfacher und zusammengesetzter Schlüsse versteht sich danach von selbst. Insofern der logische Schluß seinem innern Zusammenhange nach erst nach dem Inhalte des Gedachten selbst beruht, führt er Nothwendigkeit mit sich. Wahrscheinliche Schlüsse beruhen auf einem veränderlichen Verhältnisse der für oder gegen einen Satz sprechenden Gründe. Falsche Folgerungen aus falschen Vorderthesen und Schlüsse, welche die Falschheit des Schlußsatzes durch eine scheinbare Richtigkeit der Form verbergen, heißen Fehlschlüsse, Paralogismen und Trugschlüsse. (S. Sophismen.)

**Schlüsselbein** ist ein länglicher, flach S-förmig gekrümmter Knochen, welcher die Verbindung des Armes mit dem Rumpfe vermittelt und seine Lage am untern Theile des Halses über der ersten Rippe, zwischen dem Brustbeine und dem Schulterblatte (der Achsel) einnimmt. Es hält dieser Knochen wie ein Strebepfeiler das Schultergelenk in gehöriger Entfernung von der Brustkasten und schafft so dem Arme die nöthige Freiheit in seinen Bewegungen. Beim Senken des Schlüsselbeins sinkt der Arm nach innen herab und wird deshalb vom Kranken mit der gesunden Arme in die Höhe gehalten.

**Schlüsselburg**, früher Nöteborg, eine Festung und Kreisstadt im russ. Gouvernement Nowgorod, liegt für den Handel äußerst günstig, nur etwa 8½ M. von der Residenzstadt Petersburg am Newa-Fluss, da, wo derselbe aus dem Ladogasee tritt, und wo gleichzeitig der aus der Ostsee nach dem Schonen und jenem See führende Ladogakanal seine Mündung hat, sodaß sämtliche Handelsfahrzeuge, welche den Weg von der Residenz nach den Wolgaländern nehmen, diesen Ort berühren. Die Festung befindet sich auf der Katharineninsel, wurde 1323 vom Großfürsten Jaroslaw Danilowitsch zum Schutze des nowgorodischen Gebiets gegen die Schweden erbaut und hieß ursprünglich, d. i. Rußchen, genannt, wie die Insel Drechow Ostrow oder Rußinsel. Am 6. Aug. 1702 von dem Schwedenkönige Magnus erobert und Nöteborg (Rußburg) genannt, war sie



ländiger Zankapfel zwischen Schweden und Rußland. Peter d. Gr., welcher die Festung den Schweden 12. Oct. 1702 entriß, erkannte sehr richtig die ungemeine Wichtigkeit des Orts. Er ließ einen Kanal graben und die Festungswerke dieser Stadt verstärken, auch Kasernen, Hospital, Kirchen und Fabriken anlegen. Die hier bestehende Zispfabrik ist noch gegenwärtig eine der wichtigsten des Reichs. Auch die Fischerei und Schifffahrt sind sehr bedeutend. Im J. 1839 zählte die Stadt 1700 E. und hatte drei Kirchen; gegenwärtig zählt sie gegen 5000 E. Eine historische Bedeutung hat S. noch dadurch gewonnen, daß hier der unglückliche Zwan III. (s. d.) 1756—64 Kerkerhaft gehalten und endlich ermordet wurde.

**Schlüsselgewalt**, s. Amt der Schlüssel.

**Schlüter** (Andr.), ein großer Baumeister und Bildhauer, geb. um 1662, scheint sowohl die engl. wie die franz. und ital. Kunstbildung der damaligen Zeit in sich aufgenommen zu haben. Seine Hauptthätigkeit gehört Berlin an, wo er unter dem Großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm und unter König Friedrich I. die wichtigsten Bauten leitete und zahlreiche Sculpturen verfertigte. Er starb 1714, nachdem ihn sein Rival, Cosander von Göthe, beim Bau des Schlosses durch elende Thicanen 1706 aus der Gunst des Königs verdrängt hatte. S. kann wohl der größte Baukünstler seines Zeitalters genannt werden, wie dies seine Hauptbauten, namentlich die hintere nördliche Theil des königl. Schlosses in Berlin, ein durch großartige, malerische Conception und kraftvolle Durchführung im Einzelnen höchst ausgezeichnetes Werk, hinlänglich beweisen. Noch höher aber steht S. als Bildhauer. Die Schranken seiner Zeit hemmten ihn nicht hier, doch nicht so, daß er sie nicht oft siegreich durchbrochen hätte. Die Trophäen, mit denen er die Gesimse des berliner Zeughauses, und die ausdrucksvollen Maskenköpfe, womit er den innern Hof desselben schmückte, sind noch jetzt Gegenstand der Bewunderung. Das Beste aber, was S. geschaffen, ist die eiserne Reiterstatue des Großen Kurfürsten auf der Langen Brücke in Berlin, welcher kaum ein anderes Werk dieser Art gleichzustellen sein dürfte.

**Schlüter** (Karl Joh.), Begründer des Studiums der schwed. Rechtsgeschichte, geb. 29. Jan. 1780 zu Karlskrona, wo sein Vater bei der Admiralität angestellt war, erhielt schon 1807 zu Lund das akademische Bürgerrecht und wurde 1814 auf einer Reise durch das nördliche Deutschland zu Rostock Doctor der Philosophie. Im J. 1816 trat er als Docent der Rechte in Lund, wo er 1820 als Doctor der Rechte promovirte. Ökonomische Verhältnisse nöthigten ihn, die Universität zu verlassen und beim Svea-Hofgericht in Stockholm in die praktische Jurisprudenz einzutreten. Hier blieben seine gründlichen Kenntnisse wie sein wissenschaftlicher Eifer unbemerkt. Durch den König erhielt er 1822 eine Unterstüßung vom Staate zur Herausgabe alter schwed. Rechtsbücher, bei welcher Arbeit ihn der 1833 verstorbene Adjunct an der Universität in Upsala, H. S. Collin, unterstützte. Für die Ausgabe der Werke des Castrén hatte er die Redaction der Gutachten jenes gelehrten Juristen im Höchsten Gericht zu übernehmen. Nachdem er von 1822 an Adjunct des einzigen Professors der Rechte zu Lund gewesen, wurde er 1835 vom Könige beauftragt, als Professor Vorlesungen über Rechtsgeschichte zu halten. Da aber dieser Lehrstuhl vom Staate mit keinem Gehalte bedacht war, so kehrte er zwei Jahre später wieder nach Lund zurück, wo er 1838 die neu eingerichtete zweite Jurisprudenz erhielt, in der er das Civil- und Criminalrecht vorzutragen hatte. Nichts weniger setzte er die Herausgabe der alten Rechtsbücher mit unermüdlichem Eifer fort. In diesem „Corpus juris Sueo-Gotorum antiqui“ sind bis jetzt acht Bände (Lund 1827—37) erschienen. Im J. 1844 wurde S. vom Könige nach Stockholm berufen, um in die Commission einzutreten, die mit der Revision der neuen Entwürfe eines allgemeinen Civil- und Gesetzbuchs beauftragt war. Nach vierjährigem Aufenthalt in der Hauptstadt kehrte er in die frühere Stellung nach Lund zurück. Von seinen kleinern Arbeiten, die meist der inneren Geschichte Schwedens angehören, sind zu nennen: „Om Sveriges äldsta indelning i landskap och landskapslagarnes uppkomst“ (Ups. 1824); „Om laghistoriens studium“ (Stockh. 1833); „Juridiska afhandlingar“ (Th. 1, Ups. 1836).

**Schmaße** nennt man ein bei den Niederländern und auf der Elbe und Weser häufig vorkommendes Lastschiff, welches dem sogenannten Kuff an Bauart und Takelage ähnlich, doch gewöhnlich kleiner als dieser ist. Beide Gattungen von Schiffen unterscheiden sich hauptsächlich dadurch, daß die Schmaße auf jeder Seite ein Schwert, d. i. eine mit Eisen beschlagene starke Längsverbindung, die etwa die Form einer Sohle trägt, hängen hat. Von diesen um einen hölzernen Bolzen beweglichen Schwertern wird in tiefem Wasser bei einem Seitenwinde allemal der untere Theil des Schiffes (s. d.) befindliche herabgelassen, um gewissermaßen dadurch einen Seitenkiel zu bilden und das Abtreiben oder Seitwärtsgehen des Fahrzeugs zu vermindern.



Schmähschrift, s. Pasquill und Libell.

**Schmalkalden**, zu Kurhessen gehörig, Sitz der Regierungscommission für den Bezirk am Thüringerwalde an der Schmalkalde, in einem engen Thale gelegen, mit doppelten Ma umgeben, hat ungefähr 5600 E., zwei Schlösser, die Wilhelmsburg und den Hessenhof, Real- und Handwerkerschule, ansehnlichen Bergbau, namentlich auf Eisen, viele Fabriken in tallwaaren aller Art, sowie in Holzwaaren. Sie war früher die Hauptstadt der Herrsch. Schmalkalden, die 1360 von den Burggrafen zu Nürnberg theils an Hessen, theils an H berg verkauft wurde, bei Aussterben der Grafen von Henneberg ganz an Hessen fiel und aus 5 1/4 QM. mit 28000 E. bestehend, eine kurhess. Enclave zwischen Gotha, Weimar, ningen und der preuß. Provinz Sachsen bildet. Vgl. Häfner, „Geschichte der Herrsch. (Meining. 1818).

**Schmalkaldische Artikel** werden vorzugsweise die von Luther im Dec. 1536 zu W berg aufgesetzten Artikel genannt, welche die Grundlage der Verhandlung auf dem von Paul III. nach Mantua ausgeschriebenen Concil bilden sollten. Da die protest. Stände i vorläufigen Berathung zu Schmalkalden im Febr. 1537 dieses Concil ablehnten, so w jene Artikel auch nur von den anwesenden Theologen unterschrieben, erlangten aber na durch Aufnahme in das Concordienbuch symbolische Geltung. Der Gegensatz gegen die Kirche und namentlich gegen das Papstthum ist in denselben schärfer ausgeprägt als Augsburger Confession. Das eigene Manuscript Luther's, das in der heidelberger thet aufbewahrt wird, hat Marheineke (Berl. 1817) herausgegeben. Als Anhang i Schmalkaldischen Artikeln findet sich in den symbolischen Sammlungen die gleichzeitig re lanchthon abgefaßte gelehrte Abhandlung über den Primat des Papstes und die Juris der Bischöfe.

**Schmalkaldischer Bund** heißt der in Schmalkalden 27. Febr. 1531 von neun Fürsten und Grafen und elf Reichsstädten zur gemeinschaftlichen Vertheidigung ihres Gl und ihrer politischen Selbständigkeit gegen Kaiser Karl V. und die kath. Stände vorläu neun Jahre geschlossene und auf den Conventen zu Frankfurt im Juli und December d Jahres mit der Bestimmung bestätigte Bund, daß der Kurfürst von Sachsen und der La von Hessen die gemeinschaftlichen Angelegenheiten als Häupter des Bundes leiten sollten Verbündeten waren Kurfürst Johann von Sachsen und sein Sohn Johann Friedrich der müthige (s. d.), die Herzoge Philipp, Ernst und Franz von Braunschweig und Lünebu Landgraf Philipp (s. d.) von Hessen, Fürst Wolfgang von Anhalt, die Grafen Gebhar Albrecht von Mansfeld, die Städte Strassburg, Ulm, Konstanz, Reutlingen, Memminge dau, Biberach, Jßny (in Württemberg), Lübeck, Magdeburg und Bremen. Da der Rür Religionstriede von 1532 den Bund nicht unnöthig machte und man 1535 von neu schlägen des Kaisers gegen den Bund vernahm, wurde auf dem Convente zu Schmalkal Bund 24. Dec. 1535 auf zehn Jahre verlängert und beschlossen, ein stehendes Bundeshe 10000 Mann Fußvolk und 2000 Mann Reitern zu unterhalten. Dem Bunde warc vorher beigetreten die Städte Eßlingen, Braunschweig, Goslar, Göttingen und Einbe 1536, traten ihm bei die Herzoge Barnim und Philipp von Pommern, die Fürsten J Georg und Joachim von Anhalt und die Städte Augsburg, Frankfurt, Kempten, H und Minden. Noch fester wurde die Vereinigung durch die von Luther abgefaßten und a Convente zu Schmalkalden 1537 von den anwesenden Theologen unterschriebenen B rungsartikel, die den Namen der Schmalkaldischen Artikel (s. d.) erhielten. Seit di nahm der Bund immer mehr eine feindliche Stellung gegen die Katholischen an. Die vol der Kräfte Deutschlands war damals auf seiner Seite. Ganz Sachsen (da Meissen nach Tode an den protest. Herzog Heinrich fiel), Hessen, Württemberg, Lüneburg, Dänemark, mern, Brandenburg, die anhalt. und mansfeld. Lande in Vereinigung mit den oberda schwäb., fränk., rhein., westfäl. und niedersächs. Städten, die fast alle dem Bunde zugeh ren, boten eine Macht dar, gegen die sich weder die 1538 geschlossene Heilige Liga (s. d.) d Fürsten, noch der durch die Türken und wiederholte Kriege mit Frankreich beschäftigte stark genug fühlte. Daher blieb auch der kühne Schritt, den der Kurfürst Johann Friedr Sachsen und der Landgraf Philipp 1542 auf einem Feldzuge zu Gunsten der Städte i und Braunschweig durch Vertreibung des eifrigsten Liguisten, des Herzogs Heinrich d gern von Braunschweig, und durch völlige Besignahme seiner Lande wagten, vor der Pa gestraft. Der Kaiser wendete jedes Mittel der List an, die Protestanten durch Unterhand friedlich hinzuhalten. Diese würden gerade jetzt durch einen gemeinsamen Angriff W

haben, was sie wünschten, wenn nicht die Uneinigkeit unter ihnen selbst, die Verlegenheit Philipps wegen seiner Doppelhehe und Johann Friedrich's Eigensinn ihre Thatkraft gelähmt en. So sahen sie der Unentschlossenheit und Demüthigung des ihnen geneigten Herzogs Kleve und dem geringen Erfolge der Reformation des von ihnen verlassenen Kurfürsten von Rhänthätig zu. Aus fürstlichem Stolze lehnten sie auch den Beitritt tapferer und vielgelten- Reichsritter, z. B. des Franz von Sickingen, zu ihrem Bunde ab. Zugleich vertrauten sie zu viel, bald zu wenig der wiederholt angebotenen Unterstützung des Königs von Frank- und verwilligten endlich dem röm. Könige Ferdinand die Türkenhülfe zu einer Zeit, wo ihr ärgster Feind zu werden drohte. Indes war ihre Macht, als der sogenannte Schmal- ische Krieg endlich im Juli 1546 von dem Heere der oberdeutschen Städte unter Anfüh- Sebastian Schärtlin's und von den beiden Bundeshäuptern in Schwaben begonnen wurde, genug, um den wenig gerüsteten Kaiser in Verlegenheit zu setzen. Schärtlin rückte glücklich er Donau vor, um dem aus Italien hervorrückenden kaiserl. Heere den Paß zu versperren. die traurige Eifersucht des Kurfürsten Johann Friedrich und des Landgrafen Philipp te auch diesen großen Feldherrn. Dazu kam, daß nach der 20. Juli 1546 gegen beide deshäupter erlassenen kaiserl. Achtserklärung Herzog Moriz von Sachsen die Kurlande als strecker der Acht in Besitz nahm, wodurch der Kurfürst zum Rückzuge genöthigt wurde. eroberte zwar Johann Friedrich sein Kurfürstenthum noch im Herbst 1546 wieder; allein end des Winters rückte Karl V. nebst seinem Bruder Ferdinand mit einem schlagfertigen e, das ihm schon sämtliche oberdeutsche Bundesglieder unterworfen hatte, durch Franken und bald standen Johann Friedrich und Philipp in der Nähe der Gefahr allein und von übrigen Bundesgliedern verlassen. Die Niederlage bei Mühlberg (s. d.) 24. April 1547 te sie beide in des Kaisers Gewalt. Dieses Unglück, an dem Verrätherei und Schwäche en Antheil haben mochten, beendigte den Schmalkalbischen Krieg und löste den ohnehin zer- en Bund völlig auf. Der Zweck des Bundes aber, die Sicherstellung der Religionsfrei- für welche die Protestanten gekämpft hatten, wurde durch den kühnen Streich des Kur- n Moriz (s. d.) erreicht, der 31. Juli 1552 den Passauer Vertrag zur Folge hatte. (S. ionsfriede.)

Malz (Mor. Ferd.), Hauptpastor und Scholarch zu Hamburg, geb. 18. Juni 1785 zu en bei Dresden, wo sein Vater Accisinspector war, kam 1798 als Alumnus auf die Für- ule zu Meissen, studirte seit 1804 zu Leipzig und später zu Wittenberg Theologie und ann daselbst als Hauslehrer, bis ihm 1814 das Pfarramt zu Stadt Wehlen bei Pirna agen wurde. Sehr bald kam er wegen seiner Vorträge in Ruf, und so geschah es, daß er 1816 als zweiter Pastor der evang. Gemeinde Augsburgischer Confession zu Wien beru- rde, wo er zugleich als Referent in das dasige protest. Consistorium eintrat. Einen Ruf astor und Ephorus nach Lemberg lehnte er ab; dagegen folgte er 1819 dem ins Vater- ls Pastor an der Kirche zu Neustadt-Dresden, wo er nun immer allgemeineres Aufsehen e. Seine „Predigten über die gewöhnlichen Sonn- und Festtags-evangelien“ (Jahrg. 1, ., Dresd. 1820; 2. Aufl., 1834; Jahrg. 2, 2 Bde., Dresd. 1822), die „Epistelpredigten e Sonn- und Festtage des Jahres“ (3 Bde., Lpz. 1825; 2. Aufl., 1828—29), die „Pre- über auserlesene Abschnitte der Heiligen Schrift“ (2 Bde., Lpz. 1827) und die „Blicke laubens in das bewegte Leben der Menschen, Predigten auf alle Sonn- und Festtage des e“ (2 Bde., Lpz. 1831) fanden in weiten Kreisen eine so allgemeine Anerkennung, wie Erbauungsstunden für Jünglinge und Jungfrauen“ (Lpz. 1823; 9. Aufl., 1849). Vor- es Aufsehen aber erregten mehre seiner einzeln im Druck erschienenen Gelegenheitspre- Gegen das einreißende Conventikelswesen in Dresden eiferte er mit Freimüthigkeit in den ten „Über die in unsern Tagen überhandnehmende Scheinheiligkeit“ (Dresd. 1829) Äußerungen enthielten, die unter damaligen Umständen gewagt schienen. Aus freiem be verlieh ihm 1830 die theologische Facultät zu Leipzig die Doctorwürde. Umstände dener Art bestimmten ihn jedoch, 1833 den Ruf als Pastor an der Hauptkirche zu kobi in Hamburg anzunehmen. Der Fonds einer ihm zu Ehren von seinen Freunden in en im Nov. 1826 gegründeten und nach ihm benannten Schulstiftung war bei seinem ge auf 9000 Thlr. angewachsen, von deren Interessen der Unterricht für 2—300 arme bestritten wird. In Hamburg hat er seitdem höchst segensreich gewirkt, jedoch weniger Dresden die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gelenkt. Er besitzt die Eigenschaft, Hörer, der sich ihm einmal hingibt, ganz an sich zu fesseln, ihn mit sich fortzureißen und istsern. Seine in Hamburg abwechselnd über die Sonn- und Festtags-evangelien und





hort unter Pestalozzi zu arbeiten. Als aber der Versuch, durch ihn beschäftigt zu werden, so wie der, in Bern unterzukommen, dann auch der, von Basel zu Schiff nach Holland und da nach Amerika zu reisen, misslungen war, ließ er sich auf dem Wege nach Solothurn von Agenten eines Schweizerregiments in span. Solde anwerben und kam im September nach Pragona. Hier machte er mit einem Hauptmann des Regiments, Voitel, der Pestalozzi's Methode in der Schule des Regiments eingeführt hatte, nähere Bekanntschaft und begleitete als derselbe 1806 zum Vorsteher einer nach Pestalozzi's Grundsätzen eingerichteten, für zöglingssöhne bestimmten Probeschule nach Madrid berufen wurde, dahin als Gehülfe dieser Anstalt. Als diese bald nach dem Ausbruche der Revolution ihr Ende fand, verließ er mit dem Mitarbeiter Studer Spanien und ging 1808 in die Schweiz, wo er mit Sam. Hopf eine Anstalt in Basel errichtete, die bis 1813 bestand. In diesem Jahre verließ er die Schweiz, sich in die Reihen der bair. Freiwilligen zu stellen. Sein Bataillon blieb 1814 bei der Re- und wurde erst im Feldzuge von 1815 verwendet. Nach der Heimkehr begann er, unter durch den Kronprinzen von Baiern, die Mundarten Baierns zum Gegenstand einer ausführlichen Arbeit zu machen. Seine Schrift „Die Mundarten Baierns, grammatisch dargestellt“ (Münch. 1821) und sein großes lexikalisches Werk „Bair. Wörterbuch, mit urkundlichen Beispielen“ (4 Bde., Stuttg. und Tüb. 1827—36), zugleich Idiotikon der lebenden Volkssprache und Glossar der ältern Sprache des Landes, dürfen als Muster für gleichartige Arbeiten gelten. Als Oberlieutenant verabschiedet, wurde er 1827 Professor am Cadettenhaus in München, 1830 außerordentlicher Professor für ältere deutsche Sprache und Literatur zu München. Darnach erhielt er 1829 die Stelle eines Custos, 1840 die eines Unterbibliothekars an der königl. und Staatsbibliothek und wurde 1846 zum ordentlichen Professor an der Universität zu München ernannt. Hier starb er 27. Juli 1852. Außer den bereits genannten Hauptwerken, zahlreichen andern in den „Denkschriften der münchener Akademie“, den „Münchener gelehrten Anzeigen“, Haupt's „Zeitschrift für deutsches Alterthum“ u. s. w. enthaltenen Abhandlungen sind von seinen übrigen Schriften als besonders bedeutend noch hervorzuheben: die Ausgaber von ihm „Heliand“ betitelten altsächsl. Evangelienharmonie (Stuttg. und Tüb. 1830); ferner die Ausgabe der althochdeutschen Übersetzung der sonst dem Tatian, von ihm dem Ammonius zugeschriebenen Evangelienharmonie (Wien 1841); die Ausgabe des „Heliand“ (Münch. 1832). Mit Lat. Grimm gab er „Lat. Gedichte des 10. und 11. Jahrh.“ (Stuttg. 1838) heraus; später folgte seine Ausgabe von „St.-Ulrich's Leben, lat. beschrieben durch Konrad von Reichenau und um das J. 1200 in deutsche Verse gebracht von Albertus“ (Münch. 1838). Einen Beitrag zur bair. Geschichte lieferte er in der kleinen Schrift „München unter Herzog-Regierung 1397—1403, nach einer gleichzeitigen Denkschrift des Bürgermeisters Jörg Rasmair“ (Münch. 1833). Für den stuttgarter Literarischen Verein besorgte er die Ausgaben von „Des böhm. Herrn Leo von Rozmital Ritter-, Hof- und Pilgerfahrt durch die Länder“ (Stuttg. 1844), der „Carmina burana“ (Stuttg. 1847) und „Hadamars von Prag und seine drei andern Minnegedichten“ (Stuttg. 1850). Ein besonderes Studium hatte er für die sogenannten Cimbern der Sette und Tredecì Communi zugewendet und ein Wörterbuch der Cimbrischen Sprache fast vollendet hinterlassen. Schon früher hatte er als Resultate seiner Untersuchungen die Abhandlung „Über die sogenannten Cimbern der VII und XIII Communen auf den bair. Alpen und ihre Sprache“ (Münch. 1838) veröffentlicht.

**Schmelz** ist gewöhnlich gleichbedeutend mit Email (s. d.). Im Besondern nennt man so das Email, womit Uhrzifferblätter u. s. w. überzogen werden, und die email-weiße Glasur auf Stubenöfen und gemeiner Fayence, in welchen beiden Sinnornd und Email als wesentliche Bestandtheile enthalten sind. Verschiedenfarbige Stückchen von feinem Email, welche wie Glasperlen zu Sticckerei gebraucht werden, führen ebenfalls den Namen Schmelz. Schmelzfarben (Emailfarben) sind durch Metallornde gefärbte Glasflüsse, mit welchen man auf Glas, Porzellan und weißem Emailgrund malt, worauf das Gemälde der Hitze ausgesetzt wird, um durch Schmelzung sowol Glanz zu erhalten, als sich mit dem Email fest zu verbinden.

**Schmelzen** nennt man das Übergehen eines Körpers aus dem festen in den tropfbarflüssigen Zustand. Dies kann durch keine mechanische Kraft, sondern allein durch Wärme bewirkt werden. Es gibt verschiedene Grade der Schmelzbarkeit: manche Körper, wie Eis, Talg, Wachs, Zinn u. s. w., sind leicht schmelzbar und werden schon bei niedriger Temperatur flüssig; andere bedürfen hierzu schon höherer Temperatur, wie Zinn, Blei, Zink u. s. w.; wieder andere, wie Eisen, Platin u. s. w., schmelzen nur in ungemein hohen Temperaturen. Obgleich



ihle. Daß die Empfindungsnerven dabei die vermittelnden Organe sind, ist gewiß; aber um die verschiedene Art und der verschiedene Grad ihres Gereiztwerdens die Empfindung der Lust, dort des Schmerzes zur begleitenden Folge habe, ist noch sehr dunkel. Es ist sogar fraglich, ob die Empfindungsnerven sich dabei in einem Zustand erhöhter oder verminderter Thätigkeit befinden; doch bleibt ersteres wahrscheinlicher. Die Ärzte unterscheiden den organischen Schmerz (d. h. den durch krankhafte Zustände anderer Gebilde, besonders durch Entzündungen hervorgerufenen) von dem Nervenschmerz (Neuralgie). In Krankheiten steigert oft die Empfänglichkeit für körperliche Schmerzempfindungen auf eine unglaubliche Weise, während andererseits Geisteszerrüttung für körperlichen Schmerz häufig unempfindlich macht. Schmerzstillende Mittel nennt man insbesondere diejenigen, welche die Nerven und das Gehirn gegen Schmerz unempfindlich machen. (S. Anodyna, Anaesthetica und Narcotica.) Mehr in bildlicher Weise spricht man auch von rein geistigen (psychischen) Schmerzen, dem Leidschmerz, z. B. in der Reue, der Trauer, der Angst; doch läßt sich nicht leugnen, daß die- jen im Wesen wol dem körperlichen Schmerz nahe verwandt sind, auch oft durch körperliche Ursa- chen freilich durch gemüthliche Ursachen hervorgerufen werden.

**Schmerzensgeld**, eine Geldentschädigung, welche nach manchen Gesetzgebungen der Urheber einer Körperverletzung dem Verletzten wegen derselben zahlen muß und die ganz unabhängig von der Strafe eintritt. Die Größe derselben richtet sich nach der Schwere der Verletzung und den sonstigen Strafabmessungsgründen; der Betrag wird in der Regel durch richterliches Urtheil bestimmt.

**Schmettau** (Samuel, Reichsgraf von), preuß. Generalfeldmarschall, Grandmaitre d'Armee, geb. 1684, diente zuerst in einem fürstlich ansbachischen Regiment, welches in holländischen Krieg stand, und focht unter Prinz Eugen und Marlborough bei Hochstädt 1704. Im J. 1706 trat er in poln. Dienste, wo er während der Conföderationsunruhen dem Könige August III. in poln. Dienste leistete, der ihn nach der Schlacht bei Kowalewo zum Obersten der Artillerie ernannte. Nach der Schlacht bei Belgrad ging er 1717 in östr. Dienste über und wurde erst gegen die Türken verwendet, dann gegen die Spanier nach Sicilien geschickt, wo er als General-Adjutant in der Schlacht bei Villafranca rühmlichst focht. Im J. 1720 leitete er die Belagerung von Messina. Im J. 1731 ging er auf kaiserl. Befehl nach Genua, um den Aufstand zu stillen, und als ihm dieses gelungen, zog er 1733 als Generalfeldmarschalllieutenant dem Oberbefehle des Herzogs von Braunschweig-Bevern gegen die eindringenden Franzosen nach dem Rhein. Mit gleichem Waffenerfolge wie früher focht er 1737 wieder gegen die Franzosen. Von der Beschuldigung, als habe er einigen Antheil an der nicht rühmlichen Übergabe von Belgrad gehabt, ist er völlig freigesprochen. Im J. 1741 wurde er Feldmarschall. Beim Ausbruch des Krieges zwischen Oesterreich und Preußen berief ihn Friedrich II. als preuß. Vizekönig zurück, und S. folgte dem Rufe sehr gern, weil in Wien seine Reider ihm viel Verdruß machten. Da er aber nicht wünschte, gegen Oesterreich zu sechten, so brauchte ihn Friedrich mehr zu besänftigen, zuerst nach München an Kaiser Karl VII. und später an den König von Preußen. Er starb zu Berlin 1751. In 28 Schlachten und bei 32 Belagerungen hatte er sich hervorgethan. — Sein Bruder, Karl Christoph, Reichsgraf von S., preuß. General-Adjutant, geb. 1696, stand zuerst in östr., dann während des Siebenjährigen Kriegs in preuß. Diensten und starb zu Brandenburg 1775. — Des Vorigen Neffe, Graf von S., geb. um 1740, theilte sich im Siebenjährigen Kriege und gegen die Franzosen in den Feldzügen am Rhein aus. Er fiel als General der Infanterie in der Schlacht bei Auerstädt 14. Oct. 1806.

**Schmetterlinge** (Lepidoptera) bilden eine große, sehr natürliche Ordnung der Insekten, zugleich ihrer äußern Erscheinung nach die schönste ist und sich durch vier staubartig behaarte Flügel von gleicher Substanz, einen spiralig einwärts gerollten Rüffel und die sehr merkwürdige Verwandlung auszeichnet. Ihre Größe ist äußerst verschieden; einige Motten riesig groß, gebreitet nur wenige Linien, manche ausländische Tagsschmetterlinge bis fast gegen 1 Fuß. Der Körper besteht aus den bei allen vollkommenern Insekten gewöhnlichen Abschnitten; nur die Bruststücke sind eng untereinander verbunden. Von den drei Fußpaaren bleibt das erste bis zum Verfliegen sehr klein. Die Flügel zeigen eine sehr große Abwechselung der Umrisse. Sie sind ganz mannichfach ausgeschnitten, bei den Federmotten fast bis zur Wurzel in mehrere Theile zertheilt, bald geschwänzt, bald ungeschwänzt, bei allen mit feinen staubartigen Schüppchen besetzt, welche sehr verschieden gefärbt und gestaltet, breit oder lang, dick oder dünn, rund oder eckig, stumpf, spitzig oder gezähnt, gestielt oder stiellos u. s. w. sind. Nur bei wenigen sind die





lle. Im J. 1827 ernannte König Ludwig von Baiern ihn zum Domherrn in Augsburg, späterhin zum Ritter des Verdienstordens der bair. Krone, 1850 aber zum Comthur des Michaelsordens. Im J. 1848 erhielt er von der Universität Prag die theologische Doctorwürde. Für der „Biblischen Geschichte“ hat sich S. durch eine Reihe ausgezeichneten, das jugendliche Muth erweckend ansprechender, durch gemüthlichen Ton und schöne Darstellung anziehender Listen verdient gemacht, unter welchen vorzüglich die „Ostereier“ (Landsh. 1821), wonach er auf seinen kleinern Schriften meist nannte, „Genovesa“, „Der Weihnachtsabend“, „Rosa Lannenburg“, „Das Blumenkörbchen“ und „Erzählungen für Kinder und Kinderfreunde“ (Bdchn., Landsh. 1821—26) großen Beifall gefunden haben. Sie wurden, wie die „Biblische Geschichte“, in mehre Sprachen übersetzt und fanden ganz vorzüglich auch in Frankreich, England, sowie in Nordamerika die günstigste Aufnahme. Seine „Gesammelten Schriften“ hat er als Originalausgabe von letzter Hand (24 Bdchn., Augsb. 1840—46) herausgegeben. Seitdem erschienen noch „Pauline“, „Mathilde und Wilhelmine“ u. s. w., sowie die „Erinnerungen aus meinem Leben“ (2 Bdchn., Augsb. 1855).

Schmid (Karl Christian Erhard), deutscher Philosoph, geb. zu Heilsberg im Weimari- 24. Oct. 1761, studirte, von seinem Vater, einem Pfarrer, zur Universität vorbereit, in Jena Theologie und Philosophie. Als Privatdocent daselbst, seit 1783, machte er mit dem Geiste der bis dahin fast unbeachteten Schriften Kant's bekannt und ließ sodann „Kritik der reinen Vernunft“ (Jena 1786; 4. Aufl., 1798), welcher er ein „Wörterbuch des Gebrauchs der Kant'schen Schriften“ (Jena 1786; 3. Aufl., 1795) beigab, erscheinen. „Versuch einer Moralphilosophie“ (Jena 1790; 4. Aufl., 1820) zeichnete sich durch Klarheit aus, und durch seine „Empirische Psychologie“ (2 Bde., Jena 1791; 2. Aufl., 1796) bahnte die Behandlung der Psychologie nach Kant'schen Grundsätzen den Weg. Im J. 1791 ging er als ordentlicher Professor der Philosophie nach Gießen, folgte aber, als er dort wegen der Ausgabe der Schrift „De tribus impostoribus etc.“ zur Verantwortung gezogen wurde, dem Rufe nach Jena als Diakonus und ordentlicher Professor der Philosophie. Seitdem war S., als Lehrer und Schriftsteller gleich thätig, bei der Umgestaltung der Philosophie nach Kant's Grundsätzen oder nach der kritischen Methode, wie dies seine „Physiologie, philosophisch kritisch“ (3 Bde., Jena 1798—1801) beweist. Da er aber der Umgestaltung des Kant'schen Systems zur Wissenschaftslehre fest widerstand, so gerieth er mit Fichte in Streit, der in dem „Philosophischen Journal“ den klaren S. als Philosophen für „Nichts“ erklärte. S. wurde 1798 dritter Professor und 1800 Doctor der Theologie, worauf er 1804 vom Herzog von Sachsen-Gotha den Titel eines Kirchenraths erhielt. In den letzten sechs Jahren seines Lebens leitete er ein von ihm errichtetes Erziehungsinstitut. Seine letzten Schriften waren die „Phthora“ (Jena 1809) und die „Allgemeine Encyclopädie und Methodologie der Wissenschaften“ (Gotha 1810). Er starb zu Jena 10. April 1812.

Schmid (Joh. Heint. Theodor), deutscher Philosoph, Sohn des Vorigen, geb. zu Jena am 1. Juni 1799, widmete sich seit 1817 zu Jena philologischen und philosophischen, später juristischen Studien. Seine eifrige Theilnahme an den burschenschaftlichen Vereinen verhielt ihn indessen, bei aller Thätigkeit, lange eine öffentliche Laufbahn. Er benutzte seine Zeit zur Abfassung einer „Geschichte des Mysticismus des Mittelalters in seiner Entwicklungsperiode“ (Jena 1824), durch welche er sich der gelehrten Welt vortheilhaft bekannt machte. Außer einigen größern kritischen Arbeiten beschäftigte ihn seit 1828 die Theilnahme an der Redaction der von Fries und Schröter gestifteten, von Schröter und Bretschneider fortgeführten „Oppositionsschrift“, deren Plan durch ihn auch auf das Gebiet der Philosophie erweitert wurde. Im J. 1829 erhielt er die Erlaubniß, in Jena als akademischer Docent aufzutreten. Ein Jahr darauf wurde er als außerordentlicher Professor der Philosophie, mit dem besonderen Auftrage, auch Religionsphilosophie zu lesen, nach Heidelberg berufen. Hier starb er am 1. Jan. 1836. In seinen Überzeugungen hatte er sich an Fries angeschlossen. Die beiden Hauptwerke, in welchen er seine Ansichten entwickelte, sind: die „Metaphysik der innern Natur“ (Lpz. 1828) und die nach seinem Tode herausgegebenen „Vorlesungen über das Wesen der Philosophie und ihre Bedeutung für Wissenschaft und Leben“ (Stuttg. 1836). Außerdem hat er eine Reihe von „Schleiermacher's Glaubenslehre“ (Lpz. 1835) herausgegeben, sowie viele Beiträge zu verschiedenen Schriften und Sammelwerken geliefert. Vgl. Reichlin-Meldegg, „Das Leben Heint. Schmid“ (Heidelb. 1836).

Schmid (Reinhold), ordentlicher Professor der Rechte an der Hochschule zu Bern, Bruder





der Begründers, des mit S. nahe befreundeten F. A. Brockhaus, führte, nahm er lebhaften Theil. Auch für das „Conversations-Lexikon“ hat er viele Beiträge geliefert. S. umfaßte die genaueste Kenntniß der ältern deutschen Reichsverfassung, sowie der engl. und franz. Verfassung. Nach seiner Ansicht beruht alles Recht sicher nur auf dem Fundament der Moral, weshalb auch das geschichtliche Recht erst dann seine wahre Weihe empfangt, wenn es mit Forderungen der Rechtsphilosophie in Einklang zu bringen sei.

Schmidt (Eberh. Karl Klammer), deutscher Dichter, geb. in Halberstadt 29. Dec. 1746, als Kriegsscretär und Domcommissar in seiner Vaterstadt und starb daselbst 12. Nov. 24. Bekannt wurde er hauptsächlich durch seine innige Freundschaft mit Gleim. Seine Dichtungen, meist zur lyrischen Gattung gehörend, außerdem Fabeln und Idyllen, drücken zwar Form und Inhalt ganz die Milde, Friedlichkeit und sittliche Reinheit seines persönlichen Charakters aus, erheben sich aber sonst nicht über die allgemeinen, in seiner Zeit und besonders seiner halberstädter Umgebung herrschenden Eigenschaften. Die Dichtungen erschienen in verschiedenen einzelnen Sammlungen, seine Übersetzung der „Oden und Epoden“ des Horaz 20. Sein Sohn und Laursch gaben sein „Leben und außerlesene Werke“ (3 Bde., Stuttg. 26—28) heraus.

Schmidt (Friedr. Wilh. Aug.), zum Unterschiede von Gleichnamigen meist „von Berneuchen“ genannt, war 23. Mai 1764 in Fahrland bei Potsdam geboren, wurde zuerst Prediger im Invalidenhaus in Berlin, dann zu Berneuchen in der Mittelmark, wo er 26. April 1838 b. Er versuchte sich vielfach als Dichter, wobei er ausschließend die von J. H. Voß ausgeübte ländliche Idylle nachahmte, diese Richtung aber einseitig übertrieb, indem er mit einseitiger Vorliebe oft an sich unästhetische Gegenstände behandelte. Ein nicht geringer Beweis für Talent ist übrigens, daß seine Gedichte trotzdem zum Theil eine Lebendigkeit und formelle Vollständigkeit zeigen, welche das Interesse des Lesers fesseln. Dennoch ist sein Andenken fast nur dadurch lebendig, daß Goethe in dem Gedichte „Musen und Grazien in der Mark“ seine Dichtung parodirte. Unter Anderm gab er heraus den „Neuen Berlinischen Musenanach“, mit C. C. Windemann (4 Bde., Berl. 1792—95), einige andere Almanache und neueste Gedichte“ (Berl. 1815).

Schmidt (Georg Friedr.), Zeichner und Kupferstecher, einer der ausgezeichnetsten Künstler 18. Jahrh., wurde 1712 in Berlin geboren und sollte das Handwerk seines Vaters, eines Leinwandmachers, erlernen. Der Knabe hatte aber einen solchen Drang zu künstlerischer Thätigkeit, daß er es durchsetzte, an dem Zeichenunterricht auf der Akademie der Künste Theil nehmen zu dürfen. Selbst eine Reihe von Widerwärtigkeiten, worunter ein sechsjähriger Dienst in der Artillerie, vermochte ihn nicht von seinen Studien abzuhalten. Mit wenig Geld und ohne alle Empfehlungen ging er 1736 nach Paris, wo er, durch den Maler Lancret, den Freund von J. B. H. Hofmalers Pese, gut aufgenommen und an den Kupferstecher Carmessin empfohlen wurde, der ihn unentgeltlich unterrichtete. Zuerst arbeitete er für diesen, erwarb aber durch die von ihm gestochenen Porträts des Grafen d'Evreux und des Erzbischofs von Metz so viel Ruf, daß er fast zu gleicher Zeit zum Mitgliede der franz. und der berliner Akademie ernannt wurde. Obwol man ihm in Paris bedeutende Anerbietungen machte, folgte er doch der Berufung, die ihn in seine Vaterstadt zurückführte. Er kam dort 1744 an und wurde vom König und dem Hofe mit großer Auszeichnung empfangen. Sodann ging er auf 3 Jahre an den Hof nach Petersburg, wo er das Bild der Kaiserin und mehrere andere Bilder stechen ließ, auch die Kupferstecherschule gründete. Im J. 1762 kehrte er nach Berlin zurück und hier widmete er nun eine neue Thätigkeit. Man verdankt dieser seiner letzten Zeit namentlich treffliche mit der Radirnadel gearbeitete Blätter im Geschmacke Rembrandt's. S. starb 1775 als einer der bedeutendsten Meister auf dem Gebiete der Kupferstecherkunst. Außerdem war er ein geistreicher Zeichner nicht minder geschickt. Er arbeitete nicht allein in der strengsten Stichmanier, namentlich die Porträts, unter denen die des Malers Latour, des Peter Paul Rubens, der Grafen Rasumowskij und Esterhazy, der Kaiserin Elisabeth von Rußland die vorzüglichsten sind, sondern wußte auch die Nadel in freiester, geistreichster Weise zu behandeln. In den radirten Blättern kommt er dem malerischen Reiz eines Rembrandt und Castiglione sehr nahe, ohne jedoch in slavischer Nachahmung irgend einer Manier befangen zu sein.

Schmidt (Georg Phil.), genannt von Lübeck, geb. 1. Jan. 1766 in Lübeck, aus einem alten bürgerlichen Geschlecht, besuchte das dasige Gymnasium, wo damals viel poetische Betriebigkeit an der Tagesordnung war. Von 1786—90 studirte er in Jena und in Göttingen die Rechte und Kameralwissenschaften, wiewol er sich aus Rücksicht auf seine Familie einstweilen



schloß Würzburg, besuchte seit 1749 das Gymnasium zu Würzburg, wählte dann den Stand des Weltgeistlichen und trat deshalb in das bischöfliche Seminarium. Nach fünf Jahren wurde er Kaplan zu Haßfurt. Doch ging er bald darauf nach Bamberg als Hauslehrer zu dem Hofmeister von Rothenhan, dem er während des Siebenjährigen Kriegs auf seine Güter bei Stuttgart folgte. Sein Aufenthalt in der Nähe jener Residenz, wo Pracht und Luxus damals den höchsten Gipfel erreicht hatten, gab seinem Geiste einen hohen Schwung und eine reifere Ansicht des Lebens. Im J. 1771 wurde er Bibliothekar der Universität in Würzburg, bald darauf auch Mitglied der vom Fürstbischöfe zur Reform des Erziehungswesens angeordneten Schulcommission, dann Beisitzer der theologischen Facultät und Lehrer der deutschen Literaturgeschichte. Nachdem er 1774 eine ansehnliche Präbende und die Würde eines geistlichen Rathes mit Sitz und Stimme in der Regierung erhalten, war er ernstlich auf die Verbesserung des Schul- und Erziehungswesens bedacht, wobei er von seinem Landesherren unterstützt wurde. Auf die Empfehlung Dalberg's, nachmaligen Großherzogs von Frankfurt, wurde er zum Mitgliede der Akademie der Wissenschaften in Erfurt erwählt. Im J. 1778 begann er die Herausgabe seiner „Geschichte der Deutschen“, welcher er sein ganzes Leben widmete. Diesem Werke verdankte er die Ernennung zum wirklichen kaiserl. Hof- und Director des Haus- und Staatsarchivs in Wien. Der Kaiser Joseph benutzte seine Dienste auch, indem er ihn zum Mitgliede des neuorganisirten Censurcollegiums und zum Lehramt in der Geschichte für seinen Neffen und Thronfolger, den nachherigen Kaiser Franz, ernannte. Starb zu Wien 1. Nov. 1794. Er war der Erste, welcher eine wirkliche Geschichte der deutschen Nation schrieb, während seine Vorgänger nur deutsche Kaiser-, Reichs- und reichsstädtische Geschichte bearbeiteten. Sein Hauptzweck war, zu zeigen, wie Deutschland seine gegenwärtigen Sitten, Aufklärung, Geseze, Künste und Wissenschaften, hauptsächlich aber seine Staats- und Kirchenverfassung entwickelt habe. Soweit er den Plan des Werks ausführen konnte, geschah es mit Umsicht, Ordnung, Geschmaek und philosophischem Scharfsinn. Indessen ist er sich bei Darstellung der Reformation des 16. Jahrh. nicht immer treu und unparteiisch. Auch ist seine Schreibart und Sprache nicht durchaus musterhaft. Unter seinen frühern Werken ist zu erwähnen die „Geschichte des Selbstgefühls“ (Hff. und Lpz. 1772), ein Werk, welches von großem philosophischen Beobachtungsgeiste zeigt. Seine „Geschichte der Deutschen“, auch unter dem Titel „Ältere Geschichte der Deutschen“ (5 Bde., Ulm 1778–85), welche vom sechsten Bande an unter dem Titel „Neuere Geschichte der Deutschen“ aus den hinterlassenen Papieren des Verfassers von Jos. Milbiller fortgesetzt (17 Bde., Ulm 1785–1808), erschien sie zu Wien als „Ältere Geschichte der Deutschen“ (8 Bde., 1783–93) und als „Neuere Geschichte der Deutschen“ (17 Bde., 1785–1808). Eine Fortsetzung derselben ist die „Geschichte Deutschlands seit dem Rheinbunde“ (5 Bde., Ulm 1824–30), welche die Bde. 23–27 der ulmer und Bd. 18–22 der wiener Ausgabe bildet.

Schmidt-Phiseldede (Justus von), braunschweig. Staatsmann, geb. zu Wolfenbüttel 1. April 1769, studirte 1787–90 zu Helmstedt die Rechte, trat später in braunschw. Staatsdienst und wurde 1799 Consistorial-, Grenz- und Lehnrath, auch Archivar. Während dieser Zeit gab er eine „Anleitung für Anfänger in der deutschen Diplomatie“ (Braunschw. 1804) und mehrere kleine juristische Monographien. Der Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig ernannte ihn 1806 zum Hofrath und Geh. Secretär im Ministerium. Nach Organisation des Königreichs Westfalen wurde er 1808 Appellationsrichter in Kassel, 1809 Staatsrath und zugleich Generaldirector der indirecten Steuern. Nach Wiederherstellung der rechtmäßigen Landesregierung 1813 ernannte ihn der Herzog Friedrich Wilhelm mit dem Titel eines Regierungsraths zum Mitgliede der provisorisch angeordneten Regierungskommission und zum Mitgliede des 1814 organisirten Geheimrathscollegiums und zum Geh. Rathe. Darauf ging S. als Gesandter des Herzogs zum Wiener Congreß, an dessen Verhandlungen er 1815 Theil nahm. Nach Friedrich Wilhelm's Tode wurde das Geheimrathscollegium dem königl. Vormunde, dem Prinz-Regenten von England, mit der obersten Leitung der Staatsangelegenheiten beauftragt und S. blieb bis 1823, wo Herzog Karl die Regierung übernahm, und auch nachher noch bis 1826 Mitglied desselben. Wegen arger Beleidigungen und Verfolgungen von Seiten des Herzogs Karl (s. d.), entfernte er sich Ostern 1827 aus Braunschweig und trat als Geh. Rath in hannov. Dienste. Er wurde zum Chef des Justizdepartements, 1832 aber zum Landdrost in Hildesheim ernannt. In allen diesen Stellungen bewährte sich S. als ein tüchtiger und rechtlicher Verwaltungsbeamter. Später kehrte S. nach Braunschweig zurück, wo er auch 23. Sept. 1851 zu Wolfenbüttel starb. Über seine Zerrwürfnisse mit





gefunden wird und meist aus einem innigen Gemenge von Korund und Magneteisen besteht. Er findet sich auf Lagern kalkiger Gesteine im sächsischen Erzgebirge am Dörschkopfe, Rhodus und andern Inseln des Ägäischen Meeres, bei Smyrna (wovon sein Name), auch in Indien, England, Persien, Peru und Mexico. Früher bediente man sich des Schmirgels statt der Amanten zum Glaschneiden; jetzt braucht man ihn zum Schleifen des Glases, polirter Eisen- und Stahlwaaren, härterer Steine u. s. w., gepulvert als Überzug auf Leder oder Papier zum Abziehen der Rasirmesser. Was zu diesen Zwecken verwendet wird, ist jedoch nicht alles echter Schmirgel; denn man versteht auch darunter die oft sehr gemengten Fossilien, deren sich Steinschleifer als Schleispulver der Edelsteine und anderer harten Steine bedienen. Dahin gehört z. B. feinkörniger Granat, quarzige oder thonige Gesteine, welche mit Strahlstein, Eisenglanz und andern Eisenoryden innig gemengt sind, u. s. w. Doch wird von den Steinschneidern der echte Schmirgel unter dem Namen blauer Schmirgel unterschieden und wegen seiner Härte sehr geschätzt. Die schlechten als Pulver zum Schleifen verwendeten Granaten bilden sogenannten rothen Schmirgel.

**Schmittheuner** (Friedr. Jak.), ein im Gebiete der deutschen Sprache, der Geschichte und Staatswissenschaft bekannter Schriftsteller, geb. 17. März 1796 zu Oberdreis im Fürstenthume Nassau, widmete sich, nachdem er auf dem Gymnasium zu Idstein eine gute Vorbildung erhalten hatte, auf der Universität zu Marburg anfangs der Medicin, vertauschte diese aber sehr bald mit dem Studium der Philosophie, Geschichte und Theologie, das er seit 1815 in Gießen eifrigst betrieb, sodaß ihm gleich nach vollendetem akademischen Cursus eine Rector- und dann eine Professorenstelle zu Theil wurde. Doch entsagte er in kurzer Zeit dem geistlichen Stande wieder, wurde später Prorector an dem Pädagogium zu Dillenburg, im Febr. 1828 Director des Lehrerseminars in Idstein und im Herbst 1828 Professor der Geschichte und 1830 auch der Staatswissenschaften in Gießen. Im J. 1832 folgte er dem Rufe als Mitglied des Ober- und Oberschulraths nach Darmstadt, ging aber 1835 nach Gießen zurück, um die Professur der Staatswissenschaft wieder anzutreten. Er starb daselbst 19. Juni 1850. Seine Schriften zeichnen sich durch Gedankenreichtum, Lebendigkeit in der Darstellung, Correctheit des Stils und eine philosophische Auffassung des Gegenstandes aus, wobei man eine entschiedene Hinneigung zu den Ideen Plato's und Schelling's findet. Die Beschäftigung mit dem Sanskrit führte ihn zur Begründung eines neuen Systems der Sprachwissenschaft, das er in seiner „Ursprache“ (Hff. 1826), in der „Teutonia, oder ausführliche deutsche Sprachlehre“ (Hff. 1828) und in der Einleitung zu dem „Kurzen deutschen Wörterbuche“ (2. Aufl., Darmst. 1837; neuer Aufl., 1853 fg.) niederlegte. Außerdem gehören hierher seine „Anweisung zur Rechtschreibung der deutschen Sprache“ (Herborn 1821; 2. Aufl., Kass. 1827); die „Deutsche Grammatik für Schulen“ (4. Aufl., Kass. 1837); „Deutsche Etymologie“ (Th. 1, Darmst. 1833); das „Wörterbuch der deutschen Sprache“ (Hadamar 1825); die „Lehre von der Satzzeichnung“ (1824); die „Methodik des Sprachunterrichts“ (Hff. 1828). Seine philosophische Richtung ist auch in seinen historischen und politischen Werken ausgeprägt, namentlich in der „Geschichte der Deutschen“ (Herborn 1824; 2. Aufl., Kass. 1836); in dem „Grundriß der politischen und historischen Wissenschaften“ (5 Bde., Gieß. 1830—32); ferner „Über den Charakter und die Aufgaben unserer Zeit in Beziehung auf Staat und Staatswissenschaft“ (Gieß. 1832); „Zwölf Büchern vom Staate“ (Bd. 1, Gieß. 1839) und „Über das Cultur- und Schulwesen“ (Bd. 1, Gieß. 1839).

**Schmolke** oder **Schmuck** (Benjamin), ein trefflicher geistlicher Liederdichter, wurde zu Hirschdorf bei Liegnitz 21. Dec. 1672 geboren und auf der Schule zu Lauban und der Universität zu Leipzig gebildet, wo er Theologie studirte. Eine Zeit lang Substitut seines Vaters Pastor in Braunsdorf war, kam er 1702 als Diaconus nach Schweidnitz, wo er Oberprediger und Inspector der dasigen Kirchen und Schulen wurde und 12. Febr. 1737 starb. Seine Schriften fallen meist durch die dem damaligen Zeitgeschmacke angemessenen Titel wie z. B. „Geistlicher Pechweihrauch“; „Das in gebundenen Seufzern mit Gott verbundene Gebet“; „Klage und Reigen“ u. s. w. Die größte Verbreitung fanden sein „Communionbuch“ und „Morgen- und Abendsegen“.

**Schmölniß**, ungar. Szomolnok, ein Bergflecken in dem ungar. Comitat Zips, in einem kesselartigen umgebenen, engen und Überschwemmungen ausgesetzten Thale gelegen, hat 4300 E., wovon die Mehrzahl Deutsche, welche den sogenannten gründner Dialekt sprechen und sich vom Bergbau nähren. In Schmölniß ist die Münze. Es ist Hauptort des oberungar. Bergdistricts, welcher Eisen- und Kupfer, darunter Cämentkupfer, liefert; auch gewinnt man Schwefel, Schwefel-

blumen und Kupfervitriol. Sehenswerth sind die hydraulischen Maschinen, zumal die zur aufbringung des Cämentwassers. Der schon unter Zapolna und Bathori gangbare Berg wird auf Rechnung der Regierung betrieben, seitdem die gräflich Esaky'sche Familie die Hälfte des Dominiums durch Confiscation verloren und die andere durch Tausch veräußert.

**Schmußer** (Jaf. Matth.), ausgezeichnete Kupferstecher, geb. 1755 zu Wien, hatte verwaist, mit viel Noth zu kämpfen, ehe es ihm gelang, der Kupferstechkunst auszuweichen sich widmen zu können. Namentlich war es der General von Kettler, der ihn dazu veranlaßte bei seinen Arbeiten dem Agwasser und der Nadel zu entsagen und nur das Grabstichel brauchen, in welcher schwierigen Manier er nachher so Vortreffliches leistete. Der Fürst Kaunitz, dessen Gunst er sich durch sein Talent erworben, ließ ihn 1762 nach Paris rufen, wo er bald Alle überragte. Ein Bild des Fürsten Kaunitz, Le goulé flamand nach Terbourt, Geschirrstücker nach Kraus und die Savonardin, welche ihren Sohn die Leier spielen lassen, warben ihm in Paris Beifall und Auszeichnung. Nach seiner Rückkehr nach Wien 1766 wurde er Hofkupferstecher, bald darauf Director der neuen Akademie für Zeichnung und Kupferkunst und 1771 Oberdirector aller erbländischen Normalzeichenschulen. Er starb 1815. der Menge seiner vortrefflichen Blätter zeichnen sich die Arbeiten nach Rubens aus, Eigenthümlichkeiten ihm am besten zuzusagen schienen. Beweise dafür geben sein *Scävola* (1775) und sein heiliger Ambrosius, der dem Theodosius den Zugang zur Kirche wehrt, die Geburt der Venus (1790) und Neptun und Thetis (1792). Ebenso ausgefallen sind zwei andere große Blätter, eine Jagd von Luchsen auf Steinböcke, nach Ruysscher und ein anderes, wo Adler Schlangen und einen Wolf erlegt haben, nach Snyder. Der Stichel ist hier mit Meisterschaft geführt und das Metallische, welches man in andern Blättern bemerkt, glücklich vermieden. Auch mehrere Bildnisse der Kaiserin Maria Theresia, des Fürsten Kaunitz u. A. gehören zu den Prachstückchen jeder Sammlung. Das Verdienstliche der Schule erkennt man in den Arbeiten von Kohl, John u. A. wieder.

**Schnaase** (Karl), vorzüglicher Kunstschriftsteller, geb. 7. Sept. 1798 zu Danzig, betrat in früher Jugend seinen Vater, einen wohlhabenden Rechtsgelehrten, auf dessen Reisen. Im J. 1816 bezog er die Universität. In Heidelberg, wo er von 1817—1819 lebte, hörte er Hegel und wurde durch dessen Vorträge so angezogen, daß er sich entschloß, in Berlin zu folgen. Er glaubte nur in der Philosophie die Heimat seines Geistes gefunden zu haben, bis eine Reise nach Dresden und die dortige Galerie ihm das Gebiet aufschloß, in der Betrachtung er die eigentliche Aufgabe seines Lebens gewinnen sollte. Von 1819—25 war er in verschiedenen praktischen Stellungen zu Danzig und Königsberg thätig. Nachdem er das große Examen bestanden, machte er 1825 eine Reise nach Italien, die den Wendepunkt seines Lebens bildete. Sein Interesse für Malerei kam hier zur Reise und verschwisterte sich den Anblick der großen Bauwerke des Mittelalters und Alterthums mit dem Interesse für Kunstgeschichte. Nach seiner Rückkehr wurde er 1826 Assessor in Königsberg, 1829 J. dem Oberlandesgerichte zu Marienwerder, dann Procurator an dem Landgerichte zu Thorn, hierauf 1848 als Obertribunalrath in Berlin angestellt. Der in ihm schon im Jünglingsalter aufgestiegene Gedanke, sich ganz der Kunstgeschichte zu widmen, erneuerte sich in Danzig. Doch mancherlei Gründe traten entgegen, auch wurde es ihm schwer, sich ganz von der Rechtspraxis loszureißen, der er so viele Zeit und Mühe gewidmet hatte und in der er auch als Schriftsteller wirkte. Er beschränkte sich daher darauf, die Zeit der Ferien zu kleineren Ausflügen in die Umgegend zu benutzen und das Gesehene, soweit es seine Verhältnisse gestatteten, zu veröffentlichen. Einem dieser Ausflüge verdankt man seine „Niederländ. Briefe“ (Stuttg. 1828), in denen sich ein gründliches Studium der Kunst mit dem feinsten historischen Sinne und scharfsinnigste Beobachtung des Einzelnen mit dem Bedürfnisse und der Kraft, es philosophisch zu begründen und als Glied eines geistigen Ganzen zu begreifen, vereinigt. Durch seine Amtsgeschäfte verhindert, trat er erst 1840 wieder öffentlich auf mit der herrlichen Geschichte zu Schwanthaler's „Kreuzzug Friedrich's des Rothbarts“. Dann folgte sein Hauptwerk, die „Geschichte der bildenden Künste“ (Bd. 1—4, Abth. 1, Düsseldorf. 1843—50), in der sich hauptsächlich die historisch-philosophische Begründung der verschiedenen Stile zu geben gestellt hat, aber erst bis in die Kunst des Mittelalters vorgedrungen ist. Für die philosophische Auffassung der bildenden Künste in ihren geschichtlichen Entwicklungen steht das geniale Werk bis jetzt unerreicht da. Außerdem theilte sich S. durch geistvolle Aufsätze an dem „Deutschen Kunstblatt“ und theilte auch sonst seinen Eifer



ist in seinen Stellungen als Präsident des Vereins der Kunstfreunde im preuß. Staate des Vereins für religiöse Kunst in der evangel. Kirche.

**Schnabelthier** (*Ornithorhynchus*), eine zu den insektenfressenden Beuteltieren gehörende, erst merkwürdige Säugethiergattung von der Gestalt der Fischotter, mit schnabelförmigen mit einem einzigen aufgewachsenen Backenzahne versehenen Kiefern, geräumigen Backen und kurzen, fünfzehigen Schwimmsfüßen. Außer dem Schnabel findet eine Annäherung die Vögel und Reptilien noch dadurch statt, daß für die Ausleerungen und geschlechtlichen Thätigkeiten ein einziges Organ, die Kloake, und, wie bei den Schildkröten und Knorpelfischen, eine mit der Kloake in Verbindung stehende, im Bauchfelle gelegene Höhle, die willkürlich Wasser gefüllt werden können, vorhanden sind. Das Schultergerüst, an welchem sich zwei ähnliche Schlüsselbeine befinden, ist wie bei den Eidechsen gestaltet. Man kennt nur eine Art, die braune Schnabelthier (*O. paradoxus*), welches nur in Neuholland einheimisch ist und in Europa gegen 1798 bekannt wurde, aber nie lebend nach Europa gebracht worden ist. Es wird den  $4\frac{1}{2}$  Zoll langen Schwanz 20 Zoll lang, ist mit einem dicken, wasserdichten, oberseits dunkelbraunen, an der Bauchseite gelblichweißen Pelze bedeckt und sein Schädel vorn plötzlich in einen Entenschnabel zugespitzt. Seinen Bau legt es in den überhängenden Ufern stehender Gewässer an, und es führt nahe am Wasserspiegel ein langer gewundener Gang in denselben. Die Nahrung besteht aus Wasserinsekten, sehr kleinen Muschelthieren, Würmern und dergl., welche durchwühlen des Schlammes gefangen werden. Eier, wie man längere Zeit geglaubt hat, legt das Schnabelthier zwar nicht, aber die Jungen kommen sehr klein, unbehaart und sehr unvollkommen zur Welt und müssen sehr lange Zeit durch Säugen ernährt werden, da auch der Schnabel zum Auffuchen der Nahrung noch fehlt. Daß der am Fersenbein des Thieres stehende große scharfe Sporn ein Giftorgan sei, gehört zu den Fabeln. Intelligenz hat das Schnabelthier gar nicht, und auch sein Instinct ist gering; es ist sehr scheu, taucht und schwimmt vortrefflich.

**Schnaderhüpfel**, im Volksmunde gewöhnlich **Schnadahüpfeln**, eine dem deutschen Volksliede eigenthümliche Art des Volksliedes, besteht in einer oder wenigen kurzen Strophen, die Suchen, Meiden und Finden der Liebenden in den mannichfachsten Wendungen, bald einfach, bald voll tiefer Empfindung, zeichnen. Wesentlich dazu gehört die zwar stets gleichartig, aber doch höchst mannichfaltige Sangesweise, welche sich in eigenthümlich weichen und angenehmen Tönen fortbewegt und mit plötzlichem grellen Aufjauchzen oder dem sogenannten **Stoß** abschließt. Während die echten Schnaderhüpfel im Munde des Volkes selbst entstehen, so hat man hier und da künstliche Nachahmungen versucht, unter denen die von Franz von Kobell gegebenen Vorbilder wenigstens am nächsten kommen.

**Schnaken** oder **Tipuliden** machen eine den Mücken sehr nahe stehende Familie von Insekten und unterscheiden sich hauptsächlich durch den häutigen, meist zurückgezogenen Rüssel ohne Seitenborsten von den eigentlichen Mücken. Ihre Larven sind gewöhnlich roth und meistens im Wasser. Manche Schnaken legen aber ihre Eier in die Erde und ihre Larven fressen dann öfters die Graswurzeln und haben manchmal in Weizenfeldern schon großen Schaden angerichtet. Die europ. Weizenschnake (*Cecidomyia tritici*) legt ihre Eier in die noch blühenden Blüten des Getreides und die Larven nähren sich von dem Blütenstaube der Pflanze, wodurch solche Blüten taub bleiben. Besonders ist durch ihre Vermüstung des Getreides die amerik. Weizenschnake (*C. destructor*) oder die sogenannte **Hessensfliege** in Amerika berüchtigt. Hauptsächlich jedoch werden unter dieser Familie im gewöhnlichen Leben die zur Gattung Bachmücke (*Tipula*) gehörenden, oft sehr langbeinigen, großen Arten, wie fast bis zu 1 Zoll lange Gemüseschnake (*T. obracea*), die Wiesenchnake (*T. pratensis*) sowie die Arten der Wiesenmücke (*Limnobia*), z. B. die wolllige Wiesenmücke (*L. nubila*), die punktirte Wiesenmücke (*L. punctata*) u. a., als Schnaken bezeichnet.

**Schnarchen** (*stertor*) nennt man ein geräuschvolles Athemholen, welches erzeugt wird, wenn bei offenem Munde und erschlafftem Gaumensegel geathmet wird, indem dann letzteres stotternde schallende Schwingungen geräth. Das Schnarchen ist vielen Personen im Schlafe besonders wenn sie mit offenem Munde schlafen und ihre Nasenhöhlen zu eng oder durch verengte Mandeln beengt sind. Es ist ein Symptom der Gaumenlähmung und begleitet, wenn auch nicht nothwendigerweise, den Hirnschlagfluß.

**Schnecken** (*Cochleae*) heißen im weitern Sinne alle mit einem einschaligen gewundenen Gehäuse versehenen Weichthiere oder Mollusken (s. d.). Im gemeinen Leben aber bezeichnet mit diesem Namen drei verschiedene Gattungen der Landschnecken, nämlich die Wald-



ist den zartesten Gewächsen nicht: sie liegen sicher darunter, und einige Pflanzen wachsen und blühen sogar unter dem Schnee. Ebenso schützt der Schnee den thierischen Körper gegen die zerstörenden Wirkungen einer übermäßigen Kälte. Reisende, von der Kälte erstarrt, welche in den Schnee begraben wurden, lebten wieder auf, während sie an der freien Luft nie erwacht wären. Aber wühlen sich auch die Bewohner der Polargegenden, wenn sie vor Ermüdung oder der Kälte wegen ihre Winterwohnungen nicht erreichen können, so tief als möglich in den Schnee und setzen nach einigen Stunden ihre Reise weiter fort. Der Schnee auf den Gebirgen ist Unterhaltungsmittel der Quellen. Irrig ist es, ihm eine größere Befruchtungskraft als dem Wasser beizulegen.

**Schneeball** oder **Schlingbaum** (*Viburnum*), eine zur Familie der Weisblattgewächse gehörende Pflanzengattung, welche aus Sträuchern besteht, die einfache Blätter, einen oberständigen zähligen Kelch, fünfspaltige, radförmige oder glockige Blumen und einsamige Beeren besitzen. Hauptsächlich aber wird mit dem erstern Namen der gemeine Schneeball oder Wasser-Weißdorn (*V. opulus*) und zwar diejenige Gartenvarietät bezeichnet, welche dichtkugelige, aus laugroßen, unfruchtbaren, radförmigen Blumen bestehende weiße Doldentrauben trägt und in ihres schönen Ansehens äußerst häufig in Gärten gezogen wird. Die gewöhnliche wildwachsende Form hat flache Doldentrauben, an denen nur die Randblüten groß und unfruchtbar sind.

Die scharlachrothen herbsauern Beeren werden von Drosseln und Haselhühnern gern gefressen und deshalb auch Drosselbeeren genannt. Essbar dagegen sind die Beeren des nahe verwandten essbaren Schneeballs (*V. edule*) und des Moosbeeren-schneeballs (*V. oxycoccos*), welche in Nordamerika einheimisch sind. Der im südlichen und mittlern Europa einheimische Lantana-Schneeball (*V. Lantana*), dessen Blätter unterseits durch Sternhaare filzig sind, wird in unsern Gärten ungemein häufig in Garten- und Parkanlagen gezogen. Seine schwarzen, mehligen, süßen und unangenehm süßen Beeren wurden sonst gegen Diarrhöen und tatarische Halsentzündungen gebraucht. Aus den Wurzeln wird im südlichen Europa Vogelklee bereitet; der Bast der Äste ist scharf, zieht auf der Haut Blasen und diente sonst zu Haar- und bei Krankheiten der Hausthiere. Wegen seiner glänzenden, dunkelgrünen, lederartigen Blätter und frühzeitigen, schon im Januar bis April entwickelten Blüten wird in unsern Gehäusen der immergrüne Schneeball oder Bastardlorbeer (*V. Tinus*) sehr häufig cultivirt. Seine schwarzblauen Beeren wirken drastisch-purgirend.

**Schneeberg**, eine freundlich gebaute Bergstadt im sächs. Kreisdirectionsbezirk Zwickau, rings von Bergen umgeben und auf einem Berge gelegen, unweit der Mulde, aus welcher ein Fluß für die Stadt abgeleitet ist, zählt gegen 8000 E., von welchen sich viele mit Bergbau, gewöhnliche Theil mit Verfertigung von Seiden- und Zwirnspißen und Blondes beschäftigen. Handel erstreckt sich vorherrschend auf Spißen- und Nähmaaren. Die Hauptkirche, eine evangelische im Erzgebirge und eine der größten in Sachsen, bewahrt einige Gemälde von L. C. Sch. S. ist der Sitz eines Berg- und Postamts, Justitiariats, einer Superintendentur, einer Salzsteuereinnahme und Garnison, hat gut eingerichtete Schul- und Wohlthätigkeitsanstalten, darunter eine Sonntagschule und eine Klöppelschule, ferner ein Hospital, im Marienhofe ein Irrenhaus und ein Rettungshaus. Auch befindet sich zu S. eine Niederlage von den Producten der sämmtlichen sächs. Blaufarbenwerke. Drei Viertelstunden von der Stadt liegt der Ort L., der ungefähr eine Stunde im Umfange hat und mehrere bergmännische Kunstanstalten Wasser versorgt. Bei demselben befinden sich bedeutende Torfstechereien. Die Stadt verleiht Dasein dem Bergbau; die erste sichere Kunde ihrer Entstehung knüpft sich an den J. 1471, an welchem Tage die Zeche St.-Georg erschürft wurde, die in der ersten Zeit sehr reichliche Silberausbeute gewährte. Wie berichtet wird, speiste 23. April 1477 Albrecht in dieser Grube auf einer großen Silberstufe, aus welcher später 80000 Mark Silber gewonnen wurden. Im J. 1478 konnte das erbeutete Silber nicht einmal ganz verwertet werden. Silber, wenn auch nicht mehr in der frühern Reichhaltigkeit, dann Kobalt, Nickel und Nickel, Eisen- und Braunstein, Schwefel- und andere Kiese, Quarz und Porphyre sind die Haupterzeugnisse des schneberger Reviers. Im J. 1852 gewährte das Ausfuhrverbot der sämmtlichen Bergproducte eine Einnahme von 153800 Thln. Der sogenannte schneberger Schnupftabak, aus aromatischen Kräutern, vornehmlich aus Angelika (*Angelica officinalis*) bereitet, wurde bisher und wird noch unecht zu Bockau und Sosa, seit 1852 wieder echt in S. selbst verfertigt.

**Schneeglöckchen**, s. Gans.

**Schneeglöckchen** (*Leucoium*), eine zur Familie der Amaryllideen gehörende Pflanzengattung.



tung, welche aus Zwiebelgewächsen besteht, die eine oberständige, glockige, sechstheilige, Blütenhülle mit gleichen und an der Spitze verdickten Zipfeln besitzen. Von den hierhergehenden Arten ist das Frühlings-schneeglöckchen oder große Schneeglöckchen (*L. vernalis*), welches sich durch grasgrüne Blätter und einen meist einblütigen Schaft auszeichnet, einer der Voten des Frühlings und ein herrlicher Schmuck unserer Laubwälder. Die etwas scharfbrechenenerregende Zwiebel wurde sonst als zertheilend äußerlich angewendet, und die Blüten den gegen Seitenstich empfohlen. Durch vielblütigen Schaft und spätere Blütezeit unterscheidet sich das Sommerschneeglöckchen (*L. aestivum*). Meistens wird auch die nahe verwandte Lenzglöckchen (*Galanthus*), dessen Blütenhülle aus drei abstehenden längern und aufrechten kürzern und ausgerandeten Zipfeln besteht, gleichfalls mit dem Namen des Schneeglöckchens belegt. Das dahin gehörende gemeine Lenzglöckchen (*G. nivalis*), welches in den südlichen Gegenden wild wächst und bei uns öfters verwildert in Obstgärten vorkommt, wird sowohl mit einfachen als auch mit gefüllten Blüten in Gärten äußerst häufig cultivirt, gewöhnlich gemeines Schneeglöckchen genannt.

Schneelinie oder Schneegrenze nennt man diejenige Höhe, zu welcher Berge sich erheben müssen, wenn der Schnee dauernd liegen bleiben soll. Die Schneelinie ist nach Verschiedenheit der Breiten verschieden. Auf der Nordseite des Himalaja ist sie gegen 17000 F.; am Chimborasso 15746 F.; Alex. von Humboldt setzte sie unter dem Aequator auf 14760 F. wärts sinkt sie immer tiefer zur Meeresfläche herab. In den Alpen unter 46° n. Br. ist sie 8400 F. sein, und folglich senkt sie sich für jeden Breitengrad um 138 F. In den Pyrenäen sinkt sie in der Höhe von 9600 F. Gegen Norden sinkt sie schneller herab, und am Nordcap 71° beträgt sie nur 2196 F., so daß sie auf einem Breitengrade 246 F. Senkung hat und im 80.° die Erdoberfläche berühren würde. Dennoch grünt die Erde auf Spitzbergen unter 80° n. Br. im Juli und August eine kurze Zeit lang. Um die untere Gletscherlinie zu bestimmen, muß man solche Gletscher wählen, die von sehr hohen, sich weit erstreckenden Gebirgen hersteigen, wie im Chamounythal und im Grindelwald. Hier scheinen die Eismassen sich 3000 F. über das Meer hinabzusinken. In Lappland, Island, Grönland erreichen die Gletscher die von den Bergen niederhängen, das Meer unter 66—68°, und es folgt daraus, daß die Gletscherlinie von der Alpenkette an bis gegen 70° für jeden Breitengrad ebenfalls um 138 F. fällt. In höhern Breiten über 70°, wie auf Spitzbergen und in der Baffinsbai, sinken Gletscher nicht nur bis zur Meeresfläche herab, sondern sogar unter dieselbe hinunter, wird die Tiefe dieser Senkung durch große losbrechende Eismassen und den darauf wirkenden Wellenstoß beschränkt. In Mexico unter 45° n. Br. ist die beständige Schneeregion 7800 F. Die Höhe der Schneegrenze auf den norweg. Gebirgen hat man unter 70° zu 5300 F. bestimmt.

Schneeschuhe sind von den Schlittschuhen dadurch verschieden, daß sie sechs bis sieben Fuß lang und ganz von Holz sind. Man bedient sich ihrer in Norwegen und andern Ländern namentlich bei der Jagd, um auf den Gebirgen schneller über den hartgewordenen Schnee zu kommen. Zur Unterstützung bedient man sich dabei eines langen Stocks, der, um nicht zu stechen, unten mit einer Scheibe versehen ist. Bergaufwärts geht es mit den Schneeschuhen freilich sehr mühsam, bergab aber fährt man mit der Geschwindigkeit eines Pfeils. In Norwegen mehrere Compagnien mit solchen versehen, und noch gegenwärtig mit Truppen theilweise im Gebrauche derselben eingeübt.

Schneidemühl (poln. Pyla), eine kleine Stadt im Regierungsbezirk Bromberg der Provinz Posen, an der hier schiffbaren Küddow gelegen, mit lebhaftem Verkehr und 5000 (1852), die besonders Garten- und Gemüsebau, Tuchweberei und Spigenklöppelei treiben. Der Ort ward in neuerer Zeit oft genannt, weil sich hier auf Anregung des dasigen Vicarats kath. Stadtkirche, Joh. Czernski (s. d.), 19. Oct. 1844 die erste deutschkath. Gemeinde bildete.

Schneider (Ant.), bekannt als Leiter des Volkskriegs in Vorarlberg gegen die Franzosen, geb. 13. Oct. 1777 in dem vorarlbergischen Flecken Weiler, war der Sohn eines armen Landwirths, der auf die Erziehung seiner Kinder kaum das Nothdürftigste verwenden konnte. S. besaß ein lebhaftes Talent, eine treuherzige Freimüthigkeit und unerschöpfliche Sozialität, die er seinem Sohne durch eine mühevollen Jugend hindurch. S. studirte auf der Hochschule zu Innsbruck und beschloß sich der Advocatur zu widmen. Um diese Zeit griffen die Franzosen unter Moreau Vorarlberg an, und S. trat unter den Landsturm, wurde Feldwebel, zuletzt Lieutenant und zog bis vor Zürich mit. Als nach beendigtem Kriege die innsbrucker Hochschule zu einem lentvollen Landesverteidiger unentgeltlich zur Doctorwürde promoviren wollte, fiel ihm S. auf, der sich darauf in Bregenz als Advocat niederließ. Im J. 1807 wurde er zu

geheimer Agent Oesterreichs verhaftet, sofort aber wieder in Freiheit gesetzt. Als Oesterreich 1809 Kampf gegen Frankreich begann und mit Tirol auch Vorarlberg sich erhob, ernannten ihn Stände Vorarlbergs zum Generalcommissar der Landesvertheidigung. Mit bewundernswerther Thätigkeit schuf sich S. Reiterei und Geschütz, machte Ausfälle nach Schwaben und den Muth aufrecht, obgleich die Unterstützung durch die Oesterreicher äußerst gering war. Mit Waffenstillstande zu Znaim mußte indessen die Vertheidigung Vorarlbergs aufgegeben werden, da der Kronprinz von Württemberg in der Fronte und der franz. General Beaumont Rücken das Land angriffen. S. verschmähte es, an die eigene Rettung zu denken, als er von Oesterichern aufgefordert wurde, mit ihnen hinwegzuziehen. Er unterhandelte mit dem würtemberg. Vorpostencommandanten eine Capitulation für das Land auf Sicherheit der Person des Eigenthums; dann lieferte er sich selbst aus. Aber die Capitulation wurde nicht gehalten, er ward geplündert, mißhandelt und als Gefangener erklärt. Napoleon hatte in Schönau das Todesurtheil über ihn ausgesprochen, aber der Kronprinz von Württemberg rettete indem er ihn auf den Hohenasperg abführen ließ und seine Auslieferung dem General Beaumont, so ungestüm dieser darauf drang, durchaus verweigerte. Die im Wiener Frieden stipulirte Amnestie brachte S. wieder in Freiheit, nachdem er bis dahin in Ulm, Lindau und Kempten als Gefangener gehalten worden war. Zu Anfange des J. 1811 ging er nach Wien, wo er Anstellung erhielt. Als Hormayr (s. d.) u. A. nach Napoleon's Unglück in Rußland in Tirol und Vorarlberg aufs neue zu den Waffen rufen wollten, wurde S. verhaftet und verbannt. Hier lebte er in seiner Heimat und starb 17. Juli 1820 im Bade zu Fidis in Graubünden. ließ ihm der Erzherzog Johann von Oesterreich ein einfaches Denkmal setzen.

Schneider (Eulogius), Dichter und zugleich berühmter als franz. Revolutionär, wurde Dec. 1756 zu Wipfeld im Würzburgischen geboren. Er widmete sich dem geistlichen Stande, trat in den Franciscanerorden und wurde 1786 Hofprediger des Herzogs von Württemberg, aber seine Anstellung in Folge einer sehr freisinnigen Predigt über die Toleranz. Kurfürst von Köln, Erzherzog Maximilian Franz von Oesterreich, der ihn wegen seines hohen Talents liebte, berief ihn hierauf als Professor der griech. Literatur nach Bonn. Hier lieferte er eine Uebersetzung des Anakreon. Die Ereignisse der Französischen Revolution erregten indessen seine lebhafteste Phantasie so gewaltig, daß er seinen Lehrstuhl verließ und Strassburg auswanderte. Hier wurde er 1791 Vicar des constitutionellen Bischofs, 1792 e von Hagenau, dann Civilcommissar bei der Armee, endlich öffentlicher Ankläger bei dem Revolutionärgericht im Elsaß. In letzterer Eigenschaft zog er mit der Guillotine umher und betrieb noch furchtbarer als die Schreckensmänner des Convents. Auf die bloße Aussage seiner Gehülfen wurden Menschen jedes Geschlechts, Alters und Standes hingerichtet. Sein hochmüthiges Wesen gegen den Conventscommissar St.-Just zog ihm endlich selbst den Untergang im Verein mit Lebas ließ ihn St.-Just 21. Dec. 1793 verhaften und nach Paris schaffen, als ungerechter Beamter 1. April 1794 sein eigenes Haupt unter die Guillotine legen. Außer mehreren geistlichen Schriften hinterließ er „Gedichte“ (Kff. 1790 und öfter) und eine Abhandlung: „Die ersten Grundsätze der schönen Künste“ (Bonn 1790).

Schneider (Joh. Christian Friedr.), ausgezeichnetes Kirchencomponist, geb. 23. Jan. 1786 in Geroldsdorf bei Zittau, erbte den Sinn für Tonkunst von seinem Vater Joh. Gottlob S., früher Zwillichweber, damals aber Unterschulmeister und Organist war und im Mai 1787 Kirchen Schulmeister und Organist nach Geroldsdorf kam und 3. Mai 1840 starb. Nachdem er unter Anleitung des Vaters Klavier und Orgel und eine Menge anderer Instrumente erlernt hatte, kam er 1798 auf das Gymnasium in Zittau, wo er unter dem Cantor Schönfelder sein musikalisches Studium fortsetzte und die besten ältern und neuern Musikwerke kennen lernte. In der Composition half er sich selbst fort, indem er fleißig Partituren studirte und sogenannte Harmonik für alle Gattungen der Blasinstrumente zu mannichfaltigem Gebrauch componirte. zum Vorbild nehmend, versuchte er sich auch in der Composition einiger Messen und schon damals ausschließlich der Musik sich gewidmet haben, wenn es sein Vater zugegeben hätte. Im J. 1805 bezog er die Universität zu Leipzig, wo er nun vorzugsweise der Musik und Humanitätswissenschaften sich widmete und an A. C. Müller und Schicht Gönner und Förderer seines Talents fand. Er brachte daselbst mehrere seiner Compositionen zur Aufführung, auch trat er als tüchtiger Pianofortespieler öffentlich auf. Hierauf wurde er 1807 Organist an der Universitätskirche, 1810 Musikdirector bei dem Theater unter Jos. Secunda und Organist an der Thomaskirche. Für die durch Schicht gegründete Singakademie schrieb er u. A. die treffliche Messe aus F-dur für bloße Singstimmen und, als er später die



Leitung der Singakademie selbst übernommen hatte, noch vier andere Vocalmessen. Als Mitglied der 1815 gestifteten Liedertafel lieferte er eine Reihe der herrlichsten Gesellschaftslieder. Im J. 1817 übernahm er die Musikdirectorstelle bei dem neueröffneten Stadttheater, für welches er mehrere Ouverturen und Musikstücke schrieb, z. B. die Ouverture, welche „Dem segne Gott“ zum Thema hat, und 1. März 1821 folgte er dem Rufe als Organist und Kapellmeister nach Dessau, wo er 1825 den Titel Hofkapellmeister erhielt und 23. Nov. starb. Unter seinen andern Compositionen erwähnen wir „Das Weltgericht“ (1820); die Ode von Niemeyer: „Die Todtenfeier“, und die Oratorien „Die Sündflut“ (1824), das Lorene Paradies“ (1825), eines seiner gelungensten Werke, „Christus der Mittler“ (1826), „Christus das Kind“ und „Absalon“. Ubrigens hat sich S. in allen Gattungen der Composition versucht; sein eigentlicher Beruf jedoch war das Gebiet der kirchlichen Vocalmusik. Überall entwickelte er eine ungewöhnliche Productivität. Gedruckt wurden von ihm 105 Werke, darunter das „Elementarbuch der Tonsetzkunst“; „Elementarübungen im Gesange“; „Elementarübungen im Pianofortespiel“; „Vorschule der Musik“; „Handbuch des Organisten“ u. s. w. Er componirte auch sieben Opern, worunter „Claudine von Villa-Bella“ von Goethe und „Die Entzauberung“, gegeben 1808 zu Leipzig. Als Lehrer hat S. mit außerordentlichem Erfolg gewirkt. In der von ihm 1831 errichteten, 1846 aber aufgegebenen Musikschule bildete er viele Zöglinge, Deutsche wie Ausländer. Fast kein größeres Musikfest wurde in neuerer Zeit ohne seine Composition veranstaltet; er trug persönlich seine Kunst nach 66 Städten, wo er bei solchen Gelegenheiten seine Musikstücke zur Aufführung brachte. Viele derselben hat er besonders an ihn ergangene Einladung auch selbst geleitet. Das Musikinstitut führt nach seinem Tode sein jüngster Sohn, der Kammermusikus Theod. S., fort.

Schneider (Joh. Gottlob), vorzüglicher Orgelspieler und Orgelcomponist, geb. 2. März 1789 zu Altgersdorf bei Zittau, Bruder des Vorigen, genoss ebenfalls in der Musik den Unterricht des Vaters, ging vom zittauer Gymnasium Ostern 1810 auf die Universität Leipzig, wurde 1811 Organist an der Universitätskirche daselbst, folgte aber 1812 einem Rufe als Organist an die Hauptkirche zu Görlitz, wo er eine Singakademie errichtete und mit Blüher große Feste in der dortigen Nikolaikirche veranstaltete und dirimirte. Im J. 1825 ging er als Organist an die evang. Hofkirche nach Dresden, wo er die Direction der Dreßnig'schen Singakademie übernahm und durch dieselbe die classischen Tonwerke zur Aufführung brachte. Im J. 1833 vom kölner Domchoralvereine 1833 zu London veranstalteten geistlichen Concerten ließ er auf der Orgel hören. S. zählt unstreitig zu den ausgezeichnetsten Organisten der Gegenwart. Im Orgelspiele zog er selbst Schüler aus England, Schottland, Schweden, Rußland, und Amerika herbei. Auch besitzt er gründliche Kenntnisse im Orgelbau. Nur ein Theil seiner vortrefflichen Orgelcompositionen ist im Druck erschienen, darunter Phantasien und Präludien, religiöse Chorgesänge, Wechselgesänge mit Orgelbegleitung, ein evang. Kirchludienbuch u. s. w. — Auch S.'s jüngerer Bruder, Joh. Gottlieb S., geb. 19. Juli 1801 zu Altgersdorf, seit 1825 Organist an der Kreuzkirche zu Hirschberg, hat sich durch seinen Vortrag um die Orgelmusik verdient gemacht.

Schneider (Joh. Gottlob), ausgezeichnete Philolog, geb. 1750 zu Collmen bei Bielefeld in Sachsen, daher er sich auf seinen Schriften stets Saxo nannte, erhielt auf der Schule zu Collmen und auf der Universität zu Leipzig seine gelehrte Bildung, wurde hierauf von Heyne nach Göttingen gezogen und an Brunck (s. d.) in Straßburg empfohlen, um diesen auf sein Werk bei der Herausgabe der griech. Dichter zu unterstützen. Der dreijährige Aufenthalt in Straßburg hatte einen entschiedenen Einfluß auf S.'s spätere wissenschaftliche Richtung, und durch den Umgang und die Übungen mit einigen angehenden Ärzten auf das Studium der Anatomie, Botanik und Zoologie geführt wurde, das er auf die dahin einschlagende Werke der alten Classiker theils in mehreren Ausgaben derselben, theils in trefflichen Monographien vorzüglichem Erfolge anwendete. Im J. 1776 nahm er die Professur der alten Sprachen und der Beredsamkeit an der Universität zu Frankfurt a. d. O. an und wurde 1811 bei der Auflösung derselben nach Breslau mit dorthin versetzt, wo er, nachdem er ununterbrochen durch öffentliche Vorträge und Schriften für die Alterthumswissenschaften nach allen Seiten gewirkt hatte, 12. Jan. 1822 starb. Unter der großen Anzahl seiner Schriften sind besonders vorzuheben: die Bearbeitungen von Plutarch's „De puerorum educatione“ (Straßb. 1776), des Demetrius Phalereus „De elocutione“ (Altenb. 1779), Alian's „De naturalium“ (2 Bde., Lpz. 1784), von Nikander's „Alexipharmaca“ (Halle 1792), der „Serrei rusticae“ (4 Bde., Lpz. 1794—97), der Werke des Xenophon (4 Bde., Lpz. 1801—04).



te Ausg. von Bornemann und Sauppe, 6 Bde., 1825—40), der „Argonautica“ des Drusus (Jena 1803), des Vitruvius (4 Bde., Lpz. 1808), von des Aristoteles „Politica“ (2 Bde., 1809), „Historia de animalibus“ (4 Bde., Lpz. 1812) und „Oeconomica“ (Lpz. 1815), „Fabeln“ des Äsop (Bresl. 1812), der „Physica et meteorologica“ des Epikurus (Lpz. 1815) und der sämtlichen Werke des Theophrastus (5 Bde., Lpz. 1818—21). Auch gehören zu seiner „Belogae physicae ex scriptoribus praecipue Graecis excerptae“ mit einem theyllen Commentar (2 Bde., Jena und Lpz. 1801). Um die Verbreitung der Kenntniß der griech. Sprache machte er sich dadurch vorzüglich verdient, daß er zuerst in Deutschland ein großes kritisches griech.-deutsches Wörterbuch“ (2 Bde., Züllich. 1797—98; 3. Aufl., 2 Bde., mit Supplementen, Lpz. 1819—21) mit Benutzung von Wepel's hinterlassenen Papieren gründete, woraus Passow (s. d.) später einen brauchbaren Auszug machte. Von seinen naturhistorischen Untersuchungen verdienen eine ehrenvolle Erwähnung die „Ichthyologiae veteris specimina“ (Hff. 1782), die „Literarischen Beiträge zur Naturgeschichte aus den alten Schriftstellern u. s. w.“ (1786), „Amphibiorum physiologia“ (2 Hefte, Hff. 1790—97), „Historia amphibiorum naturalis et literaria“ (2 Hefte, Jena 1798—1801) und außerdem die „Analecta ad historiam rei metallicae veterum“ (Hff. 1788). Auch lieferte er von fremden ausländischen naturhistorischen Werken Übersetzungen und begleitete sie mit Beiträgen.

**Schneider** (Karl Ernst Christoph), verdienter Philolog, geb. 16. Nov. 1786 zu Wiehe im sächsl. Herzogthum Sachsen, wurde seit 1797 auf der Klosterschule zu Rosleben und seit 1803 an der Universität zu Leipzig gebildet, wo er mit dem Studium der Theologie das der Philologie unter Hermann's Leitung verband und, nachdem er einige Jahre lang Privatunterricht erteilt hatte, 1811 die dritte Lehrerstelle an der Nikolaischule erhielt. Im J. 1816 folgte er dem Ruf als Professor der classischen Literatur und Mitdirector des philologischen Seminars zu Breslau und hat hier, früher im Vereine mit Passow, dann mit Mitschl, Ambrosch, sowie wesentlich zur Hebung und zum Gedeihen der Alterthumswissenschaften beigetragen. Seine literarische Thätigkeit erstreckt sich vorzugsweise auf die Kritik und Erklärung des Plato und Cäsar, die durch ihn besonders durch die Benutzung vorher unbekannter handschriftlicher Mittel bedeutend gefördert worden sind. Wir erwähnen hier die große Ausgabe von Plato's „Opera“ (3 Bde., Lpz. 1830—33), der später eine Handausgabe mit den griech. Scholien folgte (Bresl. 1841) und eine deutsche Übersetzung (Bresl. 1839) nachfolgte; ferner den zweiten Theil der Didot'schen Ausgabe der Werke des Plato (2 Abth., Par. 1846—53), die „Additiones ad Platonis civitatem“ (Lpz. 1854), die Übersetzung von Plato's „Timaeus“ (Bresl. 1857) und die Ausgabe vom Commentar des Proklus über letzteres Werk (Bresl. 1854). Zu den neueren philologischen Literaturen gehört S.'s treffliche Bearbeitung von Cäsar's „Commentarii“ (Bd. 1—2, Halle 1840—52). Außerdem besorgte er einen mit kritischen Untersuchungen versehenen Abdruck der dem Jul. Celsus früher beigelegten „Historia Julii Caesaris“ des Petrarca (Lpz. 1827) und mit Passow zugleich den ersten Theil des „Museum criticae Vratislaviense“ (Bresl. 1820). Seine „Akademischen Vorlesungen über griech. Grammatik“ (Bd. 1, Bresl. 1837) enthalten über die schwierigsten Punkte der griech. Sprache mancher Neue und Eigenthümliche.

**Schneidervogel** (*Sylvia sutoria*), ein kleiner Vogel Ostindiens aus der Gattung Laubvögel, ist durch die Art berühmt, auf welche er sein Nest verfertigt. Er verbindet nämlich durch Naht mittels feiner Pflanzenfasern, welche er durch Stiche zieht, die er mit dem Schnabel macht, die Ränder eines größern, am Ende eines schlanken Zweigs stehenden Blattes, so, daß eine Art Tasche entsteht. Wenn das Blatt nicht groß genug ist, näht er auch auf gleiche Weise noch ein zweites Blatt daran. Zuletzt füttert er das Innere mit Wolle, Federn u. s. w. In der Vorrichtung gebraucht er, um seine Jungen gegen die dort häufigen Baumschlangen zu schützen. Eine andere in Südeuropa einheimische kleine Sylvie (*Sylvia cysticöla*) verbindet die Blätter auf gleiche Weise durch Nähte.

**Schneidewin** (Friedr. Wilh.), einer der ausgezeichnetsten Philologen der Gegenwart, geb. 1. Juni 1810 zu Helmstedt, bezog, auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt vorbereitet, 1829 die Universität Göttingen, wo er sich besonders unter Mitscherlich, Dissen und D. Müller bildete, 1832 promovirte. Nachdem er seit Mitte 1833 erst als Stellvertreter, bald aber als Hilfslehrer und später als Collaborator am Obergymnasium zu Braunschweig gewirkt, habilitirte er im Oftern 1836 zu Göttingen, wurde bereits 1837 zum außerordentlichen Professor ernannt und nahm Michaelis 1837 Theil an der Leitung des philologischen Seminars, dessen Mitdirector er wurde. Zehnte Aufl. XIII.



von zwei geübten Druckern mit mehr als fünffacher Schnelligkeit aus. Die Form, d. h. die einer Seite des Druckbogens gehörigen, fest aneinander gefügten Lettern, liegt auf einem Fundamente, welches durch den Mechanismus der Maschine eine regelmäßig wagerecht hin- und hergehende Bewegung erhält. Über dieser Form, auf der Mitte ihres Weges, liegt ein großer Cylinder (die Druckwalze), welche, mit Filz überzogen, ebenfalls durch die Maschine eine drehende Bewegung erhält, die aber nur so lange dauert, als die Form unter derselben befindlich ist. Über diese Walze und einige hölzerne Nebenwalzen gehen einige Leitbänder, welche dazu bestimmt sind, den zu bedruckenden Bogen auf die Walze, um dieselbe hin und dann wieder abzuführen. Vor dieser Walze steht der Schwärzapparat. Derselbe besteht aus einer großen Vorwalze, welche von einem Farbebehälter bei jedem Spiel der Maschine etwas Farbe erhält und dieselbe an mehrere Vertheilungswalzen abgibt. Durch die umdrehende Bewegung, welche mit einer schwachen hin- und hergehenden Bewegung verbunden ist, wird, da alle Walzen um sich und mit der Hauptwalze in Berührung sind, die Farbe nach und nach immer gleichmäßig vertheilt, bis sie endlich auf der Hauptwalze als eine ganz gleichmäßige Schicht sich verbreitet. Soll nun ein Bogen gedruckt werden, so denken wir uns die Form als am Anfange ihrer Fahrt stehend. Jetzt beginnt die Maschine ihren Gang, die Druckwalze steht fest und ein Knabe legt an bestimmten Klammern einen Bogen Papier über der Walze an; die Maschine ergreift denselben und führt ihn auf die Walze. Unterdeß ist die Form unter dem Schwärzapparat vorbeigegangen, hat dort von der Schwärzwalze die nöthige Farbe gleichmäßig vertheilt empfangen und langt unter der Druckwalze zugleich mit dem zu bedruckenden Bogen an. Die Druckwalze beginnt ihre Umdrehung und legt so, während die Form darunter hingehet, den Bogen auf dieselbe auf, welcher nun den Abdruck empfängt, aber durch die Leitbänder immer noch an der Walze gehalten wird. Sobald der Druck vollendet ist, geht die Form noch weiter und die Leitbänder führen den gedruckten Bogen zu einer Tafel, wo ihn ein zweiter Bursche abnimmt und den Stoß legt. Jetzt beginnt die Form ihren Rückgang, die Druckwalze läßt dieselbe unter sich durchgehen und sie gelangt wieder an den Ausgangspunkt, um dasselbe Spiel zu wiederholen. Eine solche einfach wirkende Maschine liefert 1000—1400 Abdrücke in der Stunde und druckt den Bogen nur auf einer Seite. Sehr bald aber kam man auch auf den Gedanken, den jetzt todten Rückgang der Form zu benutzen; man legte neben die erste Druckwalze eine zweite mit umgekehrter Bewegung und ebenso ein zweites Farbenwerk an und konnte nun von jeder Seite einen Bogen auflegen, sodaß beim Hingange die erste Walze, beim Rückgange die zweite Walze arbeitete und man an zwei Seiten auslegte. Eine solche doppelte Maschine liefert, mit vier Knaben und einem Zurichter, der übrigens für mehrere Maschinen ausreicht, bedient, 2000 Abdrücke in der Stunde. Außerdem brachte man es auch dahin, sogenannte vollständige Completmaschinen zu bauen, welche den Bogen umschlugen, auf beiden Seiten bedruckten und so 900—1000 Bogen in der Stunde auf beiden Seiten bedruckt lieferten. Einerseits aber ist der Mechanismus dieser Maschine sehr zusammengesetzt und erfordert viel Reparatur, andererseits leidet die Schönheit des Abdrucks durch das unvermeidliche Abschwärzen bei dem Wiedereintruck. Aus diesen Gründen sind die Completmaschinen weniger in Gebrauch gekommen, als sich anfangs erwarten ließ. Den größten Fortschritt aber hat das Schnellpressenwesen durch die Erfindung von Little, dem Herausgeber der „London Illustrated News“ gemacht, der die doppelt wirkende Schnellpresse erfand. Schon früher hatte die Officin der „Times“ solche Pressen, auf das System der Doppelpressen gegründet, bauen lassen, in welchen vier Cylinder arbeiteten und die in der Stunde 4500—5000 Abdrücke lieferten, bei denen abgesehen von dem großen Raume, den sie erforderten, immer zwei Cylinder ruhten. Little baute eine Presse gebaut, welche mit acht Walzen bei jedem Hin- und Hergange der Form Abdrücke liefert und nicht viel mehr Raum einnimmt als eine große Doppelpresse. Er erreichte diesen Zweck dadurch, daß die sechs mittlern Cylinder doppelt wirkend sind, d. h., daß sie beim Hingange als beim Rückgange drucken, während die beiden Endcylinder einfach wirken, sodaß der erste nur beim Hingange, der letzte nur beim Rückgange druckt. Natürlich kann auch ebenso viele Farbenwerke nöthig, als Druckcylinder da sind. Die Hauptschwierigkeit, welche bei dieser Erfindung zu überwinden war, ging daraus hervor, daß nicht allein die Walze der Papierbogen zu rechter Zeit geliefert werden mußte, sondern daß sie denselben für den Hingang von der rechten Seite her, für den Rückgang aber, wo alle Bewegungen umgekehrt sind, von der linken Seite her empfangen und auch so wieder abführen mußte. Little erreichte dies durch eine eigenthümliche Anwendung von Papierspeise- und verschiebbaren Verthei-





inde an Wilh. Ausfeld, einen Enkel des Stifters, unter dessen Leitung sie sich ebenfalls eines großen Vertrauens von Seiten des Publicums erfreut. Vgl. Ausfeld, „Prospectus der Erziehungsanstalt zu S.“ (Gotha 1854).

Schnepper oder Schnäpper ist ein chirurgisches Instrument, dessen wesentliche Einrichtung besteht, daß mittels einer Stahlfeder eine oder mehrere vorher in einer Kapsel verborgene scharfe Klingen hervorgeschneilt werden. Die beiden Hauptarten dieses Instruments sind der Aderlassschnepper (phlebotomus), an welchem nur eine Klinge befindlich ist, und der Schröpfeschnepper (scarificatorium), mit welchem man mehrere, aber nicht so tiefe Einschnitte auf einmal macht. Hierher gehören auch mehrere der neuerdings erfundenen künstlichen Blutegel.

Schnepp (Jean Victor), Historien- und Genremaler, wurde 1787 zu Versailles geboren in Paris unter David's Leitung im Malen unterwiesen. Obschon einer der begabtesten Schüler dieses Meisters, machte er sich doch von den Einflüssen der Schule frei und schuf sich eine eigenthümliche Kunstweise. Im J. 1819 erschien von ihm das Bild des barmherzigen Samariters, dem mehrere andere, darunter Jeremias auf den Trümmern von Jerusalem, folgen. Im Auftrage des Staats malte er sodann für den Saal der Marschälle den großen Marschall in der Schlacht von Senef, die heil. Genoveva, für die Kathedrale von Tours aber den heil. Martin. Erst jetzt gelang es ihm nach Italien zu gehen und in Rom seine Studien zu vollenden. Hier erschloß sich ihm das südliche Volksleben und er lieferte mehrere tüchtige Genrebilder. Die vorzüglichsten sind: der alte Hirt in der Campagna, die Wahrsagerin, die Frau des Helden, besonders aber durch elegischen Charakter ausgezeichnet das Gelübde und das Gebet der Madonna. Zudem malte er bis 1850 noch eine Reihe ähnlicher Werke, vornehmlich die Überschwemmung, ein Gemälde von Kraft und Wirkung, auch in der Farbe. Außerdem sind eine Reihe von historischen Gemälden zu nennen, darunter die Jeanne d'Arc (1835), die Sonnenfäule von Montmorency in der Schlacht von St.-Denis (1836), Mazarin auf dem Sterbebette, der Kampf vor dem Hôtel de Ville am 28. Juli 1830. Besonders gerühmt wird sein heil. Elisabeth, sowie die religiösen Darstellungen, die er für die Magdalenenkirche und die Dame de Lorette ausgeführt. Endlich rühnen mehrere große Gemälde im historischen Museum zu Versailles von seiner Hand her; doch verrathen diese große Flüchtigkeit und den öfter ihm vorkommenden trüben Farbenton, während die Zeichnung fast immer sehr correct ist. Im J. 1840 zum Director der franz. Akademie in Rom ernannt, kehrte er dorthin zurück.

Schnittlauch oder Suppenlauch (*Allium Schoenoprasum*), eine Art der Gattung Lauch (*Allium*), welche  $\frac{1}{2}$ —1 F. hoch ist, rasenartig oder doch gesellschaftlich wächst und röhrige, pfriemförmige, grundständige Blätter, die fast so lang als der fast blattlose Schaft sind, eine vielköpfige, halbkugelige, einfache Dolde und bläulichrothe, selten fleischrothe Blüten hat, deren Abgefäße eingeschlossen sind. Er wächst wild an Flußufern, auf überschwemmten und summen Stellen in Mitteleuropa und wird in Gärten sehr häufig cultivirt, wo er nicht selten auch in die Einfassung der Beete verwendet wird. In Gebirgsgegenden kommt eine in allen Theilen zartere und stärkere Abart mit mehr beblätterten Schaften vor, welche als Alpenschnittlauch unterschieden wird. Man benützt den Schnittlauch allgemein als Gewürz an Suppen und anderen Speisen. In seinen Eigenschaften kommt er übrigens mit der gemeinen Zwiebel überein.

Schnorr von Karolsfeld (Weit Hand), Maler und Zeichner, geb. zu Schneeberg im Erzgebirge 11. Mai 1764, erhielt wenig Unterricht, fand sich aber innig von der Natur gezogen, in der er, sich selbst überlassen, lebte. Nach des Vaters Willen studirte er seit 1784 zu Leipzig die Rechte und wurde Notar. Doch als sein Vater starb, warf er die Jurisprudenz bei Seite und widmete sich ganz der Kunst. Er heirathete 1788 und ging nun nach Schneeberg in Preußen, wo er, durch Oser und Weiße an Hippel, Kant u. A. empfohlen, eine Aufnahme fand und durch Privatunterricht sich die nöthigen Subsistenzmittel erworb.

Im Betrieb seiner Mutter nahm er 1789 eine Lehrerstelle an der magdeburger Handlungsschule an, die er jedoch nach Verlauf eines Jahres wieder aufgab, um nach Leipzig zurückzugehen. Hier nun erst fing er an, mit rastlosem Eifer und Anstrengung aller seiner Kräfte sich unter der Leitung Oser's in der Kunst weiter auszubilden. Porträts in Öl und Miniatur, Zeichnungen, Arbeiten für Buchhändler mußten ihm seinen Unterhalt gewähren, während der freie Umgang mit Erhard, Heydenreich, Weiße, Müller und Seume ihn geistig anregte und ermunterte. Er wollte Seume 1801 auf dessen Spaziergange nach Syrakus begleiten, kam aber nur nach Wien und besuchte hierauf Paris. Endlich 1816 wurde er zum Director und Professor an der Leipziger Akademie ernannt, der er bis an seinen Tod 30. April 1841 vorstand. Bekannt ist sein Werk „Unterricht in der Zeichenkunst“ (Lpz. 1810, mit 61 Tafeln). Die meisten seiner





**Schnupftabak, f. Tabak.**

**Schnüren** nennt man im Allgemeinen das Umgeben einzelner Körpertheile mit schnur- oder artigen Gegenständen, die fest anliegen und mittels Zusammenziehen einen Druck ausüben. Ein solches Verfahren wird von der Heilkunde in manchen Fällen, z. B. bei Krampfzuckungen, mit Vortheil benutzt. Andererseits hat das Schnüren durch die Gewalt der Mode eine seitem noch nicht genug beschränkte Ausdehnung im gewöhnlichen Leben, namentlich beim weiblichen Geschlecht, zur Verschönerung der Form des Oberkörpers gefunden. Der Zweck ist hier, die Geradhaltung des Rückens zu befördern, theils den Busen emporzuheben und dessen Herabhängen zu verhindern, theils eine Taille, einen Einschnitt zwischen Ober- und Unterkörper, hervorzubringen. An die Stelle der frühern Schnürbrust ist durch die Französische Revolution, durch ihre Bestrebungen, antike Kleidung wieder modern zu machen, dem Geschmack in der Mode ein neues Gesicht gegeben, als sie naturgemäße Kleidung einführte, das Schnürleibchen aber fast gänzlich getreten, das zwar weniger, aber in vielen Fällen immer noch als schädlich sich erweist, namentlich wenn es durch das Blankschnüren auf Brust, Magen und Unterleib einen Druck ausübt. Dieser verlegt am häufigsten die Leber, auf welcher dadurch schmerzhaftes Schwellen (die sogenannten Schnürstreifen) entstehen, ferner den Magen, die Därme, den gesammten Blutlauf im Unterleibe und zum Theil den der Brusthöhle, ferner einzelne Nervenäste und Muskeln der Außenfläche des Körpers. Ein Schnürleibchen, welches diese Fehler nicht hat, ist schwer zu finden, jedenfalls nicht ohne ärztliche Kenntnisse. Wenn die jungen Damen durch Turnen körperlich ausgebildet würden, so würde die dadurch hervortretende natürliche Schönheit der Körper mit allen jene Kunstleiden so weit übertreffen und die Körperhaltung so fest werden, daß die Schnürleiber ganz entbehrt werden könnten. Dann würde sich wol das Schnüren auf die Fälle beschränken, wo die Medicin oder die Kosmetik (s. d.) einem vorhandenen Übelstande abzuhelpen. Selbst die Orthopädie ist in neuerer Zeit eifrig bemüht gewesen, das von ihr früher viel angewendete Schnüren durch bei weitem weniger schädliche Mittel zu ersetzen. Vgl. Niederle, Darstellung der großen Nachtheile und der für die Gesundheit höchst nachtheiligen Folgen, die das Tragen der Schnürbrüste, besonders aber das feste Schnüren bewirkt" (Queblind. 1849); Richter, „Rede über die weibliche Schönheit" (Dresd. 1849).

**Schwyder von Wartensee** (Xaver), ausgezeichnete Componist und Tonkünstler, geb. am 1. März zu Luzern, erhielt seinen ersten Unterricht im väterlichen Hause, besuchte das Gymnasium sodann das Lyceum seiner Vaterstadt und zeigte schon in früher Jugend ebenso viel Energie als Eifer für Musik. Von seinem Vater zur staatsmännischen Laufbahn bestimmt, unterzog er sich nur wenige Monate der Arbeit auf einem Finanzbureau in Luzern und widmete sich dann von 1810 an ausschließlich der Kunst und den freien humanen Studien. Nach einem Aufenthalte in Zürich lernte er 1811 Beethoven in Wien kennen, der sich für seine ersten Compositionsversuche interessirte und stets ausführlich in Kritik derselben einging. Erst in Wien, dann im benachbarten Baden setzte er seine musikalischen Arbeiten und Studien bei Kienlen fort. Eine Feuersbrunst in Baden im Sommer 1812 vernichtete einen Theil seiner frühern Compositionen und Gedichte. Noch in demselben Jahre kehrte S. auf den von ihm ererbten Familiensitz, Schloß Wartensee am Sempachersee, zurück, nahm bald darauf bei Pestalozzi in Yverdon eine Lehrerstelle an, siedelte aber im Herbst 1817 nach Frankfurt über, wo er ein reiches Kunstleben und zahlreiche Schüler fand. Im Jahre 1831 lernte er daselbst den Pädagogen F. Fröbel kennen, den er zur Errichtung einer Erziehungsanstalt auf seinem Gute Wartensee veranlaßte. Sein Aufenthalt in Frankfurt veranlaßte verschiedene Reisen, brachten ihn mit Goethe, J. Paul, Börne, Spohr, Döbereiner und andern bedeutenden Männern in freundliche Berührung. Nach dem Verlaufe seines Familienlebens lebte S. 1844—49 auf einem von ihm gegründeten reizenden Landsitze bei Luzern, wo er jedoch wieder zu seinem frühern Wirkungskreise in Frankfurt zurückkehrte. Er gründete daselbst zwei neue musikalische Vereine für Vocal- und Instrumentalmusik. Eine schwere Krankheit und die in der Schweiz verbreitete falsche Nachricht seines Todes veranlaßten vielfache Äußerungen einer allgemeinen Theilnahme und Anerkennung. S. ist Verfasser vieler Gedichte, zum Theil humoristischen Inhalts. Zu seinen zahlreichen musikalischen Compositionen gehören: „Der Friede“, Cantate zu Ehren Pestalozzi's; das Oratorium „Zeit und Ewigkeit"; die romantische Oper „Fortunat"; die Schweizeroper „Heimweh und Heimkehr" u. s. w. Die Kunstkritik nennt S. einen der ersten Contrapunctisten und bezeichnet seine Musik als oft originell, immer aber klar, melodisch und von seltener Correctheit.

**Schoß** bezeichnet im Allgemeinen eine Anzahl von 60 Stücken. Ob die Rechnung nach



ischen und metaphysischen Schriften des Aristoteles, wenn auch zunächst nur durch das ihm höchst unvollkommener Übersetzungen, geführt, und sowie sich der Gesichtskreis der Scholastiker dadurch erweiterte, so gewannen auch ihre Gedanken festere Haltepunkte. Die ungeheure Herrschaft des Aristoteles fällt demnach erst mit der eigentlichen Blütezeit der Scholastik zusammen und es treten nun allmählig die großen durchgeführten Systeme der christlichen Logik hervor. Nächste Alexander von Hales (s. d.), waren die drei Heroen der Scholastik, d. h. Gr. (s. d.), Thomas von Aquino (s. d.) und Duns Scotus (s. d.), um welche sich eine Anzahl mehr oder weniger selbstständiger Schüler und Anhänger gruppirt. Der Ruhm und der Einfluß, den solche Männer hatten, war in jenen Jahrhunderten um so größer, je mehr Mangel des Buchdrucks die Lernenden an die Person des Lehrers band und die vielen öffentlichen und feierlichen Disputationen der dialektischen Schlagfertigkeit mannichfaltige Gelegenheiten gaben, das Staunen der Zuhörer zu erregen. Die Verehrung, welche man ausgezeichneten Lehrern zollte, zeigte sich darin, daß man ihnen ehrende Beinamen beilegte, unter welchen häufig citirt werden. So hieß Alanus von Rhyssel *doctor universalis*, Alexander von Hales *irrefragabilis*, Duns Scotus *doctor subtilissimus*, Thomas von Aquino *doctor angelicus*, Wilhelm Durand aus St.-Pourcain *doctor resolutissimus* u. s. w. Mit Thomas von Aquino und Duns Scotus hatte die Scholastik ihren Höhepunkt erreicht, und verschiedenartige Strömungen wirkten zu ihrem allmählichen Verfall zusammen. Die Mystik, eine gläubige Gefühlswissenschaft, hatte fortwährend einen Gegensatz zu der scholastischen Verstandestheologie gebildet. Im 2. Jahrh. vertraten diese Richtung hauptsächlich das Kloster zu St.-Victor in Paris und Hildegard von Clairvaux (s. d.), im 13. Jahrh. Bonaventura (s. d.), bis der Mysticismus im 14. Jahrh. bei Joh. Tauler, Thomas von Kempen, im 15. bei Joh. von Gerson, aus von Clemenges u. A. auch durch seine ethische und praktische Tendenz in entschiedener Abgrenzung gegen die Scholastik auftrat. Innerhalb der Scholastik selbst hatten die dialektischen Gedankenwendungen häufig auf Folgerungen geführt, die sich mit dem Dogma nicht wohl vereinigen ließen, und es gewann allmählig die Unterscheidung zwischen philosophischer und theologischer Wahrheit, also der Satz: es könne etwas philosophisch wahr und theologisch falsch sein und umgekehrt, eine für die Scholastik selbst bedenkliche Geltung. Dazu kamen die abweichenden Meinungen, welche sich unter den Scholastikern selbst auch über nicht theologische Fragen gebildet hatten, und außerdem pflanzten sich die Meinungsverschiedenheiten zwischen Thomas von Aquino und Duns Scotus auf die mächtigen Orden der Dominicaner und der Franziskaner fort. Endlich erhob der Nominalismus in Wilh. von Occam sein Haupt wieder und zerstörte der Scholastik durch die Bestreitung der Voraussetzungen eines ganz unkritischen Realismus ihre Hauptstütze. Der Nominalismus war aber seiner Natur nach unfähig, einen Fortschritt in der Richtung hervorzubringen, in welcher sich die bisherige Art zu philosophiren behauptete, und so erfolgte nun mit seinem Wiedererstehen zugleich immer mehr der innere Verfall der Scholastik, während der Nominalismus selbst noch im 15. Jahrh. an Buridan, D'Ailly u. A. berühmte und glänzende Vertheidiger aufzuweisen hatte, auch die alte scholastische Lehrart sich noch bis ins 17. Jahrh. hinein auf den Universitäten erhielt. Wie schwierig die schöpfende Geschichte der Scholastik sein würde, kann man aus dem Umstande abnehmen, daß die gedruckten Schriften Albert's d. Gr., des Thomas von Aquino und des Duns Scotus allein zusammen 51 Foliobände füllen. Bei der Beurtheilung der Scholastik, die in neuerer Zeit vielfach günstiger geworden, darf man nicht bloß den Fleiß, den Scharfsinn und den tiefen Verstand in Anschlag bringen, den ihre Vertreter in der Behandlung dogmatischer Probleme theilweise gezeigt haben, sondern man muß auch nicht vergessen, daß sie die Wissenschaften, welche mit der Dogmatik nichts zu thun haben, durchaus nicht gefördert haben. Je tiefer sie zuletzt in die abgeschmacktesten Wortstreitigkeiten sich verlor, desto entschiedener wurden den vorwärts strebenden Köpfen die Abneigung gegen sie. Männer wie Lorenz Valla, Erasmus, Rudolf Agricola, Petrus Ramus u. A. verfolgten ihre Geschmackskritik, die Illiberalität der Denkungsart, die Armuth an wirklichen Kenntnissen, die slavische Nachahmung des Aristoteles mit allen Waffen des Ernstes und des Spottes. Gleichwol mußten durchgreifende Ereignisse wie die Wiedererweckung der klassischen Literatur, die Erfindung der Buchdruckerkunst, die ersten großen Entdeckungen eines Galilei und Torricelli, Kepler und Kepler in den Naturwissenschaften und die Reformation zusammenwirken, um diese des Geistes allmählig zu brechen. Die scholastische Lehrart verlor sich selbst in Deutschland Frankreich nur sehr langsam; in den katholisch gebliebenen Ländern fand sie namentlich in Jesuitischen Schulen eine einflußreiche Stütze und ist selbst jetzt noch nicht ganz verschwunden.





lung und Druckerei übernehmen sollte. Doch mancherlei gewagte Unternehmungen und Speculationen des Handels 1812 wirkten auch auf dieses Geschäft so nachtheilig, daß er nur die Unterstützung eines großmüthigen Freundes dem Fallissement entging. Nach dem Tode der Verbündeten in Paris wurde S. auf Empfehlung von Alex. von Humboldt mit dem Titel als Hofrath in das Cabinet des Königs von Preußen angestellt. Nach der Abreise des Königs blieb er bei der preuß. Gesandtschaft. Der Fürst Staatskanzler von Hardenberg rief ihn nach Wien, wo er bis zur Beendigung des Congresses blieb; dann war er wieder bis zum Tode des Königs in Aachen als Legationsrath der preuß. Gesandtschaft in Paris zugetheilt. Im J. 1813 wurde er in Berlin mit dem Titel eines Geh. Oberregierungsraths als vortragender Rath des Fürsten Staatskanzler angestellt; diesen begleitete er zu den Congressen in Teplitz, Troppau, Laibach, auch 1822 nach Verona. Nach dem Tode des Fürsten Staatskanzlers nahm er nur einen geringen Antheil an den Staatsgeschäften und widmete sich ganz literarischen Arbeiten. Zu Behufe derselben unternahm er 1830 eine Reise nach Paris, wo er 6. Aug. 1833 starb. Von seinen zahlreichen Werken nennen wir die „Histoire abrégée de la littérature grecque“ (1 Bde., Par. 1813; 2. Aufl., 1824; deutsch von Schwarze und Winder, 3 Bde., Berl. 1828) und „Histoire de la littérature romaine“ (4 Bde., Par. 1815); „Recueil des pièces de la littérature des destinées à dé tromper les Français sur les événements qui se sont passés depuis les années“ (9 Bde., Par. 1814—16); „Congrès de Vienne“ (Par. 1816); seine Fortsetzung von Koch's „Histoire abrégée des traités de paix etc.“ (15 Bde., Par. 1817—18); „Mémoires politiques ou diplomatiques“ (3 Bde., Par. 1818—19); „Tableau des révolutions de l'Europe“ (3 Bde., Par. 1823) und vor allem seinen „Cours d'histoire des états depuis la chute de l'empire romain jusqu'en 1789“ (Bd. 1—46, Par. 1830—36).

**Scholle** oder **Plattfisch** (*Pleuronectae*) heißt eine sehr ausgezeichnete Familie der Fische. Die Abtheilung der Kehlweichflosser und sind durch die ganz eigenthümliche, unsymmetrische Gestalt des Körpers von allen andern Fischen leicht zu unterscheiden. Der Körper ist nämlich an einer Seite platt zusammengedrückt, aber auf der einen Seite dunkler, auf der andern weiß oder hell, und der Kopf so sonderbar verdreht, daß beide Augen auf die dunklere Seite zusammen kommen und das Maul schief ist. Daher kommt es, daß, durch die Färbung und die Stellung der Augen getäuscht, die dunklere Seite öfters als der Rücken und die weißliche als die Bauchseite angesehen wird. Allein den Rücken bildet jene scharfe Kante, welche mit einer vom Kopf beginnenden und bis zur Schwanzflosse fortlaufenden Flosse (Rückenflosse) besetzt ist, der Bauch ist der entgegengesetzte Rand, welcher von der Afterflosse ganz eingefaßt wird. Die Brust- und Bauchflossen sind aber auseinandergerissen und stehen auf verschiedenen Seiten. Schollen besitzen keine Schwimmblase und verbringen die meiste Zeit auf dem Schlamm am Grunde des Bodens liegend, wobei sie die dunklere, augentragende Seite nach oben richten und auf ihre Beute lauern. Nur wenn die Scholle aufgestört wird, richtet sie ihren Körper auf und schießt eine Strecke pfeilschnell fort, geht dann in langsame, wellenförmige Bewegungen über und senkt sich endlich wieder auf den Boden nieder. Der Rumpf besteht wesentlich aus Schwanz, da die Eingeweidehöhle unmittelbar hinter dem Kopfe nur einen kleinen Raum einnimmt. Alle Fische dieser Familie leben im Meere; doch kommen einige auch in das frische Wasser großer Flußmündungen und zwei von den europ. Arten steigen selbst die Flüsse hinauf. Sie leben meistens in Gesellschaften zusammen, haben ein sehr zähes Leben und ein meist sehr schmackhaftes Fleisch, das eine gesunde und angenehme Nahrung abgibt. Einige gehören zu den leckersten Seefischen. Die größte Zahl der Arten findet sich in den gemäßigten Breiten und nimmt nach Norden schnell ab. Linné hatte alle Fische dieser Familie zu einer Gattung vereinigt, welche man jetzt nach der Bildung der Flossen und Zähne in mehrere Gattungen theilt.

Die eigentliche Gattung Scholle (*Platessa*) hat einen ovalen oder fast rautenförmigen Körper. Rücken- und Afterflosse reichen nicht ganz bis zur Schwanzflosse, die Augen stehen auf der rechten Seite und die Zähne sind stumpf-schneidend. Zu ihr gehört der Flunder (*P. vulgaris*), welcher an den Küsten der Nordsee und eines Theils der Ostsee außerordentlich gemein ist; 2—20 Zoll lang und auf grünlichgelbem Grunde schwarz gefleckt ist. Da er ein zähes Leben hat, so kann er ziemlich weit landeinwärts transportirt werden. Er wird nicht allein frisch, sondern auch geräuchert genossen; doch ist sein Fleisch minder schmackhaft als das mancher andern Plattfische. Ihm ähnlich ist der im Nordischen Meere wohnende Plattfisch oder die Scholle (*P. vulgaris*), welche auf braunem Grunde roth gefleckt ist und 4—7 Höcker auf dem Rücken und ein zarteres, wohlgeschmackteres Fleisch besitzt. Sie wird gesalzen und getrocknet. Die in der Nord- und Ostsee lebende Riesenscholle (*P. limanda*) ist wie eine Keile-

rauh, 8—10 Zoll lang und durch Wohlgeschmack und Zartheit des Fleisches ausgezeichnet, als seltener. In Paris wird sie allen andern Plattfischen vorgezogen. Die Dole (*P. cynogloss* an den westfranz. Küsten zeichnet sich durch ansehnliche Größe und verwaschene Marmorirung auf gelbbraunem Grunde aus. Die Gattung Butt (*Rhombus*) ist von der vorigen durch hochförmige spizige Zähne und die meistens auf der linken Seite stehenden Augen verschieden. In der Nord- und Ostsee, aber auch im Mittelmeere lebende Steinbutt oder Turbot (*R. maximus*) war schon den alten Griechen und Römern bekannt und ist stets geschätzt worden. Gewöhnlich wiegt er 5—10 Pf.; doch sind auch schon Exemplare von 75, ja selbst von 190! gefangen worden. Noch größer, als die vorige Art gewöhnlich, ist der Heiligbutt (*R. hippoglossus*), der 6—7, ja selbst bis 12 F. lang werden soll. Er ist sehr fett und wird eingeweideten Heringen vorgezogen, doch meistens nur von armen Leuten gegessen. Der Kopf jedoch in Hamburg und Holland für eine leckere Speise. Der Glattbutt (*R. vulgaris*) ist noch geringer als der Steinbutt, aber bei weitem nicht von gleichem Wohlgeschmack. Er ist völlig glatt und seine dunklere Seite braun und gelb marmorirt. Die Gattung Sohle (*Solea*) hat längliche, zungenförmige Gestalt, und die Rücken- und Afterflosse reichen völlig bis zur Schwanzflosse. Zu ihr gehört die an den meisten Küsten Europas lebende gemeine Zunge (*S. vulgaris*), welche ein treffliches Fleisch hat und sich in großer Menge findet. Ihr Fleisch geht leicht in Verderbniß über.

**Schöllkraut** (*Chelidonium*) ist der Name einer zu den Mohngewächsen gehörenden Pflanzengattung, welche durch zweiblättrigen Kelch, vierblättrige gelbe Blume und eine schotenartige einfächerige Kapsel sich unterscheidet. Es sind ausdauernde Kräuter, voll eines saftigen Milchsaftes. Die Blätter sind unpaarig gefiedert, mit gelappten Blättchen und die Blüthe einfach doldig. Überall an schattigen Stellen, Zäunen, Gebüsch, Mauern und auf Feldern haufen in Europa ist das große Schöllkraut (*Ch. majus*) gemein, welches von Mai bis September blüht. Die Wurzel und das Kraut riechen frisch unangenehm, schmecken scharf und enthalten einen gelben Farbstoff (*Chelidorianthin*), einen flüchtigen scharfen Stoff, ein Alkaloid (*Chelidonin*), ein Subalkaloid (*Pyrrhopin* oder *Chelerythrin*), grünes Weichharz, Gummi, Bafforin, eine eigene Säure und mehrere Salze. In größerer Gabe wirken sie wie narkotisch scharfe Gifte, in kleinern Gaben aber sehr wohlthätig auf das lymphatische System auf sämtliche Secretionsorgane; sie dienen deshalb als Heilmittel bei Krankheiten des Uterus, Dyskrasien u. s. w. Außerlich wird der Milchsaft besonders gegen Warzen gebraucht sowie auch gegen einige Hautausschläge und selbst gegen Hornhautflecke empfohlen. Am wirksamsten als Heilmittel ist der frisch ausgepresste Saft. Mit der Wurzel kann man auch gelb färben. Diese Farbe hält sich gegen Alkalien, Salze und Säuren unveränderlich, ist an der Sonne nicht haltbar.

**Scholz** (Joh. Martin Augustin), kath. Theolog, geb. 8. Febr. 1794 zu Kapisdorf bei Lau, erhielt seine Schulbildung auf dem kath. Gymnasium seiner Vaterstadt, wo er auch seit 1811 auf der Universität Theologie und Philologie studirte. Schon 1814 erhielt er für seine Schrift über die Parabel von den Arbeitern im Weinberge den von der kath.-theologischen Facultät gesetzten Preis. Bald wurde die kritische Bearbeitung des neutestamentlichen Textes sein Hauptstreben. Nachdem er daher seit 1815 die Bibliotheken in Wien benützt hatte, machte er zu diesem Zwecke 1817—19 Reisen nach Paris und London, sowie durch die Schweiz und Italien. Im J. 1820 als außerordentlicher Professor der Theologie an die Universität zu Bonn berufen, zog er es vor, sich der Gesellschaft anzuschließen, die unter der Führung des Generalen von Nutoli die Erforschung Agyptens und der benachbarten Gegenden beabsichtigte. Freilich lang dieser Plan in Folge einer Spaltung unter den Reisenden; doch ging S. von Rom am 5. Jan. 1821 nach Palästina und Syrien. Nachdem er diese Länder vier Monate lang untersucht hatte, kehrte er nach Triest zurück und begab sich nach Breslau, wo er im Oct. 1821 die Priesterweihe erhielt. Hierauf trat er sein Lehramt in Bonn an, wo er 1823 zum ordentlichen Professor ernannt wurde. Die von ihm herausgegebene „Reise in die Gegend zwischen Adrien und Parätonium, die Libysche Wüste, Siwa, Agypten, Palästina und Syrien im J. 1820 und 1821“ (Lpz. und Sorau 1822) ist ein Auszug aus seinem Tagebuche. In Bonn erwiderte er wieder an die kritische Bearbeitung des Textes des Neuen Testaments. Als gereifte Frucht seiner langen Studien erschien endlich das „Novum Testamentum graece“ (2 Bde., Lpz. 1827—35). Außer den Fortsetzungen einiger Werke von Brentano und Dereser ist noch sein „Buch der biblischen Archäologie“ (Bonn 1834) zu erwähnen. S. starb 1853. An dem Streit über den Hermesianismus hatte sich S. nicht betheiligt.



**Schömann** (Georg Friedr.), ausgezeichnete Philolog und Alterthumsforscher, geb. 28. Juni 1795 zu Stralsund, besuchte die Schule zu Anklam und studirte seit 1809 Philologie auf den Universitäten zu Greifswald und zu Jena, wo namentlich Luden's Vorlesungen einen entschiedenen Einfluß auf seine wissenschaftliche Richtung hatten. Schon 1813 erhielt er das Conrectat in Anklam; im folgenden Jahre kam er in gleicher Eigenschaft an das Gymnasium zu Greifswald, rückte 1817 in die Stelle des Prorectors auf und wurde 1826 zum außerordentlichen, sehr bald darauf zum ordentlichen Professor der alten Literatur und Eloquenz an Universität daselbst, später auch zum Bibliothekar, 1853 zum Geh. Regierungsrath ernannt. Seine akademische und schriftstellerische Thätigkeit erstreckte sich anfangs vorzugsweise auf die Kenntniß des attischen Gerichtswesens und auf die nächsten Quellen desselben, die attischen Redner. Durch gründliche Gelehrsamkeit, Klarheit und tiefe Auffassung zeichnen sich seine hergehörigen Schriften aus: „De comitiis Atheniensium“ (Greifsw. 1819); „Der attische Proceß“ in vier Büchern (Halle 1824), den er gemeinschaftlich mit M. H. E. Meier bearbeitete; die „Antiquitates juris publici Graecorum“ (Greifsw. 1838) und die schätzbare, mit reichhaltigen Commentar ausgestattete Ausgabe der Reden des „Isäus“ (Greifsw. 1831), eine deutsche Übersetzung desselben Redners (Stuttg. 1830) vorausgegangen war. Einen reichen Reichthum an sprachlichen und sachlichen Bemerkungen bietet die Ausgabe von Plutarch's „Agis et Cleomenes“ (Greifsw. 1839). In neuester Zeit hat sich S. der Erklärung des Dichters zugewendet, besonders des Aeschylus, dessen „Gefesselter Prometheus“, griechisch mit Einleitung und Anmerkungen“ (Greifsw. 1844), wovon auch die deutsche Übersetzung allein mit einer einleitenden Abhandlung über die Prometheus-Trilogie und einer Schilderung des gelösten Prometheus erschien (Greifsw. 1844), sowie dessen „Eumeniden“, deutsch mit Einleitung und Anmerkungen“ (Greifsw. 1845) ein genaues und feines Verständniß des Dichters verrathen. Auch gab er Cicero's Werk „De natura Deorum“ (Lpz. 1850) heraus. Unter den zahlreichen kleinern akademischen Schriften sind aus neuerer Zeit viele der Erklärung und Kritik der Hesiodischen Theogonie gewidmet; darunter verdienen besondere Erwähnung: „De falsis indiciis lacunarum theogoniae Hesiodae“ (Greifsw. 1843); „De Nereidum et Nereidum catalogis Hesiodae“ (Greifsw. 1844); „De Titanibus Hesiodae“ (Greifsw. 1844); „De Nymphis Meliis, Gigantibus et Erinyis“ (Greifsw. 1845); „Compendium theogoniae Hesiodae cum Homericis“ (1847); „De poesi theogonica Graecorum“ (1850); „De Typhoeo Hesiodae“ (1851); „De Cupidine cosmogonico“ (1852); „De Phoroneusque familia“ (1852); „De Pandora“ (1853); „De appendice theogoniae Hesiodae“ (1851); „De compositione theogoniae Hesiodae“ (1854) u. s. w. Unter den deutsch verfaßten Gelegenheitschriften sind hervorzuheben: „Das Ideal der Hera“ (Greifsw. 1847); „Das sittlich-religiöse Verhalten der Griechen zur Zeit ihrer Blüte“ (Greifsw. 1848); „Vorträge über die Genien“ (Greifsw. 1845).

**Schomburgk** (Friedr. Herm. von), berühmter General des 17. Jahrh., geb. in Heidelberg, diente zuerst im Heere des Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien, dann unter dessen Bruder Wilhelm. Rühmlich bereits bekannt, trat er 1650 in franz. Dienste. Im J. 1661 wurde er im Auftrage Ludwig's XIV. nach Portugal und befehligte dort so glücklich, daß Spanien zum Frieden und zur Anerkennung des Hauses Braganza genöthigt wurde. Für gleich ausgezeichnete Dienste in Catalonien 1672 erhielt er endlich, obschon er Protestant war, 1675 den Einmarsch in die Niederlande den Marschallstab. Beim Feldzuge in den Niederlanden wurde er 1676 Mastricht. Als 1685 das Edict von Nantes aufgehoben wurde, verließ er Frankreich und trat in die Dienste des Kurfürsten von Brandenburg, der ihn als Gouverneur anstellte, als Generalissimus seines Heeres und als Staatsminister anstellte. Später trat S. in portug. Dienste, in welchen er zum Grafen von Mertola und Granden von Portugal ernannt wurde, und zuletzt in holl. Dienste, wo er den Prinzen Wilhelm von Oranien auf seiner Expedition nach England begleitete. Er folgte ihm 1689 nach Irland, wo Jakob eine Landung verhoffte, und ging, um diesen, der gegenüberstand, anzugreifen, an der Spitze seiner Reiterei am 1. Juli 1690 über den Boyne. Hier schlug er die feindliche viel stärkere Reiterei, während er das Fußvolk seines Schwiegervaters warf; doch schwer verwundet, mußte er den Sieg um sein Leben bezahlen.

**Schomburgk** (Sir Robert Hermann), berühmter Reisender, wurde 5. Juni 1804 zu Freienau an der Unstrut geboren, wo sein Vater ein Predigtamt bekleidete, welches er nachher mit dem Hofe zu Voigtstädt bei Artern in Thüringen vertauschte. Zum Kaufmann bestimmt, erwarb S. die Handlung in Naumburg, und beschloß dann, sein Glück in den Vereinigten Staa-



1849 nach Australien auszuwandern, wo er seitdem als Farmer in ziemlich glücklichen Verhältnissen lebt. Die von ihm 1855 an die londoner Geographische Gesellschaft eingesandten und Journal derselben veröffentlichten Beobachtungen sind namentlich für die Meteorologie Italiens wichtig. — Schomburgk (Moriz Richard), der dritte Bruder, unternahm 1840 in Leitung Robert's auf Kosten des Königs von Preußen die Reise nach Guiana, deren Beschreibung („Reisen in British-Guiana in den J. 1840—44“, 3 Bde., Lpz. 1847—48) außerordentlich werthvolle Zusammenstellungen über die Fauna und Flora dieses Landes enthält. Von den reichhaltigen botanischen, zoologischen, geologischen und ethnographischen Sammlungen mag es ihm jedoch nur, einen kleinen Theil glücklich nach Europa zu bringen. Die Herausgabe seines Werks hatte ihm bedeutende Opfer gekostet, und da es ihm nicht glücken wollte, sich in seinem Vaterlande eine sorgenfreie Existenz zu sichern, so schiffte er sich 1849 gleichfalls nach Italien ein, wohin auch der vierte Bruder, Julius, später folgte.

**Schön** ist für die theoretische Kunstbetrachtung einer der wichtigsten Begriffe: man bezeichnet gewöhnlich das Wesen der Kunst als die Darstellung des Schönen. Nichtsdestoweniger ist eine ähere Erklärung des Schönen äußerst schwierig. Der Sprachgebrauch nennt in Natur und Kunst bereits jede Linien- und Formschwingung schön, die das Auge reizt und die Seele mit Wohlgefallen ergötzt; die Ästhetik (s. d.) ihrerseits ist strenger und bezeichnet diese sinnliche Gefälligkeit mit dem Ausdrucke des Reizenden und Angenehmen. Die Ästhetik beschränkt den Begriff des Schönen nur auf solche Gegenstände, in denen die sinnliche Form und Erscheinungsweise durch die geistige Idee, die ihr zu Grunde liegt, bestimmt und bedingt ist, in der Form und Inhalt ganz und gar ineinander aufgehen und im innigsten Gleichgewichte stehen. Die Begriffsbestimmung ist besonders von der Schelling'schen und Hegel'schen Philosophie ausgegangen. Danach bestimmen sich auch die verwandten Begriffe des Erhabenen (s. d.), Komischen (s. d.) und Hässlichen (s. d.). Schön ist das harmonische Gleichgewicht und die innige Verbindung des Geistigen und Sinnlichen. Im Erhabenen überragt das Geistige das Sinnliche, im Komischen das Sinnliche das Geistige; das Hässliche ist die rohe, geistverlassene Sinnlichkeit. Derjenige Theil der Ästhetik, der diese Begriffe näher entwickelt und in ihrem lebendigen Selbstverhältnisse darstellt, heißt Metaphysik des Schönen. Die vollständigste Metaphysik des Schönen gibt Vischer in seinem Buche „Über das Erhabene und Komische“ (Stuttg. 1837) und die ersten Theile seiner „Ästhetik“ (Reutl. 1846). Mit dieser Begriffsbestimmung allein aber ist natürlich nicht gethan. Da verschiedene Zeiten und Völker einen verschiedenen Inhalt haben und von diesem Inhalte auch die jedesmalige Darstellung abhängt, so ist die äußere Erscheinung des Schönen nach den verschiedenen Kunstepochen auch immer sehr wandelbar. Wer daher eine wahre und lebendige Erkenntnis des Schönen sich zu erwerben strebt, darf sich nicht auf die Ästhetik beschränken, sondern muß mit dieser vor allem auch das Studium der allgemeinen Kunstgeschichte verbinden. Die Ästhetik zeigt das Schöne nach seiner allgemeinen Bedeutung, die Kunstgeschichte in seiner besondern, durch Zeit und Ort bedingten Erscheinung. — Beurtheilung der Schönheit des menschlichen Körpers wie jedes andern Naturkörpers bedingt zum Theil den Standpunkt, den wir ihm gegenüber einnehmen. Sowie wir einen ästhetischen Gaul (als Frachtpferd), einen engl. Renner oder Araber (als Reitroß) jeden in seiner Art schön nennen können, so auch einen Neger neben einem Europäer oder rothhäutigen Indianer. Jedoch müssen die Formen des schön zu nennenden Individuums dem durch Erfahrung und Wissenschaft festgesetzten Begriff der Gattung und Art in möglichster Reinheit entsprechen: z. B. dem Naturforscher ist ein schöner Krystall derjenige, an welchem alle Flächen regelrecht entwickelt sind, ein schöner Bandwurm der, an welchem reife und unreife Glieder als Hals, Kopf, Hakenkränze und Saugmündungen gleich ausgebildet und gut erhalten sind. Auch die menschliche Schönheit nicht auf Augen, Gesicht, Hautfarbe u. s. w. beschränkt, sondern es muß im Ganzen Harmonie herrschen, sowol im Bau (die Proportionslehre der Natur und Künstleranatomen) als auch in den Stoffwechsel und die Säftemischung an den Färbungen der Haut und anderer äußerer Theile, in den von der Menge und Festheit des Fleisches abhängigen Rundungen und Wölbungen der Oberflächen, in den Eigenschaften des Baues und Elasticität der Faser, sowie die Vollkommenheit der willkürlichen und unwillkürlichen Nerventhätigkeit (Innervation) ausdrückenden Körperbewegungen (Mienen, Gesten u. s. w.). Zur Erhaltung und Entfaltung der Schönheit des Körpers dient eigentliches, was denselben gesund erhält: gute und hinreichende Nahrung, gehöriges Maß und regelmäßiger Wechsel von Ruhe und Arbeit, von Schlaf und Wachen, Reinlichkeit, Hautpflege, Gymnastik u. s. w. Insofern letztere Mittel, nebst Unterricht und Studien, bildendem Umgang





thel zu Kolmar; auch Wien besitz treffliches von seiner Hand. Er hat zwar den Realismus, ihn zuerst die van Eyck's ausgebildet, schon ganz in sich aufgenommen; er geht jedoch nicht hr auf das Einzelnste ein und bezeichnet z. B. die Stoffe nicht, deutet die landschaftlichen tergründe nur an, faltet die Gewänder einfacher und würdiger und verfärbt auch im Colorit mäßig und andeutungsweise. Dabei ist seine Gesamtauffassung edel und mild, der Aus- frei von individueller Härte und voll schönen Ernstes. Sein vorzüglichstes Werk ist die iter Gottes im Rosenhag (jezt im Querschiff des Münsters zu Kolmar), fast mehr als le- groß, eines der vorzüglichsten Werke der alten deutschen Kunst. Als Kupferstecher nimmt inen sehr hohen Rang ein. Hier besonders hat er oft in großen, figurenreichen Composition- eine hohe Begabung als Historienmaler an den Tag gelegt, wie z. B. in seiner Passion. Technik des Stiches ist bei aller Zartheit doch frei und kräftig. Das Schönste in dieser Art einige Niellen, deren vorzüglichste (in Silber) auf der Bibliothek zu Basel aufbewahrt wird. ) seine Familie scheint in diesem Fache Bedeutendes geleistet zu haben und es ist mehr als rscheinlich, daß der berühmte „Meister E. S.“, dessen Compositionsweise ganz mit dem : der Kolmarer Schule übereinstimmt, ebenfalls ihr angehört hat.

**Schönaich** (Christoph Otto, Freiherr von), deutscher Dichter, geb. zu Amtzig in der Nieder- 12. Juni 1725, ließ als junger sächs. Lieutenant ein Epös „Hermann“ (Lpz. 1751; ufl., 1805) drucken. Sofort nahm sich Gottsched in Leipzig seiner an, ließ ihn 1752 zum ter krönen und suchte ihn im Gegensatz gegen Klopstock und dessen Freunde zum Muster deutschen Dichtkunst zu erheben. Aber ein neues Heldengedicht „Heinrich der Vogler“ l. 1757), sowie mehre Trauerspiele, Oden u. dgl. zeigten nur immer mehr sein und seines ners poetisches Unvermögen, sodaß sein Name sprüchwörtlich für einen schlechten Dichter e. Einen noch schlimmern Eindruck machte seine anonyme Schmähschrift gegen Klopstock: „ganze Ästhetik in einer Nuß“ (Berl. 1754). Er starb vergessen in Amtzig 15. Nov. 1805.

**Schönbein** (Christian Friedr.), verdienter Chemiker, geb. 18. Oct. 1799 zu Misingen : Urach, beschäftigte sich nach vollendeter Schulzeit einige Jahre mit technischer Chemie, ete sich hierauf zu Tübingen und Erlangen dem Studium der Naturwissenschaften und lte 1824 — 25 chemisch-physikalischen Unterricht zu Reilhau bei Rudolstadt. Behufs : weitem wissenschaftlichen Ausbildung ging er 1826 nach England, dann nach Pa- is er 1828 einen Ruf an die Universität Basel annahm. Neben seinem Lehrberufe S. in dieser Stadt, die ihm das Ehrenbürgerrecht ertheilte, seit einer Reihe von Jahren itglied des Großen Raths sowie einiger städtischen Behörden. S. verdankt die Chemie e sehr bedeutende Entdeckungen. Seine erste Arbeit betraf die Passivität des Eisens, welche er Reihe voltaischer und elektrochemischer Untersuchungen führte. Im J. 1839 entdeckte : Ozon, im März 1844 die Thatsache, daß auch der Phosphor das Vermögen besitzt, den hm in Berührung gesetzten Sauerstoff in den ozonisirten Zustand überzuführen. Die : suchungen des Ozons und eigenthümliche hypothetische Ansichten über die chemischen Be- ngen dieses Körpers zu den Monohydraten der Salpetersäure und Schwefelsäure leiteten : Nov. 1845 zur Entdeckung des Nitrosacharin, des Nitroamylum, dann, was seinen en auch in den weitesten Kreisen bekannt machte, des Nitrofibrin oder der Schießwolle. Schießbaumwolle.) Noch gegen Ende 1845 stellte S. das Collodium (s. d.) dar, eine ig von Schießwolle in weingeisthaltigem Äther, die er alsbald zur chirurgischen Anwendung ahl und die auch bereits 1846 von Prof. Jung in Basel in die medicinische Praxis einge- wurde. In neuester Zeit beschäftigt er sich beinahe ausschließlich mit Ermittlung der Um- e, unter welchen der Sauerstoff zur chemischen Wirksamkeit bestimmt wird. Die Ergeb- seiner Untersuchungen hat er meist in Zeitschriften und Sammelwerken niedergelegt. Von : besonders erschienenen Schriften sind zu nennen: „Das Verhalten des Eisens zum rstoff“ (Basel 1837); „Beiträge zur physikalischen Chemie“ (Basel 1844); „Über die : gung des Ozons“ (Basel 1844); „Über die langsame und rasche Verbrennung der Kör- : atmosphärischer Luft“ (Basel 1845).

**Schönborn**, ein altes rheinländ. Geschlecht, welches urkundlich schon im 12. Jahrh. zur ttelbaren Reichritterschaft gehörte. — Joh. Phil. von S., geb. zu Eschbach im Wester- 1605, wurde 1642 Fürstbischof zu Würzburg und 1647 Erzbischof und Kurfürst von : Bei der Krönung des Kaisers Leopold I. 1658 erneuerte er den schon bei der Krönung and's III. ausgebrochenen Streit mit dem Erzbischof von Köln wegen des Vorrechts der ung des neuen Kaisers. Die Stadt Erfurt, die sich bei dem Streite zwischen dem Erzstift w.-Lex. Zehnte Aufl. XIII.





urg, Remse oder Remissau, Biegelheim, Lößnitz und Lungwitz. Obschon das Haus S. seine Stammgüter bereits im 12. Jahrh. besaß und alle dem alten hohen Adel Deutschlands zustän-  
 en Rechte genoß, aus welchen sich später die Landeshoheit anderer deutscher Dynastien ent-  
 telte, so hat es sich doch zu dieser nicht zu erheben vermocht, da es von dem meißn.-sächs. Für-  
 hause zu eifersüchtig überwacht wurde. Oft im Streite mit den meißn. Fürsten, übergaben  
 um der Landsässigkeit zu entgehen, der Krone Böhmen ihre Stammgüter zu Lehn. Da sie  
 einzelne Rechte der ältern Landeshoheit durch Herkommen erlangt und außer den böhm.  
 en viele altmeißn. Rittergüter erworben hatten, so entstanden daraus bei der völligen Aus-  
 ung der Landeshoheit der meißn. Fürsten verwickelte Verhältnisse, welche durch die Reichs-  
 dschaft der Herren von S. nur noch schwieriger wurden. Sehr heftig wurden die Streitig-  
 m, als das Haus 1700 die reichsgräfliche Würde erhielt. Endlich kamen die beiden Recesse  
 4. Mai 1740 zu Stande, in welchen Sachsen die Reichsstandschaft des gräflichen Hauses  
 and dieses die sächs. Landeshoheit anerkannte. Übrigens wurden den Grafen von S. mehr  
 itliche Rechte und wichtige Vorrechte von Sachsen gewährt. Neue Streitigkeiten entstan-  
 1772 und führten durch die von Seiten Osterreichs dem Hause S. gewährte Unterstützung  
 6 sogar zu feindlichen Schritten gegen Sachsen. Im Teschener Frieden überließ Böhmen  
 lehnsherrlichen Rechte über die drei schönburg. Herrschaften an den Kurfürsten von Pfalz-  
 rn, der sie nun an Sachsen abtrat. Die ältere Linie des Hauses S. erhielt 1790 die Reichs-  
 enwürde, die auch von Sachsen anerkannt wurde. Als nach der Auflösung des Deutschen  
 hs die Reichsstandschaft des Hauses S. erlosch, blieben die Recesse von 1740 die Grund-  
 der staatsrechtlichen Verhältnisse zwischen Sachsen und S. Ein Bundestagsbeschluß von  
 8 bestimmte, daß dem Hause S., unbeschadet der aus dem Recesse von 1740 hervorgehen-  
 Rechte, diejenigen Vortheile und Rechte eingeräumt werden sollten, welche den 1806 mit-  
 r gewordenen reichsständischen Familien im Bunde zugesichert seien. Die Fürsten und  
 en von S. gehören demnach zum hohen Adel und haben das Recht der Ebenbürtigkeit. Die  
 ter der fürstlichen Linie führen den Titel Durchlaucht, die der gräflichen Erlaucht. In  
 e der bedeutenden Staatsreformen, denen Sachsen seit 1831 unterlag, änderte sich im In-  
 e der Staatseinheit auch Manches in den Verhältnissen mit dem Hause S., sodaß 1835  
 uer „Erläuterungsrecess“ zu Stande kam. Auch die neueste sächs. Gesetzgebung seit 1848  
 ine Veränderung bedingt. Als der erste Herr von S. kommt Hermann 1182 urkundlich  
 Seine Nachkommen zerfielen in mehrere Linien, bis Ernst 1529 Erbe sämmtlicher Herr-  
 en und somit der nächste Stammvater des Gesammthauses S. wurde. Ernst's Söhne  
 en 1556 die glauhausche, die waldenburger und die peniger Linie. Nachdem die zuerst  
 nte 1620 erloschen, nannte sich die zweite die obere oder ältere und die peniger die untere  
 üngere Linie, auch wurde jene S.-Waldenburg, diese wegen des nunmehrigen Besizes von  
 hau S.-Glauchau genannt. Die obere oder waldenburger Linie, gestiftet von Hugo,  
 ohne Ernst's, wurde 1790 in der Person des Grafen Otto Karl Friedrich in den Reichs-  
 nstand erhoben. Durch des Letztern Söhne bildeten sich die Linien S.-Waldenburg, S.-  
 nstein und der böhmische Ast. An der Spitze der Linie S.-Waldenburg steht noch ge-  
 irtig der Stifter derselben, Fürst Otto Victor, geb. 1785. Die Linie S.-Hartenstein  
 von Otto Karl Friedrich's zweitem Sohne, Fürst Alfred, gestiftet, der 1840 ohne Leibes-  
 starb, worauf seine Besitzungen an seinen ältern Bruder, den Fürsten Otto Victor, und  
 jüngern Brüder, Fürst Eduard, der bisher den böhm. Ast gebildet hatte, und Fürst Her-  
 genannt S.-Tempelhof, übergingen, welcher Letztere 1846 starb. Fürst Eduard wurde  
 von Seiten Sachsens und Osterreichs als Chef der Linie S.-Hartenstein anerkannt. Die  
 re oder peniger Linie stammt von Ernst's jüngerm Sohne, dem Grafen Wolfgang, dessen  
 : Wolfgang Ernst, gest. 1612, und Wolfgang Heinrich, gest. 1657, die beiden Linien  
 Rochsburg-Hinterglauchau und b) S.-Penig-Vorderglauchau-Wechselburg stifteten.  
 tere Linie theilte sich in zwei Äste: 1) S.-Rochsburg und 2) S.-Hinterglauchau. Die  
 rlosch 1825 im Mannsstamme mit dem durch seine musterhafte Wirthschaftsführung  
 eichneten Grafen Heinrich Ernst, geb. 1760. Seine Besitzungen fielen an die überleben-  
 rüder von S.-Hinterglauchau, von welchen der ältere, Graf Albert, geb. 1761, die Lehn-  
 aft Rochsburg übernahm und an seinen Bruder, den Grafen Ludwig, geb. 1762, die  
 ertschaft Hinterglauchau verkaufte. Graf Albert starb 1817 ohne Leibeserben und seine  
 ngen fielen an seinen Bruder Ludwig. Dieser starb 1842 und es folgte ihm in Hinter-  
 au sein Sohn Heinrich, geb. 1794, der in Gemeinschaft mit seinem Bruder Ernst Her-



eldzügen von 1848 und 1849 um die Siege der kaiserl. Waffen. Als 1849 die provisorische Bundescentralgewalt in Frankfurt aufgehoben und durch Bevollmächtigte von Osterreich und Preußen ersetzt wurde, vertrat S. neben Rübeck den Kaiserstaat bis zur Auflösung der Commission und der Wiedereinsetzung des Bundestags. Später mit der Politik des Fürsten Schwarzenberg nicht einverstanden, nahm er Anfang 1851 den Abschied und erhielt den Charakter als Feldzeugmeister. Seitdem lebte er in Grätz. Sein Werk „Erinnerungen eines östr. Veteranen aus den ital. Kriegen in den J. 1848 und 1849“ (2 Bde., Stuttg. 1852), welches bereits mehrere Auflagen erlebt hat, gibt eine reiche Fülle von interessanten Aufschlüssen zur Geschichte jener Kämpfe.

Schönheit, s. Schön.

Schönlein (Joh. Lukas), ausgezeichnete Arzt und klinischer Lehrer, geb. 30. Nov. 1793 Bamberg, besuchte seit 1803 das Gymnasium daselbst, seit 1811 die Universität zu Landshut und seit 1813 die zu Würzburg, wo er sich 1816 die medicinische Doctorwürde erwarb. Im J. 1819 trat er zu Würzburg als Privatdocent auf und wurde hier 1820 außerordentlicher, 1824 ordentlicher Professor der Therapie und Klinik und dirigirender Arzt am Julius-Spitale. In dieser Stellung begündete er seinen großen Ruf als Arzt und Lehrer. Jedoch mit bair. Regierung in Disharmonie, ging er 1833 als Professor der Klinik nach Zürich, wo zu hoher Achtung in seinem Wirkungskreise gelangte. Im J. 1839 folgte er indessen einem Rufe nach Berlin. Er begann hier im Mai 1840 als Professor der Pathologie und Therapie und Director der medicinischen Klinik der Universität seine Wirksamkeit und wurde zum preuß. h. Obermedicinalrath, vortragenden Rath im Ministerium des Unterrichts, der geistlichen und Medicinalangelegenheiten, sowie zum Leibarzt des Königs ernannt. Am Krankenbette durch tiefen Blick und geniale Auffassung des einzelnen Falls ausgezeichnet, fesselt S. im Hörsaal durch eine großartige Anschauungsweise der Heilkunde im Allgemeinen. Er ist außerdem der Schöpfer eines die Krankheiten nach Art der Naturgeschichte in Classen, Familien, Gruppen und Arten eintheilenden nosologischen Systems zu betrachten. Doch hat er seine Krankheitslehre in Schriften noch nicht niedergelegt, überhaupt außer einigen kleinen Schriften nichts durch den Druck veröffentlicht. Einige seiner Zuhörer haben seine „Allgemeine und spezielle Pathologie und Therapie“ (nach Vorlesungen bearbeitet, 4 Bde., Würzb. 1832; 4. Aufl., 39), seine „Krankenfamilie der Typhen“ (Zür. 1840) und seine „Klinischen Vorträge im Charitékrankenhaus zu Berlin“ (2 Hefte, Berl. 1842; 3. Aufl., 1843—44) erscheinen lassen, durch seine Ideen auch in weitem Kreise verbreitet worden sind, obschon er diese Schriften gegen vieler Entstellungen nur theilweise als die seinigen anerkennt.

Schönschreibekunst, s. Kalligraphie.

Schoolcraft (Henry Rowe), amerikan. Reisender und Ethnolog, wurde 23. März 1793 Guilberland bei Albany geboren und erregte durch seine frühzeitige Entwicklung große Hoffnungen. Mit besonderer Vorliebe wandte er sich Untersuchungen über die in den Vereinigten Staaten lebenden Indianerstämme zu und wurde hierin durch den Gouverneur von Newyork, Witt Clinton, unterstützt. Im J. 1818 schiffte er sich auf dem Alleghanyfluß ein, um das Mississippithal zu erforschen, und mit dieser Expedition, die er in den „Scenes and adventures in the Semi-Alpine region of the Ozark Mountains of Missouri and Arkansas“ (neue Aufl., 1853) beschrieben hat, begann eine Reihe von Berichten über Reisen und Beobachtungen über das Leben und der Natur im Westen, die bis auf die Gegenwart fortgesetzt wurden. S. war einer der Ersten, die der wissenschaftlichen Welt genauere Kunde über die Bergwerke des Mississippi (in „View of the Lead Mines of Missouri“, Newyork 1819), über die Gewässer der großen Binnenmeere Nordamerikas und die Quellen des Mississippiflusses (in „Journal of travels from Detroit through the Grand Chain of American lakes to the sources of the Mississippi“, Albany 1821; „Travels in the Central portion of the Mississippi valley“, Newyork 1825; „Narrative of an expedition through the Upper Mississippi to Itaska Lake“, Newyork 1834) gaben. Die Regierung ernannte ihn 1819 zum indianischen Agenten am Obern See und gesellte ihn zugleich dem General Cass zu, um das gegenwärtig Minnesota genannte Gebiet zu erforschen und zu vermessen. Durch seine Verheirathung mit einer Enkelin des frühern Entdeckers der Chippewanation gewann er das volle Vertrauen der Indianer, die ihn von nun an als einen der Ihrigen betrachteten, wodurch er in den Stand gesetzt ward, die indianische Race in ihren Sitten und Gebräuchen, ihrer Sprache und Religion mit seltener Gründlichkeit zu untersuchen. Die Reiseberichte und Tagebücher, die er erscheinen ließ, enthalten daher eine reiche Schatzgrube für die Naturkunde, die vergleichende Sprachforschung und andere Wissenschaften.





und England und bezog 1809 die Universität Göttingen, wo er Naturwissenschaften Geschichte studirte. Die Vorlesungen G. E. Schulze's erweckten seinen Trieb zur Philosophie, und diese Neigung ging in eine ausschließliche Beschäftigung mit dieser Wissenschaft über, nachdem er sich 1811 nach Berlin übersiedelt hatte, sich aber in seinen Erwartungen betreffend Fichte's, dessen Vorlesungen er hörte, getäuscht fand. S. promovirte 1813 in Jena die Abhandlung „Über die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde“ (Johdft. 1813; 2. Aufl., Hff. 1847), in welcher er das logische Fundament seines zukünftigen Systems legte, und brachte den Winter in Weimar zu, wo er Goethe's nähern Umgang genoß und durch den Orientalisten Friedr. Maser in das indische Alterthum eingeführt wurde, dessen Studium auf seine Entwicklung einen großen Einfluß gewann. In Dresden, in er sich dann zur Benützung der Bibliothek und der Kunstsammlungen begab, entstand Hauptwerk: „Die Welt als Wille und Vorstellung“ (Lpz. 1819; 2. Aufl., 2 Bde., 1844), wem eine Abhandlung „Über das Sehen und die Farben“ (Lpz. 1816; lat. bearbeitet in Juss' „Scriptores ophthalmologici minores“, Thl. 3, Lpz. 1830) vorausging. Im Herbst 18 besuchte S. Rom und Neapel, trat 1820 als Docent in Berlin auf und lebte von da an wechselnd in Italien, Berlin und seit 1831 in Frankf. a. M. den Musen und der unablässigen Bildung seines Systems. Die Früchte dieser Studien waren nebst der Schrift „Über den Willen in der Natur“ (Hff. 1836) und den Preisabhandlungen „Über die Freiheit des Willens“ und „Über das Fundament der Moral“ (gedruckt unter dem Titel „Die beiden Grundprobleme der Ethik“, Hff. 1841) die Ergänzungen zu seinem Grundwerke, welche 1844 bei dessen neuer Auflage erschienen und den zweiten Band desselben füllen, sowie die „Parerga und Paralipomena“ (2 Bde., Berl. 1851) erschienenen Abhandlungen vertheilten Inhalts. Die Schriften S.'s, die vermöge einer ihnen eigenthümlichen Faßlichkeit Anschaulichkeit der philosophischen Schreibart in formeller Hinsicht als unübertroffen dastehen, entwickeln die ebenso großartige als paradoxe Weltansicht, daß alle Dinge von außen her, trogdem daß er in den verschiedenen Einzelwesen als ein verschiedener erscheint, doch im Grunde der Sache nur immer einer und derselbe ist. Da die Vernunft oder der Intellect diesem System zu einer bloßen vorübergehenden Erscheinung am blinden Willen herabgewürdigt wird, so tritt es damit als der unversöhnlichste Feind aller der Systeme auf, welche, wie Fichte'sche, Schelling'sche und Hegel'sche, die absolute Vernunft, das Bewußtsein und den Willen allem Dasein als seinen ersten Grund voraussetzen. Die Sittenlehre wird von S. auf einer eigenthümlichen Entsagungstheorie auf das Princip der Willensverneinung gebaut, deren äußere Zeichen die Gerechtigkeit, Sanftmuth und ganz vorzüglich das Mitleid aufweisen. Gelangt aber der Intellect zu einer momentanen Befreiung von den Interessen des Willens, so entsteht hieraus der ästhetische Standpunkt einer Anschauung der Platonischen Ideen. Da die Philosophie S.'s der philosophischen Schulrichtung des Zeitgeistes kühn widerstand, aber ebenso sehr einen Zurückzug auf ältere Standpunkte verschmähte, so wurde sie anders als ein unbequemer Gegner ignorirt, hat aber dadurch an ihrer Bedeutung nichts verloren. Vgl. Frauenstädt, „Briefe über die S.'sche Philosophie“ (Lpz. 1854).

Schöpplin (Joh. Dan.), Geschichts- und Alterthumsforscher, geb. 8. Sept. 1694 zu Schlettstadt im Breisgau, studirte zu Basel und zu Strassburg und erhielt an der letztern Universität 1720 die Professur der Geschichte und Beredsamkeit. Im J. 1726 bereiste er Frankreich, Italien und England. Nach seiner Rückkehr erhielt er ein Kanonikat zu St.-Thomas; auch wurde er franz. Rath und Historiograph. Besonders beschäftigte ihn die Geschichte des Elsaß. Um Materialien dafür zu sammeln, besuchte er die Niederlande, Deutschland und die Schweiz. Die Frucht dieser Bemühungen war seine „Alsatia illustrata“ (2 Bde., Kolm. 1751–52). Als er den ersten Band dieses Werks dem Könige von Frankreich überreichte, benutzte er diese Gelegenheit, für die Privilegien der protest. Universität zu Strassburg zu sprechen, bewirkte deren Bestätigung. Als Nachtrag zu dem genannten Werke erschienen nach seinem Tode die „Alsatia diplomatica“ und „Alsaticarum rerum scriptores“, deren Herausgabe der Kaiserl. Rath, mit dem er in enger literarischer Verbindung stand, besorgte. Von diesem wurde auch die „Historia Zaringo-Badensis“ (7 Bde., Karlsr. 1763–66) fortgesetzt, von der S. den ersten Band geliefert hatte. Von S.'s übrigen Werken sind zu erwähnen die „Vindiciae Celticae“ (Strassb. 1754), und die „Vindiciae typographicae“ (Strassb. 1760). Er starb zu Strassburg 7. Aug. 1771. Seine schöne Bibliothek und sein reiches Museum vermachte er der Stadt Strassburg; letzteres beschrieb Oberlin unter dem Titel „Museum Schöpplinianum“.

**Schöpfung.** Nach der Bibel hat Gott die Welt in Ansehung auf Stoff und Form aus Nichts, d. h. bloß durch das Machtwort seines Willens geschaffen. Der kirchliche Lehrbegriff unterscheidet indessen diese erste unmittelbare Schöpfung, welche das Ganze der Welt hervorbrachte, von der mittelbaren oder fortgesetzten Schöpfung, welche mit der Weltordnung zusammenfällt. Da sich der biblische Begriff der Schöpfung nicht ohne einen Schöpfer denken läßt, so kann er auf die Art der Weltentstehung, welche das atomistische System (s. Atomen) annimmt, nicht angewendet werden. Auch stimmt mit der biblisch-christlichen Ansicht nicht überein die in den oriental. Kosmogonien (s. Kosmos) und in den philosophischen Systemen der alten Griechen vorwaltende Meinung von der Ewigkeit der Materie, nach welcher dem geistigen Princip das Geschäft, die vorhandenen Stoffe zu ordnen und zu gestalten, zukommt. Ebenso nicht stimmt mit dem biblischen Begriffe überein die Lehre von einem der höchsten Gottheit untergeordneten Welterschöpfer (s. Gnosis) und die Meinung des Kirchenvaters Origenes, welcher das Dasein anfangsloser Weltenreihen vor Entstehung des gegenwärtigen Weltsystems, als ein ewiges Schaffen Gottes dachte. Für die Geologen hat der Ausdruck Schöpfung noch eine besondere Bedeutung, indem sie, unabhängig von den Ansichten über die erste Ursache, den Umwandlungsproceß des Erdkörpers mit seiner organischen Belebung darunter verstehen und denselben in verschiedene sogenannte Schöpfungsperioden eintheilen, denen wieder die Abtheilungen der Flözformationen (s. Flözgebirge) entsprechen. (S. auch Geognosie.)

**Schoppe** (Amalia Emma), Verfasserin vieler Romane und Jugendschriften, geb. 9. Dec. 1791 auf der Insel Femern an der Küste von Holstein, ist die Tochter des später in Holstein angestellten Arztes Weise, den sie jedoch früh verlor. Fremden Händen anvertraut, erhielt sie die beste Erziehung und machte manche bittere Erfahrung. Durch die zweite Verheirathung ihrer Mutter mit einem sehr wohlhabenden Manne kam sie nach Hamburg und genoß hier eine vortreffliche Erziehung. Sie wurde mit den Werken der großen Dichter bekannt und interessirte sich lebhaft für Geschichte, Naturgeschichte und Physik, während sie gegen die gewöhnlichen weiblichen Arbeiten große Abneigung verrieth. Deshalb faßte ihr Stiefvater den Plan, sie Medicin und vorzüglich Accouchement studiren zu lassen. Johanna ergriff diesen Plan mit der ihr angeborenen Hast und Hestigkeit, gelangte aber sehr bald zu der Überzeugung, daß auf diesem Wege Gefahr laufe, ein Zwitterwesen zu werden, und erklärte sich mit der ihr eigenen Festigkeit gegen die ihr zugewiesene Bestimmung. Später legte sie eine Erziehungsanstalt für Mädchen an und verheirathete sich mit dem Doctor der Rechte Schoppe in Hamburg, mit welcher nicht glückliche Ehe der frühe Tod des Gatten löste. Johanna lebte seitdem zurückgezogen in der Nähe von Hamburg, sich schriftstellerischen Arbeiten widmend. Auf ihre literarischen Bemühungen hatte die verstorbene Rosa Maria, die Schwester Varnhagen's von Ense, später vermalte Ussing, einen großen Einfluß. Durch diese ward sie mit Varnhagen, Chamisso und Julius Kerner bekannt, die ihr Gelegenheit gaben, mehrere ihrer Gedichte in Kerner's „Poetischer Almanach“ und „Dichterwald“, sowie im „Morgenblatt“ mitzutheilen. Später versuchte sie sich in prosaischen Arbeiten, welche meist historische Stoffe behandeln. Mehrere ihrer Novellen erschienen unter dem Titel „Gesammelte Erzählungen und Novellen“ (3 Bde., Lpz. 1828—36). Später wurden noch ihre Schriften für die Jugend aufgenommen, der sie in späterer Zeit literarische Thätigkeit hauptsächlich und mit Erfolg widmete; auch schrieb sie ein Buch über den „Bürgerlichen Haushalt“ (Jena 1844). Eine ihrer interessantesten Schriften sind die „Eindrücke aus meinem Leben“ (2 Bde., Altona 1838).

**Schoppen**, ein Flüssigkeitsmaß im südlichen Deutschland und in der Schweiz, im Allgemeinen der halben Weinbouteille entsprechend und gewöhnlich ein Viertel des den Raum tragenden Flüssigkeitsmaßes, übrigens aber, wie dieses letztere, von abweichendem Rauminhalte. In Frankreich und in Schottland war der ehemalige Schoppen (franz. chopine, engl. chopin) die Hälfte der Pinte.

**Schöppen** oder **Schöffen**, auch **Scabinen** (lat. Scabini) heißen die Beisitzer in den Gerichten, besonders aber in den Dorfgerichten. Auch wurde dieser Name auf die vom Staate bestimmten Justizcollegien übertragen, die keine eigentliche Gerichtsbarkeit hatten, deren Pflicht es aber war, Urtheile über die an sie zur Entscheidung geschickten Rechtsfachen zu fällen. Schon in den ältesten Zeiten konnten in Deutschland die Richter nur das Gericht anordnen und schüßen, aber das Urtheil selbst mußte von den Beisitzern, den Schöppen oder Schöffen, gesprochen (gefunden, gesprochen) werden. Auch in kleinen Orten und Dörfern waren solche Gehülfen der Richter, und davon schreiben sich noch die Dorfgerichtschöppen her, welche aber jetzt auf die



ge nicht den geringsten Einfluß mehr haben. Im Mittelalter begründete man in mehreren abten Collegien rechtserefahrner Männer, welche den eigentlichen obrigkeitlichen Personen Urtheilsprüche fertigten und Schöppenstühle genannt wurden. Sie waren damals beinahe einzigen des Rechts einigermaßen Kundigen; aber ihre Kenntniß erstreckte sich bloß auf das entliche deutsche Recht, welches sie daher auch sehr standhaft aufrecht erhielten und gegen das andringen der fremden röm. und kanonischen Rechte schützten. Wo keine Gesetze vorhanden ren oder ihre sehr eingeschränkte Rechtskenntniß sie verließ, entschieden sie nach Billigkeit, kommen und gesunder Vernunft. Dabei standen sie in solchem Ansehen, daß man nicht nur ganze damals gebräuchliche vaterländische Recht nach ihren Entscheidungen bildete, sondern auch Ausländer, z. B. die Polen, Preußen, Litländer, ihre Rechtsachen freiwillig ihren Urtheilen unterwarfen, welches besonders bei dem magdeburger Schöppenstuhle geschah, der berühmteste aller Schöppenstühle war. Da aber nachher theils das röm. und kanonische Recht 1495 als Hülfentscheidungsquelle der im deutschen Rechte nicht bestimmten Fälle ausdrücklich aufgenommen, theils den Juristenfacultäten ebenfalls das Recht, Urtheil zu machen, beigt wurde, verloren die Schöppenstühle das Monopol der rechtlichen Entscheidungen und verdelsten sich durch Eintritt von gelehrten, des röm. und kanonischen Rechts kundigen Juristen Laufe des 16. Jahrh. allmählig in den Juristenfacultäten ganz gleich stehende Spruchcolle- . Es bestehen ihrer zur Zeit nur noch wenige. Einer der am längsten bestandenen war der jiger Schöppenstuhl, welcher, 1420 gegründet, erst 1835 aufgehoben wurde.

**Schoreel** oder **Schorel** (Jan van), trefflicher niederländ. Maler, geb. 1495, erhielt seinen nen von seinem Geburtsorte Schoorl bei Alkmaar. In früher Jugend verwaist, nahmen Verwandte seiner an und brachten ihn zum Maler Willem Cornelis in Harlem in die Lehre, nicht ohne Talent, aber rauh, eigennützig und dem Trunke ergeben war, so daß es dem Knaben sehr übel erging. In seinem 18. J. kam S. nach Amsterdam in die Werkstätte des Jak. Cornelis, eines der berühmtesten Maler und Holzschnneider jener Zeit, dessen Tochter er liebte und bei dem er einige Jahre lang das glücklichste Künstlerleben führte. Immer nach Hören strebend, ging er hierauf zu dem ersten aller damals lebenden Meister, Joh. von Mabuse trecht. Das wüste Leben desselben vertrug sich indessen keineswegs mit dem frommen Sinne ungen S., und so wanderte er nach und nach in mehrer große Städte, wo Maler einen Ruf en, nach Köln und Speier, wo er Baukunst und Perspective studirte, auch nach Nürnberg Dürer, der ihn sehr freundlich aufnahm. Dürer's Hinneigung zu Luther und dessen Lehren leb ihn wieder, und so gelangte S. nach mehrjährigem Wandern, 22 J. alt, nach Kärnten, er aus Liebe zu des Jak. Cornelis Tochter die Hand einer schönen Kärtnerin von Adel, die Vaters Kunstsinne ihm anbot, ausschlug. Er zog nun nach Venedig, wo er von einem Lands- n, der Klosterbruder war, sich bestimmen ließ, an einer Wallfahrt nach Palästina Theil ehmen. Drei Jahre blieb er in Jerusalem, und vielleicht ist von ihm das große Gemälde in Kirche daselbst an der Stätte, wo Christus geboren worden sein soll. Nachdem er auf dem nwege einige Zeit auf Rhodus verweilt, kam er nach Rom und erhielt, als sein Landsmann rian VI. 1522 den päpstlichen Stuhl bestieg, die Aufsicht über das Belvedere. Hadrian's im folgenden Jahre veranlaßte ihn, nach der Heimat zurückzukehren, wo er die Absicht , um die zurückgelassene Geliebte anzuhalten. Er ging durch Frankreich und lehnte hier die gendsten Anerbietungen Franz' I. ab, um seinen Plan auszuführen. Doch die Geliebte war nicht treu geblieben, und so faßte er den Entschluß, hinfort bloß der Kunst zu leben. An Dechanten Lockhorst in Utrecht fand er einen Gönner und Freund, in dessen Hause er lebte für den er manches treffliche Stück, z. B. den Einzug Christi in Jerusalem, malte. Als einigen Jahren in Utrecht Unruhen ausbrachen, ging S. nach Harlem, wo er sich eine ge- ige Werkstätte einrichtete. Für die Marienkirche in Utrecht malte er ein großes auf vier elthüren ausgeführtes Altargemälde, welches Philipp II. 1549 der Kirche abkaufte und nach Spanien nahm. Selbst nach dem hohen Norden, besonders nach Schweden drang sein m. Zu seinen Schülern gehörten Mart. Heemskerck und Anton. Moro. Sein Freund war nnes Secundus, den er auch malte. S. starb 6. Dec. 1569. Man hat ihn mit Joh. van , und wol mit Recht, verglichen, da er in unübertroffener Farbenpracht, in der Wahrheit m Colorit, in dem Ausdruck und in der Wärme der Zeichnung diesem gleich und höchstens e Ausführung der Einzelheiten ihm nachsteht. Die Wuth der bilderzerstörenden Fanatiker ie meisten seiner Werke schon 1566 vernichtet; nur wenige findet man noch in den Kunst- ellungen. — Von diesem wirklichen Schoreel ist der fingirte ältere Schoreel zu unterschei- arter dessen Namen man die Anbetung der Könige in der Galerie zu Dresden, wo man sie

aber dem Mabuse beilegt, ferner eine ähnliche Anbetung in dem Museum zu Neapel, das kleine Altarblatt mit Flügeltüren in der Galerie des Belvedere zu Wien, das berühmte Altarbild, den Tod der Maria darstellend, jetzt in der Pinakothek zu München, und andere Bilder dieser Art vereinigt hat.

**Schorn** (Joh. Karl Ludw. von), ein vorzüglicher Kunstkenner, geb. 9. Juni 1793 zu Laßfeld in Franken, studirte früher Theologie, widmete sich aber daneben und bald ausschließlich der Malerei und Kunstgeschichte und ging 1816 nach München, wo er sein erstes Werk „Über die Studien der griech. Künstler“ (Heidelb. 1818) schrieb, das indess mehr durch eine Fülle einzelner geistreicher Blicke als durch sein Hauptprincip, die Herleitung aller Kunst aus der Naturnachahmung, Beifall fand. Im J. 1819 wendete er sich nach Dresden und bald darauf nach Stuttgart, wo er seit 1820 das „Kunstblatt“ redigirte, das seitdem durch Gediegenheit des Inhalts, Reichthum der Forschungen und Unparteilichkeit des Urtheils das vorzüglichste Organ dieses Faches geblieben ist. Auch später, trotz mehrfacher Ortsveränderung, blieb die oberste Leitung des Blattes in seiner Hand. In den J. 1822 und 1823 besuchte er Italien und Frankreich und wurde 1826 als Professor der Kunstgeschichte und Aesthetik an die Akademie und Universität nach München berufen, welches Amt er jedoch erst nach einer Kunstreise nach England und den Niederlanden antrat. Die Eleganz seiner Darstellung zog auch den Hof, ihn mehrfach für Vorlesungen in Anspruch zu nehmen. Im J. 1830 erschien seine „Beschreibung der Glyptothek“ und zwei Jahre später begann er die so schätzbar und durch ihre berichtigenden Anmerkungen wichtige Übersetzung von Vasari's „Leben der ausgezeichnetsten Maler, Bildhauer und Baumeister“, die nach seinem Tode von E. Förster fortgesetzt wurde (5 Bde., Stuttg. 1832—47). Im J. 1833 wurde er an die Stelle des Hofraths Meyer nach Weimar berufen, wo er zur Reorganisation der Kunstschule auf das thätigste wirkte, eine neue Aufstellung der großherzoglichen Kunstsammlungen vornahm, daneben Hofe Vorlesungen hielt und die Malerarbeiten im neuen Schloßflügel leitete. Von seinen Werken aus dieser letzten Periode seines Lebens ist vorzüglich der „Umriss einer Theorie der bildenden Künste“ (Stuttg. 1835) und eine Abhandlung „Über altdeutsche Sculptur“ (Erf. 1836) zu erwähnen, sowie auch eine Anzahl kleiner Arbeiten im „Kunstblatt“, in den „Schriften“ der münchener Akademie, deren Mitglied er war, und in den „Annalen“ des Archäologischen Instituts. Er wurde 1839 von dem Großherzog von Sachsen-Weimar in den Adelsstand erhoben und starb zu Weimar 17. Febr. 1842.

**Schorn** (Karl), Geschichtsmaler, Neffe des Vorigen, wurde 1802 zu Düsseldorf geboren und erhielt seine Kunstbildung zu Berlin in der Schule Wach's, die damals den größten Ruf hatte. Charaktervolle Auffassung und Sinn für Farbe waren die Grundzüge seines Talents, welches bald durch seine Bilder Maria Stuart und Rizzio, Karl V. zu St.-Just, Papst Paul II. der sich das von Cranach gemalte Bildniß Luther's zeigen läßt, u. a. m. zur Anerkennung gelangte. Inzwischen war die Glanzzeit von München angebrochen und auch S. wurde dahin gezogen. Neben vielen Arbeiten aus der Mythe, Geschichte und Legende nahm er Theil an der Ausführung der Fresken in den Arcaden des Hofgartens und zeichnete die Cartons zu den Fenstern des Doms von Regensburg. Eine Reise nach Italien gab Stoff zu einer andern Folge von Gemälden, unter denen auch launige Genrebilder. Sein größtes Werk aber ist seit 1843—45 im Auftrage des Königs von Preußen ausgeführte Gemälde: die gefangenen Wiedertäufer vor dem Bischof Franz zu Münster 1536, welches auf der berliner Ausstellung von 1846 die größte Sensation erregte. Es ist eine bedeutende Composition, welche eine sehr ausgeprägte Charakteristik mit dem Streben nach realer Durchdringung der Aufgabe verbindet. Im J. 1845 erhielt S. von König Ludwig den Auftrag, eine seiner Zeichnungen, die Christus darstellend, in kolossaler Dimension zu malen. Damit beschäftigt und seit 1847 Professor an der münchener Akademie, starb er daselbst 7. Oct. 1850.

**Schotel** (Johannes Christianus), einer der berühmtesten holl. Seemaler, geb. 11. Febr. 1787 zu Dordrecht, war ursprünglich für den Handel bestimmt und beschäftigte sich nur in den Mußestunden mit Zeichnen. Nachdem aber sein Vater gestorben und er in Folge davon die Fabrik hatte übernehmen müssen, wurde seine Neigung zur Kunst so vorherrschend, daß er sich ganz derselben zuwendete. Er hatte Martin Schouman zwei Jahre zum Lehrer und brachte es nachher bald durch eigenes angestrenktes Studium auf eine hohe Stufe der Kunstbildung. Mit seinem Lehrer Schouman malte er den Rückzug der Franzosen von Dordrecht 1814 und die Beschießung von Algier durch die Engländer 1816. Seit 1818 fing er an, für sich in der Landschaft zu malen und größeres Aufsehen zu machen. Von Dordrecht wendete er sich später nach



ig, wo er 1839 starb. In seinem Nachlasse fand man außer neun Skizzenbüchern 400 Würfe zu ausgeführten Bildern. Kurz vor seinem Tode hatte er noch die Küsten von Frankreich und Flandern besucht. Als Seemaler übertraf er nicht nur alle seine Zeitgenossen, sondern mit Recht kann er auch den ersten Meistern in diesem Fache gleichgestellt werden. Die vorzüglichsten Bilder finden sich in dem Museum im Haag, in den Sammlungen des Kaisers von Rußland, des Barons von Nagell im Haag und anderer Kunstfreunde in Amsterdam, London und Brüssel. Sie werden auf Auktionen sehr theuer bezahlt. Im J. 1840 wurde im Dome seiner Vaterstadt ein Monument gesetzt. Vgl. seines Sohnes G. D. J. Schotel van den Zeeschilder Joh. Chr. S." (1840). — Ein zweiter Sohn von ihm, P. J. Professor am Marineinstitut zu Medemblych an der Zuydersee, gehört jetzt ebenfalls zu ausgezeichneten Seemalern. Er machte seine Studien unter Leitung des Vaters und begleitete 1843 den Prinzen Heinrich der Niederlande nach dem Mittelmeere. Er ist sehr fruchtbar und fehlt selten auf deutschen Kunstausstellungen mit seinen naturwahren Schilderungen.

Schott (Christ. Friedr. Albert), bekannt durch sein Wirken in den würtemb. Kammern, geb. April 1782 zu Sindelfingen bei Stuttgart, studirte 1799—1803 zu Tübingen die Rechte, von seinem Vater, einem Oberbeamten, zur diplomatischen Laufbahn bestimmt, 1804 nach Wien, entschied sich aber bald für die Sachwalterpraxis. In der Ständeverammlung von 1815 bis er bis 1817 unentgeltlich die Stelle eines Registrators; auf der constituirenden Versammlung von 1819, sowie auf den Landtagen von 1820—31, besonders 1833 zeigte er sich als Freimüthigkeit und feste Haltung aus. Zu der im Winter 1839 zusammengetretenen, ganz aus Staatsdienern und Gemeindebeamten gebildeten Kammer lehnte er die Wahl ab und widmete sich seinem Berufe als Advocat. Nach der Märzrevolution, als er dem Vorparlament beigewohnt, wurde er als Mitglied des Fünfzigerausschusses gewählt, in welchem er, wie auch als württemberg. Abgeordneter zum Reichsparlament, der linken Seite angehörte. Dem Reich blieb er bis zur Sprengung treu. In die zweite und die verfassunggebenden Versammlung des Königreichs ward er trotz seines Widerstrebens bei allgemeinem Stimmrecht von der Stadt Stuttgart als Abgeordneter gewählt. Seit dieser Zeit lebt S. zurückgezogen seinem Berufe geachtet von allen Parteien und wegen seines männlichen, festen und edeln Charakters wie seiner Bildung geschätzt zu Stuttgart. — Schott (Albert Lucian Constan), geb. 27. 1809 zu Stuttgart, Sohn des Vorigen, studirte in Tübingen und Berlin Theologie und klassische Philologie, vicarirte eine Zeit lang und machte Reisen durch Deutschland und Frankreich, war 1832 Repetent am maulbronner Seminar, wo er sich für das Lehrfach entschied und wurde 1834 Oberlehrer an der Cantonschule in Zürich, wo er bis zur Revolution September 1839 verblieb. In Folge derselben nahm er seinen Abschied und lebte 1840—42 literarischen Arbeiten beschäftigt in Stuttgart. In diese Zeit fällt die Schrift „Die deutschen Dialecten in Piemont, ihre Mundart und Herkunft“ (Stuttg. 1842), zu deren Bearbeitung er an Ort und Stelle gemacht. Im J. 1842 zum Professor der deutschen Sprache und Literatur ernannt, konnte er sich ausschließlich diesem seinem Lieblingsstudium zuwenden. Später erschienen: „Walachische Märchen“ (Stuttg. 1845); „Wanderungen durch das mittlere östliche Deutschland“ (Stuttg. 1846); „Die Erklärung zu den Kaiserbildern“ (Hff. 1850). Derselbe verdient machte er sich außerdem durch Studien über Württemberg und vorzüglich über die Gründer und Hauptmitarbeiter des württembergischen Alterthumsvereins. Er starb 21. Nov. 1847. — Schott (Arthur), Bruder des Vorigen, geb. zu Stuttgart 1814, studirte Landwirthschaft auf der Akademie zu Hohenheim und verweilte dann mehrere Jahre im Hause des ihm innig befreundeten Grafen Alexander von Württemberg in Eßlingen. Nach dessen Tode hielt er sich 10 J. als Wirthschaftsadministrator im südlichen Ungarn auf. Außer mehreren Liedercompositionen, in denen er sich als tüchtiger und begabter Musiker erwies, gab er seinem Bruder Albert S. eine Sammlung „Walachischer Märchen“ (Stuttg. 1845) heraus. Später erschien ein Band „Gedichte“ (Stuttg. 1850), ausgezeichnet durch herrliche Natur- und Völkerschilderungen. Im J. 1850 reiste er nach Amerika und lebt als Mitglied einer Commission der Vereinigten Staaten theils in Washington, theils in den Wildnissen an der mexican. Grenze, auch literarisch für das Cotta'sche „Ausland“ u. a. Zeitungen thätig. — Schott (Sigmund), jüngerer Bruder der Vorigen, geb. zu Stuttgart 1818, studirte in Heidelberg und Tübingen die Rechtswissenschaft, nebenbei mit ästhetischen Arbeiten und künstlerischen Interessen beschäftigt, auf die ihn Talent und Neigung hinwies, und practicirte seit 1840 als Advocat in Stuttgart. Außer zerstreuten Aufsätzen belletristischen und später politischen erschien in verschiedenen Zeitschriften von ihm ein fleißig gearbeitetes historisches Werk:





ist mit den dazu gehörigen drei Inselgruppen, den Hebriden (s. d.) gegen W., den Orkadi Inseln (s. d.) gegen N. und den Shetlandinseln (s. d.) noch höher gegen N., 1518, <sup>31</sup> N.M., Verschiedenheit der Gesittung, Abstammung und Sprache der Bewohner, wie sie namentlich um die Mitte des 18. Jahrh. sich zeigte, zerfällt das Land in zwei große für die Geschichte wichtige Theile: die Niederlande (Lowlands) und die Hochlande (Highlands), deren Grenze das breite Thal des Clyde und Forth bestimmt wird. Die Niederlande oder das südliche haben ungefähr die Bodenverhältnisse und Productionsbeschaffenheit Englands, nur ist das etwas rauher, dafür aber auch heiterer. Die Hochlande oder das nördliche S. sind dagegen ein ödes, wenig bevölkertes Land, von rauhem, jedoch mehr feuchtem, nebligem und stürmischerem als kaltem Klima, auf dessen vielen Gebirgen fast nichts als Heidekraut wächst. Nach natürlicher Beschaffenheit des Bodens dagegen zerfällt S. in drei auffallend verschiedene Theile: in Südschottland, Mittelschottland und Nordschottland. Südschottland bildet ein großes, sich zusammenhängendes Plateau von etwa 1800—2000 F. mittlerer Höhe, über dessen weite Fläche nur stellenweise einzelne Gipfel und Bergzüge, wie die Cheviotberge auf der Grenze von England, die Lowthers in Lanark, die Berge von Ettrick, Yarrow, Criffel und Cairns in Galloway, sowie die Lothians, Lammermuir und die Berge von Pentland sich erheben. Die Ebenen wechseln mit sanft ansteigenden Hügeln und fruchtbaren Thälern, Fruchtfelder, Acker und Weiden, während schroffe Felsen, unfruchtbare Moore und Heiden die reizende Mannichfaltigkeit des Landes noch erhöhen. Mittelschottland, im S. von den Friths von Forth und Clyde, im N. von dem Murraybusen und der großen schott. Seenkette begrenzt, ist gebirgig und wird von dem breiten Gürtel der Grampianberge, mit den höchsten Bergen von Schottland, Ben-Lomond, Ben-Ledi, Ben-More, Ben-Lawers und Ben-Nevis (4315 F.), durch einen großen Bogen durchschnitten, der von der Südwestseite, Irland gegenüber aus dem Lande schroff aufsteigend, erst nach N., dann nach NW., endlich nach D. durch das ganze Land bis zum Deutschen Meer sich hinzieht. Nordschottland dagegen bildet nicht sowohl eine eigentliche Gebirgskette als eine unregelmäßige Masse von Gebirgen, ohne bestimmten Zusammenhang, durcheinander geworfen, noch grausiger und wilder als im südlichen Hochlande. Die Berge, auf nackten Felsen emporragend, dort nur mit braunem Heidekraut bedeckt, bilden bald eng zusammengetretene tiefe schmale Felsenschluchten (Glens), bald, wo sie gegen das Meer hin sich öffnen, breite, fruchtbare Thäler (Straths oder Carses), besonders an der östlichen Küste. Die ausgedehnte Küste von S. ist von zahlreichen Seearmen und Buchten zerrissen, die besonders auf der Westseite gute Häfen bilden, wogegen die Ostküste, außer der großen Bucht von Moray, keinen bedeutenden Hafen hat. Dieser wunderbar schöne Wechsel von malerischen Küsten, Flüssen und Seen, Thälern und Höhen, die oft mit Burgen gekrönt sind, machen Schottland einem der romantischsten Länder Europas. Die Flüsse, mehr reißende Bergströme, haben noch schmalere Inselbeschaffenheit als eine noch kürzere Stromentwicklung als in England und wenig commercielle Bedeutung. Die bedeutendsten sind der Tweed mit dem von Süden ihm zufließenden Tyne, der in die Nordsee sich ergießende Tay, der größte von allen, der Clyde und Forth, an sich unbedeutend, aber durch ihre romantischen Ufer und ihre in der Länge sich hinstreckenden Meerbusen (Friths) bemerkenswerth. Wichtigere Wasserstraßen sind die zahlreichen Kanäle, z. B. der Glasgowkanal, der den Forth- und Clyde verbindet; der Unionkanal, der aus dem Glasgowkanal bei Falkirk nach Edinburgh geht; der Forthkanal, welcher die Halbinsel Fife zu einer künstlichen Insel macht; der Inverurykanal, der von Aberdeen nach Inverury führt; vor allen aber der Caledonische Kanal (s. d.). Zahlreiche Landseen (Lochs) sind theils Süßwasserseen, theils tief in das Land laufende Salzseen und durch Größe oder reizende Umgebungen ausgezeichnet; so der Loch Lomond, Loch Katrine, Loch Tay, Loch Leven und Loch Maree. An Naturerzeugnissen besitzt S. Vieh (das Gallowayvieh ohne Hörner), Pferde, jedoch von kleinem Schlage, Hochwild und anderes Wild, Wasser- und Seevögel, Perlenmuscheln, z. B. im Flüßchen Uchan, Eibergänse, nicht nur auf den Inseln, und Bienen, Flachs und Hanf; an Getreidearten Gerste und besonders Hafer, namentlich in den Hochlanden; Holz und Rhabarber. Der Ackerbau hat zwar in dem größten Theile des Landes bei der eigenthümlichen Beschaffenheit des Bodens mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, doch steht die Landwirthschaft in Schottland gegenwärtig auf einer fast höhern Stufe als in England. Es ist viel wüstes Land, die Viehzucht verbessert, künstlicher Futterbau eingeführt und durch Maschinen Menstrast erspart worden. Hafer ist die Stapelwaare des Ackerbauers und die Brotfrucht des Mannes; Gerste wird meistens zum Branntweinbrennen benutzt und aus einer geringern





den Orkney und Shetland (Stewarty), Caithness, Sutherland, Ross und Cromarty (vergt), sowie Inverness zu Nordschottland; Argyle, Bute (Stewarty), Nairn, Elgin oder Moray, Banff, Aberdeen, Kincardine oder Mearns, Angus oder Forfar, Perth, Fife, Kinross, Ardmannan, Stirling, Dumbarton zu Mittelschottland; Linlithgow oder Westlothian, Edinburgh oder Midlothian, Haddington oder Eastlothian, Berwick, Renfrew, Ayr, Wigton, Lanark, Wigtown, Selkirk, Roxburgh, Dumfries und Kirkcubright zu Südschottland gerechnet werden. Gebietsgröße dieser Grafschaften ist sehr ungleich. Die kleinste County ist Clackmannan, größte Inverness. Die Volksmenge hat sich seit der Mitte des 18. Jahrh., trotz der Auswanderungen, jetzt mehr als verdoppelt; in den J. 1801—41 stieg sie von 1,606,420 auf 2,620,184, 1851 betrug sie 2,870,784. Der Schottländer ist nachdenkend und besonnen, aber fröhlich gestimmt als der Engländer; dabei kühn, ehrgeizig und ausdauernd in allen seinen Unternehmungen. Von seiner Liebe zum Erwerb getrieben, wandert er gern aus nach England oder überseeischen Besitzungen, wird aber in der Fremde nicht leicht heimisch und kehrt später glücklich zurück, um im Vaterlande seine Tage zu beschließen. Die Schotten, besonders die Hochländer oder Bergschotten, sind tapfer, gastfrei, wohlwollend, dabei stolz auf ihren Stamm und ebenso haushälterisch wie die Engländer, aber unmäßiger im Genuß geistiger Getränke. Die Stammverschiedenheit der Hochländer und der Niederländer tritt noch immer in Sprache und Charakter hervor, und der gegenseitige Haß, der zwischen beiden seit alter Zeit besteht, wird durch die harten Bedrückungen, welche jene als Pächter von diesen oft erleiden müssen, weiter erhalten. Die hochländ. Sprache oder das Erssische ist ein Zweig des Gaelischen und dem Irischen verwandt. Das Niederschottische ist keineswegs bloß ein Dialekt des Englischen, sondern eine eigene Sprache, die sich neben der englischen gebildet hat. (S. Schottische Dichter.) Die politische Verfassung S.s hat seit der Union, besonders in neuern Zeiten, mehrere Verbesserungen erhalten. Die Repräsentation im Parlamente war nach der frühern Gesetzgebung viel unangenehm und wurde durch die Reformbill vom 7. Juni 1832 verbessert. Zufolge derselben besitzt jetzt das Stimmrecht bei der Wahl der Abgeordneten der Grafschaften jeder wirkliche Besitzer eines Gutes, das jährlich 10 Pf. St. Ertrag, und in den Städten jeder Bürger, der in einem Grundstück als Eigenthümer oder Pächter einen jährlichen Reinertrag von wenigstens 10 Pf. St. zieht. In das Oberhaus sendet S. 16 Peers, die für jede Parlamentswahl aus dem gesammten hohen Adel S.s gewählt werden, jedoch wegen seiner presbyterianischen Verfassung keinen Geistlichen, und in das Unterhaus aus den 33 Grafschaften 30 und aus den Städten und Flecken 23, zusammen 53 Abgeordnete. S. hat seine eigenen Gerichte, von welchen in allen bürgerlichen Rechtsachen die Berufung an das Oberhaus geht. Es sind deren drei, die, sowie ein Admiralgerecht, in Edinburgh ihren Sitz haben. Für die Rechtspflege in den Grafschaften bestehen außer den Friedensrichtern und Sheriffs keine Prokuratursbehörden, sondern die Mitglieder der drei hohen Gerichtshöfe bereisen zwei mal im Jahr die Grafschaften, zu welchem Zwecke das Land in gewisse Gerichtsbezirke (circuits) eingetheilt ist, um in den Hauptstädten derselben Gerichtssitzungen für alle Civil- und Criminalsachen zu halten. Die Staatseinkünfte, welche früher von besondern Behörden erhoben wurden, sind jetzt unter der Verwaltung der in London befindlichen Finanzbehörden. Die eigentliche Kirche ist die presbyterianische. (S. Presbyterianer.) Derselben gehört mehr als die Hälfte der Bevölkerung des Landes an; nächstdem leben in S. über 400,000 dissentirende Presbyterianer und gegen 200,000 Katholiken, meist ausgewanderte Irländer, in Inverness und Glasgow, auch gibt es unter den höhern Ständen viele Anhänger der bischöflichen Kirche, Methodisten und Wiedertäufer.

Ältesten Bewohner von S. gehörten nach Sprache, Religion und Sitte zum großen Völkern der Celten (s. d.). Die Römer, die sich 50 J. v. Chr. im südlichen Theile der großen Insel festsetzten, nannten jedoch die Völkerschaften, welche über den Tweedfluß hinaus wohnten, Caledonier. Erst im J. 80 drang der röm. Statthalter Agricola aus dem röm. Britannien in das Land der Caledonier vor. Das Land wurde nur bis an die Grampianberge unterworfen, hinter welchen die Caledonier dem Feinde trosteten. Um die Einfälle der Barbaren in das Gebiet abzuhalten, errichteten die Römer befestigte Wälle, einen zwischen den Flüssen Tyne und U Clyde, später einen andern zwischen Solway und Tyne, der die Grenze des röm. Reichs blieb. Im Anfange des 4. Jahrh. werden von den röm. Schriftstellern die Bewohner der Wälle Picten (s. d.) genannt. Etwas später traten auch die Scoten auf, ein wilder Stamm, der wahrscheinlich aus Irland herüber kam. Als die Römer 420 die brit. Insel verließen, fielen die Picten und Scoten verwüstend in das civilisirte Britannien ein. Die Bri-



hott. Stände zu einer Verlobung der Prinzessin mit seinem ältesten Sohne. Die Prinzessin  
 arb jedoch auf der Überfahrt von Norwegen auf den Orkaden, und nun drohten zwölf Kron-  
 rätendenten das schott. Reich in Verwirrung zu stürzen. Die nächsten Thronansprüche hatten  
 e Abkömmlinge der Tochter des Grafen Huntingdon, des Bruders Wilhelm's des Löwen, näm-  
 h: der Enkel der ältesten Tochter, John Baliol; der Sohn der zweiten Tochter, Robert Bruce,  
 nd der Sohn der jüngsten, John Hastings. Das schott. Parlament übertrug Eduard I. von  
 ngland das Schiedsrichteramt, der 1291 mit großer Anmaßung dem zwar meist berechtigten,  
 der zugleich unterwürfigen Baliol die schott. Krone zusprach und sich auch von demselben als  
 überlehnsherrn von S., ohne rechtlichen Grund, huldigen ließ. Außerdem wurde Baliol wie  
 r geringste engl. Kronvasall behandelt und verlor dadurch die Achtung des stolzen schott.  
 del's. Durch die Schmach empört, verband er sich 1295 mit Frankreich und eröffnete gegen  
 duard den Krieg, erlitt aber 1296 bei Dunbar eine entscheidende Niederlage. Eduard I. ließ  
 n das Bekenntniß der Verletzung seiner Lehnspflicht vor dem versammelten Volke auf dem  
 irchhofe zu Montrose mündlich und schriftlich bestätigen und schickte ihn dann als Gefangenen  
 ch London. S. erhielt nun einen engl. Statthalter und engl. Beamte; alle Urkunden, welche  
 e Selbständigkeit des Reichs bezeugten, wurden vernichtet. In dieser Lage erhob Will. Wal-  
 ce (s. d.) die Fahne des Freiheitskampfes, fand jedoch bei den uneinigen Großen wenig Anklang  
 id mußte 1305 nach abwechselndem Glücke dem Usurpator erliegen. Schon glaubte Eduard  
 . für immer unterworfen, als 1306 Rob. Bruce (s. d.), der Sohn des frühern Prätendenten,  
 der Spitze des patriotischen Adels sein Thronrecht mit den Waffen geltend machte, die Eng-  
 ader aus dem Lande trieb und sich die schott. Krone aufsetzen ließ. Eduard I. setzte den Kampf  
 et, konnte denselben aber, von Alter und Unglück gebeugt, nicht mit Kraft führen. Als sein  
 achfolger, Eduard II., 1314 in S. einfiel, wurde er am Flüßchen Bannockburn gänzlich ver-  
 hter. Dieser große Sieg befestigte die Dynastie und hob die Zuversicht der Schotten gewaltig.  
 n Parlament ordnete hierauf die Erbfolge und bestimmte, daß nach dem Aussterben von  
 ruce's Mannsstamme die Nachkommenschaft von dessen Tochter Marjoria den schott. Thron  
 en sollte. Bruce vermählte seine Tochter mit Walter, dem Reichshofmeister, in dessen reicher  
 d mächtiger Familie diese Reichswürde erblich geworden war und die davon den Namen  
 wart oder Stuart (s. d.) empfangen hatte. Nachdem der engl. Reichsverweser Mortimer  
 hmal's einen schwachen Versuch zur Unterwerfung S.'s gemacht, kam im Nov. 1327 der  
 ede zu Newcastle zu Stande, in welchem England allen Ansprüchen auf S. entsagte.  
 Rob. Bruce vermochte nun sein im Innern der Auflösung nahe's Reich, soweit es die sehr  
 inge Gewalt der Krone zuließ, zu ordnen. Er zügelte zuvörderst die Häuptlinge des Hoch-  
 ides, die vermöge der alten Stamm- oder Clanverfassung fast unabhängig hausten. In Nie-  
 schottland hatte zwar das Lehnwesen weniger durch Gesetze als durch den Lauf und Charak-  
 der Zeit Wurzel gefaßt und den Adel an die Krone gekettet; allein die Barone waren durch  
 Ausdehnung ihrer Territorien und die Stärke ihres Kriegesgefolgs so mächtig, daß sie dem  
 sepe wie dem Könige trosteten. Wie in England, so standen auch in S. die Grenzmarken mit  
 er kriegerischen Bevölkerung unter sogenannten Hütern der Grenze, die eine beinahe unab-  
 igige Gewalt übten und nicht selten den Krieg auf ihre Faust eröffneten. War im Hochlande  
 Volk roh und unbändig, so seufzte die Bevölkerung des Niederlandes, selbst in den Städten,  
 er dem Drucke der Großen. Um seine Macht im Parlament zu stärken, berief der König  
 26 auch 15 Abgeordnete der größern Städte, welche aber dem Adel und der Geistlichkeit ge-  
 über noch nichts vermochten. Mit Bruce's Tode, dem 1329 sein fünfjähriger Sohn, Da-  
 ll., folgte, ging das Reich neuen Gefahren entgegen. Bruce hatte die während der Usurpa-  
 Eduard's I. zahlreich eingedrungenen Engländer aus ihren Gütern vertrieben, und diese  
 m bei der Schwäche des Reichsverwesers Mar dem Eduard Baliol, einem Sohne des vor-  
 ligen Königs Baliol, die schott. Krone an. Von dem engl. Hofe reichlich unterstützt, landete  
 junge Baliol im Aug. 1332 in der Grafschaft Fife, schlug den Reichsverweser und ließ sich  
 auf von seiner Partei zu Scone krönen. Baliol suchte sich zu befestigen, indem er die engl.  
 erherrlichkeit anerkannte und Eduard III. die Huldigung leistete. Gegen diesen schmähligen  
 ndel ergriff ein Theil der Großen die Waffen, mußte aber unterliegen. Man schaffte hierauf  
 jungen König nach Frankreich, wo ihn Philipp VI. gut aufnahm und fortan seine Sache  
 erstüpte. Die gänzliche Abhängigkeit Baliol's, der seinem Lehnsherrn sogar einen Strich  
 Südschottland abtrat, hatte die Erhebung des erbitterten Adels zur Folge. Andr. Murray,  
 vid's Oheim, stellte sich an die Spitze der Patrioten und führte einen langen Krieg, bis  
 ond. Lex. Zehnte Aufl. XIII.





ang widersehten. Er liebte Glanz und ritterlichen Prunk und zog den Adel an den Hof, die alte Feindschaft zu erlöschten schien. Als Jakob den engl. Prätendenten Perkin Warbeck (s. d.) aufnahm, verwickelte er sich muthwillig in einen Krieg mit Heinrich VII. von England, dem aber schon 1502 ein neuer Friede und die Vermählung Jakob's mit Heinrich's Tochter folgte. Mit der Thronbesteigung Heinrich's VIII. von England, der die alten Ansprüche zu erheben gedachte, schloß sich Jakob dem Könige Ludwig XII. von Frankreich an, schickte ihnen ein Hülfsheer und fiel 1513 selbst in England ein, wo er 9. Sept. am Berge Flodden mit der Blüte seines Adels erschlagen wurde. Für den zweijährigen Jakob V. übernahm die Königin-Witwe, Margarethe, die Regierung; nächstdem besaßen der Cardinal Beaton und der Graf Arran, ein Urenkel Jakob's II., großen Einfluß. Ein Jahr später heirathete die Königin-Mutter, Margarethe, den Grafen Angus und verschaffte demselben die Regierungsgewalt. Um dem bedrohenden Einflusse der engl. Partei zu begegnen, erhoben die Schotten 1515 den Herzog von Albany, einen Neffen Jakob's III., zum Regenten, der sich an Frankreich angeschlossen, 1524 aber gestürzt wurde. Angus bemächtigte sich nun abermals der Regierung und des jungen Königs. Letzterer machte sich 1528 frei und ergriff, von seinen Freunden unterstützt und von Rache gegen die Großen erfüllt, das Staatsruder. Der Fall des Hauses Arran war die nächste Folge. Jakob schloß sich dem hundertjährigen Todfeinde des Adels, dem Papste, an, womit Beaton wieder zur Macht gelangte. Als Heinrich VIII. von England seinen Neffen zur Einführung der Kirchenreformation auffoderte, lehnte Jakob dies ab. Dagegen schloß er sich enger mit dem kath. Frankreich, indem er die Prinzessin Marie von Guise heirathete. Heinrich VIII. eröffnete endlich 1540 gegen seinen Neffen den Krieg. Jakob rüstete sich 1542, von der Geistlichkeit reichlich unterstützt, zu einem Einfall in England; aber der selbige Adel weigerte sich, außer Landes zu kämpfen, und der Feldzug nahm einen schimpflichen Ausgang. In tiefe Schwermuth versenkt, starb Jakob V. 1542. Er hinterließ das nach dem Tode von England, im Innern von kirchlichen Wirren bedrohte Reich seiner kaum geborenen Tochter, Maria Stuart (s. d.), für welche Beaton vermöge eines wahrscheinlich untergeschobenen Testaments die Zügel der Regierung ergriff.

Der schott. Klerus war stets vom röm. Stuhle ziemlich unabhängig gewesen. Eine Nationalsynode leitete die kirchlichen Angelegenheiten, bis 1468 unter heftigem Widerstande das Kloster St.-Andrews gegründet wurde. Diese Stellung machte die Kirche von jeher von Königen abhängig, die ausschließend die kirchlichen Würden vergaben. Die Könige betrachteten die Kirche, dem übermächtigen Adel gegenüber, als Verbündeten und ergriffen zu jeder Gelegenheit, das Ansehen und den Reichthum derselben zu stärken. Zu Ende des 16. Jahrh. besaß die schott. Geistlichkeit fast die Hälfte des ganzen Grundeigenthums, die Furcht und die Eifersucht des Adels und den Unwillen des gedrückten Bürgerthums. Außerdem befand sich in S. das alte Kirchenthum in noch tieferm Verfall als in andern Ländern. Die Priester waren ohne Bildung, lebten in Uppigkeit und erhielten das Volk im rohesten Aberglauben. Mit der Reformation in Deutschland und England wendete sich auch in S., wo die Wickliffiten bereits vorgearbeitet, die Höherstehenden und Gebildeten Interesse mit innerm Bedürfniß den neuen Religionsideen zu. Wiewol Beaton die Lehre mit Feuer und Schwert verfolgte, schlug doch die Reformation unter dem Schutze des Adels bis zum Tode Jakob's V. feste Wurzel. Die Regierungsgewalt war in S. noch zu schwach, die Macht des Adels zu groß, als daß die HofsPolitik hätte durchbringen können. Mit der Großen eignete sich alsbald Jak. Hamilton, Graf von Arran, ein schwacher Mann, der dem Throne nahe stand, das Amt des Reichsverwesers zu und verlobte, um den franz. Einfluß zu lähmen, die junge Königin Maria Stuart mit dem Sohne Heinrich's VIII. von England. Die Anschläge Heinrich's auf die Unabhängigkeit S. führten jedoch schon 1543 einen Krieg herbei, und Arran trat zum Katholicismus zurück und verband sich mit der franz. Partei der Königin-Mutter, Marie von Guise. Trotz dieser ungünstigen Verhältnisse brach die Reformation unaufhaltsam Bahn. Nach Heinrich's VIII. Tode versuchte der engl. Reichsverweser Somerset nochmals, die Hand der jungen schott. Königin für den jungen Jakob VI. von England zu erwerben. Weil er aber zugleich die alten politischen Ansprüche verfolgte, kam es sogar zum Kriege, in welchem die Schotten 1547 bei Pinkie geschlagen wurden. Diese Niederlage brachte S. gänzlich auf die Seite Frankreichs. Der franz. Hof schickte ein Hülfscorps von 6000 Mann und die schott. Thronerbin wurde nach Frankreich gebracht und dort mit dem ältesten Sohne Heinrich's II., dem nachherigen Franz II., verlobt.





nig Kampflust und Maria mußte sich den Verbündeten ergeben und wurde auf dem Schlosse leben verwahrt. Die Sieger bemächtigten sich nun der öffentlichen Gewalt, zwangen die Königin zur Thronentsagung und erhoben für den minderjährigen Jakob VI. den Grafen Murray zum Reichsverweser, der die Regierung mit starker Hand führte. Das Haus Hamilton (s. d.), dessen Haupt der frühere Reichsverweser Arran war, setzte zwar die Königin wieder in Freiheit und brachte aus deren Anhängern ein ziemlich starkes Truppencorps zusammen; das wurde jedoch von Murray im Mai 1568 bei Langside zerstreut. Maria suchte Schutz bei Elisabeth von England, die sich jetzt zur Schiedsrichterin in den schott. Wirren aufwarf und Murray bewog, als der Verfolger seiner Halbschwester aufzutreten. Vielleicht hätte es Murray zum Äußersten kommen lassen, wäre er nicht 1570 durch einen Hamilton aus Privatneid und Parteiwuth ermordet worden. Der Fall dieses durch Geisteskraft ausgezeichneten Mannes entfesselte die Katholiken und die Anhänger Maria's und stürzte S. in neue Zerrüttung. Durch Elisabeth's Einfluß wurde der Graf Lenox, der Todfeind Maria's, zum Reichsverweser ernannt, fiel aber alsbald bei einem Angriffe der Gegenpartei auf Stirling durch Mordhand. Der gemäßigte Graf Mar trat jetzt an die Spitze der Regierung. Derselbe starb schon 1572 und erhielt den strengen Morton zum Nachfolger. Morton vernichtete die Partei Maria's für immer, beschränkte aber auch den Presbyterianismus, wirkte für die Einigung des Episkopats und erbitterte den Adel außerdem durch Härte und Habsucht. Eine Palastrevolution stürzte ihn endlich 1578 und der zwölfjährige König mußte selbst die Regierung übernehmen und erhielt zur Unterstützung einen Staatsrath von zwölf Großen. Hofgünstigen, bei denen die engl. Königin mitwirkte und eine gräuliche Günstlingwirthschaft, die den König verdarb und das Reich wiederholt erschütterte, waren die Folge der übereilten Entscheidung. Elisabeth, von den kath. Mächten bedroht, schloß 1586 mit Jakob VI. ein Bündniß zur Vertheidigung des protest. Glaubens und wußte denselben durch ein Jahrgeld und das Versprechen, ihn zum Erben der engl. Krone einzusetzen, so einzunehmen, daß er sogar zur Hinrichtung seiner Mutter (Febr. 1587) schwieg. Auf die Nation selbst hatte der Tod Maria's keinen andern Einfluß, als daß sich die Stände 1588 zum ersten mal zu einem feierlichen Glaubensbündniß oder Covenant vereinigten, welcher einem Aufstande und der Verbindung der Katholiken mit dem span. Hofe vorbeugen sollte. Indessen erhielten die geheime Begünstigung der Katholiken von Seiten des Hofes und das offene Streben des Königs, die Freiheit der Presbyterianerkirche durch die Einführung des Episkopats zu untergraben, im Innern fortwährend den Aufruhr und unheilvolle Spaltungen. Um die seit der Reformation noch vergrößerte Macht des hohen Adels im Parlament zu brechen, erneuerte der König die von Jakob I. angeordnete, aber nicht ausgeführte Maßregel, nach welcher auch die Abgeordneten des niederen Adels ins Parlament aufgenommen wurden. Durch diese wichtige Veränderung kamen zuvörderst mehrere wesentliche Beschränkungen der Kirche zu Stande, wie das Verbot, Kirchenverordnungen ohne Einwilligung des Königs zu halten, und die Ernennung der Prediger in den Städten durch die Krone. Nach mehrjährigen Unterhandlungen rückte endlich auch Jakob VI. seinem Hauptziele, der Einführung der bischöflichen Verfassung, näher, indem er 1600 dem Parlament das Recht erhielt, diejenigen Prediger, welchen er die alten Bischofsstühle und Aemter verleihen würde, ins Parlament zu berufen. Ein großes Ereigniß, der Tod Elisabeth's von England, die ihren nächsten Verwandten, den König von S., zum Thronerben eingesetzt, hemmte 1603 für den Augenblick die kirchliche Reaction. Die Vereinigung beider Kronen, für welche 300 J. vergeblich gekämpft worden war, sollte jetzt friedlich erreicht werden. Jakob I. (s. d.), wie sich der schott. König nun nannte, verließ sein Stammland im tiefsten Alter. Der Ackerbau lag selbst im Niederlande noch in roher Kindheit. Die Gewerbsamkeit äußerst gering; die Ausfuhr beschränkte sich nur auf Rohproducte, Wolle, Häute und dergl. Die Vernachlässigung, welche fortan S. erfuhr, lähmte die materielle Entfaltung des Landes noch mehr. Außerdem verlor der Adel dem nun übermächtigen Könige gegenüber seine wichtige Stellung. Mit diesem Verfall des Feudalwesens und der Verwandlung der Barone in Hofleute begann die Bedrückung und Auspressung der Grundholden in einer Weise, wie es bisher in S. unerhört gewesen. Seit der Einführung der Reformation hatten sich in S. eine einheimische Literatur und die Pflege der Wissenschaft erhoben. Auch dieser geistige Aufschwung der Nation wurde gelähmt, weil der Hof auswanderte und engl. Sprache und Literatur das einheimische Element vollends verdrängten. Der König schlug schon 1604 die Vereinigung beider Reiche vor, was die Schotten ablehnten, da das engl. Parlament die Einheit der Gesetze zur Bedingung machte. Glücklicher war jetzt Jakob I. mit der Umwand-



1000 Menschen irrten im Lande umher und hielten ihren Gottesdienst bewaffnet im Freien. Die gelindeste Strafe war, daß man die Halsstarrigen im Gesicht brandmarkte oder ihnen ein Ohr abschchnitt und sie dann nach Amerika verbannte. Noch schlimmer wurden für S. die Auswärtigen, als der kath. Jakob II. (s. d.) 1685 den Thron bestieg. Derselbe verweigerte den schott. Eideschwur als seinem Gewissen zuwider, arbeitete am Umsturze der Verfassung, führte die Union ein und gab eine Toleranzacte, die nur die Wiederherstellung des Papstthums bezweckte. 1688 die Nachricht von der Entthronung Jakob's nach S. kam, brach die Wuth des Volkes in die Werkzeuge der Unterdrückung aus. Das Parlament sprach Wilhelm III. (s. d.) und seine Gemahlin die schott. Krone und der Prinzessin Anna das Erbfolgerecht zu. Wilhelm III. zögerte, wiewol mit Widerstreben, die Presbyterialverfassung und verletzte dadurch die Bischöfe, die nun mit den Katholiken des Hochlandes zur Herstellung der Stuarts gemeinsame Sache machten. Lord Dundee sammelte im Hochlande ein beträchtliches Heer, schlug 1690 die Truppen Wilhelm's III., vermochte aber wenig, weil sich die Presbyterianer nicht mit ihm vereinigten. Die blutige Härte, womit Wilhelm III. die Häuptlinge des Hochlandes strafe, die Misachtung des schott. Handelsinteresses und die Willkür, welche seine Minister und Beamten üben durften, entzogen ihm jedoch sehr bald auch die Herzen der Presbyterianer. Die Parteien beklagten den Verlust politischer Selbständigkeit und trachteten danach, die schott. Union von der Englands wieder zu trennen. Schon Wilhelm III. ging deshalb mit dem Plane um, die völlige Vereinigung beider Reiche durchzuführen; allein er starb 1702 und konnte die Angelegenheit seiner Nachfolgerin Anna (s. d.) nur dringend empfehlen. Bei der Unaufrichtigkeit und Mißstimmung des Volkes, welche der Übermuth des engl. Parlaments nur steigerte, war die Lösung dieser Aufgabe auch den verschlagensten Staatsmännern jener Zeit vor der Hand unmöglich. Im J. 1704 verwarf das schott. Parlament sogar das engl. Erbfolgegesetz, nach welchem die Krone an das protest. Haus Braunschweig gelangen sollte. Hingegen wurde das sogenannte Sicherheitsgesetz zu Stande, in welchem sich die Schotten vorbehielten, nach dem Tode der Königin die Thronfolge von der Wahl Englands unabhängig zu ordnen. Die Zusammenkunft des schott. Parlaments, in dem seit Jakob's I. Anordnung der armen Adeln mehr das Übergewicht erlangte, gab endlich dem Hofe Wuth, die Union der beiden Reiche durch großen Geldopfern ernstlich zu versuchen. Das engl. und das schott. Parlament ernannten 1706 zu gleichen Theilen eine Commission von 32 Personen, die vom 29. April bis 2. Aug. die Unionsacte entwarf. Diese Acte wurde 27. Jan. 1707 vom schott., am 16. März vom engl. Parlament angenommen, und schon 12. Mai trat die Union gesetzlich ins Leben. Es ist immer merkwürdig, daß sich keine Partei in S. diesem übereilten und angeblich erkauften Verle mit den Waffen in der Hand widersetzte. S. und England wurden hiernach auf ewig zu einem Reiche unter dem Namen Großbritannien vereinigt. Die Thronfolge sollte auf dem Hause Braunschweig beruhen, und jeder Katholik sollte ausgeschlossen sein. Alle Unterthanen des vereinigten Reichs genossen fortan gleiche Rechte und Privilegien, besonders rücksichtlich Handels und der Zölle. Zu den Staatslasten sollte S. den 40. Theil beitragen. Die Schotten durften ihre Gerichtsverfassung und Privatrechte behalten. Das vereinigte Reich sollte durch ein Parlament repräsentirt werden; 16 schott. Peers sollten im Oberhause, 45 Abgeordnete der Grafschaften, Städte und Flecken im Unterhause Sitz nehmen. Mit dieser Vereinigung begann das schott. Volk ein neues, kräftiges Dasein zu entfalten. Nun erst konnte unter einer Gesetzgebung, die nicht nur Adel und Krone begünstigte, das Bürgerthum und die allgemeine Wohlfahrt gedeihen. Dessenungeachtet hielt das Volk die Union noch lange für ein großes Übel, und wie zahlreich und mächtig die Jakobiten (s. d.), die Anhänger des gestürzten Königsgeblüts (s. Jakob III. und Eduard), blieben, bewiesen die Aufstände in den J. 1715 und 1745 (S. Großbritannien.) Vgl. Buchanan, „*Rerum Scotticarum historiae libri XII*“ (Edinb. 1822); Hume, „*General history of S.*“ (Lond. 1657); Guthrie, „*General history of S.*“ (2 Bde., Lond. 1767); Dalrymple, „*Annals of S.*“ (2 Bde., Edinb. 1776 — 79); Robertson, „*History of S. during the reigns of queen Mary and of king James VI.*“ (2 Bde., Lond. 1758); Pinkerton, „*History of S. from the accension of the house of Stuart to that of George III.*“ (2 Bde., Lond. 1797); Heron, „*New general history of S.*“ (6 Bde., Perth 1794 — 1801); Laing, „*History of S. from the union of the crowns to the union of the kingdoms*“ (2 Bde., Lond. 1804; neue Aufl., 1819); Chalmers, „*Caledonia, or a historical and topographical account of North-Britain from the most ancient to the present time*“ (2 Bde., Edinb. 1807 — 10); Cook, „*History of the reformation in S.*“ (2. Aufl., 3 Bde., Edinb. 1807 — 10); Cook, „*History of the reformation in S.*“ (2. Aufl., 3 Bde., Edinb. 1807 — 10).





felt, die stets das Lateinische vorgezogen hatte, ganz auf, sich der heimatlichen Mundart zu den schriftstellerischen Producten zu bedienen. Auch jetzt schrieben Arthur Johnstone und einige Andere nach Buchanan's (s. d.) Beispiel lat. Verse; aber Sir Robert Myton (gest. 1638), William Drummond (gest. 1649) und alle übrigen Schotten, die sich im 17. Jahrh. durch poetisches Talent auszeichneten, schlossen sich der gleichzeitigen engl. Dichterschule an. Während jetzt die engl. Sprache immer sorgfältiger bearbeitet wurde und sich zu immer größerer Vollkommenheit erhob, sank das Schottische zu einer lingua rustica herab, die zwar im gewöhnlichen Leben nicht entbehrt werden mochte, der man jedoch in der Literatur keinen Platz gönnte. Fast ein Jahrhundert lang hatte die schott. Muse geschwiegen oder nur in vereinzelten Liedern anonym, meist ländlicher Dichter sich schwach und schüchtern vernehmen lassen, als der Hymnus Allan Ramsay's (s. d.) sie wieder ins Leben rief. Im Lande herrschte noch die religiöse Enge der Covenanten, welche jeden freien Aufschwung der Phantasie niederhielt; allein in den Städten ward mit der Zunahme des Handels und des Wohlstandes ein frischerer Geist rege, und in den geselligen Vergnügungen, denen man sich mit jener Maßlosigkeit hingab, welche alle Nationen bezeichnet, begann auch das Gemüth sich nach einer ansprechendern Nahrung zu strecken. Der originelle Humor Ramsay's, seine graphischen Skizzen, in welchen sich die Sitten, Gebräuche, die Tugenden und die Fehler seiner Landsleute abspiegelten, mußten daher eine heilsame Wirkung hervorbringen. Dabei zeigte er durch seinen „Gentle shepherd“, daß die schott. Volkssprache nebst dem ihr eigenen Charakter der Naivetät und Herzlichkeit auch eines edeln und edlern Ausdrucks fähig sei, daß sie einen reichen Schatz für Den abgebe, der sie zu heben und ausbeuten wisse. Dem Englischen zur Seite, welches unterdessen allgemeine Büchersprache geworden, konnte das Schottische allerdings nur auf einen bescheidenen Anspruch machen; allein der Anstoß war gegeben, und es fanden sich bald Nachahmer, welche die von Ramsay und seinem Freunde Robert Crawford (gest. 1733) eröffnete Bahn verfolgten. Robert Ferguson (gest. 1774) schrieb Satiren und poetische Schilderungen, die nur Burns übertroffen wurden, Alexander Ross (gest. 1784) eine Idylle „The fortunate shepherd“. David Herd gab 1769 eine ziemlich vollständige Sammlung „Scottish songs and ballads“ heraus. Im J. 1771 erschien die herrliche Ballade „Auld Robin Gray“, eines der schönsten und rührendsten Miniaturbilder schott. Volkslebens, dessen Verfasserin erst ein halbes Jahrhundert später in Lady Anne Barnard, Tochter des Grafen Balcarres (gest. 1825), erwachte. Außerdem versuchten sich mit Glück als Liederdichter John Lowe (gest. 1798), James Skinner, Verfasser des „Tullochgorum“ (gest. 1807), Jane Elliot, Susanna Blamire (gest. 1794) und Alicia Cockburn (gest. 1794). Endlich veröffentlichte Robert Burns (s. d.) seine ersten Dichtungen, die nicht nur in Schottland, sondern auch in England mit Beifall aufgenommen wurden und die Poesie aus dem Schlummer wecken halfen, in welchem sie seit der Überhandnahme des nüchternen französischen Geschmacks begraben lag. Als er gehört Burns allen Zeiten und allen Nationen an, in seiner Redeweise, seinen Empfindungen und selbst in seinen Vorurtheilen aber ist er echter Schotte, und indem er seine wunderbaren Schöpfungen in die heimatliche Mundart kleidete, hob er diese aus dem untergeordneten Verhältniß eines bloßen Provinzialsdialekts empor und gestellte sie als ebenbürtige Schwester der bildetsten Idiomen zu. Nur durch ihn ward es möglich, daß Walter Scott (s. d.) den schott. Dialect in seinen Waverley-Romanen anwenden konnte, ohne Gefahr zu laufen, das Ohr des Lesers zu verlegen oder ihnen gar unverständlich zu werden, und selbst engl. Dichter vermieden es nicht, einzelne Ausdrücke und Wendungen der schott. Muse abzulauschen. Auf seine Landsleute übte Burns den belebendsten Einfluß aus, und viele eiferten ihm nach, auch keiner ihn erreichte. Am nächsten kamen ihm vielleicht Alexander Wilson (gest. 1793) in seinem „Watty and Meg“ und John Mayne (gest. 1836) in dem „Siller Gun“, das durch eine glückliche Mischung von Laune und Pathos empfiehlt, während der derbe Humor Alexander Boswell's (s. d.) zu oft in Roheit ausartet. Von den Liedern Robert Tanna's (gest. 1810) sind namentlich „The flower o' Dumblane“ und „The Braes o' Balquhither“ zum Volkslied geworden, und Hector Macneill (gest. 1818) stellte in „Scotland's skaith, the history o' Will and Jean“ das Nationallaster der Unmäßigkeit und seine traurigen Folgen kräftigen und ergreifenden Zügen dar. Unter allen schott. Dichtern entwickelte James Hogg (s. d.) die glänzendste, wenn auch ungezügeltere Phantasie; sein „Bonny Kilmeny“ ist eines der lieblichsten Feenmärchen, die irgend eine Sprache aufzuweisen hat. Allan Cunningham und William Motherwell (gest. 1835) bearbeiteten nach dem Vorgange Scott's die alten schott. Lieder, James Hogg (gest. 1827) feierte die Märtyrer des Covenant und Robert Nicoll





stube, wie 1836 zu Viborg. Er war entschieden den liberalen Ansichten zugethan und nahm an solchen Verhandlungen Antheil, die allgemeine staatliche Reformen betrafen. Auch er sich nebenbei über fast alle wichtigen Gegenstände des öffentlichen Lebens mit edler Sinnigkeit und Mäßigung besonders in der von ihm herausgegebenen „*Dansk Ugeskrift*“ (Kopenh. 1831 — 36; Fortsetzungen, 8 Bde., Kopenh. 1842 — 46) und „*Dansk Krist*“ (Kopenh. 1847 — 52) aus. In Bezug auf die schlesw.-holst. Frage hielt er sich an die nationale Seite der Sache. Auf dieselbe bezieht sich noch die Schrift „*Om Preliminarierne*“ (Kopenh. 1850).

**Schraffirung**, vom ital. *sgraffiare*, nennt man die Bezeichnung des Schattens in Zeichen und Kupferstichen durch nebeneinandergesetzte oder sich durchkreuzende Striche, wobei Striche vom Dunkelsten gegen das Helle zu immer feiner werden. In der Heraldik bezeichnet man mit Schraffirung die Art und Weise der Andeutung der Wappenfarben, welche an Stelle der früher üblich gewesenen Planetenzeichen getreten ist. Die Erfindung der Schraffirung gehört jedenfalls Frankreich an und kam im 17. Jahrh. in allgemeine Aufnahme; der wirkliche Erfinder ist unbekannt, obgleich sich Lacolombière in dem „*Recueil de plusieurs piéces et figures d'armoiries*“ (Par. 1639) als solchen nennt, auch angibt, daß er seine Manier Jesuiten Sylvester de Petra Santa mitgetheilt habe, der sie auch in seinen „*Tessorae genealogicae*“, die bereits 1638 erschienen, angewendet habe. So viel ist gewiß, daß die Idee der Schraffirung bereits in der „*Pompa funobris Alborli Pii Austriaci*“ (Brüss. 1623) vorkommt.

Die Schraffirung selbst betrifft, so besteht sie in einzelnen Zeichen, Linien u. s. w. für die verschiedenen Farben; Lacolombière hatte deren sieben aufgenommen; er bezeichnet Gold mit Punkten; Silber ohne Zeichen; Blau durch wagerechte Linien; Grün durch schräge Linien von links nach rechts; Purpur durch schräge Linien von links nach rechts; Roth durch senkrechte Linien; und Schwarz durch sich kreuzende Linien. Die spätern Schraffirungen zur Bezeichnung der Wappenfarben, welche seltener vorkommen, z. B. der natürlichen Farbe, sind theils die Erfindung des Professors Nink in Altdorf, theils durch die Engländer eingeführt.

**Schraube** heißt ein Cylinder, auf welchem in gleichmäßig ansteigenden Windungen (den Schraubengängen) rippenförmige Erhöhungen herumlaufen, das sogenannte Schraubengewinde. Dazu gehört als wesentlich und unentbehrlich eine Schraubenmutter, d. h. ein Stück eines Cylinders, an deren Wand ähnliche Gewindgänge angebracht sind, um zwischen der Schraube (Schraubenspindel) einzugreifen. Die Wirkung des Gewindes besteht darin, daß die der Spindel oder der Mutter ertheilte Drehbewegung unmittelbar eine entsprechende lineare Fortschreitung zur Folge hat. Die Mechanik betrachtet das Schraubengewinde als eine auf der Cylinderfläche herumgelegte schiefe Ebene (s. **Schiefe Ebene**) und führt demgemäß die Berechnung des Kräfteverhältnisses an der Schraube auf die schiefe Ebene zurück. In der Natur sind die Schrauben äußerst mannichfaltig: nach ihrem Material (eiserne, messing-, hölzerne u. s. w.); nach der Feinheit ihrer Gewinde; nach der Gestalt der Gewindgänge (rechte oder scharfe, runde, flache Gewinde); nach der Richtung des Gewindes (rechte und linke Schrauben); nach der Anzahl selbständiger Gewinde auf einer und der nämlichen Spindel (einfache, doppelte, dreifache bis achtfache Schrauben). Die Schraube dient zur Vereinigung verschiedener Bestandtheile an zahllosen Gegenständen aus Holz, Metall u. s. w. (Verbindungsschrauben, Schraubenbolzen, welche mittels eigener Werkzeuge [Schraubenzieher und Schraubenschlüssel] ein- und ausgeschraubt werden); um verschiebbare oder sonst bewegliche Maschinen- u. s. w. vorübergehend zu befestigen oder einzuklemmen (Druckschrauben, Klemmschrauben zur Ausübung von Druck bei Pressen, Schraubstöcken u. dgl. m.); um Maschinenbestandtheile, welche ihren Ort öfters verändern müssen, genau nach Erfoderniß einzustellen (Stellschrauben); um Bestandtheile einen längern Weg mit geringer Geschwindigkeit fortzubewegen (Langschrauben); um Messungen oder Eintheilungen zu veranstalten (Mikrometerschrauben). Die Verfertigung dieser Schrauben gehört zu den wichtigsten Aufgaben der praktischen Mechanik, deren Lösung, wenn es sich dabei um die höchste Genauigkeit und Regelmäßigkeit des Gewindes handelt, eigenthümlichen Schwierigkeiten unterliegt und wozu es eine Menge verschiedenartiger Werkzeuge und Maschinen gibt. — **Archimedische Schraube** oder **Archimedische Schnecke** ist eine Art großer, von Holz oder Metall ausgeführter Schraube mit weiten, flachen Gängen, welche zum Heben des Wassers auf geringe Höhen, sowie zum horizontalen Transport verschiedener Substanzen (des Malzes in den Bierbrauereien, des Getreides in den Mältern) Anwendung findet. (S. auch **Archimedes**.)

**Schraubenschiff** heißt ein Dampfschiff, welches als Forttreibungsmittel statt der sonst



n. ober Lumpenpapier. Vgl. Amelang, „Von dem Alterthume der Schreibekunst in der Welt“ (p. 1800); Hug, „Erfindung der Buchstabenschrift“ (Ulm 1801); Weber, „Versuch einer Geschichte der Schreibekunst“ (Gött. 1807). Mit der Herrschaft der Römer wurde die Schreibekunst immer mehr verbreitet. In Deutschland waren anfangs die gothische Schrift, mit der Alas in der zweiten Hälfte des 4. Jahrh. seine Bibelübersetzung schrieb, und die Runenschrift (Runen) bekannt. Letztere steht freilich auf dem Gebiete der Schreibekunst ziemlich bedeutungslos da und ihr Gebrauch zu Steininschriften beschränkt sich fast nur auf den Norden Europas, auf Dänemark und Schweden. Dagegen wurde bald das lat. Alphabet im Abendlande von den deutschen und roman. Völkern allgemein angenommen. Der Grund hiervon lag bei german. Völkern darin, daß Deutschlands Lehrer, die aus Irland und England kamen, in dieser Sprache schrieben, und daß die deutsche Sprache noch zu rauh und an Worten sehr arm war. Erst im 9. Jahrh. fing man an sie zu schreiben, jedoch mit lat. Buchstaben. Überhaupt wurden öffentliche Schriften, z. B. Gesetze, Friedensschlüsse und Verträge nicht bloß mit lat. Schrift, sondern auch in lat. Sprache abgefaßt. Die Zeit, in der zuerst die deutsche Schrift gebräuchlich geworden, setzt man gemeiniglich ins 13. Jahrh., unter die Regierung Kaiser Friedrichs II.; Andere nehmen diesen Zeitpunkt später an. Wie sehr sich aber auch die lat. Buchstaben im Abendlande veränderten, so ist doch überall die lat. Grundform geblieben und nur hier und da etwas unkenntlich geworden. Von kürzerer Dauer und gewissermaßen örtlicher Bedeutung waren einzelne Bildungen des lat. Alphabets, wie die merovingische Schrift vom 5. — 8. Jahrh. in Frankreich und Deutschland, die westgothische vom 5. — 11. Jahrh. in Spanien, die longobardische vom 7. — 13. Jahrh. in Italien und die karolingische seit dem 8. Jahrh. in Frankreich, Deutschland und in Italien. Die Ausbildung der deutschen Schrift wurde wohl meistens durch die Buchdruckerkunst befördert. Über die Schönschreibekunst s. Kalligraphie; über Schnellschreibekunst s. Stenographie; über Geheimschrift s. Chiffre- und Dechiffriren.

**Schreiber (Alons Wilh.)**, bad. Historiograph und Schriftsteller, geb. 12. Oct. 1763 zu Kapfenstein unter Widen in Baden, besuchte das Gymnasium zu Baden und die Universität zu Freiburg. Im J. 1784 wurde er Professor der Ästhetik an dem Gymnasium zu Baden. Im J. 1788 ging er nach Mainz als Hauslehrer bei dem Grafen von Westfalen. Später lebte er in Rastatt zur Zeit des Congresses und kam 1799 wieder als Lehrer an das inzwischen in ein Lyceum umgewandelte Gymnasium in Baden. Im J. 1805 wurde er Professor der Ästhetik an der Universität zu Heidelberg, wo er mit J. H. Voß und dessen Sohne Heinrich täglich Umgang pflog. Der Unfug, der damals mit Poesie und Mystik getrieben wurde, gab S. die Veranlassung zu seiner „Comoedia“, die bei ihrem Erscheinen viel Aufsehen erregte und confiscirt wurde. Als Baggese in Heidelberg und damit in die bei Voß gehaltenen Abendgesellschaften kam, fertigte man zum Zeitvertreib Gedichte, die Baggese ohne Vorwissen der Übrigen unter dem Titel „Der Funkele oder Klingklingelalmanach“ (Lüb. 1810) herausgab. Dieser Almanach erregte unheimliches Aufsehen und auch S. mußte darüber von seinen Collegen an der Universität mancherlei erdulden. Indessen hatte sich sein Wirkungskreis erweitert, indem er nach Saalfeld's Tode die Vorlesungen über Naturrecht und Staatsrecht übernahm. In neue Unannehmlichkeiten sah er sich aber durch die „Lebensbeschreibung des Großherzogs Karl Friedrich von Baden“ (Heidelb. 1811) verwickelt, in der er die Universität gehöhnt haben sollte. Müde der Intrigen hielt er 1812 um die seit Voß's Tode erledigte Stelle eines bad. Historiographen an. Sein nächster Auftrag war hier, eine „Geschichte des Großherzogthums Baden für Schulen“ (Karlsru. 1815) zu schreiben, den er auch in musterhafter Weise löste. Eine Geschichte der Herzoge von Zähringen kam nicht zu Stande. Übrigens hielt S. in der Residenz vielbesuchte Vorlesungen über Geschichte, Ästhetik und Kunstgeschichte. Nach einem dreizehnjährigen Aufenthalt in Karlsruhe wurde er unerwartet pensionirt und wählte nun das Thal von Baden zum Wohnort, wo er nach dem Regierungsantritte des Großherzogs Leopold seine in Karlsruhe begonnenen, nun hauptsächlich von Fremden besuchten Vorlesungen fortsetzte. Er starb Oct. 1841. Von seinen zahlreichen Schriften sind noch anzuführen: „Baden mit seinen Bergen und Umgebungen“ (Karlsru. 1805; 6. Aufl., 1838); „Baden-Baden, die Stadt, ihre Quellen und Umgebungen“ (Stuttg. 1840; 2. Aufl., 1843); „Geschichte und Beschreibung von Baden und seiner Umgebungen“ (Heidelb. 1811); „Der Rhein, ein Handbuch für Reisende“ (Heidelb. 1812; 5. Aufl., 1841), ein in dieser Gattung vortreffliches Werk; „Poetische Reisen“ (3 Bde., Lüb. 1817—18); „Deutschland und die Deutschen von den ältesten Zeiten zum Tode Karls d. Gr.“ (4 Hefte, Karlsru. 1824); „Sagen aus den Gegenden des Rheins und des Schwarzwaldes“ (2. Aufl., Heidelb. 1829); „Sagen aus den Rheingegenden, dem











sich und sein Vermögen aufopferte. S. starb 3. Sept. 1816. Als dramatischer Schriftsteller ist S. mehr die Anforderungen der Bühne als die der Dichtkunst im Auge; doch gehören seine feinsten Conversationsstücke als echte Charaktergemälde zu dem Selungensten, was wir in dieser Gattung besitzen. Er bildete mit besonnener Kraft und ruhigem Studium. Seine Gestalten waren aus dem Leben gegriffen, und in naturgemäßer Entwicklung solcher Charaktere möchten wir wenige deutsche dramatische Dichter gleichkommen. Dabei war seine Sprache, mit seltenen Ausnahmen, rein und edel, und durch alle seine Stücke weht, wie ausgelassen sie zum Theil sein mögen, ein Geist der Sittlichkeit, wie ihn sein jüngerer Nebenbuhler Rosebue, durch den er zuletzt fast in Vergessenheit gerieth, nie gekannt hat. Er hatte sich meist nach den Engländern gelehrt, und viele seiner Stücke sind nur freie Bearbeitungen nach Bestern. Alle im Druck erschienen und viele handschriftlich vorhandenen gab Bülow unter dem Titel „S.'s dramatische Werke“ mit einer Einleitung von Tiedt (4 Bde., Berl. 1831) heraus. Vgl. F. L. W. Meyer, Friedr. Ludw. S., ein Beitrag zur Kunde des Menschen und Künstlers“ (2 Bde., Hamb. 1810), in dieser Gattung ausgezeichnetes Werk. S.'s Witwe starb 25. Mai 1829.

Schröder (Joh. Henrik), schwed. Ordenshistoriograph, geb. 18. April 1791 zu Wexlerås, wo er das Gymnasium besuchte, studierte in Upsala, wo er 1815 als Docent der Literaturgeschichte auftrat und an der Universitätsbibliothek angestellt wurde. Bei dem einige Jahre nachher zur Herausgabe der Quellschriftsteller des schwed. Mittelalters niedergesetzten Ausschusse wurde er anfangs Secretär, später ordentliches Mitglied. Dem ersten, meist vom Professor mit besorgten Theile dieses wichtigen Werks (1818) ließ er 1825 den zweiten folgen; ein drittes wird jetzt gedruckt. Bereits seit 1820 Vorsteher des Münzcabinetts zu Upsala, wurde er 1830 Oberbibliothekar und Professor der Literaturgeschichte und Archäologie an der Universität und Ordenshistoriograph. Die angelsächsl. Münzen des Cabinetts zu Upsala beschrieb er in „Numismata Anglo-Saxonica“ (2 Bde., Upsala 1825), die russischen in dem „Catalogus nummorum Cuscorum“ (Upsala 1827) und die ältesten schwedischen in den Verhandlungen der Akademie der schwed. Literatur und Geschichte (Bd. 13). Aus den handschriftlichen Schätzen der Universitätsbibliothek ließ er erscheinen die „Monumenta diplomatica“ (9 Bde., Upsala 1822) und „Sylloge observationum in thesaurum linguae Graecae Henr. Stephani“ (5 Bde.). Er gab er einen Katalog der Handschriften und typographischen Seltenheiten der Bibliothek des Grafen Brahe heraus und eine Geschichte der Stiftsbibliothek zu Wexlerås. In Folge einer Reise nach Norwegen 1831 schrieb er die Abhandlung „Numi aliquot in museo regiae universitatis scientiarum Nidaroviensis“. Außer der Bücherkunde und der Numismatik beschäftigt ihn besonders das Studium der vaterländischen Alterthümer. Die Ergebnisse seiner Forschungen in diesem Gebiete sowie in der Literaturgeschichte hat er meist in der „Svea“ und in der „Iduna“ niedergelegt. Auch lieferte er eine Beschreibung der Domkirche zu Upsala. In den Jahren 1836 und 1837 machte er eine wissenschaftliche Reise durch Deutschland, Frankreich und Italien und 1838 in Begleitung des Ministers Graf von Wetterstedt nach England.

Schröder (Sophie), eine der ausgezeichnetsten deutschen tragischen Schauspielerinnen, geb. 17. Febr. 1781 in Paderborn, ist die Tochter des Schauspielers Bürger, dessen Witwe sich später mit dem rühmlich bekannten Schauspieler Keilholz verheirathete. Als ihre Mutter 1793 der Tyll'schen Gesellschaft in Petersburg engagirt worden, begann dort die damals zwölfjährige Sophie in der Dittersdorff'schen Oper „Das rothe Käppchen“ als Lina ihre theatralische Laufbahn. In Neval heirathete sie 1795 den Director der dortigen deutschen Bühne, Stollmers. Hier lernte sie auch Rosebue kennen, und auf seine Empfehlung erhielt sie eine Anstellung am wiener Hoftheater. Sie spielte damals noch ausschließlich naive Rollen und spielte als Margarethe in den „Hagestolzen“ und als Gretchen in den „Verwandtschaften“. Schon nach einem Jahre ging sie nach Breslau, wo sie vorzugsweise für die Oper engagirt wurde und besonders als Hulda im „Donaureißen“ viel Glück machte. Ihre Ehe mit Stollmers ward hier beendet, welcher die Bühne verließ und unter seinem wirklichen Familiennamen Smets als Rath des regierenden Reichsgrafen von Plettenberg-Ratibor wieder in die früher von ihm verlassenene juridisch-diplomatische Laufbahn zurücktrat. Im J. 1801 unter sehr vortheilhaften Bedingungen nach Hamburg berufen, betrat hier Sophie die Bahn, auf welcher sie bald als eine erste GröÙe glänzte: sie wechselte das naive Rollensach mit dem tragischen. Im J. 1804 heirathete sie den Tenoristen Friedr. Schröder und lebte unter den günstigsten Verhältnissen in Hamburg, bis die kriegerischen Begebenheiten 1813 sie bestimmten, diese Stadt heimlich zu verlassen, da der Marschall Davoust sie in das Innere Frankreichs bringen lassen wollte, wegen der

patriotischen Gefinnung, welche sie bei Hamburgs Befegung durch den General Lettenborn auf der Bühne hatte laut werden lassen. Nachdem sie eine glänzende Kunstreise gemacht, spielte sie anderthalb Jahre in Prag und folgte dann einem Rufe an das wiener Hoftheater, dessen Zierde in hochtragischen Rollen sie bis 1829 war. Hier sah sie auch 1816 nach sechzehnjähriger Trennung ihren Sohn erster Ehe, den späterhin durch mehrere theologische und poetische Schriften bekannt gewordenen kath. Geistlichen und Kanoniker Wilh. Smets wieder. Nachdem ihr zweiter Gatte Schröder 1818 gestorben, heirathete sie 1825 den talentvollen Schauspieler Kunst, von dem sie sich aber bald wieder trennte. Im J. 1829 schied sie vom wiener Hoftheater aus und machte bedeutende Kunstreisen, bis sie 1831 Mitglied des münchener Hoftheaters wurde. Von hier folgte sie im Frühjahr 1836 abermals einem Rufe an das wiener Hoftheater. Im J. 1840 wurde sie in Wien pensionirt und lebte seitdem meist in Augsburg. Wiewol betagt, erfreute sich die Künstlerin doch immer noch einer seltenen Kraft und Frische des Körpers und Geistes, so daß sie sogar zu den Vermählungsfeierlichkeiten des Kaisers Franz Joseph im Mai 1854 am wiener Hoftheater nicht ohne großen Beifall mitwirken konnte. Ihre bedeutendsten Rollen waren Phädra, Medea, Lady Macbeth, Merope, Sappho, Johanna von Montfaucon und Isabella in der „Braut von Messina“. Sie besaß ein gewaltiges und doch wohlklingendes Organ, ein schönes Auge und ein durch Übung zu einem erstaunenswürdigen Grade von Sicherheit entwickeltes Talent.

Schröder-Devrient (Wilhelmine), eine der berühmtesten dramatischen Sängerinnen unserer Zeit, die Tochter der Vorigen, wurde zu Hamburg 6. Oct. 1805 geboren und von früherster Jugend an durch ihre Mutter für die Kunst gebildet. Bereits in ihrem fünften Jahre betrat sie die hamburger Bühne als tanzende Amorene und im zehnten wurde sie Mitglied des Hofschell'schen Kinderballets in Wien. Doch mit dem sich entfaltenden Geiste strebte die junge Künstlerin nach einem höhern Wirkungskreise und widmete sich dem Schauspiel. Die erste Rolle, in der sie in ihrem 15. J. auf dem Burgtheater zu Wien auftrat, war die der Arianne in Racine's „Phädra“. Ihr Talent war unverkennbar, und schon ihre ersten Leistungen berechtigten zu den schönsten Hoffnungen. Noch mehr steigerten sich diese, als sie ein Jahr später, 1821, plötzlich und unvermuthet als Pamina in der „Zauberflöte“ auftrat und ihre Gabe des Gesangs entwickelte. Schönheit des Organs, Anmuth der Gestalt und Gesichtsbildung, ausdrucksvolles Mimenspiel, verbunden mit einer edeln Schule des Gesangs, waren die Eigenschaften, welche sie sogleich auszeichneten. Nachdem sie in der Rolle der Leonore im „Fidelio“ den Sieg über alle ihre Vorgängerinnen davongetragen, stieg ihr Ruf rasch immer höher und sie begann nun größere Reisen zu unternehmen. Ihr Aufenthalt in Berlin 1823, wo sie großes Aufsehen erregte, wurde dadurch wichtig für die Verhältnisse ihres Lebens, daß sie sich daselbst mit Karl Devrient (s. d.) verheirathete. Mit ihm gemeinschaftlich wurde sie bei der Bübner-Dresden engagirt; doch die Ehe war nicht glücklich und wurde deshalb 1828 gelöst. Von Dresden aus unternahm sie nun häufige Kunstreisen. In Berlin, wo sie 1828 wieder auftrat, zeigte sich ihr Spontini sehr feindselig; doch erntete sie in ihren letzten Vorstellungen, namentlich in der „Corymbanthé“ den rauschendsten Beifall. Im J. 1830 ging sie zum ersten male nach Paris, wo sie hoch gefeiert wurde, und nach der Rückkehr trat sie wieder in Berlin und andern großen Städten auf, wo sie eine Reihe gewohnter Triumphe erntete. Im nächsten Jahre, wo sie bei der ital. Oper in Paris sich auf ein Jahr engagirte, machte sie jedoch im Ganzen weniger Glück. Mit desto größerem Enthusiasmus wurde sie 1832 in London aufgenommen, wohin man sie 1833 und 1837 wieder berief. Auch machte sie 1835 eine Kunstreise auf längere Zeit nach Rußland, Oestreich und durch Deutschland. Ihre meisterhaftesten Leistungen waren Fides, Corymbanthé, Donna Anna, die Vestalin, Desdemona, Emmeline, Romeo, die Commagene, Norma und Valentine. Es war ihre schaffende Genialität, welche, durch tiefes und ernstes Studium unterstützt, ihre bewundernswürdigen Leistungen erzeugte. Ihre Stimme war wohlklingend und zugleich stark und umfangreich, obwol sie des eigentlichen Metalls entbehrte. Zugleich entwickelte sie eine hinreißende Intensität des Ausdrucks, die sie auch einzig in ihrer Art zu nützen wußte. Unerreicht war sie in ihrem plastischen Spiel und im mimischen Ausdruck. In einer bisher nicht gekannten Schärfe des künstlerischen Blicks durchdrang sie jede Rolle und erspähte den Moment, wo sie dieselbe auf den Gipfel der Wirkung heben konnte. Groß zeigte sie sich endlich in der künstlerischen Selbsterkenntniß; denn sie wußte genau, was sie vermochte und wo ihre Mittel endeten. Im Privatleben bewies sich die geniale Frau höchst freundlich, wohlwollend und mildthätig, sowie stets bereit, mildthätige Zwecke durch ihre Leistungen zu unter-



gen. Nachdem sie 1849 Dresden verlassen hatte, verheirathete sie sich 1850 zu Gotha mit einem livländ. Gutsbesitzer von Bock, dem sie auch in die Heimat folgte.

**Schrödter** (Adolf), ausgezeichneter Maler im humoristischen Genre, geb. zu Schwedt am 1. Juni 1805, der Sohn eines Malers und Graveurs, lernte in Berlin sieben Jahre lang die Kupferstechkunst, bis er, mit seiner Beschäftigung unzufrieden, 1829 nach Düsseldorf ging, wo er als Maler auftrat. Obgleich durchgängig der Maler des Humors und der Komik, steht er doch hoch über den Caricaturisten, indem seine Conceptionen nicht auf den Witz des Augenblicks berechnet, sondern von objectiv gültigem Gehalt und in jeder Beziehung als Kunstwerke zu bezeichnen sind. Im ernsten Genre, in dem er ebenfalls Einiges gemalt, ist er nicht frei von jener Sentimentalität der düsseldorfer Schule. Das Komische entspringt bei ihm in echt poetischer Weise aus dem Contrast von Handlung und Zweck, Charakter und Absicht, und seine Charakteristik ist bis auf die feinste studirt, die malerische Ausführung lebendig und vollkommen sorgfältig. Schon durch seine Weinprobe (1832) und das schöne fröhliche Bild, welches er „Rheinisches Irthshausleben“ benannte, wurde er berühmt. Am vollkommensten aber entwickelte sich sein Humor in den verschiedenen Scenen zu Don Quixote, den Falstaffaden, Eulenspiegel und Münchhausen, welche er bald in Öl, bald mit der Radirnadel, bald für den Holzschnitt meisterhaft ausführte. Eine andere Thätigkeitsrichtung des Künstlers geht auf die Arabeske und den Fries. In Düsseldorf gewann er mit der Composition eines Frieses als Zimmerverzierung den vom Kunstverein für dergleichen ausgesetzten Preis. Kirchweihfestgruppen bilden den Inhalt seiner Arbeit, welche S. nachher in Farben auf vergoldeten Zinkplatten ausgeführt hat. In Frankfurt, wohin er sich seit 1846 wandte, malte er den Zug des Königs Rheinwein, ebenfalls ein Fries, ein Stück voll Laune und Lust. Seinen Sinn für Ornamentik bethätigte er auch durch ein Musterbuch für Schnurstickerei, welches sehr häufig benutzt wird. Als Schriftsteller trat S. mit einem Heft über „Das Zeichnen als ästhetisches Bildungsmittel, vorzugsweise für die Erziehung des weiblichen Geschlechts“ aufgetreten. Seine neueste Arbeit sind vier zusammenhängende Aquarellbilder, welche den Rheinwein, den Maitrant, den Punsch und den Champagner illustriren. Als einer der trefflichsten Radierer hat S. eine große Anzahl seiner Compositionen, namentlich Arabeskenbilder, selbst auf die Kupferplatte übertragen, worunter sich „Der Kist der Flasche“ den größten Beifall erworben hat. Sein Monogramm ist ein Propfenzieher. Seit 1835 ist S. Mitglied der Akademie zu Berlin.

**Schröpfen** (scarificatio) nennt man eine wundärztliche Operation, wobei eine Anzahl kleiner Einschnitte in die Haut gemacht und aus diesen das Blut mittelst Sauginstrumenten ausgezogen wird. Zu jenen Einschnittchen dient gewöhnlich ein Schnepper (s. d.), auch Scapecator genannt, deren es mehrere Arten gibt. Zum Ausaugen dienen Schröpfköpfe (cucurbitulae), gewöhnlich kleine Glocken aus Glas gefertigt, welche man über eine Flamme hält, dadurch in ihnen die Luft verbünnt und sie nun rasch auf die Haut stülpt, wo sie sich beim Erkalten durch den Druck der äußern Atmosphäre fest ansaugen, die Haut in die Höhe ziehen und die Flüssigkeiten aus derselben (z. B. Schweiß oder das Blut der gemachten Scarificationen) zum Herausreten bringen. Statt dieser gläsernen wendet man neuerdings Schröpfköpfe aus Kautschuk (Gummi elasticum) an, deren hintere Ausbuchtung man vor dem Ansetzen zusammenknetet. Sobald man dieselbe losläßt, so bläht sie sich auf, erzeugt so einen luftleeren Raum und legt sich kräftig an die Haut fest. Ähnliche Instrumente dienen jetzt auch als Brustwarzenheber für Frauen. Die Wilden machen ihre Schröpfköpfe aus einem Rinderhorn, welches an der Spitze ein Loch hat. An diesem saugen sie mittelst des Mundes und verkleben es dann mit der Zunge durch ein im Munde gehaltenes Stückchen Wachs. Das Schröpfen gehört zu den neuerdings mehr beim Volke als bei den Ärzten beliebt gebliebenen Blutentziehungsmitte-  
len, und zwar zu den örtlichen. Es ersetzt die Blutegel in vielen Fällen (nur nicht da, wo man die Entschung der Weichtheile vermeiden muß, und an unzugänglichen Stellen). Es dient theils zur Hautleiden, um in der Haut stöckendes Blut zu entleeren, theils bei Krankheiten innerer Organe als ableitende Blutentziehung. Oft wirkt es vielleicht nur durch die damit verbundene Entzündung und Blutanhäufung in der Haut. Daher gibt es Fälle, wo man mit Nutzen ohne Blutentziehung, also ohne vorherige Einschnitte schröpft: die sogenannten trockenen Schröpfköpfe (cucurbitulae siccae), wie sie im Gegensatz zu den blutigen (cucurbitulae cruentae) genannt werden.

**Schrot** heißt das auf Schrotmühlen gröblich zerkleinerte (geschrotene) Getreide, wie es zur Malterei, Branntweinbrennerei, Essigbereitung und als Viehfutter, theilweise auch zum Backen angewendet wird. — Ferner wird unter Schrot, im Besondern Bleischrot, Flintenschrot, auch Hagel oder Schießhagel, das in kleine kugelige Körner geformte Blei verstanden,





ter denen ein fünfundzwanzigfüßiges Teleskop von ganz außerordentlicher Wirkung ist. Als ne Hauptwerke sind zu nennen: „Beiträge zu den neuesten astronomischen Entdeckungen“ (Berl. 1788); „Selenotopographische Fragmente“ (2 Bde., Lilienth. 1791 und Gött. 1802); „Lophoditographische Fragmente zur genauern Kenntniß der Venus“ (Gött. 1796); „Neuere Beiträge zur Erweiterung der Sternkunst“ (Gött. 1798) und „Neueste Beiträge zur Erweiterung der Sternkunst“ (Gött. 1800); „Kronographische Fragmente zur Kenntniß des Saturn“ (Gött. 1808) und „Hermographische Fragmente zur Kenntniß des Mercur“ (Gött. 1816).

Schub nennt man eine polizeiliche Maßregel, um sich fremder Bettler, Landstreicher u. s. w. entledigen. Sie besteht darin, daß man die genannten Individuen aufgreift und unter Aufsicht von Ort zu Ort und von Land zu Land bis zu ihrem Geburtsorte zurückschaffen, gleichsam weiterschieben läßt, weil nach den allgemeinen Rechtsgrundsätzen der Geburtsort zunächst Verpflichtung hat, Denjenigen, der sich nicht selbst ernähren kann oder sich nicht auf eine ehrenvolle Weise ernähren will, im ersten Falle zu unterstützen, im letztern aber durch Zwang dazu zu halten.

Schubart (Christian Friedr. Dan.), ein deutscher Dichter, geb. zu Obersonthem in der wüb. Grafschaft Limburg 26. März 1739, dichtete schon auf dem Lyceum zu Nördlingen, er seit 1753 besuchte, Lieder im Volkstone, die er auch componirte. Im J. 1756 kam er auf Schule nach Nürnberg und 1758 auf die Universität zu Jena, wo er Theologie studirte. Ein gelleses Leben stürzte ihn in Schulden und mit zerrütteter Gesundheit wandte er sich nach Hause. Nachdem er kurze Zeit Hauslehrer gewesen, suchte er in Aalen und in der Gegend um sein Brot durch Predigen für dortige Geistliche zu verdienen. Nachher wurde er Schullehrer und Organist in Geislingen und verband sich 1764 mit einer Frau, die sich ganz in seine wunlichen Launen zu schicken wußte und den großen Kummer, den er ihr so häufig machte, sanft und geduldig ertrug. Für Musik hochbegabt und dieser Kunst stets zugewandt, wurde er 1768 Musikdirector in Ludwigsburg, überließ sich aber immer größern Ausschweifungen, weshalb er eine Zeit lang ins Gefängniß kam. Wegen eines satirischen Liedes auf einen Höfling und wegen einer Parodie der Litanei wurde er endlich seines Amtes für verlustig erklärt und des Landes verwiesen. So kam er nach Heilbronn, wo er sich von Musikunterricht nährte. Der Gedanke seine Familie trieb ihn jedoch nach Heidelberg, endlich nach Mannheim, wo er Gelegenheit fand, vor dem Kurfürsten hören zu lassen. Sein Spiel gefiel dem Kurfürsten, und schon wollte dieser ihn anstellen, als S. durch eine unvorsichtige Äußerung sich den Unwillen desselben zuzog. Nachher wurde er mit dem bair. Gesandten, Baron Leiden, bekannt, der ihm riet, katholisch zu werden. Doch noch ehe er diesen Rath ausführen konnte, mußte er auch München verlassen. Er ging er nach Augsburg, wo er seine „Deutsche Chronik“ (1774–77) schrieb. Er gab Unterricht in der Musik und in den Wissenschaften, schrieb und dichtete, hielt Leseconcerte, in denen er die neuesten Stücke der deutschen Dichter mit dem größten Beifall declamirte und fand hlichen Gewinn, aber durch Unbesonnenheiten und Ausschweifungen machte er sich, besonders unter der Geistlichkeit, die er angriff und verspottete, viele Feinde. Plötzlich wurde er auf Befehl des kath. Bürgermeisters verhaftet und genöthigt, die Stadt zu verlassen. Er ging nach Ulm, setzte dort seine „Chronik“ fort, zog sich aber auch hier ebenso viel Feinde als Freunde zu. Eine Meldung in seiner „Chronik“, daß die Kaiserin Maria Theresia vom Schlage gerührt worden sei, veranlaßte einen neuen Verhaftsbefehl gegen ihn. Auf eine verrätherische Weise ins württembergische gelockt, wurde er zu Blaubeuren 22. Jan. 1777 auf landesherrlichen Befehl verhaftet und auf die Festung Hohenasperg gebracht. Der Festungscommandant Nieger theilte ihm Bücher mystischen und theosophischen Inhalts mit, und der durch Ausschweifungen entzehrte, von Leiden niedergedrückte, zur Hypochondrie geneigte und mit einer glühenden Phantasie begabte S. wurde für das Mystische gestimmt. Zwar erleichterte man 1778 seine Gefangenschaft etwas; allein erst nachdem er zehn Jahre ohne Verhör im Kerker gesessen und inzwischen die „Gedichte aus dem Kerker“ (1785) und den „Hymnus auf Friedrich d. Gr.“ (1786) herausgegeben, kam er auf die Fürbitte des Königs von Preußen 1787 wieder auf freien Fuß und wurde zum Director der herzogl. Hofmusik und des Theaters zu Stuttgart ernannt. Demnach ließ er seine sämtlichen „Gedichte“ (2 Bde., Hf. 1787; neueste Aufl., 3 Bde., 1825) erscheinen. In Stuttgart setzte er seine „Deutsche Chronik“ unter dem Titel „Vaterlandschronik“ fort; auch gab er hier seine musikalischen Arbeiten und seine Lebensbeschreibung (2 Bde., Stuttgart 1791–93) heraus. Doch noch vor Beendigung der letztern starb er 10. Oct. 1791. Seine Gedichte können durchaus nicht als classisch gelten, da in den meisten viel Formloses, Schwülstiges, selbst Rohes vorkommt; einzelne treffen den Volkston in hohem Grade. Einige





kurzer Zeit die Orchesterübungen an der ersten Violine leiten konnte. Im Generalbass war der Organist Muziczyka, in der Composition Salieri sein Lehrer und Führer. Nach eingetretener Station verließ er die Anstalt, lebte theils im älterlichen Hause, theils für sich, gab Unterrichtsstunden, weihete aber vorzugsweise seine Ruße dem Selbstschaffen, wozu ihn sein Genius trieb und wobei ihn eine unglaubliche Leichtigkeit der Production noch unterstützte. Er versuchte sich in allen Gattungen, sodaß Das, was er im Laufe seines kurzen Lebens sowol quantitativ als qualitativ geleistet hat, außerordentlich ist. Opern, Symphonien, Chöre, Ouverturen, Oratorien, Psalmen, Messen, Graduales, Offertorien, Stabat mater, Halleluja, Sonaten, Trios, Variationen, Phantasien, Rondo's, Länze, Märsche, Vocal- und Streichquartetten u. s. w. sind Zeugen seiner Erfindungskraft und seines Fleißes. Doch erst in neuester Zeit gelang es tiefer Kennern für das Verständniß Dessen, was S. genial geschaffen, der Musikwelt den Blick zu öffnen, und erst seitdem gehört S. unter die anerkannten Meister der Tonkunst. Was er insbesondere im Fache der Ballade und des Liedes, überhaupt in Gesängen mit Pianofortebegleitung geleistet hat, ist nicht allein in Deutschland, sondern überall, wo ein für Musik gebildeter Mensch herrscht, anerkannt. In seiner C-dur-Symphonie aber und in den Werken für Streichinstrumente und für Pianoforte hat S. das Ideal Beethoven's ergriffen und im Geiste desselben entwickelt. Originalität, tiefes poetisches Gemüth, überraschende Wahrheit des Ausdrucks, schön reizende Melodien und Fülle der Phantasie sind die Elemente seiner Individualität. Nur Tiefe und Alles beherrschendem Kunstverstand steht er seinem erhabenen Vorbilde nach. S. starb zu Wien 19. Nov. 1828. Seine Überreste ruhen auf dem Bähringer Friedhofe und nur ein Grab trennt ihn von Beethoven.

Schubert (Friedr. Wilh.), verdienter deutscher Statistiker und Geschichtschreiber, geb. Mai 1799 zu Königsberg, bezog 1815 die Universität Königsberg, um sich historischen Studien zu widmen, schloß sich aber noch vor Beginn des Cursus den freiwilligen Jägern an, wovon er nach Paris ging. Nach der Rückkehr nach Königsberg setzte er 1816 seine Studien fort und habilitirte sich 1820, worauf er 1823 eine außerordentliche Professur und 1826 die öffentliche Professur der Geschichte, Geographie und Staatskunde erhielt. Im J. 1844 wurde er Geh. Rath ernannt. In der ersten Zeit seiner akademischen Wirksamkeit hatte S., außer sich auf die Geschichte Preußens bezüglichen Arbeiten, die schätzbare Schrift „De Romanorum aedilibus“ (Königsb. 1828) veröffentlicht. Das Hauptbestreben aber war auf die Darstellung der Geschichte des Hauses Hohenzollern und des preuß. Staats und eine allgemeine Entwickelung der Statistik der europ. Staaten gerichtet. Namentlich für den letztern Zweck unternahm er 1828, 1833 und 1846 Reisen durch Süddeutschland, Norditalien, Frankreich, die Niederlande und den östr. Staat, auf denen er die trefflichsten Materialien sammelte und viele Verbindungen anknüpfte. Als Vorläufer seines Werks über Preußen sind einige Abhandlungen zu betrachten, die er als Mitglied der Königl. deutschen Gesellschaft zu Königsberg, Director er seit 1825 ist, vorgetragen und theils besonders (z. B. „Preußens erstes polit. Auftreten unter dem Großen Kurfürsten“, Königsb. 1823; „Das Krönungsfest der Monarchie“, Königsb. 1832), theils in den von ihm herausgegebenen „Historischen und statistischen Abhandlungen der Königl. deutschen Gesellschaft“ (4 Bde., Königsb. 1830) veröffentlicht hat; ferner die „Beiträge zur Geschichte des Deutschen Ordens“ (Heft 1, Königsb. 1831) und ein Gemälde von Ost- und Westpreußen für den berliner „Historisch-statistischen Kalender“ (1834—36). S.'s Hauptwerk jedoch bildet das „Handbuch der allgemeinen Staatskunde von Europa“ (Bd. 1, Th. 1—4, Bd. 2, Th. 1—3, Königsb. 1835—48), in welchem bisher die fünf Großmächte nebst Spanien, Portugal und den ital. Staaten umfaßt wird, dem das historische Element zu einer wissenschaftlichen Begründung der Statistik einen neuen Raum gewonnen hat. Als praktischer Commentar für den staatsrechtlichen Theil derselben ist die „Sammlung der Verfassungsurkunden und Grundgesetze der Staaten Europa's und der nordamerik. Freistaaten“ (2 Bde., Königsb. 1840—50) zu betrachten. Außerdem sorgte S. mit Rosenkranz die vollständige Ausgabe der „Sämmtlichen Werke Kant's“ (12 Bde., Lpz. 1838—42), in deren 11. Bande er die erste ausführliche Biographie des Philosophen zum Theil nach handschriftlichen Quellen lieferte. Sein wissenschaftliches und akadem. Wirken wurde in neuester Zeit mehrmals durch Übernahme politischer Mandate unterbrochen. Im Mai 1848 zum Mitglied der Deutschen Nationalversammlung nach Frankfurt gewählt, war S. einer der Vorsteher der sogenannten Casinofraction und schied auch mit der Mehrheit der Mitglieder derselben 20. Mai 1849 aus dem Parlamente. Nachdem er Oct. 1849 für Königsberg der berliner Ministerial-Universitätsconferenz beigewohnt, ging er im



ist 6. Sept. 1814 zu Clemenswerth, einem Jagdschlosse des ehemaligen Bisthums Mün-  
 geboren. Seine Mutter war selbst eine begabte Dichterin. S. studirte in München, Hei-  
 rg und Göttingen die Rechte. Da ihm aber die Katastrophe von 1837 den hannov. Staats-  
 verleidete, wandte er sich schriftstellerischer Thätigkeit zu, welche er mit „Das malerische  
 romantische Westfalen“ (Lpz. 1842) und „Der Dom zu Köln und seine Vollendung“  
 (1842) eröffnete. Nachdem er einen Winter auf der gastlichen Meeresburg am Bodensee  
 Freiherrn von Laßberg zugebracht, übernahm er 1843 die Leitung der Erziehung zweier  
 aus dem bair. Hause, welcher Beruf einen längern Aufenthalt in Oestreich veranlaßte.  
 1844 lebte er in Augsburg, dann in Köln, dort an der Redaction der „Allgemeinen Zei-  
 “, hier an der der „Kölnischen Zeitung“ theilhaftig. Nach längern Reisen durch Frankreich  
 Italien ließ er sich im Herbst 1852 auf Schloß Sassenburg bei Münster nieder. Seine  
 ane: „Ein Schloß am Meer“ (2 Bde., Lpz. 1843); „Die Ritterbürtigen“ (3 Bde., Lpz.  
 ); „Eine dunkle That“ (Lpz. 1846); „Ein Sohn des Volkes“ (2 Bde., Lpz. 1849);  
 „Bauernfürst“ (2 Bde., Lpz. 1851); „Die Königin der Nacht“ (Lpz. 1852); „Ein  
 Geheimniß“ (3 Bde., Lpz. 1854), wenn auch an Werth nicht gleich, gehören zu den be-  
 er Gegenwart. Vor allem sind sie erfüllt von einem gesunden Realismus, der statt ver-  
 nimmener Tendenzen lebenskräftige Gestalten und wirkliche Handlungen zeichnet, und einem  
 auf positivem Nationalgefühl ruhenden Patriotismus, der aus dem geschichtlichen Bo-  
 einer heimischen Gegend eine tüchtige Nahrung zieht. Wie Wenige, weiß S. einen frischen  
 or an rechter Stelle und mit weisem Maße geltend zu machen. Die sprachliche Form ist  
 h und gediegen. Auch verfaßte S. „Gedichte“ (Stuttg. 1846), „Novellen“ (2 Bde., Pesth  
 ) und einige Dramen, wie „Der Redekampf zu Florenz“ (Berl. 1854), das Lustspiel  
 ia Theresia“ und die „Prätorianer“, welche letztern mehrfach aufgeführt wurden. Noch  
 u erwähnen „Eine Römerfahrt“ (Koblenz 1849) und die treffliche Charakteristik „Hein-  
 in Sagern. Ein Lichtbild“ (Köln 1849). Außerdem hat sich S. an verschiedenen Zeit-  
 en mit kritischen und belletristischen Arbeiten theilhaftig und das reich ausgestattete „Rhei-  
 Jahrbuch“ (Köln 1846) herausgegeben. — Seine Gattin Luise, geborene von Gass,  
 er eines darmstädtischen Generals, geb. 19. Sept. 1815, vermählt 1844, hat sich durch  
 enovellen“ (2 Bde., Darmst. 1845) und die Romane „Gegen den Strom“ (2 Bde.,  
 l. 1851), „Der neue Kreuzritter“ (Berl. 1853) bekannt gemacht. Ihr Lustspiel „Ein  
 ites Gewissen“ wurde mehrfach mit Erfolg aufgeführt.

**Schuckmann** (Friedr., Freiherr von), ein verdienter preuß. Staatsmann, geb. zu Mölln,  
 Stammgute seiner Familie im Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin, 26. Dec. 1755,  
 e auf der Universität Halle seine Studien und trat hierauf in den preuß. Staatsdienst.  
 h seine Ernennung 1790 zum Oberbergrichter bei dem schles. Oberbergamte kam er mit  
 Minister Heinitz in Verbindung und erhielt durch diesen noch in demselben Jahre die Stelle  
 königl. Münzrichters in Breslau. Durch den Minister von Hohn empfohlen, wurde er  
 n 1795 zum Präsidenten der Kammer in Baireuth und das Jahr darauf auch in An-  
 ernannt. Während der Kriegeereignisse von 1806 und 1807 suchte er in dieser Stellung  
 trüttung des Landes mit Eifer vorzubeugen. In eine üble Lage gerieth er, als der Gene-  
 rant Graf von Göben von Schlesien aus eine geheime militärische Expedition gegen das  
 Gouvernement zu unternehmen versuchte. S.'s Wachsamkeit vereitelte zwar das unbe-  
 Unternehmen, aber er sah sich doch bei den Franzosen verdächtigt und wurde in der Nacht  
 8. Mai 1807 durch Gendarmen nach Mainz abgeführt und später zu Heidelberg inter-  
 Beim Friedensschluß vergessen, erhielt er erst 1808 seine Freiheit zurück. S. ging nun  
 iner Familie nach Schlesien, wo er zu Hartlieb bei Breslau als Gutbesitzer sich nieder-  
 Auf Hardenberg's Betrieb ward indessen der ausgezeichnete Mann schon 1810 zum Geh.  
 rath und Chef der Abtheilungen für den Handel und die Gewerbe, sowie für den Ent-  
 nd den öffentlichen Unterricht im Ministerium des Innern ernannt. Unter seiner Leitung  
 te die völlige Herstellung der neuen Universität zu Berlin, sowie die Organisation der Uni-  
 it Breslau. S. erwarb sich in jener Zeit auch besonders hohe Verdienste um die Entwick-  
 des preuß. Handels- und Gewerbswesens und wurde 1814 zum wirklichen Minister des  
 n mit Beibehaltung der Cultus- und Unterrichtsangelegenheiten ernannt. Bei der Ver-  
 ang der Ministerialdepartements 1817 wurde ihm das geistliche und Unterrichtsdeparte-  
 abgenommen und statt dessen die Direction des Berg- und Hüttenwesens überwiesen, da-  
 1819 zu dem allgemeinen Polizeidepartement, dessen Leitung er schon seit 1812 führte,  
 ie sogenannte höhere Sicherheitspolizei ihm übergeben. Bei einer neuen 1819 erfolgten





sten. Wol hätte er sich noch länger behauptet, wäre sein Versuch, mit den Polen einen Friedensabschluß zu erzielen, nicht erfolglos geblieben. Diese unterstützten nun selbst den zweideutigen falschen Dmitri, Iwan Bolotnikow, der sich bald einen gefährlichen Anhang zu verschaffen wußte. Doch gelang es S., auch diesen Betrüger zu entlarven, wobei ihm sein Neffe, hais Skopin-S., thätigen Beistand leistete. Letzterm glückte es, Iwan's Partei, als sie auf Moskau losbrach, völlig aufs Haupt zu schlagen und Iwan selbst in seine Gewalt zu nehmen, der nun ebenfalls hingerichtet wurde. Auch ein anderer Abenteurer, Peter, der sich einen Sohn Feodor's II. Borissowitsch ausgab, fiel in die Hände des Zaren und mußte das Gerüst besteigen. Endlich trat ein dritter falscher Dmitri auf, der vom Palatin von Sander begünstigt, von Marina, der Gemahlin des ersten Pseudodemetrius, als Gemahl anerkannt und von den Polen mit Geld und Heeresmacht unterstützt wurde, sodaß er 1609 mit großer Truppenzahl gegen Moskau aufbrechen konnte. Sofort eilte Skopin-S. nach Polen, wo er ein Schutz- und Trugbündniß mit Karl IX. abschloß, kraft dessen der König dem Zaren 5000 M. Hülfsstruppen sendete. Die Polen wurden nun zurückgedrängt und Moskau belagert. Doch da S. die schwed. Truppen dem Versprechen gemäß nicht versorgen und bezahlen konnte, gingen diese zu den Polen über und belagerten nun mit ihnen Moskau gemeinschaftlich. Dies entschied über S.'s Schicksal. Von Hunger bedrängt, empörten sich die Moskowiter und lieferten den Zaren Wassilij III. im Anfange des J. 1610 an die Polen aus, die ihn in ein Gefängniß sperrten, wo er wahrscheinlich mit dem Neffen durch Gift seinen Tod fand. Später wurden Beide in der archangelschen Kathedrale zu Moskau beigesetzt. Ein Zweig seines Hauses im 16. Jahrh. nach Polen übersiedelte, besteht noch.

**Schu-king**, d. i. das Buch der Annalen, und **Schi-king**, d. i. das Buch der Lieder, sind die wichtigsten und interessantesten Denkmäler der ältern chines. Literatur. Das erstere enthält die einzigen authentischen Nachrichten über die Geschichte Chinas von den Zeiten des Yao (2000 v. Chr.) an bis ins 7. Jahrh. v. Chr. Außer dem rein historischen, geographischen und statistischen Inhalte ist das Buch reich an sittlichen und politischen Betrachtungen, sodaß es die wahre Grundlage des chines. Staatslebens geworden ist und noch jetzt im höchsten Ansehen steht. Es wurde von Confucius (s. d.) aus den Reichsarchiven zusammengestellt, ist uns aber nur zur Hälfte erhalten. Eine franz. Übersetzung gab Haubil (Par. 1770; wieder abgedruckt in Pauthier's „Livres sacrés de l'Orient“, Par. 1841), eine engl. Übersetzung nebst dem Text W. H. Medhurst (Shanghai 1846). — Das **Schi-king** ist eine Art Blumenlese. Bereits im 12. Jahrh. v. Chr. wurden von den chines. Kaisern die besten Lieder, die im weit verbreiteten Ansehen gefunden hatten, gesammelt und schriftlich aufbewahrt. Aus diesen Sammlungen, welche über 3000 Lieder umfaßt haben sollen, wählte Confucius 311 der besten aus und diese bilden das **Schi-king**. Viele derselben sind sehr alt und mögen bis ins 12. Jahrh. v. Chr. hinauf reichen; die jüngsten sind aus dem 7. Jahrh. v. Chr. Der Inhalt ist mannichfaltig: neben Sittengedichten, welche die reinste Moral lehren, findet man Lieder über die täglichen Beschäftigungen des Lebens, Klagen Verliebter, heitere Schilderungen des Lebens der Tafel und des Weins u. s. w.; andere wieder sind politischen Inhalts. Im Allgemeinen herrscht viel zarter Sinn und natürliches Gefühl in diesen Gesängen; vorherrschend ist eine tiefe Sehnsucht nach frühern, bessern, sittlich reinern Zuständen. Eine lateinische Übersetzung gab Lacharme (Par. 1830), eine treffliche Nachbildung in deutschen Versen Fr. Rückert (na 1833). (S. Chinesische Literatur.)

**Schuld** heißt im juridischen Sinne Das, was Einer einem Andern rechtlich, z. B. durch Contract, zu leisten verbunden ist (*debitum*); ferner die Nachlässigkeit oder der Mangel an Vorsicht, um deren willen man rechtlich in Anspruch genommen werden kann (*culpa*, im Gegensatz von *dolus*, d. i. der bösen Absicht). (S. **Culpa** und **Dolus**.) In moralischer Bedeutung versteht man unter Schuld den sittlichen Unwerth, welcher durch die Nichtachtung des moralischen Gesetzes entspringt, oder das Böse, was der Mensch sich als freies Wesen sittlich zuzurechnen hat. Zur Schuld, wie zu dem entgegengesetzten Verdienste, gehört daher ein freier Urtheil über die Handlung, und die Größe der Schuld richtet sich nach der Größe des Bewußtseins der Unsittheit im Verhältniß der Willenskraft, ihr zu widerstehen.

**Schulden** nennt man Das, was Jemand (der Schuldner) einem oder mehreren Andern (den Gläubigern) zu leisten, insbesondere an Geld zu leisten rechtlich verpflichtet ist. Man unterscheidet Capital- und hypothekarische Schulden (s. **Hypothek**), Wechselschulden, Buchschulden (s. **Buch**) los in den Handelsbüchern des Gläubigers notirte Schuld) u. s. w. — **Schuldhaft** ist die





ungen der Volksschule: die Dorfschulen, Armenschulen, Bürgerschulen für Knaben und Mädchen, die Real- oder höhern Bürgerschulen in ihren verschiedenen Formen, die sogenannten Schulen, die Progymnasien und Gymnasien. Zu den Special- oder Berufsschulen, die auch den vornehmen Titel der Akademien führen, gehören die Gewerbschulen, die wie die niedern, die technischen Bildungsanstalten, die Handelsschulen, Forstschulen, Akademien, Cadettenhäuser oder Militärschulen, Marineschulen, landwirthschaftlichen Institute, die Seminare für Lehrer, die Kunstakademien u. dgl. m. Die Spitze oder folgerechte Fortsetzung der Gelehrtenschulen oder Gymnasien bildet die Universität (s. d.) mit ihren Facultäten, der Berufsschulen dagegen die Polytechnische Schule (s. Polytechnik), die ihrer Idee nach eine Schule oder Universität für Gewerbtreibende sein und möglichst viele höhere Specialschulen vereinigen soll, wie man Solches in Karlsruhe in Baden und im Carolinum zu Braunschweig zu realisiren versucht hat. Die Schulen jeder Art müssen natürlich ihrem Zwecke gemäß eingerichtet sein, und keine Schule irgend einer Art darf in den Kreis einer Schule anderer Art bergreifen.

Die hohe Bedeutung der öffentlichen Schulen ist in allen civilisirten Ländern, vornehmlich in Deutschland schon längst praktisch anerkannt worden, wenn sie auch zuweilen theoretisch in Zweifel gezogen werden sollte. Der Privaterziehung in Familien fehlen, mit seltenen Ausnahmen, nicht nur die zur Vollendung der Jugendbildung erforderlichen Mittel, sondern sie ist ihrer ganzen Natur nach nicht im Stande, für das Leben in einer größern Gemeinschaft wünschenswerthe Vorbereitung zu geben. Die Schule vermittelt, namentlich für das männliche Geschlecht, den Übergang von dem Familienleben zum Leben in der Gemeinde und im Staate; sie ist auf der einen Seite das Abbild der Familie, auf der andern das Vorbild der Volksgemeinde. Durch die Zucht in der Schule wird die Zucht des Hauses verstärkt und die gute Gewohnheit befestigt. Durch den Schulunterricht wird der Zögling allmählig zur Einsicht und Selbstbildung, zum Bewußtsein über das Menschenleben, seine Bestimmung und seine Zwecke, zu freier religiöser Erkenntniß, demnach zu freier Selbstbestimmung, dem letzten Zwecke aller Erziehung, geleitet. Die Schulen, in welchen die Jugend einen großen Theil ihres täglichen Lebens verbringt, sind hiernach gleichsam die Kanäle, durch welche in alle Classen des Volkes der Sinn für Wahrheit und Recht, die Kräftigung zu Wissenschaft und Kunst strömt, auch die Schule sich nicht anmaßen kann, für sich allein das Leben zu bestimmen, sondern vielmehr von diesem bestimmt wird. Denn ihre Einrichtung, ihre Zucht und ihr Unterricht hängt immer von Dem ab, was im Leben und in der Zeitansicht für das Rechte, Wahre und Gute gilt, und sie hat im Ganzen nur die Aufgabe, dieses Gegebene durch ihre Wirksamkeit zu verstärken, zu befestigen und zu verbreiten. Nur in seltenen Fällen gehen von der Schule, wann gewöhnlich auch nur in ihren höhern Stufen, neue Lebensrichtungen aus. Wenn man den der öffentlichen Schule Schuld gegeben hat, daß sie die Fortschritte der Jugend im Wissen und Können, in deren Übereinstimmung der Unterricht erst seine volle Bedeutung und rechte Ziel erreicht, nicht in dem Maße sichere als der Privatunterricht, und daß sie die jugendliche größeren sittlichen Gefahren aussetze, so behauptet man jedenfalls mehr, als man beibringen kann, obschon manches Wahre in der Anschulldigung liegen mag. Der Einzelunterricht ist sehr oft, aber keineswegs immer und in jeder Hinsicht raschere und sicherere Fortschritte zu machen. Dagegen hat das gemeinsame Lernen für die Zöglinge großen Reiz, regt den Wettstreit, nimmt die Selbstthätigkeit des Schülers mehr in Anspruch und dient durch öftere Wiederholung, die eben durch die Verschiedenartigkeit der Schüler veranlaßt werden, zu größerer Befestigung des erworbenen geistigen Eigenthums. Was die Gefahr für die Sittlichkeit der Zöglinge anlangt, so ist dieselbe in der öffentlichen Schule nicht unbedingt größer als im Hause und im Privatunterrichte. Zudem aber muß der Knabe doch einmal aus dem engen Familienkreise in die Welt treten, und die Schule ist es eben, welche diesen Übergang auf angemessene Weise vermittelt und die Gefahren vermindert, welche bei dem Mangel solcher Vermittelung entstehen würden. Das Hauptmittel, dessen sich die Schule dazu bedient, ist in der Schulzucht oder Schuldisciplin, die nicht bloß die Verhütung und Bestrafung von Fehlern und Vergehungen, sondern überhaupt die Gewöhnung an Alles, was gut, recht und nützlich ist, namentlich also an Ordnung, Regelmäßigkeit, Aufmerksamkeit, Fleiß und gesittetes Verhalten zum Zwecke hat. Die Berechtigung und hohe Bedeutung der Schulzucht liegt darin, daß das Kind recht und gut leben lernen muß, bevor es noch selbst mit Einsicht und aus vernünftigen Gründen sich dazu bestimmen kann, und daß auch der rechte Erfolg des Unterrichts von ihr abhängt. Die Ausübung der Schulzucht beruht aber weniger auf theoretischen



vornehmern Stände war in den Klosterschulen (s. d.) und den Stifts- oder Domis- (s. d.) durch Unterricht im Lesen, Schreiben, Singen, Latein, in der damals beschränkten Logik, mitunter auch in einigen andern Wissenschaften nothdürftig gesorgt. Für die Bildung der Jugend des Volkes wurde damals nichts gethan, weil das Volk eine politische Bedeutung noch nicht hatte. Dieser Zustand blieb bis zum 12. und 13. Jahrh., wo die Städte politische Wichtigkeit erhielten und Handel und Gewerbefleiß ausblühten, so daß das Bedürfniß der Bildung auch im Bürgerstande erwachte. In den Städten wurden nun Schulen begründet, die neben den kirchlichen Bildungsanstalten emporkamen, aber freilich meist nur das Lesen und Schreiben, höchstens die lat. Sprache in ihren Unterricht aufnahmen. Es war aber dadurch neuer Anstoß gegeben. Im 14. Jahrh. gingen durch Geert Groote und die geistliche Bruderschaft des gemeinsamen Lebens von Holland mächtige Anregungen aus zur Bildung des Volkes durch Schulen, während in Italien durch die sogenannte Wiederherstellung der Wissenschaften die höhern Studien eine neue Grundlage erhielten und eine neue Gestaltung des höhern Schulwesens vorbereitet wurde. Von jetzt an entstanden bis zum Anfange des 16. Jahrh. viele Schulen, in welchen der Geist des classischen Alterthums sich geltend machte. Sie waren entweder nur Privatunternehmungen einzelner Männer, oder ihre Wirksamkeit beruhte ganz allein auf persönlicher Tüchtigkeit. Das Schulwesen war noch kein Gegenstand der öffentlichen Sorge. Auch die niedern Schulen mehrten sich, blieben aber nach den Verhältnissen der Zeit nur auf die nothdürftigste Bildung beschränkt. Ihre Lehrer waren größtentheils ungebildet, zogen von einem Orte zum andern, genossen wenig Achtung und wurden schlecht bezahlt. Wie in dem Gewerbwesen bildete sich unter den Lehrern eine Abstufung nach Meistern und Gesellen im Sinne des Zunftwesens und ein Zunftgeist aus, und wie die Lehrer, so zogen viele Schüler (Bacchanten) von einer Schule zur andern, wobei sie nicht nur unwissend wurden, sondern auch zu sittlicher Roheit herabsanken.

Da trat mit der Reformation ein Wendepunkt im Schulwesen ein. Die neue Kirche mußte in dem ganzen Wesen nach in der verbesserten Jugendbildung eine Stütze suchen. Daher sprachen die Reformatoren, namentlich Melanchthon, den schon seine Zeit den Magister Germaniae trug, für Verbesserung vorhandener und Anlegung neuer Schulen. Die frühern Anfänge des Volksschulwesens erhielten nun Befestigung und weitere Ausbildung. Auch die Schulbildung des weiblichen Geschlechts wurde ins Auge gefaßt. Die neuen Kirchenordnungen, die allmählig aufgerichtet wurden, empfahlen die Schulen der allgemeinen Fürsorge, und nach dem Tode der von Melanchthon in dem „Unterricht der Visitatoren“ für die Einrichtung der Schulen gegebenen Vorschriften wurde der Unterricht fast in allen protest. Ländern angeordnet. Während die höhern Schulen bald einen Aufschwung nahmen, ging es freilich mit dem Volksschulwesen nur sehr langsam vorwärts, und erst gegen das Ende des 16. und im 17. Jahrh. entstanden allmählig immer mehr niedere Stadt- und Dorfschulen, die ihren Unterricht mehr und mehr erweiterten. Unter den Protestanten haben sich um das Schulwesen der damaligen Zeit, namentlich Melanchthon, große Verdienste erworben: Johannes Sturm, Val. Friedland, gewöhnlich Melander genannt, Michael Neander, Sebald Heyden, Ratich, Comenius u. s. w. Die kathol. Kirche blieb in dem Eifer für die Verbesserung des Schulunterrichts nicht zurück, und die Jesuitenschulen (s. d.) erlangten eine ungewöhnliche Berühmtheit.

Die Hindernisse erwuchsen freilich der Entwicklung des Schulwesens durch die im Gefolge der Reformation gehenden Religionsunruhen, namentlich durch den Dreißigjährigen Krieg, der auch die neuen Begriffe von Staat und Staatsverwaltung und somit wieder indirect die Entwicklung des Schulwesens im Allgemeinen zur Folge hatte. Gegen das Ende des 17. Jahrh. bildete sich nach und nach die Ansicht aus, daß die Sorge für die Schulen eine Berufung der weltlichen Regierung sei. Die Wiederbelebung eines innigern religiösen Geistes durch Spener, H. Francke u. A. übte zugleich einen sehr wohlthätigen Einfluß auf den Unterricht in höhern wie in den niedern Schulen, und die Begründung von Schullehrerseminarien, erst Mitte des 18. Jahrh., mußte besonders dem Volksschulwesen den größten Vorschub leisten. Basedow's (s. d.) und seiner Anhänger schulreformatorische Bestrebungen riefen endlich in Preussens eine und für die Fortbildung der Schulen höchst einflußreiche geistige Bewegung hervor (Pädagogik), und die wiedererwachte Philosophie verbreitete gleichfalls über den Unterricht bessere Ansichten. Mit dem Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts wurden allmählig die frühern Zeiten noch bestehenden lat. Schulen in deutsche Bürgerschulen umgewandelt, und es liefen wieder höhere Bürger- oder Realschulen nach dem dringenden Bedürfnisse der Zeit.





nie erhielt 1728 die Reichsgrafenwürde, die Schwarze, abgesehen von einigen Zweigen derselben, die sie schon im 18. Jahrh. erhielten, erst 1790, nachdem sie 1785 in den dän. Grafenstand erhoben worden war. Gegenwärtig besteht die ältere Weiße Linie aus dem ältern Haus Hehlen und dem jüngern Haus Hehlen, dem Haus Wolfsburg mit zwei Nebenlinien, den Häusern Ependorf und Klosterroda; die jüngere Weiße Linie aus den Häusern Trampe (sonst Blumeng), Emden, Altenhausen, Bodendorf, Burgscheidungen, Jähmen, Wigenburg, Angern und Ahnerst, die 1815 im Mannsstamm erlosch. Die Schwarze Linie besteht nur noch in dem Hause Berose. Ihre Besitzungen liegen in der preuß. Provinz Sachsen und Brandenburg, in Braunschweig und Hannover. Eine Menge berühmter Generale und Staatsmänner sind aus diesem Geschlecht hervorgegangen. — Joh. Matthias, Reichsgraf von der S., Erbherr auf Emden, Feldmarschall in Diensten der Republik Venedig, wurde zu Emden im Magdeburger St. Aug. 1661 geboren. Als Generallieutenant in sächs. Diensten befehligte er 1702—6 ein Corps in Polen gegen Karl XII. Von diesem 12. Oct. 1704 bei Puniz angegriffen, hielt er den Angriff aus, machte aber noch in der Nacht, unter den schwierigsten Umständen, fast ohne Reiterei und immer gegen einen kühnen und raschen Feind kämpfend, den berühmten Rückzug von Puniz nach Schlessen. Im J. 1706 verlor er die Schlacht bei Fraustadt. Hierauf erhielt er den Oberbefehl über ein Corps von 9000 Mann, welches Sachsen in niederl. Diensten hatte, wo er nun unter Marlborough und Eugen gegen die Franzosen focht. Der Kaiser Karl VI. hob ihn in den Reichsgrafenstand. Als aber 1711 der Graf Flemming das Commando der sächs. Armee erhielt, forderte S. seine Entlassung und erhielt sie. Im J. 1713 ging er nach Haag und dann nach England, um die Ansprüche des Hauses Hannover auf den engl. Thron zu vertheidigen. Im J. 1715 wurde er Feldmarschall der Republik Venedig. Seine Verdienste bei der Vertheidigung von Korfu 1716 ehrte die Republik, indem sie seine Bildsäule in Korfu aufstellen ließ. Bei den Kriegen der Östreicher in Italien, 1733—35 und 1742—47, hielt er die Neutralität Venedigs aufrecht. Er starb zu Verona 14. März 1747. Auch in diplomatischen Verhandlungen leistete er wiederholt ausgezeichnete Dienste. Vgl. Fr. Albr. Schulenburg, „Leben und Denkwürdigkeiten des Joh. Matth. von der S.“ (2 Bde., Halle 1834). — Achaz von der S., preuß. Generallieutenant der Cavalerie, geb. 1669 zu Emden in der Altmark, gest. 1731, trat 1690 in preuß. Kriegsdienste und zeichnete sich besonders in dem Spanischen Erbfolgekriege aus. — Adolf Friedr., Graf von der S., geb. zu Emdenbüttel 1685, stand von 1705—13 in hannov. Diensten und focht als Major in den Schlachten von Dudenarde und Malplaquet. Dann trat er in preuß. Dienste, wo er dem Königl. Feldzuge und dem am Rhein von 1734 beizwohnte. Unter Friedrich II. focht er als Generalleutenant der Cavalerie 1741 bei Mollwitz; eine Wunde, die er hier empfing, brachte ihn zum Tod. — Levin Rud. von der S., preuß. Generallieutenant und Staatskriegsminister, geb. 1727, befand sich während des Siebenjährigen Kriegs stets in dem Gefolge Friedrich's II. und starb 1788. — Karl Friedr. Gebh., Graf von der S., aus dem Hause Wolfsburg, frühzeitig in preuß. Staatsdienste, trat dann in die Dienste des Königs von Westfalen, wo er sich große Achtung erwarb. Als der Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig bei Quatre-Bras gefangen fiel, stellte der Prinz-Regent von England, als Vormund des unmündigen Nachfolgers, den Grafen an die Spitze der Landesverwaltung in Braunschweig. Er starb 25. Dec. 1818. — Friedr. Albr., Graf von der S., aus dem Hause Klosterroda, der Verfasser der oben erwähnten Biographie seines Ahnherrn, geb. 18. Juni 1772 zu Dresden, studirte zu Leipzig und Wittemberg, widmete sich dann der diplomatischen Laufbahn und war von 1794—98 bei den Gesandtschaften zu Wien, Regensburg und bei dem Friedenscongreß zu Rastadt. Im J. 1799 wurde er Gesandter am dän., 1801 am russ. Hofe, war dann bis 1810 ohne diplomatische Missionen und hierauf bis 1812 Gesandter am wiener Hofe. Dem Wiener Congreß wohnte er als Vertreter des Königs von Sachsen bei. Nach der Rückkehr des Königs zum wirklichen Geh. Rath ernannt, erhielt er wieder den Gesandtschaftsposten in Wien, von welchem er 1830 abberufen wurde. Mit dem Titel eines Conferenzministers in den Ruhestand versetzt, lebt er seitdem in Klosterroda. Vgl. Danneil, „Das Geschlecht der von der S.“ (Salzwedel 1847).

**Schulpforte**, s. Pforta.

**Schultens** (Albr.), ein berühmter Orientalist, geb. 1686 zu Gröningen, studirte hier, zu Leyden und zu Utrecht nächst der Theologie besonders die arab. Sprache, wurde 1711 Prediger zu Tenaer bei Leyden, 1713 Professor der oriental. Sprachen und 1717 Universitätsprediger zu Franeker und starb daselbst 26. Jan. 1750. Er brach in der Behandlung des oriental.





oher Wichtigkeit ist auch „Die Entdeckung der wahren Pflanzennahrung“ (Berl. 1844). Ein andern Gegenstand seiner Untersuchungen bildet die Physiologie der Menschen und Thiere nachdem er in „Das System der Circulation in seiner Entwicklung durch die Thierreiche und Menschen“ (Stuttg. 1836) die Ergebnisse einer ganz neuen Reihe von Untersuchungen über die Organisation und Entwicklungsgeschichte der Blutkügelchen mitgetheilt hatte, wies er in dem Werke „Über die Verjüngung des menschlichen Lebens und die Mittel und Wege zu ihrer Cultur“ (Berl. 1842; 2. Aufl., 1850) nach, daß das thierische und menschliche Leben überhaupt nicht ein chemischer Stoffwechsel, sondern ein fortdauernder innerer Wechsel von Zeugen und Sterben verjüngter Formengebilde ist, daß der regelmäßige Fluß dieser beiden Verjüngungsacte (Bildung und Mauer) die Fortdauer der Gesundheit bedingt, und daß die Cultur des menschlichen Lebens in der Erhaltung und Herstellung des freien Laufs der Verjüngungsacte ruht. Die Entdeckung, daß sowohl Ausdehnung und Zusammenziehung der Muskelfasern active Thätigkeiten sind, als auch die Muskelbewegung eine von den Nerven unabhängige, selbständige Function der Muskelfasern ist, hat S. in „Die Verjüngung im Thierreich als Schöungsplan der Thierformen“ (Berl. 1854) mitgetheilt. Namhaften Einfluß hat auch S. durch den Geist seiner historischen Studien in der Medicin hervorgebracht. So hat er durch seine Schrift über „Die homöobiotische Medicin des Theophrastus Paracelsus“ (Berl. 1831) wesentlich zur wissenschaftlichen Beurtheilung der Homöopathie beigetragen. Aus diesen historischen Studien in Verbindung mit seinen physiologischen ging die umfassende „Allgemeine Krankheitslehre“ (2 Bde., Berl. 1844—45) hervor, zu welcher „Die Heilwirkungen der Arzneien“ (Berl. 1846) den Schlußstein bildeten. Versuche über die thierische Electricität und über Electricität in Krankheiten hat S. in Forriep's „Tagesberichten“ (1851) bekannt gemacht. Eine im Sinne der Verjüngungslehre durchgebildete Psychologie hat S. in Aussicht gestellt.

**Schulke** (Joh. Abrah. Peter), ein tüchtiger musikalischer Theoretiker und classischer Componist für den Volksgesang, geb. 30. März 1747, war der Sohn eines Bäckers zu Lüneburg. Er sollte Theologie studiren, entfernte sich aber heimlich aus der Ältern Hause und ging zum Hofmusikus Kirnberger nach Berlin, der sich seiner väterlich annahm und ihn unterrichtete. In Gefolge einer poln. Fürstin bereiste er 1770 Frankreich und Italien. Im J. 1780 wurde er Kapellmeister des Prinzen Heinrich zu Rheinsberg und 1787 in Kopenhagen. Seit 1795 habilitirte er wegen Kränklichkeit zu Schwedt und starb daselbst 1800. Mit dem allgemeinsten Erfolge wurden seine „Gesänge am Klavier“ (1779), seine „Lieder im Volkstone“ (3 Bde., 1782—90), „Uz's lyrische Gedichte religiösen Inhalts“ (1784) und „Religiöse Oden und Lieder“ (1786) aufgenommen. Viele seiner einfachen Melodien, z. B. „Am Rhein, am Rhein u. s. w.“, sind in das Volk übergegangen. Auch seine Oratorien, Chöre und Gesänge aus Rameau's „Athalia“ (1785), „Minona“ (1786), die Oper „Aline“ (1789) gehören zu den ärgsten Werken der damaligen Zeit. In der von ihm erfundenen Methode, Partituren großer Musikwerke in dem kleinsten Octavformat auf wenige Bogen mittels Chiffren abzurufen, ließ er sein Oratorium „Johannes und Maria“ (Kopenh. 1791) im Druck erscheinen.

**Schulz (Dav.)**, protest. Theolog, geb. 29. Nov. 1779 zu Pürben bei Freistadt in Nieder-Schlesien, hatte seiner Mittellosigkeit wegen mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, ehe er im J. 1803 sein Studium beginnen konnte. Er besuchte das Gymnasium zu Breslau, 1803 die Universität zu Halle, um sich für das höhere Schulfach auszubilden, und habilitirte sich 1806 selbst in der philosophischen Facultät, 1807 aber, da die Universität Halle aufgehoben wurde, in Leipzig. Johannes von Müller verschaffte ihm sodann 1809 eine außerordentliche Professur der Theologie und Philosophie zu Halle, und noch in demselben Jahre erhielt er einen Ruf nach Frankfurt an der Oder. Als 1811 diese Universität nach Breslau verlegt ward, folgte er hin und eröffnete sich nun als Professor der Theologie eine sehr erfolgreiche Wirksamkeit. Im J. 1819 wurde er Mitglied des königl. Consistoriums für Schlesien, dieser Stelle jedoch 1845 entzogen. Er starb im Frühjahr 1854. Als Schriftsteller hat S. das Meiste für die exegetische Theologie geleistet. Von seinen Schriften sind zu erwähnen: „Der Brief an die Hebräer. Einleitung, Übersetzung und Anmerkungen“ (Bresl. 1818); „Die Parabel vom Unkraut u. s. w.“ (Bresl. 1821); die dritte Ausgabe des Griesbach'schen „Novum Testamentum Graece“ (Berl. 1827); „De codice Cantabrigiensi“ (Berl. 1827); „Die Gegebenheiten der ersten Christen, insbesondere die sogenannte Gabe der Sprache; eine exegetische Entwicklung“ (Bresl. 1836); ferner die Schriften: „Die christliche Lehre vom heil. Abendmahl, nach dem Grundtext des Neuen Testaments“ (Lpz. 1824; 2. Aufl., 1851) und „Die christliche Lehre vom Glauben“ (Lpz. 1834), eine Umarbeitung der frühern Schrift „Was



schon, d. h. fodern. Der Schulze war der Vorsteher der Gemeinde, wie der Graf Vorsteher des Gaudes. Schon im Mittelalter erscheint der Schulze aber auch als Stellvertreter des eigentlichen Richters, des Grafen, und war sogar der Richter desselben. In den Städten kommt er nun bei deren Ausbildung häufig neben dem Voigte vor; doch war seine Stellung und Bedeutung nach der Verfassung der einzelnen Städte verschieden. Gegenwärtig pflegt noch oft der Vorsteher der Dorfgemeinde mit diesem Namen bezeichnet zu werden, zumal wenn er von der Landesherrschaft ernannt ist. Zuweilen ruht dieses Schulzenamt auf einem Gute, und dann heißt Lehnsschulze. Der Dorfschulze, in einigen Gegenden Deutschlands auch Richter genannt, hat es hauptsächlich mit Polizei- und Verwaltungssachen seines Orts zu thun.

Schulze (Ernst), einer der talentvollsten Dichter der nachclassischen Periode, geb. zu Celle am 1. März 1789, entwickelte, durch Ritterbücher und Feenmärchen geweckt, zeitig sein Dichtertalent; dagegen konnte er den gelehrten Studien schwerer Geschmack abgewinnen. Im J. 1806 ging er nach Göttingen, um sich der Theologie zu widmen; doch vertauschte er dieselbe, als Bouterweks Einfluß auf ihn gewonnen, mit ästhetischen und classischen Studien. In diese Zeit schon datirt sein erzählendes Gedicht „Psyche“ (Epz. 1819), welches sehr gelungene Stellen enthält, die Gewandtheit des 18jährigen Verfassers in der poetischen Behandlung der Sprache wie der Kunst des Stils bezeugt. Ernster und bedeutender wurde sein Leben durch die Liebe. Seine Phantasie suchte einen Gegenstand, in welchem ihm die Idee des Schönen verkörpert erschien. Sie fand dieses Ideal in der schönen, gemüthvollen, geistig hochbegabten Cäcilie Tychsen, sich S. von nun an mit der ganzen glühenden Schwärmerei eines jungen Dichters widmete. Tychsen setzte er seine Studien fleißig fort und promovirte in der philosophischen Facultät durch eine Abhandlung über das „Pervigilium Veneris“. Aber diese schöne Gegenwart dauerte nicht lange. Cäcilie starb als Opfer einer Krankheit, die fast ein Jahr lang an ihrem Leben genagt hatte. Gleich nach ihrem Tode, noch an ihrem Sterbebette faßte er den Entschluß, sie durch ein Gedicht zu verherrlichen, auf das er seine ganze geistige Kraft wenden wollte. So entstand die „Cäcilie, ein romantisches Gedicht in 20 Gesängen“ (2 Bde.; neue Aufl., Epz. 1822; Miniat. ausg., Epz. 1849), in Wieland'schen Stanzas, das er in drei Jahren vollendete. Mehrer entsaß eine Menge kleiner Gedichte seiner Feder. Mehrere der ältern vereinigte er 1813 in einer Sammlung (Gött. 1813). Diese Thätigkeit wurde 1814 durch den Krieg gegen Frankreich unterbrochen, an welchem S. als Freiwilliger bei Gelegenheit der Belagerung des von den Franzosen besetzt gehaltenen Hamburg Theil nahm. Die militärischen Beschwerden und Entbehrungen wirkten günstig auf ihn; sein Geist erheiterte und seine bedrohte Gesundheit stärkte sich. Doch als er nach dem erfolgten Frieden nach Göttingen zurückgekehrt, wurde auch sein Gesundheitszustand aufs neue bedenklich. Nach einer Fußwanderung durch die Rhein- und Moselländer im Herbst 1816 schrieb er, schon sehr erschöpft, das liebliche Gedicht „Die aberte Rose“ (8. Aufl., Epz. 1852; Miniat. ausg., 5. Aufl., Epz. 1854), welches den in „Urania“ ausgeschetzten Preis gewann und durch seinen zarten, sinnigen Inhalt wie durch seine eleganten Verse fortdauernd gefällt. Es wurde von Karoline von Crespigny ins Englische über- (Heidelb. 1844) und auch als Text einer Zauberoper verarbeitet. Seinen nahen Tod nicht ahnend, reiste S. im Frühjahr 1817 nach Celle und starb hier 29. Juni desselben Jahres. Eine Ausgabe seiner „Sämmtlichen poetischen Werke“ nebst einer Biographie des Dichters gab sein Freund und Lehrer Bouterwek (4 Bde.; neue Aufl., Epz. 1822) heraus; seine „Vermischten Gedichte“, unter welchen sich viele der zartesten Blüten deutscher Lyrik befinden, erschienen in der 2. Auflage als Miniat. ausgabe (Epz. 1852). Eine neue Gesamtausgabe der Werke, mit einer aus seinem Tagebuch- und Briefnachlaß geschöpften vollständigen Biographie des Dichters, erschien 1854 in vier Bänden zu Leipzig.

Schulze (Friedr. Aug.), als Romanschriftsteller unter dem Namen Friedrich Laun bekannt, geb. 1. Juni 1770 zu Dresden, wurde von Jugend an für eine höhere wissenschaftliche Ausbildung vorbereitet, sah sich aber, als er im Begriff stand, die Universität zu beziehen, durch beengende ökonomische Verhältnisse bestimmt, diesen Plan vor der Hand aufzugeben und eine Stelle in der Kanzlei des Geh. Finanzcollegiums anzunehmen. Doch die Studien wurden fortgesetzt, um den ursprünglichen Plan wieder auffassen zu können. Endlich gestalteten sich die Verhältnisse günstiger und S. legte 1797 seine Stelle nieder und studirte bis 1800 in Leipzig, auf er nach Dresden zurückkehrte. Noch in demselben Jahre erschien sein erster Roman „Mann auf Freiersfüßen“ (Freiberg 1800), der durch gefällige Leichtigkeit viel Beifall gewann, wodurch sich S. bestimmen ließ, auf der betretenen Bahn weiterzugehen. Im J. 1807 wurde er Secretär bei der Landes- Oekonomie- Manufaktur- und Commerziendeputation, und





outerwelt 8 „Neuem Museum der Philosophie“ (Bd. 3, Heft 2, 1805), wo er auch (Bd. 1, Hft 2) in den „Aphorismen über das Absolute“ eine ironische Schilderung der Identitätslehre b. Er suchte zu zeigen, daß es keine wissenschaftliche Theorie von den obersten Ursachen alles bedingten oder Wirklichen gebe, weil der Ursprung menschlicher Erkenntniß außerhalb des Reichs unserer Erkenntniß liege, und man müsse sich beschränken auf die Erforschung und Unterscheidung der Bestandtheile der menschlichen Erkenntniß und der Gesetze, von welchen die Verbindung unserer Überzeugung mit den Erkenntnißarten abhängt. In seinen spätern Schriften hat er seinen Skepticismus beschränkt, und Manche haben in denselben eine Annäherung Jacobi's dogmatische Glaubensphilosophie finden wollen. Seine nicht streng wissenschaftliche Ansicht über die Philosophie ist in seiner „Encyclopädie der philosophischen Wissenschaft“ (Gött. 1814; 3. Aufl., 1824) übersichtlich dargelegt. Außerdem veröffentlichte er: „Grundsätze der allgemeinen Logik“ (Helmst. 1810; 5. Aufl., 1831); „Leitfaden der Entfaltung der philosophischen Principien des bürgerlichen und peinlichen Rechts“ (Gött. 1813), h welchem S. ein eigentliches Naturrecht nicht annimmt; „Psychische Anthropologie“ (Gött. 1816; 3. Aufl., 1826); „Über die menschliche Erkenntniß“ (Gött. 1832), worin er einen psychologischen Empirismus huldigt, welcher durch religiöse Gesinnung bestimmt war.

Schulze (Johannes), hochverdient um das höhere Unterrichtswesen in Preußen, geb. 15. i. 1786, erhielt seine Schulbildung auf dem Domgymnasium in Schwerin und in dem Pädagogium zu Kloster-Bergen bei Magdeburg, studirte in Halle und Leipzig Philologie und Theologie und kam im Juli 1808 als Professor an das Gymnasium in Weimar. Hier suchte er auch geistlicher Redner zu wirken, wie seine „Predigten“ (Epz. 1810) und „Reden über die christliche Religion“ (Halle 1811) bekunden. In den Schriften „Über Iffland's Spiel“ (Weim. 1810) und „Über den standhaften Prinzen des Calderon“ (Weim. 1811) legte er ein lebhaftes Interesse für kunstgerechte theatralische Leistungen an den Tag. Im J. 1812 folgte er einem Rufe als Professor an das Gymnasium in Hanau, ward großherzogl. frankfurt. Oberschul-Studienrath und übernahm Anfang 1813 die Leitung des Gymnasiums in Hanau. Nach Wiedervereinigung Hanau's mit Kurhessen erfolgte seine Ernennung zum kurfürstl. hess. Erschulrath und Director der hohen Landesschule zu Hanau. Diese Stelle legte er im März 1816 nieder, um als Consistorial- und Schulrath zu Koblenz in preuß. Dienste zu treten. Seine Bemühungen um Verbesserung des öffentlichen Unterrichts und besonders der Gymnasien im Großherzogthum Niederrhein waren nicht ohne Erfolg und führten schon 1818 seine Beförderung zum Geh. Oberregierungs- und vortragenden Rath im Ministerium der geistlichen Angelegenheiten und seine Versetzung nach Berlin herbei. In dieser Stellung hatte S. die technischen und administrativen Angelegenheiten sämmtlicher Universitäten und der dazu gehörigen Institute, aller evang. und kath. Gymnasien und aller öffentlichen Bibliotheken des preuß. Staats, sowie alle höhern wissenschaftlichen Gegenstände, namentlich die, welche sich auf wissenschaftliche Reisen und Herausgabe wissenschaftlicher Werke und deren Unterstützung beziehen, unterbrochen bis zum Tode des Ministers Altenstein (1840) bearbeitet. Von dem Nachfolger des Letztern ward er von der Bearbeitung der Angelegenheiten der kath. Gymnasien entlassen, während die der evang. Gymnasien bis gegen Ende 1842 seine Thätigkeit in Anspruch nahmen. Seitdem beschäftigen ihn alle höhern wissenschaftlichen Angelegenheiten, besonders die sämmtlichen Universitäten, der Akademien der Wissenschaften und aller öffentlichen Bibliotheken. Auch vertritt S. überdies seit 1849 die Stelle des Directors in der Unterrichtsabtheilung des Ministeriums. Seit 1826 wirkt er auch als Mitglied der Militärstudiencommission seit 1831 als Mitglied der Studiendirection der Allgemeinen Kriegsschule. Von jeher allen politischen und confessionellen Parteiungen abhold, hat S. während seiner langjährigen Thätigkeit in preuß. Staate auf dem freien und sichern Grunde, welchen W. von Humboldt, Gervinus, Maurer ähnlichen Sinnes und Strebens zur Verbesserung des öffentlichen Unterrichts und besonders der höhern Lehranstalten legten, unablässig fortgebaut und im Interesse des Staats Anfeindungen und Verdächtigungen gegenüber eine gleichmäßige gründliche Bildung der Katholiken und Protestanten angestrebt. S. ist in vieler Beziehung als der Begründer des blühenden Zustandes der höhern preuß. Lehranstalten anzusehen. Ein entschiedener Feind aller Heuchelei, Flachheit und Anmaßung, fanden die humanistischen Studien in ihm einen gründlichen und berebten Vertheidiger. Daneben schätzte er besonders die Hegel'sche Philosophie, deren Begründer sein vertrauter Freund war. Er schloß sich daher dem Vereine zur Herausgabe Hegel's Schriften an und besorgte die Herausgabe der „Phänomenologie des Geistes“ (L. 1833). Zu seinen bedeutendsten Leistungen gehört die mit H. Meyer besorgte Ausgabe

von Winckelmann's „Geschichte der Kunst des Alterthums“ (4 Bde., Dresd. 1809—15); später gab er dessen „Vorläufige Abhandlung von der Kunst der Zeichnung der alten Völker“ (Dresd. 1817) heraus. Er lieferte eine Übersetzung der „Bestattungssrede des Perikles im Ithycydides“ (Hanau 1813); auch ließ er seine „Schulreden“ (Hanau 1813) erscheinen. Die „Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik“ in Berlin wurden auf seinen Betrieb gegründet und an ihrer Redaction nahm er eine Zeit lang thätigen Antheil.

Schumacher (Heinr. Christian), berühmter Astronom, geb. 3. Sept. 1780 zu Bramstedt in Holstein, studirte anfangs in Kiel und Jena, dann aber in Kopenhagen und Göttingen Mathematik und Astronomie, lebte 1807—10 in Altona und wurde 1810 außerordentlicher Professor der Astronomie in Kopenhagen, 1813 Director der manheimer Sternwarte und 1815 ordentlicher Professor der Astronomie und Director der Sternwarte in Kopenhagen. Im J. 1816 übertrug ihm der hamburger Senat die Vermessung des Gebiets von Hamburg, 1817 aber der König von Dänemark eine Gradmessung, welche die Breitengrade von Lauenburg nach Skagen, die Längengrade von Kopenhagen bis zur Westküste von Jütland umfaßte und von Gauß durch Hannover fortgesetzt wurde. Im J. 1821 erhielt er von der königl. Gesellschaft der Wissenschaften in Kopenhagen die Direction der Aufnahme und Mappirung von Holstein und Lauenburg. Seitdem lebte er in Altona, wo der König ihm 1823 eine kleine, aber vortrefflich eingerichtete Sternwarte erbauen ließ. In Gemeinschaft mit dem engl. Board of Longitude setzte er 1824 die engl. Messungen mit den dän. durch Bestimmung des Längendifferentials zwischen der altonaer und greenwicher Sternwarte in Verbindung, wobei ein Dampfschiff der engl. Admiralität, auf welchem sich 28 engl. und acht dän. Chronometer befanden, seiner Verfügung gestellt war. Im J. 1830 machte er auf dem Schlosse Göldestein Beobachtungen über die Länge des einfachen Secundenpendels, welche dem dän. Messung zur Grundlage dienen. Seine „Astronomischen Hülfsstabeln“ (1820—29) gaben ein treffliches Beispiel einer mit Schärfe berechneten Ephemeride. Seit 1822 lieferte S. auch sehr genaue Distanzen der vier Planeten Venus, Jupiter, Mars und Saturn vom Monde. Eine besondere Erwähnung verdienen seine „Astronomischen Nachrichten“ (1821 fg.), die noch jetzt fortgesetzt werden, gegenwärtig das einzige Verbindungsmittel der Astronomen aller Länder untereinander sind und eine Menge der interessantesten Abhandlungen enthalten. In Verbindung mit den ausgezeichnetsten Astronomen, namentlich mit Bessel, begann S. auch die Herausgabe eines „Astronomischen Jahrbuch“ (Stuttg. 1836). S., dem fast jedes Jahr eine neue Auszeichnung brachte, genoß das Vertrauen und die Gunst der Könige Friedrich VI. und Christian VIII. in ausgezeichnetem Grade. Aber nach dem Tode Christian's VIII. 1848 entzog ihm dessen Nachfolger Friedrich VII. den bisher genossenen ansehnlichen Jahresgehalt, und es wurde für S. ein besonderes Glück, daß auf das Gesuch, welches sein Schüler W. von Struve Director der Sternwarte zu Pulkowa, an den Kaiser Nikolaus richtete, dieser ihm eine lebenslängliche Pension bewilligte. Doch starb er schon 28. Dec. 1850.

Schumann (Rob.), ausgezeichnete Musiker, geb. 7. Juli 1810 zu Zwickau, wo sein Vater als Buchhändler lebte, erhielt eine gelehrte Bildung auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt und studirte zu Heidelberg und Leipzig, machte aber stets die Musik zu seiner Hauptbeschäftigung. Viele Anregung hierfür fand er in dem Umgange mit Robert Schlegel in Heidelberg, der ihm die ältern Meister der Tonkunst erschloß. Nach Leipzig zurückgekehrt, suchte er sich im Umgange mit dem als Lehrer des Pianofortspiels geltenden Friedr. Wied zum Pianofortevirtuosen auszubilden, mit dessen als Pianofortevirtuosin ausgezeichneten Tochter Clara er sich nachmals vermählte. Eine Fingerlähmung zwang ihn indeß, diese Bestrebungen aufzugeben und sich seinem wahren Berufe, der Composition, zu widmen. Zugleich beschloß er im Verein mit Gleichgesinnten ein eigenes musikalisches Journal zu gründen, welches der neuen, sich des alten Formalismus entledigenden Kunstrichtung der Musik Bahn brechen sollte. So entstand die „Neue Zeitschrift für Musik“, welche bald eine bedeutendes musikalisches Blatt Anerkennung fand. Seine Compositionen, die sich damals auf das Pianoforte beschränkten, fanden anfangs nur geringe Anerkennung, wozu bei aller Originalität die großen Schwierigkeiten, die sie in technischer Hinsicht darboten, viel beitrugen. Als er aber fortfuhr, immer reichere Gaben zu bieten, erfolgte auch die Anerkennung und die Einsicht, daß hier ein schöpferischer Geist neue Bahnen betrete. Namentlich war es eine Reihe ausgezeichneter Lieder, die ihm Popularität eröffneten und denen Werke aller Gattungen für Orchester und Streichinstrumente, endlich sein Oratorium „Das Paradies und die Peri“ (1845) folgten. Nach seiner Verheirathung die äußern Lebensstürme beschwichtigt waren, nahmen auch



compositionen einen freundlichen und allgemein verständlichen Charakter an. Nachdem er Gesundheitsrücksichten 1845 von der Redaction der „Zeitschrift für Musik“ zurückgetreten, wendete er sich nach Dresden, um sich ganz der Composition zu widmen. Hier schrieb er mehrere Instrumental- und Vocalwerke, unter andern die Oper „Genoveva“ (1847), die trotz ihres innern Gehalts und einer Fülle von trefflichen Melodien nur in Leipzig zur Aufführung gelangte. Im J. 1850 übernahm S. die Kapellmeisterstelle zu Düsseldorf, welche er schon bald niederlegte, um mit seiner Gattin größere Kunstreisen zu unternehmen. Körperliche Zustände setzten jedoch in der letzten Zeit seiner Künstlerthätigkeit ein Ziel. S. vereinigt das schaffende und das kritische Talent in seltener Weise. Als Componist schließt er sich an Franz Schubert an und ist Derjenige, welcher die von Beethoven begründete, im engern Sinne des Wortes romantisch genannte Richtung der Tonkunst vorzugsweise weitergeführt hat. Alles Das, was S. seit einer Reihe von Jahren als Schriftsteller für die Hebung der musikalischen Prosa und ihres Verständnisses gewirkt hat, ist in den „Gesammelten Schriften über Musik und Musiker“ (4 Bde., Lpz. 1854) zusammengefaßt. — Seine Gattin, Clara S., die Tochter des Musiklehrers Friedr. Wieck, eine der größten Pianofortespielerinnen unserer Zeit, ist am 13. Sept. 1819 geboren und genoss, wie später ihre Schwester Marie, im Piano-spiel den Unterricht ihres Vaters. Schon im frühen Alter unternahm sie Kunstreisen und erlangte einen großen Ruf. Nach ihrer 1840 erfolgten Verheirathung waren es vorzugsweise Werke ihres Gatten, welche sie neben denen Beethoven's, Chopin's und Mendelssohn's öffentlich vortrug. War früher ihr Spiel das virtuosenmäßige, elegante, fein abgemessene und berechnete der ältern Schule, so zeichnete sie sich später namentlich durch das Innere und Seelenvolle ihres Vortrags aus. Besondere Verdienste hat sie sich dadurch erworben, daß sie in Deutschland zuerst Chopin's Werke öffentlich spielte.

Schumla oder Schumna, eine befestigte Stadt im Gjalet Silistria in Bulgarien, liegt in einer Höhe von 700 F. im nördlichen oder Kleinen Balkan (s. d.), 14 M. südlich von Silistria, 12 M. westlich von Varna, 12 M. nördlich von dem Paß von Karnabat, dem nächsten, der den Hauptkamm des Balkan nach Adrianopel führt, im S. und W. von Gebirgen umgeben, im N. und O. aber von der mit Thälern durchschnittenen hügeligen Ebene, die sich nördwärts bis zur Donau erstreckt. Die Gassen der Stadt laufen bergab und bilden zwei lange Linien von staffelförmigen Häusermassen, durch deren Mitte ein mit Gewässern und Brücken durchzogenes Thal zieht. Eine Menge von Minarets und die im byzantin. Stil erbaute Hauptmoschee geben ihr ein freundliches Ansehen, und einige auf Hügeln, die von Gärten umgeben sind, angelegte großartige Gebäude verleihen dieser anmuthigen Gegend einen besondern Reiz. Die Stadt hat 30000 E., aus Türken, welche im obern Stadttheile wohnen, und aus Armen, Juden (bis 1854 auch aus Griechen) bestehend, die im untern sich aufhalten. Diese Bevölkerung beschäftigt sich mit Seiden-, Wein- und Getreidebau; auch bereitet man Leder und hält einen ziemlich belebten Bazar. Sonst besaß S. nicht unbedeutende Seidenmanufakturen und noch jetzt ist es in der Türkei berühmt durch seine Blech- und Kupferschmiede. Bei Schumla reinigen sich die Hauptstraßen, welche von den Donaufestungen über den Balkan nach Konstantinopel führen. Daher ist es ein strategisch sehr wichtiger Punkt und bildet seit längerer Zeit das Hauptbollwerk der Türken gegen Rußland. Es enthält ein Arsenal, ein Militärhospital, Kasernen, eine hochgelegene, mit hohen und dicken Steinmauern umgebene Citadelle und ist seit dem Sommer 1853 durch eine Reihe fester Werke noch bedeutend verstärkt worden. In der Nähe befindet sich ein verschanztes Lager für 40 — 60000 Mann, welches durch Natur und Terrainlage sehr fest und als strategischer Punkt von großer Wichtigkeit ist. Der Ort kommt schon im 9. Jahrh. unter dem bulgar. Namen Schumen (von Schum, d. i. Wald), bei den Byzantinern unter dem Namen Sig des Krummus (eines Bulgaren) oder Simeonshügel vor, wurde 811 vom Kaiser Nicephorus verbrannt und 1087 vom Kaiser Alexius bekämpft, 1387 von den Türken unter dem Großvezier Ali-Pascha durch Bombardement eingenommen, 1649 erweitert und verstärkt, sowie auch durch den 1768 abgesetzten Großvezier Hassan-Pascha aus Algier, dessen Grabmal hier das merkwürdigste ist. In den folgenden russ.-türk. Kriegen war S. das gewöhnliche Hauptquartier der Großveziere, denn auch seit dem Frühjahr 1854 das Hauptquartier Omer-Pascha's und den Concen-trationspunkt der türk. Armee bildet. Drei mal wurden die russ. Heere von diesem Bollwerke des Reichs aufgehalten: unter Rumjanzow 1774, unter Kaminski 1810 und unter Wittgenstein 1828, wo es Hussein-Pascha vertheidigte; daher umging es Diebitsch 1829. Die russ. Armee, unter dem Befehl des Generals Diebitsch, besiegte am 11. Juni 1829 den Großvezier Reschid, wurde zwei M.



sition entfaltete. Nach Auflösung der Versammlung wandte sich S. nach Wien zurück, verlebte sich hier und widmete sich auf neue literarischer Thätigkeit. In Folge des Einrückens der Russen in Ungarn veröffentlichte er die Broschüre „Deutsch oder Russisch“, die viel Aufmerksamkeit gewann. Erst 1850 wurde S. ohne Angabe des Grundes aus Wien auf sein Landhaus nach Gainsfarm verwiesen, wo er zwei Jahre zurückgezogen lebte und zur evang. Kirche übertrat. Nach Aufhebung dieser Internirung wandte er sich mit seiner Familie nach Dresden, wo er die Schrift „Das türk. Verhängniß und die Großmächte“ (Lpz. 1853) veröffentlichte. — Schusella-Brüning (Ida), ausgezeichnete Schauspielerin und Gattin des Vorigen, Königsberg geboren und der Künstlerfamilie Wohlbrück angehörig, war früher auf den Theatern zu Petersburg, Hamburg und Hannover, dann am Theater an der Wien engagirt, sie der Liebling des wiener Publicums wurde. Nachdem sie sich 1849 vermählt, nahm sie ein dauerndes Engagement mehr an, sondern gastirte auf den Bühnen Deutschlands. Im J. 1852 trat sie auch zu Paris mit Beifall auf. Frau S. gehört zu den vorzüglichsten Darstellerinnen im Soubrettenfach und ward oft als die deutsche Dejazet bezeichnet. Sie hat sich auch als dramatische Schriftstellerin versucht.

**Schuß.** Die Schüsse werden entweder nach der Art des Feuerrohrs benannt, wonach es gezogen-, Flinten-, Pistolenschüsse u. s. w. gibt, oder nach der Stellung der Seelenachse gegen die Lage des Terrains, wonach man sie in erhöhte, in Kern- und in gesenkte, plongirte, auch Pressionschüsse eintheilt, je nachdem die verlängerte Seelenachse das Terrain hinter dem Geschütz schneidet, wohin auch der Visirschuß gehört, oder mit ihm gleichlaufend ist, oder der Winkel beider Linien vor das Geschütz fällt. Ferner werden sie eingetheilt: nach der Art der Ladung in Kugel-, auch glühende, Granat-, Kartätsch- und Schrapnellschüsse, wohin auch die sogenannten blinden Schüsse, d. h. die ohne Geschos, gerechnet werden können; nach der Ladung in Schüsse mit voller, Feld-, schwacher und kugelschwerer Ladung; nach dem Zwecke in Signal-, Alarm-, Alarm- und Retraiteschüsse; ferner in Enfilir-, Demontir-, Nicotet- und Bresche-schüsse; endlich nach der Form der Flugbahn in Bogen-, Roll- und bestreichende oder rasirende Schüsse. Man nennt überhaupt alle Schüsse bei wenig gekrümmter Flugbahn directes Feuer; mehr gekrümmter aber Würfe, wohin die Granat-, Kartätsch-, Brand- und Leuchtkugel-, Bomben-, Spiegelgranat- und Steinwürfe gehören. Alle Arten Bombenwürfe werden auch indirectes Feuer genannt. Oft bezeichnet man auch die fertige Kartusche, sie möge mit einem Geschos verbunden sein oder nicht, mit dem Worte Schuß. Jeder Punkt, wo das Geschos die Erde trifft, heißt ein Aufschlag; daher Schußweite bis zum ersten, zweiten u. s. w. Aufschlage. Lothweite bezeichnet die Entfernung vom Geschütz bis zu dem Punkte, wo das Geschos liegen bleibt. Der Zweck alles Schießens ist, das Ziel mit der erforderlichen Kraft zu treffen. Die Wirkung besteht in der erreichten Schußweite, in der Wahrscheinlichkeit des Treffens und in der Percussionskraft der Geschosse; sie ist von vielen Umständen abhängig. Sehr große Schußweiten zu gewinnen, war der Zweck der Geschütze in den frühern Zeiten. Da aber die beiden genannten Bedingungen hierbei fast ganz unerfüllt bleiben, so begnügt man sich gegenwärtig mit der wirksamen Schußweite, d. h. mit derjenigen, wo das Ziel mit hinreichender Wahrscheinlichkeit und Kraft getroffen werden kann: sie ist stets viel kleiner als die Totalschußweite. Die letztere kann bei Kanonen zu 3—5000, bei Haubizen über 2000, bei sehr großen Geschützen wol über 7000, beim Infanteriegewehr zu 1500, bei der Büchse zu 800—1000, bei der Pistole zu 3—400 Schritt angenommen werden; dagegen ist die wirksame Schußweite bei den Geschützen auf 1000—1500, bei der Flinte und Büchse auf 150—500 Schritt eingekürzt. Die verbesserten Gewehre neuerer Erfindung: die Wülb'sche, Thouvenin'sche oder Tabuch'sche, das Zündnadelgewehr und die Minié'sche Büchse, haben jedoch sowohl die Tragweite als die Sicherheit des Schusses bedeutend vergrößert. Die Wahrscheinlichkeit des Treffens steht in jedem Verhältniß mit der Güte des Rohrs und der Munition, der Sorgfalt und der Bemessung und der Größe des Ziels, in umgekehrtem mit der Entfernung des Letztern und mit der zunehmenden Elevation; sie vermindert sich auch beim Schießen aus der Tiefe nach der Höhe von einem Berge zum andern. Die Kanonen treffen bis 1000 Schritt etwa mit der Hälfte der Schußzahl, die Haubizen ungefähr mit drei Fünftel, die Mörser auf Entfernungen bis zu 1000 Schritt mit einem Drittheil. Die Flinte zeigt auf 150 Schritt von 100 Schuß noch 66 Treffer, die Büchse auf 350 Schuß 72 Treffer. Die wirksamste Kartätschschußweite geht beim Spandauer nicht über 700 Schritt, wobei keine zu kleinen Kugeln und ebenes festes Terrain vorausgesetzt sind. Der Schrapnellschuß kann bis auf 1200 Schritt reichen und gewährt auch noch gute Wirkung. Raketen treffen auf viel weitere Entfernungen, dann aber nicht sicher;





eistesverwandten dieses großen Mannes erscheinen. Unter seinen übrigen Arbeiten sind zu erwähnen: die Ausgabe des Aschylus (3 Bde., Halle 1782—94; neue Aufl., 5 Bde., 1808—22); die der „Briefe“ des Cicero (6 Bde., Halle 1809—12) und der sämtlichen Werke desselben (20 Bde., Lpz. 1814—20); die unvollendet gebliebene Bearbeitung des Aristophanes (Bde., Lpz. 1821). Das grammatische Studium suchte er durch den verbesserten Auszug aus Jogeveen's „Doctrina particularum Graecarum“ (Dess. und Lpz., 1782; 2. Aufl., Lpz. 1806) durch ein eigenes, aber unbeendetes Werk „Doctrina particularum Latinae linguae“ (Dess. und Lpz. 1784) zu fördern. Seine Programme und Abhandlungen erschienen gesammelt unter dem Titel „Opuscula philologica et philosophica“ (Halle 1830). Das von seinem Sohne herausgegebene Werk „Chr. Gottfr. S., Darstellung seines Lebens, Charakters und Verdiensts“ (2 Bde., Halle, 1834) enthält nur den Briefwechsel. — Schück (Friedr. Karl Zul.), des vorigen Sohn, geb. zu Halle 1779, studirte in Jena, habilitirte sich 1801 in Halle und wurde 1804 außerordentlicher Professor der Philosophie. Nach dem Tode seiner ersten Frau verheirathete er sich 1811 mit der Schauspielerin Händel, die sich nachher Händel-Schück (s. d.) nannte, machte mit dieser große Kunstreisen und trat auch selbst auf, wendete sich jedoch 1818 seiner Gattin wieder nach Halle, wo er von neuem als Professor der Philosophie angestellt wurde. Später legte er seine Professorstelle nieder, ging nach Hamburg und ließ sich von seiner Gattin scheiden. Dann lebte er eine Zeit lang in Leipzig, verheirathete sich zum dritten male und starb zu Leipzig 4. Sept. 1844. Unter seinen Schriften sind außer der Herausgabe des Briefwechsels seines Vaters zu bemerken: „Geschichte der Republik Frankreich“ (Jena 1802; 2. Aufl., 1808); „Handbuch der Geschichte Napoleon's I.“ (Lpz. 1810); „Entwurf einer Geschichte der Französischen Revolution“ (Halle 1820); „Blumenlese aus dem Stammbuche der deutschen mimischen Künstlerin Händel-Schück“ (Lpz. 1815); „Goethe's Philosophie“ (2 Bde., Hamb. 1825—27).

Schück (Heinr.), genannt Sagittarius und von seinen Zeitgenossen mit dem Namen des „Vaters der deutschen Musik“ bezeichnet, wurde zu Köstritz im Voigtlande 1585 geboren. Seine herrliche Sopranstimme verschaffte ihm 1599 Aufnahme am kasselschen Hofe, wo er in Gemeinschaft mit den jungen Prinzen den besten Unterricht in Künsten und Wissenschaften erhielt. Er wurde für die Rechtswissenschaft bestimmt und bezog 1607 die Universität zu Marburg. Landgraf Moriz machte ihm den Vorschlag, unter Giovanni Gabrieli in Venedig Musik zu studiren. S. ging dahin, blieb vier Jahre lang daselbst, und als er nach Kassel zurückkehrte, erhielt er hier eine musikalische Stellung. Im J. 1615 berief ihn der Kurfürst von Sachsen Kapelldirector nach Dresden. Später wurde er Oberkapellmeister und hatte als solcher noch ein italien. und einen deutschen Kapellmeister unter sich. Einer höchst ehrenvollen und einflussreichen Stellung in Dresden sich erfreuend, blieb er daselbst bis zu seinem Tode, der 1672 erfolgte. Sein Einfluß auf die Förderung der damaligen deutschen Musik war sehr groß und bedeutend. Durch ihn wurde die in Italien erfundene Oper zuerst in Deutschland eingeführt, und er bei Gelegenheit einer Vermählungsfeier am sächs. Hofe 1627 die von Mart. Opitz gedichtete „Daphne“ des Rinuccini neu componirte und, wie der Titel des Werks sagt, „musikalisch auf den Schauplatz brachte“. Seine kirchlichen Werke gehören zu den größten und bedeutendsten seiner Zeit; 14 besondere Sammlungen derselben sind gedruckt worden und einige in verschiedenen Auflagen.

Schuckbrief nannte man in frühern Zeiten die gewissen bloß gebuldeten Classen, insbesondere Juden ertheilte schriftliche Zusicherung dieser Duldung seitens des Staatsoberhauptes, gegen eine Abgabe, ein Schußgeld entrichtet werden mußte. Etwas Ähnliches bestand sonst auch in der Türkei in Bezug auf die Nichtmohammedaner.

Schüke (Joh. Stephan), bekannt als Erzähler, Dichter und Schriftsteller, geb. 1. Nov. 1731 zu Olenstädt bei Magdeburg, besuchte die dortige Domschule, mußte sich aber auf Wunsch der Eltern den Contorgeschäften unterziehen, bis er diesen bewog, ihn den Studien zurückzugeben. In seinem 18. J. kam S. in die Lehranstalt zu Kloster-Bergen, wo er mit Karl von Schlegel einen festen Freundschaftsbund schloß. Mit diesem bezog er 1794 die Universität zu Göttingen, um Theologie zu studiren, und setzte seit 1795 seine Studien in Halle fort. Vollendung derselben schrieb er den „Versuch einer Theorie des Reims“, der aber erst später gedruckt erschien (Magdeb. 1802). Nachdem er hierauf einige Zeit als Hauslehrer verheiratet war, hatte, sich aber die unterdrückte Neigung zur Poesie immer mächtiger wieder hervor, ging er mit Jariges (unter dem Schriftstellernamen Beauregard Pandin bekannt) nach Dresden und von da nach Belmar, wo er seinen festen Wohnsitz nahm, Hof-

rath wurde und 19. März 1839 starb. In Weimar schrieb er das Lustspiel „Der Dichter und sein Vaterland, als Vorschlag zu einer Todtenfeier für alle Dichter, die gestorben sind und noch sterben werden“ (Epz. 1807). Die Herzogin Amalie, Goethe und Jean Paul gaben ihm ihren Beifall zu erkennen. Das Publicum hatte sich gegen jenes Drama ausgesprochen. S. schrieb hierauf das Lustspiel „Die Journalisten“ (Epz. 1806), das hier und da nicht ohne Beifall gegeben wurde. Ein größeres Publicum verschaffte er sich durch seine Erzählungen, deren er eine große Menge im „Taschenbuch der Liebe und Freundschaft“, das er von 1811 — 36 redigirte, und in andern Sammlungen geliefert hat. Außerdem sind noch zu nennen „Abenteuerliche Wanderung von Weimar nach Karlsbad“ (Epz. 1810; 2. Aufl. 1825); „Der unsichtbare Prinz“ (3 Bde., Epz. 1812); „Das Land der Wunder“ (Hamb. 1812); „Humoristische Reisen durch Mecklenburg, Holstein, Dänemark u. s. w.“ (Hamb. 1812). S. gehörte jener großen Reihe der Unterhaltungsschriftsteller, deren bequeme, auf das Außerliche gerichtete Richtung durch ihn, Präpel, Langbein, Clauren u. A. repräsentirt wurde. Kenntniß des Lebens wie der Menschen und Lebendigkeit der Darstellung sind ihm indeß zuzugestehen. Seine kleineren Aufsätze, zum Theil durch die Herausgabe des „Journal für Literatur, Kunst, Luxus und Mode“ veranlaßt, das er zuerst mit Peucer, dann allein besorgte, ließ er größtentheils in den „Gedanken und Einfällen über Leben und Kunst“ (Epz. 1810) und in den „Munteren Unterhaltungen“ (Epz. 1829) wieder abdrucken. Seine Gedichte erschienen unter den Titeln „Gedichte“ (Epz. 1810) und „Gedichte ernsten und scherzhaften Inhalts“ (Berl. 1830). Ohne Werth ist sein „Versuch einer Theorie des Komischen“ (Epz. 1818). Einen Theil seines Lebens, besonders die Jugendjahre schilderte er in seiner „Lebensgeschichte“ (2 Bde., Neudr. des Lebens 1834).

Schützengesellschaften in ihrer gegenwärtigen Gestalt sind der letzte, aber noch lebende und sproßfähige und deshalb wohl zu pflegende Rest jener einst ebenso sehr als Recht wie Pflicht dem deutschen Bürger zustehenden allgemeinen Waffenfähigkeit, die mit der höchsten Blüte- und Machtentwicklung der Städte aufs engste zusammenhing. Als, überwiegend in der Zeit des Interregnums, häufige Ein- und Übergriffe des Adels und der Fürsten die Städte zu beständiger Kampfbereitschaft nöthigten, ordnete sich auch ihr Kriegswesen. Die patriastischen Geschlechter nahmen Waffen und Rüstung der Ritter an, die übrigen Bürger aber, nach Städten oder Stadtvierteln geordnet, rüsteten sich mit verschiedenen Waffen, unter denen oberrang stand die unritterliche, aber wirksame Armbrust (seit dem 12. Jahrh. erwähnt und bis zum 16. Jahrh. daz armbrust genannt, verderbt aus arcubalista). Weil aber erfolgreiche Führung der Armbrust eine nur durch lange Übung zu gewinnende Fertigkeit voraussetzte, bildeten sich bald Schützenvereine in der damals allgemein üblichen Form von Gilden, denen deshalb ein kirchliches Element und ein besonderer Schutzheiliger nicht fehlte, als welcher gemeinhin der durch Pfeilschüsse gemarterte St.-Sebastian galt. Schützenhäuser, Schießbahnen auf freien Plätzen oder in den Zwingern, eine durch Beiträge und Vermächtnisse bereicherte Veranlagung und jährliche Schützenfeste waren die nothwendige Folge, und die städtischen Behörden bestärkten solche Einrichtungen natürlich aufs kräftigste. Namentlich gebiehet die Schützenfeste, welche den Bürgern Dasselbe, ja noch mehr wurden, als den Rittern die Turniere gewesen zu sein, zu großer Ausdehnung und hoher, selbst politischer Bedeutung. Mit besonderm Glanze wurden sie im 15. und 16., ja bis ins 17. Jahrh. hinein gefeiert, und Einladungen ergingen an Fürsten, Adel und Hunderte von Städten. Doch standen Fürsten und Adel, auch wenn sie theilnehmen, mehr außerhalb des eigentlichen Schießens, welches, als ein echtes Bürgerfest, nur durch die Bürger selbst geleitet wurde. Die Theilnahme anderer Stämme dagegen unter Anderm auch zur Förderung und Befestigung mächtiger Bündnisse, wovon das beste Beispiel im „Glückhaften Schiff“ gefeierte Schützenfest der Stadt Strassburg (1576) ein leuchtendes Beispiel bietet. Wie Wappendichter den Turnieren nachgezogen waren, so suchten sich bei den Schützenfesten Pritschenmeister ein, die mit mäßigem bürgerlichem Humor eine Beschreibung des Festes in Reime brachten und mit zierlich ausgemalten Wappen der Festen und vornehmsten Theilnehmer aufpuzten. Von solchen Dichtern ist Lienhard Fierel, Pritschenmeister zu Augsburg in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh., durch Uhländers Handlung „Zur Geschichte der Freischießen“, vor Halling's Ausgabe von Fischart's „Glückhaftem Schiff“ (Lüb. 1828), am bekanntesten geworden. Auch das Feuergewehr lernten die Bürger sehr bald mit Eifer handhaben, und so bildeten sich auch schon frühzeitig Schützenvereine für diese Waffe, neben welchen die ältern Vereine noch sehr lange fortbestanden. Ihr jährliches Festschießen nach einem auf einer Stange aufgesteckten Vogel (Vogelschießen)



ablschießen) fortsetzten. Durch die veränderte Kriegsführung und die mit dem Anwachsen fürstlichen Souveränität verknüpfte Einbuße städtischer Freiheit verloren auch die Schützengesellschaften allmählig ihre frühere ausgezeichnete Bedeutung und sanken endlich meist zu bloßen Vergnügungsgesellschaften herab, die im militärisch wie polizeilich geordneten Beamtenstaate in besondern Nothfällen zum Zwecke des Gemeinwohls herangezogen wurden. Aber eben diese Nothfälle in neuester Zeit haben gelehrt, welche Wichtigkeit Schützengesellschaften gegenwärtig noch immer haben und einst in erhöhtem Grade wieder erreichen können.

**Schußgeister, s. Genien.**

**Schützgenossen** oder **Schutzverwandte** heißen im Allgemeinen Diejenigen, welche, ohne rechtliche Mitglieder irgend einer Gesellschaft zu sein und ihre Lasten zu tragen oder an der Verwaltung Antheil zu nehmen, doch mit derselben in einer gewissen Verbindung und unter dem Schutze stehen. Dieses Verhältniß kann daher nicht bloß bei Stadt- und Dorfgemeinden, sondern auch bei jeder andern Corporation und in Beziehung auf den ganzen Staat vorkommen. Solange in den Gemeinden die allgemeine gegenseitige Verbürgung der Gemeinden (reciprocity) bestand, konnten die Schützgenossen mit Recht nicht wegen der Forderungen der Gemeinde oder an einzelne eigentliche Bürger in Anspruch genommen werden; was sie sonst für den erhaltenen Schutz zu leisten hatten, war sehr verschieden bestimmt. Die Schützgenossen bilden im Allgemeinen eine Mittelclasse zwischen wirklichen Bürgern und zwischen Fremden, welche bloß eines vorübergehenden und beliebig aufzukündigenden Schutzes genießen. Zu ihnen gehören z. B. in England die denizens, welche, ohne naturalisirt zu sein, die bürgerliche Rechte haben, Grundeigenthum zu besitzen und auf ihre im Lande geborenen Kinder zu vererben. In die Schützgenossenschaft der Städte drängte sich in Deutschland vor dem allgemeinen Landfrieden von 1494 ein großer Theil der Landleute, theils wegen größerer Sicherheit gegen die Bedrückung der Gutsherren und gegen Gewaltthaten, theils aber auch, um aus dem Stande der Hörigen und Leibeigenen in die Classe freier Bürger zu gelangen, und die Städte ließen gern solche Ausbürger oder Pfahlbürger (s. d.) auf, weil sie dadurch an Macht und Einkommen nur gewinnen konnten. Hieraus erklären sich die Gesetze, welche vom 13. Jahrh. an diese Erweiterung des städtischen Vereins von den deutschen Kaisern und Reichsständen bewilligt wurden. In manchen Städteordnungen finden wir noch jetzt eine Classe der minderberechtigten Schutzverwandten neben den vollberechtigten Bürgern. In Beziehung auf den Staat besteht die wichtigste Classe der Schützgenossen aus den Juden (wo diese nicht Staatsbürgerrechte haben).

**Schutzollsystem** oder **Protectionssystem** ist nahe verwandt mit dem Prohibitivsysteme, nur in jeder Beziehung milder. Der Zweck ist in beiden Fällen derselbe, nämlich Staatsgesetze zur Hebung einzelner Gewerbezweige, die sonst, wie man fürchtet, von einer übermächtigen ausländischen Concurrenz erdrückt werden möchten. Diese Concurrenz wird beim Prohibitivsysteme ganz verboten, beim Protectionssysteme nur erschwert. Also dort gänzliche Verbotung der Einfuhr von Fabrikaten, der Ausfuhr von Rohstoffen; hier nur Ein- und Ausfuhrzölle. Natürlich sprechen die Gründe, welche gegen das Prohibitivsystem angegeben sind, gegen das Schutzollsystem in geringerem Grade. Fast alle bedeutendern Vertreter des Handels in der Literatur (unter denen hier nur der Nordamerikaner Hamilton, die Franzosen Colbert, Louis Say und Thiers, der Deutsche List zu nennen) wollen den Staatsschutz nur in einer vorübergehenden Erziehungsmaßregel betrachtet wissen. Bloß solche Gewerbezweige sollen beschützt werden, die begründete Hoffnung haben, nach einiger Zeit des Schutzes zu Ehren zu können; und der Schutz soll in demselben Verhältnisse abnehmen, zuletzt völlig aufhören, wie das Gewerbe allmählig festwurzelt und selbständig wird. Indessen ist nicht zu verkennen, daß alle dergleichen Staatsbevormundungen häufig irre gehen, da gar zu viele Menschen ein Interesse haben, den Staat in dieser Hinsicht zu täuschen. Jede Gunst für ein Gewerbe setzt immer eine entsprechende Ungunst wider irgend ein anderes voraus; und der zu dem ausgesprochene Gedanke, als wenn der Staat alle Zweige gleichmäßig schützen solle, ist, wenn es sich um positive Schutzopfer handelt, ebenso unlogisch wie unpraktisch.

**Schumalow**, eine gräfliche Familie in Rußland, deren Adel erweislich nur bis zum Anfange des 17. Jahrh. zurückgeht, hat mehrere für die Entwicklungsgeschichte Rußlands bedeutende Männer hervorgebracht. Derjenige, der sich zuerst in dieser Familie auszeichnete, war General Iwan S., Commandant von Wiborg unter Peter d. Gr., dessen Achtung und Vertrauen er in hohem Grade genoß. — Seine beiden Söhne, Alexander und Peter, welche



er längere Zeit den „Deutschen Musenalmanach“, sowie Wilh. Müller's „Vermischte Schriften“ (5 Bdn., Lpz. 1830) und Wilh. Hauff's „Sämmtliche Werke“ (Stuttg. 1830), die mit Biographien der verstorbenen Verfasser, heraus und lieferte in den „Fünf Büchern deutscher Lieder und Gedichte“ (Lpz. 1835; 3. Aufl., 1848) und der „Deutschen Prosa von Ossheim bis auf unsere Tage“ (2 Bde., Stuttg. 1843) werthvolle Mustersammlungen, sowie ein sehr nützlichcs Buch in dem „Begleiter durch die Literatur der Deutschen“ (2. Aufl., Lpz. 1847). Zudem übersehte er mehrere Werke franz. Dichter. — Sein Sohn, Christoph Theodor, geb. 1821 zu Stuttgart, studirte 1839 — 43 zu Tübingen Theologie und Philosophie, wurde von 1845 — 51 als Hofmeister des Freiherrn von Prokesch-Osten in Wien, Griechenland und Berlin und wurde, nachdem er von einer Reise durch Holland, England und Frankreich zurückgekehrt war, 1852 Professor am Katharinenstift zu Stuttgart. Er besorgte die Ausgabe von Hölderlin's „Sämmtlichen Werken“ (2 Bde., Stuttg. 1846) und veröffentlichte die auf eine Anschauung gegründete Monographie „Arkadien“ (Stuttg. 1852). — Der ältere Bruder, Gust. S.'s, Karl Heinrich von S., geb. zu Stuttgart 20. März 1781, studirte die Rechte und durchlief seit 1806, wo er in den württemberg. Staatsdienst trat, sehr schnell die niederen Stellen. Seit 1817 wurde er als Obertribunalrath dem Ministerium der Justiz beizugehen, 1823 zugleich außerordentliches Mitglied des Geh. Raths, 1829 Staatsrath, 1830 Mitglied des königl. Obertribunals und 1831 Chef des Justizministeriums und ordentliches Mitglied des Geh. Raths, jedoch 1842 der erstern Function überhoben. Er starb 1846.

**Schwabach**, eine Stadt im bair. Kreise Mittelfranken, 2 M. von Nürnberg, an der Eisenbahn gelegen, hat 6439 E. (1849 noch 6861), darunter einige Hundert Juden und die Abkömmlinge der daselbst 1686 angesiedelten franz. Colonie, welcher sie vorzüglich die Begründung ihres Fabrikwesens verdankt. Der Ort producirt treffliches Bier, Kattun, Strümpfe, Leinwand, Wachstuch, Taback, Papier, Siegellack, Spielkarten, Bleistifte, Gold- und Silberessen, alle Arten Metallwaaren und die vorzugsweise so genannten Schwabacher Nadeln, Nadeln mit großen Ohren, wie man sie zur Goldstickerei gebraucht. In der Hauptkirche besteht eine der schönsten Orgeln. S. ist der Sitz eines Landgerichts, hat eine lat. und eine Erbschule, ein Strafarbeitshaus, eine Irrenanstalt, drei Kirchen und eine Synagoge. Am 1. Juni 1528 wurden hier von dem Markgrafen Georg von Brandenburg-Ansbach mit den Übergebern die Schwabacher Artikel als Grundlage der Reformation in seinem Lande festgestellt, und im Oct. 1529 legte Sachsen auf dem Convente zu S. die von Luther besonders veränderten 17 Artikel den schweizer Theologen und Abgeordneten als Bundesbedingungen vor: dieselbe Grundlage der Augsburger Confession.

**Schwaben**, das alte deutsche Volksherzogthum, hieß ursprünglich nach seinen Bewohnern, Alemannen (s. d.), Alemannien. Den Namen Schwaben oder Schwabenland (Suavia) erhielt es von den im 5. Jahrh. hier eingewanderten Sueven (s. d.), die sich mit den Alemannen vermischten. Gewöhnlicher wurde derselbe im 8. Jahrh., wo, nach Abschaffung der Herzogthümer in Alemannien, Elsaß und Rhätien von Alemannien getrennt wurden und den übrigen Theilen des Herzogthums statt der Herzoge nun Kammerboten (Nuncii camerae) für die Fronarbeiten verwalteten. Bei der Theilung des Frankenreichs 843 bildete S. nebst Baiern den Kern des Deutschen Reichs. Die königl. Kammerboten wurden bei der Schwäche der Kaiserlichen Macht immer mächtiger und unabhängiger. Einer derselben, Namens Erchanger, wurde 917 zum Herzog von Alemannien auf, wurde aber als Majestätsverbrecher 917 enthauptet. Das Volk wählte den schwäb. Grafen Burkhard, der ebenfalls königl. Kammerbote wurde zum Herzog von S., der jedoch den König Heinrich I. als Oberherrn anerkennen mußte. Heinrich I. vereinigte 925 wieder den Elsaß mit dem Herzogthum. Seitdem verfügten die deutschen Kaiser zum Theil sehr willkürlich über den Besitz dieses großen Reichthums. So gab Agnes, Mutter und Vormünderin Kaiser Heinrich's IV., das Herzogthum S. 1058 ihrem Ehemann, Grafen Rudolf von Rheinfelden, ohne alle Rücksicht darauf, daß Kaiser Heinrich III. schon andern schwäb. Dynastenhause, den Zähringern, die Anwartschaft auf dasselbe gegeben hatte. Dieser Rudolf von Schwaben, wie er gewöhnlich heißt, warf sich 1076 zum Gegenkönig auf, wurde aber im folgenden Jahre von Heinrich IV. geächtet und unterlag 1080. In dem blutigen Wirre erhoben sich die schwäb. Städte, denen Heinrich IV. das Waffenrecht erteilte, um sich ihren mächtigen Gegner zu bekämpfen. Das Herzogthum S. verlor der Kaiser dem Grafen Friedrich von Hohenstaufen, dem Stammvater der Könige und Kaiser aus dem schwäb. Hause; auch ernannte er ihn zum Herzog der Franken. Doch konnte Friedrich I.





der Heiligen Schrift und einigen andern weltlichen und geistlichen Quellen. In einem Nachtrage, der aber wenig später fällt und vielleicht noch von derselben Hand herrührt, wurde dann noch eine Nachlese aus den Artikeln des Sachsenspiegel, den fränk. Capitularien, den bair. und emannischen Volksrechten und dem Ansegius beigefügt. Wer den Schwabenspiegel verfaßt habe, ist unbekannt. Nach einer sinnreichen, aber noch nicht hinreichend begründeten Ansicht von Pfeiffer, in Haupt's „Zeitschrift für deutsches Alterthum“, Bd. 9) hätte der Dominikaner Bruder David von Augsburg, der kenntnißreiche Lehrer Berthold Rech's und einer der ältesten deutschen Mystiker, bedeutenden Antheil an der Abfassung oder Anordnung desselben gehabt. Die weiteren Schicksale des Schwabenspiegel sind denen des Sachsenspiegel sehr ähnlich. Der Text seines Landrechts erfuhr bald kleinere Zusätze und Umstellungen einzelner Artikel, bald auch Abkürzungen, dann größere Umstellungen und endlich auch eine weitgreifendere, nach einer Art von System strebende Redaction, während das Lehnrecht sich hier von solchen Umwandlungen erhielt. Eine Glosse, wie der Sachsenspiegel, bekam er nicht, aber ward er in fast unzählbaren Handschriften, deren noch jetzt über 200 bekannt sind, durch ganz Deutschland verbreitet, in sächs. Mundart, ins Lateinische, Böhmisches und selbst ins französische übersezt und erlangte maßgebendes Ansehen vor Gericht in Schwaben, Baiern, Oesterreich und Böhmen. Zu einem gemeinen Rechte für das gesammte Deutschland konnte er sich wohl nicht gedeihen, weil den Norden bereits der Sachsenspiegel mit seiner Sippe eingenommen hatte und im Süden neben einer Menge von Einzelrechten das schon vom Schwabenspiegel begünstigte röm. Recht allmählig erdrückendes Übergewicht gewann. Die Ausgaben des Schwabenspiegel beginnen schon früh im 15. Jahrh. (zuerst ohne Angabe des Orts und Jahres, wahrscheinlich zu Augsburg; erste datirte Ausg. 1472) und weichen außerordentlich voneinander ab, da sie fast sämmtlich immer nur eine zufällig vorgelegene Handschrift wiedergeben. Weit über allen frühern stehen die beiden neuesten von Laßberg (Tübing. 1840) und von Kernagel (Zürich 1840; die erste kritische, aber noch unvollendet, nur das Landrecht enthaltend). Spätere Handschriften und ältere Ausgaben benennen den Schwabenspiegel auch als Land- und Lehnrecht oder kurzweg Reiserrecht. Davon ist aber wohl zu unterscheiden das genannte „Kleine Reiserrecht“, ein etwas späteres (zulezt von Endemann, Kass. 1846, herausgegebenes) Rechtsbuch geringern Umfangs, dessen Ursprung ebenso unbekannt ist als seine letzte Bestimmung.

**Schwäbischer Bund** ist der allgemeine Name für alle die Vereinigungen, zu welchen die schwäb. Städte seit der Zerstückelung des alten Herzogthums Schwaben (s. d.) nach dem Tode des letzten Herzogs Konrad IV. aus dem Hause Hohenstaufen 1254 zu ihrem gegenseitigen Nutzen und zur Abwehr von ungerechten Bedrückungen zusammentraten und aus denen endlich 1488 der Große schwäbische Bund hervorging, der die Grundlage des ewigen Landfriedens von 1495 bildete.

**Schwäbische Dichter** nannte man sonst vorzugsweise die Minnesänger des 13. Jahrh., die sich fast ausnahmslos der oberdeutschen oder schwäb. Mundart bedienten und ihre Kunst in Schwaben, namentlich an dem Hofe des hohenstaufischen Geschlechts, eine Pflege fand, welche Dichter aus allen Theilen Deutschlands dorthin zog. Während auch in den spätern Jahrhunderten fortwährend einzelne reich begabte Dichternaturen, vor allen Wieland und Schiller, in Schwaben hervorgingen, sich aber auch aus mancherlei Ursachen ihrer vielfach zersplitterten Natur wenigstens räumlich meist entfremdeten, beginnt ungefähr gleichzeitig mit den Freiheitskriegen eine neue schwäb. Dichterschule, deren Altmeister L. Uhland ist. Ihm reißen sich an Schwab, J. Kerner, K. Mayer, G. Pfizer, A. Knapp, E. Mörike, W. Hauff u. A. Bei Verschiedenheit im Einzelnen ist der Grundzug eine innige Hingabe an die Natur, in welcher B. Mayer's poetische Thätigkeit fast ganz aufgeht, ein kräftiges, nur selten particularistisches schwäb. Nationalgefühl, Treue und Reinheit der Gesinnung. Auch in weitern Kreisen, nicht eigentlich zur schwäb. Dichterschule gehörend, hat sie doch durch menschliche und poetische Gediegenheit wesentlich zur Veredlung der neuern deutschen Lyrik beigetragen.

**Schwäbische Kaiser** hießen die aus dem Hause Hohenstaufen (s. d.) stammenden deutschen Kaiser, weil sie früher das Herzogthum Schwaben besaßen.

**Schwäbischer Kreis**, einer der zehn Kreise Deutschlands nach der Eintheilung unter Kaiser Maximilian I., begriff den südwestlichen Theil Deutschlands, das alte Schwaben (s. d.), nur dieses seine Grenzen noch weiter erstreckt hatte. Den Kreis begrenzten Frankreich, die Schweiz, Oesterreich, Franken und die beiden rhein. Kreise. Durchströmt von der Donau, durchzogen von der Alp und den Algauer Alpen, im Ganzen mehr bergig als eben, sehr ergiebig an





er größern Anzahl Badegäste wurden sie durch das neue Badehaus zugänglich gemacht, welches 1829 der Herzog von Nassau auführen ließ. Sowie alle nassauischen Badeorte bietet H. S. seinen Besuchern eine an Naturschönheiten und historischen Erinnerungen reiche Umgegend. Mehreres über S. hat Fenner von Fenneberg (s. d.) veröffentlicht.

**Schwalbe** (*Hirundo*), eine Gattung von Vögeln aus der Abtheilung der Sperrschnäbler, der Ordnung der Hocker, mit breitem, kurzem Schnabel, weiter Rachenöffnung, langen, analen und spitzigen Flügeln, meist gabelförmigem Schwanz und kurzen, schwachen Füßen, die eigentlichen Wandelfüße sind und Zehen mit der zunehmenden Gliederzahl (3—5) besitzen. Das Gefieder ist gewöhnlich schwarz oder braun, an einzelnen Theilen weiß, aber gewöhnlich durch metallischen Schimmer ausgezeichnet und dicht anliegend. Die Arten sind zahlreich und mit Ausnahme der kältesten Zone über die ganze Erde verbreitet. Sie fliegen reißend schnell, nähren sich von Insekten, welche gewöhnlich im Fluge erhascht werden, leben in Monogamie, zeigen im Nesterbaue viel Kunsttrieb und sind Zugvögel. Alle sind sehr gesellig, durch Tilgung einer großen Menge von Insekten nützlich, lieben meist die Nähe der Menschen, die sie gewöhnlich auch zugethan sind und ihre Ansiedelungen gern, zum Theil auch aus Überhaben befördern. Bei uns überall häufig ist die Hausschwalbe (*H. urbana*), mit weißem Bürzel, die größere Rauchschnäbler (*H. rustica*), mit braunrothem Vordertopf und Gurgel und sehr gabelförmigem Schwanz, und die Uferschnäbler (*H. riparia*), die kleinste unter den in Deutschland vorkommenden Arten, mit oberseits braungrauem, an Kehle und Brust weißem Gefieder. Die beiden erstern, welche als die Boten des wiederkehrenden Frühlings bei uns überall gern gesehen sind, bauen ihre Nester an Häuser aus Schlamm oder nasser Erde, welche dem klebrigen Speichel fest zusammengeklebt wird. Die Uferschnäbler dagegen gräbt in steile Uferwände, schroffe lehmige Abhänge oder Hügel ziemlich lange Kanäle, die sie am Ende zum Neste erweitert. Sie ist im Herbst sehr fett und wird in Valencia regelmäßig zur Speise gebracht. Die angebliche Überwinterung der Schwalben in hohlen Bäumen oder den Eis überzogenen Flußufern gehört zu den Fabeln. Bereits Spallanzani hat durch anstellte Versuche direct die Unmöglichkeit des Ausdauerens der Schwalben in unserm Winter dargethan. In Nordamerika ist es die Purpurschnäbler (*H. purpurea*), welche dort eine sehr freundliche Aufnahme bei den Menschen findet wie die Haus- und Rauchschnäbler Europa. Die ebenfalls zu dieser Gattung gehörende Salanganschnäbler (*H. obscura*) und die tangfressende Schwalbe (*H. luciphaga*) liefern die berühmten Indischen Gelbnester (s. d.). Die Mauerschnäbler oder der Segler (*Cypselus*) bildet eine eigene, durch die Füße mit sämtlich dreigliederigen Zehen und die ungemeine Länge der Flügel ausgezeichnete Gattung. Zu ihr gehört die gemeine Mauer- oder Thurmschnäbler (*C. apus*), welche die hohen Thürme der Städte Deutschlands bewohnt. Auch die Nachtschnäbler (*Caprimulgus*) bildet eine eigene Gattung aus, welche sich durch lange, steife Bartborsten, lockeres Gefieder und fahnenförmig eingeschnittene Mittelzehe unterscheidet. Seit alten Zeiten steht die europäische Nachtschnäbler (*C. Europaeus*) bei den Völkern Europas in üblem Rufe, und allgemein ist der Irrglaube, daß sie Kühen und Ziegen die Euter aussaugt, weshalb sie gewöhnlich Ziegenfresser genannt wird. Es ist vielmehr ein durch Insektenvertilgung sehr nützlicher Vogel, der Nachts auf die Jagd ausgeht und den Tag an sichern Orten schlafend verbringt.

**Schwamm** (*Fungus*) nennt man in der Heilkunde (beziehentlich Anatomie oder Chirurgie) gewisse krankhafte Producte, wenn sie entweder in der äußern Form oder innern Textur eine Ähnlichkeit mit dem Waschschwamm oder mit gewissen Pilzen haben, besonders dann, wenn sie auch den Pilzen ähnlich sich wuchernd ausbreiten. Es ist also diese Bezeichnung ganz wissenschaftlich, von unwesentlichen Aeußerlichkeiten entlehnt. Als Hauptarten sind zu nennen: der Markschwamm (*F. medullaris*), d. h. die weichen Krebsarten, in welchen die Zellenzunahme überwiegt; der Blutschwamm (*F. haematodes*), eine Gefäßwucherung, welche dunkel, zum Bluten geneigt und oft nur eine Abart des vorigen, also krebshaft (sogenannt bösartig) ist; der Knochenschwamm (*F. ossium*), eine weichere Hervorwucherung aus der Knochenhaut oder dem Knochen selbst; der Knieschwamm, d. h. nichts Anderes als jede größere weiche Geschwulst. Schwammförmige (spongiöse oder cavernöse) Körper nennt übrigens die Anatomie eine gewisse eigenthümliche Classe von Geweben, welche einen weitmaschigen Aufbau (wie der Waschschwamm) zeigen und zugleich auf eine so eigenthümliche Art von zahllosen Blutgefäßen durchwebt sind, daß sie rasch eine Menge Blut aufnehmen und in sich zu halten und dadurch steif werden können (sich erigiren, daher erectile Gewebe). Die bekanntesten dieser schwammartigen Körper sind die den Penis, die Harnröhre und Eichel bildenden

beim männlichen Geschlecht. Ähnliche finden sich beim weiblichen Geschlecht im Innern neben der Mutterscheide und in der Clitoris, sowie in den Brustwarzen. Auch in der Nase hat man neuerdings sogenannte schwellende oder Schwellkörper entdeckt.

**Schwämmchen, Krankheit, s. Aphthen.**

**Schwämme** sind nach wissenschaftlichem Sprachgebrauche zweifelhafte, zwischen dem Thier- und Pflanzenreiche in der Mitte stehende Organismen, welche nur im Wasser vorkommen, fest sitzen und faserig-filzig, von Gallertmasse durchdrungen und sehr vielgestaltig sind. Sie sind nicht thierisch belebt, verhalten sich in Vermehrung und Wachsthum wie Pflanzen, stimmen aber in ihrer chemischen Zusammensetzung mehr mit den Thieren überein und bleiben noch immer Gegenstand des Streits zwischen Botanikern und Zoologen. Von dem Meeresschwamm (Spongia) ist der gemeine oder levantische Waschwamm (Sp. communis) im Mittelländischen Meere bis Indien häufig. Derselbe ist rundlich, etwas kugelförmig, oben flach gewölbt, mit weiten Öffnungen. Der gewöhnliche Badeschwamm (Sp. usitatissima) ist kugelförmig, filzig, sehr porös, oben ausgehöhlt, mit in Reihen stehenden Löchern. Die besten und feinsten Schwämme erhalten wir von der amerikanischen Küste. In unsern Wassergräben und Flüssen findet sich häufig der Flußschwamm (Spongilla fluviatilis), welcher grün, leicht zerreiblich und mit vielen Körnchen angefüllt ist. Im gewöhnlichen Leben werden oft die essbaren Pilze, besonders die Hutpilze mit dem Namen „Schwämme“ belegt (s. Pilze), hauptsächlich aber wird der aus dem in Scheiben zerschnittenen Zunder-Löcherpilz (Polyporus fomentarius) und dem Feuer-Löcherpilz (Polyporus igniarius) zubereitete Feuerschwamm und Badeschwamm als Schwamm bezeichnet.

**Schwan (Cygnus)**, eine der Familie der Entenvögel angehörende Gattung, welche durch einen durchaus gleich breiten Schnabel, der an der Wurzel höher als breit und an der Spitze platt gedrückt ist, durch eisförmige Nasenlöcher, einen sehr langen, dünnen, schlanken Hals und weit nach hinten gestellte Beine ausgezeichnet. Die Schwäne sind sämmtlich große, stamfällige Vögel, welche in Monogamie leben, mit Grazie, aber auch mit Kraft und Schnelligkeit schwimmen und auf ihren Wanderungen in bedeutender Höhe mit ausdauernder Geschwindigkeit fliegen. Alle sind weiß, mit Ausnahme des südamerikanischen Schwans, der am Kopf und Halse sammet-schwarz ist. Nur das durch seine merkwürdige Thierwelt ausgezeichnete Australien wird von dem schwarzen Schwan (C. atratus) bewohnt, welcher fast durchaus schwarz ist. Derselbe ward in neuerer Zeit in England häufig eingeführt, wo er sich leicht vermehrte. Europa besitzt 4—5 Arten, zum Theil jedoch mit Asien gemeinschaftlich. Unter ihnen zeichnet sich der Höcker-schwan (C. olor) durch den orangeröthen, an der Wurzel mit einem schwarzen Höcker besetzten Schnabel aus. Da er unter allen Schwänen die graziöseste Haltung hat, so wird er häufig auf Teichen gehalten. Seine dem Töne einer schlechten Trompete ähnliche Stimme läßt er im Fluge niemals, im Schwimmen selten, am ehesten noch im Kampfe mit Nebenbuhlern vernehmen, sodaß man ihn auch den stummen Schwan genannt hat. Er ist übrigens stolz, tyrannisch, hämisch und zeigt niemals Zutraulichkeit und Anhänglichkeit an Menschen. Der Singschwan oder gelbnasige Schwan (C. musicus) hat einen schwarzen, an der Wurzel mit gelber Wachs-haut bekleideten Schnabel. Ihm sehr ähnlich ist der Bewick'sche oder schwarznasige Schwan (C. Bewickii), der um ein Drittel kleiner ist und nur 18 Eier legt. Beide letzte Arten zeichnen sich durch eine eigenthümliche, zwischen dem Hals und Brustbein herabsteigende starke Krümmung der Luftröhre aus, welche sie zu einer sehr starken Stimme befähigt, die sie während ihrer Wanderungen ertönen lassen. Was man von den schmerzlichen Melodien des Schwans bei dem Vorgefühl des Todes (dem sogenannten Schwanengesang) erzählt hat, ist völlig grundlos. Bei den Alten galten die Schwäne als geeignet zur Wahrsagung, wurden daher zu Augurien gebraucht und als dem Apollo geweiht. Auch im german. Heidenthum hatten sie mythologische Bedeutung. (S. Schwan-frauen und Schwanritter.) Wo die Schwäne gemein sind, wie im Norden Europas, wird die Jagd derselben als einträglich betrieben; denn die Dunen, sowol ausgerupft und zerhackt, als auch auf der abgestreiften Haut sitzend und als Pelzwerk gebraucht, sind hochgeschätzt. Die Schwingfedern dienen zum Schreiben. Das Fleisch der Schwäne aber ist zum Genuße nicht einladend.

**Schwan (Christian Friedr.)**, ein um deutsche Bildung sehr verdienter Buchhändler aus Halle, wurde 12. Dec. 1733 zu Prenzlau in der Uckermark geboren, wo sein Vater Buchhändler war. Nachdem er die Anstalt des halle'schen Waisenhauses besucht, bezog er 1751 die Universität Halle, dann Jena, verließ aber 1753 das theologische Studium und ward



in Kopenhagen aus, wo er sich vergeblich um eine Anstellung bewarb, ging er endlich in gleicher Absicht ohne Paß und ohne alle Empfehlung zu Schiffe nach Petersburg. Ein anderer Passagier, der Secretär Witte aus Mecklenburg-Schwerin, dem er sich offenbarte, überließ ihm, da er wegen Krankheit zurückkehren mußte, seinen Paß, und S. trat nun in Petersburg unter dem Namen als Secretär Witte auf. Die Akademie wählte ihn zum Corrector und seine Lage war eine ziemlich günstige. Er sollte Consulent bei dem deutschen Justizcollegium werden, hatte auch schon eine Proberelation gemacht, als der Tod der Kaiserin Elisabeth eine Veränderung seiner Verhältnisse veranlaßte. S. verließ endlich Rußland, ging nach Preußen, dann nach Holland, wo er in Form von Briefen seine „Anecdotes russes, ou lettres d'un officier allemand“ (Haag 1764; deutsch mit Noten, Hff. 1765) erscheinen ließ, die so großes Aufsehen, namentlich auch russischerseits, erregten, daß S. für gut fand, Holland zu verlassen. Er wandte nun 1764 nach Frankfurt a. M., wo er die Wochenschrift „Der Unsichtbare“ und das literarische Wochenblatt „Neue Auszüge aus den besten ausländischen Wochen- und Monatsrissen“ mit Erfolg begründete. Im J. 1765 heirathete er seines Verlegers Eßlinger Tochter unter der Bedingung, daß er die Buchhandlung Eßlinger's in Mannheim übernehme. Zu Mannheim suchte er nun den Geschmack für schönwissenschaftliche Literatur zu erwecken und arbeitete auch mit Eifer an der Umwandlung des franz. Theaters im Mannheim in ein deutsches, zu sich auch endlich Kurfürst Karl Theodor entschloß. Im J. 1776 sendete der Kurfürst S. Lessing, um diesen zur Mitwirkung am manheimer Theater zu bewegen, welcher Plan sich durch Intriguen zerschlug. Einige Jahre später veranlaßte S. auch die erste öffentliche Meinung Schiller's in Mannheim. S. gehörte unter die ersten Mitglieder der 1775 zu Mannheim gestifteten Deutschen gelehrten Gesellschaft. Nächst seinem Hauptwerke, dem „Dictionnaire de la langue allemande-française et française-allemande“ (6 Bde., nebst einem Supplementband, Manh. 1782—98), sind noch zu erwähnen die von ihm herausgegebenen „Abbildungen der vornehmsten geistlichen und weltlichen Orden“ (2 Bde.) mit ausgemalten Kupfern. Nachdem er schon früher seine Handlung an seinen Zögling Göß abgetreten hatte, ging er 1784 wegen der Kriegsunruhen von Mannheim nach Heilbronn und dann nach Stuttgart, wo er den bei Cotta erschienenen Auszug aus seinem großen Wörterbuche ausarbeitete (4 Bde., Stuttgart 1807). Im J. 1799 wendete er sich nach Heidelberg. Er hatte, als ein warmer Freund des deutschen Vaterlandes und insbesondere Preußens, noch die Freude, die Schlacht bei Leipzig zu erleben, und starb bald nachher.

**Schwanenfluß**, Swan-River, ein Fluß an der südlichen Westküste Neuhollands, hat der 1795 gegründeten engl. Colonie den Namen Schwanenflußcolonie gegeben, die, seitdem erweitert, jetzt Westaustralien (s. d.) genannt wird.

**Schwanenorden**, der älteste Orden des preuß. Hauses, wurde von dem Kurfürsten Friedrich II. von Brandenburg 1443 gestiftet und war ursprünglich eine geistliche Gesellschaft von Priestern, Mittern und andern adeligen Personen, die die Verehrung der Jungfrau Maria zum Hauptzwecke hatte, weshalb er auch Sodalitas beatae Mariae virginis hieß. Den Namen Schwanenorden erhielt er von dem Schwanen, der mit zur Verzierung des Ordenszeichens diente, welches in dem Bilde der Maria mit dem Jesuskinde bestand und an einer Kette mit blutenden Herzen getragen wurde. Der Orden hatte zu seinem ersten Hauptsitze das Kloster Marienberg bei Altbrandenburg; in Folge seiner schnellen Verbreitung wurde er in zwei Provinzen getheilt und Ansbach zum zweiten Hauptsitze erkoren. Die Güter des Ordens waren sehr ansehnlich. Als ein kath. Orden verlor er in Folge der Reformation seine Bedeutung; doch ist er nie förmlich aufgehoben worden. Seine Güter nahmen verschiedene Fürsten in Besitz. König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen erneuerte denselben unter dem 24. Dec. 1805 als eine freie Gesellschaft von Männern und Frauen ohne Ansehen des Standes und mit dem Zwecke, durch vereinte Kräfte physische und moralische Leiden zu lindern und so das Christenthum durch Leben und That zu beweisen. Der König übernahm nebst seiner Tochter die Großmeisterthum des Ordens, der indessen keine wirkliche Ausbildung erfuhr. **Stillsfried-Rattonig**, „Der Schwanenorden, sein Ursprung und Zweck, seine Geschichte und Alterthümer“ (Halle 1845). — Schwanenorden an der Elbe nannte sich auch eine 1780 gestiftete Gesellschaft zur Verbesserung der deutschen Sprache, die aber durch die Spielereien, in die sie verfiel, ihren Untergang fand.

**Schwangerschaft** (graviditas) nennt man die Zeit zwischen der Empfängniß eines neuen Wesens und der Ausstoßung desselben aus dem weiblichen Körper und die während dieser Zeit in letztem vorgehenden, zu erstem in näherer oder entfernterer Beziehung stehenden





elmäßiger Geburt eines gesunden Kindes führen kann. Sie wird aber auch regelwidrig durch fehlerhafte Beschaffenheit der Frucht und durch Krankheiten und Umstände, welche das Befinden der Schwängern beeinträchtigen und selbst ihr Leben, sowie das der Frucht zuweilen in Gefahr stellen. Zu der erstern Art gehören die Molenschwangerschaften (s. Mole), welche weiter als den gewöhnlichen Schwangerschaftsternin sich ausdehnen können, und diejenigen, deren Ende durch den Tod der Frucht beschleunigt wird. Andererseits steigen oft theils die schon angeführten Beschwerden zu einer solchen Höhe, daß sie als Krankheiten betrachtet werden müssen, als können Krankheiten jeder Art, allgemeine und örtliche, wie Fieber, Entzündungen, Nervenaffectionen, Gemüthsleiden u. s. w., auftreten, deren Beurtheilung und Behandlung durch gleichzeitige Anwesenheit der Schwangerschaft so bedeutend und vielfältig modificirt wird, daß nur wenig allgemeine Regeln sich darüber aufstellen lassen, meist jedoch gewinnen sie durch diese im Verhältniß zu ihrem gewöhnlichen Auftreten an Bedeutung. Das Vorhandensein einer Frucht im Fruchthalter ändert gewöhnlich den Verlauf der Schwangerschaft nicht wesentlich ab. Nach allen angeführten Umständen könnte es leicht scheinen, die Gegenwart der Schwangerschaft zu erkennen; allein die meisten der dafür sprechenden Zeichen sind der Art, daß sie entweder nur von der Schwängern selbst oder nur in den letzten Zeiträumen auch von Andern oder beim Leben überhaupt gar nicht bemerkt werden können, oder daß sie für sich allein keinen sichern Grund zu weitem Schlüssen gewähren, oder endlich, daß sie auch bei andern Krankheiten gefunden werden, sodaß nicht wenige Fälle vorkommen, in denen die Entscheidung über vorhandene Schwangerschaft lediglich der Zeit überlassen werden, und daß der Arzt, dem solchen Entscheidungen vom Gerichte aufgetragen werden, mit großer Vorsicht verfahren. Es liegt nämlich dem Gerichte nicht selten sehr viel daran, zu wissen, ob eine Schwängere noch vorhanden oder früher vorhanden gewesen sei. Schon die ältesten Gesetzgeber waren zeugt, daß ein Weib während der Schwangerschaft in einem Ausnahmezustande sich befinde, der besondere Verordnungen erheische. In Athen fanden Mörder ein Asyl bei Schwängern; die Ägypter schon ließen keine Schwangere vor der Entbindung hinrichten, ihre Bestrafung war milder u. s. w. Auch alle neuern Gesetzgebungen nehmen darauf Rücksicht, indem sie die Urtheilskraft der Schwängern durch besondere Regeln beschränken. Allein auch die Interessen des entstehenden Kindes müssen berücksichtigt werden, und diese können die der Mutter beeinträchtigen, theils erhöhen, sodaß die genaue Ermittlung einer Schwangerschaft vollkommen nöthig wird, um Jedem sein Recht widerfahren zu lassen. (S. übrigens Geburt und ärztliche Hülfe.)

**Schwangerschaften und Schwanritter.** Der Schwan stand in der german. Mythologie in engster Beziehung zu den in Luft und Wasser waltenden Lichtgöttheiten und galt als weissagender Vogel; daher die noch jetzt zur Bezeichnung einer Vorahnung üblichen Ausdrücke „es schwant mir“, oder „mit wachsen Schwansfedern“. Gewisse göttliche Wesen liebten Schwansgestalt anzunehmen, wie namentlich die Valkyrien oder die Schlachtschicksalsjungfrauen und die Wald- und Wasserfrauen, welche dann Schwangerschaften genannt wurden und die Gabe der Weissagung besaßen. Solche Schwangerschaften unter andern die weisen, wie Vögel auf der Flut schwebenden Frauen, die im Nibelungenliede dem Hagen den Untergang der Burgunden weissagen, und der Vogel, welcher Gudrun ihre nahende Befreiung verkündigt. Nach dem Volksglauben besaßen Wesen ein Schwanhemde, mit dem sie fliegen und schwimmen konnten und welche nach Belieben wieder ablegten, besonders um in kühler Flut als wunderschöne Mädchen zu baden. Wenn es dann gelang, ein solches Gewand zu erhaschen, der hatte damit volle Lust über sie erreicht. Aber auch mythologische Wesen männlichen Geschlechts erscheinen in Schwanngestalt, und das Vermögen, diese an- oder abzulegen, ist dann gewöhnlich an den Besitz eines Rings oder einer Kette geknüpft, wie noch vielfach im Volksmunde lebende Sagen und Erzählungen erzählen. Mehrern deutschen Stämmen gemeinsam war eine uralte Sage von einem Helden, der aus dem Meere oder einem Binnengewässer ans Land getrieben und darauf der Schwärmer ihres ältesten Herrschergeschlechts geworden sei. Bei den Franken am Niederrhein ist diese Sage besonders sich ausgebildet, und zwar so, daß man erzählte, in einem von einem Helden gezogenen Rahne sei ein Ritter, der Schwanritter genannt, aus unbekanntem Lande ans Meer hergekommen, habe eine Fürstentochter durch siegreichen Kampf von einem ihrer vielen Bewerber befreit, sich mit ihr vermählt und in dieser Ehe ein Fürstengeschlecht gezeugt, welches zuletzt, weil sie ungeachtet seines Verbots nach seiner Herkunft gefragt, auf demselben wieder davongezogen. Diese fränk. Stammsage, wozu die ursprünglichen Eigennamen





ilzburg; eine anmuthige, äußerst vollendete Marmorgruppe Ceres und Proserpina für Berlin; die Entwürfe zu einer Reihe Darstellungen aus dem griech. Befreiungskriege und das Kossalmmodell zum Denkmale Goethe's für Frankfurt am Main. Seine Thätigkeit bewährte nicht minder durch den Fleiß seiner eigenen Hände als durch die unermüdete Schöpferkraft seines Geistes und die sorgfältige Leitung der unter seinen Augen ausgeführten Arbeiten. Kräftig wurde er hierin stets von seinem Vetter Haber S., einem geschickten Praktiker, unterstützt. Außerdem besitzt man von S. eine Menge von Zeichnungen und Cartons. Er selbst hat von dergleichen sowie von Modellen aller Art eine reiche Sammlung angelegt, die er seinem 15. Nov. 1848 erfolgten Tode dem Staate legirte. S. war ganz selbständiger Künstler, dessen höchst regsame und lebendige Phantasie ungetrübt von öftern Einwirkungen körperlicher Leiden sich nur in ununterbrochenem Schaffen zu genügen vermochte. Mit den Forderungen und Bedürfnissen sowohl der plastischen als malerischen Darstellung innig vertraut, wurde dabei durch eine nicht gewöhnliche Kenntniß der Kunst- und Schriftdenkmale des Alterthums und des Mittelalters unterstützt. Zu seinen bessern Schülern gehören Kriesmeyer aus Tirol, Rügger aus München, Widmann, Rossow, Walbach aus Karlsruhe, Puille und zum Theil Wendelstatt.

**Schwär**, s. **Blutschwär**.

**Schwärmerei** ist ein Gemüthszustand, in welchem Phantasie und Gefühle anhaltend das Uebergewicht über den Verstand behaupten, sodaß der Mensch seiner Vorstellungen, Gedanken und Bestrebungen nicht mächtig ist, sondern sich vielmehr in Folge dieses regellosen innern Treibens in fortgesetzter Erregung befindet. Man unterscheidet nach Dem, was die Entwicklung des Zustandes veranlaßt und unterhält, verschiedene Arten der Schwärmerei und spricht namentlich von Liebeschwärmerei, von politischer und religiöser Schwärmerei. Die Schwärmerei in der Liebe, in die junge Gemüther verfallen, ist gewöhnlich nur ein kurzer Rausch, welcher der Natur der Sache nach leicht von selbst schwindet. Gefährlicher ist für den Schwärmer selbst für die Gesellschaft die politische und die religiöse Schwärmerei, die, wenn sie einen hohen Grad erreichen, zum Fanatismus (s. d.) werden. Das bloße Festhalten rein eingebildeter Dinge ist nicht Schwärmerei, sondern Phantasterei oder Narrheit. Die Mittel, sich und Andere vor Schwärmerei zu bewahren oder davon zu heilen, sind Mäßigung der Einbildungskraft und des Eitelkeits, Beherrschung derselben durch Vernunft und Studium und die Gewöhnung, strikten Handeln nach den moralischen und bürgerlichen Gesetzen.

**Schwarz** wird gewöhnlich als eine Farbe bezeichnet, ist aber nur die Abwesenheit aller Farben.

**Schwarz** (Berthold), ein deutscher Franciscanermönch, gebürtig aus Freiburg im Breisgau, der sich viel mit Chemie beschäftigte, soll, nach der Sage, als er wegen angeblicher Zauberei in Gefängniß kam, durch fortgesetzte chemische Arbeiten auf die Erfindung des Schießpulvers geleitet worden sein. Er soll eigentlich Konstantin Anklipen geheißen haben, den Klosterbrüder Berthold geführt und den Namen Schwarz wegen seiner Beschäftigung mit chemischen Arbeiten erhalten haben. Auch halten ihn Einige für einen mainzer, Andere für einen nürnberger Franciscaner; Andere lassen ihn seine Erfindung zu Köln, wieder Andere zu Goslar gemacht haben. Die Zeit seiner Erfindung setzt man um 1330; Einige setzen sie früher, Andere später. Inzwischen unterliegt es keinem Zweifel, daß die Mischung des Schießpulvers schon vor Berthold's Zeit bekannt war; vielleicht stellte er dasselbe zuerst in einer für den Kriegs- und Gebrauchs tauglichen Gestalt dar. Im J. 1853 wurde ihm in Freiburg ein Denkmal errichtet.

**Schwarz** (Friedr. Heinr. Christian), protest. Theolog und vorzüglicher Pädagog, geb. zu Jena 30. Mai 1766, studirte daselbst Theologie und beschäftigte sich schon zeitig mit Ertheilung von Unterricht. Im J. 1789 wurde er Pfarrer in Dorbach bei Marburg, 1795 in Echzell bei Wetterau und 1798 in Münster bei Gießen. Neben dem Predigtamte widmete er einen Theil seiner Thätigkeit einem Erziehungs-Institute, das er schon in Dorbach errichtet hatte, in Münster aber erweiterte. Im J. 1804 wurde er an die neuorganisirte Universität zu Heidelberg als Professor der Theologie berufen, nachdem schon sein Schwiegervater Jung-Stilling dahin gegangen war. In dieser Stellung wirkte S. bis an seinen Tod, 3. April 1837, als chemischer Lehrer und Vorsteher des pädagogischen Seminars. In seiner Jugend durch die französische Philosophie zu freierer Richtung geneigt, wendete er sich später einer religiös-mystischen Denkart zu. Seine unbedeutenden theologischen Schriften gehören in das Gebiet der popularphilosophirenden und praktischen Theologie, namentlich der Moral. Viel wichtiger sind seine pädagogischen Arbeiten, die zur Verbreitung tüchtiger Ansichten viel beigetragen haben.



Schwarzburg und Arnstadt, gest. 1552, der wegen seines Reichthums den Beinamen „Mit dem fetten Maule“ erhielt, ist der nächste gemeinschaftliche Stammvater der beiden noch blühenden Linien des Hauses. Seine vier Söhne, Günther XLI., Johann Günther, Albert und Wilhelm, errichteten 1571 einen Theilungsrecess. Nach dem Tode Graf Günther's XLI. kam 1584 zwischen dessen Brüdern ein anderweiter Theilungsrecess zu Stande, und nachdem auch Graf Wilhelm 1598 verstorben war, wurde über dessen Verlassenschaft 1599 der Ilmsche Hauptrecess abgeschlossen. So wurde Johann Günther Stifter der Linie zu Schwarzburg-Sondershausen (s. d.), welche anfangs die Linie zu Arnstadt hieß, und Albert der Ahnherr der Linie zu Schwarzburg-Rudolstadt (s. d.). Zu Anfange des 14. Jahrh. bestanden die Stammlande des Hauses aus den Reichslehen Schwarzburg, Blankenburg und Königssee. Die meisten Erwerbungen, theils durch Erbvertrag, theils durch Kauf, machte es seit der Zeit des Kaisers Maximilian I. Es war von Kaiser Karl IV. mit Rudolstadt als böhm. Lehn, von Kurmainz mit Sondershausen, von Kursachsen mit Frankenhäusen, von Sachsen-Weimar mit Arnstadt und Ilmburg (seit 1446), von Sachsen-Gotha mit Ilm und Paulinzelle belehnt; andere Lehen erhielt es von Fulda und Hessen-Kassel. Das ganze Besizthum zerfiel in die Obere und in die Untere Herrschaft Schwarzburg. Nur auf ersterer ruhte die Reichsstandschaft der Grafen von Schwarzburg, bei den Theilungen zur Behauptung derselben jede Linie in beiden Herrschaften Theile erhalten mußte. Vgl. Hellbach, „Grundriß der Genealogie des Hauses S.“ (Rudolstadt 1820); Junghans, „Geschichte der schwarzburg. Regenten“ (Erfurt 1821).

Schwarzburg-Rudolstadt, ein deutsches souveränes Fürstenthum, in Thüringen (s. d.) gelegen und dessen natürliche wie sociale Verhältnisse theilend, hat 15,57 QM. Flächeninhalt und besteht aus der Oberrn Herrschaft (Rudolstadt 12,29 QM.) und der Untern (Frankenhäusen 3,28 QM.). Unter den Ortschaften sind hervorzuheben die Residenz Rudolstadt (s. d.), das Stammschloß Schwarzburg (s. Schwarzburg), Blankenburg mit 1381 E., Königssee (s. d.), Leutenberg mit 1123, Stadtilm mit 2467 E. und Frankenhäusen (s. d.). Das Land hat mehrere durch Naturschönheit ausgezeichnete Punkte. Sehr besucht sind, außer dem Schwarzathal, die Ruinen Paulinzelle (s. d.), die Trümmer der alten Kaiserburg Kyffhäuser (s. Kyffhäuser) sowie die benachbarte Rothenburg. Die Einwohnerzahl des Fürstenthums betrug 1852 58 Seelen, wovon 54228 auf die Obere, 14810 auf die Untere Herrschaft entfielen. Sie sind, mit Ausnahme von wenigen Katholiken und etwa 120 Juden, zur evangelisch-lutherischen Kirche. Der Fürst hat mit Schwarzburg-Sondershausen, Oldenburg und den anhaltinischen Herzogen in dem Engern Rathe der Deutschen Bundesversammlung eine gemeinschaftliche Stimme (die funfzehnte), in dem Plenum eine eigene Stimme. Als Bundescontingent stellt er mit der Reserve 809 Mann. Das Land hat seit 1816 eine ständische Verfassung, die in der neuesten Zeit wesentlicher Umgestaltung unterlag. Das seit 1850 gebildete, aus vier Personen bestehende Ministerium ist die oberste Behörde für alle Verwaltungszweige. Es zerfällt in fünf Theilungen: für die Angelegenheiten des fürstlichen Hauses, des Außern und des Militärs; für die Justiz; für das Innere; für die Kirchen- und Schulangelegenheiten; für die Finanzen. Das ausschließlich schwarzburg-rudolst. Kreisgericht in der Residenz umfaßt die ganze Obere Herrschaft und namentlich die Justizämter Blankenburg, Ilm, Königssee, Leutenberg, Oberbach und Rudolstadt. Die Justizämter Frankenhäusen und Schlotheim sind dem mit Schwarzburg-Sondershausen gemeinschaftlichen Kreisgericht in Sondershausen zugewiesen. Außerdem ist das 1850 eröffnete gemeinschaftliche Appellationsgericht in Eisenach (s. Sachsen-Weimar) auch Justizbehörde für S.-R., und als dessen oberster Gerichtshof gilt das Gesamtappellationsgericht zu Jena. In Hinsicht auf die Verwaltung theilt sich das Fürstenthum in drei landrätthliche Bezirke: Rudolstadt, Königssee und Frankenhäusen. Nach dem Budget für das J. 1854 betrug die Staatseinnahme 720698 Gldn. Rh., die Ausgabe mit Einschluß von 13 Gldn. Rh. für Schuldenwesen war der Einnahme gleichgestellt. Zur Deckung des geringsten Staatsaufwandes wurde neuerdings eine Einkommen- und Classensteuer eingeführt. Dem Deutschen Zollverein befindet sich S.-R. seit 1854. Das Schulwesen des Landes ist mäßig eingerichtet, obschon die Lehrer, für deren Bildung ein Seminar in Rudolstadt sorgt, theil noch nicht ausreichend besoldet sind. Das Gymnasium zu Rudolstadt, dem seit 1840 eine Realklasse beigefügt wurde, zählt dreizehn Lehrer. Auch die von Friedrich Fröbel zu Keilmünde in einem Dorfe in der Nähe der Residenz, gegründete Erziehungsanstalt erfreut sich steigender Theilnahme.

Der Grafen Albert VII., Stifter der rudolstädtischen Linie (s. Schwarzburg), welche





**Schwarzburg-Sonderhausen**, deutsches souveränes Fürstenthum in Thüringen, zerfällt, wie S.-Rudolstadt, in zwei Haupttheile, in die Obere und die Untere Herrschaft, die sich durch preuß. Gebiet voneinander getrennt liegen. Der Flächeninhalt beider beträgt 1/2 QM., wovon gegen 9 auf die Untere, 6 1/2 auf die Obere fallen. Die merkwürdigsten Orte sind: die Residenzstadt Sonderhausen (s. d.), Greußen mit 2753 E., beide in der Unterherrschaft, Arnstadt (s. d.), die größte Stadt des Landes, in der Obern Herrschaft, wo auch die für die Geschichte des schwarzburg. Geschlechts interessanten Ruinen der Käfernburg liegen. Die Zahl der Einwohner ist seit 1842—52 von 57909 auf 60847 gestiegen, wovon 34462 auf die Untere, 26385 auf die Obere Herrschaft kommen. Sie gehören, mit Ausnahme von einigen hundert Katholiken und Juden, der protest. Kirche an. Der Fürst hat als Mitglied des Deutschen Bundes in der engern Bundesversammlung mit S.-Rudolstadt, Oldenburg und den anderen Herzogthümern eine Gesamtstimme, in der weitern Versammlung eine eigene. Das kriegs. Bundescontingent von 451 Mann ist um ein Sechstel erhöht.

Dem Begründer der Linie S.-Sonderhausen (s. Schwarzburg, Haus), Joh. Günther, starb 1586 in der Regierung seine vier minderjährigen Söhne: Christian Günther I., Günther II., Ant. Heinrich und Joh. Günther II. Da die drei Letztern keine männlichen Erben hinterließen, so kamen 1642 Christian Günther's I. drei Söhne: Christian Günther II. zu Arnstadt, Ant. Günther zu Sonderhausen und Ludw. Günther II. zu Ebeleben, zur Regierung. Erstere starb 1666 und ihm folgte sein Sohn Christian Günther, der 1669 starb, worauf Arnstadt an Ebeleben fiel. Auch die dritte Linie starb mit Ludw. Günther II. 1681 aus. Ant. Günther war 1688 gestorben und ihm folgten seine Söhne Christian Wilhelm zu Sonderhausen und Ant. Günther II. zu Arnstadt, welcher Letztere 1716 ohne Kinder starb. Christian Wilhelm hatte 1697 die reichsfürstliche Würde erhalten, wogegen aber Kursachsen und Sachsen-Weimar Widerspruch erhoben, und starb 1721. Ihm folgte sein Sohn Günther, unter dem 1731 mit S.-Rudolstadt ein Vertrag zu Stande kam, der die Untertrennlichkeit des Landes und in der Erbfolge das Recht der Erstgeburt festsetzte. Auf Günther folgte 1740 sein Bruder Heinrich, der 1754 in das Reichsfürstencollegium eintrat und 1758 ebenfalls nachkommenschaftslos starb, worauf des jüngern Bruders August Sohn, Christian Günther, zur Regierung gelangte, dem 1691 das Große Comitiv verliehen wurde, vermöge dessen er das Recht erhielt, in den Adelsstand zu erheben, Notare und Doctoren zu creiren und uneheliche Kinder zu legitimiren. Sein Sohn und Nachfolger, Günther Friedrich Karl I., seit 1794, der 1806 dem Rheinischen und 1815 dem Deutschen Bunde beitrug, gab 1831 dem Lande eine neue Verfassung, die aber niemals ins Leben getreten ist, weil die Stände der Obern Herrschaft Protest einlegten. In der Erziehung ziemlich vernachlässigt, dabei aber schlicht und bieder, ein großer Freund von Jagd, Theater und Tabakrauchen, überließ er die Regierung seinen Gemalin, wodurch manche Unordnungen und Unzufriedenheiten entstanden. Er entsagte am 19. Aug. 1835 der Regierung zu Gunsten seines Sohnes und starb 22. April 1837. Sein Sohn Günther Friedrich Karl (s. d.) begann nun mit bestem Willen eine Reihe wesentlicher Reformen. Das Geheimrathscollegium wurde neu constituirt, eine ständische Verfassung vorgebracht, das Unterrichts- und Schulwesen zweckmäßig geordnet und erweitert, die Polizei reorganisirt und zur Tilgung der Kammer Schulden eine Amortisationskasse begründet. Außerdem wurden neue Chaussees, und es erfolgte auch eine allgemeine Verbesserung der Rechtspflege durch den Gerichtsengang, sowie die Herstellung einer gründlichen Verwaltung und Cultur der Provinz. Endlich erschien das Verfassungsgesetz vom 24. Sept. 1841, dem aber erst 7. Sept. 1842 die Eröffnung des ersten Landtags und hiermit weitere erfolgreiche Umgestaltungen der Verhältnisse folgten. Namentlich ward die Verwaltung von der Justiz geschieden und vereinfacht, den Justizämtern die Jurisdiction entzogen und nur die Leitung der Prozesse übertragen, während erstere mit der Criminaljustiz auf die neu errichteten Landgerichte zu Sonderhausen und Arnstadt überging. Im J. 1848 fanden auch in S.-Sonderhausen Unruhen statt, gegen deren Unterdrückung im Herbst die Obere Herrschaft von sächs., die Untere von preuß. Militär besetzt wurde, während das eigene Militär nebst dem rudolstädtschen zur Besetzung der preuß. Lande aufmarschirte. Die hauptsächlichsten Umänderungen in der Gesetzgebung traten mit dem J. 1850 in Kraft. Unter diesen Gesetzen ist zu erwähnen das Verfassungsgesetz vom 12. Dec. 1849, durch welches die Todesstrafe, die Familienfideicommiss, mit Ausnahme des fürstlichen Lehnverbandes, das Jagdrecht auf fremdem Boden, die Vermögensconfiscation, der gerichtliche Gerichtsstand, Ausnahmegerichte u. s. w. aufgehoben, dagegen Pressefreiheit, Peti-





ia oder Galgrad, Eminch und die Babiagebirge in den beiden letztgenannten Landestheilen  
men den Schiffen als gute Leitzeichen. Die Donaumündungen, sowie das ganze Küstenge-  
et zwischen denselben und dem nördlichen Theile der Krim hingegen werden wegen ihrer ge-  
igen Höhe erst ganz in der Nähe sichtbar. Die verschiedenen raschen Strömungen gehen von  
a Mündungen der großen Flüsse aus. Die Strömungen des Dniepr und Dniestr ziehen den  
s dem Asowschen Meere um die Krim erst südwestlich, dann nordwestlich und westlich gerich-  
en raschen Strom gegen Süden hin, treffen dann mit dem der Donau zusammen und stürzen  
zu einer Masse vereint größtentheils in den Bosporus, zum Theil eilen sie der asiat. Küste zu,  
sie noch durch andere Gewässer verstärkt werden. Dieser allgemein beobachtete Lauf der Strö-  
mungen wird jedoch unter dem Einfluß der Winde und örtlicher Verhältnisse gemildert; an eini-  
Einbuchtungen der bulgarischen und rumelischen Küste hat man auch Gegenströmungen wahr-  
ommen. Die wichtigsten Küstenorte sind, außer dem benachbarten Konstantinopel: die türk.  
Festung und Hafenstadt Varna; die Seestadt Odessa, bisher der bedeutendste Handelsplatz; der  
Kriegshafen Sebastopol in der Krim, wo auch die Häfen Eupatoria, Rassa oder Feodosia,  
russisch und die Festung Jenikalé; an der kaukas.-tscherkessischen Küste die russ. Forts Anapa,  
Abchukkalé und Gelindschik (beide mit Häfen); Suchumkalé und Poti an der Mündung des  
Rion oder Phasis, Schesketil oder St.-Nikolas; dann auf türk. Gebiete der Hafen Batum, der  
Schlüssel zum türk.-pers. Handel, die Hafenstädte Trapezunt und Sinope. Ob das Schwarze  
Meer fernerhin als ein Binnenmeer Rußlands betrachtet oder den Flaggen und Kriegsschiffen  
anderer Nationen eröffnet werde, das wird der Ausgang des Kriegs zwischen Rußland, der Tür-  
kei und den zwei Westmächten Europas entscheiden. Vgl. Preller, „Über die Bedeutung des  
Schwarzen Meeres für Handel und Verkehr der Alten Welt“ (Dorp. 1842).

**Schwarzer Prinz**, s. Eduard, Prinz von Wales.

**Schwarzer Tod** ist der gewöhnliche Name einer Seuche, welche im 14. Jahrh. einen gro-  
ßen Theil der Bevölkerung der damals bekannten Erde hinwegraffte. Sie begann, wie es  
sich zeigt, in China und verbreitete sich von da über Asien, das nördliche Afrika und Europa, wo  
sie von 1348 — 50 herrschte. Erdbeben, Verwüstungen durch Heuschreckenschwärme, Mis-  
sernte und andere außergewöhnliche Naturerscheinungen waren vorausgegangen. Der kirch-  
liche und politische Zustand der meisten Länder trug nicht wenig zur Verbreitung der Seuche  
bei, besonders da die Anstalten, diese zu beschränken, höchst unvollkommen und unzureichend  
waren, während Aberglaube und Unwissenheit die Gemüther verzagt und somit die Körper für  
Ansteckung empfänglich machten. Wie groß die angerichtete Verwüstung gewesen sei, kann  
man daraus entnehmen, daß in Europa allein, zuverlässigen Nachrichten zufolge, in den drei  
erfolgten Jahren 25 Mill. Menschen ein Opfer dieser Seuche wurden. Aus den vielen Be-  
obachtungen läßt sich schließen, daß der Schwarze Tod eine Art oriental. Pest (s. d.) mit beson-  
ders hervortretender Entwicklung der entzündeten Pestbeulen und einer schnell in Brand über-  
gehenden Lungenentzündung war. Der Volkswahn sah die Seuche als ein göttliches Straf-  
gericht an, und eine Menge geistiger Verkehrtheiten (besonders das erneuerte Auftreten der Flan-  
tanten und die grausamsten Verfolgungen der Juden, deren allein in Mainz 12000 verbrannt  
wurden) waren die nächsten Folgen dieses Irrthums. Nachdem die Pest verschwunden war,  
kehrte durch einige reich gesegnete Jahre Friede und Ruhe in die Gemüther zurück. Unter den  
Schriftstellern, welche die Seuche beobachteten und beschrieben, sind besonders Guy de Chauliac und  
Giovanni de Vignano, unter den andern Schriftstellern Boccaccio zu nennen. Vgl. Hecker, „Der  
Schwarze Tod im 14. Jahrh.“ (Berl. 1832).

**Schwarzenberg**, ein altes fränk., jetzt fürstliches Geschlecht, das mit den nachmaligen  
Herzögen von Seinsheim einerlei Stammes ist. Erfinder von Seinsheim, 1417 vom Kaiser Si-  
gmund in den Freiherrnstand erhoben, kaufte 1420 die Herrschaft Schwarzenberg in Fran-  
ken nach der er sich nannte. Im J. 1429 erhielt er auf Grund derselben Sitz und Stimme in  
dem fränk. Grafencollegium. Er starb 1457, und seine beiden Söhne theilten das Haus in die  
österreichische und die fränkische Linie. Jene, welcher der Freiherr Johann zu Schwarzenberg  
(I) angehörte, erlosch 1646 und ihre Besitzungen fielen an die fränk. Linie. Zu letzterer ge-  
hörte Adolf Freiherr von S., welcher wegen seiner im Türkenkriege als kaiserl. General be-  
zeugeten Tapferkeit 1599 vom Kaiser Rudolf II. die reichsgräfliche Würde erhielt, aber schon  
1607 starb. Sein Sohn war Graf Adam zu Schwarzenberg (s. d.). Des Letztern Sohn,  
Adolf von S., wurde vom Kaiser Leopold I. 1670 für sich und den jedesmaligen Senior  
des Hauses in den Reichsfürstenstand und seine Grafschaft Schwarzenberg zur gefürsteten



Georg Wilhelm, der als Kurprinz dort Statthalter gewesen war, bei seinem Regierungsantritt 1619 nach Brandenburg, wo er fortan auf den schwachen Kurfürsten den größten Einfluß übte. Die wichtigsten Staatsangelegenheiten wurden durch ihn geleitet. So schloß er mit Pfalz-Neuburg 1624 den Theilungsvertrag über jene Lande ab; auch ging er 1628 nach Wien, wo er für Brandenburg die günstigsten Zugeständnisse erhielt. Sein Plan 1626, daß Brandenburg eine Kriegsmacht wie Sachsen unterhalten und das Land gegen den Durchzug und das Einlagern anderer Heere schützen möchte, scheiterte an den Landständen, welche die Mittel versagten. Nach dem Gustav Adolf 1630 ein Bündniß des Kurfürsten mit Schweden erzwungen, wurde S., um seines Herrn Gunst zu verlieren, nach Kleve entfernt. Gustav hatte sich schon früher sehr über ihn ausgesprochen; jetzt ließ er des Grafen Privatbesitzungen mit Beschlagnahme belegen. Nach der Niederlage der Schweden bei Nördlingen 1634 kam S. wieder nach Berlin und wurde Statthalter von Brandenburg. Er rieth zu dem Bündnisse mit Oesterreich, wodurch die schlimmsten Kriegsdrangsale über Brandenburg kamen. Dieser diplomatische Fehlgriß und die früher schon bewiesene Hinneigung zu Oesterreich haben ihm von Seiten mehrerer Historiker, wie auch Friedrich's II. die Beschuldigung zugezogen, daß er das Vertrauen des schwachen Kurfürsten zum Nachtheile Brandenburgs für des Kaisers Absichten gemißbraucht habe. Doch Cosmar in seinen „Beiträgen zur Untersuchung der gegen den Kurfürsten von Brandenburg. Geh. Rath Adam von S. erhobenen Beschuldigungen, aus archivalischen Quellen“ (Berl. 1828) ist dieser Ansicht nicht ohne Erfolg widerlegt. Dessenungeachtet dürfte S. noch nicht von jedem Verdachte der Untreue freizusprechen sein, und zwar um so weniger, da der Nachfolger Georg Wilhelm's, der Große Kurfürst Friedrich Wilhelm, gewiß nicht ohne Grund ihm bald nach seinem Regierungsantritte seine Vollmachten abfordern und ihn 1641 verhaften ließ. Nur sein schon einige Tage hernach an einem Schlagflusse zu Spandau erfolgter Tod, 17. März 1641, entzog eine weitere Untersuchung. Die Sage, daß der Kurfürst ihn habe enthaupten lassen, ist durch die auf Befehl Friedrich's II. 1777 veranstaltete Untersuchung des in der Garnisonkirche zu Spandau beerdigten Leichnams widerlegt worden.

Schwarzenberg (Karl Phil., Fürst von), Herzog von Krumau, östr. Generalfeldmarschall, 15. April 1771 zu Wien, zeichnete sich schon 1789 in dem Kriege gegen die Türken unter Lacy, und in den Kriegen gegen Frankreich aus. In dem Feldzuge von 1793 commandirte er einen Theil der Avantgarde des Prinzen von Koburg und wurde Oberst. In der Schlacht von Châlons-Cambresis 1794 warf er an der Spitze seines Reiterregiments und zwölf brit. Schwadronen den Feind und durchbrach eine Linie von 27000 Mann. Nach dem Siege bei Würzburg wurde er Generalmajor, 1799 Feldmarschalllieutenant. In der Schlacht von Hohenlinden rettete er muthvoll sein Corps von der Gefangenschaft. In dem Kriege von 1805 befehligte S. eine Division unter dem General Mack. Bei Ulm commandirte er den rechten östr. Flügel. Nachdem Alles verloren, schlug er sich nebst dem Erzherzoge Ferdinand mit einigen Reiterregimentern durch und entkam unter täglichen Gefechten, von Murat verfolgt, glücklich nach Eger und Böhmern. Die Schlacht von Austerlitz wurde gegen seinen Rath vor der Ankunft des Heeres von Bennigsen und dem Erzherzoge Karl geliefert. Nach dem Wunsche des Kaisers Alexander erhielt er 1808 die östr. Botschaft in Petersburg, wo seine Lage beim Ausbruche des Krieges sehr schwierig war. S. verließ Petersburg, nahm an der Schlacht bei Wagram Theil und befehligte auf dem Rückzuge die Nachhut bis Znaim. Damals wurde er General der Cavallerie. Nach dem Wiener Frieden leitete er als östr. Botschafter in Paris die Unterhandlungen über die Vermählung Napoleon's mit der Erzherzogin Maria Luise. Auf diesem Posten erwarb er, besonders nach dem gräßlichen Brande des Ballsaals bei dem Feste, das er zur Feier der Verbindung Napoleon's mit der Erzherzogin gab, des Kaisers Vertrauen im höchsten Grade. Napoleon's Verlangen erhielt er in dem russ. Feldzuge, zu welchem Oesterreich ein Hülfscorps stellen hatte, den Befehl über dasselbe. Dieses 30000 Mann starke Corps ging in den ersten Tagen des Juli 1812 über den Bug und besetzte am 11. die Position von Pinsk. Im August erhielt S. von Napoleon den Oberbefehl über die auf seinem rechten Flügel operirende Armee über das siebente, aus Sachsen bestehende Corps. Es gelang ihm, gegen Tormassow einige Verluste zu erhalten. Im October mußte er sich jedoch vor der verstärkten russ. Armee unter Tschakow und Tormassow ins Großherzogthum Warschau zurückziehen. Wahrscheinlich in diesem Zeitpunkte, vermöge geheimer Instructionen, seine Thätigkeit nur noch negativ. Armee-corps blieb bis zum Febr. 1813 in der Position von Pultusk, und der von ihm gethene Waffenstillstand sicherte den Rückzug der Franzosen. In diesem Feldzuge hatte S. vom Kaiser Franz auf Napoleon's Wunsch den Marschallstab erhalten. Im April 1813 war





n der russ. Politik völlig trennen, und man legte ihm in dieser Hinsicht das Wort in den Mund: „Ich werde die Welt durch meinen Untank in Erstaunen setzen.“ Eine rasch zugreifende, oft selten schroffe Haltung war in der etwas soldatischen Politik S.'s namentlich gegen Preußen nicht zu verkennen; aber Niemand konnte leugnen, daß er ein bestimmtes Ziel mit rastloser Thätigkeit verfolgte. Oesterreich als Einheitsstaat, militärisch-absolutistisch regiert, doch nicht ohne Neigung zu innern Reformen, das östr. Übergewicht in Deutschland und Mitteleuropa vorherrschend, im Gegensatz zur Absperrung und zum Föderalismus des Metternich'schen Systems Verschmelzung und Annäherung namentlich auch an Deutschland: dies waren die hervorstechenden Tendenzen seiner staatsmännischen Wirksamkeit.

**Schwarzkunst**, s. Kupferstechkunst.

**Schwarzwald** nennt man den Nadelholzwald, s. Nadelhölzer.

**Schwarzwald**, ein Gebirge in Baden und Württemberg, läuft an der Westseite Schwarzes in gleicher Linie mit dem Rheinstrome, nach seiner großen Beugung bei Basel, und oft nur wenige Meilen von demselben entfernt, von Süden nach Norden hinab, ist gegen S. von dem Rhein, gegen N. von der Ebene zwischen der Enz und dem Einflusse des Neckars in den Rhein begrenzt und begreift in seiner größten Länge etwa 18, in der Breite von Osten nach Westen aber südlich 6—8 und nördlich kaum 4 M. Auf der Abendseite ergießen sich die von dem Gebirge kommenden Gewässer, wie der Wiesen, die Elz, die Kinzig, die Murg, der Neckar, die Enz, die Nagold u. s. w., in den Rhein und auf der Morgenseite in die Donau, welche gleichfalls hier ihren Ursprung hat. Seine größte Höhe erreicht der Schwarzwald östlich von Freiburg, in der Gegend, wo der Ursprung des Wiesen und der bekannte Paß, die Hölle, ein enges, von hohen Gebirgen eingeschlossenes Thal in der Gegend von Neustadt, an der Straße von Freiburg nach Donaueschingen, sich befinden. Das Gebirge besteht mehr aus Plateaus als aus isolirten Bergspitzen, unter welchen der Feldberg (4597 F.), der Belchen (4313 F.), der Kapfenkopf (3186 F.), auf dessen Spitze der Grenzstein zwischen Württemberg und Baden liegt, der Kandell (3906 F.), das Roßel (3550 F.) und der Hundsrücken (3616 F.) die bedeutendsten sind. Der Abfall des Schwarzwaldgebirgs ist gegen den Rhein steil, gegen die Donau und den Neckar sanft und nur allmählig sich verlierend. Völlig vom Schwarzwald getrennt ist die Bergmasse des Kaiserstuhls. Unter den vielen Thälern ist das Murgthal wegen seiner Naturschönheiten berühmt. Das ganze Gebirge ist Urgebirge und sein Gerippe durchaus Granit; die höhern Punkte sind mit Sandstein bedeckt, von wenig untergeordneten Gebirgslagen bedeckt und ringsum von Flözgebirgen umgeben. Am Fuße des Gebirgs, namentlich am westlichen Abfalle, erscheint der Gneis. Porphyr und Thonschiefer finden sich auf mehreren Höhen des Schwarzwaldes, desgleichen Silber, Blei, Kupfer, Eisen, Kobalt und Mineralwasser, z. B. die Bäder von Wildbad und Baden; groß ist der Reichthum an Waldbungen, besonders an Nadelholz. Die westlichen Berghänge und die Thäler sind bis in die Rheinebene hinein mit Weinbergen besetzt und liefern unter Anderm den Marktgräser (in der Markgrafschaft Baden, namentlich vom Breisgau), den Ortenauer, Klingenberger, Affenthaler und Grenzacher. Der Ackerbau im Gebirge ist mühsam und beschränkt sich auf Sommerroggen, Hafer und Kartoffeln; ergiebiger ist die Viehzucht; die Hauptnahrungszweige bilden jedoch Glas- und Strohandel und besonders die Verfertigung hölzerner Uhren und anderer Holzwaaren, mit welchem ein ausgebreiteter Handel, dessen Hauptsitz zu Neustadt und Furtwangen ist, nach allen Theilen Europas und nach Amerika getrieben wird. Jährlich werden über 180000 Stück Uhren, darunter auch viele Kunst- und Spieluhren, verfertigt, und der Werth derselben beträgt über eine halbe Mill. Gldn. Auf dem eigentlichen Gebirge findet man wenige in Städten und Dörfern zusammenwohnende Gemeinden. Die meisten bestehen aus zerstreuten Höfen und Hütten, deren Bauart von der anderwärts gewöhnlichen sehr abweicht. Zwei Pässe des Schwarzwaldes sind in den franz. Revolutionskriegen sehr bekannt geworden, nämlich der Kniebis und die Hölle; der erstere, auf der Grenze zwischen Baden und Württemberg, an der Quelle der Murg, wurde 1796 und 1797 von den Franzosen genommen; letzterer, die Hölle, ist bekannt durch den Rückzug Moreau's 1796. — Der Schwarzwaldkreis des Königreichs Württemberg gehört zu den rauhesten Gegenden des Landes und zählt auf 86 1/2 QM. 443800 E., von 105225 auf die städtische Bevölkerung kommen. Der Kreis zerfällt in 17 Oberämter und hat zur Hauptstadt Neustadt (s. d.).

**Schwarzwurzel** (Scorzonera) ist der Name einer zur Familie der Compositen gehörenden Pflanzengattung, welche gelbe, selten rosenrothe Blütenköpfe besitzt, die aus lauter einlippigen Zungenförmigen Blüten bestehen und mit einer dachziegeligen Hülldecke umgeben sind.





Ackerbau noch größere Ausdehnung gewinnen und durch Cultur des noch anbaufähigen Landes die angebaute Fläche um das Doppelte, ja vielleicht bis zu einem Zwanzigstel der gesammten Bodenfläche des Landes vergrößert werden kann. Was den Umfang der von der Landwirthschaft benutzten Bodenfläche betrifft, so ergibt sich, daß das Ackerland nur 165 QM. beträgt, während die Wiesen 547 QM. und die Weidegründe 1000 QM. einnehmen, die als Weiden nutzbaren Waldgegenden aber gar einen Flächenraum von 3500 QM. Am verbreitetsten ist der Anbau der Gerste, die an geschützten Stellen und in warmen Jahren selbst unter 67° n. Br. zu einer Höhe von 100 F. über dem Meere noch gedeiht. Darum ist auch der Gerstebau hauptsächlich in den nördlichen Provinzen S. v. vorherrschend, in den übrigen Theilen aber nur in Schonen. Der zu seinem Gedeihen längere Sommer erfordernde Hafer reift nur bis zu 61° n. Br. und auch da nur in geringer Höhe über dem Meere. Sein Anbau wird vorzugsweise in Westgothland, Bohuslän, Vermland und Dalekarlien betrieben. Der Anbau des Roggens, obschon derselbe im Meeresniveau bis zu 66° n. Br. vorkommt, wird meist nur in den niedrigeren Provinzen betrieben, vorzugsweise in Ostgothland und den südlichen Provinzen. Der Weizen ist nirgends Hauptsaat und wird nur in den südlichen fruchtbarern Provinzen geerntet. Fast Dasselbe gilt auch von den Erbsen. Dagegen wird die Kartoffel mit Erfolg in allen Provinzen des Landes gebaut. Der Wiesenbau ist sehr vernachlässigt und der künstliche fast unbekannt. Dagegen hat in einigen Provinzen der Anbau von Klee und andern Futterkräutern sich zu verbreiten angefangen. Sehr beschränkt ist natürlich der Obstbau und die Cultur der Gartengewächse. Die Viehzucht, obschon von bedeutenden Wiesen und Weiden unterstützt, ist noch nicht im Stande, den Bedarf des Landes zu decken. Die einheimischen Rinder- und Pferde-racen sind im Allgemeinen kräftig, doch unansehnlich, und die Kühe geben nur wenig Milch. Der Versuch, an der Stelle des einheimischen grobwolligen Schafes feinwollige Schafsheerden zu züchten, ist zwar gelungen, aber wegen zu großer natürlicher Schwierigkeiten wieder aufgegeben worden. Nicht zu übersehen ist die hauptsächlich von den Lappen betriebene Rennthierzucht. Diese bildet dem Ackerbau und der Viehzucht die Waldnutzung eine Hauptquelle des Nationalverkommens, da mehr als die Hälfte der ganzen Bodenfläche mit Forsten bedeckt ist. Der größte Theil derselben besteht aus Nadelhölzern, namentlich Fichten und Kiefern, die zwar hier sehr langsam wachsen, dafür aber ein um so dauerhafteres Holz geben, und aus Birken. Von geringerem Belang sind Eichen, Buchen, Linden und Ulmen. Mehrere bedeutende Gewerbe finden in diesen unermesslichen Waldungen ihr Bestehen. Dahin gehören das Fällen und Verflößen der Bäume, das Kohlenbrennen und Pechsieden, der Bau von Schiffen und Häusern, welche theils in den Wäldern gleich fertig gezimmert, nach den Städten verführt und dort bloß zusammengefügt werden. Zu bebauern ist indeß die theilweise immer noch ungetragene Benutzung der Forsten, sodaß in manchen Gegenden Holz-mangel droht oder schon eingetreten ist. Die Jagd, welche in S. ein Vorrecht des Grundbesitzes bildet, ist noch immer von Bedeutung. Besonders in dem walddreichen Norrland jagt man große Mengen Hasel-, Auer-, Birk- und Schneehühner, die in großen Sendungen mit Rennthierfleisch und Butter nach Upsala und Stockholm kommen. Das allgemeine Jagdthier sind die Hasen; seltener sind Hirsche und Rehe. Das Elenn kommt auf 60 — 64° n. Br. beschränkt; das Rennthier dagegen gehört nur dem höchsten Norden S. v. an, wo es seine Hauptnahrung, das Rennthiermoos, in hinreichender Menge findet. Auch der Viber, der aber immer seltener wird, findet sich meist nur im Norden. Dagegen S. v. viel Pelzwild, wie Bären, Wölfe, Vielfraße im äußersten Norden, Luchse, Füchse, Martens, Marder, Fischottern, Wiesel, Hermeline und Zobel, von denen die beiden letztern jedoch selten sind. Wichtiger als die Jagd ist die Fischerei, welche ein Hauptgewerbe der Küsten- und Inlandswohner abgibt. Am bedeutendsten ist die Seefischerei, welche von dem Gürtel kleiner Inseln und Klippen oder Scheeren begünstigt wird, der den größten Theil der schwed. Küsten umgibt und selbst im Unwetter ein verhältnißmäßig ruhiges Wasser gewährt. In der Ostsee ist die Fischerei vornehmlich auf Strömling und Dorsch gerichtet, an der Westküste aber im Kattegat auf Skagerrack, nachdem der Hering, der von 1755 — 95 dort einen reichen Fang gewährte, nach den Küsten Norwegens gezogen hat, nur noch auf Dorsch, Schellfisch, Butten, Hummer, Krabben und Austern. Nicht unwichtig ist auch die Fischerei in den Flüssen und Landseen, wo der Lachs den Hauptgegenstand des Fanges ausmacht. Im Ganzen erreicht jedoch die Fischerei S. v. lange nicht die Wichtigkeit der norwegischen und deckt nicht einmal ganz den inneren Verbrauch in allen Zweigen, während sie nur wenig ausführt. Bedeutender als alle anderen Gewerbszweige und nächst dem Ackerbau der wichtigste ist in S. der Bergbau, der auf Kupfer, Silber und andere Mineralproducte betrieben wird. Die zahl-

reichsten, größten und ergiebigsten Bergwerke finden sich in und am Gebirge zu beiden Seiten dem Dalef in einem Strich, der im Norden des Wenersees anhebt und sich nördlich ziehend an dem untern Ljusnå-Elf endigt. Hier liegen die Eisengruben und Hämmer von Karlstad und Drebro und die einst so ergiebigen Kupferwerke von Falun. Das schwed. Eisen gehört zu dem besten der ganzen Erde, besonders das von Danemora (s. d.), das zur Bereitung des besten Stahls unentbehrlich ist und hoch im Preise steht. Dagegen haben die minder ausgezeichneten Eisensorten sehr mit der Concurrenz des engl. Eisens zu kämpfen, da S. noch hinsichtlich der Bereitungsmethode hinter England zurücksteht. Außerdem findet man fast durch ganz S., mit Ausnahme Schonens, das Eisen verbreitet. Namentlich in den Lappmarken gibt es meilenlange Strecken des schönsten und reichsten Eisenerzes, z. B. bei Gellivari, die nur darum wenig ausgebeutet werden, weil es an Brennmaterial zum Schmelzen fehlt. Nach dem Eisen kommt das Kupfer am häufigsten vor, dessen Ausbeute sehr bedeutend ist, namentlich in den Gruben von Falun (s. d.). Auch Silber wird noch gewonnen, doch nicht mehr so viel als früher. Demnach wenn die Silberwerke im J. 1500 24—30000 Mark lieferten, so geben sie jetzt durchschnittlich kaum 8000 Mark. Die bedeutendsten Silbergruben sind die bei Sala und Lunde. Außerdem findet man viel Blei, Kobalt, Alaun, Vitriol, Braunstein und Schwefel, Steinkohlen aber zu Höganäs bei Malmö in Schonen, Marmor nur in Kålmorden in der Nähe von Norrböpling, schönen Porphyrt nur zu Elfdalen in Dalekarlien.

Die Industrie S., obschon der von Norwegen überlegen und neuerdings durch die dortigen Verordnungen vom 22. Dec. 1846, wodurch der Zunftzwang aufgehoben und völlige Freiheit des Gewerbwesens und Handels im Innern des Reichs hergestellt wurde, merklich gehoben, doch im Ganzen von geringer Ausdehnung. Eigentliche Fabriken, wenn man die mit dem Landwesen verbundenen ausnimmt, finden sich nur in den größern Städten. Allein weder die Metallfabriken, noch weniger die in diesem Jahrhunderte in Stockholm, Norrköping, Gothenburg u. s. w. entstandenen Tuch-, Seiden-, Baumwollen-, Papier-, Taback-, Porzellan- und Zuckfabriken vermögen den inländischen Bedarf zu decken. Am bedeutendsten ist noch die Zucker- und Tabacksfabrikation. Die bedeutendste feine Eisenschmiedung findet in Gällivari statt; doch haben diese Arbeiten Mühe, die Concurrenz der wohlfeilern englischen auszuhalten. Dagegen hat man es in der Fabrikation von Dampfmaschinen u. dgl. in Motala, Norrköping und Stockholm weit gebracht. Die Hausindustrie, welche in stärker bevölkerten Gegenden eine bedeutende Erwerbsquelle abgibt, beschränkt sich in S. meist auf den Hausbedarf. Selbst die Handwerke in den Städten, die größern ausgenommen, haben sich noch nicht durch selbständigen Gewerben ausbilden können, weil der durch lange Winter, große Entfernungen und schwierige Communicationen isolirte Landbewohner lediglich auf sich selbst angewiesen ist. Wichtiger als der Gewerbefleiß sind der Handel und die Schifffahrt S. Zwar haben auch diese Nahrungszweige durch das Emporkommen anderer Völker, namentlich Englands und Frankreichs, die fast ausschließliche Bedeutung, welche sie früher im europ. Norden hatten, verloren, allein immer nehmen sie noch einen ansehnlichen Rang ein, verbreiten sich über die ganze Insel und haben in den letzten 25 J. sich ansehnlich gehoben. Mancherlei Umstände treffen ihnen, sie zu begünstigen. So die maritime Lage des Landes mit einer bedeutenden Anzahl guter Häfen und Landungsplätze, zweckmäßige Schifffahrtseinrichtungen, das natürliche künstliche Wassersystem. In Bezug auf letzteres sind zu erwähnen: der Göthakanal, welcher bei Söderköping an der Ostsee beginnend, dieses Meer mit dem Wenersee in Verbindung setzt, indem er unterwegs den Wetter- und mehrere andere kleine Seen durchschneidet; die beiden Östgöthakanäle; der Söderteljekanal, zur leichtern Verbindung des Mälarsees mit der Ostsee; die Herstellung einer sichern Schifffahrt nach Stockholm; der Hielsingkanal, zur Verbindung der Hielsing mit dem Mälarsee; der Strömsholmskanal, zur Verbindung Dalekarliens mit dem Mälarsee. Endlich sind auch noch als Beförderungsmittel des Verkehrs die winterlichen Schneebahnen und Eisbahnen anzuführen, welche oft Verbindungen da herstellen, wo im Sommer nicht zu kommen ist. Dagegen aber legen auch die Weite und Unwirthbarkeit der ungeheuern Gebirge, die Härte des Klimas, die Unschiffbarkeit der meisten Flüsse, der Mangel an guten Landwegen dem Verkehre große Hindernisse in den Weg, besonders in den nördlichen Provinzen, wo diese Hindernisse in verdoppeltem Grade eintreten. Im Eisenbahnbau ist S. noch zurückgeblieben, selbst hinter Norwegen. Erst 15. Dec. 1852 erhielt eine Gesellschaft das Privilegium zum Bau einer Bahn für die Linie Köping-Drebro-Hult zur Verbindung des Mälarsees mit dem Wenersee. Durch die Verordnung vom 22. Dec. 1846 ist die Freiheit des Handels im Innern des Reichs hergestellt; doch hat die Regierung bis jetzt noch die jeither bestehenden Unter-



le festgehalten. Der Handelsstand petitionirte 1853 in Masse um eine Zollreform, und es erging sich im Ganzen die öffentliche Meinung dem Systeme eines völligen Freihandels zu, dem auch die Regierung nähert. S. war die erste Macht, welche nach Aufhebung des brit. Nationalgesetzes der Gegenseitigkeit huldigte; auch schloß es 1850 mit England einen Postvertrag. In neuerdings abgeschlossenen Handelsverträgen, wie 1846 mit Mecklenburg-Schwerin, 1847 mit den Niederlanden, 1849 mit dem Königreich beider Sicilien, 1852 mit Sardinien, die Regierung bemüht gewesen, durch gegenseitige Zugeständnisse dem Verkehr einen größern Schwung zu geben. Die Haupteinfuhrartikel sind: Heringe und andere Fische aus Norwegen; Butter, Talg, Fleisch und Lachs aus Finnland; Hanf, Lein- und Hanfsamen und Öl, Leinöl, Talg und Pelzwerk aus Rußland; Getreide, Wolle, Vieh und Fleisch aus Dänemark; Colonial- und Farbwaaren, Spezereien und Manufacturwaaren aus England und den Hansestädten; Obst, Vieh, Korn und Manufacturwaaren aus dem übrigen Deutschland, besonders aus Mecklenburg und Preußen; Wein, Früchte, Öl und Seide aus Frankreich; Südhölzer und vorzüglich Salz, ein wichtiger Artikel, den S. nicht erzeugt, aus Portugal und Spanien; Colonial- und Farbwaaren aller Art, Droguen, Häute und Rum aus Amerika und Ostindien. Die Hauptausfuhrartikel dagegen sind: Stangeneisen (nach den Ausfuhrzahlen von 1844) 544480 Schiffspf., Roheisen 6634, Nägel 11576, anderes verarbeitetes Eisen 20000 Schiffspf., Breter und Planken 545613 Dugend, Balken und Sparren 366 Stück, Daubenholz 8,293223 Stück, Theer 34310 Tonnen (in andern Jahren 50—100); ferner Kupfer, Messing, Alaun, Braunstein, Papier, leinene und hanfene Zeuge. Die Einfuhr wurde 1844 auf 17,487000 Rthlr., die Ausfuhr auf 21,680000 Rthlr. veranschlagt; in den J. 1850—51 war jene von 23,987000 auf 28,048000, diese von 24,505000 auf 26,958000 Rthlr. gestiegen. Die Roheinnahme der Ein- und Ausfuhrzölle von 1851 betrug 5,321886 Rthlr., d. i. einen Überschuß von 1,226886 Rthlrn. über den Voranschlag. Der Afsatzhandel besitzt S. vermöge seiner Lage fast gar nicht. Haupthandelsplätze sind Stockholm, auf das allein die Hälfte der gesammten Einfuhr kommt, Nyköping, Karlskrona, Ystad, Ålborg und Gothenburg. Die Länder und Gegenden, nach welchen der auswärtige Handel S.s überhaupt geht, sind der Reihenfolge ihrer Bedeutung nach folgende: Großbritannien, Hansestädte, Norwegen, Dänemark, Brasilien, Preußen, Finnland, Ostindien und Rußland. Im J. 1844 liefen 5445 Fahrzeuge in schwed. Häfen ein, darunter 3677 schwedische mit 101763 Last und 839 norwegische mit 58071 Last; dagegen hatten 1851 die sämmtlichen eingelaufenen Schiffe 318337, die ausgelaufenen 325937 Last. Die Handelsflotte S.s bestand 1844 aus 940 Fahrzeugen von 64274 Last Trächtigkeit, wovon sich 738 Stück von 58590 Last Trächtigkeit mit dem auswärtigen Handel beschäftigten. Dagegen zählte 1852 die Handelsmarine 1407 Segelschiffe von zusammen 86757 Last, die Fahrzeuge unter 10 Last und 47 im Bau begriffene Schiffe ungerechnet; außerdem 61 Dampfschiffe von zusammen 3180 Pferde- und fünf im Bau begriffene. Die Vereinigung S.s mit dem in der Schifffahrt sehr bedeutenden Norwegen hat der schwed. Schifffahrt großen Eintrag gethan, sowol in dem Handel nach und von dem eigenen Lande, als in der Frachtschifffahrt zwischen andern Ländern; doch besorgte die schwed. Handelsflotte wenigstens im vorigen Jahrzehnd noch immer 75 Proc. der Einfuhr und 67 Proc. der Ausfuhr.

Die Eintheilung S.s ist eine sechsfache: eine historische, eine kirchliche, eine administrative, eine gerichtliche, eine montanistische und eine militärische. In historischer Hinsicht zerfällt es in Haupttheile, welche zusammen wieder 24 Landschaften oder Provinzen umfassen: 1) Svealand oder Svearike, das eigentliche Schweden, der mittellste und kleinste, aber in der Landesgeschichte der älteste Theil des Staats, mit den sechs Landschaften Upland, Södermanland, Westmanland, Nerike, Wermland und Dalarne oder Dalekarlien; 2) Gothland, Götaland oder Götterike, der südlichste, ergiebigste und volkreichste Theil, mit den 10 Landschaften Ostgothland (Västergötland), Småland, den zwei Inseln Öland und Gotland, Blekingen, Skåne oder Schonen, Halland oder Bohusland, Westgothland (Västergötland) und Västland; 3) Norrland, die ganze nördliche Hälfte, aber der volkärmmste und in die Geschichte des Landes am wenigsten reifende Theil des Staats, mit den acht Landschaften Gestrifland, Hälsingland, Herjedalen, Lappland, Medelpad, Ångermanland und Lappland oder den Lappmarken. In kirchlicher Beziehung zerfällt das Reich in zwölf Stifter oder Bisthümer, diese in Propsteien und letztere in Kirchspiele von sehr ungleicher Größe und der Administrativeintheilung sehr wenigprechender Ausdehnung. In administrativer Hinsicht wird das Land in eine Oberstatthaltschaft, Stockholm mit zwei Nellen im Umkreise umfassend, und in 24 Läne oder Landhöf-



dingdöme, d. i. Landeshauptmannschaften, und diese wieder in 117 Boigteien oder Högman eingetheilt. Die 24 Läne sind, nach den Hauptstädten benannt: Malmö-, Christianstads-, Halmstad-, Karlskrona-, Wexjö-, Jönköpings-, Kalmar-, Linköpings-, Mariestads-, Wenersborgs-, Göteborgs-, Visby-, Stockholms-, Upsala-, Västerås-, Nyköpings-, Örebro-, Karlskrona-, Gäddede-, Gefleborgs-, Hernösands-, Östersunds-, Umeå- und Viteå-Län. Letzteres ist das grösste (1555 QM.), Karlskrona-Län das kleinste (55 1/2 QM.). In gerichtlicher Hinsicht zerfällt der Staat in drei Hofgerichte von sehr ungleicher Grösse, indem das eine nur Schonen, das andere das übrige Gothland und das dritte ganz Svealand und Norrland umfaßt, und diese wieder in elf Lagmansbezirke oder Lagsagor und 91 Amtsmannschaften oder Domsagor; in monetärer Beziehung aber in elf Bergmeisterbezirke und in militärischer Hinsicht jetzt in fünf sehr ungleiche Districte.

Seit der letzten Staatsveränderung ist S.s Staatsverfassung durch folgende Reichsgesetze bestimmt: die Regierungsform vom 6. Juni 1809; die Reichstagsordnung vom 10. Febr. 1810; die Erbfolgeordnung vom 28. Sept. 1840; die Pressfreiheitsordnung vom 16. Juli 1812; den Reichsact vom 6. Aug. 1815, worin die Bedingungen der Union mit Norwegen (s. d.) gesetzt sind. In Folge dieser Gesetze ist S. eine durch Reichsstände beschränkte Erbmonarchie mit einem Könige an der Spitze, der sich zur protest. Kirche bekennen muß, der ferner höchster Befehlshaber der Land- und Seemacht, Theilhaber und Vollstrecker aller Staatsgewalten und endlich allein die Regierung führt, nur daß er dabei den Rath seiner Staatsräthe in den meisten Fällen einholen muß, mit Ausnahme der auswärtigen und der Kriegsangelegenheiten, in welchen er auf den Vortrag der betreffenden beiden Minister unmittelbar entscheidet. Der Staatsrath wird vom Könige ernannt und zählt zehn Mitglieder, nämlich: zwei Staatsminister für die Justiz und das Auswärtige, fünf Staatsräthe für das Innere, die Finanzen, Krieg, die Marine, den Cultus und drei Staatsräthe ohne Portefeuille. Dem Staatsrathe ist nicht entscheidende, sondern nur berathende Stimme zu, und der König kann, nachdem er angehört, einen Beschluß fassen, welchen er will. Hält ein Mitglied des Staatsraths einen Beschluß des Königs für Unrecht oder mit dem Wohle des Reichs streitend, so kann er einen Protest dagegen zu Protokoll geben und, wenn er Chef eines Ministerialdepartements ist, seine Gegenzeichnung des betreffenden Beschlusses verweigern und mit zwei Dritttheilen des Gehalts abgehen. Der Beschluß des Königs wird aber dadurch nicht nichtig, sondern kommt nur mit der Unterschrift eines andern Gegenzeichners, wenn sich einer willig findet, zur Ausführung; doch kommt derselbe dann zur Entscheidung des nächsten Reichstages, welcher bestimmt, ob der betreffende Staatsrath Recht gehabt hat oder nicht. So gibt es in S. nur wortliche Rathgeber, nicht aber verantwortliche Minister der Krone. In Betreff der gesetzgebenden Gewalt wird der König von den Reichsständen beschränkt, welche über Besteuerung und Bestimmung der Münze allein, in allen übrigen Zweigen der Gesetzgebung aber im Verein mit dem Könige zu entscheiden haben, während der Letztere alle innern und äußern Angelegenheiten der Verwaltung im administrativen Wege ordnet. Die Reichsstände müssen jedes dritte Jahr (vor 1843 jedes fünfte) versammelt, können jedoch bei außerordentlichen Fällen zu einem außerordentlichen Reichstage einberufen werden. Sie bestehen aus vier Ständen oder Kammern: der Ritterschaft, welche die Häupter aller schwed. Adelsfamilien begreift, mit etwa 1100 Mitgliedern; dem Stande der Geistlichkeit, d. i. der Deputirten der 12 geistlichen Stifter und Universitäten, gewöhnlich 50—70 Personen; dem der Bürger mit 108 und dem der Bauern mit 259 Mitgliedern, welche letztern drei Stände, mit Ausnahme der Bischöfe, die vermögenden Amtsglieder des Predigerstandes sind, aus Abgeordneten ihrer bezüglichen Stände bestehen. Nur die Letztern erhalten Tagegelder. Jeder der vier Stände berathet besonders und besitzt eine Curiatstimme beim Reichstage, während in jedem einzelnen Stande nach Stimmenmehrheit entschieden wird. In allen Fragen über Grundgesetze und Standesprivilegien ist die Übereinstimmung aller vier Stände und des Königs erforderlich, um einen gültigen Reichsbeschluß zu erzeugen, der auch nur dann erst Rechtskraft gewinnt, wenn er vom nächsten Reichstage bestätigt wird. Bei andern Gegenständen ist es hinreichend, daß drei Stände und der König zustimmen, um einen Beschluß zu fassen. Stehen aber bei einer Frage zwei Stände gegen die zwei andern, so wird ein verstärkter Ausschuss aus allen vier erwählt, der durch Stimmenmehrheit über die Frage entscheidet. Sowol der König als die Stände haben das Recht der Initiative, welches freilich auf dem Reichstage durch das unbeschränkte Motionenrecht der einzelnen Mitglieder zu einem großen Hinderniß der Verhandlungen wird. Der Geschäftsgang des Reichstages ist sehr schwerfällig und schleppend, schon wegen der Theilung in vier besondern berathende Kammern, vor denen in jeder alle zur Berathung kommenden Gegenstände, nach-

in einem der sechs Ausschüsse vorläufig behandelt sind, zur Discussion kommen müssen, was i abweichenden Meinungen ein häufiges Zurücksenden an die Ausschüsse veranlaßt. Außer r Besteuerung und dem Antheile an der Gesetzgebung stehen dem Reichstage noch folgende echte zu: die alleinige Direction der Bank; das Recht, die Staatsräthe wegen des von ihnen r Krone erteilten Rathes zur Verantwortung zu ziehen, wobei der Constitutionsausschuß e Vorladung vor ein Reichsgericht oder bloß ihre Entlassung beantragen kann; das Recht e Beaufsichtigung der Rechtspflege und der Verwaltung, indem die Stände für ihre Rechnung den dem vom Könige ernannten Justizkanzler einen Bevollmächtigten ernennen, der über die t, wie die Beamten die Gesetze und Verordnungen befolgen, zu wachen hat, und indem bei em Reichstage die Geschworenen des Reichstags sich darüber aussprechen, inwiefern das hste Gericht seine Pflichten erfüllt habe; endlich das Recht der Controle der Staatsrechnun-, welches durch die vom Staatsausschuß ernannten Revisoren ausgeübt wird. Diese Staatsfassung S. S. von einem Mißtrauen dictirt, welches sich aus den verschiedenen politischen mpfen des Landes entwickelt hat, bildet einen sehr verwickelten Mechanismus, in dem für Staatsgewalt ein Gegengewicht angeordnet ist. Die Rechtspflege wird von unabsehbaren htern ausgeübt. Die höchste Instanz bildet das Tribunal des Königs. Appellationsgerichte r oberste Justizhöfe in bürgerlichen Streitsachen bilden die Hofgerichte zu Stockholm, Jön- ing und Christianstad. Unter diesen stehen die Lagmans und die Bezirks- oder Häradsge- te. Beide letztere Arten bestehen aus einem rechtskundigen, den Vorsitz führenden Richter zwölf aus dem Volke genommenen Beisitzern, meist Bauern. Gewöhnlich entscheidet der re allein und befragt nur die Beisitzer, ob sie mit dem Urtheil zufrieden sind, wobei nichts uf ankommt, wenn einige anderer Meinung sind. Sind aber alle zwölf Beisitzer in ihrer vrsitzenden Richter entgegengesetzten Meinung einig, so gilt diese als Urtheil. Die Lag- sgerichte nehmen nur in gewissen Sachen Appellation an. Außerdem haben die Städte, Bergwerke, die Geistlichkeit und das Militär ihre besondern gerichtlichen Behörden. Ein eralstaatsprocurator (Justitie-ombudsman) hat die allgemeine Aufsicht über die Justiz- rden zu führen und das Recht des Volkes und der Stände zu bewachen. Die Verwaltung im Allgemeinen vom Staatsrathe und den verschiedenen Ministerien und Verwaltungs- ien, im Besondern aber von den Provinzgouverneuren (Landshöfding), deren einer an ipige eines jeden Länd steht, und unter ihnen von den Kronvoigten besorgt. Wie die Staats- fassung, so leidet auch die Verwaltung an Schwerfälligkeit, obschon die individuelle Freiheit hwed. Staatsbürgers gesicherter ist als in den meisten constitutionellen Staaten. Abge- davon, daß eine weite, gesetzlich geordnete Pressfreiheit besteht, können die Beamten, mit ahme der höchsten Stellen (der Staatsräthe, Präsidenten, Landeshauptleute, der Ober- ale und der auswärtigen Gesandten), nur durch Urtheil und Recht ihrer Stellen entsezt n. Auch ist die Einrichtung aller Behörden collegialisch, nicht bureaukratisch, und strenger ole unterworfen. Endlich hat sich in allen Städten und Gemeinden seit alten Zeiten eine hümliche Gemeindefreiheit ausgebildet, die sich in der corporativen Selbstständigkeit der inden und verschiedenen Einrichtungen in der Wahl ihrer Beamten u. s. w. ausdrückt.

is Militärwesen wurde seit 1680 mittels des sogenannten Eintheilungswerks Karl's XI. ne ganz eigene Weise eingerichtet. Um nämlich Ausschreibungen zu vermeiden, verpflicht- h die Nation, beständig eine gewisse Anzahl Reiter, Soldaten, Bootleute zu halten. Zu Behufe wurde das Land in viele kleine Districte (Rolar) getheilt. Die Bauern in diesen cten stellen eine bestimmte Zahl Mannschaften, die aber unter ihnen bleiben, von ihnen inet und eingekleidet und mit einem Corp, d. h. einem kleinen Grundstücke, ausgestattet t. Wenn diese „eingetheilten“ Truppen (indelta) in den Krieg ziehen oder zu öffentli- rbeiten verwendet werden, erhalten sie Sold. Dagegen muß während ihrer Abwesenheit istrict (Rote) ihren Corp bestellen und, wenn sie bleiben, für ihre Familien sorgen. Auch fiziere und Unteroffiziere der eingetheilten Truppen wohnen mitten unter ihren Soldaten id im Besiz ähnlicher Güter, Poställen genannt, die aber in der neuern Zeit die Regie- ür sie durch Pächter bewirthschaften läßt. Jährlich wird ein mal, während vier Wochen, Compagnie, im Bataillon und im Regimente geübt. Der Soldat dient so lange, als er ichtig ist. Durch diese Einrichtung wurde die Liebe des Kriegers zum Vaterlande befe- id immer hat die eingetheilte Armee, wenn sie gut angeführt wurde, ihre Bestimmung men erfüllt. Die eingetheilte Armee bildet den Kern der (1853) etwa 53400 Mann Landmacht, während das eigentlich stehende Heer aus solchen Truppen (värkvade) be- e in der Regel mit sechsjähriger Dienstzeit angeworben werden und die Garnisonen der





sten male in einem Processe gegen Convertirte vom stockholmer Hofgericht dahin entschieden, daß die freiwillige Annahme des kath. Glaubens nicht widergesetzlich sei. Zur evang.-luth. Kirche bekennet sich, mit Ausnahme weniger eingewanderter, unter einem apostolischen Vicar stehender Katholiken (etwa 4000) und der etwa 1000 Köpfe starken Juden, die Gesammtheit der ganzen Bevölkerung des Königreichs, seitdem auch sämtliche Lappen in den Lappmarken getauft sind. An der Spitze der Landeskirche stehen ein Erzbischof zu Upsala und elf Bischöfe zu Linköping, Skara, Strengnäs, Westeras, Wexjö, Lund, Götheborg, Kalmar, Karlstad, Hernösand und Visby. Unter diesen stehen die Präpöste und unter diesen wieder die Pfarrer der Kirchspiele. Die schwed. Geistlichkeit hat sich immer durch wissenschaftliche Bildung und echt protest. Religiosität und Glaubensstreue ausgezeichnet. Der Zustand des öffentlichen Unterrichts ist im Ganzen sehr befriedigend und besonders ist in neuester Zeit, wo man auch Schullehrerseminare errichtet hat (1842 gab es deren 13), viel für denselben geschehen. Nach den gesetzlichen Verordnungen von 1842 soll jedes Kirchspiel seine Volksschule haben, und ein bedeutender Geldbeitrag wird zu diesem Behufe vom Staate aus dem Betrage der Kopfsteuer gesteuert. Doch entbehren noch sehr viele Kirchspiele feste Schulen. Im J. 1844 gab es bei 1009 Pfarrschulen noch 377 wandernde Lehrer; diese Wanderschulen beruhen jedoch keineswegs auf der Vernachlässigung des Volksunterrichts, sondern auf der Isolirung und Zerstreuung der Wohnungen in manchen Provinzen. Außerdem wird aus eben diesem Grunde in S. ein häuslicher Unterricht, namentlich in Religion und Lesen, häufig von den Ältern ihren Kindern selbst erteilt. Alle Bauern können lesen, wissen ihren Katechismus und die biblische Geschichte, und eine große Mehrzahl versteht auch zu schreiben. Neben den Volksschulen, unter denen es auch solche nach der Lancaster'schen Methode eingerichtete gibt, hat S. eine Menge Mittel- und Gelehrtschulen. Im J. 1843 wurden die zwölf Gymnasien und die beiden Domschulen zu Upsala und zu Lund von 599 Schülern besucht. Die beiden Universitäten sind Upsala (s. d.) und Lund (s. d.). Als Specialschulen sind, außer den erwähnten Militäranstalten, zu nennen: die Landwertschule, das Technologische und das Forstinstitut sowie die Gartenschule in Stockholm, die Industrieschule zu Gothenburg, die Bergwerkschule zu Falun, die Schiffahrtsschule zu Stockholm, Karlskrona, Gothenburg, Malmö, Gefle u. s. w., die Kunst- und Musikschulen in Stockholm u. s. w. Auch besitzt S. eine Anzahl anderer wissenschaftlicher Anstalten, Bibliotheken, Kunstsammlungen und besonders gelehrter Gesellschaften. Unter den letztern sind zu nennen die 1730 gegründete wissenschaftliche Societät zu Stockholm, die 1757 gestiftete Akademie der Wissenschaften, jetzt besonders den Naturwissenschaften gewidmet, die 1753 von Luise Ulrike gestiftete Akademie der schönen Literatur, der Geschichte und Alterthümern, jetzt besonders mit der Alterthumsforschung beschäftigt, und die 1786 errichtete schwedische Akademie, eine Nachahmung der Französischen Akademie, mit 18 Mitgliedern, welche die Ausbildung der Sprache und Beförderung der schönen Literatur zum Zweck hat. Was den sittlichen Zustand der Nation überhaupt betrifft, so bedingt der Nationalcharakter des schwed. Volkes schon an sich eine rege Theilnahme an den geistigen Interessen. Der Zustand der geistigen Bildung ist daher ein sehr ausgezeichneter. Schon seit langer Zeit haben die Schweden in dieser Hinsicht einen ehrenvollen Platz unter den Völkern Europas eingenommen, und der ihnen, wie allen german. Völkern, eingeborene Bildungstrieb hat die Hindernisse bewältigt, welche die Natur des Landes entgegenstellte. Fast noch mehr als der geistige ist der sittliche Zustand des Volkes zu rühmen, der von Alters her eine der glänzendsten Seiten in dessen culturhistorischer Entwicklung bildet. Zwar hat sich auch hier die Zahl der vor Gericht zur Anklage gekommenen Verbrechen und Vergehen in größerem Verhältniß als die Bevölkerung vermehrt; allein dies liegt theils an der jetzt strengern Handhabung der Polizei und Justiz, theils an der Entwicklung des Verkehrs und der Zunahme der Bevölkerung überhaupt, die mehr Berührungspunkte, folglich auch mehr Gelegenheit zu Vergehen darbieten. Nur in einer Beziehung ist eine wesentliche Verschlimmerung eingetreten, nämlich in dem freilich durch die Armut des Landes fast zur Nothwendigkeit gewordenen Genuße des Branntweins, der nur zu sehr das Laster der Wöllerei befördert. Drohender als die scheinbare Zunahme der Verbrechen ist jedoch die wirkliche Zunahme der Armuth, deren Ursache theils in der Vermehrung der Bevölkerung überhaupt, theils in der auch in S. sich kundgebenden Tendenz liegen mag, das Grundeigentum, namentlich aber das Geld- und dadurch wiederum das Arbeitscapital in wenigen Händen concentriren. Noch größer als die Anzahl eigentlicher Armen ist die Zahl der Proletarier. Man kann in S. die ganze große Classe der Tagelöhner und Einhäusler zu rechnen, die bei jedem Misjahre, bei jeder Störung in der Arbeit mehr oder weniger Noth leiden und der Mild-

thätigkeit anheimfallen. Merkwürdig bleibt, daß unverhältnißmäßig mehr von ihnen in den südlichen fruchtbarern Provinzen leben als in den nördlichen unfruchtbarern. Die Natur des Landes hat nur die Entstehung weniger größerer Wohnplätze gestattet. Die meisten Städte liegen an den zugänglichsten und geräumigsten Stellen der Küste, an der sich außerdem an gelegenen Stellen kleinere Lösch- und Landungsplätze befinden und wo in mehr oder minder zerstreuten Wohnungen die zahlreiche Fischer- und Seemannsbevölkerung sich angesiedelt hat, während man im Innern nur wenige und die minder bedeutenden Städte findet. Die Ansiedelungen der Landbauer im Innern mußten sich mit gleicher Naturnothwendigkeit auf die Punkte beschränken, deren Bodenbeschaffenheit und klimatische Verhältnisse den Anbau des Landes erlaubten. Die Ausdehnung solcher Ortlichkeiten ist aber im Ganzen beschränkt und mehr im Süden, weniger oder gar nicht im Norden für eine größere Anzahl von Menschen hinreichend. Das wilde Fels- und Schneegebirge in dem einen Theile, die felsige Bodenstructur in dem andern, selbst im ebenen Theile S.s, endlich die großen Waldungen gewährten dem Landbau fast überall nur einen bemessenen Spielraum. Auf diesem entstanden denn meist vereinzelt, wie der Boden erlaubte, die Höfe, Hufen, Meiereien in engen Gebirgsthälern, an mildern Berglehnen und in Waldlichtungen, oft in meilenweiter Entfernung voneinander, sodaß die Dörfer nur zum kleinern Theile aus zusammenliegenden Höfen bestehen, dagegen oft viele Quadratmeilen verhältnißmäßig wenige, zerstreut liegende Höfe umfassen. S. zählt nur 88 Städte, darunter die Hauptstadt Stockholm (s. d.) mit 93000 E., Gothenburg mit 32000 E., zwei mit 10 — 20000, drei mit 5 — 10000 und 13 mit 3 — 5000 E.; 8 Flecken und 2214 ländliche Ortlichkeiten, geschlossene wie zerstreute. Die städtische Bevölkerung beträgt nur ungefähr  $\frac{1}{10}$  der Gesamtbevölkerung. Gute Karten von S. lieferten Hahr, Hermelin, Hagstam, Forsell und Klint im „Seeatlas“. Vgl. Lunelb, „Geographie S.s“ (6 Bde., neuer Ausg., 1830—40); Tham, „Beskrifning öfver Sveriges Rike“ (Bd. 1—5, Stockh. 1850—53); Stöldberg, „Beschreibung der skandinav. Halbinsel“ (Stockh. 1846); Hisinger, „Generalogische Geographie von S.“ (deutsch von Blöde, Freiberg 1829); Forsell, „Statistik S.s“ (5. Aufl., Stockh. 1851; deutsch von Freese, Lüb. 1845); Stöldberg, „Beskrifning öfver Skandinaviska Halsön“ (Stockh. 1846); Freese, „Reisehandbuch durch S. und Norwegen“ (Berl. 1844 und 1850); Pancritius, „Reise durch S., Lappland, Norwegen und Dänemark 1850“ (Königsb. 1852). Außerdem verdienen Beachtung die Reisen von Arndt, Molbech, Schubert, Mügge u. A.

Die Urgeschichte S.s bildet ein Ganzes mit der des gesammten Scandinavien (s. d.) und ist durchaus sagenhaft. Wie in den übrigen skandinav. Reichen gab es ursprünglich viele Stämme, die ungeachtet ihrer großen Verwandtschaft doch politisch getrennt waren. Die Hauptmassen sind unverkennbar, Gothen im Süden und Schweden im Norden. Aber gemeinschaftlich war das Nationalheiligthum, der Tempel zu Upsala, und dadurch ward der Grund einer nähern Vereinigung gelegt, so eifersüchtig die verschiedenen Volksstämme auch waren. In Folge davon schwangen sich die Upsala-Könige über die kleinern Häuptlinge, die Hjarads- und Fylkis- (d. i. Volks-) Könige, welche allmählig ausgerottet wurden, empor. Der letzte König war dem alten, von Riord seinen Ursprung herleitenden Königsgeschlechte der Ynglinger, Ingiald, Utrada, der eine Alleinherrschaft zu gründen suchte, fand in diesem Bestreben seinen Tod. Ihm folgte in Upsala die mit Ivar Widfabme beginnende Dynastie der Skjoldungar, die von Skjold, Odin's Sohne, ihre Abkunft herleiteten. Erich Edmundsson aus dieser Dynastie soll um das Ende des 9. Jahrh. die Alleinherrschaft über S. gewonnen haben. Schon während dieser sagenhaften Zeit waren die Schweden mit ihren Nachbarn, den Norwegern und Dänen häufig in Kriege verwickelt, während die östlichen Küsten der Ostsee schon damals der Schauplatz für ihre Seeunternehmungen wurden, wo sie Staaten gründeten (s. Normannen und Rußland), wie die übrigen Normannen in England und Frankreich. Mit Einführung des Christenthums fängt die Geschichte S.s an lichter zu werden. Schon der heil. Ansgar hat 829 einen Versuch gemacht, das Christenthum in S. einzuführen, aber noch Jahrhunderte dauerte es, ehe es siegte. Olof Schooskönig ließ sich zwar um 1000 taufen; doch der Kampf des Heidenthums gegen das Christenthum dauerte fort, bis der Sieg des Christenthums durch das Verbrennen des Upsala-Tempels unter Ingiald (1080—1112) entschieden wurde. Von da an bildete sich allmählig die kath. Hierarchie aus; doch erst 1153 machte sich S. verbindlich, eine jährliche Steuer an den Papst zu zahlen. Während dieser Zeit standen Gothen und Schweden wie zwei Nationen feindselig einander gegenüber und wählten jederseits eigene Könige; außerdem wurde jede Provinz beinahe wie ein besonderes Reich betrachtet und hatte eigene Gesetze.



ie goth. Stämme blieben länger dem Heidenthume treu. Als endlich 1250 das Geschlecht der Alunger den Thron bestieg, erfolgte die Verschmelzung der beiden Völkerstämme. Doch verblieben manche der provinziellen Ungleichheiten bis auf den heutigen Tag. Unter dem Ersten dieses Geschlechts, Waldemar, wurde Stockholm angelegt; sein Bruder Magnus (gest. 1290), ein öfner ausländischer Pracht und fremder Sitten, legte den Grund zum eigentlichen Adel, ügte aber auch den gemeinen Mann durch weise Gesetze vor der Willkür der Großen und war Freund der Geistlichkeit. Ihm folgte sein Sohn Birger. Der treffliche Vormund desselben, Knutson, eroberte Savolax und Karelän in Finnland; als aber sein Herr mündig wurde, ließ dieser, von seinem ehrgeizigen Bruder misleitet, ihn enthaupten. Nicht minder trefflich rettete der Vormund seines Neffen und Nachfolgers, Mats Kettilsmundson, der, Dänemarks malige Ohnmacht benutzend, 1332 Schonen, Halland und Blekingen erwarb, welche Provinzen aber der schwache König, nachdem er mündig geworden, zurückgab. Während dieser Zeit r S. s. innere Geschichte ein Wechsel von Gräueltthaten und innern Zwistigkeiten, der wenig Interesse gewährt: die Könige hatten sowohl mit der Priesterschaft als mit der Aristokratie, die immer mächtiger wurde, harte Kämpfe zu bestehen, in denen sie auch oft unterlagen. So wurde letztgenannte Magnus nebst seinen beiden Söhnen entsezt, nachdem die vor ihm flüchtige Aristokratie seinen Schwestersohn, Albrecht von Mecklenburg, zum Thron berufen hatte (1363), der zwei Jahre später unbestritten einnahm. Seine Regierung war kraftlos; der reiche Adelsdrost Bo Jonson Grip, der ein Drittheil seines ganzen Reichs besaß, vermochte mehr als König selbst. Albrecht unterlag 1389 in einem Treffen gegen die Dänen, bei welchen seine erthanen Hülfe gegen ihn gesucht hatten, und es vereinigte nun die Königin Margarethe von Dänemark und Norwegen mit diesen beiden Reichen durch die Kalmarische Union (12. Juli 1397) auch das schwedische. Die Union konnte indessen im Volke keine Wurzel schlagen, da sie im ausschließlich dän. Sinne gehandhabt und auf die Unterdrückung der schwed. Abhängigkeit gebaut war. Entwaffnung des Volkes, drückende Steuern und grausame Züchtung der widerstrebenden Bevölkerung waren die Thaten, wodurch sich Margaretha's Regierung wie die ihres Schwestertochtersohns, Erich's XIII. von Pommern (seit 1412), charakterisierte. Endlich erhob sich 1434 das Volk unter dem edeln Bergmann Engelbrecht, der einen Theil des Reichs von dem ausländischen Joche befreite. Zwar fiel schon 1436 der treffliche Mann durch Meuchelmord, aber der König wurde doch abgesetzt und mußte, auf Gottland verbannt, zur Seeräuberei seine Zuflucht nehmen. Der Reichsmarschall Karl Knutson (Bonde) wurde 1436 zum Reichsvorsteher gewählt, mußte aber 1441 sein Amt niederlegen. Den Thron bestieg sodann Christoph von Baiern, Erich's XIII. Neffe, der schon als Ausländer nicht befähigt war, die Liebe des Volkes zu gewinnen; auch schien er sich darum gar nicht zu bemühen. In seiner Regierung wurde ein allgemeines Landesgesetz angenommen, das bis 1734 Rechtshabende hatte. Nach Christoph's Tode, 1448, wählten die Schweden, indem sie sich von der Union lösten, den ehemaligen Reichsvorsteher Karl Knutson unter dem Namen Karl VIII. zu ihrem Könige. Doch traten diesem die weltlichen und geistlichen Herren entgegen, namentlich der tige Erzbischof Jöns Bengtson (Drenstierna), und auf ihren Betrieb wurde schon 1450 die Kalmarische Union erneuert und festgesetzt, daß derjenige König, der den andern überlebte, alle drei Kronen erhalten sollte. Im Kampfe gegen die Dänen geschlagen, floh Karl VIII. nach Danzig, und es wurde nun der König der Dänen, Christian I., auf den schwed. Thron berufen, der wegen seiner Raubgier und seines Geizes von dem gemeinen Manne „die bloße Tasche“ genannt wurde. In Folge eines Aufstandes mußte er 1464 den schwed. Thron aufgeben, den der vertriebene Karl VIII. wiedererhielt, welcher aber schon 1465 demselbenmals entsagen mußte. Doch nicht Christian erhielt die Krone zurück. Die eine Partei wählte zum Reichsverweser den Bischof Rottil (Wasa) und dessen Oheim, Jöns Bengtson, Reichsfürsten; die andere Partei, an deren Spitze die Geschlechter Sture und Tott standen, forderte die Zurückberufung Karls VIII., der, also zum dritten male Regent, sich nun auch bis zu seinem Tode, 1470, behauptete. Er hatte auf den Fall seines Ablebens seinen Neffen Sten Sture (f. d.) zum Reichsverweser ernannt, der, ohne König zu sein, mit königl. Gewalt regierte. Ihm folgten in seiner Würde Svante Nilsson Sture, aus einem andern Geschlecht (Natt och Dag), 1504—12, und dessen Sohn Sten Sture, 1512—20, worauf der König von Dänemark, Christian II., als König von S. anerkannt wurde. Doch kaum hatte dieser den Thron bestiegen, so ließ er in dem sogenannten Stockholmer Blutbad die Edelsten und Angesehenen der Nation mit grausamer Tücke aus dem Wege räumen, um auf den Trümmern der Aristokratie seine unbedingte Macht aufzurichten.





Karl X. Gustav den Thron bestieg. Seine kühnen Unternehmungen gegen Polen, Rußland und Dänemark setzten die Welt in Erstaunen, und seine Eroberungen von letztem Reiche sind die einzigen, die S. noch geblieben sind. Er starb 1660 und ihm folgte sein unmündiger Sohn Karl XI. Die Regierung übernahmen die verwitwete Königin Hedwig Eleonore, der Kanzler: la Gardie und vier andere Reichsräthe. Karl Gustav hatte im Roskilber Frieden mit Dänemark (1658) Drontheim und Bornholm, Blekingen, Schonen und Halland erworben. Die armundschaftliche Regierung schloß 1660 mit Polen den Frieden zu Oliva, wodurch ganz Polnland bis zur Düna an S. kam, mit Dänemark den zu Kopenhagen, in welchem sie Drontheim und Bornholm zurückgab, und 1661 auf der Grundlage des Stolbower Friedens einen Vergleich mit Rußland. Nachdem Karl XI. 1672 die Regierung selbst angetreten, ließ er sich in einem für S. sehr nachtheiligen Bündnisse mit Frankreich gegen Dänemark und Brandenburg verleiten; doch verlor er im Frieden von St.-Germain und Lund 1679 nichts weiter, als ab er in Pommern jenseit der Oder besaß. Die Finanzen des Staats waren in einer sehr schlechten Lage: die Einkünfte reichten nicht mehr hin zur Bestreitung der Ausgaben. Darum und jetzt endlich das gerechte Verlangen des Bauernstandes nach einer Zurücknahme (Reduction) der der Krone entrißen Güter gehör, die aber durch die Art, wie man sie ausführte, unrecht und verhaßt wurde. Durch Gustav Wasas Reduction waren ungefähr 20000 Hufen, welche die Geistlichen sich zu verschaffen gewünscht hatten, wieder an das Reich gekommen, durch welche Karl XI. 1680 vornahm, gewann der Staat zehn Grafschaften, 70 Baronien und eine große Menge adeliger Güter und Kronhufen, welche der Adel theils als Geschenke, theils käuflich an sich gebracht hatte. Diese Reduction zog allerdings, indem sich bei der Ausführung Privathass und Parteigeist einmischten, den Untergang vieler ausgezeichneten Familien nach sich. S. war seit Gustav's I. Tode, 116 J., in beinahe unaufhörliche Kriege verwickelt gewesen und hatte darin oft Ehre und Ansehen geerntet. Jetzt bedurfte es der Ruhe, und diese Ruhe wendete nun Karl XI. zur bessern Entwicklung der innern Verhältnisse an: gründete die meisten schwed. Festungen, sowie die Stadt Karlskrona mit den Docken und Werften, organisirte die Armee, rief die Reichsbank und die Universität Lund ins Leben, gab neue Gesetze und führte den Bau des Schlosses in Stockholm, sowie viele andere Bauten. Bei dem Mißwachs in den J. 1695 und 1696 schenkte er an die Armen 110000 Tonnen Getreide, und bei seinem Tode waren mehrere Millionen Reichsthaler in der Schatzkammer, welche zum Nutzen des Reichs gesammelt hatte. Unter seinem Sohne und Nachfolger Karl XII. (s. d.), 1697—1718, der trotz seiner Herrschsucht und Halsstarrigkeit von den Schweden hochgehalten wird, begann der Nordische Krieg (s. d.), welcher die Nation in dem Grade ermattete, daß sie nach Verlauf von 100 J. sich kaum wieder erholen konnte. Vom J. 1700 bis zur Schlacht von Pultawa stellte S. 400000 Mann auf, und bis kurz vor dem Tode des Königs war beinahe eine Million der männlichen Bevölkerung durch den Krieg hinweggerafft worden. Daß S. nach erhörten Anstrengungen zuletzt doch noch eine treffliche Armee von 70000 Mann zu stellen vermochte, hatte Karl XII. nur der unerschütterlichen Standhaftigkeit und Treue zu danken, die schwed. Nationalcharakter lebt. Hätte dieser thatkräftige König mit seinem festen Willen richtigere Begriffe von Dem gehabt, was wahre Größe ist, oder hätte er mehr Aufmerksamkeit auf das Wohl der Nation gerichtet, gewiß würde S. eine ganz andere Gestalt gewonnen haben. Vom Tode Karl's XII. 1718 bis zur Regierungsveränderung 1772 war S., besonders seit 1759, ein Tummelplatz der Parteistreitigkeiten, die sich auf den Reichstagen unter franz., russ. und engl. Einflüsse entwickelten und wobei das Wohl des Reichs selten oder nie berücksichtigt wurde. Dem Könige Karl XII. folgte auf dem Throne seine jüngere Schwester Ulrike Eleonore, die nicht sowol durch Erbrecht als durch freie Wahl der Stände, welche die alte Regierungsmacht unter noch größerer Beschränkung der königl. Macht wiederherstellten. Ihr Gemahl war Friedrich von Hessen-Kassel, der mit Bewilligung der Stände 1720 die Regierung übernahm, die sie bis 1751 führte. Als ein schwacher Fürst wurde er von den Parteien des Adels beherrscht, und der Reichsrath machte sich unabhängig. Auch diese Epoche war von dauernden Kriegen und unglücklichen Friedensschlüssen erfüllt. Im Frieden zu Stockholm mußte S. 1719 Livland und Verden an den Kurfürsten von Hannover und 1720 Stettin und Vorpommern an die Preene an Preußen, im Nystädter Frieden (1721) Livland, Esthland, Ingermanland und einen Theil von Wiborgslän an Rußland abtreten, dann im Frieden mit Dänemark zu Fredrichsborg (1720) auf die Befreiung vom Sundzolle verzichten. Auf Anstiften einiger erster Köpfe aus der sogenannten Partei der Hüte begann man, gegen des Königs Rath und





Sohn Oskar I. (s. d.). Derselbe ward mit günstigen Erwartungen von der Nation begrüßt: namentlich erwartete man von ihm die Erledigung der Verfassungsreform. Oskar begann damit, daß er, durch den Protest des Prinzen Wasa unbeirrt, den bisher verbotenen Verkehr mit der vertriebenen Dynastie freigab und der Verfassungsangelegenheit ein reges Interesse zuwandte. Als der Reichstag im Juli zusammentam, ward der von dem Constitutionsausschuß 1840 vorgelegte Reformentwurf zur Verhandlung gebracht. Derselbe fand bei dem Bürger- und Bauernstande eine große Majorität, wurde jedoch vom Adel und Klerus abgelehnt. Die Regierung gab ihrerseits die Erklärung ab, daß sie die Reform für nothwendig halte, und verlängerte den Reichstag, um die neuauftauchenden Entwürfe zur Berathung zu bringen. Doch kam die Sache nicht zur Erledigung. Dagegen setzte der König (1845) eine Reform der Criminalgesetzgebung und, nicht ohne lebhaften Widerspruch des Adels, eine Veränderung der Erbgesetze ins Werk, welches für alle Stände und Geschlechter gleiches Erbrecht bestimmte. Im nächsten Jahre ergriff dann die Regierung selbst die Initiative in den Verfassungssachen und veranlaßte die Bildung einer Commission aus verschiedenen Ständen, um die Repräsentationsfrage zu prüfen. Materielle Reformen, wie die Abschaffung des Zunftzwangs, die größere Förderung von Handel und Gewerbe, die Vorbereitung von Eisenbahnanlagen, wurden zu gleicher Zeit durchgeführt. Im Sommer 1847 war die bestellte Commission mit ihrem Entwurfe fertig und 13. Nov. trat der Reichstag zusammen. In seine Berathungen fiel die Erthütterung vom Febr. 1848, welche auch S. nicht gänzlich unberührt ließ. In Stockholm erfolgten Volksdemonstrationen; die zahlreichen Vereine für Reform brachten Petitionen ein um definitive Erledigung der Volksverfassungsfrage. Das nächste Ergebnis war (April) ein Wechsel im Ministerium zu Gunsten des Liberalismus und die Zusage einer baldigen Entscheidung der Verfassungsangelegenheit. Schon 2. Mai ward hierauf den Ständen der Entwurf der neuen Nationalrepräsentation übergeben, wonach nur noch zwei Kammern bestehen sollten, beide gewählt: die erste aus 120 Mitgliedern, deren Mandat auf neun Jahre lautete, die zweite aus 50, die man für jeden Reichstag zu wählen hatte. Dazu kamen dreijährige Periodicität des Reichstags und ein freisinnig ausgedehntes Wahlrecht. Dieser Entwurf ward von dem Verfassungsausschuß angenommen, aber die definitive Entscheidung erst dem nächsten Reichstage vorbehalten. Inzwischen hatten sich ernste auswärtige Verwickelungen vorbereitet: der Streit zwischen Dänemark und Deutschland, in welchem S. nicht unbetheiligt bleiben zu können glaubte. Schon seit Jahren hatte sich in der Nation, namentlich unter der Jugend, eine skandinavische Einheitsklärung geltend gemacht, die den alten Haß zwischen Schweden und Dänen milderte und die jetzt dazu beitrug, die dän. Sache in S. populär zu machen. Aber auch die Regierung, sonst der skandinav. Bewegung nicht hold, verfolgte diese Richtung, zumal da Rußland Alles aufbot und der russ. Großfürst Konstantin selbst in Stockholm erschien, um für Dänemark in Bewegung zu setzen. Es kam ein enges Bündniß zwischen S. und Dänemark zu Stande, in Folge dessen schwed. Truppen nach Fünen abgingen und die schwed. Politik den deutschen Mächten eine active Theilnahme am Kampfe gegen Deutschland in Aussicht stellte. Doch erkaltete in S. selbst die Theilnahme für die dän. Sache sehr bald, und 1849 versuchte Dänemark vergeblich, die Schweden zu einer thätigen Mitwirkung zu bringen. S. blieb neutral und es ward ihm deshalb bei dem Waffenstillstande vom 10. Juli 1849 die Besetzung Nordschleswigs übertragen. In den innern Angelegenheiten des Landes trat keine Entscheidung ein, wie sie nach den Vorgängen der bewegtern Zeit von 1848 zu erwarten gestanden. Als im Nov. 1850 der Reichstag zusammentrat, überreichte die Regierung einen Vorschlag, wonach die Trennung in vier Stände und die Selbstrepräsentation des Adels fallen sollte. Der Antrag fand indessen nur beim Bürgerstande die Mehrheit, alle andern Curien verworfen ihn. Die Folge war eine Modification des Ministeriums und abermalige Verschiebung der so vielfachörterten Sache. Überhaupt schien der conservative Eifer in den höhern Ständen nur gewachsen zu sein: in der Berathung über die Erweiterung der Judenrechte war z. B. ein Rückschritt gegen die frühere Zeit unverkennbar. Die Regierung suchte indessen die materiellen Interessen des Landes zu heben. Sie verbesserte die Vertheidigungsanstalten, förderte den Eisenbahnbau, machte die Ablösung der Sundzölle vorzubereiten. Das königl. Haus aber ward durch schwere Unfälle heimgesucht. Die Vermählung des Kronprinzen 1850 mit Luise von Dranien, der Tochter des Prinzen Wilhelm Friedrich der Niederlande, sowie 1851 die Geburt einer Prinzessin und Dec. 1852 eines Erbprinzen (der jedoch 13. März 1854 starb) aus dieser Ehe, erregten im Lande große Freude und steigerten noch die hohe Popularität des Thronfolgers. Um so bemerklicher war die Theilnahme, als der König, von einer größern Reise nach Deutschland



tere namentlich durch die Reformation und den Dreißigjährigen Krieg, sowie durch ununterbrochene Anerkennung deutscher Literatur und Wissenschaft, nicht geringern, theilweise sogar größern Einfluß. Dagegen die sprachreinigenden Bemühungen so verdienstvoller Männer, wie Andrea's und der Gebrüder Petri durch ihre Bibelübersetzungen, wie ferner Sternhielm's, Reformators der schwed. Literatur, Lindsjöld's u. A., ja der Könige des Landes selbst, Gustav Wasa bis auf Gustav Adolf, der seine Muttersprache in Rede und Schrift wahrer Meisterschaft behandelte, endlich das Aufblühen einer namentlich durch den Gothen- und gehobenen Nationalliteratur und die grammatische Behandlung der Sprache: dies wirkte intensiv und anhaltend genug, um die Entwicklung der Sprache wieder in eine ursprünglichen Natur entsprechende Bahn einzulenken, auf der sie dann seit dem Beginn vorigen Jahrh. zu einem hohen Grad von innerer Kraft und Reife gediehen ist. Die schwed. Sprache, wie sie uns jetzt in einer reichen Literatur ausgeprägt vorliegt und außer dem Königreiche Schweden und seinen Inseln auch in den Städten Finnlands, an der Küste Estlands und Runö gesprochen wird, ist anerkannt unter den neuern Sprachen Europas eine der wohlgeordnetsten und gefangreichsten, unter den germanischen, was unter den romanischen die italische. Wie die dän. Sprache den deutschen Sprachen gegenüber die skandinavische Sprachenthümlichkeit eines angehängten Artikels und einer besondern Passivform während, zeigt sie durch vollere Flexion ein der alten Sprache näheres Gepräge, besitzt sie einen größern Reichtum an harten Consonanten und an Vocalen, namentlich des a, und hierdurch, wie es scheint, eine größere Bildungsfähigkeit als jene. Unter den ungefähr 10 Dialekten, in denen das schwedische gesprochen wird und von denen einige bereits im 13. Jahrh. zur Abfassung von Gesetzen dienten, verdienen neben dem förmländischen (der Provinz Södermanland), dem die heutige Schrift- und Redesprache gebildet ist, vorzugsweise die in der Provinz Värmland und auf der Insel Gotland üblichen einer Auszeichnung; beide tragen ein besonders thümliches Gepräge. Die Grammatik der schwed. Sprache, die seit Gabr. Wallenius (2) in Tjällman (1696), Ljungberg (1756), Sahlstedt (1769 und 1798), von Botin (7 und 1792), Fryxell (1824; 9. Aufl., 1846), Enberg, dem anonymen Verfasser der von schwed. Akademie herausgegebenen Grammatik (1836), Sjöborg (6. Aufl., Strals. 1848), Linn (Stockh. 1848), Swedborn (1830), Schram (5. Aufl., 1850) und Luth (1850) die ältesten frühern Bearbeiter gefunden, erhielt die erste, der heutigen Sprachwissenschaft entsprechende Behandlung durch Nydquist („Svenska Språkets Lagar“, Bd. 1, Stockh. 1850—) in compendiarischer Weise durch Strömborg („Svenska Språklära“, Stockh. 1852). Die Geschichte der schwed. Sprache bis ins 17. Jahrh. hat Petersen in „Det Danske, Norske og Sprog Historie“ (2 Bde., Kopenh. 1830) gegeben, eine besondere Darstellung des schwedischen Mundes in „Forn-Swenskans och Forn-Norskans Språkbyggnad“ (Stockh. 1848). Unter den Wörterbüchern steht das treffliche Ihre „Lexicon Suio-Gothicum“ (1769) noch unübertroffen da. Die neuerdings von Kindeblad (1840) und von Almquist (1841) begonnenen sind unvollendet geblieben; dagegen sieht das „Ordbok öfver Svenska Språkets“ von Dalin (Bd. 1, Stockh. 1850) seiner baldigen Vollendung entgegen.

Den eigentlichen Beginn der schwedischen Literatur hat man in den Folkvisor zu suchen, jenen alten Romanzen, die durch ihren Anschluß an mythische Überlieferung in die vorchristliche Zeit hinaufreichen, jedoch zum größten Theile während des 14. und 15. Jahrh. entstanden, seitdem unter mannichfachen Umwandlungen, in ihrem Bestande bald gemindert, bald durch neue, vermehrt, nachgebildete Lieder vermehrt, Jahrhunderte hindurch sich im Gedächtnisse des Volkes erhalten haben. Die Folkvisa, in ihrer frühesten Gestalt als Kämpavisa, entwickelte sich im Laufe des 12. und 13. Jahrh. aus den isländischen Rímur (s. Skandinavische Sprache und Literatur); wie diese vorzugsweise zum Gesange bestimmt und in strophischer Form mit meist reimenden Schlußreimen, erzählt sie von den Thaten ausgezeichneten Vorfahren. Während sie in regem Gefühl des Anstaunens und der Bewunderung einer dahingeschwundenen Welt einen oft an das Ungeheuerliche, ja Rohe streifenden Charakter trägt, athmet außer dem Einflusse der Kirche mit ihren Heiligen und des Ritterthums hervorgegangenen die Form der Riddarvisa ein viel milderer Geist. Dem auch hier noch vorherrschend Epi- ist ein lyrisches Element zur Seite, das sich theils in der ganzen Stimmung, theils noch in thümlicher Weise im Kehrreim geltend macht; das jedoch sie alle Beseelende ist die stets lebendige, untrennbare Melodie des Gesangs. Sammlungen veranstalteten Geiser und Linn (1814), („Svenska Folkvisor“, 3 Bde., Stockh. 1814—16), Atterbom („Nordmannasænger“, 1816), Arwidsson („Svenska Fornsånger“, 3 Bde., Stockh. 1834—48), Afzelius





auf den Schulen bestimmt war. Die Universität zu Upsala beschenkte er auf eine wahrhaft königl. Weise und ermunterte durch sein Beispiel vermögende Privatleute, durch Stipendien und andere Stiftungen ebenfalls zum Flor der Lehranstalten beizutragen. Von dieser Zeit an war Gelehrsamkeit eine Bedingung für Beförderung zu höhern Stellen sowohl in der Kirche als in der Administration; mehrere Staatsmänner, besonders Diplomaten, zeichneten sich als Gelehrte aus, andere waren zugleich Mäcene. So unter Andern Axel Oxenstierna, der, selbst ein gelehrter Theolog, zeitlebens auch ein Gönner der Wissenschaften blieb. Unter seiner Mitwirkung wurden die Universitäten zu Abo und Dorpat und viele neue Gymnasien und Schulen errichtet; die Universität zu Lund entstand erst unter Karl XI., und seitdem gab es also vier Universitäten in der schwed. Monarchie. Die Königin Christine wollte ihren Hof und die Universität zu Upsala zum Brennpunkt der ganzen europ. Gelehrsamkeit machen und rief daher aus Deutschland, Holland und Frankreich eine große Zahl der berühmtesten Gelehrten herbei; aber diese übten einen sehr geringen Einfluß auf die einheimische Bildung, weil sie dem Volksleben fern standen, und verschwanden meist nach kurzem Auftreten. Die ganze Gelehrsamkeit der damaligen Zeit war überhaupt mehr die Sache einer Kaste als des Volkes und daher zum großen Theile unpraktisch und für die Nationalliteratur nicht förderlich. War doch das Latein beihe noch die ausschließliche Sprache der Gelehrten.

Unter allen Wissenschaften genoß die Theologie das größte Ansehen; diese aber war scholastisch, streng dogmatisch und überall Kezerei witternd. Männer, wie Joh. Matä, Christinens Lehrer, später Bischof zu Strengnäs, Joh. Terzerus und Joh. Gezelius, beide Bischöfe zu Abo, die sich mit freieren Ansichten hervorwagten, wurden verbannt und zum Theil abgesetzt. Auch die weltlichen Professoren lebten in immerwährendem Streit und die Kanzler der Universitäten hatten ihre Noth, Frieden zu erhalten. Nächste Theologie war die Philosophie der Schauplatz der heftigsten Kämpfe. Descartes, den die Königin Christine an ihren Hof berief und der in Stockholm starb, hatte in Schweden viele Anhänger gefunden; seine Philosophie drang in die Universität ein und kam in den heftigsten Conflict mit dem alten Aristotelischen Schulsystem, das die Ältern festhalten wollten. Dabei wollten auch die meisten der damaligen Gelehrten alle Wissenschaften umfassen und als Polyhistoren in allen Fächern glänzen. So Georg Stjernhjelm, gest. 1672, und Olof Rudbeck der Ältere (s. d.), gest. 1701, Beide in der That mit den glänzendsten Naturgaben ausgestattet. Die Schriften des Erstern sind jetzt längst vergessen, aber sein Lehrgedicht „Hercules“, in einer kräftigen, kernigen Sprache und in hexametrischer Form gedichtet, welches ihm den Namen des Vaters der schwed. Dichtkunst erwarb. Olof Rudbeck war beinahe in allen Fächern des menschlichen Wissens bewandert und erwarb sich um mehrere derselben ausgezeichnete Verdienste. Später aber gab er sich ganz einem Lieblingsstudium hin, der nord. Alterthumsforschung, welcher sich ehemals Bureus, Messenius u. A. gewidmet hatten und welche sich mehr belebt wurde durch Anstellung eines Reichsantiquars 1629, sowie durch die Errichtung des Antiquitätscollegiums 1667, besonders aber einige Jahre später durch die Ankunft eines kriegsgefangenen Isländers, der die erste Kunde von der Edda und der Sagenliteratur brachte. Auf dieses Studium warfen sich nicht nur Geschichtskundige von Fach, sondern auch Gelehrte aus fast allen andern Fächern und eine Menge Dilettanten. Olof Rudbeck befoß jetzt, von seinem Ehrgeize gestachelt, alle Andern auf diesem Felde zu überflügeln. Er gab 1675 mit dem ersten Theile seiner „Atlantica“ auf, welches Werk inner- und außerhalb Schwedens eine ungeheure Aufmerksamkeit erregte. Die Säge der „Atlantica“ zu bekämpfen wurde beinahe als Hochverrath gegen das Vaterland betrachtet und die Widersacher mittelst königl. Ordonnanz zum Schweigen gebracht. Diese einseitige Richtung dauerte noch unter Karl XII. fort, der übrigens, wenn auch ungelehrt, doch den praktisch nützlichen Wissenschaften nicht abhold war.

Was nun die einzelnen Fächer anlangt, so gingen die Theologen in ihrer Intoleranz nicht so weit, daß sie die Einführung einer strengen Censur bewirkten, sondern auch alle philosophischen Untersuchungen zu verbannen suchten. Die Orthodoxen selbst verlegerten einander gegenseitig, und deswegen scheute man von jeder theologischen Schriftstellerei zurück, mit Ausnahme der Predigten und der ascetischen Schriften. Ausgezeichnet in diesem Fach waren jedoch eben dem oben erwähnten Gezelius der Erzbischof Spegel (gest. 1714) als Prediger und der Bearbeiter der allgemeinen schwed. Kirchengeschichte, sowie als Dichter und Verfasser des neuen Gesangbuchs, das bis 1819 galt; ferner der Erzbischof Svebelius (gest. 1700), Verfechter eines verbesserten Katechismus, der erst 1812 außer Gebrauch gesetzt wurde; der





doch die geistige Bildung hatte schon so tiefe Wurzeln geschlagen, daß sie auch unter seinem  
 ter aus eigenen Kräften unablässig wuchs.

Im Anfange dieses Zeitraums wurde in der Theologie von der Geistlichkeit und der Regie-  
 ängstlich auf Orthodoxie gehalten, sodaß für freie Forschung kein Raum übrig blieb. Un-  
 duldete man den Theosophen Swedenborg (s. d.), der allerdings lateinisch schrieb und seine  
 isten meistens in England drucken ließ. Als ein noch unübertroffener Prediger ragt der  
 dogmatische Mohrborg hervor, aber die flachen Zeitgenossen Gustav's III. zogen den  
 nredner Lehnberg vor. Unter diesem König konnte übrigens die Theologie freier athmen;  
 Gewinn war aber gering, denn einerseits brach die franz. Freidenkerei, andererseits die  
 che Aufklärerei in die Kirche hinein. In der Philosophie führte der Professor A. Nydelius  
 (gest. 1738) den Cartesianismus und N. Wallerius in Upsala den Wolfianismus  
 noch war der Erste zugleich ein selbständiger Denker. In der Rechtskunde zeichneten sich  
 man (nach seiner Erhebung in den Adelsstand Ehrenstråle genannt), Rabenius, Wilde  
 Saloniüs in Åbo, in der Kameralistik Berch und Nyström aus. Das noch geltende Ge-  
 ch, seit 1686 vorbereitet, wurde 1734 eingeführt. Die Arzneikunde wurde durch Rosén  
 Rosenstein (gest. 1773), von neuem belebt; seitdem erwarben sich Schulzenheim, Bäck,  
 rell, Murray, der Chirurg Bjerkén großen Ruhm. Als Mathematiker leuchteten A. Cel-  
 gest. 1744), Klingenstierna (gest. 1765) und Melanderhjelm (gest. 1810) hervor; als  
 iniker der große Polhem, Schwedens Archimedes, dem man die Anlage des Trollhättä-  
 und der Dock's zu Karlskrona verdankt. Nicht zu vergessen ist Barentin, auf dessen  
 alitätstabellen alle dergleichen Berechnungen in allen Ländern gestützt sind. In den Na-  
 tenschaften, besonders in der Botanik machte Linné (s. d.) seinen Namen weltberühmt.  
 Schüler besuchten beinahe alle Welttheile und verpflanzten über die Floren verschiedener  
 neues Licht; so Hasselquist über Palästina's und Agyptens, Rösling über Spaniens und  
 las, Thunberg über Japans Flora, Sparrman über die des Caplandes und der Süd-  
 in, Ad. Afzelius über die Guineas und Osbeck über die von China. Übrigens waren  
 Regius, Hoffberg, Lilljeblad und Acharius für die Erweiterung der Botanik thätig, der  
 r de Geer, später Paykull, Gyllendahl, Schönherr für die Entomologie, und in die  
 ologie wurde von Artedi (gest. 1735) noch vor Linné Licht gebracht. Die Mineralogie,  
 rgkunde und die Chemie hatten schon durch Scheffer (gest. 1759), J. G. Wallerius,  
 edt, von Svab und Lillås große Fortschritte gemacht, als Bergman auftrat, welcher der  
 , der Chemie und der Geologie eine neue Gestalt gab, von Scheele und Bohn un-  
 t. Die hebr. und besonders die rabbin. Literatur fand in Karl Murivillius, später in  
 berg gelehrte Bearbeiter; vorzüglichem Ruhm erwarben sich Olof Celsius und Odman.  
 issische Philologie wurde weniger gepflegt, aber die altnord. und die goth. Sprache mit  
 ößerm Erfolg von Ihre, der den Alfslas und sein noch immer geschätztes „Glossarium  
 gothicum“ herausgab. Die vaterländische Geschichte fuhr fort, viele und eifrige Bearbei-  
 inden, die mit weit gesunderer Kritik und nüchternem Urtheile ans Werk gingen; nur  
 r (gest. 1750) war dem alten Aberglauben ergeben. Die Bahn zu einer gesammten  
 ystorie brach Dalin (gest. 1763); diesem folgte Lagerbring; endlich schrieb Botin (gest.  
 im pragmatischen Geiste einen Entwurf zu einer Geschichte des schwed. Volkes. Übr-  
 rdierten folgende Historiker rühmliche Erwähnung: Norberg, wegen seiner Geschichte  
 XII., dessen Beichtvater er war; der Erzbischof Erich Berzelius (gest. 1743) und seine  
 als unermüdlische Forscher; der Bischof Rhyzelius (gest. 1761), Verfasser einer „Epi-  
 opia“ und einer „Monasteriologia“; der Bischof Celsius der Jüngere (gest. 1794), der  
 hichte Gustav's I. und Erich's XIV., sowie eine Kirchengeschichte in angenehmem Stil  
 der Kangleirath Stjerneman, als Herausgeber vieler historischer Documente; ferner  
 n, M. von Gelse, Professor E. M. Fant, Professor Porthan in Åbo (gest. 1804), dem  
 ische Mythologie und Geschichte unendlich viel verdankt, der unermüdlische Giörvell u. A.  
 schärfsten Kritik verfuhr der gelehrte Hofrath Warmholz (gest. 1785) in seiner muster-  
 Bibliotheca Sveo-Gothica“. Der vielseitigste aller Historiker war der Reichshistorio-  
 Hallenberg (gest. 1834); sein Meisterwerk ist die Geschichte Gustav II. Adolfs, ganz  
 hivalischen Quellen bearbeitet. Ihm und seinen Vorgängern, Reber, Berch und Zier-  
 erdanke die Münzkunde viel. Die vaterländische Geographie bearbeitete Tunell geschickt,  
 nicht nach wissenschaftlichen Grundsätzen.

Der eigentliche Reformator der schönen Literatur Schwedens ist Dalin zu betrachten.  
 trat er als Herausgeber einer im Geiste des engl. „Spectator“ redigirten Zeitschrift



zu gehören Thoräus, als geistlicher Liederdichter, Kullberg und Valerius, als Verfasser von Eposen, Stiernstolpe, der Übersetzer von Wieland und Blumauer, die Dramatiker Lindeberg, Hornberg und Nordström der Übergangsperiode an. In Folge des zu Anfang dieses Jahrhunderts besonders durch den Philosophen Höijer in Upsala angeregten neuen Lebens bildete zum Theil noch aus Studirenden, eine Gesellschaft der Freunde der schönen Wissenschaften aus der 1807 der „Aurorabund“ hervorging. Das damalige, allen Neuerungen abholdes argwöhnische Regiment Gustav IV. Adolf's hemmte diese Bestrebungen durch Verbote harte Censur und stellte den neuen Ideen in der von Wallmark redigirten „Allmänne journal för litteratur och theatern“ ein Organ entgegen, welches auf einige Zeit der eifrigste Kämpfer der Akademie und der alten classischen Schule blieb. Als nach der Revolution von 1809 Buchhandel und Presse frei geworden waren, folgte der politischen Bewegung die literarische schnell nach. Der Kampf gegen die veraltete Akademie wurde gleichzeitig in zwei sich fast parallel entwickelnden Richtungen geführt, je nach den zwei Hauptelementen, dem idealistischen einerseits, dem vaterländischen andererseits, die überall in der neuern Romantik, in Schweden bis zum Extrem hervortraten. Die erstere Richtung verschaffte sich anfangs seit 1809 durch die beiden Zeitschriften „Polyphem“, der in Stockholm von Afzelöf, und „Phosphoros“ (1810—14), der in Upsala von Atterbom redigirt wurde, ihren Ideen Geltung. Bald darauf kam der Letztere auch die Herausgabe eines „Musenalmanach“ (1813—22); nachdem der „Phosphoros“, nach welchem übrigens die Vertreter dieser Richtung den Namen Phosphoristen erhielten, eingegangen, trat an dessen Stelle die „Svensk litteratur tidning“ (1814—24). Häupter der Bewegung waren Atterbom, Elgström, Hedborn und Dahlgren als Dichter, Hammarström, Palmblad, Graf Schwerin, J. H. Schröder und Livijn als Prosaisisten. Die Atterbom's (s. d.) ist einerseits südländisch, üppig und phantasiereich, andererseits auf eine Weise gedankenreich, sinnig und reflectirend, zuweilen im Übermaße. Elgström, früh verstorben, hinterließ schöne Elegien. Der Naturdichter Hedborn zeichnete sich besonders durch seine Lieder aus. Dahlgren war eine Reihe von Jahren wegen seiner Heiterkeit und seines spielenden Witzes, wegen seiner Lebendigkeit und Lebensfrische ein Liebling des größern Publicums. Hammarström war ein sehr kenntnißreicher, aber im Lobe wie im Tadel übertreibender Kritiker. Palmblad (s. d.) stand ihm in dem Berufe als Kritiker bei, nahm thätigen Antheil am „Phosphoros“ und andern Zeitschriften, schrieb eine Reihe Novellen, die sehr gefielen, gab später die Romane „Falkensvärd“ und „Aurora Königsmark“ heraus. Livijn zog sich in das praktische Leben zurück; von seinen Romanen, die großartige Züge eines wilden Helden enthalten, ist die „Pique-Dame“ den Deutschen durch Fouqué's Übersetzung bekannt. Der Kampf zwischen Romantik und Classicismus wurde lange Zeit hindurch mit großer Bitterkeit geführt; die Kritik war mit mancher Parteilichkeit verbunden, und nicht mit Unrecht konnte man den Phosphoristen den Vorwurf machen, daß sie mehr negativ als positiv gewirkt hätten. Doch drangen die neuern Ansichten allmählig selbst in die Akademie ein, und als Leo (s. d.), noch der einzige bedeutende Vertreter des Classicismus, gestorben war (1829), ward er sogar selbst in die Akademie aufgenommen.

Die zweite Hauptrichtung, die sich in der Bewegung der schwed. Nationalliteratur geltend machte, aber auf neutralem Grunde stand, ohne an dem Kampfe Theil zu nehmen, waren die Gothen. Im Anfange repräsentirte sie der „Göthenbund“, welcher die Zeitschrift „Iduna“ zu seinem Organe hatte. Wie die Phosphoristen, einem körperlosen Idealismus nachstrebend, allem wirklichen Boden sich zu entheben, ihren Stoff überall her, ihre Form der südländischen antiken und modernen Literatur sich anzueignen suchten, so war das auch den Gothen ein in Sprache und Inhalt echt nationales, rein nordisches, auf nordischem Boden erwachsenes und durch ihn genährtes. Charakteristisch in dieser Beziehung ist Geijer's Roman „Manhem“. Hauptvertreter dieser Richtung waren Geijer und Tegnér, neben ihnen Anders Ring, der Begründer der schwed. Gymnastik, nebst Afzelius, dem jüngern Adlerbeth. Anfangs war es im „Göthischen Bunde“ Ring (s. d.), der am meisten Diejenigen in der damaligen Sturm- und Drangperiode anzog, die, alle ausländischen Tendenzen fanatisch verworfend, von nichts als von altnord. Kampfthaten, Berserkerwuth und großsprechendem Prahlen wissen wollten und sogar die altnord. Mythologie wiederzubeleben bestrebten. Seine Genossen, wiewol auch patriotische Dichter, hielten sich von dieser Manie gänzlich entfernt. Vielmehr kann man von Tegnér's (s. d.) weltberühmter „Volsunga“ behaupten, daß der Ton eher zu weich, modern und sentimental sei. Ueberwiegend zeichnete sich dieser Dichter durch die Üppigkeit seiner Phantasie, den Glanz seiner Bil-





liefert auch Komödien oder eigentlich Farcen, die viele Zuschauer an sich ziehen. Seit einigen Jahren theilt er darin die Gunst des Publicums mit Zolin.

Weniger bemerkbar blieb der Einfluß der Bewegung von 1809 auf das wissenschaftliche Leben Schwedens. Die Theologie konnte sich zwar nach Aufhebung der Censur freier bewegen, blieb sie als Wissenschaft an originellen Gedanken arm und folgte den Bewegungen der deutschen Theologie nach. Als Exeget ist Odman (gest. 1829) zu nennen; unter den Kanzelrednern Wallin und Rogberg, dann Franzén, Hagberg, Schartau, Thomander, Lindblad die namhaftesten. Die Philosophie erhob sich durch Höijer (gest. 1812) zur Selbstständigkeit; ihm zunächst stand Biberger (gest. 1827), an Geist mit Schleiermacher befreundet. Sonst sind noch die Namen von Geijer, Atterbom, Grubbe, Afzelius zu nennen. Bedeutende Juristen hat Schweden in neuester Zeit nicht aufzuweisen, doch machten sich um den historischen Theil der Rechtswissenschaft vor Allen Schyter, dann Järta, Nordström, Bergfalk verdient. Während die Medicin durch keinen einzigen Namen vertreten ist, behauptet Schweden auf dem Gebiet der Naturwissenschaften seinen alten Ruhm. Vor Allen ist hier der Chemiker Berzelius (s. d.) zu nennen; in der Naturgeschichte genießen Agardh, Fries, Nilson, Zetterstedt, Wahlberg eines vollen Rufes. Als Astronom ist G. Swanberg bekannt. Die Philologie hat in Schweden, wol wegen Mangels an handschriftenreichen größern Bibliotheken, nie rechten Boden gewinnen können. In noch geschäht für die orient. Studien, wo außer Odman und Norberg (gest. 1826) Agrell, Lullberg für das Syrische, Tornberg und in Finnland Wallin (gest. 1853) für das Arabische, Lullberg und in Helsingfors Kellgren für das Sanskrit, an letzterer Universität auch Geitlin das Persische thätig gewesen sind. Die wissenschaftliche Behandlung der Landessprache hat in neuester Zeit mit Rydquist begonnen. Desto sorgfältiger jedoch wurde die vaterländische Sprache gepflegt, und mehr und mehr hat man angefangen, die bis auf die neuere Zeit herab vernachlässigten reichen Schätze des Reichsarchivs zu benutzen und umfassende Sammlungen (s. Schweden) herauszugeben. Um die Runen haben sich Liljegren und Dieterich, um die Rünzkunde Schröder und Hildebrand verdient gemacht. Die drei bedeutendsten Geschichtsschreiber S. S. sind Geijer (s. d.), Fryxell (s. d.) und Strinnholm (s. d.), denen sich Cronholm, Norberg, Wieselgren u. A. anschließen. Als Kirchenhistoriker ist Reuterbahl (s. d.), als Naturhistoriker Brunius hervorzuheben. Ein sehr verdienstliches Werk ist das „Svensk biographisk lexicon“ (Bd. 1—20, Stockh. 1835—52), das von Palmblad bis zu seinem Tode fortgeführt wurde. Der Letzte hat auch die bedeutendste Arbeit für Geographie geliefert. Um die Kunde des Vaterlandes haben sich in neuester Zeit besonders Tham und als Statistiker Forsell Verdienste erworben.

In den Gebieten der schönen Kunst sind unter den kunstgerechten Architekten Blom und Nyström die berühmtesten, jener wegen seiner tragbaren Häuser auch im Auslande gekannt. Ihnen aber folgen folgende drei, nicht zum Fach gehörende Männer den Vorrang streitig: der erste ist der Architekt der griech. Literatur in Lund, Brunnis, der glückliche Wiederhersteller der Domkirche und Beleber des goth. Stils; der zweite ist Hauptmann Cronstrand, der auf Veranlassung des zu erbauenden Nationalmuseums die hergebrachten Ansichten scharf bekämpfte; der dritte ist ein Bauer in Ostgothland, ein Autodidakt, der viele Kirchen, Schlösser und Gärten geschmackvoll und bequem aufgeführt hat. Was die Sculptur anlangt, so bezieht sich auf Schweden, auch nach dem Tode Sergell's, durch Nyström (s. d.) und Fogelberg noch auf Ruhm. Des Erstern Charakter ist Anmuth, und deswegen gelingen ihm Weiberfiguren am besten; der Letztere hat altnord. und griech. Götter und die drei schwed. Könige Karl X., XI. und Karl XII. in einem ernsten, sinnigen Stile dargestellt. Tiefer als Nyström, arbeitet auch viel langsamer. Viel größer ist die Zahl der Maler. Vertreten wird die Porträtmalerei durch Breda (gest. 1818), Westin, Södermark, Wey (in der Miniatur) und Sandberg, welcher Letztere auch Geschichtsmaler ist. In der letzten Gattung rang ein ganz ungelehrter Autodidakt, Hörberg (gest. 1816), mit den kunstgelehrten Meistern und übertraf sie in kräftiger Charakterzeichnung. Als Landschaftsmaler ist Fahlcrantz (s. d.) noch unerreicht; ihm zu stehen Wahlbom, Lundgren und Wickberg, welcher Letztere in Paris, wo er sich aufhielt, durch nord. Winterlandschaften und Interieurs die Franzosen entzückte. Geschätzt sind ferner immer die Feuerstücke des Lauräus (gest. 1823) und die Caricaturen in Hogarth's Manier von Grafen Mörner; ferner als Zeichner das Fräulein Köhl (in Porträts), Ankarsvärd und Wey; als Graveurs Forsell, Graffman und Ankarsvärd. In der neuesten Zeit sind auch die Kunstseker aufgeblüht, doch war der alte Häffner (gest. 1833) ein Deutscher; als Wiederhersteller der Choral- und der altnord. Volksmelodien hat er ein großes Verdienst, auch

gelangen ihm eigene Hymnen, Märsche u. A. m. Beliebte Conseren sind übrigens Cruijck, Nordblom, Ahlström, Berwald, Josephson und Geiser, der Geschichtschreiber und Dichter. Am höchsten steht Lindblad, dessen Gesänge in Aller Munde sind und dessen größere Compositionen auch im Auslande Anerkennung gefunden haben. Weltbekannt ist die Sängerin Jung Lind (f. d.). König Oskar hat auch eine Oper nebst vielen andern kleinen Sachen componirt; in seine Fußstapfen trat sein Sohn Prinz Gustav, ein leidenschaftlicher Bewunderer der Tonkunst. Die Hauptwerke über schwed. Literaturgeschichte sind: Hammarstöld, „Svenska litteraturen“ (neue Ausg. von Söndén, Stockh. 1833); Lénström, „Svenska poesiens historia“ (2 Bde., Stockh. 1839); Derselbe, „Sveriges literatur- och konsthistoria“ (Ups. 1841); Wieselgren, „Sveriges sköna literatur“ (5 Bde., Stockh. 1846—49); Atterbom, „Svenska Siare och Skalder“ (Bd. 1—6, Stockh. 1841—51); Sturzenbecher, „Die neuere schwed. Literatur“ (deutsch, Lpz. 1850). Als bibliographische Hülfsmittel sind außer Libén's und Machlin's Katalogen der auf den schwed. Universitäten erschienenen Dissertationen besonders der „Svensk bokhandels katalog“ (4 Thle., Stockh. 1845—52) und die monatlich erscheinende „Svensk bibliographi“ zu nennen.

**Schwedisch-Pommern** wurde der westliche Theil des Herzogthums Pommern genannt, welchen das Deutsche Reich im Westfälischen Frieden von 1648 als Reichslehn, mit Sitz und Stimme im Fürstencollegium auf dem Reichstage, zur Entschädigung an die Krone Schweden abtreten mußte. Es begriff damals ganz Vorpommern nebst der Insel Rügen und einem Theile Hinterpommerns, sodaß Schweden in den vollen Besitz der Obermündungen kam. Dem kaiserlichen Brandenburg, welchem Pommern in Gemäßheit einer Erbverbrüderung nach dem Tode des letzten wendischen Herzogs von Pommern, Bogislaw's XIV., 1637 zugefallen war, verblieb demnach nur der größte Theil von Hinterpommern nebst dem säcularisirten Bisthum Ramin. Im Frieden zu Stockholm von 1720 mußte Schweden seinen Antheil von Hinterpommern an Preußen abtreten, und Schwedisch-Pommern bestand nun bloß aus Vorpommern nebst Rügen. Im Frieden zu Kiel von 1814 trat es Schweden gegen Norwegen an die Krone Dänemark ab, wofür es Preußen gegen das ihm auf dem Wiener Congreß von 1815 zugesprochene Herzogthum Sachsen-Lauenburg eintauschte. (S. Pommern.) Gegenwärtig bildet es den Regierungsbezirk Stralsund der preuß. Provinz Pommern, mit der Hauptstadt Stralsund.

**Schwedt**, Stadt im Kreise Angermünde des Regierungsbezirks Potsdam der preuß. Provinz Brandenburg, an der Oder, gut gebaut, mit breiten, geraden, von Bäumen beiseitigten Straßen, hat 7396 E., drei Kirchen und ein sehenswerthes Schloß, die ehemalige Residenz eines Seitenzweigs der Markgrafen von Brandenburg, wozu ein engl. Garten mit einem großen Reithause und einem Schauspielhause gehört, und ist der Sitz einer königl. Gerichtsdeputation für die Herrschaft Schwedt, sowie einer Mobiliarbrandversicherungsgesellschaft. Die Einwohner beschäftigen sich mit Brauerei, Stärkefabrikation, Branntweinbrennerei und treiben wichtigen Tabacksbau und Tabackshandel. Unweit der Stadt liegt das durch eine Allee mit ihr in Verbindung stehende Lustschloß Monplaisir mit Park und Thiergarten. — Die Herrschaft Schwedt, seit 1478 ein Besitztum der Grafen von Hohenstein, kam, als der Graf Kasimir von Hohenstein-Bierraden 1609 ohne männliche Erben starb, unter der Regierung des Kurfürsten Johann Sigismund an Brandenburg und wurde der Uckermark einverleibt. Der Kurfürst Friedrich Wilhelm verlieh dieselbe 1689 seinem ältesten Sohne aus zweiter Ehe, Philipp Wilhelm, der als Markgraf von Schwedt der Gründer einer Seitenlinie wurde, die aber mit dem jüngern Sohne Philipp Wilhelm's, Heinrich Friedrich, 1788 ausstarb, worauf S. wieder an das Kurhaus zurückfiel.

**Schwefel**, eines der wichtigsten und verbreitetsten chemischen Elemente, kommt in der Natur theils gediegen, theils im Zustande chemischer Verbindung vor. Natürlicher Schwefel findet sich nur in vulkanischen Gegenden, besonders häufig in Sicilien, wo er theils in Rhombenformen von stroh-, wachs- und honiggelber Farbe krystallisirt, theils herb, in Gyps und Glimmer eingesprengt, theils pulverig als sogenannter Mehlschwefel erscheint. Die reinern Formen des natürlichen Schwefels werden nur umgeschmolzen und so in den Handel gebracht, die mit Thon u. s. w. gemengten aber durch Sublimiren und Umschmelzen gereinigt. Bei weitem die größte Masse des vorhandenen Schwefels findet sich indeß in der Form von Schwefelmetallen, d. h. Verbindungen des Schwefels mit Metallen, die unter dem Namen der Kiese, Glanze und Blenden in der Mineralogie bekannt sind. Die verbreitetsten darunter sind der Schwefelkies (Eisenerzkies), Kupferkies, Bleiglanz und die Zinkblende. Aus diesen kann man zum Theil durch Erhitzung unter Luftausschluß einen großen Theil des Schwefels austreiben, eine Gewinnung, die



er, die namentlich in der neuern Zeit in Folge der wegen des Schwefelhandels zwischen Sici-  
en und England entstandenen Differenzen immer mehr sich verbreitet hat. Endlich kommt  
hr viel Schwefel in der Form natürlicher schwefelsauerer Salze vor, unter denen der Gyps das  
verbreitetste ist, die man aber nicht zu Schwefel benutzt. Der rohe Schwefel kommt im Handel  
der Form gegossener Stangen als Stangenschwefel (die unreinen graugelben Sorten als  
Loßschwefel) vor. Diesen reinigt man durch Sublimation, wobei man die Dämpfe in kühlen  
ammern als feines krystallinisches Pulver (Schwefelblumen) absetzen läßt. In der Medicin  
als Schwefelmilch eine sehr fein zertheilte Form des Schwefels in Anwendung, welche man  
hält, wenn man Schwefelleberlösungen durch eine Säure zersezt. Der Schwefel findet sich  
ich im Pflanzenreiche, vorzüglich in dem Pflanzensaft und den öligen Samen der Hülsen-  
üchte, sowie in den Cruciferen, wie in dem Senf, dem Meerrettig u. s. w. Im Thierreich  
acht der Schwefel einen Hauptbestandtheil des Eiweiß, Faserstoffs, Caseins, der Epidermis,  
r Haare, des Horns, der Galle u. s. w. aus. Der reine Schwefel ist stroh- bis honiggelb, von  
uscheligem Bruch, geringer Härte, doppelt so schwer als Wasser. In der Wärme wird er  
ich und schmilzt dann zu einer braunen Flüssigkeit; wenig über dem Schmelzpunkte entzün-  
t er sich an der Luft und verbrennt mit blauer Flamme unter Entwicklung eines eigenthüm-  
hen, erstickenden Geruchs. In Säuren ist er unlöslich, nur von Salpetersäure wird er nach  
igem Kochen in Schwefelsäure verwandelt; in Alkalien löst er sich in Menge auf und bildet  
mit die sogenannte Schwefelleber (s. d.); mit Metallen verbindet er sich fast ohne Ausnahme  
rect durch Zusammenschmelzen zu Schwefelmetallen. Zu diesen gehören viele der wichtigsten  
der Natur vorkommenden Erze des Eisens, Kupfers, Bleis, Silbers, Antimons, Arsens  
s. w. Alle Schwefelmetalle haben das Charakteristische, daß sie beim Erhitzen an der Luft  
ch Schwefliger Säure riechen und beim Übergießen mit wasserhaltigen Säuren das nach fau-  
uern riechende Schwefelwasserstoffgas (s. d.), eine Verbindung von Schwefel mit Wasser-  
stoff, entwickeln. Der Schwefel selbst wird seiner leichten Entzündlichkeit wegen als Zündstoff  
nützt und als Schwefelfaden, zu Zündhölzchen, zu Schießpulver u. s. w. in großer Menge  
braucht. Sonst verwendet man ihn, um durch Verbrennung Schweflige Säure zu entwickeln,  
Darstellung der Schwefelsäure, der Schwefelleber, des Zinnober und anderer pharmaceu-  
her und chemischer Präparate, als Arzneimittel, endlich wegen seiner Plasticität auch zu Ab-  
sen von Medaillen u. s. w. Neuerdings wird er auch mit Kautschuk zu sogenanntem vulkani-  
en Gummi verbunden, da er die Elasticität des Kautschuk bedeutend erhöht und stabiler  
cht. Unter den Verbindungen des Schwefels sind folgende zu erwähnen. Mit Sauerstoff  
t der Schwefel sechs bis acht saure Verbindungen, von denen zwei, die Schweflige Säure  
d.) und die Schwefelsäure (s. d.), besonders wichtig sind. Mit Kohlenstoff verbunden bildet  
Schwefel den Schwefelkohlenstoff (alkohol sulphuris), eine sehr bewegliche, unangenehm  
hende, das Licht stark brechende Flüssigkeit, die in der Medicin äußerlich und in der analyti-  
n Chemie und Technik Anwendung findet. Die Wirkung des Schwefels auf den thierischen  
ganismus ist hauptsächlich eine auflösende, verflüssigende, welche aber der ihr ähnlichen des  
timons und Quecksilbers an Intensivität nachsteht. Der Schwefel erhöht die Thätigkeit der  
ern Haut sowol wie die der Schleimhäute, namentlich die des Darmkanals und der Lungen,  
beschleunigt den Blutumlauf besonders in den Venen der Unterleibsorgane. Man wendet  
daher häufig bei Brustaffectionen, als chronischem Husten, chronischen Entzündungen der  
pirationorgane u. s. w., Hämorrhoidalbeschwerden, chronischen Eranthemen, vorzugsweise  
Kräpfe, Gicht, Rheumatismus und, um mit seinen dynamischen auch seine chemischen neu-  
isirenden Eigenschaften wirken zu lassen, bei chronischen Metallvergiftungen an. Innerlich  
man meist die Schwefelblumen, die Schwefelmilch und die Schwefelleber in Pulvern, Pil-  
und Latwergen; äußerlich sind die Schwefelsalben viel in Gebrauch, besonders aber die  
wefelbäder, welche, durch Auflösen von Schwefelleber in Wasser bereitet, mit vielem Er-  
e benutzt werden. Ebenso ausgebreitet ist der Gebrauch der natürlichen Schwefelwasser  
d.). Räucherungen mit Schwefeldämpfen sind, als in vielen Fällen der übrigen Gesundheit  
theilig, fast wieder ganz außer Anwendung gekommen. In der Schwefelsäure und den sie  
haltenden Mitteln tritt die eigentliche Schwefelwirkung gänzlich in den Hintergrund.

**Schwefeläther**, s. Äther; **Schwefeläthergeist**, s. Liqueur anodynus.

**Schwefelkohle** ist eine Art Braunkohle, die jedoch hinsichtlich der Farbe, des Lagers und  
Mineralgehalts der Steinkohle ähnlicher ist als den Braunkohlenarten. Sie wird in Op-  
dorf in der Oberlausiz gefunden und wurde zuerst von Blume zur Düngung angewendet,

wozu man sie durch Auslaugen noch geschickter macht. Übrigens kommt sie weit seltener vor als die gewöhnliche Braunkohle, das bituminöse Holz und die bituminöse Holzerbe.

**Schwefelleber** (*hepar sulphuris*) nennt man im Allgemeinen alle in Wasser löslichen Schwefelmetalle, namentlich die Verbindungen der Alkali- oder Erdmetalle (Kalium, Natrium, Ammonium, Calcium, Baryum) mit Schwefel, und spricht daher von Kali-, Natron-, Baryschwefelleber u. s. w., gewöhnlich jedoch nur die Verbindung des Kalium mit dem Schwefel oder das Fünffach-Schwefelkalium, welches auch in der Medicin theils innerlich, theils äußerlich in Salben und Auflösungen zu Waschungen und Bädern benutzt wird.

**Schwefelsäure** oder **Bitriolöl** ist eine aus 40 Theilen Schwefel und 60 Theilen Sauerstoff bestehende Säure. Sie ist die wichtigste aller Säuren. In freier Gestalt findet sie sich sehr selten in der Natur, in desto größerer Menge aber mit Basen verbunden als Gyps (schwefelsaurer Kalk), Cölestin (schwefelsaurer Strontian), Schwerspath (schwefelsaurer Baryt), als Glaubersalz und Bittersalz in den Bitterwässern, mit Kalk und Magnesia verbunden in kleiner Menge in den Pflanzenaschen u. s. w. Man unterscheidet rauchende oder nordhäuser Schwefelsäure und englische Schwefelsäure. Erstere wird durch Destillation von Eisenvitriol gewonnen; sie bildet eine im höchsten Grade ätzende, ölarartige Flüssigkeit von 1,8—1,9 specifischem Gewicht, welche alle organischen Gebilde schnell zerstört. Man benutzt sie in der Färberei zum Auflösen des Indigo. Die bei weitem gebräuchlichere englische Schwefelsäure wird durch Oxidation von Schwefliger Säure durch Salpetersäure in den sogenannten Bleikammern und nachheriges Erhitzen der so erhaltenen verdünnten Schwefelsäure in Platinkesseln dargestellt. Die höchst concentrirte englische Schwefelsäure enthält noch eine gewisse Menge Wasser (auf 4 Theile wasserfreie Schwefelsäure 3 Theile Wasser), das ihr nicht entzogen werden kann. Sie bildet ein ölarartiges Liquidum, das außerordentlich hygroskopisch ist und alle organischen Körper unter Wasserbildung verkohlt. Beim Mischen mit Wasser findet beträchtliche Wärmenentwicklung und Volumenverminderung statt; vier Theile Schnee und ein Theil Schwefelsäure regnen beim Mischen große Kälte. Die englische Schwefelsäure findet in den Gewerben die mannichfaltigste Anwendung, so unter Anderm zur Darstellung der Soda und des Glaubersalzes, des Chlors, der Stearinkerzen, des Phosphors, zur Scheidung des Goldes vom Silber (Affinität) zum Reinigen des Rübens, zur Wasserstoffentwicklung, als Düngemittel. In verdünntem Zustande und mit Weingeist gemischt, findet sie als *Mixtura sulfurica acida* (Elixir acidi Halleri) innerlich und als *Aqua vulneraria acida* (Arquebuscade) äußerlich Anwendung. Mit Basen bildet sie die schwefelsauren Salze oder Sulfate. Die wichtigsten derselben sind schwefelsaurer Kalk (Gyps), schwefelsaures Natron (Glaubersalz), schwefelsaure Magnesia (Bittersalz), schwefelsaures Kupferoryd, Zinkoryd und Eisenorydul (Kupfer-, Zink- und Eisenvitriol). Die Schwefelsäure läßt sich in Flüssigkeit leicht dadurch nachweisen, daß auf Zusatz von salzsaurem Baryt ein weißer Niederschlag sich bildet, der sich weder in siedendem Wasser noch in Salzsäure löst.

**Schwefelwasser** nennt man diejenigen Mineralwasser, welche sich theils durch ihren Gehalt an Schwefel vor andern auszeichnen, theils auf den thierischen Organismus nach Art der Schwefelmittel einwirken. Der meist in der Form von Schwefelwasserstoffgas in ihnen enthaltene Schwefel gibt ihnen einen mehr oder weniger starken Geruch und Geschmack nach diesem Stoffe und häufig ein schwach opalisirendes Ansehen. Derselbe entweicht sehr leicht oder setzt sich ab, indem er einen schwärzlichen Niederschlag und eine feine schillernde Haut auf der Oberfläche des Wassers bildet. Aus einigen heißen Schwefelquellen, z. B. der von Aachen, sublimirt Schwefel in Form harter, locker zusammengehäufte Krystallnadeln, welche die Wände und Gewölbe, wodurch die Quellen eingeschlossen sind, bekleiden. Modificirt werden die Eigenschaften der Schwefelwasser durch die den einzelnen Quellen eigenthümliche Beimischung anderer Stoffe, und man unterscheidet sonach 1) alkalisch-muriatische, in denen vor den übrigen Bestandtheilen Kochsalz und kohlensaures Natron vorkommt, z. B. zu Aachen; 2) alkalisch-silicatische, in denen sich neben den angeführten Stoffen noch schwefelsaures Natron in beträchtlicher Quantität vorfindet, z. B. zu Warmbrunn und zu Landeck; 3) erdig-salinische Schwefelwasser, in denen schwefelsaure Salze, namentlich erdige, die ersten Nebenbestandtheile bilden, z. B. zu Baden in Oestreich, Renndorf, Eilsen, Kreuth u. s. w. In den meisten Fällen ist das Schwefelwasserstoffgas der Begleiter solcher Quellen, die reich an schwefelsauren Salzen sind und erklärt sich dann sein Entstehen aus diesen durch Einwirkung von organischen Stoffen auf sie, Bildung von Schwefelverbindungen der Erden und Alkalien und Zersetzung dieser durch Kohlensäure. Alle haben das gemeinschaftlich, daß sie die Ab- und Aussonderungen der in ihnen



id der Schleimhaut befördern und den Blutumlauf beschleunigen, weichen jedoch in ihrer Wirkung durch die vorwaltenden Nebenbestandtheile sowie durch ihren verschiedenen Temperaturgrad noch verschiedentlich voneinander ab. Im Allgemeinen wendet man sie gegen Dyskrasien verschiedener Art, chronische Krankheiten der äußern Haut, die in unterdrückter Thätigkeit oder gelidriger Absonderung derselben bestehen, Krankheiten der Schleimhäute in Folge örtlicher Schwäche und Störungen des Blutkreislaufs in den Unterleibsorganen, namentlich Hämorrhoidalbeschwerden an. Vorzugsweise benutzt man sie als Bad in allen Formen, weniger, jedoch Ganzen ziemlich häufig, auch als Getränk. Außerhalb Deutschland sind besonders die Heilbäder (s. d.) bei Mehadia und Trentsin in Ungarn, Albano, Aequi und Aix in Italien, Baden und Schinznach in der Schweiz, Barrèges, St.-Sauveur, Cauterets und Bagnères de Luchon in Frankreich und Harrowgate in England als heilkräftige Schwefelwasser berühmt. Schwefelwasserstoffgas, Hydrothionsäure, heißt eine gasförmige Verbindung des Schwefels mit dem Wasserstoff, die in der Natur in den Schwefelwassern (s. d.) vorkommt und sich häufig durch Fäulnis in Morästen und Kloaken erzeugt. Diese Verbindung macht sich da, wo sie vorhanden ist, sogleich durch ihren Geruch bemerklich, der identisch mit dem der faulen Eier ist. Es wirkt erstickend und im höchsten Grade giftig; jedoch haben geringe Mengen desselben, wenn es z. B. als Schwefelwasser angewendet wird, eine entschieden heilsame Wirkung, besonders auf das Respirationssystem. Es unterhält das Verbrennen nicht, ist aber selbst brennbar und verbrennt mit blauer Flamme zu Schwefliger Säure und Wasser. Das Schwefelwasserstoffgas ist werthvolles Mittel, das in der Chemie zur Trennung der Metalle Anwendung findet.

Schweflige Säure besteht aus gleichen Gewichtstheilen Schwefel und Sauerstoff. Es ist farbloses, stechend riechendes, säuerlich schmeckendes Gas, das auf Pflanzenfarben bleichend wirkt und durch Verbrennen des Schwefels oder durch Kochen von Schwefelsäure mit Kohlepulver, Schwefel oder Kupfer dargestellt wird. Man wendet sie entweder als Gas in Wasser gelöst oder in Gestalt schwefligsaurer Salze, mit Kali oder Natron verbunden, an und benutzt sie vorzugsweise zum Bleichen thierischer Substanzen, wie der Seide, der Wolle, der Schwämme, der Federn u. s. w., welche Körper durch das gewöhnliche Bleichmittel, durch Chlor, nicht entfärbt, sondern gelb gefärbt werden. Sie dient ferner zum Bleichen der Stroh- und Leinwandgeflechte, sowie zum Entfernen von Obst- und Weinflecken aus Wäsche. Die Schweflige Säure hat große Neigung, Sauerstoff aufzunehmen und in Schwefelsäure (s. d.) überzugehen. Dieser Eigenschaft wegen benutzt man die Schweflige Säure zum Schwefeln der Weinfässer, um Wein dadurch haltbar zu machen, sowie als Feuerlöschmittel, um brennende Schornsteine zu löschen, indem man auf dem Herde Schwefel verbrennt. Zweifach schwefligsaures Natron (sulfate de soude) benutzt man in der Papierfabrikation unter dem Namen Antichlor zur Entfernung des überschüssigen Chlorgases. Durch Auflösen von Schwefelblumen in dieser Verbindung erhält man das unterschwefligsaure Natron (hyposulfite de soude), das in der Photographie und zum Ausbringen des Silbers (s. d.) aus seinen Erzen Anwendung findet. Der von schwefligsaurem Gase werden zuweilen bei Hautkrankheiten verordnet.

Schwegler (Albert), deutscher Geschichtschreiber, geb. 10. Febr. 1819 zu Michelbach im Württembergischen, wo sein Vater Landgeistlicher war, wurde frühzeitig zum Studium der Theologie bestimmt und bezog 1836 mit überwiegender Neigung für die classische Philologie die Universität Tübingen. Hier ward er bald durch Baur auf das Studium der historischen Theologie hingeleitet, als dessen erste Frucht der „Montanismus“ (Tüb. 1841) erschien. Diese Schrift wie mehrere andere in Zeller's „Theologischen Jahrbüchern“ veröffentlichte theologische Handlungen zogen S. die Ungunst der würtemb. Kirchenbehörden zu, weshalb er sich veranlaßt sah, die theologische Laufbahn zu verlassen. Er gründete im Sommer 1843 die „Jahrbücher der Gegenwart“, die bis Mitte 1848 erschienen, und habilitirte sich im Herbst 1843 als Privatdocent der Philosophie und classischen Philologie an der tübinger Universität, wo er 1848 eine außerordentliche Professur der classischen Philologie erhielt. Die Ergebnisse seiner theologischen Forschungen hat S. in der Schrift „Das nachapostolische Zeitalter“ (2 Bde., Tüb. 1846) niedergelegt, eine geschichtliche Untersuchung, in welcher er die Entwicklung des Christenthums aus dem Judenthum und die Entstehung der kath. Kirche als einen rein historischen Proceß aus rein historischen Motiven zu erklären und den neutestamentlichen Schriften diesen Entwicklungsproceß des apostolischen und nachapostolischen Zeitalters ihre historische Stelle anzuweisen bestrebt ist. Unter seinen übrigen Schriften sind, außer einem Abriss der Geschichte der Philosophie“ (Stuttg. 1848), die Ausgaben der Clementinischen Homilien





rino ermordet. Aus der actenmäßigen Untersuchung ging hervor, daß die That ein gemeiner Laubmord war, die der Mörder aber dadurch zu beschönigen suchte, daß er auf der Reise gewahrt worden, wie der Fremde ein Ungläubiger (*incredulo*) sei. Durch Anlegung eines botanischen Gartens in Königsberg und eine ihm zur Hälfte angehörende „*Flora Erlangensis*“ (2 Bde., kl. 1811) erwarb sich S. um die Pflanzenkunde Verdienste. Wichtig für die Zoologie sind in „*Handbuch der Naturgeschichte der skeletlosen ungegliederten Thiere*“ (Lpz. 1820) und die „*Beobachtungen auf naturhistorischen Reisen*“ (Königsb. 1820). Auch verdient seine Schrift „*Über Kranken- und Armenanstalten zu Paris*“ (Bair. 1809) Erwähnung.

Schweigger (Joh. Salomo Christoph), Professor der Physik und Chemie zu Halle, der Bruder des Vorigen, wurde 8. April 1779 zu Erlangen geboren, wo er auch seine Studien vollendete und 1800 als Privatdocent auftrat. Im Oct. 1802 erhielt er eine Anstellung als Professor der Mathematik und Physik am Gymnasium in Balreuth und 1811 in Nürnberg an der polytechnischen Anstalt. Theils physikalischer Zwecke wegen, vorzüglich aber um die Studienanstalten genau kennen zu lernen, reiste er 1816 über Paris nach England. Nach seiner Rückkehr nach Deutschland lebte er ein Jahr in München als Mitglied der königl. Akademie; dann übernahm er die Professur der Physik und Chemie in Erlangen, von wo aus er 1819 einem Rufe für dieselben Fächer nach Halle folgte. Seine physikalischen Arbeiten bewegen sich vorzüglich auf dem Gebiete der Elektricität und des Galvanismus. Er hatte schon 1808 ein Elektrometer zur Messung der elektrischen Kraft durch magnetische construirt; unmittelbar nach Ørsted's großartiger Entdeckung erfand er den elektromagnetischen Multiplikator (s. d.), der seinen Namen führt. Seit 1811 hatte er die Herausgabe von Gehlen's „*Journal*“ übernommen. Sein als Fortsetzung desselben gegründetes „*Jahrbuch für Chemie und Physik*“ erließ er später dem Adoptivsohn seines Bruders, dem Professor der Medicin Franz Wilh. Schweigger-Seidel, welcher es 1834 mit Erdmann's „*Journal für praktische Chemie*“ verband, aber schon 5. Juni 1838 starb. Mit seinen physikalischen Studien hat S. auch mehrfach literarische verbunden; so unter Anderm in der Schrift „*Einleitung in die Mythologie auf Grund der Standpunkte der Naturwissenschaft*“ (Halle 1836) und der gründlichen Abhandlung „*Über das Elektron der Alten*“ (Greifsw. 1848). Seine neuern physikalischen Untersuchungen sind in Zeitschriften niedergelegt; besonders erschien die Schrift „*Über die stöchiometrischen Gesetze*“ (Halle 1853).

Schweighäuser (Joh.), gelehrter Philolog, geb. 26. Juni 1742 zu Strassburg, wo sein Vater Joh. Georg S., auch als Orientalist bekannt, Pfarrer zu St. Thomas war. S. beschäftigte sich zu Paris eine Zeit lang mit den orient. Sprachen und besuchte dann zu seiner literar. Ausbildung das Ausland. Nach seiner Rückkehr lehrte er in Strassburg Logik und Philosophie; 1778 aber wurde er Professor der griech. und morgenl. Sprachen, worauf er sich ausschließlich dem Studium der alten Literatur widmete. Die Revolution unterbrach seine Arbeiten, und eine Zeit lang verhaftet, wurde er nachher auf ein Dorf in Lothringen verwiesen. Später erhielt er wieder in Strassburg einen Lehrstuhl an der Centralschule des Depart. Niederrhein, und 1816 wurde er auf Verfügung des Königs Mitglied der Akademie der Inschriften. Altersschwäche wegen legte er 1824 seine Professur nieder und starb zu Strassburg Jan. 1830. Einen bedeutenden Ruf in der gelehrten Welt erwarb er sich durch seine trefflichen Bearbeitungen des Appianus (6 Bde., Lpz. 1785), Polybius (9 Bde., Lpz. 1789—95; 5 Bde., Drf. 1831), von Epiktet's „*Manuale*“ und Celes's „*Tabulae*“ (Lpz. 1798), ferner „*Epicteteae philosophiae monumenta*“ (5 Bde., Lpz. 1799—1800), des Athenäus (1 Bde., Strassb. 1801—7), von Seneca's „*Epistolae*“ (2 Bde., Zweibr. und Strassb. 1809) und besonders des Herodot (12 Bde., Strassb. und Par. 1816, nebst einem „*Lexicon Herodotomum*“, 2 Bde., Strassb. und Par. 1824). Seine kleinern Schriften erschienen unter dem Titel „*Opuscula academica*“ (2 Bde., Strassb. 1806). — Sein Sohn, Jean Geoffroy S., geb. zu Strassburg 2. Jan. 1776, mußte während der Revolution nacheinander mehrere Verordnungsstellen übernehmen, dann beschäftigte er sich in Paris mit literarischen, meist philologischen und archäologischen Arbeiten. Im J. 1810 wurde er seinem Vater als Professor in Strassburg adjungirt und 1824 dessen Amtsnachfolger. Mit L. Petit-Madel gab er die „*Monuments antiques du musée Napoléon*“ (4 Bde., Par. 1804—6) und mit J. B. Bory de Saint-Vincent die „*Antiquités d'Alsace*“ (Par. 1825 fg.) heraus. Unter seinen übrigen antiquarischen Arbeiten ist noch die „*Énumération des monuments les plus remarquables du département du Bas-Rhin*“ (Strassb. 1844) zu nennen. Er starb 14. März 1844.

Schweine oder Borstenthiere (*Setigera*) machen eine Familie der Dickhäuter oder Viel-

hufer unter den Säugethieren aus und zerfallen in mehrere Gattungen. Sie sind über alle Theile verbreitet, im Allgemeinen zum Fettwerden geneigt und fressen alle nur irgend genießbaren Stoffe. Wie alle Dickhäuter lieben sie die Feuchtigkeit und wälzen sich gern im Schlamm, um ihre sehr empfindliche, mit Borsten bekleidete Haut gegen Insektenstiche zu schützen. Der Rüssel ist sehr kurz, und von den vier Zehen (Klauen) sind die zwei Seitenzehen höher gestellt und nach hinten gerichtet (Afterklauen). Die eigentliche Gattung Schwein (*Sus*) zeichnet sich durch lauter vierzehige Füße, dreikantige vorragende Eckzähne, einen mittellangen Schwanz und den Mangel der Rückendrüse aus. Zu ihr gehört das Wildschwein (*S. Scrofa Afer*), welches braunschwarz ist, sonst in ganz Europa gemein war, jetzt aber wegen des Schadens, den es durch Wühlen in Feldern und Weinbergen anrichtet, in den meisten Gegenden ausgerottet ist. Es ist reizbar, rachsüchtig, grimmig und völlig furchtlos und stürzt sich wüthend auf seinen Gegner; aber jung eingefangene Wildschweine gewöhnen sich sehr leicht an die Gefangenschaft und lassen sich abrichten, wie in Frankreich, zum Aufspüren der unter dem Boden verborgenen Trüffen. Das Männchen nennt man Eber oder Steller, das Weibchen Bache und die Jungen Ferkel. Von ihm stammt unser Hausschwein (*S. Scrofa domesticus*) ab, welches schon in den ältesten Zeiten erwähnt wird und als ein verhältnißmäßig wohlfeil zu erhaltendes und einträgliches, besonders aber durch seine große Fruchtbarkeit wichtiges Hausthier geschätzt, aber bei vielen oriental. Völkern, wie Juden, Mohammedanern u. a., auch verabscheut ist. Durch die äußerst lange Zucht sind zahlreiche Racen entstanden, von denen die englische, französische, südeuropäische, türkische, jütländische oder bayerische und die chinesische am bekanntesten sind. Von Eingeweidewürmern und Krankheiten haben die Schweine viel zu leiden, besonders wenn sie nicht richtig gehalten werden. Das Papuschwein (*S. Papuensis*) auf Neuguinea, welches ein wichtiges Besigthum der Papus ausmacht, übertrifft an Zierlichkeit der Gestalt und feinem Baue alle andern Arten. Die nur in Südamerika einheimische Gattung Bisamtschwein, Nabelschwein, Peccari oder Tazassu (*Vicotyles*) ist durch eine Drüse auf dem Rücken, dreizehige Hinterfüße und den Mangel des Schwanzes verschieden. Das weißlippige Bisamtschwein (*D. labialis*), welches in Heerden zu 50—80 Stück zusammenhält, hat ein sehr wohlschmeckendes Fleisch und wird deshalb eifrig gejagt, nur muß die Rückendrüse sogleich nach dem Tode des Thieres ausgeschnitten werden, weil sonst der üble Geruch sich dem ganzen Fleische mittheilt. Die Gattung Warzenschwein (*Phacochoerus*), die sich durch die Backenzähne auszeichnet, welche aus aufrecht nebeneinander gestellten, mit Schmelz eingehüllten und mit Rindensubstanz zu einem Ganzen verbundenen Knochenzylindern bestehen, enthält die mißgestalteten Dickhäuter. Zu ihr gehört das abyssinische Warzenschwein (*Ph. Aeliani*) und das äthiopische Warzenschwein (*Ph. Aethiopicus*). Auch der Hirscheber (*s. d.*) gehört zu den Schweinen.

**Schweinezucht.** Die Zucht der Schweine wird eingetheilt in die wilde, halbwilde und Hauszucht. Die wilde Schweinezucht besteht darin, daß sich die Schweine das ganze Jahr hindurch selbst überlassen bleiben, im Sommer auf den Weiden sich nähren und im Herbst in den Eichen- und Buchenwäldern vollkommen ausgemästet werden, wie es in Serbien, Bosnien und Ungarn geschieht. Halbwild ist die Schweinezucht, wenn die Schweine nur in den günstigen Jahreszeiten gemäht, den Winter über aber in eingefriedigten und zum Theil bedeckten Orten gefüttert werden, wobei eine regelmäßige Zucht ebenfalls nicht stattfindet. Diese Schweinezucht kommt hauptsächlich in Ungarn vor. Die Hauszucht besteht darin, daß die Schweine als Hausnuthiere in besondern Ställen gehalten und gefüttert, nur hier und da in den günstigen Jahreszeiten gemäht werden und sich hinsichtlich der Fortpflanzung nicht selbst überlassen sind. Sowol den Eber als die Sau verwendet man erst in einem Alter von  $1\frac{1}{2}$  J. zur Fortzucht und benützt sie dazu längstens vier Jahre. Die Sau wirft in der Regel zwei mal des Jahres, im Januar oder Februar und im Juni oder Juli. Etwas Eigenthümliches ist das Auffressen der Ferkel durch die Mutter, das man als eine Krankheitserscheinung betrachten kann. Ausgewachsene Schweine mästen sich schneller und besser als jüngere, die aber ein wohlschmeckenderes, mit Fett durchwachsenes Fleisch liefern. Das wohlfeilste und zweckmäßigste Mastfutter, welches viel Fett und Fleisch gibt, besteht in gedämpften Kartoffeln und gekochtem oder geschrotene Getreide. Saure Milch ist ein sehr hülfreicher Zusatz zu dem Mastfutter. Zweckmäßig ist es, die Schweine alle Tage während der Mast mit einem nassen Strohisch abzureiben. Die größte und deshalb statistisch bedeutendste Schweinezucht wird in den westlichen Staaten von Nordamerika, namentlich in Ohio getrieben; in Europa besitzt England die besten Racen, Rußland die schlechtesten, die aber die besten Borsten liefern.

**Schweinfurt** (*Suevofurtum*), eine ehemalige Reichsstadt am Main, jetzt zum bair. Reich



terfranken und Aschaffenburg gehörig, hat 8547 E., worunter 1183 Katholiken, einen schönen Marktplatz, ein Gymnasium, ein Handelsinstitut, eine höhere Bürger- und eine Gewerkschule, Weinbau, Brauereien, mehrere ansehnliche Fabriken in Bleiweiß, Metallwaaren, Leder u. s. w., nicht unansehnliche Schifffahrt und bedeutende Vieh- und Wollmärkte. Ihr Gebiet als Reichsstadt betrug eine Quadratmeile. Sie stand in früherer Zeit unter eigenen Grafen, dann unter den zu Markgrafen von S. erhobenen Grafen von Henneberg, nach deren Aussterben 12 sie zur Reichsstadt wurde. Im Reichsdeputationshauptschlusse von 1803 kam sie an Bayern, 1810 an das Kurfürstenthum Würzburg, 1814 aber wieder an Baiern. Zu S. wurde 152 die Leopoldinische Akademie der Naturforscher gestiftet.

**Schweinichen** (Hans von), ein schles. Ritter, der in Folge seines Verhältnisses zu den Herzogen Heinrich und Friedrich von Liegnitz den größten Theil des Deutschen Reichs durchzog und an den mancherlei Abenteuern Heinrich's Antheil nahm, ist besonders seines mit großer Sorgfalt geführten Tagebuchs wegen merkwürdig, welches einen wichtigen Beitrag zur Sitten- und Geschichtskunde des 16. Jahrh. enthält. Er wurde 25. Juni 1552 auf dem fürstlichen Schlosse Gräbberg geboren und nach damaliger Sitte in seinem neunten Jahre zum Dorfschreiber gesandt, um schreiben und lesen zu lernen. In seinem zehnten Jahre that ihn der Vater an den Hof, wo gemeinschaftlich mit dem Sohne des wegen seiner Verschwendung in kaiserlichem Gewahrsam gehaltenen Herzogs Friedrich von Liegnitz unterrichtet wurde. Vier Jahre später kam er auf das Gymnasium zu Goldberg, wo er zur Nothdurft Latein reden lernte. Hierauf trat er 1567 in die Dienste des seinem Vater Friedrich in der Regierung gefolgten Herzogs Heinrich XI. von Liegnitz. Mit diesem leichtsinnigen Fürsten machte er verschiedene Züge nach Polen und mancher kleine Reise. Endlich begleitete er ihn als Kammerjunker auf dessen Reise ins Reich und kam bei diesem Ritt gar bald „groß Rundschaft“, da er sich mit „Saufen einen großen Namen machte“. Die Reise ging über Mecklenburg, Lüneburg und Dresden, von da zurück nach Breslau und Schlesien, dann nach Polen und endlich durch Böhmen über Prag nach Süddeutschland, wo Augsburg, Heidelberg, Strassburg und viele andere Städte S. und seinem Herzogen tausend Freuden, diesem aber, bei seiner Verschwendung, auch viel Leid verursachten. S.'s kaiserliches Gut war indessen den Gläubigern verfallen, bei denen sich sein Vater für den Herzog verbürgt hatte. Der Herzog selbst wurde festgenommen, und S. war froh, mit heiler Haut zu Fuß über Leipzig 1577 in die Heimat zu kommen. Sein Vater war gestorben; der Bruder Heinrich's, Friedrich, hatte die Regierung übernommen und war gegen ihn nicht freundschaftlich gesinnt. Endlich kehrte der Herzog Heinrich, dem kaiserl. Befehl gemäß, ins Land zurück, und S. war nun wieder der treue Gefährte desselben auf allen seinen Zügen und vollzog die ihm anvertrauten Sendungen mit der größten Pünktlichkeit, bis sein Herr von neuem vor den Kaiser nach Prag gefodert und gefangen genommen wurde. Jetzt trat S. aus dessen Dienst, verheirathete sich und trieb nun Landwirthschaft. Endlich nahm ihn Herzog Friedrich zu Gnaden auf und machte ihn zu seinem Marschall. Er begleitete ihn nach Holstein und auf mehreren Reisen und starb 1616. Sein Tagebuch geht bis 1602 und wurde von Büsching unter dem Titel „Leben und Abenteuer des schles. Ritters Hans von S.“ (3 Bde., Lpz. 1825) herausgegeben.

**Schweiß** (sudor) nennt man die tropfbarflüssige Hautausdünstung. Dieselbe wird von einem bestimmten Organen abgesondert. Es sind dies die in außerordentlich großer Anzahl vorhandenen, aber mit unbewaffnetem Auge kaum wahrnehmbaren Schweißdrüsen, welche in der Lederhaut liegen und durch einen die obere Hautschichten durchbohrenden Ausführgang, den Schweißkanal, ihr Product nach der Oberfläche der Haut leiten, wo es durch die Schweißporen hervortritt. In gewöhnlichem, ruhigem Zustande des Körpers und bei kaltem und bei mittlerer Temperatur wird nur so viel Feuchtigkeit abgesondert, als in derselben Zeit wieder verdunstet (die sogenannte unmerkliche Transpiration); aber bei reichlichem Säfte- und Blutdruck nach den Schweißdrüsen oder bei behinderter Verdunstung auf der Hautoberfläche (z. B. unter Wachstaffet, oder in sehr feuchter Luft, im Dampfbad) erscheint der tropfbare Schweiß. Der Zweck der Ausdünstung ist theils Entfernung überflüssiger oder schädlicher Stoffe aus dem Körper, theils Erhaltung eines gleichmäßigen Wärmegrades in demselben. Untersuchungen über die Quantität der Ausdünstung, über die chemische Zusammensetzung des Schweißes u. s. w. haben wir ältere schon von Sanctorius („De medicina statica“, Ven. 1614), neuerdings von Lavoisier, Séguin, Berzelius, Thénard u. A. Von besonderer Wichtigkeit ist die Schweiß bei Krankheiten als Zeichen und als Naturheilmittel. Unterdrückung des Schweißes ist eine der häufigsten Krankheitsursachen (s. **Erkältung**); das Erscheinen oder Nichterscheinen, die Beschaffenheit und die begleitenden Umstände des hervorbrechenden Schweißes

geben dem Arzte für Beurtheilung und Behandlung vieler Krankheiten wichtige Anhaltspunkte. Das künstliche Hervorrufen des Schweißes ist ein Heilmittel, welches in vielen Fällen von Erkrankung (besonders frischer) mit dem besten Erfolge gekrönt ist. Um diesen letztern Zweck zu erreichen, bedient man sich entweder äußerer Mittel: des Einhüllens in luftdichte Körper (Löss, Pflaster, vor allem in Kautschukplatten) oder in trockene oder feuchte Decken, der Essigmasse, der lauen oder warmen Bäder, der Dampfbäder, der gymnastischen Übungen u. s. w., oder innerer, deren es eine große Anzahl gibt und von denen ein Theil unter dem Namen der schweißtreibenden Mittel (*remedia diaphoretica*) bekannt ist. Zu diesen gehören vorzüglich die ätherisch-öligen Pflanzenstoffe, unter denen besonders der Flieder (*Sambucus nigra*) in der Volksmedizin hohes Ansehen genießt, aber meistens allzu erhitend wirkt, der Lindenblüthen-tee, das heiße Wasser überhaupt; ferner das essigsauere und andere Ammoniaksalze, das Dover'sche Pulver, die *Specacuanha*, das Aconit, das Guajak, die sogenannten Holzthees u. a. m.

Schweistuch hieß bei den Juden das Tuch, in welches man den Kopf eines Leichnams oder auch diesen selbst hüllte. Die röm. Kirche hat einige heilige Schweistücher, die sie als heilige Reliquien verehrt. Hierher gehört z. B. das Schweistuch der Maria, besonders aber das der heil. Veronika, welches fünf mal vorhanden sein soll. Die Legende sagt, daß die Veronika Jesus bei seinem letzten Gange in Schweiß und Blut gesehen und ihm ein Tuch gereicht habe, um sich abzutrocknen. In das Tuch, das drei mal zusammengelegt gewesen sei, habe Jesus sein Gesicht gedrückt und der dadurch erhaltene dreifache Abdruck seines Gesichts sei nach Jerusalem, Rom und nach Spanien, nach Andern aber nach Turin, Toulouse, Besançon, Compiègne und Sorlat gekommen. Als einer Wunder wirkenden Reliquie widmeten ihr Johann VII. und Gregor XIII. eine besondere Verehrung. In Besançon entstand selbst ein Orden, der sich die Bruderschaft des heil. Schweistuches nannte und jährlich 3. Mai eine feierliche Procession der Reliquie widmete, weil sie (1544) die Stadt von einer pestartigen Seuche befreit haben sollte.

Schweizer (Aug. Gottfr.), Professor der Landwirthschaft an der Universität zu Bonn wurde 4. Nov. 1788 zu Naumburg an der Saale geboren, wo sein Vater Kaufmann war. Auf dem Rittergute Mosen bei Ronneburg, das im Besiz seiner Familie sich befand, widmete er sich der Landwirthschaft und 1807 besuchte er das landwirthschaftliche Institut zu Möglin. Später bereiste er, um praktische Erfahrung sich zu erwerben, einen großen Theil Deutschlands und der Schweiz. Eine kleine Schrift „Die Wechselwirthschaft“ war sein erster schriftstellerischer Versuch (1817). Dann arbeitete er mehrere Aufsätze in die von ihm mit Koppe, Eder und Leichmann herausgegebenen „Mittheilungen aus dem Gebiete der Landwirthschaft“ (Bd. 1818—25). Seit 1820 bewirthschaftete er das Gut Mosen für seine Rechnung und 1822 übernahm er die Administration des nahe dabei gelegenen sachs.-weimar. Kammergutes Benfurth. Drei Jahre darauf folgte er dem Rufe als Professor an der Akademie und Director der landwirthschaftlichen Anstalt zu Tharand. Von seinen seitdem erschienenen Schriften ist zu erwähnen: „Kurzgefaßtes Lehrbuch der Landwirthschaft“ (2 Bde., Dresd. 1831—32, 3. Aufl., 1854); „Anleitung zum Betrieb der Landwirthschaft“ (2 Bde., Lpz. 1832—33); „Landwirthschaftliche Reise durch das nördliche Frankreich“ (nach dem Französischen des Professors Moll, Dresd. 1836); „Darstellung der Landwirthschaft Großbritanniens in dem gegenwärtigen Zustande“ (nach dem Englischen, 2 Bde., Lpz. 1839—40). Seit 1831 gab er auch in Verbindung mit Schubarth und Weber das „Universalblatt für die gesammte Land- und Hauswirthschaft“ (Lpz. 1831—38) heraus. Im J. 1839 wurde er Director der landwirthschaftlichen Gesellschaft und 1844 zweiter Vorstand des landwirthschaftlichen Hauptvereins in das Königreich Sachsen. Sodann folgte er 1846 einem Rufe als Professor der Landwirthschaft an der Universität Bonn und als Director der dort zu errichtenden höhern landwirthschaftlichen Lehranstalt. Letztere Stelle legte er jedoch 1851 wegen gänzlicher Lähmung des Körpers nieder und starb 17. Juli 1854.

Schweizer (Christian Wilh.), verdienter Jurist und sachsen-weimar. Staatsmann, geb. 1. Nov. 1781 zu Naumburg, studirte seit Ostern 1799 zu Leipzig die Rechte und wirkte von 1803—6 als Privatdocent und außerordentlicher Beisitzer der Juristenfacultät in Wittenberg. Nach mehreren größern Reisen ließ er sich Ende 1807 als Advocat und Rathshalter zu Ronneburg nieder, folgte aber 1810 einem Rufe als ordentlicher Professor und Beisitzer des Hofgerichts nach Jena und ward 1816 zum Mitglied des neuerrichteten Obergerichts zu Jena ernannt. In den Kriegsjahren mehrfach thätig, überdies vom Herzog Karl August in manchen besondern Angelegenheiten verwendet, wurde er, nach 1816 als Abgeordneter der Universität Jena an der Berathung über das Grundgesetz



nommen, 1818 als Geh. Staatsrath in das Ministerium berufen. Nach Goethe's Tode hielt S. die Oberaufsicht über die unmittelbaren Anstalten für Wissenschaft und Kunst und 1840 auch die über die Archive. Im J. 1842 wurde ihm als Staatsminister das neuerstete dritte Departement für das Innere, mit Einschluß der Militärangelegenheiten, des Cultus, der Universität und der Anstalten für Wissenschaft und Kunst, übertragen. In dieser Stellung verblieb S. bis zum März 1848, wo er seine Entlassung zu nehmen sich veranlaßt sah. Er lebt seitdem auf seinem Gute Klobra in Zurückgezogenheit den Wissenschaften. Unter seinen literarischen Arbeiten sind besonders das „Lehrbuch des sächs. bürgerlichen Processus“ (Bd. 1, Jena 1813) und „Das öffentliche Recht des Großherzogthums Sachsen-Weimar-Eisenach“ (Bd. 1, Weim. 1825) hervorzuheben.

**Schweiz.** Die Schweiz, mit einer Grenzausdehnung von etwa 250 M., zwischen den deutschen Bundesstaaten, Italien und Frankreich gelegen, erstreckt sich von 23° 50'—28° 5' ö. L. und 45° 50'—47° 50' n. Br. Der Flächenraum beträgt nach der auf die neuesten, aber noch nicht ganz vollendeten trigonometrischen Messungen gegründeten Schätzung ungefähr 730 QM. Sie ist das höchste Land Europas. Von hier steigen die bedeutendsten Flüsse dieses Welttheils zu den andern Ländern herab. Der größte Theil der bewohnten Ortschaften liegt auf einer Höhe über dem Meerespiegel, die zwischen 1200 und 2000 F. die Mitte hält. Nur wenige Theile der äußersten Grenze machen hiervon eine Ausnahme, wie die Umgebungen des Lago-Maggiore, der niedrigsten Punkte der S. südlich der Alpen (636 F.), und das Rheinthal vom Bodensee bis Basel, dem niedrigsten Punkte nördlich der Alpen, 780 F. über dem Meere. Die Bewohnbarkeit der S. beschränkt sich jedoch nicht auf jene mittlere Höhe; denn selbst bis 4000 F. sind noch viele Flecken und größere Dörfer anzutreffen und kleinere, das ganze Jahr bewohnte Dörfer sogar bis 6000 F. Höher hinauf finden sich in der Regel nur Sommerwohnungen. Die Landschaft bietet also eine große Abwechselung dar. Noch größer wird diese durch die im Ganzen etwa 200 einnehmenden Seen, Flüsse und andere Gewässer, welche letztere die herrlichsten Wasserfälle bilden, sowie durch die zahlreichen Gletscher, die etwa  $\frac{1}{8}$  der Oberfläche des ganzen Landes umfassen. Das Land ist darum das Ziel unzähliger Reisenden, die von nahe und fern kommen, um die Wunder seiner Natur kennen zu lernen. Die Hauptgebirge der S. sind die Alpen (s. d.) und der Jura (s. d.). Jene erheben sich im Süden bis zu einer Höhe von 14700 F.; der Jura übersteigt nirgends 5300 F., und das zwischen Alpen und Jura liegende Mittelgebirge erreicht seine größte Höhe beim Pilatus mit 6570 F. In der Höhe von 8000—8200 F. bleibt der Schnee gewöhnlich das ganze Jahr liegen. Weit tiefer herab steigen aber die in beständiger Bewegung und Abnahme begriffenen Gletscher (s. d.). In den Alpen vom Montblanc bis zu den nördlichen Tirols liegen über 600 solcher Gletscher, von denen wenige kleiner als eine Stunde, viele aber 6—7 St. lang,  $\frac{1}{2}$ — $\frac{3}{4}$  St. breit und 100—600 F. mächtig sind. Sie bilden ein fast überall zusammenhängendes Eismeer. Die Eis- und andern hohen Berge liefern in allen Richtungen die reichsten Quellen zahlloser Gewässer, wozu Rhein, Aar, Rhône, selbst Zuflüsse zur Elbe und zum Po gehören, die aber sämmtlich erst jenseit der S. für den Verkehr bedeutend werden. Desto mehr ist dieses Land mit schiffbaren größern Seen versehen. Die meisten sind auf einer Höhe von 1100—1600 F. über dem Meere, welche am besten zum Anbau sich eignet. Sie frieren im Winter selten zu und erleichtern daher den Verkehr und den Handel. Die größern Seen werden von zahlreichen Dampfschiffen befahren. Unter den Kanälen ist der wichtigste der Linthkanal. Das Klima der S. ist nach der Ortlichkeit außerordentlich verschieden. Man kann in den obern Regionen der Alpenwelt die Kälte Sibiriens und vieler Theile einer Tagereise davon, in einer Ebene am südlichen Abhange nackter hoher Felsen, die die Hitze (z. B. in Wallis) zu bestehen haben. Die meisten bewohnten Gegenden haben einen mittlern Wärmegrad von 6 $\frac{1}{2}$ —8° R., wie in den gemäßigten Theilen des niedrigen Continents. Im Allgemeinen ist die S. ein sehr gesundes Land. Nur wenige Orte in sumpfigen oder sehr engen tiefen Thälern machen eine Ausnahme. Von verheerenden Erdbeben, von denen das Juragebiet noch im Mittelalter viel zu leiden hatte, ist das Land seit Jahrhunderten verschont geblieben. Hingegen bereiten Bergstürze, häufige Überschwemmungen, Lawinen, heftige Schnee- und andere Stürme den Bewohnern vieler Gegenden manche Gefahren. Auch die Fruchtbarkeit des Bodens ist sehr ungleich. Wol  $\frac{2}{3}$  bestehen aus Seen und andern Gewässern, die andern, nackten Felsen und andern unwirthbaren Höhen. Auch die niedern Gegenden haben sehr häufig Ausströmen der Bergbäche zu leiden, die hier keinen fruchtbaren Schlamm, sondern nur Gerölle absetzen. Doch gibt es in der S. auch solche Gegenden, die nicht nur den Anbau, sondern zu den einträglichsten gezählt werden müssen. Der reichliche Anlaß zu Be-





ischen Absatz. Nordamerika und Brasilien, sowie die Levante sind die wichtigsten Märkte für schweiz. Handel, für dessen Sicherstellung und Regulirung durch die in allen Welttheilen blühenden Consulate genügend gesorgt ist. Die individuelle Rate des auswärtigen Handels beträgt 180—191 Frs., während sie in Belgien auf 107, in Frankreich auf 71, in Preußen und Reich auf je 40 und 16 Frs. berechnet wurde. Unter allen Staaten des europ. Festlandes also die S. den stärksten auswärtigen Handel. Diese merkwürdigen Resultate verdankt das kleine arme Land theils seinem seit lange befolgten System der Handelsfreiheit, theils hauptsächlich seiner wohlfeilen Administration und besonders dem Umstande, daß durch stehendes Heer den productiven Beschäftigungen fort und fort ein großer Theil der Arbeitskräfte entzogen wird. Dem Grundsatz der Handelsfreiheit ist durch das Zollgesetz vom September 1848 kein wesentlicher Eintrag geschehen, indem dadurch in der Hauptsache nur geringe Finanzzölle im Interesse der Eidgenossenschaft eingeführt wurden. Dagegen fielen alle Verkehr vielfach belästigenden Binnenzölle, Weg- und Brückengelder weg, wofür der Bund und Cantone eine jährliche Schadloshaltung von 2,350,000 Frs. bezahlt. Seit Anfang des Jahrhunderts ist für den Straßenbau und in den letzten Jahren durch Centralisation des Wesens auch für dieses viel gethan worden. An Cantonalstraßen hat die S. 3000 Kilometers und steht darin keinem Lande des europ. Continents nach. Eine lebhafteste Dampfschiffahrt besteht auf allen größern Seen. An Eisenbahnen hatte die S. bis 1854 erst die kleine Strecke von Zürich nach Baden; doch ist ein vollständiges Eisenbahnnetz in allen Hauptrichtungen in Angriff genommen. Die baldige Beseitigung der vielartigen Maße und Gewichte ist abgemacht. Der im Münzwesen früher herrschenden Verwirrung ist durch Einführung des 3. Münzfußes gesteuert worden. Staatspapiergeld gibt es in der S. nicht; dagegen hat sich die Zahl der Privatbanken vermehrt. Neben den an baarem Gelde umlaufenden 115 Mill. Frs. hat man jedoch nicht viel über 3 Frs. Banknoten auf den Kopf, während in Frankreich und Belgien je 10 und 12 Frs. auf jeden Bewohner kommen. Der im Ganzen herrschende Wohlstand ist nicht allzu ungleichartig vertheilt. Neben 370,200 Haushaltungen mit Viehbesitz gibt es nur 9,280 ohne solchen. Auch viele Fabrikarbeiter sind zugleich kleine Viehbesitzer, was die Lage dieser Classe günstiger als in andern Ländern mit großer Industrie macht. Zu den nicht unwichtigen Quellen des Einkommens in der S. gehört auch das Millionen betragende Capital, das jährlich durch die seit 1815 beständig zunehmende Zahl Reisenden in Umlauf gesetzt wird.

Die Bevölkerung der S. belief sich nach dem Census vom März 1850 auf 2,392,740. Unter befanden sich 2198 Heimatlose, deren Zahl sich seitdem durch Einbürgerung vermindert hat, sowie 71,570 Ausländer. Die Zahl der im Auslande abwesenden Schweizer war 6. In etwa 15 J. betrug der Gesamitzuwachs der Bevölkerung 202,482 oder jährlich 6; die verhältnißmäßige Zunahme war also nur 1:147. Die Zahl der Protestanten war 778,666, die der Katholiken 971,809 und die der Juden 3,145; mithin war das Verhältniß der Confession 59 $\frac{2}{3}$ %, 40 $\frac{1}{3}$ % und  $\frac{1}{3}$ % Proc. Von den Juden wohnt die Mehrzahl in eigenem Gemeinwesen des Cantons Aargau. Mit den religiösen Verschiedenheiten stehen in augenbarem Zusammenhange die Unterschiede des materiellen Wohlstandes und der geistigen Kultur. Die höhere intellectuelle Entwicklung, sowie die rationellere Landwirthschaft und der Aufschwung des Gewerbfleißes und Handels finden sich durchweg nur in den protestantischen Cantonen, und wenigstens sind es nicht ausschließlich die ungünstigen örtlichen Verhältnisse, wodurch die Inferiorität der rein kath. Cantone bedingt ist. Die Bevölkerung vertheilt sich an die 22 Cantone nach sehr bedeutenden Unterschieden der absoluten Größe und Dichtigkeit. Der größte Canton, Graubünden (s. d.), ist relativ der am schwächsten betheiligte; Bern (s. d.), mit etwa 124 QM. und einer Dichtigkeit, die nicht ganz die mittlere erreicht, umfaßt doch nahe ein Fünftheil der Gesamtbevölkerung der Eidgenossenschaft. In der ganzen Schweiz zählt man 92 Städte und 63 Flecken auf 10,345 Dörfer und Weiler. Unter den Städten steht nur Genf (s. d.) die Zahl von 30,000 E. überschritten; ihm zunächst steht Zürich mit seinen unmittelbar angrenzenden Gemeinden. Nach der Sprache, deren Unterschiede auf die Verschiedenheit der Abstammung hinweisen, sondern sich die Bewohner in deutsche, ital. und roman. Schweizer. Die deutschen, franz. und ital. Gemeinden umfassen je 396, 540,072, 129,333 E.; die romanische Sprache wird noch von 42,500 Bewohnern Graubündens gesprochen. Bei allen Verschiedenheiten nach Abstammung und Sprache, schließlich aber nach der Religion, ist gleichwol nicht zu verkennen, daß eine dreihundertjährige Geschichte, gemeinsame Erinnerungen und zumal die Gewohnheiten der bürgerlichen und





des Theater gibt es nicht. Basel, Bern, Genf, Zürich und Lugano besitzen jedoch größere Schauspielhäuser, in denen wenigstens die Hälfte des Jahres gespielt wird. Die politische Betheiligtheit hat Fortschritte gemacht. Die Kanzelberedtsamkeit und Dichtkunst haben manche bedeutende Namen aufzuweisen. Bekannt sind aus der deutschen S. die Kanzelredner Zollikofer, Müsli, Häfelin, Stolz u. A.; die Dichter Haller, Gessner, Salis, Usteri und Hegner. In Letztern reihen sich aus der neuesten Zeit einige hervorragende Talente, wie Albert Bissler, Kellner u. A., an. Unter den Wissenschaften sind Heilkunde, Naturkunde und Mathematik am meisten gepflegt worden. Die Namen von Joh. Gessner, Haller, den Bernoulli, Euler, Lavoisier, Tissot, Saussure, Bonnet, Decandolle und Deluc sind ebenso berühmt als in andern Theilen der Forschung und der geistigen Production die eines J. J. Rousseau, Lavater, Breiling, Sulzer, Johannes von Müller, Pestalozzi, Zimmermann u. A.

Die Schweiz. Literatur, um in weiterm Kreise Eingang zu finden, muß sich an die deutsche, französ. oder ital. anschließen. Die Masse der literarischen Erzeugnisse der S. für den eigentlichen Buchhandel ist verhältnißmäßig nicht so groß als in Deutschland und Frankreich. Um so reichlicher ist, besonders seit den Bewegungen von 1830, die periodisch-politische Presse. Es erscheinen jährlich über 100 Zeitungen, von denen jedoch die meisten nur eine cantonale Bedeutung haben. In den meisten Cantonen fehlt es nicht an literarischen Gesellschaften, die sich einer wachsenden Theilnahme erfreuen. So gibt es sowohl allgemeine Lesevereine als solche, die sich einen Theil der Wissenschaften umfassen; arbeitende Gesellschaften; ferner solche Vereine, die sich auf ganze Cantone oder die ganze S. erstrecken und im letztern Falle alle Jahre ihren Sitzungsort ändern. Diese trugen nicht wenig dazu bei, die in Sprache, Sitte und Confession abweichenden Bürger der verschiedenen Cantone einander zu nähern und durch geistige Verbindung Das zu ersetzen, was in anderer Beziehung die Schweizer noch trennen mochte. Die erste dieser Verbindungen ist die 1763 gestiftete Helvetische Gesellschaft. Größere Theilnahme fand die Schweizerische gemeinnützige Gesellschaft, die sich hauptsächlich Erziehungswesen, Gewerbe, Armenwesen, Gefängnißpflege u. s. w. zum Gegenstande ihrer Untersuchungen gewählt und zu diesem Zwecke jährliche Fragen zur Beantwortung ausschreibt. Sie haben ihre Erziehung ähnlichen früher errichteten Anstalten in einzelnen Cantonen zu verdanken, worin hauptsächlich Bern, Zürich, St.-Gallen und Basel mit rühmlichem Beispiel vorangingen. Die Schweizerische naturforschende Gesellschaft, die wie die vorigen ihre Verhandlungen durch den Druck bekannt macht, jährlich abwechselnd in einem Hauptorte sich versammelt und Preisfragen ausschreibt, hat fast in allen Cantonen Töchtervereine, die für Vergrößerung oder Anlage von Museen und botanischen Gärten thätig sind und viel zur Beförderung der Naturkunde beitragen. Außer diesen größern gibt es noch allgemeine schweiz. Gesellschaften von Ärzten, von Thierärzten, eine Künstlergesellschaft, die jährliche Kunstausstellungen veranstaltet, viele landwirthschaftliche und industrielle Vereine, Studentenvereine u. s. w. Die Allgemeine schweizerische Musikgesellschaft und der Eidgenössische Sängerverein wechseln ebenfalls um und äußern ihre Thätigkeit in größern Aufführungen. Auch ein Verein der Milizoffiziere, der eine literarische Zeitschrift herausgibt, versammelt sich jährlich abwechselnd an verschiedenen Orten. Außerdem bestehen in vielen Cantonen militärische Cantonalvereine, welche Bibliotheken besitzen und zu wissenschaftlichen Vorträgen zusammenkommen. Alle diese Vereine entstehen meist ohne Unterstützung der Regierungen. Die S. ist in der Stiftung solcher Vereine den meisten andern Staaten vorausgegangen. Die zahlreichsten Vereine in der S. sind aber die Schützengesellschaften, deren Verbindungspunkt jetzt die Große eidgenössische Schützengesellschaft ist, die mehrere tausend Mitglieder zählt und ihre zweijährigen Freischießen feiert.

Der Territorialbestand der für neutral erklärten und in ihrer Neutralität völkerrechtlich anerkannten S. wurde auf dem Wiener Congresse nach Aufnahme der drei neuen Cantone Appenzel A. u. R., Neuchâtel und Valais festgestellt und später nur durch den Vertrag mit Sardinien am 16. März 1816 in Bezug auf die Grenzen gegen dieses Königreich berichtigt. Obgleich dem die Trennung des Cantons Basel in zwei souveräne Halbcantone erfolgte und hiernach Basel ein ähnliches bundesrechtliches Verhältniß eintrat, wie es schon seit Jahrhunderten Unterwalden (s. d.) und Appenzel (s. d.) besteht; obgleich auch 1848 das Fürstenthum Neuchâtel (s. d.) zu einer Republik wurde: blieben doch die äußern Grenzen der die Eidgenossenschaft bildenden 22 Cantone oder Stände ungeändert. Durch die neue Bundesverfassung vom 12. Sept. 1848, wodurch der Bundesvertrag vom 7. Aug. 1815 seine Kraft verlor, hat die frühere eidgenössische Staatenbund den Übergang zum Bundesstaate vollendet. Ihre wichtigsten Bestimmungen sind: Bundeszweck ist die Unabhängigkeit gegen außen, Rechtsschutz und



zeln Gemeinden aus ihrer Mitte wählen. Für wichtigere Gegenstände wird ein auf gleiche Weise gewählter zwei- oder dreifacher Landrath einberufen. Solche Verfassungen haben Uri, Ob- und Nidwalden, Appenzell und Glarus. Daran schließen sich Graubünden und Valais, deren Gesetze der Genehmigung der Gemeinden unterliegen. 2) Cantone mit repräsentativ-republikanischer Verfassung. In diesen erwählen sämtliche Staatsbürger meist unmittelbar durch Maßgabe der Bevölkerung ihre Stellvertreter, deren Versammlung der „Grosse Rath“ heisst, dessen Sitzungen öffentlich sind und dem die meisten Rechte der Landesgemeinde zustehen. In mehreren Cantonen, St.-Gallen, Basel-Land, Luzern und Thurgau, steht dem Volke ein Veto gegen die vom Grossen Rath beschlossenen Gesetzentwürfe zu. Entschädigungen (Diäten) für Mitglieder der Grossen Räte werden bis jetzt nur in einigen Cantonen gegeben. Selbst die ganze Jahr hindurch in Anspruch genommene Mitglieder der Regierung erhalten nur in den grössern Cantonen angemessene Schadloshaltung. Wenige Beamte, die Geistlichen und Aemter ausgenommen, und auch diese nicht überall, sind in der S. lebenslänglich angestellt; nach Ablauf der gesetzlichen Dienstzeit oder auch früher, wenn eine Staatsveränderung erfolgt, können sie ohne Angabe von Gründen entlassen werden. Wenige Stellen geben gesetzlichen Anspruch auf Pensionirung. Man hilft sich durch freiwillige Ersparniß-, Witwen- und Waisenkassen. Es besteht also in der S. kein eigenthümlicher Beamtenstand; und überhaupt kann seit 1848 von einer eigentlichen Standesverschiedenheit im rechtlichen Sinne nicht mehr die Rede sein. Man kennt keine ausschließlichen Vorrechte einzelner Classen der Bürger und keine privilegierten Gerichtsstände. Auch hat die S. keinen eigenen Adel; der hier befindliche ist entweder eingewandert, oder stammt noch aus der Zeit der Verbindung mit dem Deutschen Reiche her, oder ist von fremden Fürsten an Schweizer in ihren Militär- oder Civildiensten ertheilt, oder endlich auch wol selbst erschaffen worden. Da keine Adelsmatrikel besteht und der Adel nicht amtet und gibt, so wird es damit nicht genau genommen. Viele der ältesten Familien haben es sich von jeher verschmäht, ihrem adeligen Namen ein adeliges Prädicat vorzusetzen, und begnügen sich mit ihrem hergebrachten Ansehen, Wappen und Stammbaum. In mehreren Cantonen steht das Verbot, von einer auswärtigen Adels- oder Ordensverleihung Gebrauch zu machen. Statt gedruckter Gesetzbücher behelfen sich noch einige kleinere Cantone mit geschriebenen Überlieferungen oder dem Herkommen. Doch ist man jetzt überall bemüht, solche zu sammeln und dem Druck übergeben. Die regenerirten Cantone haben fast über alle Theile des Rechts Gesetzbücher anarbeiten lassen oder Einleitung dazu getroffen. Im schweiz. Recht hat sich noch viel Altgermanisches erhalten, und das röm. Recht hat sich nirgends, einige Grenzcantone ausgenommen, den ausschlaggebenden Eingang verschaffen können. In der Verwaltung der Justiz und Polizei geben die wichtigsten Cantone den andern civilisirten Staaten Europas nichts nach, während noch die andern Cantone auf der Stufe des Mittelalters stehen. Sehr verschieden sind die Proceßformen, welchen in der Regel entweder die Einrichtungen des deutschen oder des franz. Gerichtswesens zu Grunde liegen. Das Institut der Geschworenen, nachdem es sich zuerst in Genf bewährt hat, ist nun auch in Waadt, Bern, Zürich und einigen andern Cantonen eingeführt. Der Finanzstand der meisten schweiz. Freistaaten ist ein günstiger. Nur wenige Cantone haben Staatsschulden; viele dagegen, wie Bern, Zürich u. a., besitzen ein beträchtliches Staatsvermögen. Die Staatsabgaben sind nirgends drückend, bedeutender jedoch die Gemeindesteuern der einzelnen Communen. In einigen Cantonen hat man keine directen Steuern; doch ist man überall auf Beseitigung oder Verminderung der das Einkommen der Bürger belastenden indirecten Auflagen bedacht. Die zum Zwecke des Sonderbunds Kriegs gemachte eidgenössische Schuld von einigen Mill. Frs. ist beinahe völlig getilgt, und bereits übersteigen wieder die Activa des Bundes dessen Passiva um etwa 4 Mill. Das gesammte und die Ausgaben um mehr als eine Million übersteigende Einkommen des Bundes war 1852 über 13½ Mill. Frs., wovon jedoch der den Cantonen des ehemaligen Sonderbunds erlassene Kriegsschuldrest mit etwa 100000 Frs. noch mit in Rechnung kam. Hauptquellen des Bundeseinkommens sind die Zölle mit über 5,700000 und die Posten mit mehr als 6½ Mill. Frs. Brutto. Hauptausgaben sind: die drei Bundesräthe mit etwa 114000 Frs.; Militär 1,511000; Zollverwaltung 1,16000; Postverwaltung 5,053000. Vom Einkommen der Zölle und Posten werden nahe 1/3 und nahe 1½ als Entschädigung an die einzelnen Cantone vertheilt. Bei Aufbringung außerordentlich erforderlicher Bundesgelder liegt die Volkszählung von 1850 zu Grunde, mit Berücksichtigung der Wohlhabenheit der Cantone. Nach dieser Geldscala sind die Cantone in zehn verschiedene Classen getheilt. Uri zahlt 10 Centimes per Kopf; Unterwalden und Appenzell A. u. S. 14; Schwyz, Bündten, Valais 20; Glarus 25; Zug, Tessin 30; Luzern, Frei-





prache und Sitte dort einheimisch. Ein kleinerer Theil fiel den Burgundern und Longobarden, und die bis dahin unbewohnten Thäler am nördlichen Saume der Alpen sollen von Deutschen goth. Stamms bevölkert worden sein. Später fiel ganz Helvetien dem fränk. Reiche an. Es blühte unter der Herrschaft der Franken zu einigem Wohlstand empor, der aber bald mit den schwachen Nachfolgern Karl's d. Gr. verschwinden mußte, da deren Statthalter überall sich unabhängig zu machen suchten und in beständige Kriege verwickelt waren. Obwol einigen derselben gelang, im Westen eigene Reiche, Burgund dießseit und jenseit des Jura, zu errichten, so wußten sich doch die deutschen Könige in der übrigen S. bald wieder Ansehen zu verschaffen und Burgund 1032 wieder an sich zu bringen. Helvetiens Schicksal war nun mit dem des Deutschen Reichs, von dem es einen Theil ausmachte, verknüpft und blieb es bis zu der Zeit, wo die Krone dieses Reichs erblich zu werden anfang. Die Kaiser ließen den größern Theil der S. durch die Herzoge von Zähringen verwalten, die Wohlthäter des Landes wurden, in innern Kriegen wehrten, die Städte begünstigten und mehrere neue, wie Bern und Freiburg, gründeten. Doch nach ihrem Aussterben 1218 verfiel Alles wieder in das alte Wesen. Viele größere und kleinere Herren regierten im Lande; die mächtigsten unter ihnen waren die Habsburg, Kyburg und Savoyen. Die Stärke allein gab das Recht. Die kleinern Freien, Klöster und die Landstädte wurden unterdrückt oder mußten den Schutz irgend einer mächtigern Stadt nachsuchen; die größern Städte, namentlich Zürich, Bern und Basel, verbanden zu ihrer Sicherheit und trachteten überdies, sich möglichst unabhängig zu machen, indem sie die Kaiser und Andern, die Rechte bei ihnen besaßen, diese abkauften.

Vom Ende des 13. Jahrh. an erhielt die S. allmählig eine andere Gestalt. Das Haus Habsburg, besonders nach Rudolf's Erhebung zum deutschen Kaiser 1273 und Herrn von Osterreich, gewann auch in der S. überwiegenden Einfluß. Doch schonte noch Rudolf die Rechte der freien Städte und Länder, die früher ihm und seinem Hause Beistand geleistet und zu seiner Größe beigetragen hatten. Sein Sohn Albrecht aber war kaum zum Besitz der röm. Königskrone gelangt, 1298, als er alles Land seinen östr. Erbstaaten einzuverleiben trachtete. Er trug den Städten und Ländern Osterreichs Schirm an, und da sie lieber beim Reiche bleiben wollten, brauchte er Gewalt. Doch Zürich und Bern widerstanden mit Erfolg, und nun versuchte er sich mit den von jeher völlig reichsfreien Bergländern Uri, Schwyz und Unterwalden. Sie hatten sich vor alten Zeiten freiwillig unter des Reichs Schirm begeben und von allen Kaisern die Befestigung ihrer Freiheiten erhalten. Sie richteten sich selbst; nur wenn Blutbann gehalten wurde, durfte ihr Schirmvoigt, ein fremder Graf, zuletzt einer von Habsburg, im Namen des Reichs ihr Land betreten. Durch Besetzung einiger angrenzenden und auch im Lande befindlichen Burgen, sowie durch Voigte, die anfangs nur zur Verwaltung der östr. Güter und Befestigung der eigenen Unterthanen bestellt worden, wußte jedoch Albrecht auf die altgefreiten Städte immer mehr Einfluß zu gewinnen. Ansprüche jeder Art wurden erhoben und durchgesetzt, doch das Land widerstand allen Zumuthungen. Die Voigte gingen nun weiter, ließen ihren bleibenden Wohnsitz im Lande, maßten sich die Rechte der ehemaligen hohen Schirmvoigte an, erhöhten die Zölle und behandelten die Reichsfreien als Unterthanen. Diese konnten den wachsenden Druck (s. Zell) nicht länger zu ertragen, die Angesehensten versammelten sich 7. Nov. 1307 auf dem Rütli, einer Bergwiese am Waldstädtersee, und beschloßen am Neujahrstage 1308 ausgeführte Verjagung der Landvoigte und Zerstörung ihrer Burgen. Sie leisteten jedoch fortwährend dem Reiche und Allen, die sonst noch Rechte bei ihnen hatten, die obliegenden Pflichten. Albrecht's Nachfolger in der deutschen Regierung, Heinrich VII., und spätere Kaiser bestätigten den Waldstädten alle Freiheiten. Das Haus Osterreich aber ließ die einmal gefaßten Pläne nicht aufgeben. Daraus entstand ein 200jähriger Kampf, mit der Losreißung der S. vom Reiche, sowie für Osterreich mit dem Verlust seiner Erblande an den Alpen und Rhein und seiner Stammschlösser Habsburg und Kyburg endete. Die erste Verbindung der drei Waldstädte war schon 1291 geschlossen und 1308 erneuert worden. Am 15. Nov. 1315, nachdem sie den ersten Sieg bei Morgarten (s. d.) über Osterreich erröckten, wurde ein ewiger Bund errichtet, dem bis 1553 Luzern, Zürich, Glarus, Zug und Bern beitraten, welche acht Orte, weil bis 1481 keine neuen Glieder aufgenommen wurden, die acht alten Orte hießen und bis 1798 manche Vorrechte genossen. Diese Verbindung, die sich die junge Eidgenossenschaft nannte, blieb etwa 100 J. nach ihrem ersten Entstehen bei den Grundgesetzen, wodurch sie gestiftet wurde. Die einzelnen Freistaaten trachteten auf friedliche Weise sich zu dehnen und die vielen fremden unter ihnen befindlichen Güter und Rechtssame durch Kauf zu erwerben. Zw. 2er. Zehnte Aufl. XIII.





sucht, der Kaiser auf seinen Reisen als solcher empfangen; aber von 1500 an findet sich keine Spur mehr, daß man dem Reiche auf die innern und äußern Staatsangelegenheiten der S. einen Einfluß gestattet habe, noch daß dies wie früher bei den Verträgen vorbehalten worden sei. Die feierliche Anerkennung der S. im Westfälischen Frieden (1648) kann daher nur als eine völkerrechtliche Bestätigung des längst Bestehenden betrachtet werden. Die Schweizer nahmen nach dem Schwabenkriege 1501 Basel und Schaffhausen und 1513 Appenzell in ihren engern Bund und auf, der bis 1798 auf diese 13 Orte beschränkt blieb. Die andern Bundesgenossen hießen Zug und Schwyz, Uri und Unterwalden. Von diesen hatten die Stadt und der Abt von St. Gallen, sowie die Stadt Biel auf den Tagsatzungen (damals Tagelösungen) Sitz und Stimme; nicht aber die Graubünden oder Góderati: Bündten, Wallis, Genf, Neuenburg, Mühlhausen und das Bisthum Basel. Endlich hatten die gemeinsamen Unterthanenlande: Thurgau, Baden, Sargans, Rheinfelden und das ital. Gebiet, wol manche Rechte und Freiheiten, aber keine politische Selbstständigkeit. Nach dem letzten Kriege gegen Osterreich glaubten die Schweizer keinen Feind mehr fürchten zu müssen. Sie bekriegten selbst Frankreich, drangen 1500 bis Dijon, wo man ihnen den Frieden mit Geld abkaufen mußte, und halfen bald dem einen, bald dem andern der Herrscher Italiens. Ihre in den vorigen Kriegen erprobte und bis zur Tollkühnheit gesteigerte Tapferkeit wurde von allen Geschichtschreibern jener Zeit anerkannt und der Name der Schweizer war in ganz Europa mit Ehrfurcht genannt. Ihre Krieger zeichneten sich, solange sie den bedungenen Lohn richtig erhielten, vor allen Truppen durch Mannszucht aus. Wurde ihnen der Sold nicht pünktlich bezahlt, so verließen sie lieber die Sache Dessen, der sie betrogen hatte, als daß sie nach der Sitte jener Zeit geplündert hätten. Im J. 1512 eroberten sie für den schwachen Herzog Maximilian Sforza die ganze Lombardei, schlugen 1513 bei Novara die Franzosen dermaßen, daß diese erst in Lyon Halt machten, und behaupteten das Land drei volle Jahre lang bis zur blutigen Niesenschlacht bei Marignano 1515, wo sie zwar unterlagen, aber mit allem Geiz und den eroberten Fahnen wie Sieger davonzogen. Frankreich ehrte sie auch als solche, erließ ihnen im Frieden den ganzen jetzigen Canton Tessin und das Valais, ertheilte ihren Untertanen große Vorrechte in Frankreich, versprach jedem Canton jährlich gewisse Jahrgelder und überließ ihnen mit kluger Politik noch Anderes mehr, wodurch es ihm gelang, die Schweizer in sein Interesse zu ziehen und von dieser Seite her gesichert zu sein. Der deshalb abgeschlossene ewige Friede 1516 ist auch von der S. nie, von Frankreich erst 1798 gebrochen worden. Darauf zogen sie noch manches Jahr aus, um für Frankreich dieselbe Lombardei vertheidigen zu helfen, die ihnen von dieser Macht entrisen worden war. Allein diese thörichten Kriege brachten ihnen so wenig Gewinn, daß sie endlich 1526 der Sache selbst überdrüssig wurden. Da hörte der Gebrauch auf, mit ganzen schweiz. Heeren für andere Mächte ins Feld zu ziehen. Man begnügte sich, mit ihnen Capitulationen für einzelne Regimenter oder Fahnen auslustiger Freiwilliger abzuschließen, die sich für einen oder mehrere Feldzüge einreihen ließen. Später, nach dem Dreißigjährigen Kriege, wurden stehende Truppen daraus, die durch die Rekruten für gute Vergeltder stets vollzählig erhalten werden mußten. Man war jedoch zufrieden, wenn nur wenigstens die Hälfte der Mannschaft aus Schweizern bestand. Diese Verheerung des Kriegsdienstes, die Pensionen, die Jahrgelder machten aber das Land immer abhängiger von andern Mächten, besonders von Frankreich. Nicht wenig trug dazu die innere Unruhe zwischen den Städten und ihren Unterthanen bei, die zuerst 1525 im Norden in offene Empörung ausbrach, welche sich nachher im Einzelnen und in einem allgemeinen Aufstand oft wiederholte, zwar jedesmal gedämpft ward, aber später der Keim zur Auflösung der alten Verhältnisse geworden ist. Viel wichtiger noch, besonders wegen der Verhältnisse mit dem Ausland, war während mehrerer Jahrhunderte die Glaubensstrennung, die in der S. gleichzeitig mit der in Deutschland durch Luther entstand. (S. Reformation und Reformirte Kirche.) Zwingli in Zürich, Kolampadius in Basel, Haller und Manuel in Bern, Farel und Calvin in Genf und viele Andere arbeiteten miteinander an Wiederherstellung der ursprünglichen christl. Kirche. Ihnen fiel über die Hälfte der Bevölkerung zu; andere wurden nur durch die Gewalt der Mehrheit in ihren Städten und Ländern davon abgehalten, ihrem Beispiel zu folgen. Es konnte nicht fehlen, daß Verfolgung aller Art und Reibungen zwischen den Gliedern der alten und neuen Kirche stattfanden. Mehrere male kam es zum Kriege; öfter aber gelang die Verständigung der schon einander gegenüberstehenden Parteien. Zwingli selbst büßte sein Leben in der Schlacht bei Kappel 1531 ein, wo die Katholiken über die Reformirten den Sieg davontrugen. Am Ende mußten jedoch die Katholiken, nach der Niederlage von 1532, den Reformir-



Bern, Freiburg, Solothurn und Luzern nur aus einer beschränkten Zahl von Familien, denen es im Laufe der Zeit gelungen war, das Regiment sich dauernd anzumessen. Diese Ausübung der Demokratie in Oligarchie mußte am Ende zur völligen Schwäche dieser Staaten führen. Noch kläglicher waren die Verhältnisse in den Unterthanenlanden. Vor 1789 bestand gar die ganze Bevölkerung der S., mit Ausnahme der Haupt- und einiger Municipalstädte aus der altgefreiten Landleute in den kleinen demokratischen Cantonen, aus Unterthanen, die nicht nur von jedem Antheil an der Regierung ausgeschlossen, sondern auch von einigen ihrer Herrscher, namentlich den kleinen demokratischen Cantonen, nicht zum Besten behandelt wurden. Darum kam es in mehreren Gegenden zu einzelnen, aber stets unterdrückten Aufständen, so daß es war vorauszusehen, daß man den ersten Anstoß benutzen würde, um für alle Classen der Einwohner die staatsbürgerliche Gleichstellung durchzusetzen.

In diesem Zustande befand sich die äußerlich ganz ruhige S. beim Ausbruch der Französischen Revolution. Ihr Schicksal wurde damals von Vielen benedicet, aber es gestaltete sich bald anders. Sehr früh fingen einige Gegenden an sich zu regen, wie Genf, das untere Wallis, das Bisthum Basel, St.-Gallen, Waadtland und das Seeufer von Zürich. Doch diese einzelnen Aufstände konnten noch gedämpft werden. Bedenklicher sah es aus, als Frankreich immer größere Fortschritte machte und mehrere alte Republiken, wie Holland, Venedig und Genua, gänzlich umgestaltete. Die Schweizerregierungen thaten alles Mögliche, selbst nach den größten Beleidigungen von Seiten Frankreichs, um die übermüthigen Sieger nicht zu reizen. Sie bewahrten streng die Neutralität, deckten dadurch in den für Frankreich entscheidungsvollen Momenten dessen wundbarste Grenze, vertrieben die Emigrirten und suchten sonst allen Vorschub zu leisten. Aber Alles war umsonst. Die franz. Machthaber wollten eine abhängige Nachbarrepublik gegründet wissen, zugleich die wichtigen Alpenpässe und den großen berner Schatz in ihrer Gewalt haben und ließen darum unter nichtigem Vorwand 1798 Truppen ins Waadtland einrücken. Nachdem man Bern mit Unterhandlungen hingehalten, marschirten die Franzosen auf Bern los, das, von seinen Bundesgenossen verlassen, von seinem Landvolk heldenmüthig vertheidigt wurde und 5. März 1798 in ihre Gewalt gerieth. Als sie durch Plünderung des berner Schatzes und des Zeughauses, sowie durch Auflegung schwerer Brandschatzung ihren Zweck erreicht, brachten sie eine zu Paris verfertigte Constitution zum Vorschein, wonach das zu einem einzigen Staat umgeschaffene Helvetien in 18 an Größe und Bevölkerung gleiche Cantone getheilt wurde. Jeder Canton hatte eine gleiche Zahl Deputirte in zwei gesetzgebende Kammern, einen Rath und Großen Rath, zu wählen und an der Spitze sollte ein Vollziehungsdirectorium von fünf Männern stehen. Der Canton Bern ward hiernach in vier Cantone getheilt, die demokratischen Cantone dagegen in einen vereinigt und, damit die Ungleichheit geringer würde, Genf, Aargau, Thurgau, Basel, das Bisthum, wie schon früher Veltlin, von der S. losgerissen und mit Frankreich oder der von ihm abhängigen Cisalpinischen Republik vereinigt. Ein Gleiches sollte auch dem Unterthanenlande jenseit der Alpen, mit Tessin, versucht werden; da jedoch die von der S. am meisten bedrückten Tessiner einstimmig erklärten, Schweizer bleiben zu wollen, so wurde ihnen nachgegeben.

Während Berns Kampf hatten die Unterthanen aller Cantone die Gelegenheit benutzt, sich zu erklären und dadurch die städtischen Regierungen, die sämmtlich gestürzt wurden, an öffentlicher Unterstützung dieses Standes gehindert. Nach seinem Falle nahmen fast alle Cantone die neue helvet. Constitution an. Die kleinen Demokratien mußten ihren Widerstand harten. Aber auch andern Cantonen ging es nicht viel besser. Die Franzosen durchzogen das Land in allen Richtungen, sogen es aus und ihre Commissare schalteten als Machthaber. Die Abhängigkeit der neuen Regierung, die neuen bisher unbekannten Abgaben, die kostspielige Unterhaltung der Centralregierung, zahlreicher Beamten und eines stehenden Heeres, der neue kostspielige Rechtsgang, besonders aber die Aushebung von Truppen: das Alles wirkte zusammen, um die neue Constitution keine Wurzel im Volke fassen zu lassen. Von Vielen wurden im 1799 die verbündeten Östreicher und Russen, die den vorigen Zustand herzustellen versprochen, freudig empfangen. Da aber bei deren Unthätigkeit die Franzosen bald wieder das Uebermuth erhielten, so mußten die Landleute ihr vorschnelles Auftreten für die alte Ordnung Dinge schwer büßen, so daß fortan kein Widerstand mehr gegen Frankreich zu erwarten war. Destomehr wurde derselbe gegen die helvet. Regierung fortgesetzt. Diese war in sich entzweit, ohne andere Stütze als die der Franzosen und auch von diesen keineswegs geachtet. Sie versuchte ein mal über das andere die oberste Behörde, schlug eine neue Einheitsverfassung nach und nach vor, aber keine konnte sich auf die Dauer allgemeinen Beifall erwerben. Am meisten





elt das Veltlin (s. d.) als Eroberung für sich. Indes verfloß ein Jahr unter Zwistigkeiten, Reactionen und Gegenrevolutionen; Bern und einige Urkantone wollten durchaus die ehemals ihnen gehörenden Gebiete wieder an sich ziehen. Endlich erklärte sich der Wiener Congreß als Vermittler für die Übereinkunft vom 29. Dec. 1813, entschädigte Bern mit dem Bisthum Basel und die Urkantone mit Geld von den neuen Cantonen. Da sich die Schweizer 1815 dazu verstanden, gegen Frankreich zu marschiren, so erhielten sie dafür Entschädigung aus den Contributionsgeldern, einige kleine Gebietsverweiterungen und 20. Nov. 1815 von den Großmächten Europas die Zusicherung der immerwährenden Neutralität.

Auf den Grundlagen der Vereinigung vom Dec. 1813 kam in der vom April 1814 bis Aug. 1815 außerordentlich versammelten Tagsatzung die 7. Aug. 1815 angenommene Bundesurkunde zu Stande. Sie befriedigte keine der Partelen und ließ in manchen Bestimmungen, wie im Artikel 12 über Garantie der Klöster, fremden Einfluß nicht verkennen. Auf Einladung Kaiser Alexander's von Rußland mußte die S. 1817 der Heiligen Allianz beitreten, auch sich in 1823—28 dem Ansinnen der europ. Großmächte rücksichtlich der Beschränkung der Pressefreiheit, des Asylrechts u. s. w. fügen. Im Geiste der Restauration waren schon vor dem Abschlusse des Bundesvertrags die meisten Cantonalverfassungen auf gewaltsamem Wege dahin geändert worden, daß die ehemals regierenden Städte auch jetzt wieder ein Übergewicht in der Vertretung erhielten. Ein noch größerer Mißstand war es, daß die unmittelbaren Volkswahlen die Großen Räte mehr oder weniger abgeschafft wurden, und daß fortan diese Behörden, wenn nicht durchweg, doch zum großen Theile sich selbst ergänzten. Überall erhoben sich Oligarchen durch Verbindung der neuen Gewalthaber mit den alten Aristokraten, denen sich in kathol. Cantonen der Klerus zugesellte. Frucht dieser Allianz war die Wiederberufung der Jesuiten nach Freiburg. Die Mißbräuche der Gewalt riefen indes allmählig eine wachsende Opposition hervor. In einigen Cantonen, wie in Luzern, Waadt und zumal in Tessin, stieg die Zufriedenheit so hoch, daß schon vor 1830 theilweise oder gänzliche Umänderungen der Verfassung durchgesetzt wurden.

Endlich kam der Anstoß für weitere Bewegungen durch die franz. Julirevolution von 1830. Bei der allgemeinen Aufregung, die fast alle Völker Europas ergriff, trat auch die große Mehrheit der Schweiz. Bevölkerung mit ihren Forderungen politischer Reform, zunächst im Gebiete des Cantonalstaatsrechts, entschiedener hervor. Wo die Gewalthaber mit den Umgestaltungen zögerten, zogen die Landleute in Massen in die Hauptstädte. Entscheidend war der Ausbruch in einigen Tausend bewaffneter Bauern der ehemaligen Freiämter an der Reuß nach Aarau. diesem sogenannten Freiämterzuge (6. Dec. 1830) schlossen sich mehrere Hundert der aus Frankreich entlassenen Schweizeroldaten an. Aarau wurde besetzt bis zur Gewährung aller Forderungen. Jetzt erreichte die Bewegung auch in vielen andern Cantonen ihr Ziel durch bloße gehende Demonstrationen. Im Jan. 1831 fügte sich die Aristokratie in Bern. Länger dauerten die Spaltungen in Schwyz, wo es zu einer zeitweisen Trennung von Inner Schwyz und den übrigen Bezirken kam und erst nach einer eidgenössischen Occupation die Wiedervereinigung und eine neue Verfassung durchgesetzt wurde. Bei der Trennung in zwei Halbcantone blieb es gegen in Basel (s. d.) wo die hartnäckige Verweigerung der vom Landvolke in Anspruch genommenen Rechtsgleichheit einen Bürgerkrieg erzeugt hatte, der mit der Niederlage der Ständigen endigte. Auf friedliche Weise setzte Glarus die Reform seiner Verfassung 1836 durch. Graubünden wurde nur wenig berührt, und Tessin hatte schon vor den Juliereignissen seine Reform zu Stande gebracht. In Genf und Neuenburg wurde die aufwallende Gährung durch theilweise Concessionen beschwichtigt; völlig unbeweglich blieben Uri und Unterwalden noch während geraumer Zeit der Canton Valais. Die meisten sogenannten conservativen Cantone, Uri, Schwyz, Unterwalden, Neuenburg und Basel-Stadt, hatten sich im Nov. 1832, der Wiedervereinigung der getrennten Theile des Cantons Schwyz und vor der eidgenössisch anerkannten Trennung des Cantons Basel, zu dem reactionären sogenannten Sarnerbunde vereinigt. Sie erklärten 28. Nov., daß sie die Tagsatzung nicht mehr beschicken würden, falls in den Abgeordneten von Basel-Land zulasse. Aber ausnahmsweise schritt die Tagsatzung energisch ein: sie erklärte den Sonderbund für aufgelöst und die widerspenstigen Cantone mußten sich ihren Beschlüssen fügen. Im Ganzen umfaßte die Regeneration im liberalen Sinne etwa zwei Drittheile der gesammten Bevölkerung der S. Die Wahlen in die constituirenden Versammlungen waren meist nach Maßgabe der Bevölkerung erfolgt; doch ließ man in vielen neuern Verfassungen, zum Vortheil der früher herrschenden Städte, noch ein Vorrecht in der Vertretung bestehen, das erst durch spätere Verfassungsrevisionen beseitigt wurde.

Der Kampf der Fortschrittspartei war nach den Juliereignissen vorerst auf Herstellung constitutioneller Formen gerichtet; als das zunächst Liegende erreicht, dachte man auch an eine Reform der Bundesverfassung. Die helvetische Constitution, trotz aller Mängel und trotz ihres flüchtigen Bestandes, hatte gleichwol eine neue Epoche für die S. eingeleitet. Der sichtbare Verfall der eidgenössischen Conföderation in den letzten zwei Jahrhunderten hatte die Falschheit des losen Föderalismus erkennen lassen, und das Bedürfnis der engeren politischen Einigung, als der nothwendigen Bedingung einer ehrenvollen Fortdauer der Eidgenossenschaft wurde in weitem Kreise geweckt. Von diesem Standpunkte aus mußte die Bundesverfassung von 1815 als offener Rückschritt erscheinen; und es war natürlich, daß nach der Revision der Cantonalverfassungen auch die der Bundesacte zur Sprache kam. Die fortschreitende Partei ließ daher keine Gelegenheit vorübergehen, ohne auf diese Nothwendigkeit hinzuweisen. Auch die Tagsatzung, der Stimme der Mehrheit des Volkes nachgebend, beschloß endlich die Revision der Bundesverfassung 17. Juli 1832. Der hiernach 15. Dec. 1832 zu Stande gebrachte Entwurf einer neuen Bundesacte verhiess indessen nicht so viele Vortheile, um die Ansprüche des Radicalismus zu erfüllen. Gleichwol galt er der politisch stabilen Partei als Attentat gegen die Cantonalsoeveränität, und zugleich hatte er die Ultramontanen zu Segnern. Durch eine Coalition der äußersten Parteifractionen wurde darum der einer Volksabstimmung in den einzelnen Cantonen unterlegte Revisionsentwurf 1833 verworfen. Das Wenige, was erreicht war, war die Öffentlichkeit der Tagsatzungsverhandlungen seit 1834, die aber nur dazu beitrug, die Ohnmacht der damals bestehenden Bundesverfassung in hellerem Lichte zu zeigen.

Eine Reihe von Verwickelungen mit dem Auslande stellte die Schwäche der Eidgenossenschaft noch deutlicher heraus, hätte also dem Streben nach Bundesreform um so mehr Vorschub thun sollen, trug aber vielmehr dazu bei, die Reformfrage in den Hintergrund zu rücken. Nach den Ereignissen von 1830 war die S. das Asyl zahlreicher politischer Flüchtlinge, die von da aus propagandistisch auf ihre Heimatländer einzuwirken suchten. Nach dem sogenannten Savoyerkuge kam endlich auf die dringenden Noten des Auslandes 24. Juni 1834 ein Tagsatzungsbeschuß gegen die ihr Asylrecht missbrauchenden Flüchtlinge zu Stande, schon gegen die Protestation einiger Cantone. Zu diesen letztern gehörte namentlich Bern, dessen damalige Machthaber aber bald von tropiger Rebe zu zaghafter Nachgiebigkeit gegen alle Forderungen der fremden Mächte übergingen. Entscheidend dafür war die veränderte Stellung Frankreichs, das sich jetzt den andern Großmächten wieder näherte und nun der S. gegenüber dieselben Grundsätze vertheidigte, die es früher bekämpft oder verleugnet hatte. In der That betrachtete die Ausweisung vieler Flüchtlinge aus der S. in Folge der 1836 entdeckten Verbindungen des Jungen Europa und ohngeachtet eines bis 1838 wirksam gebliebenen Tagsatzungsbeschlusses über das Verfahren gegen die ihres Asylrechts verlustig erklärten Flüchtlinge und Fremden, dauerten doch die diplomatischen Reibungen fort. Sie wurden vermehrt durch die Entdeckung des von mehreren franz. Behörden mit falschen Pässen versehenen Spions Geisel und den von einer Tagsatzungscommission darüber erstatteten Bericht. Je offener in dieser Sache selbst das Unrecht auf Seiten Frankreichs war, um so lebhafter warf es die Rolle des Beleidigten und ordnete selbst eine Grenzsperrung an. Dieser Zwist war kaum beendet, als nach dem strassburger Attentat die Rückkehr Ludwig Bonapartes nach dem Exil, wo er seit 1832 das Bürgerrecht besaß, zu neuem Zwiespalt führte. Frankreich, von andern Mächten unterstützt, forderte dessen Ausweisung. Die Tagsatzung konnte hierüber keinem für Frankreich befriedigenden Beschlusse kommen, das nun abermals eine theilweise Sperrung der Grenze eintreten ließ und Truppen zusammenzog. Diesen Rüstungen gegenüber legten Genf, Waadt und andere Cantone einen ehrenwerthen Eifer zur Vertheidigung der Schweiz. Unabhängigkeit an den Tag, und auch die Tagsatzung sah sich endlich zu dem Beschlusse der Aufstellung zweier Beobachtungscorps an der Westgrenze veranlaßt. Ehe die Tagsatzung zu weiterer Entscheidung gelangte, machte Ludwig Bonaparte (22. Sept. 1838) die Annahme, daß er die S. verlasse, um nicht das Interesse zweier befreundeter Nationen zu gefährden. Am 14. Oct., und am 15. gab der franz. Gesandte die Erklärung, daß seine Regierung die Verwicklung als gelöst betrachte.

In dieser Periode der diplomatischen Prüfungen erhob auch wieder im Innern der S. die reactionäre Partei ihr Haupt. Minder bedeutend waren die Anstrengungen der alten Föderation, die nach Auflösung des Sarnerbundes keinen combinirten Plan mehr befolgte. Stärker regte sich die ultramontane Partei, die ihre Pläne mit hartnäckiger Konsequenz verfolgte. Wie sehr sie auch jeden Schein einer Provocation zu vermeiden suchte, war sie es doch, die überall aufregte und die Anarchie planmäßig nährte, um daraus Nutzen zu ziehen.



Die Wirren des Landes seit 1814 die Absichten dieser Partei unterstützt hatten, zeigten unter anderm die Wiederberufung und Ausbreitung der Jesuiten, die Ausstattung des päpstlichen Legations mit ausgedehnten Befugnissen, die fortwährende Zersplitterung der S. in kleine Bistümer, die, im Widerspruch mit dem kath. Kirchenrecht und selbst mit den Beschlüssen des Tridentiner Concils, keinem Metropolitanverbande, sondern der päpstlichen Gewalt unmittelbar unterworfen wurden. Gegen die wachsenden Umgriffe der Hierarchie sahen sich daher schon vor 1830 mehre Cantonalregierungen zum Widerstande veranlaßt. Zu Ende des J. 1833 versammelten sich die Gesandten der baseler Diöcesanstände (außer Zug) und St.-Gallens zu Baden, um zur Herstellung eines Metropolitanverbandes, zur Aufrechthaltung der Rechte des Bistums, sowie zur Gründung eines gemeinsamen schweiz. Staatskirchenrechts Einleitung zu treffen. Diese Badener Conferenzbeschlüsse veranlaßten jedoch langwierige Streitigkeiten. Ein päpstliches Kreisschreiben vom 17. Mai 1835 verdamnte dieselben „als falsch, verwegen und irrig, die Rechte des Heiligen Stuhls schmälern, die Regierung der Kirche und ihre göttliche Einrichtung umstürzend, das Kirchenamt der weltlichen Gewalt unterwerfend, aus schon verdamnten Lehren hergeleitet, auf Ketereien hinielend und schismatisch“. Einige theilnehmende Stände ließen sich einschüchtern, und kein Mittel ward versäumt, um überall die kath. Bevölkerung in Gährung zu bringen. Einige tumultuarische Ausstritte im bernischen Jura, die hauptsächlich in den kath. Freiamtern des Cantons Aargau im Herbst 1835 wurden, wurden durch militärische Demonstrationen leicht unterdrückt; allein in der Hauptsache blieb doch die hierarchische Partei, die sich wieder als Macht fühlen lernte, der Sieg.

Eine weitere Unterstützung fand diese Partei im ref. Canton Zürich durch die Umwälzung am 6. Sept. 1839. Den Vorwand hierzu gab die Berufung des Dr. Strauß (s. d.), des Verfassers des „Leben Jesu“, auf den Lehrstuhl der Dogmatik an die züricher Hochschule. Der Ruf auf Religionsgefahr wurde darüber von den sogenannten Conservativen angestimmt und die Bewegung in Gährung gesetzt. Vergebens war es, als der Große Rath des Cantons den Beschluß faßte, daß Strauß entfernt bleiben solle, und damit selbst jeden scheinbaren Vorwand für die Dauer der Bewegung beseitigte. Die Häupter derselben blieben gleichwol in ihrer feindseligen Stellung gegen die Behörden und benutzten ein falsches Gerücht vom Einmarsche eidgenössischer Truppen in den Canton, um 6. Sept. einen Haufen empörter Bauern in die Stadt zu locken, die Regierung zu stürzen und sich selbst an ihre Stelle zu setzen. Da diese von einigen auswärtigen Großmächten beifällig aufgenommene Revolution von einer Partei ausging, die sich selbst die conservative nannte, so mußte sie um so mehr einen verwirrenden politischen Eindruck äußern. Es folgte nun schnell nacheinander eine Reihe von Umwälzungen und revolutionären Versuchen, wie in Tessin 1839, im Aargau 1840, im Wallis 1840 und 1844, in Genf 1842, 1845 und 1846, in Luzern 1844 und 1845, in Waadt 1845. Namentlich war es die hierarchische Partei, die mit ihren seitdem gesammelten Mitteln angriffsweise hervortrat. Sie suchte für ihre Zwecke die kritische Periode der Verfassungsrevision, die gegen Ende des J. 1840 gleichzeitig für Solothurn und Aargau eintrat. Im kath. Solothurn wurde die Gährung durch die Mühe unterdrückt. Im Aargau erhoben sich 10. Jan. 1841 die Bewohner der Freiamter in einem hauptsächlich von den Klöstern aus geschürten Aufstande. Auf ihrem Zuge gegen Solothurn wurden sie aber bei dem schon aus frühern Religionskriegen bekannten Orte Wilmersgen aufgehalten, zerstreut und damit der Aufruhr beendigt. Unter dem unmittelbaren Eindrucke dieses Ereignisses beschloß 15. Jan. der Große Rath des Cantons die Aufhebung aller Klöster. Nach langen Debatten der Tagsatzung über diese sogenannte Klosterfrage kam endlich 31. Aug. 1841 mit 12½ Stimmen, trotz der Protestation der meisten kath. Stände, ein Beschluß zu Stande, worin die Angelegenheit nach der von Aargau anerbundenen Herstellung einiger Nonnenklöster als beseitigt erklärt wurde. Inzwischen hatte die Verbindung der hierarchischen Partei mit den ochlokratischen Elementen 21. Mai 1841 die Annahme einer revidirten Verfassung im Canton Luzern durchgesetzt. Mit dieser dem Papste vorgelegten Constitution, wodurch der Canton auf das Placet in Kirchensachen Verzicht leistete, indem er sich ein bloßes Visum vorbehielt, und wonach das Cantonsbürgerrecht fortan nur an Römisch-Katholische ertheilt werden sollte, hatte sich der kath. Vorort gänzlich den ultramontanen Einflüssen preisgegeben. In entgegengesetzter Richtung fanden jedoch nahe um dieselbe Zeit Bewegungen im Wallis statt. Das ursprünglich gegen das obere Wallis zurückgesetzte Unterwallis hatte sich erhoben und durch einen Sieg vom 1. April 1840 über die Oberwalliser der schon früher beschlossenen, auf das Princip der gleichheitlichen Berechtigung gegründeten Verfassung vom 3. Aug. 1839 Geltung verschafft. Allein die hierarchische Partei, in Verbindung mit den Aristokraten des Oberwallis,

wußte bald auch das demokratische Princip der neuen Constitution in ihrem Interesse zu nutzen und durch die Wahlen von 1843 die Majorität im Großen Rathe, bald auch im Stadtrathe zu gewinnen. Vor und seit diesen Wahlen stellten sich die Parteien in diesem Canton schroffer gegenüber und organisirten sich als Junge und Alte Schweiz. Die Leitung der letzteren stand hauptsächlich unter geistlichem Einflusse. Die zunehmenden Reibungen führten endlich im Mai 1844 zu offenem Kampfe, in dem die Scharen der Jungen Schweiz am Trient in Unterwallis 21. Mai 1844 eine blutige Niederlage erlitten. Die Frucht des Sieges der ultramontanen Partei war nun die unter den Auspicien des Bischofs von Sitten zu Stande gekommene Verfassung vom 14. Sept. 1844. Sie bestimmte unter Anderm, daß nur die kath. Religion im Canton einen Cultus haben dürfe, sodasß hiernach den Protestanten selbst jeder häusliche Gottesdienst verboten wurde.

Der Sieg der Ultramontanen in Wallis und die schon mehrere Jahre vorher erfolgte, von Luzern wegen nicht verhinderte Niederlassung der Jesuiten in Schwyz gaben auch ihren Anhängern in Luzern den Gedanken ein, die Berufung dieses Ordens an den kath. Vorort mit wachsendem Eifer und Erfolg zu betreiben. Jetzt stellte aber der Große Rath des Cantons Aargau einen Antrag auf Aufhebung und Ausweisung des Ordens aus der gesammten Schweiz, der auch durch zahlreiche Volkspetitionen unterstützt wurde und 19. Aug. 1844 auf der ordentlichen Tagsatzung zur Verhandlung kam. Allein die Mehrheit der Stände, wie lebhaft sie das unheilvolle Vorhaben Luzerns bedauerte, erklärte sich für Nichteintreten. So erfolgte denn 24. Dec. im Großen Rathe von Luzern mit 70 gegen 24 Stimmen der folgenschwere Beschluß der Annahme des 14. Sept. mit der Gesellschaft Jesu abgeschlossenen Vertrags über Übernahme der theologischen Lehranstalt und des geistlichen Seminars. Die Jesuitengegner suchten der Berufung durch einen gewaltsamen Versuch zu begegnen, aber ihr planloses Unternehmen scheiterte (8. Dec. 1844) und die aus den Nachbarcantonen zuziehenden Freischaren kehrten in ihre Cantone zurück. Nach diesem Siege begann die luzerner Regierung durch Ausnahmegesetze, polizeiliche und gerichtliche Verfolgungen ein sehr hartes Regiment, welchem sich Hunderte durch Auswanderung in die Nachbarcantone entzogen. Dagegen verbreitete sich sogleich die Aufregung gegen die Jesuiten in der Mehrheit der schweiz. Bevölkerung. Petitionen für deren Ausweisung wurden in Umlauf gesetzt, zahlreiche Volksversammlungen veranstaltet, Antijesuitenvereine und in mehreren Cantonen ein bewaffneter Volksbund unter einem leitenden Ausschusse gegründet. Im Canton Zürich war man zudem schon seit einiger Zeit von den Täuschungen des J. 1839 zurückgekommen und die Stimme der Mehrheit verlangte hier eine Instruction der zürcher Tagsatzungsgesellschaft, wonach die Jesuitenfrage als Bundes Sache erklärt und die Aufhebung des Ordens beantragt werden sollte. Der Große Rath war einsichtig genug, in diesem Sinne zu instruiren, und bewahrte hierdurch den Canton vor ähnlichen Ereignissen, wie im Waadtlande statthatten. Hier hatte der Große Rath in der Jesuitensache keinen entscheidenden Beschluß gefaßt. Kaum war also die schwankende und unbefriedigende Instruction der Tagsatzung bekannt geworden, so sammelte sich 14. Febr. 1845 eine drohende Menge in Lausanne. Die einberufenen Milizen traten zum Volke über; der Staatsrath gab seine Entlassung. Eine provisorische Regierung wurde nun ernannt, die bisherige Verfassung einer Revision unterworfen und eine veränderte Instruction in der Jesuitensache beschloß. Diese ganze Bewegung ging indessen ohne Blutvergießen von statten und die aufgeregte Masse fügte sich wieder zur Ordnung.

Inzwischen vermehrten sich die Auswanderungen aus Luzern, und die Unzufriedenen des Cantons bereiteten sich mit den Jesuitengegnern anderer Cantone zu einem neuen Freischarenzuge vor. Sie machten auch wirklich den erneuerten gewaltsamen Versuch der Selbsthilfe, als die Tagsatzung abermals zu keinem entscheidenden Entschlusse gekommen war. Unter der Führung von Dörsenbein (s. d.) brachen Ende März 1845 gegen etwa 4000 luzerner Ausgewanderte und Freischaren aus den Cantonen Aargau, Basel-Land, Solothurn und Bern in den Canton Luzern ein. Allein unter starkem Verlust an Todten, Verwundeten und Gefangenen, deren spätere Befreiung nur gegen Zahlung bedeutender Lösegelder erfolgte, wurden die Freischaren 31. März und 1. April geschlagen und zerstreut. Auch jetzt wieder besetzte die jesuitische Partei den Sieg durch Grausamkeiten, und der Fanatismus dieser Partei gab einem Fanatiker der andern Seite, A. Müller, das Morgengewehr gegen Leu von Ebersohl, einen der einflußreichsten Befürworter der Jesuitenberufung, in die Hand. Vergebens bemühten sich die Anhänger des Ultramontanismus, sich aus diesem Meuchelmord, aus der isolirt stehenden Handlung eines Einzelnen, eine Parteiwaffe gegen ihre Gegner zu machen. Die maßlose Reaction, der man in Luzern den



schießen ließ, das tumultuarische und willkürliche Verfahren gegen alle politischen Widerher reizte die große Mehrheit der Schweiz. Bevölkerung immer mehr auf. Im Canton Zürich werden auf verfassungsmäßigem Wege die letzten Elemente der Septemberregierung beseitigt, man allzu großer Nachgiebigkeit gegen die Ultramontanen beschuldigte. In Bern kam durch Berufung eines Verfassungs Rathes 31. Juni 1846 eine revidirte Verfassung zu Stande, und Folge dieser Veränderung traten entschiedenere Gegner der Jesuitenpartei in die neue Regierung ein. Diese Lage der Dinge erweckte bei den ultramontanen Cantonen erneuerte Besorgnisse. Schon im Herbst 1843, vor jedem Freischarenzuge und kurz nach Entscheidung der Klostfrage durch die Tagsatzung, waren Luzern, Freiburg, Zug und die Urkantone durch die Conferenz im Bade Rothen zu einem Sonderbunde zusammengetreten. Im Sept. 1845 trat auch Valais bei. Die Bestimmungen dieses Bundesvertrags, wonach bei bevorstehendem oder erstem Angriffe ein mit möglichst allgemeinen Vollmachten versehener Kriegsrath die oberste Leitung des Kriegs übernehmen sollte, standen mit einigen Artikeln der Bundesacte, mehr noch dem Geiste der Schweiz. Conföderation im Widerspruch. Daher entstand allgemeine Aufregung, als der Inhalt des Vertrags zur öffentlichen Kenntniß kam. Der Vorschlag Zürichs zur Auflösung des Sonderbunds, da ihm nur 10 $\frac{1}{2}$  Stimmen zufließen, erhielt gleichwol nicht zum Beschlusse erforderliche Mehrheit. Zur Verhinderung eines solchen Beschlusses hatte in Genf herrschende Partei das Ihrige beigetragen. Die Unzufriedenheit mit dem Benehmen dieser Partei führte nun Genf im Oct. 1846 zu einem Aufstande und zu einer Regierungsänderung. Nachdem sich endlich auch St.-Gallen auf die Seite der Gegner des Sonderbunds gestellt hatte, kam für dessen Auflösung 20. Juli ein gültiger Tagsatzungsbeschluss zu Stande, der zwar mit 12 $\frac{1}{2}$  Stimmen, indem Neuenburg offenbar Partei für den Sonderbund nahm, Basel-Stadt aber und Appenzell-Innerrhoden in schwankender Stellung blieben. Daran knüpfte sich im September ein weiterer Beschluss für Ausweisung der Jesuiten.

Es handelte sich nun, nachdem eine Proclamation an das Volk der Sonderbundscantone und die Absendung von Commissaren dahin erfolglos geblieben, um die weitem Massregeln zur Vollziehung dieser Beschlüsse. Die Tagsatzung versammelte eine wohlgerüstete Armee von 10000 Mann, die bald auf nahe 100000 erhöht wurde, unter dem Oberbefehl Dufour's (s. d.) und beschloß 4. Nov. die Vollziehung ihres Decrets vom 20. Juli durch Waffengewalt. Ihr gegenüber hatten die sieben Sonderbundscantone 36000 Mann aufgestellt, welche durch einen Aufstand von 47000 Mann unterstützt werden sollten. Im Ganzen traten damals in der Schweiz 200000 Mann unter die Waffen. Durch Überschreitung der Grenzen des Cantons Tessin und einige erfolglose Einfälle in die kath. Freiamter des Aargaus wurden die Feindseligkeiten zwischen den Truppen des Sonderbunds eröffnet. Der Angriff von Seiten der Tagsatzung erfolgte durch das Einrücken eines Theils der eidgenössischen Truppen in den Canton Freiburg. Nach einem kurzen Gefechte in der Nähe der Stadt capitulirte dieselbe. Die freiburger Milizen und Aufständler wurden entlassen, die Jesuiten flohen, die Regierung zerstreute sich und eine neue ward gebildet. Jetzt wandte sich die Hauptmacht der Eidgenossen gegen Luzern. Zug unterwarf sich ohne weiteres. Am 23. Nov. kam es an der Grenze von Luzern, bei Gislikon, Honau und Leierskappel, zum entscheidenden Gefechte. Nach ziemlich hartnäckiger Gegenwehr ergriffen die Sonderbundstruppen die Flucht und auf die Nachricht von dieser Niederlage auch der in Luzern stehende Kriegsrath des Sonderbunds, die Regierung von Luzern und die Jesuiten. Bald darauf unterwarfen sich Unterwalden, Uri, Schwyz und Valais. Im Verlauf dieser Kämpfe, die die Ausgangspunkte in der Aufhebung der aargauer Klöster, in den Umgriffen des Jesuitismus und hauptsächlich in der Gründung des Sonderbunds hatten, betheiligte sich fortwährend die Politik der Grossmächte, mit Ausnahme Grossbritanniens, in den innern Angelegenheiten der Schweiz auf eine die Selbstständigkeit der Eidgenossenschaft gefährdende und den Unabhängigkeits Sinn des Volkes tief verletzende Weise. Schon 1846, unter dem Einflusse der Umwälzung in Genf, kam es zwischen Osterreich und Frankreich zu Verhandlungen über eine eventuelle Intervention. Während Metternich 1847 auf ein baldiges und rasches Einschreiten drang, erließ Guizot am 1. Juli 1847 einen offenen Brief, der die erbitternde Wirkung einer Drohung hatte, ohne im geringsten einschüchtern zu können. Da auch Frankreich nur mit England gemeinschaftlich handeln wollte, so benutzte Palmerston die Gelegenheit, die Entscheidung der Sache so lange zu verzögern, bis es keinen Sonderbund mehr gab und die Vermittelung von selbst wegfiel. Doch ließen noch Osterreich, Frankreich und Preussen nach Auflösung des Sonderbunds eine Note vom 22. Jan. 1848 mit der Zumuthung an die Schweiz, die kaum erst besetzten Sonderbundscantone zu räumen und keine Veränderung in der Bundesacte von 1815 vorzunehmen, als mit





ehrer Cantone zur Stellung von Söldnertruppen für fremde Staaten, zumal für Frankreich, Spanien, Holland, Neapel, Piemont und den Kirchenstaat immer mehr in Gewohnheit. In Frankreich allein dienten von Ludwig XI. bis zum Ende der Regierung Ludwig's XIV. (1465-1715) 1,100,000 Schweizer, für die gegen 1150 Mill. Frs. bezahlt wurden. Die Schweizer glaubten sich in dieser Vermiethung zum fremden Kriegsdienste die Quelle eines bedeutenden Einkommens zu öffnen; aber in der Regel gelang es nur einem Theile der Offiziere, sich im Auslande einiges Vermögen zu erwerben, während die Gemeinen fast immer arm und krank die Heimat zurückkehrten. Auch als Kriegsschule leistete dieser Söldnerdienst wenigstens in der Zeit an nicht mehr viel, als die schweiz. Miethsoldaten hauptsächlich als Leibgarde der Monarchen verwendet wurden. Die Nachteile dagegen waren überwiegend. Die Entlassenen hrten oft demoralisirt und zu bürgerlichem Berufe untüchtig in das Vaterland heim. Viele der kräftigsten Arbeiter wurden dem Landbau oder den Gewerben entzogen. So kam es, daß gerade diejenigen Cantone, welche die meisten Söldner in das Ausland lieferten, entweder die meisten blieben, oder daß ihre früher blühende Industrie, wie dies in Freiburg der Fall, zu Grunde ging. Auch trug dieses Söldnersystem nicht wenig dazu bei, den sonst geachteten Namen im Auslande zum Gegenstande des Hasses zu machen. Man sah Schweizer als Verfechter des Mords in der Bartholomäusnacht; 1792 fiel fast die ganze Schweizergarde in Paris, nach freilich heldenmüthigem Widerstande, als ein Opfer der Volksbrache; auch kämpften diese vermietheten Republikaner in den Julitagen von 1830 einen ruhmlosen Kampf für den Absolutismus. Tapfer schlugen sich indessen diese Miethstruppen auch noch 1848 bei Vicenza, Neapel, Messina und Catania. Die Revolution hatte die schweiz. Militärcapitulationen unterbrochen. Allein der Art. 8 der Bundesacte von 1815 gestattete wieder den Cantonen unter gewissen Bedingungen den Abschluß solcher Verträge. Nach 1830 nahmen die meisten renerirten Cantone das Verbot der Militärcapitulationen mit fremden Staaten in ihre Verfassungsurkunden auf. Dasselbe Verbot ging in die Bundesverfassung von 1848 (Art. 11) über. Doch sind gegenwärtig noch solche Capitulationen mit dem Papste und mit Neapel in Kraft; obgleich später von den schweizer Bundesbehörden alle weiteren Verbungen selbst für die capitulirten Regimenter untersagt, auch einige Werber gestraft wurden, konnte doch dem sogenannten Reisläufen noch nicht völlig Einhalt gethan werden. Vgl. Zurlauben, „Histoire militaire des Suisses“ (Par. 1753); May de Romaniinotier, „Histoire militaire des Suisses dans différents services de l'Europe“ (Lausanne 1788); Rudolf, „Geschichte der Feldzüge und Kriegsdienste der Schweizer im Auslande“ (2 Bde., Baden 1844—45).

Schweizer (Alexander), einer der verdientesten ref. Theologen, geb. 14. März 1808 zu Turten, wo sein auch als Schriftsteller bekannter Vater Joh. Jak. S. (gest. 1843 als Pfarrer Trub), damals Diakonus war, erhielt seine Vorbildung seit 1818 auf den Gymnasien Biel, Basel und Zürich und beendete in letzterer Stadt 1831 auch seine theologischen Studien. Im J. 1832 hörte er in Berlin besonders Schleiermacher und kehrte, nachdem er seit 1833 als Hülfsprediger an der ref. Gemeinde in Leipzig gewirkt, im Herbst 1834 nach Zürich rück, wo er als Privatdocent an der Universität und Vicar am Grossmünster seine Wirksamkeit eröffnete. Schon 1835 erhielt er die Professur der praktischen Theologie und wurde von der Synode in den Kirchenrath gewählt. Im J. 1840 wurde er sodann Ordinarius und im J. 1844 Pfarrer der Münstergemeinde. S.'s Hauptwerke sind die „Glaubenslehre der Kirche“ (2 Bde., Zür. 1844—47) und „Die protest. Centraldogmen innerhalb der ref. Kirche“ (Bd. 1, Zür. 1854). Ersteres Werk, welches seit einem Jahrhundert die einzige neue und fortbildende Bearbeitung der ref. Dogmatik bietet und durch ihren Gedankeninhalt und die scharfsinnige Darlegung die tiefe philosophische Bildung und gründliche Gelehrsamkeit des Verfassers bekundet, hat eine große Anzahl Erörterungen (von Schneckenburger, Baur, Ewald u.) veranlaßt, weshalb S. in den „Theologischen Jahrbüchern“ mehrere Artikel zur Ergänzung und Beleuchtung erscheinen ließ. Auch um die wissenschaftliche Construction der praktischen Theologie hat sich S. namhafte Verdienste erworben. Dahin gehören unter Anderm die Schriften „Über Begriff und Eintheilung der praktischen Theologie“ (Lpz. 1836) und die mit philosophischem Geiste bearbeitete „Homiletik“ (Lpz. 1848). Sonst sind, außer vielen größern Abhandlungen in Zeitschriften, wie besonders zu den „Theologischen Studien und Kritiken“, noch zu nennen: „Darstellung der Wirksamkeit Schleiermacher's als Prediger“ (Halle 1834); „Das Bindende der liturgischen Formulare“ (Zür. 1836); „Das Evangelium des Johannes“ (Lpz. 1841). Auch gab S. „Die philosophische Ethik“ Schleiermacher's (Berl. 1835) und seine Predigtsammlungen (Bd. 1—4, Lpz. 1834—51) heraus.

**Schwenkfeld** (Kasp.), bekannt als Stifter einer Sekte, ein schles. Edelmann aus dem alten Geschlechte von Ossig, wurde zu Ossig 1490 geboren und war dann herzoglich liegnitzer Rath. Ohne gehörige wissenschaftliche Bildung, ergriff er in der Zeit der Reformation die protest. Lehre mit großem Eifer, sonderte sich aber von den Protestanten ab durch seine Ansicht vom Abendmahl, welches ihm ein bloßes Sinnbild davon war, daß die vergötterte Menschheit Christi das wahre Brot für die Seele sei, sowie durch seine Meinung von der Menschheit Christi, die er nicht als Creatur, sondern als einen Bestandtheil der Dreieinigkeit betrachtete, und von der Kirchenlehre und Verfassung überhaupt, worin er eine vollkommenere Reinigung des Glaubens herstellen und nur ein Christenthum des innern Sinnes und der fortwährenden göttlichen Eingebung zulassen wollte. Seine Lehren sprach er aus in dem „Bekanntnuß und Rechenschaft von den Hauptpunkten des christlichen Glaubens“ (1547). Schon 1528 aus seinem Vaterlande verbannt, schweifte er unter mancherlei Verfolgungen in Schwaben und am Rhein umher. Nach seinem wahrscheinlich zu Ulm 1561 erfolgten Tode bildeten sich zuerst in Schwaben besondere Gemeinden (Schwenkfeldianer), die seinen Behauptungen folgten und eine strengere Kirchenzucht unter sich einführten. Nach harten Verfolgungen fanden sie 1733 eine Zuflucht in Nordamerika, wo sie selbst noch jetzt geschlossene Gemeinden bilden, eigene GEMEINDE und Bethäuser haben und wegen ihrer Mäßigkeit und Rechtlichkeit gerühmt werden.

**Schwenkung** bezeichnet diejenige Evolution einer Truppe, durch welche sie, ohne ihre Front zu brechen, eine andere Richtung gewinnt, indem sie sich um einen Drehpunkt (Pivot) im Bogen bewegt. Entweder wird sie nach einem Flügel (Rechts- oder Linksschwenkung), der den Pivot bildet und sich auf der Stelle oder in kleinen Bogen wendet, oder auf die Mitte (Zwischenschwenkung) ausgeführt. Im letztern Falle macht die eine Hälfte Kehrt und schwenkt rückwärts, während die andere vorwärts in die neue Linie schwenkt und, dort angekommen, die Front herstellt. Die Schwenkung kann eine Achtel-, Viertel- oder halbe Schwenkung sein, je nach dem Kreisbogen, den der äußere Flügel beschreibt. Im 18. Jahrh. wurden Schwenkungen von 10–12 Bataillonen, 10–20 Escadrons in Linie zusammen (en barrière) ausgeführt, gewöhnlich nur von einzelnen Bataillonen und meist in Colonnen, bei der Cavalerie höchstens von einer Division (zwei Escadrons).

**Schweppermann** (Seyfried), ein durch seine Kriegserfahrung berühmter Ritter, der Sieger bei Mühldorf, stammte aus einem Patriciergeschlechte zu Nürnberg. An der Spitze der fränk. Hülfsstruppen zog er 1315 mit dem Burggrafen Friedrich von Nürnberg dem 20. Dec. 1314 zum deutschen Kaiser erwählten Herzog von Baiern, Ludwig IV., gegen den gleichfalls 19. Oct. zum Kaiser ernannten Herzog von Osterreich, Friedrich III., zu Hülfe. Sieben Jahre wurde mit abwechselndem Glücke, meist in kleinern Gefechten, über den Besitz der Kaiserkrone gekämpft. Doch sollte endlich eine Hauptschlacht den Streit entscheiden. Der Gegenkönig Friedrich, durch einen Haufen wilder Ungarn verstärkt und von den geistlichen Fürsten von Salzburg und Passau persönlich unterstützt, drang bei Mühldorf über den Inn vor und beabsichtigte mit der Beihülfe seines Bruders Leopold, der mit einem wohlgerüsteten Heere von Schwaben heranzog, die Baiern mit ihren Verbündeten in die Mitte zu nehmen und zu erdrücken. Das einzige Mittel zur Rettung war, einen Angriff gegen Friedrich zu wagen, ehe Leopold ankam. Allein es fehlte an einem gemeinschaftlichen Heerführer, der die Bewegungen einer Armee von ungefähr 30000 Mann zu leiten verstanden hätte. In dieser Verlegenheit übertrug man dem alten Kriegserfahrenen S. den Oberbefehl. Er erkannte sogleich die fehlerhafte Stellung der Oesterreicher, griff zuerst den rechten Flügel an, warf ihn und wendete sich gegen die Mitte und gegen die Seite des linken Flügels und ließ zuletzt, als der Sieg schwankte, die Truppen des Burggrafen von Nürnberg dem Feinde in den Rücken fallen. Durch diese Schlacht, welche 28. Sept. 1322 bei Mühldorf stattfand, trat Ludwig in den Alleinbesitz der deutschen Kaiserkrone. Als am Abende nach dem Siege für die kaiserliche Tafel nichts als ein Korb voll Eier aufgefunden wurde, vertheilte sie der Kaiser mit den Worten: „Jedem ein Ei, dem frommen Schweppermann zwei!“ Diese Worte gingen in die Grabscrift S.'s zu Burg Castell in der Oberpfalz über.

**Schwere** (Schwerkraft). Alle materiellen Theilchen ziehen sich gegenseitig an und die GröÙe der in Folge dieser Eigenschaft zwischen zwei Körpern vorhandenen Anziehung steht im geraden Verhältnisse ihrer Massen, aber im umgekehrten der Quadrate ihrer Entfernung. Das Wort **Schwere** bezeichnet nun in seiner allgemeinsten Bedeutung diese zwischen allen Körpern im Weltraume vorhandene Anziehung, auch allgemeine Schwere oder Gravitation (s. d.) genannt, während es in einem engeren Sinne sich nur auf die Anziehung zwischen der Erde und den auf ihr befindlichen Körpern erstreckt. Wenn die Erde eine Kugel von überall gleicher Dichte



heit wäre, so würde die aus der Anziehung aller ihrer materiellen Theilchen resultirende Kraft genau durch ihren Mittelpunkt gehen und auf allen Punkten ihrer Oberfläche gleich groß sein. Man kann sich unter dieser Voraussetzung die ganze Masse der Erde, wenn es sich um die Anziehung auf einen außerhalb der Oberfläche liegenden Punkt handelt, in ihrem Mittelpunkte vereinigt denken, und die anziehende Kraft der Schwere (der Erde) auf einen außerhalb der Erde befindlichen Körper steht dann im umgekehrten Verhältnisse des Quadrates der Entfernung dieses Körpers von dem Mittelpunkte der Erde. Anders muß es sich aber natürlich, wenn man sogleich bei genauerer Betrachtung findet, mit der Anziehung auf einen in dem Innern der Erde, also in ihrer Masse selbst gelegenen Punkt verhalten, indem hier die von diesem Punkte nach auswärts liegenden Theile der Erde gerade nach entgegengesetzter Richtung anziehend wirken als die übrigen. Die Rechnung liefert in diesem Falle das Gesetz, daß die Schwere innerhalb der Erde in geradem Verhältnisse mit den einfachen Entfernungen von dem Mittelpunkte derselben zunimmt. Für die Erklärung sehr vieler Erscheinungen genügt die obige Annahme der Kugelgestalt unserer Erde. Da jedoch unsere Erde ein Umdrehungsellipsoid ist, dessen Polardurchmesser kleiner als der Äquatorialdurchmesser, so wird schon aus diesem Grunde die Schwere nicht in allen Punkten der Oberfläche gleich groß sein können: sie wird unter dem Äquator größer sein müssen als unter den Polen. Dazu kommt noch, daß die in Folge der Umdrehung der Erde entstehende Schwungkraft der Schwerkraft unter dem Äquator gerade entgegenwirkt, während dieser Einfluß nach den Polen zu geringer wird; es wird daher die Schwerkraft unter dem Äquator um so mehr kleiner sein müssen als unter größern Breiten oder unter den Polen. Die Größe der Schwere (oder Schwerkraft) wird gemessen durch die Geschwindigkeit, welche einem freifallenden Körper während des Falls von einer Secunde mittheilt. Mit großer Genauigkeit erhält man diese Geschwindigkeit durch die Beobachtung der Schwingungsdauer eines Pendels von gemessener Länge, indem die Schwingung eines Pendels einen fortwährenden Fall auf schiefen Ebenen von veränderlicher Neigung darstellt. Nach Bessel's Versuchen beträgt dieselbe für Königsberg 30,213 pariser Fuß. Die Schwingungsdauer eines und desselben Pendels wird wegen der erwähnten Verschiedenheit in der Größe der Schwerkraft unter dem Äquator länger, an den Polen kürzer sein. Beim Steigen auf bedeutende Höhen nimmt die Schwere ab; die Bestimmung der Schwingungsdauer eines und desselben Pendels am Meeresufer und auf hohen Bergen liefert dafür die thatsächliche Bestätigung. Die Richtung, in welcher die Erde einen Körper auf ihrer Oberfläche anzieht, wird durch einen Faden bestimmt, an dessen untern Ende ein schwerer Körper hängt (Fleiloth). Man kann sie ebenfalls bestimmen durch die Form der ausgedehnten freien Oberfläche einer Flüssigkeit, weil sie auf letzterer senkrecht steht. — Die spezifische Schwere wird bisweilen, aber eigentlich unrichtig für spezifisches Gewicht oder Dichtigkeit (s. d.) gebraucht.

**Schwererde, Schwespath, s. Baryt.**

**Schwerin**, Fürstenthum, gegenwärtig ein Bestandtheil des Großherzogthums Mecklenburg-Schwerin (s. d.), mit welchem es so wenig als mit der ebenfalls zu letzterm gehörigen ehemaligen Grafschaft, dem nunmehrigen Herzogthum Schwerin zu verwechseln ist, war früher eines der drei von Heinrich dem Löwen (s. d.) gestifteten Bisthümer, welches im Westfälischen Frieden aufgehoben und als weltliches Reichsfürstenthum dem Herzog von Mecklenburg als Entschädigung für die damals an Schweden abgetretene Herrschaft Bismar übergeben wurde. Es hat ein Areal von 8 QM. Haupt- und Residenzstadt des Bisthums war Rügen.

**Schwerin**, die Haupt- und Residenzstadt des Großherzogthums Mecklenburg-Schwerin, mit Sitz sämtlicher obern Landesbehörden, liegt in einer sehr angenehmen Gegend, an dem offenen und fischreichen Schwerinersee, und zerfällt in die Altstadt, Neu- und Vorstadt. Die Neu- ist eigentlich eine Stadt für sich und gehört zum Fürstenthum Schwerin (s. d.), ist aber jetzt mit der Altstadt zu einer Stadtgemeinde verbunden worden. S. ist gut gebaut, hat mit der Altstadt etwa 18000 E., einen Dom, ein Gymnasium (Friedericianum, die ehemalige Domkirche), zwei protest., eine kath. Kirche, ein Hoftheater und ein Arsenal. Das Residenzschloß liegt auf einer Insel des Sees und wird gegenwärtig einem Neubau in großartigem Stile unterworfen. Sehenswerth sind die großherzogl. Gemäldegalerie, das Münz- und Alterthümercabinet und der schöne Schloßgarten. S. ist ein uralter Ort, ward aber in neuerer Zeit namentlich durch den Großherzog Paul Friedrich (gest. 1842) sehr erweitert und verschönert.

**Schwerin** ist der Name eines der ältesten und vornehmsten, an Gliedern und Besitz reichen Adelsgeschlechter Pommerns, welcher zuerst nach Ausbreitung des Christenthums auftritt. Von Pommern aus verbreitete sich die Familie nach Mecklenburg, der Mark, Preußen.



rückt, wurde er von vier Kartätschenkugeln entseelt niedergestreckt. Mit seinem Leben hatte er einen Sieg erkauft. Wol kein anderer preuß. Held des Siebenjährigen Kriegs ist so allgemein wie betrauert worden. Volksgefänge brachten seinen Namen auf die Enkel, und der König ließ ein Bild aus Marmor auf dem Wilhelmsplatz in Berlin aufstellen. Mit Heldennuth und Feldherrntalent verband er Menschlichkeit, Milde gegen Untergebene und echt religiösen Sinn, er besaß er umfassende und gründliche Kenntnisse. Er schrieb selbst eine Kriegskunst und verfaßte mehrere religiöse Lieder.

Schwerin (Maximilian, Graf von), preuß. Staatsmann, geb. 30. Dec. 1804 zu Bolkow, einem Familiengute in Pommern, studirte die Rechte auf den Universitäten zu Berlin und Heidelberg, trat dann als Auscultator in den Staatsdienst, verließ denselben jedoch bald, um einige seiner väterlichen Güter zu verwalten. Hier wurde er Landrath des anhalter Kreises und 1839 Generallandschaftsdirector. Als 1846 die Generalsynode zusammentrat, ward er Mitglied derselben, ebenso 1847 des Vereinigten Landtags. Hier wurde sein Antrag, die Wahlfähigkeit nicht von der Gemeinschaft mit einer der bestehenden christlichen Kirchen abhängig zu machen, sondern dieselbe Allen zu gestatten, welche sich zur christlichen Religion bekennen, trotz des Widerspruchs der Minister angenommen. Am 19. März 1848 in das Ministerium Arnim berufen, übernahm er das Portefeuille des Cultus. Als aber in Folge des Sachsens-Weimar'schen Antrags, den Verfassungsentwurf betreffend, im Ministerium Meinungsverschiedenheit entstand, trat auch S. 17. Juni zurück. Als Mitglied der zweiten Kammer nahm er seitdem den thätigsten Antheil an den Verhandlungen derselben, wurde auch jeder Sitzungsperiode zum Präsidenten gewählt.

Schwerpunkt nennt man denjenigen Punkt in jedem festen Körper, welcher allein unterliegt zu sein braucht, wenn der Körper nicht fallen soll, und in welchem also die ganze Schwere des Körpers vereinigt gedacht werden kann. Die Unterlage oder Stütze, welche diesen einzigen Punkt zu fallen hindert, trägt mithin das Gewicht des ganzen Körpers, dessen übrige Theile das Gleichgewicht halten. Ist die Dichtigkeit eines Körpers in allen Theilen desselben gleich, so fallen Schwerpunkt und Mittelpunkt seiner Gestalt, falls die Gestalt einen solchen Punkt zusammen, wie z. B. bei Kugeln von gleicher Dichtigkeit. Die Lehre vom Schwerpunkte ist eine der wichtigsten in der Mechanik und findet im gemeinen Leben beim Lasttragen, Balanciren, Seiltänzen, Schlittschuhlaufen u. s. w., ja selbst beim Gehen unaufhörliche, wenngleich unbewusste Anwendung. Die Lehrbücher der mechanischen Wissenschaften enthalten mannichfache Vorschriften, den Schwerpunkt eines Körpers, von welcher Form er auch sein möge, durch Rechnung zu finden, wobei meistens vorausgesetzt wird, daß der Körper eine gleichmäßige Dichtigkeit besitzet oder homogen ist. In der Praxis kommt man aber oft schneller als mit Hilfe der Rechnung auf folgende Weise zum Ziele. Man hängt den Körper, dessen Schwerpunkt bestimmt werden soll, an zwei verschiedenen Punkten nacheinander an einem Faden auf. Die verlängerte Richtung des Fadens geht jedesmal durch den Schwerpunkt des Körpers. Der Schwerpunkt des Körpers muß also da liegen, wo die beiden verlängerten Richtungen des Fadens bei den beiden aufeinanderfolgenden Aufhängungen sich schneiden. Bei flüssigen Körpern ist im Allgemeinen von einem Schwerpunkt nicht die Rede sein, oder wenigstens nur unter Voraussetzung, daß sie eine gewisse Gestalt beibehalten, denn mit derselben ändert sich auch der Schwerpunkt. Alles, was sich auf den Schwerpunkt bezieht, heißt centrobarisch.

Schwert ist die Benennung einer Handwaffe, die sich vom Degen und Vallasch durch ihre Breite und doppelte Schneide und vom Säbel durch die gerade Richtung der Klinge unterscheidet, auch nur selten mit einer schmalen Handdecke, nie aber mit einem Bügel am Griff versehen ist. Die Schwerter kommen schon im frühesten Alterthum vor; sie waren zum Hauen und Stechen eingerichtet und bald länger, bald kürzer. Die Römer, welche den Schwertkampf liebten, führten anfangs sehr kurze Schwerter, später den längern gladius Hispanicus. Im Mittelalter spielten sie eine wichtige Rolle und ihre Länge und Schwere beweist, daß sie mehr zum Hauen bestimmt waren. Sie wurden meist Schlachtschwerter, die kürzern Flamberg (s. d.), die größten auch Zweihänder genannt, weil sie mit beiden Händen geführt wurden. Von ihnen muß man die damaligen Paradeschwerter zu unterscheiden, welche vorzüglich kunstreich gearbeitet waren. Auch die Nichtschwerter hatten sonst ihre eigenthümliche Form.

Schwertbrüder, ein geistlicher Ritterorden, gehörten nebst ihren Besitzungen zum Deutschen Reiche. Der Orden wurde von dem Bischof Albert, dem Bekehrer der Livonien und Erzbischof der Stadt Riga, früher Domherr zu Bremen, gegen 1200 gestiftet, um das Reich des





zeit im Unterricht. Damals lieferte er die vortreffliche „Beschreibung der Fellenberg'schen Landwirthschaft zu Hofwyl“ (Hannov. 1816), die „Beschreibung der elsassischen Landwirthschaft“ (Berl. 1816) und die „Beobachtungen über den Ackerbau der Pfälzer“ (Berl. 1818). Inzwischen kam er 1816 als Regierungsrath in preuß. Dienste, wo er den Zustand der Landwirthschaft in den Rheinlanden und in Westfalen zu untersuchen beauftragt ward. Seine Berichte an das Ministerium erschienen unter dem Titel „Beschreibung der Landwirthschaft in Rheinland und Westfalen“ (2 Bde., Stuttg. 1836). Einen Ruf nach Oestreich und England lehnte S. ab, dagegen folgte er 1818 dem Rufe als Director der landwirthschaftlichen Lehranstalt zu Hohenheim (s. d.), das seitdem sehr stark besucht wurde und zu einem bedeutenden Rufe in In- und Auslande gelangte. Hier schrieb er seine „Anleitung zum praktischen Ackerbau“ (2 Bde., Stuttg. 1825; 5. Aufl., 1845) und die „Landwirthschaftlichen Mittheilungen“ (Stuttg. 1826). In seinem 70. Lebensjahre verließ er Hohenheim und kehrte zurück nach Koblenz. Bei dem Abschiedsfeste zu Hohenheim wurde der von ihm eingeführte fläminger Pflug ihm zu Ehren mit dem Namen Schwertz'scher Pflug belegt, unter welchem er sich in alle Theile Europas verbreitet hat. Erblindet starb er in Koblenz 11. Dec. 1844. Nach seinem Tode gab Pabst seinen „Landwirthschaftlichen Nachlaß“ (Stuttg. 1845) heraus.

**Schwezingen**, bad. Städtchen mit 5000 E. und Sitz eines Oberamts, zwei Stunden von Hohenheim und etwa gleich weit von Heidelberg entfernt, mit beiden Städten durch gute Straßen und schöne Alleen verbunden, hat großen Ruf erlangt durch sein Schloß und den Schloßgarten, reiches Schöpfungen des 18. Jahrh., wo der Ort Lieblingsresidenz der pfälz. Kurfürsten war. Die Anlagen tragen sehr das Gepräge des Geschmacks jener Zeit. Gleichwol ist der Park immer noch durch Schönheit und sorgsame Pflege ausgezeichnet und überragt in dieser Hinsicht die Anlagen aus gleicher Zeit, wie Versailles, Nymphenburg u. a. An den Pfingsttagen ist S. überrannt von Tausenden von Besuchern erfüllt.

**Schwieger** oder **Schwiger** (Jakob), deutscher Dichter, geb. in Altona zwischen 1620 und 1630, studirte um 1650 in Wittenberg und hielt sich seit 1654 in Hamburg und Umgegend auf, wo er mit Ph. von Zesen, J. Rist und andern Dichtern in Verbindung stand. Im J. 1657 nahm er im dän. Heere gegen die Schweden; dann scheint er in Glückstadt angestellt gewesen zu sein. Gewöhnlich wird sein Tod in das J. 1665 gesetzt; doch ist dies falsch, da er von 1665 bis Ende 1667 am rudolstädter Hofe dichterisch thätig war. Unter dem Namen „Filidor der Dorfer“, welchen er als Mitglied des Schwanenordens führte, gab er eine während seiner Kriegsjahre entstandene Sammlung lyrischer Gedichte „Die geharnschte Venus“ (Hamb. 1660) heraus, welche seine übrigen Gedichtsammlungen an Werth weit übertrifft, da sie, von den auch bemerkbaren Mängeln der Zeit abgesehen, die frischesten und kecksten Liebeslieder des ganzen 17. Jahrh. enthält. Mit ziemlicher Gewißheit lassen sich ihm auch sechs Lustspiele zuschreiben, welche bei festlichen Gelegenheiten am rudolstädter Hofe von 1665—67 aufgeführt wurden und theilweise unter dem Titel „Filidor's Trauer-, Lust- und Witschspiele“ (Th. 1, Jena 1855) vereinigt sind. Englische und span. Vorbilder scheinen dabei benutzt zu sein; doch zeichnen sie sich durch geschickte Anlage einer echt dramatischen Verwicklung vor den meisten gleichzeitigen Erzeugnissen vortheilhaft aus.

**Schwimmen**. Ein Körper, dessen specifische Schwere oder dessen Dichtigkeit geringer ist als das specifische Gewicht einer Flüssigkeit, wird, sobald man ihn auf diese legt, von der Flüssigkeit getragen: er schwimmt. Man unterscheidet das eben erwähnte passive Schwimmen, das besteht in Getragenwerden von der Flüssigkeit, von dem activen Schwimmen, der Fortbewegung in der Flüssigkeit nach beliebiger Richtung, wozu natürlich nur lebende Wesen befähigt sind. Wenn ein Körper gewichtlos ist, so wird beim Schwimmen desselben stets eine gewisse Einwirkung, d. h. Verdrängung der Flüssigkeit, stattfinden, und zwar wird der Körper stets so tief untertauchen, daß die von ihm verdrängte Flüssigkeit genau so viel wiegt als er selbst. Ein Kubikfuß Wasser, der nicht mehr wiegt als ein halber Kubikfuß Wasser, wird also auch nur einen halben Kubikfuß Wasser sinken und zur Hälfte über dasselbe hervorragen. Man kann einen specifisch schwereren Körper als die Flüssigkeit dadurch zum Schwimmen bringen, daß man ihn mit einem leichteren in Verbindung bringt, sodaß beide Körper zusammen weniger wiegen als das Wasser, welches von ihnen bei völligem Untertauchen verdrängt würde. So schwimmt eine verschlossene Blechbüchse auf dem Wasser, weil das Blech, obgleich specifisch schwerer als Wasser, mit der darin enthaltenen Luft gleichsam einen Körper bildet, der specifisch leichter ist als Wasser. Auch die Anwendung der sogenannten Schwimmblasen, Schwimmkleider und Schwimmgürtel, die, mit





eben auf dem Wasser deutet schon ihre äußere Gestalt. Die Unterseite des Rumpfes ist abge-  
 rundet, damit der Körper weniger tief im Wasser einsinkt; die Brust tritt gewölbt weit vor, um  
 das Wasser leichter durchschneiden zu können; um den Körper durch Rudern kräftig fortzube-  
 wegen, sind die Beine außerhalb des Mittelpunkts des Körpers eingefügt; die an Bauch und  
 Brust sehr dicht stehenden Federn sind an der Fläche so gewölbt, daß unter ihnen eine sehr dichte,  
 luft einschließende Flaumschicht stehen kann, wodurch die specifische Leichtigkeit des Körpers be-  
 fördert wird. Außerdem ist das ganze Gefieder so von Öl durchdrungen, daß das Wasser nicht  
 eindringen kann. Viele dieser Vögel können auch sehr gewandt, wie die Möven und Seeschwal-  
 en, oder sehr ausdauernd fliegen, wie Tropikvögel, Sturmvögel und Albatros. Manche dage-  
 gen fliegen schwerfällig; nur sehr wenige vermögen aber gar nicht zu fliegen, wie der große Alk  
 und die Fettgänse oder Pinguine. Die meisten nähren sich von Wasserthieren, wenige von Pflan-  
 en. Im Verhältniß zu der Art des Futters ist auch die Form des Schnabels sehr verschieden.  
 Bei den Scharben und Raubmöven gleicht er mehr dem der Raubvögel, bei den Tauchern,  
 welche ihre Beute im Stosse erhaschen, ist er lang und sehr spizig, bei den Enten breit, löffelför-  
 tig und innen mit Reihen feiner Hornplättchen versehen, welche etwa einen gleichen Dienst ver-  
 richten wie die Barten beim Walfische. Wegen der leichten und reichlichen Ernährung und der  
 raschen und kräftigen Verdauung werden die Schwimmvögel meistens sehr fett; doch ist das Fett  
 mit dem Geruche der zum Futter dienenden Fische durchdrungen und macht das Fleisch dann  
 ungenießbar, wie bei vielen Seeschwimmvögeln. Die Stimme äußert sich in Schreien, Krächzen  
 und Schnattern; nur der Singschwan und Bewicksschwan bringen erträgliche Töne hervor.  
 Gewöhnlich sind die Schwimmvögel fruchtbar; doch legen manche auch nur ein Ei. Meisten-  
 theils leben sie monogamisch und bauen kunstlose Nester, welche sie öfters mit den Federn und  
 Dunen des eigenen Körpers ausfüllern. Seeschwimmvögel bilden gewöhnlich große Vereine,  
 wo Tausende von Nestern nebeneinander stehen. Die Jungen vermögen meist wenige Stunden  
 nach dem Auskriechen aus dem Ei zu schwimmen und entwickeln sich schnell. Prachtfarben be-  
 sitzen die Schwimmvögel zwar nicht; doch haben viele eine hübsche Zeichnung, spiegelndes Ge-  
 feder und manche sogar an einzelnen Stellen lebhaft glänzende Farben, besonders die Enten.  
 Im Ganzen gehören sie zu den größern und zum Theil zu den größten Vögeln; nur wenige ha-  
 ben eine geringe Körpergröße.

**Schwind** (Moriß von), Maler, Professor an der Akademie der Künste in München, geb.  
 in Wien 1804, wurde von Ludwig Schnorr unterrichtet, kam 1828 zu Cornelius nach  
 München und wurde bald zur Theilnahme an den vielen malerischen Aufgaben in den entste-  
 henden Prachtbauten herangezogen. Nachdem er in München viele treffliche Fresken ausge-  
 führt, malte er in Öl nach Goethe's Gedicht „Ritter Kurt's Brautfahrt“ ein sehr geistreiches  
 Bild, das die Situationen jener Dichtung darstellt. Im J. 1839 ward er nach Karlsruhe ge-  
 rufen, um das sogenannte akademische Gebäude auszumalen. Neben diesen trefflichen Arbeiten,  
 die er hier begann, schmückte er auch den Sitzungsaal der ersten Kammer in Karlsruhe. Zu-  
 gleich entstanden Ölbilder und Cartons anderer Art, darunter eine große Composition, die den  
 Rhein mit seinen Nebenflüssen darstellt. S. hat dies phantastische Bild später in Öl ausgeführt.  
 Andere bemerkenswerthe Staffeleibilder sind: die Sage des Ritters Kuno von Falkenstein; der  
 Sängerkampf auf der Wartburg; der Hochzeitsmorgen und die Rose, ein originelles phanta-  
 stisches Gedicht. Den Sängerkampf führte er für das Städel'sche Institut zu Frankfurt aus  
 und siedelte dazu 1845 dahin über. Aber schon 1847 wurde er als Professor an der Akademie  
 nach München zurückgerufen. Neuerdings ist ihm die Ausschmückung der restaurirten Wart-  
 burg (s. d.) mit Frescomalereien übertragen worden. Meisterhaft und hochpoetisch in der Com-  
 position, zeigen die Ölbilder des Künstlers in der Ausführung oft etwas, das an die Technik  
 der Frescomalerei erinnert, wie denn überhaupt die Composition seine stärkere Seite ist. So  
 fertigte er ein Meisterstück in der Zeichnung für einen Schild von getriebener Arbeit, der dem  
 Grafen D'Donnell von der östr. Armee zum Geschenk bestimmt war. Viele seiner Arbeiten sind  
 von ausgezeichneten Künstlern vervielfältigt. Er selbst radirte 42 Epigramme, welche als Al-  
 banach mit Text von E. von Feuchtersleben herausgekommen sind.

**Schwindel** (vertigo) nennt man ein krankhaftes Muskelgefühl, zufolge dessen dem  
 Schwindlichen seine Glieder oder die Außenwelt bewegt scheinen. Bei der gewöhnlichsten Art  
 des Schwindels scheint sich die Außenwelt horizontal im Kreise herumzudrehen. Sowol diese  
 Art als die, wo sich die Gegenstände scheinbar von rechts nach oben und links oder umgekehrt,  
 oder von vorn nach oben und hinten oder umgekehrt drehen, lassen sich nach den berühmten  
 Versuchen Purkinje's künstlich bei gesunden Menschen erzeugen. Ebenso örtliche Muskelgefühls-



**Schwungrad** ist ein schweres (meist gußeisernes) Rad, welches dazu dient, die kleinen Ungelmäßigkeiten im Gange einer Maschine, welche ebenso wol durch geringe Constructionfehler als durch Schwankungen in der GröÙe des zu überwindenden Arbeitswiderstandes oder der beibehaltenden Kraftäußerung hervorgebracht werden, auszugleichen und somit eine möglichst gleichmäßige Geschwindigkeit der Bewegung zu erzeugen. Ein derartiges Rad wird zu dem genannten Zwecke dadurch tauglich, daß es zufolge des Beharrungsvermögens für eine kurze Zeit die einmal angenommene Geschwindigkeit beibehält, auch wenn vorübergehend die antreibende Kraft etwas ab- oder der Widerstand etwas zunimmt. Die Masse (das Gewicht) des Schwungrades muß den zu überwindenden Widerständen und den vorkommenden Unregelmäßigkeiten, welche es aufheben soll, angemessen sein, kann daher ebenso wol zu klein als zu groß gegriffen werden; im erstern Falle regulirt es nicht genügend, im letztern zehrt es nutzlos Kraft auf. Das Schwungrad ist einer der vorzüglichsten Regulatoren (s. d.).

**Schwyz, s. Eid.**

**Schwyz**, einer der drei Urkantone und eine von den vier sogenannten Waldstädten, woher das ganze Land der Eidgenossenschaft den Namen der Schweiz erhalten hat, ist im Range der vierte Canton. Er liegt zwischen Uri, Glarus, St. Gallen, Zürich, Zug, Luzern und Unterwalden und zählt auf 16½ QM. in sechs Bezirken und 29 Gemeinden 44168 deutsche Bewohner, von denen nur 155 Protestanten, die übrigen Katholiken sind. Der Boden ist Gebirge, jedoch ohne Schneeberge und Gletscher. (S. Rigi.) Im Canton liegt der Lowerzersee. Alpenwirthschaft ist die Hauptbeschäftigung des Hirtenvolkes der alten und innern Bezirke, das sich lange Zeit allen Anstrengungen, auch den heilsamen, heftig widersetzte und auf niedriger Bildungsstufe stehen geblieben war. Neben den altgefreiten Schwyzern wohnen in den äußern Bezirken die neuen Landsgemeinde, die bis 1798 die Angehörigen hießen. Schon 1831 war es hier zu Unruhen gekommen, die Bewohner, auf den Bundesvertrag gestützt, gleiche staatsbürgerliche Rechte mit den Altschwyzern begehrten. Nach langen Wirren, die eine zeitweise eidgenössische Occupation von Nid-Schwyz veranlaßten, kam endlich für den gesammten Canton die Verfassung vom 13. Oct. 1833 zu Stande. Aber die Wahlen gaben den Altschwyzern das Übergewicht, worauf Bewerberbefristen aus den äußern Bezirken über verschiedene Verfassungsverletzungen bei der Tagsatzung einliefen. Ueberdies erhob sich in den innern Bezirken der Streit der sogenannten Hörner und Klauen, oder der reichern und ärmeren Oberallmendbesitzer. Es kam 8. Mai 1838 auf der Landsgemeinde am rothen Thurm zu Thätlichkeiten, wobei die Klauen und Außerwyzler den Kürzern zogen. Nur mit Mühe brachten eidgenössische Commissarien eine Entfesselung beider Parteien und eine neue Landsgemeinde zu Stande, wobei abermals die Altschwyzler das Übergewicht behielten. Von nun an hielt sich S., wo viele Klagen über ungerechte Justiz und über weit verbreitete Bestechlichkeit laut wurden, entschieden zu den ultramontanen Tönen. Die Verfassung war absolut-demokratisch und die höchste Gewalt stand der alljährlich versammelten Landsgemeinde zu. S. war eines der eifrigsten Mitglieder des Sonderbunds. Nach dessen Auflösung erhielt der Canton 18. Febr. 1848 eine neue Verfassung, wodurch er in die Reihe der Repräsentativdemokratien trat. Die Landsgemeinde verschwand, es bestehen noch Bezirks- und Kreisgemeinden. An der Spitze der gesetzgebenden Gewalt steht vom Volk in 15 Kreisversammlungen für eine Amtsdauer von 4 J. gewählter, aber alle zwei Jahre zur Hälfte erneuerter Cantonrath von 81 Mitgliedern. Die höchste vollziehende und verwaltende Behörde ist ein Regierungsrath von sieben Mitgliedern, mit einem Landammann als Präsidenten. Die Justiz in höchster Instanz wird von einem mit je 13 und 5 Mitgliedern und ebenso vielen Ersatzmännern besetzten Cantons- und Criminalgerichte ausgeübt. Mit der neuen Verfassung hat S. in jeder Beziehung erfreuliche Fortschritte gemacht. In welcher Beziehung gehört der Canton mit einer Abtei, fünf Klöstern und 30 Pfarreien zum Kantonsthum Thurgau. Die wichtigsten Ortschaften sind 1) Schwyz, ein zerstreut gebauter Flecken mit 32 G., am Fuße des 5870 F. hohen Mythen. Er ist der Sitz der Regierung und war 1838—1848 der Sitz eines Jesuitencollegiums mit einigen Hundert Schülern. In der Nähe ist das Dorf Meien, wo Werner Stauffacher wohnte, und das am Fuße des Rigi freundlich gelegene Bad Rigi; 2) Gerfau (s. d.); 3) Lachen, ein Flecken am Zürichersee; 4) Einsiedeln (s. d.); 5) Muri (s. d.); 6) Brunnen, Flecken am Vierwaldstädtersee, eine Hauptniederlage für den Verkehr auf der Gotthardsstraße. Hier beschworen Uri, Schwyz und Unterwalden 15 den ewigen Bund nach dem Siege von Morgarten. Vgl. Meyer von Knonau, „Der Canton S., historisch, geographisch und statistisch“ (St. Gallen 1855).



**Sciaccia**, eine Hafenstadt an der Küste Siciliens, Hauptort eines Districts in der Intendantur Girgenti, am Abhange des Monte Calagero, unweit des Cap San-Marco, zwischen steilen Felsen am Meere eingeengt, hat ein festes Schloß, eine von Julia, der Tochter König Roger's, erbaute Kathedrale mit merkwürdigem Echo, 17 andere Kirchen, 11 Klöster, ein Seminar, Kornmagazine, Schwefelgruben, Salzschlammereien. Der Ort zählt 15000 E., welche starken Sardellenfang, Töpfereien, namentlich für kührende Gefäße aus poröser Erde, auch mancherlei andere Manufacturen unterhalten und Handel mit Getreide, Öl, Soda, Honig, eingesalzenen Sardellen und Anchovis, mit Nitrum und ihren Töpfereywaaren treiben. Man bemerkt in den Kalkfelsen der Umgegend überall vulkanische Thätigkeit. Hier waren ehemals die Aquae oder Thermae Selinuntiae, die warmen Bäder von Selinus. Von den alten Gebäuden ist keine Spur mehr vorhanden, aber die 45° warmen Schwefelquellen findet man noch drei Miglien von der Stadt auf dem 1000 F. hohen Berge Calagero, sowie die Höhle, aus der die Schwefeldünste aufsteigen, mit steinernen Sitzen, deren sich die Alten bedienten. In der Nähe der Stadt, in der Richtung nach der Insel Pantalaria, stieg im Juli 1831 eine durch vulkanischen Ausbruch auf einer Korallenbank entstandene Insel aus dem Meere, welche von den Neapolitanern Ferdinanda, von den Engländern Grahamsinsel genannt wurde, jedoch schon 1832 wieder ganz von den Fluten verdeckt war.

**Scillyinseln**, franz. Sorlingues, bei den Alten Cassiteriden oder Zinninseln genannt, liegen in einer vier Stunden langen und halb so breiten Gruppe 6½ M. vom Cap Lantic, der äußersten Südwestspitze von Cornwall und ganz England. Es sind im Ganzen 145 kleine Eilande, von vielen Klippen und Riffen umgeben, felsig, baumlos, von überaus mildem und gesundem Klima begünstigt, aber stets von den Wogen des Meeres gepeitscht und nicht selten verheerenden Orkanen ausgesetzt. Nur sechs sind bewohnt und tragen Weizen, Gerste, Hafer und Kartoffeln, während die unbewohnten nur Gras, Moos und Seetang erzeugen, welcher zu Kelp verbrannt oder zum Viehfutter benutzt wird. Pferde und Rinder sind klein. Die Schafwolle, wegen ihrer Feinheit von Werth, wird meist an Ort und Stelle zu Tuch und Strümpfen verarbeitet. Kaninchen, wildes Land- und Seegeflügel sind in Menge vorhanden. Die Einwohner, 2627 an der Zahl, nähren sich von Ackerbau, Schafzucht, Fischerei und Loosfennerei, in welchem sie ausgezeichnet sind. Sie sind arm, abgabefrei und stehen mit Cornwall, worin sie gerechnet werden, in keiner politischen Verbindung. Erst in neuerer Zeit sind Schulen und Kapellen angelegt worden. Zwölf der Einwohner bilden die Verwaltungsbehörde; in kirchlicher Beziehung stehen die S. unter dem Bischof von Exeter. Die größern Inseln sind: St. Mary mit der Hälfte der Bevölkerung und dem Städtchen Heughtown oder Newtown, einem Hafen und einem Fort; Treascow mit dem Flecken Dolphinstown; St. Martin's mit Signalthurm; St. Agnes mit Kirche und Leuchthurm.

**Scioppius** (Rasp.) eigentlich Schoppe, Gelehrter des 16. Jahrh., geb. 27. Mai 1576 zu Neumarkt in der Pfalz, suchte sich, nachdem er zu Heidelberg, Altdorf und Ingolstadt seine Studien vollendet, durch den Übertritt zur kath. Kirche einen Weg für seine ehrgeizigen Absichten zu bahnen und erhielt auch später eine Menge glänzender Titel, indem man ihn in Spanien zum Grafen Rath und Grafen von Clara-Valle erhob, ohne ihm jedoch Stellung und gewissen Gehalt zu verschaffen. Der Beifall, mit dem seine ersten philologischen und kritischen Schriften aufgenommen wurden, steigerte seine Anmaßung und Prahlucht bis zu dem Grade, daß er selbst den Genuß der Barbarismen beschuldigte und sich den Beinamen des grammatischen Hundes zuzog. Namentlich verfolgte er auch mit Schmähungen seine ehemaligen Glaubensgenossen und richtete gegen die kath. Fürsten, gegen sie auf, verschonte aber dabei mit seiner Satire die gekrönten Häupter nicht weniger wie die Jesuiten. Dieses Treiben brachte ihn gänzlich in Misachtung. Im J. 1611 ward er auf Befehl des engl. Gesandten in Madrid öffentlich ausgeprügelt, worauf er sich, da er nirgends einen sichern Aufenthalt fand, nach Padua zurückzog. Hier starb er 19. Nov. 1622. In den letzten 14 J. hatte er aus Furcht vor Nachstellungen sein Schlafgemach nicht verlassen. In seinen philologischen Schriften bekämpfte er allerdings mit Grund die damalige platonische und geiststöbende Erklärung der alten Classiker, besonders das verwilderte Notensystem, freilich in einem mehr als gemeinen Tone. Hierher gehören die „Verisimilium libri IV“ (Nürnberg 1596), die „Suspectarum lectionum libri V“ (Nürnberg 1597 und Amst. 1664); ferner die „Commentatio de arte critica“ (Nürnberg 1597 und Amst. 1664) und die „Grammatica philosophica“ (Mantua 1628; zuletzt Augsburg 1712). Eine große Zahl anderer Schriften, die mehr den Charakter von Papquillen an sich tragen, wie „Insania Famiani“ u. s. w., veröffentlichte er unter den Namen von Nikodemus Macer, Dporinus Grubinus, Aspasius C.

ippus, Isaac Casaubonus, Philoxenus Melander, Juniperus de Ancona, Augustinus Aringhellus u. s. w.

Scipio ist der Name einer der patricischen röm. Familien, die zu der Gens Cornelia gehören. Sie erscheint in der Geschichte zuerst mit dem Publius Cornelius S., den die Fasti unter den consularischen Kriegstribunen der J. 395 und 394 v. Chr. anführen. Ein anderer Publius Cornelius S. war 366 v. Chr. der eine von den beiden ersten curulischen Aedilen. Zum Consulate schwang sich aus der Familie der Scipionen zuerst Lucius Cornelius S. 350 v. Chr. auf. Lucius Cornelius S. Barbatus bekleidete das Consulat 298 v. Chr., dann die Censur und zeichnete sich in dem Kriege wider die Etrusker, Samniter und Lucaner aus. Seine Grabscrift und die seines Sohnes Lucius Cornelius S., der 259 v. Chr. als Consul die Karthager aus Corsica vertrieb und 258 Censor war, sind, in saturnischem Versmaß abgefaßt, die letzten unter den Inschriften, die in dem 1780 vor der Porta Capena bei Rom entdeckten Familienbegräbniß der Scipionen gefunden wurden. — Söhne des letztgenannten Lucius waren Publius und Cneius Cornelius S., von denen der Erstere als Consul 218 v. Chr., im ersten Jahre des zweiten Punischen Kriegs, Hannibal vergeblich am Übergang über die Rhône zu hindern suchte und dann von diesem in Italien am Ticinus im Reitergefecht und darauf an der Trebia mit seinem Amtsgenossen Liberius Sempronius Gracchus geschlagen wurde. Im J. 217 ging er nach Spanien, wohin sein Bruder Cneius, der als Consul 222 mit Laecellus im Gallischen Kriege ruhmvoll gekämpft, schon 218 als Legat gegangen war und den Karthagern das Land zwischen Ebro und Pyrenäen, dann auch die Herrschaft über die Küste abstritten hatte. Beide Brüder besiegten die Karthager wiederholt in den nächsten Jahren, fanden aber 212 ihren Untergang, indem Publius in der Schlacht bei Unitorgis, Cneius bei Urso fiel. Die Reste des röm. Heeres rettete der Ritter Lucius Marcus. — Den Tod seines Vaters, Publius, und seines Oheims rächte bald nachher der große Publius Cornelius Scipio Africanus der Jüngere (major). Dieser, geb. 235 v. Chr., wurde 212 vom Volke zum curulischen Aedil gewählt. Als man 211 nach Spanien, wo der Prätor Caius Claudius Nero nichts ausgerichtet hatte, einen Proconsul schicken wollte, trat S. als einziger Bewerber um das gefährliche Amt auf. Das Volk, auf welches seine Persönlichkeit, sowie seine geheimnißvolle Religiosität einen überhaften Reiz ausübten, wählte ihn, obwohl er bis dahin kein höheres Kriegsamt bekleidet. Schon im Frühjahr 210 eroberte er mit seinem Freunde Caius Laelius, der seine Flotte führte, Carthago, den wichtigsten Handels- und Waffenplatz der Punier in Spanien. Durch Tapferkeit und Milde gewann er die span. Völker, die ihn, nachdem er den Barcinen Hasdrubal 209 bei Bācula geschlagen, ohne doch seinen Abzug nach Italien verhindern zu können, zum König ausrufen wollten. Im J. 208 wurden Hanno und Mago geschlagen und Hasdrubal, Gisgo's Sohn, genöthigt, sich in die festen Plätze zurückzuziehen. Als der Letztere 207, mit Mago vereint, bei Bācula wieder dem S. die Spitze bot, siegte dieser und schloß darauf ein Bündniß mit dem Numidier Syphax, den er nicht ohne Gefahr selbst in Afrika aufsuchte. Nachdem er durch die Einnahme von Gades die Unterwerfung des karthag. Spanien vollendet, kehrte er nach Rom zurück, wo er für das J. 205 zum Consul gewählt wurde. Seinem Plane aber, den Krieg sogleich nach Afrika zu versetzen, widersprach der Senat, besonders der alte Fabius Maximus. Endlich wurde ihm Sicilien zur Provinz und die Erlaubniß gegeben, nach Afrika zu gehen. Trotz mancher Hindernisse von Seiten seiner Gegner in Rom erschien er 204 mit etwa 20000 Mann als Proconsul in der Nähe von Utica. Der Widerstand, den diese Stadt leistete, nöthigte ihn, im verschanzten Lager zu überwintern. Hasdrubal, Gisgo's Sohn, und Syphax, der sich den Karthagern verbündet hatte, griffen ihn an, wurden aber zwei mal 203 besiegt und der Letztere selbst gefangen. Im Herbst 203 kehrte Hannibal nach Afrika zurück und wurde nach vergeblichen Friedensunterhandlungen von S. 19. Oct. 202 in der Schlacht bei Zama (s. d.) entscheidend geschlagen. Hierauf kehrte S., nachdem er den Frieden zwischen Karthago's Macht brach, vermittelt, im Triumph nach Rom zurück, wo er den ehrenvollen Beinamen Africanus erhielt. Im J. 199 wurde er zum Censor, 194 zum zweiten mal zum Consul erwählt, und drei mal verlasen ihn die Censoren als Princeps Senatus. Im J. 193 wurde er als Schiedsrichter zwischen den Karthagern und Masinissa nach Afrika geschickt. Im Krieg gegen Antiochus begleitete er 190 seinen Bruder Lucius als Legat. Aufgereizt von den Scipionen feindlichen Partei, an deren Spitze Cato stand, klagten ihn 187 Volkstribunen vor dem Volke an, daß er sich von Antiochus habe bestechen lassen. Da erwiderte S., ohne zu verantworten, das Volk, heute sei der Tag, an dem er einst den Hannibal besiegt, sie sollen ihm auf das Capitol folgen und den Göttern danken. Man sah wohl alsbald ein, daß man





hielt sich das Haus der Scipionen; ein Nachkomme des Asiaticus war 68 n. Chr., ein Servius Cornelius Scipio Driftus 149 Consul.

**Scontriren** (ital. *scontrare*), auch **Miscontriren** (*riscontrare*), d. h. Schuld und Forderung gegeneinander ausgleichen, ist eine unter Kaufleuten, zumal auf größern Plätzen, geöhnliche Zahlungsweise durch Compensation gegenseitiger Forderungen zwischen drei oder mehr Personen (z. B. wenn A. dem B. schuldig ist, aber an C. ebenso viel oder mehr zu fordern hat und C. seinerseits Schuldner des B. ist). In Frankreich heißt diese Operation **Virement des parties**, in England **Clearing**. Die großartigste Gestaltung der Scontration zeigt sich in londoner Clearinghouse (s. d.). Unter Scontro wird theils die Zahlung durch das Scontriren, theils die Zeit, zu welcher dieses geschieht (der Scontrotag), verstanden.

**Scorbut**, **Skorbut** oder **Scharbock** (*scorbutus*) ist eine gewöhnlich chronisch verlaufende Krankheit der Ernährung, bei welcher das Blut und später auch die festen Theile des Körpers zu fauliger Auflösung neigende Beschaffenheit zeigen. Seine ersten Zeichen sind Niedergelagenheit des Geistes und Sinken der Körperkräfte, bleiche, schmutzige Gesichtsfarbe, angewollenes, dunkel gefärbtes und leicht blutendes Zahnfleisch, Entstehung von blauröthen Flecken (Blutunterlaufungen, s. Petechien) unter der Haut, Geschwulst an den Füßen und Lockerwerden der Zähne. Später tritt neben der Verschlimmerung der genannten Symptome Schmerz in den Gliedern und Gelenken, Geschwürbildung in den blauröthen Blutergießungen an Nase, Mund, After u. s. w., Lungenentzündung, Brand, allgemeine Anschwellung des Körpers und endlich der Tod ein. Sowol diese Erscheinungen als auch die genauern Untersuchungen der todten Körper und des entleerten Blutes lassen eine Entmischung des Blutes als Wesen der Krankheit erkennen. Entfernte Ursachen des Scorbutus sind alle den Körper schädliche Einflüsse, als ungesunde Luft, ungesunde Nahrung, niederdrückende Gemüthsstimmung u. s. w., namentlich Entbehrung des Lichts und der Luft, der frischen Pflanzkost, des guten Trinkwassers, einer gehörigen Körperbewegung, einer warmen Kleidung u. s. w. Vorherrschend herrscht der Seescorbut besonders unter den Schiffen kalter Klimate, der Landscorbut in gewissen Strafanstalten und Kasernen. Vielleicht waren schon röm. Heere von diesem Übel betroffen worden. Doch ist der letzte Theil des Mittelalters als eigentliche Entstehungszeit des Scorbutus anzusehen, welcher vom 13. bis zum 16. Jahrh. im Steigen begriffen, dann zu sinken begann und jetzt, nur noch in den nördlichen Küstenländern Europas einheimisch, wenigstens in weit gelinderer Form sich zeigt. Am meisten litten die Seeleute der vergangenen Jahrhunderte unter dieser Seuche, da die schlechte Schiffsnahrung ihren Ausbruch besonders begünstigte. Allein auch auf dem Lande, namentlich in Kriegsheeren, belagerten Städten u. s. w., selbst unter Umständen, die der Gesundheit keineswegs ungünstig zu sein schienen, richtete bedeutende Verwüstungen an. Die Dauer der Krankheit ist meist eine längere und beschränkt nur selten auf einige Wochen, während sie gewöhnlich einige Monate, selbst Jahre besteht, vollkommene Genesung eintritt oder der Tod die Leiden endigt. Acut verlaufende Fälle solcher Art dürften (neben Typhen, Pest u. a.) Dasjenige sein, was ältere Ärzte als idiopathische Malaria bezeichneten. Entfernung der veranlassenden Ursachen ist die erste Bedingung der Heilung, welche dann in den ersten Stadien der Krankheit durch passende Mittel, namentlich abführenden, oft vollkommen gelingt. Ist die Krankheit schon weit vorgeschritten, so wird nur in seltenen Fällen geheilt. Als vorzügliches Mittel hat sich das Löffelkraut (*Cochlearia officinalis*) bewährt, welches auch in den Gegenden, wo der Scorbut noch jetzt einheimisch in großer Menge angetroffen wird; außerdem Citronensäure, Essig, Kresse, Senf, Rettig, die Pflanzkost überhaupt, Kartoffeln, gutes Bier, Wasser mit Wein, frisches Fleisch u. s. w. (Samson-Himmelsstierna, „Beobachtungen über den Scorbut“ (Berl. 1843); Krebel, „Geschichte und Gesammlliteratur des Scorbutus“ (Petersb. 1849).

**Scoten**, s. Schottland.

**Scott** (Sir Walter), berühmter schott. Dichter, der Verfasser des „Waverley“, wurde Aug. 1771 zu Edinburg geboren. Sein Vater war ein geachteter Sachwalter daselbst, seine Mutter die Tochter eines dasigen ausgezeichneten Arztes, J. Rutherford; durch beide Altern er mit achtbaren alten schott. Familien verbunden. Seine schwache Gesundheit, hauptsächlich durch Lähmung des rechten Fußes veranlaßt, bewirkte, daß er früh zu seinem Großvater Sandy-Knowe, in der Nähe von Kelso, aufs Land gebracht wurde. Später kam er nach Edinburg selbst, wo er im 13. J. Percy's „Reliques“ kennen lernte, die nicht wenig dazu beitrugen, zum Dichter zu machen. Die vielfachen alten Sagen der Grenzlande mochten überdies sein Geiſt gleichfalls mächtig anregen. Er besuchte darauf die High-School zu Edinburg, machte



Robert of Paris" und „Castle dangerous". In den meisten dieser Romane erläutert S. die Geschichte seines Vaterlandes. „Ivanhoe", „Kenilworth", „Woodstock" und „Migel" spielen in England. Die in andere Gegenden versehten stehen diesen mit Ausnahme von Quentin Durward bedeutend nach. Seine Romane haben meist den Fehler, daß sie im Anfange etwas schleppend und breit, am Ende zu abgebrochen sind. Der Plan ist selten fehlerfrei; bald stören Unwahrscheinlichkeiten, bald ein gezwungener Ausweg, bald zu große Verwirrung des Knotens, bald ein zu eiliger Schluß. Aber diese Fehler sind gering gegen die Vorzüge der trefflichen Charakterschilderung und der bis in die kleinsten Details bestimmten und wahren Zeichnung, der klaren und lebendigen Anschauung und Darstellung vergangener Zeiten, der anmuthigsten Schilderungen landschaftlicher Schönheiten und der reichen Quelle von Humor, die sich mit dem größten stillen Ernste und zahlreichen Stellen voll der tiefsten Nührung paart.

Außerdem hatte sich der 1820 zum Baronet ernannte Dichter auch im Schauspiel versucht, aber mit geringem Erfolge. Treffliche biographische und literarische Einleitungen hatte er der neuen Ausgabe der ältern engl. Romanschreiber vorangeschickt, welche 1825 in drei Bänden sammelt erschienen. Jetzt, als er sich dem Alter zu nähern begann, als ihn alle Welt nach dem ungeheuern Absatz seiner Romane für einen reichen Mann hielt, traf ihn der harte Schlag, daß 1826 die Häuser Ballantyne und Constable, deren Geschäftstheilhaber er war, fielen und er sich mit einem male mit einer Schuldenlast von 117000 Pf. St. belastet sah. Doch auch das rückte seinen Muth nicht nieder; er hoffte dennoch als ehrlicher Mann sterben zu können und widmete sich mit verdoppeltem Eifer der Schriftstellerei. Er mußte jetzt schreiben, um Geld zu verdienen, und daher kann man sich nicht wundern, wenn seine Feder jetzt manches mittelmäßige Zeugniß lieferte. Sein „Leben Napoleon's" (9 Bde., 1827) war eine flüchtige und unkritische Arbeit und that dem Ruhme des Dichters bedeutenden Eintrag, obgleich es reich an einigen schönen Stellen ist. Im J. 1829 besorgte er eine neue Ausgabe seiner dichterischen Werke, mit neuen Einleitungen vermehrt. Auch schrieb er in diesen Jahren für seine Enkel die in drei Reihen erschienenen „Tales of a grandfather" (1828—30), für Lardner's „Cyclopaedia" die „History of Scotland" (2 Bde., 1830) und die „Letters on demonology" für Murray's „family library". Durch diese und seine oben genannten spätern Romane erwarb er so viel Geld, daß er den größten Theil seiner Schulden decken konnte. Bereits 1830 war die Schuldenlast auf 40000 Pf. St. zusammengeschmolzen, und wenige Jahre der Gesundheit würden gereicht haben, um sie völlig zu decken; diese waren ihm indessen nicht mehr verliehen. Im Winter 1830 zeigten sich Spuren einer mehr und mehr zunehmenden Lähmung. Im Herbst 1831 reiste er nach Italien, verweilte vom December bis April 1832 in Neapel, ging dann nach Rom und kehrte, da sich sein Zustand nur verschlimmerte, nach England zurück. Fast beßungslos wurde er in Folge eines zweiten Schlagflusses nach Abbotsford gebracht, wo er 21. Sept. 1832 starb. In Dryburgh-Abben wurde er begraben. Das dankbare Schottland eröffnete nicht nur eine Sammlung, um seiner Familie Abbotsford zu wahren, sondern errichtete auch in Edinburgh ein Denkmal, das schönste, das je einem Dichter gesetzt worden ist. In That hat aber auch selten ein Land so viel Ursache, gegen einen Dichter dankbar zu sein, als Schottland gegen S., dessen sämtliche Werke fast nur eine Verherrlichung seines Vaterlandes sind. Selten aber hat auch ein Dichter schon bei seinen Lebzeiten solchen Ruhm und solche Verehrung gefunden wie S. Seine Werke wurden nicht nur in alle gebildeten Sprachen oft zehn- oder mehrfach übersetzt, sondern auch vielfach nachgedruckt. So beliebt waren seine Romane vor S. in Deutschland, daß man Romane in seiner Manier schrieb und für seine Arbeiten gab. Den gelungensten Versuch der Art machte Wilibald Alexis (s. Häring) mit dem „König Rüdiger". Die Ausgaben seiner Romane sind zahllos; die besten sind die edinburgher in verschiedenen Formaten und zu den verschiedenartigsten Preisen. Sein Leben wurde am ausführlichsten beschrieben von seinem Schwiegersohne Lockhart (7 Bde., 1838 und öfter; deutsch: „Auszüge von Moritz Brühl, Lpz. 1839). — Sein ältester Sohn, Sir Walter S., geb. Oct. 1801, Oberstlieutenant in der brit. Armee, starb 8. Febr. 1847 auf der Rückreise von Indien nach England. Mit ihm erlosch der Baronetstitel, da sein jüngerer Bruder Charles früher gestorben war.

Scott (Winfield), amerik. General, wurde 13. Juni 1786 in Virginien geboren, wohin sein Vater, ein Schotte und Jakobit, nach der Schlacht von Culloden ausgewandert war. S. widmete sich anfangs dem Rechtsstudium und trat 1806 als Sachwalter auf. Die allgemeine Bewegung, welche die Beschießung der amerik. Fregatte Chesapeake durch ein brit. Linienschiff hervorbrachte, trieb auch ihn zu den Waffen. Im Mai 1808 erhielt er das Patent



eines Artilleriecapitäns und stand 1809 im Lager zu Neuorleans. Wegen einiger freien Äußerungen über das Benehmen seines Obergenerals auf ein Jahr suspendirt, benutzte er diese Zeit, um sich die noch fehlenden militärischen Kenntnisse zu erwerben. Nach dem Ausbruch des Kriegs mit England im Juni 1812 wurde er mit dem Charakter eines Oberlieutenants nach der canad. Grenze beordert, gerieth aber in der Schlacht von Queenstown, wo er mit Löwenmuth kämpfte, in Gefangenschaft. Schon nach einigen Monaten ausgewechselt, eilte er von neuem zur Armee, eroberte 27. Jan. 1813 Fort George, schlug die wiederholten Angriffe des Feindes auf diesen Platz ab und ward im 28. J. seines Alters zum Brigadegeneral befördert. Am 5. Juni 1814 schlug er den brit. General Riall bei Chippewa, that in der Schlacht von Niagara Wunder der Tapferkeit und mußte schwer verwundet vom Felde getragen werden. Das Amt eines Kriegssecretärs, welches ihm der Präsident Madison anbot, lehnte er ab, um sich zur Wiederherstellung seiner Gesundheit nach Europa zu begeben. Hier verbrachte er länger Zeit in Paris, wo er das franz. Militärsystem studirte, und hielt nach seiner Rückkehr Vorlesungen über die Kriegswissenschaften. Im J. 1832 ward ihm die Leitung der Operationen gegen den Indianerhäuptling Black-Hawk übertragen, die er bald glücklich beendete. Im J. 1835 unterdrückte er einen Aufstand der Seminolen und unterwarf 1838 die Creeks. Während der Insurrection in Canada zog S. ein Truppencorps an der dortigen Grenze zusammen, um die Neutralität der Vereinigten Staaten aufrechtzuhalten und ward dann nach dem eingetretenen Ende der Republik abgefertigt, um die Tscherokees in das ihnen eingeräumte Gebiet am westlichen Ufer des Mississippi zu geleiten. Er entledigte sich dieses schwierigen Auftrags mit Takt und Besonnenheit und erhielt 1841 nach dem Tode des Generals Winthorp den Posten eines Oberbefehlshabers der amerik. Armee. Als solcher hatte er sein Hauptquartier in Washington, wo er als eifriger Whig auch an den politischen Angelegenheiten thätigen Antheil nahm und sein Augenmerk auf den Präsidentenstuhl richtete. Der mexican. Krieg gab ihm Gelegenheit, die glänzendsten Lorbern zu erringen. Im März 1847 erschien er vor Vera Cruz, welches sich ihm nach einer kurzen Belagerung ergab. Dann rückte er gegen Jalapa vor, brachte 18. April dem General Santa-Anna bei Cerro-Gordo eine Niederlage bei, schlug am 19. und 20. Aug. abermals bei Contreras und Churubusco und erstürmte 15. Sept. die Hauptstadt Mexico. Diese Siege führten zum Frieden von Guadalupe-Hidalgo, den S. 2. Febr. 1848 abschloß und der das Gebiet der Vereinigten Staaten um einen Ländercomplex von 30000 QM. vermehrte. Trotz aller dem Vaterlande geleisteten Dienste waren jedoch die Bewerbungen S. um die Präsidentenwürde nicht glücklich. Nachdem ihm bereits 1848 der General Taylor (s. d.) vorgezogen worden, gelang es ihm zwar 1852 seine Ernennung zum Candidaten der Whigpartei durchzusetzen; allein bei der im November stattfindenden Wahl wurden seine Hoffnungen durch den unerwarteten Erfolg des demokratischen Candidaten Pierce (s. d.) vernichtet. S. ist ein Mann von ungewöhnlichem strategischen Talent, ausgebreiteten Kenntnissen und einem werthem Privatcharakter, aber sein zu offen hervortretender Ehrgeiz und ein gewisser, den Republikanern anstößiger, militärisch-aristokratischer Hochmuth haben ihn nie zu der Popularität gelangen lassen, die seine Landsleute sonst dem kriegerischen Verdienste so gern zollen. H. Mansfield, „Life and services of general Winfield S.“ (Neuport 1852).

**Scotus und Scotisten**, s. Duns Scotus.

**Scribe** (Augustin Eugène), der fruchtbarste und gewandteste Theaterdichter der neueren Zeit, wurde 24. Dec. 1791 zu Paris geboren. Sein Vater war Kaufmann und hinterließ ihm ein nicht unbeträchtliches Vermögen, welches ihm, als er das Studium der Rechtswissenschaften mit der Laufbahn eines Theaterdichters vertauschte, eine feste Stellung sicherte. Schon sein erste Stück „Le Dervis“, mit dem er 1811 hervortrat und welches er in Gemeinschaft mit seinem Schulfreunde Germain Delavigne verfaßt hatte, erntete reichlichen Beifall, der ihm in einem seltenen Maße auch bei seinen spätern Erzeugnissen treu geblieben ist. Seine Dramen deren Zahl außerordentlich groß, werden auf den größten wie auf den kleinsten Bühnen von Europa gegeben, und in unzähligen Übersetzungen und Nachahmungen läßt sich sein Einfluß auf das Theaterleben aller Nationen nachweisen. Der wahre Werth dieser Stücke besteht in der Leichtigkeit der Erfindung, der Natürlichkeit der Entwicklung und in einer unerschöpflichen Productivität, welche er besonders in der Schilderung der modernen gesellschaftlichen Zustände bekundet. Hochpoetische Begabung läßt sich bei ihm weder in der Anlage noch in der Ausführung erkennen; aber bühnengerecht im Sinne der Theaterpraxis sind seine Stücke doch, wenn sie den höhern ästhetischen Anforderungen gar nicht entsprechen. S. hat ein eigenes Genie geschaffen, das bürgerliche Lustspiel, munter, sinnreich, klug abgeschlossen, mäßig bewegt

ändig romanhaft: die kleine Komödie. Mit großer Feinheit ist in seinen Stücken die franz. Gesellschaft seiner Zeit geschildert, die zu gleichmäßig und nivellirt ist, als daß die große Komödie aufkommen könnte. Seine Miniatur- und Duobezstücke haben den Reiz und Werth historischer Denkbilder. S. betreibt übrigens die Production mit einer Leichtigkeit, die an Fabrikartige reift. Durch ihn ist die bequeme und einträgliche Praxis der Theaterassociation vorzüglich in Schwung gekommen, bei welcher sich verschiedene Autoren zur planmäßigen Ausbeutung einer und derselben Idee vereinigen. Unter den Genossen, mit denen S. einen Theil seiner Stücke ausgearbeitet, verdienen besonders Germain Delavigne, H. Dupin, Delestre-Voirson, Mélesville, Varner, Bayard, Mazère und Francis-Cornu hervorgehoben zu werden. Bei einigen seiner Vaudevilles figurirt sein Name nur als prête-nom, wie man es in der Theatersprache nennt, ohne daß er selbst der Verfasser wäre. Zuerst widmete sich S. dem Vaudeville. Unter den Stücken, welche er hier aufführen ließ, nennen wir nur: „Le comte Ory“ (1816), „Le nouveau Pourceaugnac“ (1817) und „Une visite à Bedlam“ (1818). Dann dehnte sich seine Herrschaft auch auf das Odéon, die Porte St.-Martin und die Variétés aus, bis er seit 1821 der Hauptträger des Gymnase dramatique wurde, welches er bis auf die neueste Zeit mit vielen Stücken versorgte. Am bekanntesten darunter sind: „La maitresse du logis“ (1823); „La haine d'une femme“ (1824); „Malvina, ou un mariage d'inclination“ (1825); „Le mariage de raison“ (1826); „Une faute“ (1830); „La loi salique“ (1845); „Geneviève, ou laalousie paternelle“ (1846); „Maître Jean, ou la comédie à la cour“ (1847); „Irène, ou le magnétisme“ (1847); „L'amitié, ou les trois epoques“ (1848); „Les filles du docteur, ou dévouement“ (1849); „Héloïse et Abailard“ (1850) u. s. w. Auch als Verfasser ansprechender Operntexte, besonders im komischen Genre, hat er eine erstaunliche Fruchtbarkeit entwickelt. Bemerkenswerth sind: „La neige“ (1823); „La dame blanche“ (1825); „La muette de Portici“ (1828); „La fiancée“ (1829); „Fra Diavolo“ (1830); „Robert le diable“ (1831); „Gustave III“ (1833); „La juive“ (1835); „Les Huguenots“ (1836); „L'ambassadrice“ (1837); „Les diamants de la couronne“ (1840); „La part du diable“ (1842); „Les maris“ (1845); „Ne touchez pas à la reine“ (1847); „Haydée“ (1848); „La fée aux roses“ (1849); „Le prophète“ (1849); „Giralda“ (1850); „L'enfant prodigue“; „La dame de pique“ (1850); „Zerline“; „Mosquita la sorcière“ (1851); „Mystères d'Udolphe“ (1852); „Le juif errant“ (1852); „L'étoile du nord“ (1854). Unter den Stücken, welche er auf dem théâtre français zur Aufführung brachte, befindet sich Manches, was geeignet ist, S. dauernden Ruf zu sichern. So sind „Bertrand et Raton“ (1833), „La camaraderie“ (1837), „Une main“ (1841), „Le verre d'eau“ (1842), „Adrienne Lecouvreur“ (1849) und „Les contes de la reine de Navarre“ (1850) immerhin sehr beachtungswerthe Lustspiele, die zwar nicht das Muster der feinsten franz. Gesellschaftssprache, aber als treffliche Proben des bürgerlichen Conversationstons angesehen werden können. Sie begründen hauptsächlich seine Ansprüche auf Zulassung zur franz. Akademie, in welche er 1838 aufgenommen wurde. Ein Theil seiner dramatischen Stücke findet sich in den verschiedenen Ausgaben seiner vollständigen oder ausgewählten Werke zusammengestellt. Um sich aber einen vollständigen Begriff von seiner literarischen Thätigkeit und Fruchtbarkeit zu machen, muß man auch noch seine nicht unbedeutenden journalistischen Leistungen in Anschlag bringen.

Scribonius ist der Name eines röm. plebejischen Geschlechts, dessen eine Familie den Namen Curio führte. — Ihr gehörte Cajus Scribonius Curio an, der als Legat den Sulla im mithridatischen Kriege begleitete, als Consul 76 v. Chr. den Versuch des Sicinius, den Tribunen die ihnen durch Sulla entzogenen Rechte wieder zu verschaffen, vereitelte, dann als Proconsul von Macedonien die Dardaner in Mösien besiegte und zuerst unter den Römern bis zur Monarchie vordrang. Er war streng aristokratisch gesinnt und nicht unberühmt als Redner. Im Jahr 61 nahm er sich des Clodius bei dessen Proceß wegen Entweihung der Religion an. Er starb 55. — Sein Sohn Cajus Scribonius Curio, als Jüngling durch Ausschweifungen mit Marcus Antonius verbunden, talentvoll und hereditär, trat während Julius Cäsar's Consulats 59 und später als einer der eifrigsten Führer der Sache der Optimaten auf, verkaufte sich aber, von großer Schuldenlast bedrängt, 50 als Volkstribun an Cäsar, für den er, durch den Schein eines strengen Republikanismus die Gegenpartei täuschend, wirkte. Er stellte im Senat die Forderung, daß auch Pompejus und nicht bloß Cäsar sich seiner Provinzen begeben solle; überlebte nachher, als dem Pompejus die Vertheidigung des Staats übertragen worden, 1. Jan. 49 den Senat das Schreiben, das Cäsar's Vorschläge enthielt, und entfloh, da diese verworfen wurden, mit Cölius und den Tribunen Antonius und Cassius zu Cäsar. Dieser sendete ihn als



Proprätor mit Truppen nach Sicilien, das ihm Cato ohne Schwertsreich überließ. Der 12. setzte er, begleitet von Asinius Pollio, nach Afrika über, wo er den Pompejaner Attius Varus in Utica vergebens belagerte und in der Schlacht gegen den numidischen König Juba den Untergang fand. Seine Gemahlin war Fulvia. — Einer andern Familie gehörte Lucius Scribonius Libo an, der 49 eine Abtheilung der Flotte des Pompejus führte, später seine Tochter mit dessen Sohn Sextus verheirathete und 34 v. Chr. Consul war. — Seine Schwester war Scribonia, die Octavianus 40 heirathete, um eine Verbindung zwischen Sextus Pompejus und Antonius zu hindern, aber schon 39, nachdem sie ihm die Julia geboren, verließ.

Scriptores historiae augustae werden die sechs spätern röm. Geschichtschreiber genannt, welche eine ziemlich ununterbrochene Reihe von Biographien der röm. Kaiser von Hadrianus bis Carus oder vom Anfange des 2. Jahrh. bis gegen das Ende des 3. Jahrh. verfaßten und gewissermaßen eine Fortsetzung des Suetonius (s. d.) lieferten. Die einzelnen Verfasser derselben sind Alius Spartianus, Vulcatius Gallicanus, Trebellius Pollio im 3. oder 4. Jahrh., Flavius Vopiscus, Alius Lampridius und Julius Capitolinus, welcher Letztere unter Diocletian und Konstantin d. Gr. lebte. Obgleich diese Sammlung, die wahrscheinlich zu Konstantinopel veranstaltet wurde, nicht ganz in ihrer Vollständigkeit auf uns gekommen ist und auch ihrem Inhalte nach mehr das Gepräge einer bloßen Compilation als eigener Forschung und Kritik an sich trägt, so ist sie doch bei dem sonstigen Mangel an Quellen für die Geschichte jener Zeit für uns nicht ohne Bedeutung. Die besten Ausgaben derselben besorgten nach dem ersten Drucke (Mail. 1475) Casaubonus (Par. 1603) und Salmasius (Par. 1620 und Lond. 1653), deren Anmerkungen mit denen anderer Erklärer in einem spätern correcten Abdruck (2 Bde. Lond. 1671) wiederholt wurden. Handausgaben sind die Zweibrücker (1787), die von Panmann (Lpz. 1774) und die Pandolfe'sche (3 Bde., Par. 1844—46).

Scriptores rerum Germanicarum, s. Deutschland in geschichtlicher Beziehung.

Scriber (Christian), ascetischer Schriftsteller, geb. zu Rendsburg 2. Jan. 1629, studirte zu Rostock und erhielt 1653 das Diaconat zu Stendal. Im J. 1667 kam er als Pastor zu St. Jakob nach Magdeburg, wo er später Senior, Consistorialassessor und Inspector wurde, und 1690 als Consistorialrath und Oberhofprediger nach Quedlinburg, wo er 5. April 1693 starb. Als seine Schriften, namentlich sein „Seelenschaz“ (neue Ausg., 2 Bde., Dresd. 1835), athmen Gottesfurcht und insbesondere „Gottbold's zufällige Andachten“ (19. Aufl., 1729; neuer Aufl. von Wimmer, 2 Bde., Güz 1836) große Zartheit und Sinnigkeit, welche neuerdings unter dem Titel „Erbauliche Parabeln“ (4. Aufl., Barmen 1844) sprachlich verjüngt worden sind.

Scrupel, Skrupel, ein allgemein übliches Medicinalgewicht,  $\frac{1}{288}$  des Medicinalpfundes und, wie dieses letztere, in den einzelnen Staaten von abweichender Schwere. Der Scrupel wird fast überall in 20 Gran getheilt, in einigen Staaten (Spanien, Portugal, Kirchenstaat u. s. w.) aber in 24 Gran. Die alten Römer theilten das As, sowie überhaupt jede Einheit des Gewichts, Maßes und Geldes in 288 Scrupula (Scripula, Scriptula). In Portugal und Brasilien ist der Scrupel auch beim Handel als Gold- und Silbergewicht üblich und  $= \frac{1}{1024}$  portug. Mark oder  $\frac{1}{32}$  portug. Handelspfund; er ist der nämliche wie beim portug. Medicinalpfunde. In Deutschland ist der Scrupel hier und da auch ein kleines Längenmaß, dem man bisweilen die Linie in 12 Scrupel theilt, sodaß dann der zwölftheilige Fuß  $= 1728$  Scrupel. In Ulm aber wird beim alten Fußmaße der Zoll in 12 Scrupel getheilt, sodaß dann 1 Fuß  $= 144$  Scrupel.

Scrutinium, von scrutari, d. h. ausforschen oder gründlich untersuchen, bezeichnet in Kirchenrechte die der Übertragung eines geistlichen Amtes vorausgehende Untersuchung, ob der Amt Berufene zur Annahme desselben fähig sei oder nicht; in der kath. Kirche die mittelst versiegelter Stimmzettel vorgenommene Wahl eines Bischofs und daher dann im Allgemeinen jede Wahl mittelst Stimmzettel oder Kugeln.

Scudéry (Georges de), franz. Dichter, geb. 1601 zu Havre-de-Grace, diente in seiner Jugend im Heere und erhielt dann die Stelle eines Gouverneurs von Notre-Dame de la Garde auf einem isolirten Felsen bei Marseille, des kleinsten Postens dieser Art im damaligen Frankreich. Die Beschäftigung mit der Literatur veranlaßte ihn aber 1630, nach Paris überzusiedeln. Er wendete sich dem Theater zu und zwar mit so entschiedenem Erfolge, daß sein „L'amour tyrannique“ (1636) im Vergleich zur lauen Aufnahme des „Cid“ von Corneille die überwiegende Gunst des Publicums erlangte. Dieser Beifall und seine lächerliche Feindschaft gegen Corneille verschafften ihm 1650 eine Stelle in der franz. Akademie. Am bekanntesten



ein prunkvolles Epos „Alarie“ (Par. 1654), welches verherrlicht wurde, bis ihm Boileau den Tempel des Lächerlichen für immer aufdrückte. S.'s Eitelkeit und Großsprecherei ging ins Unglaubliche, und wenn er sich weigerte, auf Veranlassung der Königin Christine von Schweden einige den Grafen de la Gardie lobende Stellen seines „Alarie“ zu streichen, so war auch dies ein Ausfluß seiner Schriftstellereitelkeit. Er starb zu Paris 14. Mai 1667. — Seine Schwester, Madeleine de S., zu Havre 1607 geboren, war viel berühmter als ihr Bruder, und ihre romantisch-historischen Romane behaupteten einige Jahrzehnde fast Alleingültigkeit, bis ebenfalls Boileau's Satire diesem Ruhm ein Ende machte. Ihre Romane „Ibrahim, ou l'illustre Bassa“ (4 Bde., Par. 1641); „Artamène, ou le grand Cyrus“ (10 Bde., Par. 1650); „Clélie“ (10 Bde., Par. 1656; neue Aufl., 1731); „Almahide“ (8 Bde., Par. 1660), wozu noch zehn Bände „Conversations et entretiens“ kommen, sind als die letzten Ritterromane in Frankreich von geringem poetischen Werth, jedoch als Documente der damaligen Zeitgeschichte nicht unwichtig. So findet man unter einer nur leichten Verhüllung in der „Clélie“ und im „Cyrus“ die Porträts aller damals ausgezeichneten Männer und den Ausdruck der überwiegenden Conversationen im Hôtel Rambouillet. Madeleine de S. stand bis an ihren Tod, Juni 1701, in hoher Achtung. Sie wurde sehr häufig von der Königin und den Prinzen besucht und bezog Pensionen von Mazarin, Ludwig XIV. und der Königin Christine von Schweden. Die Behauptung einiger Literaturhistoriker, daß ihr Bruder Georges sich bei der Abfassung der Werke betheiligt habe, ist unbegründet. Ihren „Discours de la gloire“, das erste Werk, welches 1671 einen von Balzac gestifteten Preis der franz. Akademie davontrug, findet man oft Auszügen aus ihren andern Werken in dem öfter aufgelegten „Esprit de Mademoiselle S.“ (Par. 1766).

**Scudo** (scudo d'argento) ist eine ital. Münze, welche ihre Benennung von dem Gepräge, einem Wappenschildern, hat. Der scudo d'argento ist von Thalergröße und je nach den einzelnen Staaten von verschiedenem Werthe. In Rom (scudo romano oder scudo nuovo) wird er in 100 Paoli oder 100 Bajocchi getheilt und setzt  $\frac{9}{10}$  fein geprägt (eigentlich 9,66 Stück), thatsächlich aber  $9\frac{3}{4}$  Stück auf die köln. Mark fein Silber, sodaß er dem bisherigen span. Piaster gleichzusetzen ist und = 1 Thlr. 13 Sgr. 1 Pf. preuß. = 2 Gulden 30  $\frac{1}{2}$  Kreuzer im 24  $\frac{1}{2}$ -Gulden-System. Etwas geringer sind die frühern Scudi von Bologna, von denen etwa  $9\frac{1}{2}$  = 1 köln. Mark fein Silber. Der Scudo in Genua (scudo di S.-Gian Battista oder scudo di cambio) ist geringer und nur 1 Thlr. 3  $\frac{3}{4}$  Sgr. preuß. an Werth, dagegen der venetian. Scudo (Scudo la croce, Kreuzthaler), mit der Bezeichnung 140, besser, denn nur etwa 8 gingen auf die köln. feine Mark, wonach der Werth circa  $1\frac{1}{2}$  Thlr. preuß. war. Der Scudo von Modena ist ein Stück von 5 neuen oder ital. Lire (Franken) =  $1\frac{1}{2}$  Thlr. preuß.; früher war er von verschiedenem Werthe. Der scudo d'oro ist eine Goldmünze der ital. Staaten und eine Nachahmung der deutschen halben Pistolen.

**Sculptur** nennt man die Bildhauerkunst (s. d.) im engern Sinne.

**Scultetus** (Andr.), ein deutscher Dichter des 17. Jahrh., war der Sohn eines Schuhmachers zu Bunzlau. Er besuchte seit 1639 das Elisabethanum zu Breslau und scheint noch auf der Schule verstorben zu sein, wenigstens trägt keines seiner erschienenen Gedichte eine höhere Jahreszahl als 1642. Sein vorzüglichstes Werk „Die österliche Triumphposaune“ (Bresl. 1642) gab Lessing, der die Producte des S., welche alle Fehler ihrer Zeit reichlich an sich trugen, sehr überschätzte, nebst einigen andern Gedichten desselben Verfassers wieder herauszugeben. 1771 und in Lessing's „Werken“ von Lachmann, Bd. 8). Einen Nachtrag dazu gab Lachmann (Berl. 1774), einen zweiten Scholz (Berl. 1783). Vgl. Müller, „Bibliographie deutscher Dichter des 17. Jahrh.“ (Bd. 9).

**Scurra** hieß bei den Römern ursprünglich ein ärmerer Bürger ohne Landeigenthum, der an einen reichern anschloß und von diesem ernährt ließ. Bald aber spielten diese scurrae Broterwerbs wegen die allgemeinen Lustsignacher, besonders an den Tafeln der Reichen und annehmen, wie an den Höfen der Kaiser, suchten sich durch Schmarozken und Schmeichelei in Gunst zu erhalten und gaben sich zu allerhand Possenreißerei her. Scurra heißt daher auch so wie Hofnarr.

**Scylla** (Scylläum), ein Fels in der Meerenge von Sicilien, auf einer Landzunge (Rhegium montorium) gelegen, gegenüber dem Strudel Charybdis (s. d.), wird von den Alten den Schiffen als sehr gefährlich geschildert, weil Der, welcher die heftige Brandung der Scylla vermeiden wollte, gewöhnlich in den Strudel der Charybdis gerieth. Jetzt heißt diese dem Verkehr



Meist das beste seiner Werke, und „Lebensbilder aus beiden Hemisphären“ (6 Bde., Zür. 1835—37). Nur auf kurze Zeit unterbrach eine neue Reise nach den Vereinigten Staaten seine literarische Thätigkeit; 1838 war S. wieder in der Schweiz, wo er die ersten Bände seiner „Sturm-, Land- und Seebilder“, im folgenden Jahre die Fortsetzung derselben lieferte, 1840 er das „Kajütenbuch, oder nationale Charakteristiken“ (2 Bde.) herausgab. Endlich veröffentlichte er noch „Süden und Norden“ (3 Bde., Stuttg. 1842—43); zwei andere Werke, die seitdem geschrieben, blieben der eingetretenen politischen Stürme halber ungedruckt. Die Hauptvorzüge der Dichtungen S.'s sind gründliche Kenntniß der menschlichen Natur, geschickte Charakterzeichnung, ein geistvoller und dramatischer Dialog und seltenes Beschreibungstalent. Der Held ist nicht eine einzelne Person oder eine Gruppe von Individuen, sondern das ganze Volk mit seinem socialen, seinem öffentlichen und seinem Privatleben, seinen materiellen, politischen und religiösen Beziehungen, seiner Vergangenheit und seiner Zukunft. Als Mängel erscheinen eine gewisse Nachlässigkeit in der Durchführung des Stoffs, die hin und wieder vorwührenden Inconsequenzen und manchmal eine allerdings geniale Wildheit und Zusammenhangslosigkeit des Stils. Die Behauptung einiger Kritiker, daß S. als ein Nachahmer Dickens' betrachtet sei, wird schon durch das Datum seiner Schriften widerlegt. Er kann vielmehr als der Schöpfer einer ganz neuen Romangattung gelten, die sich auf der breiten Grundlage des nationalen und socialen Lebens bewegt. Ubrigens haben seine Werke auch in England und in dem Adoptivlande in engl. Übersetzung zahlreiche Leser gefunden. S. lebt theils in der Schweiz, theils in den Vereinigten Staaten, im Besitze eines unabhängigen Vermögens.

**Seb** ist der Name einer ägyptischen Gottheit, welche dem zweiten Götterkreise zugetheilt wird. S. erscheint gewöhnlich neben Netpe und entspricht nach griech. Auffassung dem Kronos. Ein Sohn war Typhon.

**Sebak**, ein ägyptischer Gott, dem das Krokodil heilig war, daher er auch meistens krokodilartig auf den Denkmälern abgebildet wird. Er wurde besonders in Oberägypten viel verehrt und erscheint hier nicht selten auch als letzter unter die Götter der ersten Götterdynastie aufgenommen. In Dmbas hatte er mit Harueris einen Doppeltempel, während in andern Städten, namentlich in Apollinopolis, Elephantine und Dendera, das Krokodil verabscheut wurde und Gott S. daher auf den Tempelwänden von Dendera, die uns fast noch unberührt erhalten sind, nirgends erscheint. S. gehört nicht zur Familie des Osiris, obgleich er sich derselben anschließt; seine Herkunft wird überhaupt auf den Denkmälern nicht angegeben. In Dmbas wird er als S.-Ra häufig mit dem allgemeinen Sonnengotte identificirt, und hier tritt er an die Stelle des alten Localgottes von Dmbas, Set-Typhon, getreten zu sein, welcher später aus der Göttergesellschaft verdrängt worden war.

**Sebalduß**, der Schutzpatron Nürnbergs, der 1425 vom Papste Martin V. kanonisirt wurde, soll nach Einigen der Sohn eines dän. Königs, nach Andern der Sohn eines Landmanns gewesen sein. Wie die Legende erzählt, studirte er in Paris, vermählte sich dort mit der Tochter des Königs Dagobert III., trennte sich aber schon am folgenden Tage von ihr, um sich einem schaulichen Leben zu widmen, und pilgerte nach Rom. Nachher soll er auch nach Deutschland kommen sein und zuletzt in einem Walde bei Nürnberg als Einsiedler gelebt haben. Er starb 1111, nach Andern 901, nach noch Andern 1070, und hatte befohlen, seinen Leichnam auf einen Ochsen bespannten Wagen zu legen und ihn da zu begraben, wo diese, nachdem man sie getrieben, freiwillig stehen bleiben würden. Dies geschah an der Peterskapelle zu Nürnberg, worauf erweitert und Sebaldußkirche genannt wurde.

**Sebastian**, Heiliger und Märtyrer der kath. Kirche, geb. zu Narbonne in Gallien, war unter Diocletian Hauptmann in der Prätorianergarde. Schon seit längerer Zeit gehörte er aber zum Christenglauben an, und seine Stellung zu Rom gab ihm Gelegenheit, für dessen Verbreitung zu wirken und seine verfolgten Brüder zu unterstützen. S. erhielt indessen vom Hofe die Aufforderung, seinen Glauben zu verlassen, und als er standhaft blieb, ward er den mauritanischen Soldaten übergeben, die ihn an einen Baum banden und mit angeblich 1000 Pfeilschüssen durchbohrten. Eine Christin, Irene, die den Körper des Märtyrers aufsuchte, um ihn zu bestatten, fand, daß S. noch lebe, und rettete ihn. Bald ward jedoch S. wieder ergriffen und am 20. Jan. 308 zu Tode gestäupt, dann in eine Schleiße gestürzt. Eine fromme Christin, Lucina, zog ihn hervor und begrub ihn zu den Füßen der Apostel Petrus und Paulus. Papst Damasus errichtete dem Heiligen eine Kirche. Seine Reliquien wurden in alle Länder vertheilt und gegen die Pest wirksam betrachtet. Auch gilt S. als Schutzpatron der Schützengesellschaften. Die erste Charakter des heil. S. ist mehrfach von berühmten Meistern zum Gegenstande gewählt worden.





Selim III. für Frankreich zu gewinnen. Er setzte die Kriegserklärung gegen Rußland durch und vermochte die Pforte zum Widerstand, als der brit. Admiral Duckworth im Febr. 1807 durch die Dardanellen drang. Kurze Zeit nach Selim's Sturze wurde S. zurückgerufen. Er erhielt den Oberbefehl des franz. Heeres in Spanien, den er mit großem Erfolg führte, aber im Aug. 1811 niederlegte, weil er sich zurückgesetzt glaubte. Bei Eröffnung des Feldzugs von 1812 gab ihm Napoleon ein Commando im Vortrab der Großen Armee. S. gehörte zu den Vertrauten Napoleon's, welche denselben abzuhalten suchten, über Lithauen hinauszugehen, entwickelte aber beim Fortgange des Zugs großen Eifer. Im Feldzuge von 1813 schlug er sich nach der Schlacht bei Leipzig mit den Trümmern des Heeres bei Hanau durch. Im Feldzuge von 1814 befehligte S. mit Auszeichnung drei Cavalerieregimenter. Während der Hundert Tage organisirte er auf Napoleon's Befehl die Nationalgarde zu Amiens, wurde auch vom Depart. Aisne zum Mitglied der Kammer gewählt. In letzterer Eigenschaft ging er nach der Niederlage bei Waterloo mit Lafayette und andern Deputirten zur Friedensvermittlung in das Lager der Verbündeten, schiffte sich aber, als diese Sendung mißglückte, nach England ein. Weil sein Name nicht auf der Proscriptionliste stand, kehrte er 1816 nach Frankreich zurück, wo er wiederholt in der Kammer Platz nahm und zuletzt als Gegner der reactionären Politik Polignac's auftrat. Nach der Julirevolution von 1830 übernahm er 11. Aug. das Ministerium der Marine, 17. Nov. das des Auswärtigen. In dieser Stellung, die er unter verschiedenen Cabinetsmodifikationen behielt, war er ein ziemlich gehaftes Werkzeug der Politik Ludwig Philipp's. In der Kammer von 1834 erlitt er jedoch in der Entschädigungssache der Vereinigten Staaten eine gewaltige Niederlage, sodaß er 1. April seine Entlassung nahm. Er war sodann Gesandter in Neapel, von 1835—40, wo ihn Guizot ablöste, Gesandter in London und erhielt nach seiner Rückkehr den Marschallsstab. Seine Wirksamkeit beschränkte sich seitdem auf die Kammer, in welcher er seit 1835 gewöhnlich die Stadt Ajaccio vertrat. Nachdem er noch das traurige Schicksal seiner einzigen Tochter, der Herzogin von Praslin (s. d.), erlebt, starb er 21. Juli 1851. — Sein Bruder Tiburce S., franz. General und seit 1840 Befehlshaber der ersten Militärdivision zu Paris, suchte als solcher vergeblich in den Februartagen von 1848 den Volksaufstand niederzuhalten.

**Sebastopol**, s. Sewastopol.

**Sebulon** ist der Name eines Sohnes Jakob's von der Lea und des nach ihm benannten israelitischen zahlreichen Stamms, der im Nordosten Palästinas seine Sige hatte, Seehandel betrieb und mit Kanaanitern und Phöniziern vermischt wohnte. Auch eine Stadt gleiches Namens lag in dem Gebiete jenes Stamms.

**Secante** heißt in der Geometrie dieselbe gerade Linie, welche eine krumme Linie in zwei oder mehreren Punkten trifft. In der Trigonometrie dagegen versteht man unter Secante eines Bogens oder Centriwinkels die aus dem Mittelpunkte des Kreises durch den einen Endpunkt des bezüglichen Bogens bis an dessen Tangente gezogene gerade Linie, welche gleich dem Quotienten des Halbmessers, dividirt durch den Cosinus, ist.

**Seceders** nennt man eine dissentirende Kirche in Schottland. Mehrere presbyterianische Prediger, unzufrieden mit dem Patronatswesen und der Oberbehörde der herrschenden Kirche, trennten sich seit 1733 förmlich von der letztern und bildeten unter dem Namen des Vereinigten presbyteriums eine eigene Sekte, die sich bald durch den Hinzutritt vieler Gemeinden vergrößerte. Rücksichtlich des Lehrbegriffs blieben die Seceders ganz der presbyterianischen Kirche treu, gegen bildeten sie eine völlig demokratische Verfassung aus. Ihre Prediger werden von allen Mitgliedern der Gemeinde gewählt; dieselben stehen unter keiner Oberbehörde und regieren sich auf den Synoden selbst. Wegen des vor Mitgliedern der herrschenden Kirche zu leistenden Bürde zerfielen die Seceders 1747 in Burghers, unter Erskine, gest. 1755, die ihn leisteten, und in die minder zahlreichen Antiburghers, unter Gibb, gest. 1788, die ihn nicht leisteten. Letztere verstanden sich jedoch später zu einem Eide der Treue und des Gehorsams in rein bürgerlichen Dingen. Im J. 1820 vereinigten sich beide Parteien wieder unter dem Namen der verbundenen Synode der abgesonderten Kirche.

**Sechellen**, Seychelles oder Mahéinseln, eine Gruppe von 12 größern und 17 kleinern Inseln, nordöstlich von Madagaskar, zwischen 3° 22' — 5° s. Br., 72 — 74° ö. L. im Indischen Ocean gelegen und gewöhnlich zu Afrika gerechnet, bilden in ihrer 30 Stunden langen Ausdehnung nur die Gipfel einer 45 M. langen und 22 M. breiten unterseeischen Korallenbank und sind daher sämtlich klein: die größte Mahé enthält nur 3 1/2, die ganze Gruppe nur 10 QM. Im J. 1780 hatten die Franzosen auf drei dieser Inseln Colonien angelegt, mußten sie

aber 1814 an England abtreten. Die Inseln sind hoch, bergig, pittoresk, gut bewässert und mit vielen Häfen versehen; nur zwei sind flach. Das Klima ist gleichmäßig und ungeachtet der großen Hitze außerordentlich gesund. Der durchaus granitische Boden ist nicht besonders fruchtbar; doch tragen die Wälder, obgleich im Laufe der Zeit sehr durch Feuer mitgenommen, vorzügliches Schiffsbauholz, zahlreiche Farbehölzer und geschätzte Arzneigewächse. Cocospalmen umgeben überall die Küsten. Auf den beiden Inseln Praslin und Curieuse findet sich einzig in der Welt die große See- oder Meercocospalme (*Lodoicea Sochellarum*), die vorzugswegen wegen ihrer doppelten Cocosnuß oder Cocos de mer, auf den hinterindischen Inseln als Gegengiftmittel hochgeschätzt, berühmt wurde. Alle eingeführten Pflanzen gedeihen ausgezeichnet. Die ungemein vortheilhafte Lage der Gruppe und die große Zahl guter Häfen veranlaßt einen ausgedehnten Verkehr der Bevölkerung mit den Producten des Bodens nach Indien und den Mascarenen. Nur vier der Inseln sind bewohnt. Die Zahl der sämmtlichen Einwohner belief sich 1837 auf 7000, 1842 nur noch auf 4400, 1850 wieder auf 5800. Sie sind alle meist Neger. Die wenigen Weißen sind fast ausschließlich Franzosen. In politischer Hinsicht stehen die Inseln unter dem Gouverneur von Mauritius.

Seciren, s. Section.

Seckendorf, ein altes, besonders in Franken und Sachsen verbreitetes Geschlecht, das den Namen von dem Dörfchen S. zwischen Koblzburg und Langenzenn in Franken führt, in welcher Gegend auch die übrigen Stammgüter größtentheils liegen. Ludwig von S., der um die Mitte des 13. Jahrh. blühte, wird als gemeinsamer Stammvater des Geschlechts angenommen. Sein Sohn Aberdar hatte mehrere Söhne, von welchen drei durch ihre Nachkommen die drei noch bestehenden Hauptlinien gestiftet haben, indem Aberdar (II.) die älteste oder Aberdarische begründete, ein anderer, Gaudent, Stifter der mittlern oder Gutendischen, ein dritter, Friedrich, Gründer der jüngern oder Rhinhoferschen Linie wurde. Die Aberdarische Hauptlinie zerfällt jetzt durch die Nachkommen des Freiherrn Christoph Sigmund von S. in die Häuser zu Erlenbrechtshausen (mit den Nebenlinien Gröningen, Klippelshagen und Burleswangen), zu Obernzenn und zu Eugenheim (mit den Nebenlinien Bohnfurth und Eugenheim). Die Gutendische Hauptlinie theilte sich durch die drei Söhne Ernst Ludw. von S.'s, eines Neffen von Weit Ludw. von S. (s. d.) und Bruders Friedr. Heint. von S.'s (s. d.), in die Häuser Meuselwitz, Obernzenn und Kölzen. Der Hauptlinie Rhinhofen gehört Kaspar von S. an, welcher 1590—95 Fürstbischof von Eichstädt war. Die Aberdarische Hauptlinie wurde 1706 von Joseph I. in der Person des erwähnten Christoph Sigmund von S. in den Freiherrenstand und 1810 von König Friedrich I. von Württemberg in der Person des würtemb. Staatsministers Freiherrn Joh. Karl Christoph von S. (geb. 5. April 1747, gest. 20. Jan. 1814) in den Grafenstand erhoben. In die Gutendische Hauptlinie gelangte die gräfliche Würde zuerst durch den schon erwähnten Feldmarschall Friedr. Heint. von S., der dieselbe 1719 von Kaiser Karl VI. erhielt, dann durch Adolf Franz Karl von S., aus dem Hause Kölzen (geb. 30. Oct. 1742, gest. 9. Nov. 1818 als sächs. Geh. Rath), welcher 1817 von König Friedrich Wilhelm III. zum Grafen erhoben wurde. Haupt der gräflichen Linie Aberdar (-Obernzenn) ist gegenwärtig der Sohn des erwähnten württemberg. Ministers, Graf Karl Friedr. August von S., geb. 9. Dec. 1786, württemberg. Regierungsrath, Kammerherr und Ceremonienmeister. Die gräfliche Würde in der Linie Gutend repräsentirt Graf Karl Aug. Georg von S., geb. 5. Jan. 1800, der das Amt eines Oberbergraths in Preußen bekleidet. Ein Bruder des Letztern, Graf Theod. Franz Christian von S., geb. 31. Oct. 1801, war früher preuß. außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister am belg. Hofe und bekleidet seit Dec. 1852 dieselbe Stellung zu Stuttgart.

Seckendorf (Weit Ludw. von), Gelehrter und Staatsmann, wurde zu Herzogenaurach bei Erlangen 1626 geboren. Vorgebildet auf den Schulen zu Koburg und Gotha, studirte er 1643—46 zu Straßburg neben Rechtswissenschaften auch Philosophie, Geschichte und Theologie und bereiste sodann die Niederlande. Unter der besondern Leitung des Herzogs von Sachsen-Gotha selbst, der ihm die Aufsicht über die Bibliothek anvertraute, reifte er schnell vom Jünger zum Regierungsgehilfen seines Erziehers. Er wurde 1652 Hof- und Justizrath, 1656 Geh. Hof- und Kammerrath, auch Hofrichter in Jena, 1664 Wirklicher Geh. Rath und Kanzler und nahm in diesen Ämtern fast an allen wichtigen Reformen Theil. Aus nicht ganz bekannten Ursachen trat er indeß 1664 als Geh. Rath, Kanzler und Consistorialpräsident in die Dienste des Herzogs Moriz von Sachsen-Weiß. Auch hier wirkte er wohlthätig, sah sich aber bald verunglimpft, daß er nach Moriz' Tode 1681 auf sein Gut Meuselwitz bei Altenburg sich



ückzog, wo er gelehrten Forschungen lebte. Kurfürst Friedrich III. von Braunschweig rief ihn 1691 als Geh. Rath nach Berlin und stellte ihn hierauf als Kanzler an die Spitze der neugestifteten Universität Halle, wo er indeß schon 1692 starb. Von seinen Schriften sind zu nennen der „Deutsche Fürstenstaat“ (Gotha 1665), das „Compendium historiae ecclesiasticae“, das von Xtopōus beendet wurde (Lpz. 1666), und der „Christenstaat“ (Lpz. 1685), vornehmlich aber der „Commentarius historicus et apologeticus de Lutheranismō“ (3 Bde., Lpz. 1688; vollendet 8ff. und Lpz. 1692), zu dessen Ausarbeitung er sich durch Maimbourg's verunglimpfende „Histoire du Luthéranisme“ aufgefodert fühlte. Außerdem war S. für die „Acta eruditorum“ sehr thätig. Vgl. Schreber, „Historia vitae et meritorum Viti Lud. a S.“ (Lpz. 1733).

Sedendorf (Friedr. Heinr., Reichsgraf von), kaiserl. Feldmarschall, als Diplomat wie als Feldherr berühmt, ein Neffe des Vorigen, geb. 5. Juli 1673 zu Königsberg in Franken, studirte 1688—93 zu Jena, Leipzig und Leyden die Rechte und trat 1693 in das engl.-holländ., später ber in das kaiserl. Heer, in dem er als Hauptmann unter Eugen gegen die Türken kämpfte. Im Spanischen Erbfolgekriege führte er in Deutschland das ansbacher Regiment, wohnte vielen Belagerungen bei und eroberte bei Hochstädt 16 Fahnen. Zum Oberst ernannt, focht er in den Schlachten bei Ramillies und Dudenarde, war bei der Belagerung von Nyssel sehr thätig, trat aber, als er die Commandantenstelle dieses Places nicht erhielt, als Generalmajor in die Dienste August's II. von Polen und commandirte die sächs. Hülfsvölker in Flandern. Als poln. Gesandter im Haag nahm er 1713 an den Verhandlungen des Utrechter Friedens Theil. Nachdem er die Unruhen in Warschau gestillt, wirkte er als Anführer sächs. Truppen 1715 zum Falle Stralsunds mit und wurde hierauf kaiserl. Generalfeldmarschalllieutenant. An der Spitze mehr ansbacher Regimenter focht er unter Eugen bei Belgrad. Dann kämpfte er in Sicilien mit Glück gegen die Spanier und zwang sie zu dem Evacuationsvertrag. S. wurde 1719 Reichsgraf, 1721 Feldzeugmeister und übernahm mit des Kaisers Bewilligung vom König August II. die Stelle eines Gouverneurs von Leipzig. Fünf Jahre später ging er jedoch als kaiserl. Gesandter an den Hof zu Berlin. Er brachte den Vertrag von Bustenhausen (1726) und später den geheimen Tractat zwischen Preußen und Osterreich zu Stande und bewirkte im Interesse des östr. Cabinets die Verlobung des Kronprinzen Friedrich mit der Prinzessin Elisabeth Christine von Braunschweig-Wolfenbüttel, wodurch er sich freilich Friedrich's II. Unwillen zu erwarren hatte. Später bereiste er von Berlin aus die Höfe von Dresden, Kassel, Braunschweig, Ansbach und Gotha, um dieselben zur Anerkennung des pragmatischen Erbgesetzes zu bewegen. Wie bei den meisten dieser Höfe, gelang ihm diese Absicht 1732 auch mit Dänemark, bald hernach mit Holland. Das Mißtrauen, welches um diese Zeit Osterreich bei Preußen erregt hatte, mußte er durch eine Zusammenkunft des Kaisers und des Königs zu Kladrup in Böhmen zu beruhigen, den Letztern trotz seiner Abgeneigtheit beim Ausbruche des Polnischen Erbfolgekriegs zur Stellung von 10000 Mann Hülfstruppen zu vermögen und auch Baiern, die Pfalz und Köln für den Kaiser zu gewinnen, sodaß endlich 1734 ein Reichsheer am Rhein sich sammelte. Er selbst wurde zum Reichsgeneral der Cavalerie ernannt, überstieg mit etwa 30000 Mann den Hundsrück und schlug 20. Oct. 1735 die Franzosen bei Klausen. Im Begriff, sich ins Privatleben zurückzuziehen, erhielt er, von dem sterbenden Eugen empfohlen, als Feldmarschall den Oberbefehl über das östr. Heer, welches bei Belgrad stand. Der Anfang des Feldzugs von 1737 war glücklich; allein ungünstige Umstände aller Art brachten S. bald in eine so mißliche Lage, daß er sich hinter die Save zurückziehen mußte. Seine Feinde, die er als Ausländer und Protestant in Wien hatte, benutzten dies, seinen Sturz zu bewirken. Er wurde zurückbeufen, angeklagt und auf die Festung Grätz gefangen gesetzt. Freigelassen, trat er in die Dienste Carl's VII. von Baiern, erhielt den Oberbefehl des bair. Heeres, befreite München und drängte die Osterreichern nach Böhmen zurück. Von den Franzosen im Stich gelassen, mußte er die gewonnenen Vortheile wieder aufgeben; doch drang er, nach Abschluß der von ihm zwischen Baiern und Preußen bewirkten Union zu Frankfurt 1744, noch ein mal siegreich vor, befreite ganz Baiern und führte den Kaiser nach München zurück. Nachdem er sein Commando niedergelegt hatte, wirkte er nach des Kaisers Tode noch für dessen Sohn die Versöhnung Osterreichs in dem Frieden zu Füssen (22. April 1745) aus. Von Kaiser Franz I. in allen seinen Ehrenstellen bestätigt, zog sich S. auf sein Gut Meuselwitz bei Altenburg zurück und lebte hier in ungestörter Ruhe bis 1758, wo ihn Friedrich II. unter dem Vorwande eines nachtheiligen Briefwechsels mit Osterreich im December plötzlich gefangen nach Magdeburg abführen ließ. Durch Auswechslung nach einem halben Jahre wieder befreit, ging er nach Franken, kehrte aber 1760 nach Meuselwitz zurück und starb daselbst 23. Nov. 1763. Vgl. Theresius von Sedendorff, „Ver-



abgetheilt, um eine, der Breite gewöhnlicher Wege entsprechende Marschcolonne zu bilden, ein Marsch in Reihen die Truppe zu sehr in die Tiefe ausdehnt. Vor dem Siebenjährigen Kriege marschirte die Infanterie meist in Zugfront und brach an Defilcen in Reihen ab; erst nach dem Kriege wurde die Abtheilung in Sectionen eingeführt. — Zur Zeit der Französischen Revolution war Paris in 48 Sectionen oder Stadtviertel getheilt, die regelmäßig zu besondern, weil auch zu Generalversammlungen zusammentraten, in welchen die öffentlichen Angelegenheiten berathen, oft aber auch Demonstrationen und Aufstände vorbereitet wurden. Die Sectionensammlungen galten neben den eigentlichen Clubs als die Herde von Emeuten und Aufregungen der revolutionären Bürgerschaft.

**Section** (*sectio cadaveris*, d. i. Leicheneröffnung) nennt der Anatom das kunstgemäße Öffnen der drei Haupthöhlen des menschlichen Körpers an der Leiche, nämlich des Kopfs, der Brust und des Unterleibs. Den Kopf zu öffnen, werden die den Kopf bedeckenden weichen Theile durch einen Kreuzschnitt gespalten, der Knochen entblößt und dieser rundum durchgesägt, damit das obere Stück (*Calotte*) gleich einem Deckel abheben lasse. Auf der Brust wird die Haut mit dem Fleische bis auf die Knochen der Brust durchgeschnitten, diese werden entblößt, die Rippenknorpel von den Rippen abgetrennt und das losgemachte Brustbein wird abgehoben. Die Öffnung des Unterleibs geschieht mittels eines Kreuzschnitts, der den Nabel nicht trifft, oder mittels eines längs um die vordere Fläche des Unterleibs herumlaufenden Schnitts. Die gerichtliche oder legale Section heißt auch *Obduction* (s. d.).

**Sector**, s. *Ausschnitt*.

**Secunde** (vom lat. *secundus*, der Zweite) nennt man in der Zeit- und Gradmessung den zweiten Theil einer Minute (s. d.). — In der Musik heißt **Secunde** jeder höhere Ton des zunächst unter ihm liegenden oder das Intervall der zweiten Notensstufe; sie ist entweder klein oder groß oder übermäßig. **Secundenaccord** nennt man den Septimenaccord, in welchem die Septime im Grundton geworden ist, oder die dritte Verwechselung des wesentlichen Septimenaccords. **Secundär** heißt überhaupt Das, was von zweiter Ordnung, Qualität oder Bedeutung ist, so erst hinter dem Ersten seinen Werth oder Platz erhält. — In der Heilkunde nennt man **secundär** im Gegensatz zu **Primär** (s. d.) solche krankhafte Processe, welche erst durch einen andern vorausgegangenen bedingt sind, insbesondere dann, wenn die neue Krankheit auch einen andern Sitz als die erste im Körper aufschlägt, z. B. die secundäre, nicht ansteckende Syphilis im Gegensatz zu der primären und impfbaren an den Genitalien. — **Secundant** ist Der, welcher die Sache eines Andern vertheidigt, namentlich aber im Duell (s. d.) der Beistand und Vertreter des Duellanten. — **Secundärschulen** heißen in Frankreich im Gegensatz zu den **Primär- oder Volksschulen** die **Gelehrtenschulen** (*Gymnasien, Lyceen u. s. w.*).

**Secundogenitur**. Im Privatsfürstenrechte, sowie auch im Familienrechte des hohen Adels kommt neben der Erbfolgeordnung nach dem Rechte der Erstgeburt oder der **Primogenitur** (s. d.) auch die Bestimmung vor, daß der Zweitgeborene (*secundogenitus*) gewisse Vermögens- oder Herrschaftstheile, welche eine Substanz des Gesamthauses bilden, zu besonderm Besitze und Genuß für sich und seine Nachkommen erhalten soll. Dies bezeichnet man im Gegensatz zur **Primogenitur** mit dem Namen **Secundogenitur**, und auch die **Tertogenitur** kommt in diesem Sinne vor. Im Hause Habsburg z. B. gründet sich das Recht der in Toscana regierenden Linie auf die **Secundogenitur**, während die kaiserl. Familie der östr. Monarchie den Thronfolge der **Primogenitur** inne hat.

**Sédaine** (*Michel Jean*), ein beliebter Lustspiel- und Operndichter der Franzosen, wurde zu Paris 1719 geboren. Da sein Vater, früher Architekt, sehr verarmt starb, so lernte S. das Maurerhandwerk und ernährte dadurch lange Zeit Mutter und zwei Brüder. Sein Fleiß zog die Aufmerksamkeit des Architekten *Buron* auf ihn, und einige poetische Versuche erwarben ihm die Gunst von *Leconte*, welcher ihm die Mittel verschaffte, sich gänzlich der literarischen Thätigkeit zu widmen. Am bedeutendsten ist Das, was S. im Genre der komischen Oper leistet hat. Das erste Stück, welches er für die Bühne schrieb, war „*Le diable à quatre*“ (1756), dessen Musik *Philidor* besorgte. Seine ansprechendste komische Oper ist „*Rose et Colette*“ (1764). Auch haben sich einige andere, z. B. „*Aline, reine de Golconde*“, „*Amphytrion*“, „*Le magnifique*“, „*Aucassin et Nicolette*“, „*Richard Coeur-de-Lion*“ (1784) und „*Guillaume Tell*“ (1791), deren mehrte von *Grétry* und *Monsigny* componirt wurden, theilweise auf sein Repertorium erhalten. Unter seinen Lustspielen, welche im Ganzen etwas nüchtern gehalten sind, verdient „*Le philosophe sans le savoir*“ (1765) den Preis, daneben „*La gageure imitée*“. Geringern Beifall fanden die Dramen. Die *Chansons* und satirischen Episteln,



welche er in großer Anzahl dichtete, waren ihrer Zeit sehr beliebt, und das Lehrgebieth „Le vau-deville“ (Par. 1756) bietet noch jetzt ansprechende Züge. S. wurde 1768 Mitglied der Academie und starb 17. Mai 1797. Seine „Oeuvres dramatiques“ erschienen zu Paris 1760 und 1776 (4 Bde.). Eine Auswahl daraus besorgte Auger mit einer biographischen Notiz in den „Oeuvres choisies“ (3 Bde., Par. 1813). Eine Würdigung seiner Leistungen gab die Fürstin Salm in ihrem „Eloge historique de Mich. Jean S.“, mit welchem die von Ducis verfaßte Lobrede zu vergleichen ist.

**Sedan**, Handels- und Fabrikstadt, alte Festung dritter Classe und Hauptort eines Arrondissements im franz. Depart. Ardennen, an der Maas, in baumloser Kreideebene, auf welcher starker Gemüsebau stattfindet, hat ein Civil- und Handelstribunal, eine Manufacturenkammer, ein Communal-College, eine öffentliche Bibliothek, eine Ackerbaugesellschaft und zählt etwa 15000 E. Die Stadt ist unregelmäßig, aber gut gebaut, hat zum Theil sehr breite Straßen, mehrere öffentliche Plätze und anmuthige Promenaden, schöne Fontänen, eine ref. und vier kath. Kirchen, großartige Militärmagazine, ein Arsenal und ein durch seine hohe und feste Lage ausgezeichnetes Schloß, der Geburtsort des Marschalls Turenne, dem zu Ehren auf dem Platz vor dem Stadthause eine bronzene Statue errichtet ist. S. ist wichtig als Grenzfestung im Norden Frankreichs, außerdem durch seine Tuchfabrikation, die jährlich für 16 Mill. Thlr. Tuch und Kasimir, darunter die berühmten schwarzen Sedantücher liefert. Außerdem besitzen mehrere Fabriken für Fayence, Waffen, Zündhütchen, Eisen- und Stahlwaaren, sowie ausgezeichnete Wollspinnereien, berühmte Gerbereien, zahlreiche Färbereien und Brennerien. Mit diesen Industrieerzeugnissen sowie mit Getreide und Arzneigewächsen wird lebhafter Handel getrieben.

**Sedes** heißt der Sitz oder Residenzort eines Bischofs, vornehmlich der des Papstes, welcher die sedes apostolica oder der apostolische Stuhl genannt wird. Nach dem Tode eines Bischofs tritt Sedisvacanz (sede vacante) ein, die nach kanonischem Rechte nur eine bestimmte Zeit dauern darf. Ist diese verstrichen, ohne daß das Capitel einen neuen Bischof erwählt hat, so geht das Wahlrecht auf den Papst über.

**Sedgwick** (Catherine), amerik. Romandichterin, wurde um 1790 zu Stockbridge in Massachusetts geboren, wo ihr Vater als Senator in hohem Ansehen stand und ihr eine treffliche Erziehung geben ließ. In der literarischen Welt machte sie sich zuerst durch die „New England tale“ (Newport 1822; neue Aufl., 1852) bekannt, deren Schilderungen puritan. Sitten großes Aufsehen erregten. Ihr folgendes Werk „Redwood“ (1824) fand die günstigste Aufnahme und wurde den Romanen Cooper's zur Seite gestellt. Im J. 1827 erschien „Hope Leslie, or early times in Massachusetts“, die für ihre beste Erzählung gilt, wie „Clarence“ (1830) die schwächste; ferner „Le bossu“ (1832) und „The Linwoods“ (1835). Im J. 1839 unternahm sie eine Reise durch England, Deutschland, die Schweiz und Italien, deren anziehende, obwol wenig Neues enthaltende Beschreibung „Letters from abroad to kindred at home“ (2 Bde, Lond. 1841) in Amerika das größte Interesse erregte. Nicht geringes Verdienst erwarb sie sich durch ihre Jugendschriften, wovon „The poor rich man and the rich poor man“ (1836), „Live and led live“ (1837), „Morals of manners“ (1846) und „The boy of Alhigi“ (1848) besonders zu erwähnen sind. Außerdem hat sie, neben verschiedenen Beiträgen zu Zeitschriften, die Gedichte der früh verstorbenen Lucretia Davidson herausgegeben und mit einer Lebensbeschreibung der Dichterin (deutsch, Lpz. 1848) begleitet. In allen ihren Werken ist die Tendenz entschieden religiös und christlich, der Gedankengang äußerst klar und einfach, die Sprache einfach, aber anmuthig und kraftvoll. Amerik. Scenen, Sitten und Traditionen weiß sie meisterhaft zu schildern. In deutscher Übersetzung erschienen ihre Erzählungen und Novellen mit einer Einleitung von L. Mellstab in sechs Bänden (Lpz. 1836–37).

**Sedlis**, s. Seidschütz.

**Sedulius** (Cölius), ein christlicher Presbyter im 5. Jahrh. n. Chr., unter Honorat und Theodosius, schrieb mehr Gedichte religiösen Inhalts, die durch eine für jene Zeiten noch ziemlich gute Sprache und durch Fluß der Rede sich auszeichnen. Das erste und bedeutendste derselben, „Mirabilium divinatorum sive operis paschalis libri quinque“, welches später von dem Grammatiker Turcius Rufus Apronianus Asterius verbessert und bekannt gemacht wurde, enthält in Hexametern die Lebens- und Leidensgeschichte Jesu bis zur Himmelfahrt. Von den übrigen Gedichten ist die „Collatio Veteris et Novi Testamenti“ in einem spielenden elegischen Versmaße verfaßt, der Hymnus „De incarnatione verbi“ aus Virgilischen Versen zusammengesetzt, und der „Hymnus acrostichis“ besteht aus iambischen Dimetern, wobei die Anfangsbuchstaben der einzelnen Strophen die Reihenfolge des ganzen Alphabets angeben. Aufg.

essigen wir von Cellarius (2. Aufl., Halle 1736), Arngen (Leuward. 1761) und besonders Trevalli (Rom 1794).

**See.** Die See ist ganz gleichbedeutend mit Meer (s. d.); der See bezeichnet aber eine größere oder kleinere, rings vom Lande eingeschlossene Wassermasse. Doch hat der Sprachgebrauch hier viel Schwankendes und es gibt auch Seen, welche Meere genannt werden, ohne gerade durch ihre besondere Größe auf diese Auszeichnung Anspruch zu haben, z. B. das Kaspische Meer und das Todte Meer. Seen, auch Landseen oder Binnenseen genannt, finden sich überall auf der Erdoberfläche, in größerer Menge jedoch in den nördlichen Districten und am häufigsten in Nordamerika. Das flache Niederland, das ehemals Meeresgrund war, besitzt die meisten Seen; doch kommen sie auch nicht selten im Gebirge, am Fuße derselben und beim Anfange der Thäler in bedeutender absoluter Höhe (Gebirgsseen) und bisweilen sogar auf Höhen und Bergzügen (Bergseen) vor, wie z. B. die Maare auf der Eifel. Die größten Seen sind die in Nordamerika. Seen, von denen der Ober-, der Michigan- und der Huronsee eigentlich nur Theile bilden, und nächst ihnen das Kaspische Meer. Die Ufer der größern Seen sind bald flach, bald felsig und steil, die der kleinern gewöhnlich sumpfig. Ihr Wasser ist entweder reines sogenanntes süßes oder mit mineralischen Stoffen, namentlich mit Kochsalz, mehr oder weniger getriggtes Wasser. Sehr viele Seen haben sichtbare Zu- und Abflüsse, andere dagegen nicht. Quellsen heißen die Seen, welche weder einen Fluß aufnehmen noch einen ergießen, sondern los durch Quellen auf ihrem Grunde, durch Schnee- und Regenwasser gefüllt werden; Step-ensen die, welche Flüsse aufnehmen, aber keinen ausströmen. Außerdem gibt es Seen, die sich periodisch füllen und ebenso wieder versiegen. Ihre Füllung geschieht wahrscheinlich in der Weise wie bei den periodischen Quellen. Eine andere Art Seen sind die Höhlenseen, kleine Seen in leeren Räumen unter der Erde. Was die Entstehung der Seen anbetrifft, so haben einzelne gewiß schon bei der Bildung der jetzigen Erdoberfläche gebildet, andere erst später in Folge von Erdfällen, Vulkanen, Erdbeben und Bergstürzen gesammelt.

**Seebäder** wurden zwar schon im Alterthume, aber bis auf die neuere Zeit verhältnißmäßig wenig als Heilmittel angewendet. Im 18. Jahrh. wurden sie zunächst in England und dann auch in Deutschland gewöhnlich, nachdem Lichtenberg auf ihren Nutzen aufmerksam gemacht hatte. Man kann das Baden in der See einerseits dem Gebrauch eines Mineralwassers gleichstellen, weil das Seewasser sich durch seinen großen Salzgehalt von dem gewöhnlichen Quellwasser unterscheidet und darin sogar die meisten Mineralquellen übertrifft. Außerdem wird die Wirksamkeit des Seebades noch durch den Wellenschlag, der ein natürliches Sturz- oder Douchebad und eine Art von Gymnastik liefert, ferner durch das Einathmen der Seeluft bei dem Aufenthalt auf der Küste, sowie durch andere physische und psychische Einflüsse bedeutend gesteigert, sodaß die Seebäder zu den stärksten Heilmitteln zu zählen sind. Zwar ist die Wirkung der verschiedenen Meere je nach der Beschaffenheit der Küsten, die sie umgeben, der Thiere und Pflanzen, die das mehr oder weniger milde Klima darin leben und gedeihen läßt, sehr voneinander abweichend; allein Kochsalz und salzsäurere Magnesia sind überall in vorwiegender Menge vorhanden, wozu noch schwefelsäurere Salze und animalische Stoffe in bedeutender Quantität kommen. Die Heilwirkungen, welche man durch Seebäder zu erzielen sucht, sind theils eine reizende und stärkende auf das Muskel- und Nervensystem sowie auf die äußere Haut, theils eine zerkleinernde, auflösende für das Lymph- und Drüsenystem. Es wird daher das Seebad vorzugsweise bei chronischen Krankheiten, als Nervenschmerzen, Zittern der Glieder, Hypochondrie, Hysterie, Magenkrampf, Kolik, Weistanz, Epilepsie, Melancholie, Augenschwäche u. dgl., bei Drüsenkrankheiten, strophulösen Geschwülsten und Verhärtungen, chronischen Hautausschlägen, besonders strophulöser Art, Erschlaffung der Haut und Neigung zu gichtischen und rheumatischen Übeln angewendet; aber vielleicht mehr als jedes andere Übel oft mißbräuchlich und zum größten Schaden der Kranken, besonders solcher, welche dadurch verlorene Kräfte wieder zu gewinnen hoffen. Insbesondere schädlich sind Seebäder bei Vollblütigkeit, Fehlern des Herzens, Lungenschwindsucht, Verstopfung, Verhärtung innerer Organe und großer Schwäche. Bäder von erwärmtem Seewasser verdienen in manchen Fällen den Vorzug. Die passendste Zeit zu einer Seebadecur ist von Mitte Juli bis Mitte September. In den meisten Seebädern ist die Einrichtung des Bades folgende. Man läßt sich in einem bedeckten Karren, der nach der Seeseite eine Thüre mit einer kleinen Treppe hat, in die See schieben, entkleidet sich darin und steigt dann in die See hinab, in welcher man erst nur 5—10 Minuten, später wol länger verweilt. Beim Baden selbst sind die bei jedem andern Bade nöthigen Vorsichtsmaßregeln zu beobachten. Nach dem Bade ist eine Bewegung von der Dauer einer





England, als Handelsmächte an die Stelle der kleinern Handelsstaaten traten und sich mit großem Eifer und bei ihren Mitteln auch mit größerem Erfolge dem Seehandel zuwendeten. Eine Folge der unmittelbaren Handelsverbindungen der Europäer mit Amerika und Ostindien war die Anlegung von Colonien, die in Verbindung mit dem Seehandel bald eine der vornehmsten Quellen des Wohlstandes der Mutterstaaten und damit eine Haupttriebfeder der europ. Politik wurden. An der Spitze der Seehandelsstaaten stehen gegenwärtig England, Frankreich, Deutschland und die Vereinigten Staaten von Nordamerika. (S. Handel.)

**Seehandlung.** Das preuß. Institut der Seehandlung wurde 14. Oct. 1772 zu Berlin gegründet, um den damals sehr darniederliegenden Handel mit dem Auslande zu beleben, den Absatz der Leinenfabrikate nach Spanien für dessen Colonien zu erweitern und sich des Zwischenhandels nach Polen zu bemächtigen, den die damals freie Reichsstadt Danzig besorgte. Sie erhielt, auf die nächsten 20 J. privilegiert, die Begünstigung, daß nur ihre Schiffe zum Ankauf und Verkauf des Salzes in den preuß. Häfen und Rheiden zugelassen werden durften. Der Kleinhandel damit wurde der „Preussischen Compagnie“ überlassen, die es an der Grenze von Polen und Lithauen absetzte. Ebenso mußte das Wachs, welches die Weichsel abwärts versührt wurde oder innerhalb der Grenzen des preuß. Staats auf zehn Meilen zu beiden Seiten dieses Flusses sich vorfand, der Seehandlung am Gondoner Zoll, welcher dafür zum Stapelort erklärt wurde, zunächst zum Kauf angeboten werden. Dieses Wachs ging nämlich hauptsächlich nach Spanien. Uebrigens war sie bestimmt, Rhederei und Handel aller Art, besonders nach Spanien und allen andern Plätzen, zu treiben. Das Betriebscapital sollte aus 1,200,000 Thln. bestehen, wozu 2400 Actien aufgebracht werden und außer der sich ergebenden Dividende mit 10 Proc. jährlich verzinst werden. Die Actieninhaber hatten aber durchaus keine Stimme; der König saß 2100 Actien, so daß nur 300 Actien ins Publicum kamen. Der erste Chef, der Minister von der Horst, war der Sache nicht gewachsen, daher ihm schon 1774 der Minister von Görne folgte, der aber die Verwaltung in solcher Weise besorgte, daß er 1782 verhaftet, zur Criminaluntersuchung gezogen und zum Ersatz von 1,022,096 Thln., zur Confiscation seiner Güter und zu lebenslänglichem Festungsarrest verurtheilt wurde. Unter den beiden ersten Directoren trat ein Capitalverlust von 2 1/2 Mill. Thlr. stattgehabt. Unter Görne's Nachfolger, dem Minister Grafen von der Schulenburg-Neuherr, wurde die Preussische Compagnie mit der Seehandlung vereinigt, deren Geschäfte sich nun hoben. Im J. 1791 trat der Minister Struensee als Chef ein; gleichzeitig wurden die Rechte und Privilegien der Anstalt bis zum 1. Jan. 1808 verlängert. Das Betriebscapital wurde 1793 bis zu 1,500,000 Thln. in 3000 Actien gesteuert und vom Staate garantirt, dagegen nur mit 5 Proc. verzinst; auch wurden die Actieninhaber von jedem andern Gewinn und von aller Theilnahme an der Verwaltung ausgeschlossen. Das Vorrecht zum Ankauf fremden Wachses ging verloren, wogegen der Seehandlung 1794 gestattet wurde, mit allen im Lande und zum Transito nicht verbotenen in- und ausländischen Waaren sowohl zum innern als auswärtigen Gebrauch eine große Handlung zu treiben, auch Wechselgeschäfte zu machen, Contore in allen preuß. See- und Handelsstädten, auch auswärtig zu unterhalten, mit Fremden und Einheimischen zu verkehren, zu kaufen und zu verkaufen, Häfen zu bauen, Rhederei zu treiben und alle kaufmännischen Geschäfte ohne Ausnahme zu übernehmen. Durch die letzte Theilung Polens 1795 ging der Handelszug nach den an Rußland und Oesterreich gekommenen Theilen desselben verloren. Die eigentliche Handelsthätigkeit der Seehandlung verminderte sich dadurch wie durch den Revolutionskrieg sehr bedeutend; da- durch machte sie bei den vielen Geldausgaben und Anleihen des Staats gute Geschäfte, auch leitete sie die Verwaltung der Staatsschulden. Sie borgte gegen ihre auf halbjährige Kündigung lautenden Obligationen bis zum J. 1806 17,800,000 Thlr., womit die im Auslande gehaltenen Staatsanleihen zurückgezahlt wurden. Im J. 1804 wurde nach Struensee's Tode der Minister von Stein kurze Zeit Chef der Seehandlung. Die Ereignisse des J. 1806 hatten auf die unglücklichsten Folgen. Die Gelder, welche sie dem Staate vorgeschossen, wurden nicht zurückgezahlt, daher sie auch ihre Gläubiger nicht befriedigen konnte. Unter solchen Umständen war an eine Erneuerung der 1808 abgelassenen Detroi nicht zu denken, im Gegentheil wurde für gut gefunden, über die ganze Anstalt zu schweigen. Ihr verblieb der Einkauf zum innern Verbrauch erforderlichen überseeischen Salzes lediglich als ein Commissionsgeschäft, wogegen der Staat sich ihrer als eines Commissionärs und Bankiers zu Anschaffung der großen Geldbedürfnisse für Abführung der franz. Contributionsgelder bediente, wobei sie durch Wechseloperationen eine schwebende Staatsschuld von mehreren Millionen Thaler unterhielt. Ihre 1806, wo sie nicht zahlen konnte, ausgestellten Obligationen und ihre Actien wurden



Intiefen, Banken, Strömungen, Tiefen des Wassers, nebst der Angabe der Zeit des Eintritts des hohen Wassers am Neu- und Vollmondstage an verschiedenen Punkten. Was die Seekarten im ersten Anblick von den Landkarten (s. d.) unterscheiden läßt, sind die an mehreren Stellen eingetragenen Compaßrosen, denen die Variation der Nadel beigelegt ist. Sie können auf eben- o mannichfache Weise wie die Landkarten projectirt werden. Die vom Seemann wirklich be- nutzten sind entweder Plan- oder platte Karten, oder Mercator's Karten, Karten mit wachsen- den Breiten, auch runde genannt. Beide können wiederum rechtweisende oder fehlerweisende sein, d. h. auf erstern ist die wahre Nord- und Südlinie des Compasses parallel der Breiten-scale ge- zogen und die Variation nur in Graden angegeben, während in letztere der magnetische Norden geradezu niedergelegt ist und von ihm abhängig alle übrigen Compaßstriche gezogen sind. Die Plankarte ist in der Voraussetzung construirt, daß der durch sie dargestellte Theil eine Ebene sei; die Meridiane sind gerade Linien und die Grade der Breite einander sämmtlich gleich. Eine solche Karte wird mit ziemlicher Sicherheit Theile der Wasseroberfläche bis 20° nördlich und südlich vom Äquator, ja wol selbst die ganze heiße Zone darstellen können, da in der That diese auf einem Cylinder gleichgesetzt werden kann. Entfernen wir uns aber bedeutend vom Äquator nach Norden oder Süden, so ist leicht ersichtlich, daß, da alle Breitengrade einander gleich sind, die Meridiane nach den Polen hin aber zusammenlaufen, wir für die Entfernungen nach Osten und Westen kein Maß mehr haben. Die Auffindung des Seewegs nach Ostindien und die Entdeckung der Neuen Welt gaben der Schifffahrt eine Ausdehnung, die immer fühlbarer die Mängel der Plankarten hervorhob. Gerhard Mercator versuchte 1569 zuerst, den Vortheil der geradlinigen Meridiane beizubehalten und die Fehler der platten Karte zu vermeiden. Solche verbesserte Karten heißen deshalb nach ihm Mercator's Karten, Karten mit wachsenden Breiten, runde oder reducirte Karten. Die Längengrade in ihnen sind auf allen Breiten einander gleich, also nach den Polen hin zu groß, wie in den platten Karten; dafür aber sind die Meridiane nach den Polen zu verlängert, so daß die Parallelen der Breite immer weitere Abstände voneinander erhalten, daher der Name der wachsenden Karten. Diese Verlängerung der Paral- leldistanzen ist nun nach einer solchen Regel vorgenommen, daß das wahre Verhältniß zwischen den Längen- und Breitengraden überall erhalten ist. Die wahren Grundsätze für die Zeichnung der wachsenden Karten gab zuerst Edw. Wright in Th. Blundwiller's „Exercices“ (1594). Vgl. Bobrit, „Handbuch der praktischen Seefahrtskunde“ (4 Bde., 2te. 1846—48).

**Seefahr** (Joh. Konr.), Maler, geb. zu Grünstadt in der Pfalz 1719, hatte seinen Vater, Joh. Mart. S., und seinen ältern Bruder, Mart. S., gest. 1765, zu Worms als Lehrer, ar- beitete dann einige Zeit unter Brinkmann's Leitung in Darmstadt und wurde 1753 kurfürstl. Hofmaler. Er war auf das innigste mit Goethe's Vater in Frankfurt befreundet und starb zu Darmstadt 1768. Sein glückliches Genie und seine unermüdlige Beobachtung der Natur mach- en ihn zu einem der besten Künstler, vorzüglich in kleinen Gemälden, Landschaften mit Figuren, Bauerngesellschaften, Zigeunern, Scharmüßeln, Plünderungen u. s. w. Seine Färbung ist kräf- tig und sein Pinsel ebenso kühn als leicht. Von Kupferstichen nach ihm kennt man nur wenige; ausgezeichnet sind darunter zwei Blatt Landschaften mit fröhlichen Bauernkindern.

**Seekrankheit** (nausea) nennt man das eigenthümliche Unwohlsein, welches Seereisende auch bei übrigens vollständiger Gesundheit zu befallen pflegt. Es beginnt mit Übelkeit, Schwin- del und Störung der Gesichtswahrnehmungen und steigert sich bis zum wirklichen Erbrechen, welches sich meistens häufig, wenigstens bei aufrechter Stellung des Befallenen, wiederholt und voraus endlich Unempfindlichkeit gegen andere Einflüsse und gänzlicher Lebensüberdruß bei reist ungetrübtem Bewußtsein folgen. Die Seekrankheit ist ein zwar im höchsten Grade läst- iges, jedoch nur bei sehr schwachen Individuen, bei längerer Dauer der Fahrt oder bei dem Vor- andensein anderer krankhafter Zustände, welche durch Störungen im Blutkreislaufe und Er- brechen verschlimmert werden, gefährliches Übel. Über die Ursache davon sind die Meinungen noch sehr getheilt; doch kann man den Grund am wahrscheinlichsten als eine Gehirnaffectio- n entsprechend derjenigen, die vom Schaukeln, Wagenfahren, Schwindel entsteht) annehmen. Da- rüber spricht auch die Natur ihrer entferntern Ursachen: das fortwährende Schwanken, die Unsicherheit des Blicks, der mit dem Schiffsleben unzertrennlich verbundene üble Geruch, leerer Magen, die Furcht vor der Krankheit selbst u. s. w. Als Mittel gegen die Krankheit hat sich an- heinend bei einem Individuum Dieses, bei dem andern Jenes bewährt; es sind aber dieser Mittel so viele empfohlen, daß es bei dem Mangel anderer Anhaltspunkte nicht möglich, das Richtige, wenn es überhaupt gefunden werden kann, ausfindig zu machen. Die meiste Sicherheit vor und eine Erleichterung in der Krankheit gewährt die horizontale Rückenlage auf einem Bett



oder Sopha. Gewohnheit übt auch hier ihre große Gewalt, indem sie bei den meisten Menschen die Empfänglichkeit für die Krankheit abstumpft. Beim Landen oder beim Einlaufen des Schiffs in die Mündung eines Flusses pflegt das Übel sofort zu verschwinden oder wird sehr geringer; bisweilen aber dauern gewisse Empfindungen, namentlich der Schwindel, auch noch längere Zeit auf dem Lande fort. Durch unruhige See wird das Übel bedeutend gesteigert und sogar bei Personen, welche in der Regel frei bleiben, hervorgerufen.

Seekrieg ist der auf dem Meere geführte Kampf zwischen feindlichen Staaten. Er bedingt eine Seemacht, worunter im weitern Sinne die armirte Kriegsflotte mit ihrer Bemannung und den Marinetruppen, sowie auch die Arsenale mit allem Seematerial, die Schiffswerften, Docke, Kriegshäfen, kurz Alles gehört, was aus den Hülfsmitteln des Staats für Beschaffung, Erhaltung und Ergänzung der Marine geschaffen wird. Der Seekrieg dient gewöhnlich zur Unterstützung des Landkriegs, trägt aber einen ganz eigenthümlichen Charakter. Sein Zweck ist der eines jeden Kriegs: Vernichtung des Feindes. Dazu führt hier der Sieg über die feindliche Flotte und die Benützung desselben durch Besiznahme oder Zerstörung der feindlichen Hülfquellen, d. h. der Häfen und Arsenale, wichtigen Küstenplätze, auch wol der überseeischen Besizungen und Colonien. Aber die Art der Kriegsführung wird natürlich durch ganz andere Verhältnisse bestimmt als der Landkrieg. Der Operationsplan richtet sich nach der zu bekämpfenden Macht und den Meeren, welche das Kriegstheater bilden; hier sind die Hindernisse für die Schifffahrt, Untiefen, Klippen, Riffe u. s. w., die klimatischen und Naturverhältnisse der Jahreszeiten, die periodisch waltenden Stürme, Strömungen u. s. w., ferner die Ufer mit ihren Landungsplätzen, Häfen und Fortificationen, also die strategisch wichtigen Punkte zu berücksichtigen. Die genaue Kenntniß des Kriegsschauplazes wird durch Seekarten (s. d.) und Reconnoissirungen, zu welchen einzelne Fahrzeuge ausgesandt werden, vervollständigt. Dann wird die disponible Flotte vom Oberbefehlshaber (Admiral), um zu den bestimmten Operationen benützt zu werden, eingetheilt, gewöhnlich in Flottendivisionen, deren eine als Avantgarde der Hauptflotte voraus schifft, während eine dritte dieser zur Reserve dient. Ob die ersten Unternehmungen offensiver oder defensiver (hier zuwartender) Natur sind, ob sie gegen die feindliche Flotte oder gegen einen wichtigen Küstenplatz zu richten, und im letztern Falle, ob Landungstruppen an Bord zu nehmen, um unter dem Feuer der Flotte, das den Strandbatterien gewöhnlich, mit seltenen Ausnahmen (z. B. Eternförde), überlegen ist, zum directen Angriff verwendet zu werden, hängt von den Verhältnissen ab. Viele den Landkrieg erschwerende Einflüsse: Terrain, Fortkommen, Verpflegung, Ermüdung u. s. w., fallen zur See weg. Dagegen treten andere, in der Natur des Elements begründete Hindernisse ein. Vertrautsein mit dem Meere, nicht geringe nautischen Kenntnissen und guter Kriegserfahrung, ist daher ein Haupterforderniß für alle Befehlshaber zur See. Auch zur See gibt es gewisse Kriegsgebräuche, welche das Seekriegsrecht (s. d.) bilden. Dazu gehört unter Andern die Kaperei. (S. Raper.)

Seekuh, Manati oder Lamantin (*Manatus*), eine zu den pflanzenfressenden Walthieren gehörende Säugethiergattung, besitzt einen fischförmigen, dünn behaarten Körper, bloß verdorrte flossenförmige Gliedmaßen, einen abgerundeten horizontalen Ruderschwanz, dicke, mit drüsenartigen Borsten besetzte Lippen, einen in vier Abtheilungen gesonderten Magen und überall am Rücken Zähne. Die amerik. Seekuh oder das Seeweibchen (*M. australis*), welche aschgrau, 16—20 F. lang, hinter den Vordergliedern 5—6 F. im Umfange dick ist und eine dicke, in einer halbmondförmigen Scheibe endende Schnauze hat, lebt an den Meeresküsten Brasiliens, besonders in den Mündungen des Orinoco und Amazonasstroms, in denen sie auch ziemlich hoch hinaufsteigt, scheint aber in frühern Zeiten in den Tropengegenden des Atlantischen Ozeans häufiger gewesen zu sein. Es ist ein harmloses Thier, welches die Gräser am Ufer abweidet, wobei es sich mittels seiner Vorderglieder oft mit dem halben Leibe aus dem Wasser erhebt und dadurch wol mit zur Sage von den Seejungfern beigetragen haben mag. Das Fleisch ist weiß und ohne Thranengeruch. Eine weit kleinere Art der Seekühe (*M. senegalensis*) lebt in den Flussmündungen Afrikas. — Dagegen bildet Steller's Seekuh oder Meerkuh eine eigene, wenn auch nahe verwandte Gattung, Vorkenthier (*Rytina*), welche sich durch die nackte, einer röhrenartigen Eichenborke ähnliche, aus senkrechten, dicht nebeneinander gestellten Röhren bestehende Haut einen zweilappigen Schwanz und überall nur einen einzigen, aufgelegten Backenzahn auszeichnet. Dieses Thier wurde von Steller 1741 auf der Beringinsel entdeckt und darauf in großer Zahl angetroffen. Sogleich begann auch die Jagd auf dieses große, aber völlig harmlose Thier und bereits 1768 wurde das letzte Exemplar erlegt. Seitdem ist das Thier nirgend wieder gefunden worden. Es war braun, bis 24 F. lang, in der Schultergegend 12 F. im Um-

unge und 80 Ctr. schwer, vollkommen arglos und nährte sich von den auf den Untiefen wachsenden Seegewächsen.

**Seeland**, dänisch *Sjælland*, die größte und wichtigste Insel der dän. Monarchie, zwischen dem Kattegat und der Ostsee, durch den Sund von Schweden und durch den Großen Belt von Dänemark getrennt, 16—17 M. lang, 13—14 M. breit, hat auf 127¼ QM. 1/2 Mill. E. und ist in fast ganz ebenes Land, nur an den Strichen der Südostküste von Kalkfelsen eingeschlossen. Die Küste ist von vielen Meerbusen oder Fiorden durchschnitten; das größte davon ist das Roskilde-Fjord an der Nordküste. Von den unbedeutenden Flüssen ist die 11 M. lange Hvidsaa im Süden der größte; unter den Landseen sind der Esrom-, Arre- und Furesø die bedeutendsten. Alle Gewässer sind fischreich. Die Insel hat schöne Buchenwälder und mehrere ansehnliche Gegenden, ist an Getreide, bis auf einige sandige Districte im Norden, überaus fruchtbar und erfreut sich trefflicher Vieh- und Pferdezuucht. Auf ihr liegen, außer mehreren mittlern und kleinern Städten, königl. Lustschlössern und der Festung Kronborg mit der Stadt Helsingør (s. d.), die Haupt- und Residenzstadt Kopenhagen (s. d.) und Roskilde (s. d.), beide letztere durch Eisenbahn verbunden. Das dän. Inselstift Seeland umfaßt außer Seeland und einer Menge kleinerer Nachbareilande auch die Inseln Møen und Bornholm, zählt auf 144 QM. 540000 E. und zerfällt in die sechs Ämter Kopenhagen, Frederiksborg, Holbæk, Sorø, Præstø und Bornholm. — **Seeland** ist auch der deutsche Name der niederländ. Provinz Zeeland (s. d.). — **Deutsches Seeland** heißt die im nordwestlichen Theile des schweiz. Cantons Bern, zwischen dem Neuenburgersee und dem Canton Solothurn gelegene Landschaft, welche die Oberämter Erch, Aarberg, Nidau und Büren umfaßt.

**Seele** bezeichnet nach dem Sprachgebrauch des gewöhnlichen Lebens Dasjenige in uns, was wir als eine letzte Ursache den durch den innern Sinn wahrnehmbaren Zuständen des Bewusstseins, des Empfindens und Denkens, Fragens, Zweifels, Entscheidens, Hoffens, Wünschens, Begehrens, Wollens u. s. w. unterlegen. Es wird hierbei stillschweigend vorausgesetzt, daß dieses Princip ein anderes sei als dasjenige, auf welchem man sich die Verdauung, den Blutumlauf sammt den übrigen Functionen des leiblichen oder durch die äußern Sinne wahrnehmbaren Organismus beruhend denkt. Daher erhält das Wort Seele eine von dieser verschiedene Bedeutung in denjenigen philosophischen Systemen, welche einen solchen Unterschied nicht machen, sondern leibliche wie psychische Functionen aus denselben Grundkräften ableiten. Diese gebrauchen das Wort Seele in der Bedeutung eines Inbegriffs aller im menschlichen Organismus wirkenden Kräfte, erblicken in den leiblichen Processen ebenfalls Thätigkeiten der Seele, wenngleich Thätigkeiten niedern Rangs, und werden dadurch genöthigt, nicht nur den Pflanzen und übrigen Naturproducten bis herab zur unbelebten Materie ebenfalls ihren Antheil an einer (freilich unbewußten) psychischen Thätigkeit zugestehen, sondern auch das allgemeine Walten physikalischer Kräfte in der Natur, das Wirken der Electricität, Wärme und dgl. als die Theilnahme der Massen an dem Leben einer universellen Weltseele aufzufassen. Mag man nun die Seele in dieser letztern oder in jener erstern Bedeutung verstehen, so faßt man jedenfalls auf als eine Kraft; im erstern Falle als eine selbständige Kraft von specieller Art, im letztern Falle als die Urkraft des Alles der Dinge selbst, welche in den seelenhaften Erscheinungen auf eine reinere und einfachere Art wirkt als in den zusammengesetzten und verworrenen Phänomenen der physikalischen Kraftwirkungen. Beiden Ansichten tritt die materialistische entgegen, welche der Seelenkraft keinerlei Art von Selbständigkeit, weder für sich allein noch im größern Zusammenhange der Dinge zugesteht, sondern die Seele und alle Kräfte im Weltall für bloße vorübergehende Erscheinungen an den Massen hält. Welche von diesen drei möglichen Grundansichten über die Natur der Seele die richtige sei, sucht die Psychologie (s. d.) empirische, auf genaue Selbstbeobachtung gegründete Wissenschaft zu entscheiden. Im Auge des Psychologen ist daher die Seele zunächst nur ein eigenthümliches Feld erfahrungsmäßiger Beobachtung, nämlich das Feld des innern Sinns als der Beobachtung meines Denkens, Erinnerns u. s. w., im Gegensatz zur übrigen Erfahrung als der Erfahrung durch die fünf äußern Sinne. Sowie der äußere Sinn die Geseze der materiellen Welt erschließt, so erschließt die innere Beobachtung die Geseze der Innenwelt oder Seele. Diesen Gesezen auf die Spur kommen ist aber schwer, und daher hat man sich in Beziehung auf den erfahrungsmäßigen Gehalt der Seele lange Zeit mit den oberflächlichsten Bestimmungen beholfen. Sie bestanden darin, daß man den verschiedenen psychischen Thätigkeiten verschiedene Vermögen substituirt, so daß man sich gleichwol in Beziehung auf Anzahl und Beschaffenheit derselben einigen konnte.



konnte. Denn während Einige sich begnügten, die Seele aus einer erkennenden Kraft als dem Intellect oder Verstand und einer handelnden Kraft als dem Willen bestehen zu lassen, schoben Andere ein besonderes Gefühlsvermögen zwischen beide in die Mitte, bis zuletzt die Phrenologie (s. d.) die Anzahl der Seelenvermögen bis auf 30 und darüber steigerte. Wieder Andere theilten das menschliche Wesen in Leib, Seele und Geist, wo unter Seele die Thätigkeiten, welche der Mensch mit den Thieren gemein hat, unter Geist hingegen die, welche ihn vor den Thieren auszeichnen, als Wirkungen einer gesonderten, den Thieren fehlenden Kraft, vorgestellt werden. Aber es ist bei einer schärfern Prüfung wohl zu erkennen, daß man durch diese und ähnliche Annahmen nichts Anderes thut, als daß man gewissen Classen von Ereignissen, also bloßen Abstractionen von Dem, was geschieht (wie für die psychischen Ereignisse die allgemeinen Begriffe des Empfindens, Denkens, Fühlens und Begehrens offenbar sind), den Gedanken der Möglichkeit dieses Geschehens vorausschickt und dem Gedanken dieser an sich ganz leeren Möglichkeit den Begriff reell wirkender Kräfte substituirt. Die Einsicht in die Unbrauchbarkeit der Annahme einer größern oder kleinern Anzahl von Seelenvermögen zur Erklärung der Erscheinungen des geistigen Lebens kann man demnach als ein feststehendes Resultat der Fortschritte betrachten, welche die psychologische Forschung gemacht hat. An dieses negative Resultat knüpft sich das positive, daß es im Felde des innern Sinns ebenfalls, wie in dem des äußern, Gesetze gibt, welche für alle dort vorkommenden Prozesse eben so allgemein gelten wie die Gesetze der Schwere und des Stoßes für alle Massenverhältnisse. Es sind dieses zunächst die Gesetze des Beharrens der Vorstellungen und des Strebens aller gleichen und ähnlichen Bestandtheile in Verschmelzung. An einer genauern Erforschung dieser Gesetze und einer sorgfältigen Vergleichung derselben mit den Grundgesetzen der körperlichen Natur hängt zugleich die wichtige und verwickelte Frage nach dem Verhältniß zwischen den leiblichen und den geistigen Processen und ihrer Wechselwirkung. Man faßte diese Frage ehemals viel zu eng, wenn man sich damit begnügte, das Organ der Seele als denjenigen Theil des Organismus, in welchem die Seele vorzüglich ihren Sitz habe, bestimmen zu wollen, wie z. B. Cartesius den Sitz der Seele in der Zirbeldrüse, Sömmering im Dunste der Hirnhöhlen annahm. Abgesehen davon, daß die anatomische Zergliederung durchaus nicht ein solches Organ zeigt, so vergaß man auch dabei gänzlich den Beweis dafür, daß die Seelenkraft erst durch ein besonderes Organ des Körpers getragen sein müsse und nicht vielmehr durch eine viel unmittelbarere Verknüpfung mit den Kräften sämtlicher Organe mit dem Organismus ihre Verbindung haben könne. Ubrigens erstreckt sich auch die Frage nach dem Verhältniß zwischen Seele und Leib viel weiter, indem der verschiedenartige Verlauf der physiologischen Prozesse, ihre Störung oder Unterbrechung u. s. w. auf das geistige Leben einen fühlbaren Einfluß ausüben und ebenso umgekehrt psychische Aufregungen und Thätigkeiten, wenn sie ein mittleres Maß überschreiten, den leiblichen Organismus mannichfaltig afficiren. Es greifen hier offenbar ganze Systeme von Zuständen und Ereignissen ineinander ein, deren jedes erst für sich allein ein Gegenstand genauer wissenschaftlicher Kenntniß geworden sein muß, ehe man den Versuch machen kann, über die Art etwas zu bestimmen, wie sie ineinander eingreifen, und deshalb wird die Beantwortung dieser Frage von den Fortschritten der Psychologie und Physiologie gleichmäßig abhängen.



# Verzeichniß

der im dreizehnten Bande enthaltenen Artikel.

## N.

- Naga. [1](#)  
 Nigas (Konstantinos). [2](#)  
 Nigaud (Hyacinthe). [3](#)  
 Nighini (Vincenzo). [3](#)  
 Nigi. [3](#)  
 Nigny (Henri, Graf — Alex., Graf). [4](#)  
 Nigorismus. [4](#)  
 Nimini. [4](#)  
 Ninaldo Ninaldini. [5](#)  
 Ninde. [5](#)  
 Ninderpest. [5](#)  
 Nindviehzucht. [6](#)  
 Ning. [8](#)  
 Ningselgedicht, f. Rondeau. [9](#)  
 Ningselrennen oder Ringrennen, f. Carrousel. [9](#)  
 Ningselwürmer, f. Knebeliden. [9](#)  
 Ningswaldt (Bartholom.). [9](#)  
 Nink (Joh. Christian Heinr.). [9](#)  
 Ninteln. [9](#)  
 Nio; Rio Branco; Rio Bravo; Rio Colorado; Rio Grande; Rio Koro; Rio San-Francisco. [10](#)  
 Nio de Janeiro. [10](#)  
 Nio Grande do Norte; Rio Grande do Sul. [11](#)  
 Nioja (Francisco de). [12](#)  
 Nippenstimmen. [12](#)  
 Nippon (Frederick John Robinson, Viscount Goderich, Graf von — George Frederick Samuel Robinson, Viscount Goderich). [12](#)  
 Nippen. [13](#)  
 Nipverda (Joh. Wilh., Baron). [14](#)  
 Nipuarische Franken, f. Franken. [14](#)  
 Niquet de Garaman (Familie — Pierre Paul — Pierre Paul de — Victor Louis Charles N., Herzog von Garaman — Vic-
- tor Antoine N., Herzog von Garaman — Maurice Gabriel Joseph N., Graf von Garaman — Franz Joseph Philippe N., Graf von Garaman). [14](#)  
 Nisalit. [15](#)  
 Nist (Joh.). [15](#)  
 Nisg. [15](#)  
 Nitornell. [15](#)  
 Nitschl (Friedr. Wilh.). [16](#)  
 Ritter und Ritterthum, f. Ritterwesen. [16](#)  
 Ritter ohne Furcht und Tadel, f. Bayard. [16](#)  
 Ritter (Heinr.). [16](#)  
 Ritter (Henry). [17](#)  
 Ritter (Jos. Ign.). [18](#)  
 Ritter (Karl). [18](#)  
 Rittergüter. [19](#)  
 Ritterorden. [19](#)  
 Ritterpferde. [20](#)  
 Ritterpoesie. [20](#)  
 Ritterschaft. [21](#)  
 Ritterwesen. [22](#)  
 Rituale. [24](#)  
 Ritzebüttel. [25](#)  
 Rivarol (Ant., Graf — Claude Francois, Vicomte de). [25](#)  
 Rivas (Herzog von), f. Saavedra. [25](#)  
 Rivellis y Helip (José). [25](#)  
 Rivoli. [26](#)  
 Rijos-Nerulos (Jakowakis). [26](#)  
 Rizzio (David). [27](#)  
 Rjasan (Gouvernement; Stadt). [27](#)  
 Robben. [28](#)  
 Robert II. (Herzog von der Normandie). [29](#)  
 Robert I. (König von Schottland), f. Bruce. [29](#)  
 Robert (Ernst Friedr. Ludw.). [29](#)  
 Robert (Leopold — Aurèle). [30](#)  
 Roberthin (Robert). [30](#)  
 Robertson (William). [31](#)  
 Robespierre (Franz. Jos. Maxim. Isidore — Augustin Bon Jos. — Charlotte). [31](#)  
 Robinson Crusoe. [34](#)  
 Robinson (Frederick John), f. Ripon. [35](#)  
 Robinson (Edward). [35](#)  
 Robinson (Therese Albertine Louise). [36](#)  
 Roboten. [37](#)  
 Rochambeau (Jean Baptiste Donatien de Vimeur, Graf — Donatien Marie Jos. de Vimeur, Vicomte de). [37](#)  
 Rochdale. [38](#)  
 Roche-Armon (Antoine Charles Etienne Paul, Graf). [38](#)  
 Rochefort. [38](#)  
 Rochen. [39](#)  
 Rochester (Städte). [39](#)  
 Rochester (John Wilmot, Earl of). [40](#)  
 Rochetum. [40](#)  
 Rochlig (Stadt). [40](#)  
 Rochlig (Friedr.). [40](#)  
 Rochow (Friedr. Eberh. von). [40](#)  
 Rochow (Gust. Adolf Rochus von — Theod. Heinr. Rochus von). [41](#)  
 Rochus. [41](#)  
 Rock (der heilige). [41](#)  
 Rocky-Mountains. [42](#)  
 Rococostil. [43](#)  
 Rode (Christian Bernh. — Joh. Heinr.). [43](#)  
 Rode (Pierre). [43](#)  
 Röderer (Pierre Louis, Graf). [44](#)  
 Rodney (George Brydges). [44](#)  
 Roebuck (John Arthur). [45](#)  
 Roer (Fluß). [46](#)  
 Röer (Hans Heinr. Eduard). [46](#)



- Roeskilde. 46.  
 Rogate, f. Sonntag. 46.  
 Rogen. 46.  
 Roger I. (Graf von Sicilien). 47.  
 Roger II. (König von Sicilien). 47.  
 Roger (Maler). 48.  
 Rogers (Samuel). 48.  
 Roggen. 48.  
 Rogier (Karl — Firmin). 48.  
 Rogiat (Jos., Vicomte de). 49.  
 Rohan (Geschlecht — Louis von R. — Guémené — Hercule, Herzog von Montbazou — Louis von — Victor Louis Mériadec, Prinz von R. — Guémené, Herzog von Montbazou und Bouillon — Camille Philippe Joseph Desbald, Herzog von Bouillon und von Montbazou, Fürst von Guémené, Rochefort und Montauban — R. — Gie — René I. — René II. — R. — Soubise — Alexandre Louis Fernand de R. — Ghabot, Herzog von R., Prinz von Léon). 50.  
 Rohan (Henri, Herzog von). 51.  
 Rohan — Guémené (Louis René Edouard, Prinz von). 52.  
 Rohr. 52.  
 Röhr (Joh. Friedr.). 53.  
 Rohrdammeln. 53.  
 Rojas — Borilla (Francisco de — Fernando de — R. — Villandran — do, Augustin de). 54.  
 Rokitanſky (Karl). 54.  
 Roland. 54.  
 Roland de la Platière (Jean Marie Baptiste — Manon Jeanne). 55.  
 Rolande. 56.  
 Rolle (Mechanik). 57.  
 Rolle (Schauspielfunst). 57.  
 Rolle (Joh. Heint. — Christian Friedr.). 57.  
 Rollenhagen (Georg — Gabr.). 57.  
 Rollin (Charles). 58.  
 Rollschuß. 59.  
 Rom (Stadt). 59.  
 Rom und Römisches Reich. 74.  
 Römische Alterthümer. 89.  
 Römische Curie. 95.  
 Römische Literatur. 96.  
 Römische Recht. 99.  
 Römische Religion. 101.  
 Römische Sprache. 102.  
 Römisch-katholische Kirche, f. Katholicismus. 104.  
 Romagnosi (Giandomenico). 104.  
 Roman. 105.  
 Romana (Pedro Caro y Sylva, Marquis von). 107.  
 Romancero. 107.  
 Romanen. 108.  
 Romanisch. 108.  
 Romanische Sprachen. 109.  
 Romanischer Baustil. 109.  
 Romanianus und Romanisten. 109.  
 Romano, f. Giulio Romano. 109.  
 Romanow. 109.  
 Romantif. 110.  
 Romantisch, f. Romantif. 111.  
 Romanze. 111.  
 Romberg (Andr. — Gebh. Heint. — Ant. — Bernh.). 112.  
 Römer (Friedr. von). 112.  
 Römermonate. 113.  
 Römerzinszahl, f. Indiction. 114.  
 Römerzüge. 114.  
 Römheld. 114.  
 Romilly (Sir Sam. — Sir John). 114.  
 Rommel (Dietr. Christoph von). 115.  
 Romulus. 115.  
 Romulus Augustulus. 116.  
 Roncesvalles. 116.  
 Ronde. 116.  
 Rondeau. 116.  
 Rondeboffe, f. Boffe. 116.  
 Ronge (Johannes). 116.  
 Ronfard (Pierre de). 117.  
 Roos (Joh. Heint. — Theod. — Phit. Pet. — Joh. Melch. — Ros.). 118.  
 Roothaan (Johann Philipp van). 118.  
 Roquelaure (Geschlecht — Antoine, Baron von — Jean Gaston Baptiste, Herzog von — Antoine Gaston Jean Baptiste, Herzog von — Jean Armand de Bessejouls von). 119.  
 Røraas. 119.  
 Rorschach. 119.  
 Rosa (Salvator). 119.  
 Rosalie (musk.). 120.  
 Rosalie (Heilige). 120.  
 Rosamel (Claude Charles Marie du Campe de). 120.  
 Rosas (Don Juan Manuel de). 121.  
 Roscelinus (Johann). 122.  
 Roscius (Quintus). 122.  
 Roscher (Wilh.). 122.  
 Roscoe (William). 123.  
 Roscommon. 123.  
 Rose (Blume). 123.  
 Rose (goldene). 124.  
 Rose (Krieg der weißen und der rothen). 125.  
 Rose (medicin.). 125.  
 Rose (Adolf). 125.  
 Rose (Familie — Valentin der Ältere — Valentin der Jüngere — Heint. — Gust. — F. — A.). 125.  
 Rosellini (Ippolito — Gaetano). 126.  
 Rosen (Friedr. Aug. — Georg). 126.  
 Rosen (Freiherren von — Georg, Baron von — Roman, Baron von — Alexis, Baron von — Georg, Baron von — Theod., Baron). 127.  
 Rosenblut (Hans). 128.  
 Rosenfest. 128.  
 Rosenholz. 128.  
 Rosenfranz (der). 129.  
 Rosenfranz (Joh. Karl Friedr.). 129.  
 Rosenkreuzer. 130.  
 Rosenmüller (Joh. Georg — Emil Friedr. Karl — Johann Christian). 130.  
 Rosenoble. 131.  
 Rosenöl. 131.  
 Rosenplut, f. Rosenblut. 132.  
 Rosette (Rose). 132.  
 Rosette (Stadt). 132.  
 Rosinen. 132.  
 Rossini (Giovanni). 133.  
 Rossolniken, f. Rastolniken. 133.  
 Rosmarin. 133.  
 Rosmini (Carlo). 133.  
 Ros und Cromarty. 134.  
 Ros (Sir John). 134.  
 Ros (Sir James Clark). 134.  
 Ros (Ludw.). 135.  
 Rosbach. 136.  
 Rosse (William Parsons, Graf von). 137.  
 Rösselsprung. 137.  
 Rosbirt (Konr. Franz — Eugen). 137.  
 Rossi (Bellegriano, Graf). 138.  
 Rossi (Gräfin). 139.  
 Rossini (Giovacchino). 139.  
 Rosleben. 140.  
 Rosmäppler (Emil Adolf — Joh. Adolf — Joh. August — Joh. Friedr.). 140.  
 Rosschweif. 140.  
 Rosstrappe. 141.  
 Rost (chemisch). 141.  
 Rost (Pflanzenkrankheit). 141.  
 Rost (Joh. Christoph). 141.  
 Rost (Valentin Christian Friedrich). 142.  
 Rosten. 142.  
 Rostock. 142.  
 Rostoptſchin (Fedor, Graf — Elena). 143.  
 Rostra. 144.  
 Roswitha. 144.  
 Rota Romana, f. Römische Curie. 144.  
 Rotenburg (in Niederhessen; in Mittelfranken; in Schwarzburg-Rudolstadt). 144.  
 Roth. 145.  
 Röthel. 145.  
 Rötheln. 145.  
 Rother (Christian von). 145.  
 Rotherthurmpaß. 146.  
 Rother Meer. 146.  
 Rothgießerei. 147.  
 Rothkehlchen. 147.  
 Rothliegenden. 147.  
 Rothrußland. 147.  
 Rothschild (Mayer Anselm — Isak von — Anselm Salomon von — Salomon von — Mayer von — Lionel von — Jakob von). 148.  
 Rothschwänzchen. 149.  
 Rothwälfch. 149.  
 Rötſcher (Heint. Theod.). 149.



- Lotte. [150](#).  
 Lotteck (Karl von — Karl von — Hermann von). [150](#).  
 Lotten = Borough, f. Borough. [151](#).  
 Lottenburg. [151](#).  
 Lottenhammer (Johann). [151](#).  
 Lotterdam. [152](#).  
 Lottmann (Karl — Leop.). [152](#).  
 Lottmeister. [153](#).  
 Lottweil. [153](#).  
 Lotulus. [153](#).  
 Lotunbe. [153](#).  
 Lot. [153](#).  
 Loubair. [154](#).  
 Louen. [154](#).  
 Loués. [154](#).  
 Louget de Lisle. [154](#).  
 Louloden. [154](#).  
 Rousseau (Jean Baptiste). [155](#).  
 Rousseau (Jean Jacques). [155](#).  
 Roussillon (Provinz; Flecken). [158](#).  
 Roussillonweine. [158](#).  
 Roustin (Albin Reine, Baron). [159](#).  
 Rout. [159](#).  
 Routine. [159](#).  
 Rouvroy (Theob., Freiherr von). [160](#).  
 Roveredo. [160](#).  
 Rovigno. [160](#).  
 Rovigo. [161](#).  
 Rowdies. [161](#).  
 Rowe (Nicolas). [161](#).  
 Roxane. [161](#).  
 Roxburgh. [161](#).  
 Roxelane. [162](#).  
 Roy (Ant., Graf). [162](#).  
 Royalisten. [162](#).  
 Royer = Collard (Pierre Paul — Ant. Athanase). [162](#).  
 Rübe. [164](#).  
 Rubel. [164](#).  
 Ruben (Sohn Jakob's). [164](#).  
 Ruben (Christoph). [164](#).  
 Rubens (Peter Paul). [165](#).  
 Rübezahl. [166](#).  
 Rubico. [167](#).  
 Rubin. [167](#).  
 Rubrum. [167](#).  
 Rübsen, f. Raps. [167](#).  
 Rucellai (Giovanni). [167](#).  
 Rückenmark. [167](#).  
 Rückert (Friedr.). [168](#).  
 Rückert (Heinr.). [169](#).  
 Rückfall. [169](#).  
 Rückgrath, f. Wirbelsäule. [170](#).  
 Rückjölle. [170](#).  
 Rückzug. [170](#).  
 Rubbeck (Olov — Olov von). [170](#).  
 Rubelbach (Andr. Gottlob). [171](#).  
 Rüdesheim. [171](#).  
 Rubhart (Ignaz von). [172](#).  
 Rüdiger (Graf Fedor Wassiljewitsch). [172](#).  
 Rudolf I. (deutscher Kaiser). [173](#).  
 Rudolf II. (deutscher Kaiser). [174](#).  
 Rudolf von Gmünd. [175](#).  
 Rudolf von Schwaben. [176](#).  
 Rudolfsnische Tafeln. [177](#).  
 Rudolphi (Karl Adam). [177](#).  
 Rudolfsstadt. [177](#).  
 Rueda (Lope de). [177](#).  
 Ruete (Christian Georg). [178](#).  
 Russo (Familie — Fabricio — Lodovico). [178](#).  
 Rußinus. [179](#).  
 Ruge (Arnold). [179](#).  
 Rüge. [180](#).  
 Rügen. [181](#).  
 Rugendas (Georg Phil. — Georg Phil. — Christian — Gottlob — Joh. Lorenz — Joh. Moritz). [181](#).  
 Rügenwalde. [182](#).  
 Rugier. [182](#).  
 Ruhl (Joh. Christian — Ludw. Sigism. — Julius Eugen). [182](#).  
 Ruhla. [183](#).  
 Mühle von Lilienstern (Joh. Jak. Otto Aug.). [183](#).  
 Ruhnen (Dav.). [184](#).  
 Ruhr (Fluß). [185](#).  
 Ruhr (Krankheit). [185](#).  
 Ruhrort. [185](#).  
 Ruissdael (Jak. — Salomo). [185](#).  
 Rule Britannia. [186](#).  
 Rulhière (Claude Carlomande — Joseph Marcellin). [186](#).  
 Rum. [187](#).  
 Rumelien. [187](#).  
 Rumford (Benj. Thompson, Graf von). [187](#).  
 Rumjanzow (Familie — Alexander Iwanowitsch — R. Sabunaiskoi (Graf Peter Alexandrowitsch — Graf Nikolai Petrowitsch — Sergei). [188](#).  
 Rumohr (Karl Friedr. Ludw. Felix von). [189](#).  
 Rundschit-Singh. [190](#).  
 Runeberg (Johann Ludwig). [190](#).  
 Runen. [190](#).  
 Runge (Otto Phil. — Otto Siegmund). [192](#).  
 Runfelkrübe. [193](#).  
 Runfelkrübenzuckerfabrikation. [193](#).  
 Runzeln. [195](#).  
 Rupertus. [195](#).  
 Rupie. [195](#).  
 Ruppell (Wilh. Pet. Eduard Simon). [195](#).  
 Ruprecht (Kurfürst von der Pfalz — Prinz). [196](#).  
 Rurik. [197](#).  
 Rus. [197](#).  
 Russegger (Joseph). [197](#).  
 Rüssel. [198](#).  
 Rüsselsäfer. [198](#).  
 Russell (Familie — Ralph de — John — William — Edward — John — Francis). [199](#).  
 Russell (Lord John). [199](#).  
 Russinen. [201](#).  
 Rußland (geographisch-statistisch). [202](#).  
 Rußland in geschichtlicher Beziehung. [223](#).  
 Russisch-deutscher Krieg. [240](#).  
 Russische Väter, f. Vab. [247](#).  
 Russische Kirche. [247](#).  
 Russisches Recht. [249](#).  
 Russische Sprache und Literatur. [250](#).  
 Ruß (Stadt). [255](#).  
 Ruß (Joh. Nepomuk). [255](#).  
 Rüster, f. Ulme. [255](#).  
 Rußschuf. [255](#).  
 Ruth. [256](#).  
 Ruthe. [256](#).  
 Ruthenium. [256](#).  
 Rutilius Lupus. [256](#).  
 Rutilius Numatianus (Claudianus). [256](#).  
 Rutland. [257](#).  
 Rutschberge. [257](#).  
 Rutuler. [257](#).  
 Ruybroek (Johannes). [257](#).  
 Ruych (Friedr. — Rachel). [258](#).  
 Ruydael, f. Ruissdael. [258](#).  
 Ruyter (Michiel Adriaanszoon de). [258](#).  
 Rybinsk. [259](#).  
 Ryssel, f. Ville. [259](#).  
 Ryswijk. [259](#).  
 Ryswijk (Theodor van). [260](#).



S. [260](#).  
 Sá da Bandeira (Bernardo de). [261](#).  
 Sá de Miranda (Francisco de). [261](#).

Saadi (Scheich Mosslicheddin). [262](#).  
 Saadia (Ben Joseph). [262](#).  
 Saale. [262](#).  
 Saalfeld. [263](#).

Saane. [263](#).  
 Saar. [263](#).  
 Saarbrück. [263](#).  
 Saardam. [264](#).  
 Saargemünd. [264](#).



- Saarlouis. [264](#).  
 Saavedra, f. Gervantes Saavedra (Miguel de). [264](#).  
 Saavedra (Angel de, Herzog von Rivas). [264](#).  
 Saavedra y Fararbo (Diego). [265](#).  
 Saaz. [265](#).  
 Saba. [265](#).  
 Sabäismus und Sabäer. [265](#).  
 Sabbath. [266](#).  
 Sabbatherschmur. [266](#).  
 Sabbathianer. [266](#).  
 Sabeller. [266](#).  
 Sabellianismus. [267](#).  
 Sabellius (Marcus Antonius Gopcius). [267](#).  
 Sabellius, f. Sabellianismus. [267](#).  
 Sabine (Edward). [267](#).  
 Sabiner. [268](#).  
 Sabinum. [268](#).  
 Sabinus (Aulus). [268](#).  
 Sabinus (Flavius). [268](#).  
 Sabinus (Georg). [269](#).  
 Sabionetta. [269](#).  
 Saccharometrie. [269](#).  
 Sacchini (Antonio Maria Gaspari). [269](#).  
 Sache. [270](#).  
 Sachenrecht. [270](#).  
 Sachs (Hans). [270](#).  
 Sachsen (Volk). [271](#).  
 Sachsen (Kurfürstenthum). [274](#).  
 Sachsen (Königreich). [279](#).  
 Sachsen (Pfalzgrafschaft). [297](#).  
 Sachsen (Provinz). [297](#).  
 Sachsen (Ernestinisches Haus). [298](#).  
 Sachsen-Altenburg. [301](#).  
 Sachsen-Roburg-Gotha. [304](#).  
 Sachsen-Weiningen-Heilburgshausen. [306](#).  
 Sachsen-Weimar-Eisenach. [309](#).  
 Sachsenbuße. [312](#).  
 Sachsenspiegel. [312](#).  
 Sächsishe Schweiz. [313](#).  
 Sachwalter, f. Advocat. [313](#).  
 Sack (Friedr. Sam. Gottfr. — Aug. Friedr. Wilh.). [313](#).  
 Sack (Karl Heinr. — Friedr. Ferdinand Adolf). [314](#).  
 Sacken (von der Osten, Geschlecht — Karl Magnus — Karl — Karl — Friedrich Bernhard August — Reinhold). [315](#).  
 Sacken (Dmitry, Freiherr von der Osten). [315](#).  
 Sacken (Fabian Wilhelm, Fürst von der Osten). [315](#).  
 Sackpfeife, f. Dubelsack. [316](#).  
 Sacrament. [316](#).  
 Sacramenthäuschen, f. Tabernakel. [316](#).  
 Sacramento. [316](#).  
 Sacrilegium. [317](#).  
 Sacristei. [317](#).  
 Säkularisation. [317](#).  
 Säkularspiele. [318](#).  
 Säkulum. [318](#).  
 Sach (Antoine Isaac Silvestre, Baron de). [318](#).  
 Sach (Silvestre de). [319](#).  
 Sabbucäer. [320](#).  
 Sabe (Donatien-Alfonse-François, Marquis de — Louis Marie de — François Xavier Jos. Dav. de). [320](#).  
 Sadebaum. [320](#).  
 Sadelser (Familie — Johann — Rafael — Egid — Marcus — Justus — Philipp). [320](#).  
 Säen und Saat. [321](#).  
 Saffian. [322](#).  
 Safflor. [322](#).  
 Safran. [322](#).  
 Sastleeven (Herm. — Cornelius). [323](#).  
 Saga. [323](#).  
 Sagan (Fürstenth.; Stadt). [324](#).  
 Sage. [325](#).  
 Säge. [326](#).  
 Sägefisch. [327](#).  
 Sago, f. Palme. [327](#).  
 Sagoskin (Michael Nikolajewitsch). [327](#).  
 Sagunt. [328](#).  
 Saharâ. [328](#).  
 Saïb. [329](#).  
 Saigern. [329](#).  
 Sailer (Joh. Michael). [329](#).  
 Saima. [329](#).  
 Sainetes, f. Entremes. [330](#).  
 Saint-Alban, f. Albans. [330](#).  
 Saint-Arnaud, f. Leroy de St.-Arnaud. [330](#).  
 Saint-Brieuc. [330](#).  
 Saint-Cloud. [330](#).  
 Saint-Ehr (Dorf). [330](#).  
 Saint-Ehr (Louis Gouyon, Marquis de). [331](#).  
 Saint-Denis. [331](#).  
 Saint-Dizier. [332](#).  
 Saint-Elme (Ida). [332](#).  
 Saint-Etienne. [333](#).  
 Saint-Evremont (Charles Margotelle de St.-Denis, Graf Ethalan, Seigneur). [333](#).  
 Saint-Germain (Graf). [334](#).  
 Saint-Germain-en-Laye. [334](#).  
 Saint-Helena, f. Sanct-Helena. [334](#).  
 Saint-Hilaire (Jules Barthélemy — Augustin François César Prouvensal). [334](#).  
 Saint-Hilaire (Etienne), f. Geoffroy Saint-Hilaire). [335](#).  
 Saint-Jean d'Acree. [335](#).  
 Saint-Just (Antoine). [335](#).  
 Saint-Lambert (Charles François, Marquis de). [336](#).  
 Saint-Louis. [336](#).  
 Saint-Martin (Jean Ant. de). [337](#).  
 Saint-Martin (Louis Claude, Marquis de). [337](#).  
 Saint-Omer. [338](#).  
 Saint-Ouen. [338](#).  
 Saint-Pierre (Charles Iréné-Charles, Abbé de). [338](#).  
 Saint-Pierre (Jacques Hénin-Bernardin de). [338](#).  
 Saint-Priest (Alexis, Graf von — Emmanuel — Armand). [339](#).  
 Saint-Quentin. [340](#).  
 Saint-Réal (César Vichart, Abbé de). [340](#).  
 Saint-Simon (Louis de Roussin, Herzog von). [341](#).  
 Saint-Simon (Claude Henri, Graf). [341](#).  
 Saint-Simonismus. [343](#).  
 Saint-Vincent (John Jervis, Baron Measford, Graf). [346](#).  
 Sainte-Aulaire (Louis Beaupré, Graf — Jos. Beaupré, Graf). [347](#).  
 Sainte-Beuve (Charles Augustin). [347](#).  
 Saintine (Xavier Boniface). [348](#).  
 Saintonge. [348](#).  
 Saïs. [349](#).  
 Saison. [349](#).  
 Saiten. [349](#).  
 Sakara. [350](#).  
 Sakuntala, f. Kalidasa. [350](#).  
 Salabbin. [350](#).  
 Salamanca. [350](#).  
 Salamander. [351](#).  
 Salamis (Insel; Stadt). [351](#).  
 Salat. [351](#).  
 Salbe. [352](#).  
 Salbei. [352](#).  
 Salbung. [352](#).  
 Salbamba Oliveira e Daun (João Carlos, Herzog von). [353](#).  
 Salbern (Friedr. Christoph von). [354](#).  
 Salbo. [354](#).  
 Salem. [354](#).  
 Salep. [355](#).  
 Salerno. [355](#).  
 Salestenerinnen. [355](#).  
 Salfi (Francesco). [355](#).  
 Salier (Priester). [356](#).  
 Salier (Volksstamm). [356](#).  
 Salieri (Antonio). [356](#).  
 Saline, f. Salz. [357](#).  
 Salis (Familie — Karl Ulrich von — E. Soglio, Joh. Ulrich von). [357](#).  
 Salis-Seewis (Joh. Gaudenz Freiherr von). [357](#).  
 Salisbury (Stadt). [358](#).  
 Salisbury (Adelstitel). [358](#).  
 Salisches Gesetz. [359](#).  
 Sallet (Friedr. von). [360](#).  
 Sallustius (Geschichtschreiber). [360](#).  
 Sallustius (Philosoph). [361](#).  
 Salm. [361](#).  
 Salm-Dyck (Konstante Amalie Fürstin von). [362](#).  
 Salm-Kyrburg (Friedrich II. Fürst von). [363](#).  
 Salm-Reifferscheidt (Karl, Fürst von). [363](#).  
 Salmanassar. [363](#).  
 Salmasius (Glaubius). [363](#).



- Salmias. [364](#).  
 Salomo. [364](#).  
 Salomon (Gotthold). [365](#).  
 Salomondinseln. [365](#).  
 Salon. [366](#).  
 Salona. [366](#).  
 Salonichi. [366](#).  
 Salpeter. [367](#).  
 Salpetersäure. [367](#).  
 Salpetersaures Silberoxyd, f. Höllestein. [367](#).  
 Salsette. [367](#).  
 Salt (Henry). [368](#).  
 Saltarello. [368](#).  
 Salto mortale. [368](#).  
 Salutiren. [368](#).  
 Saluzzo. [368](#).  
 Salva y Perez (Don Vincente). [369](#).  
 Salvandy (Narcisse Achille, Graf). [369](#).  
 Salvator Rosa, f. Rosa. [370](#).  
 Salve. [370](#).  
 Salvergina misericordiae. [370](#).  
 Salverte (Anne Josephe Gusebe Baconnière). [370](#).  
 Salvi (Giambattista). [371](#).  
 Salvanus. [371](#).  
 Salvius. [371](#).  
 Salvus conductus. [371](#).  
 Salz. [371](#).  
 Salza (Hermann von — Hugo von — Jakob von — Christoph Friedrich von — Hugo Herm. von — Ed. Friedr. von — Karl von). [372](#).  
 Salzätherweingeist. [373](#).  
 Salzbrunn. [373](#).  
 Salzburg (Herzogthum). [374](#).  
 Salzburg (Stadt). [375](#).  
 Salze. [376](#).  
 Salzgitter. [377](#).  
 Salzammergut. [377](#).  
 Salzmann (Christian Gotthilf). [377](#).  
 Salzpflanzen. [378](#).  
 Salzsäure. [378](#).  
 Salzlungen. [378](#).  
 Salzwebel. [379](#).  
 Salzwerke, f. Salz. [379](#).  
 Samara. [379](#).  
 Samaria. [380](#).  
 Samariter. [380](#).  
 Samarkand. [381](#).  
 Sambre. [381](#).  
 Sameland. [381](#).  
 Samen. [381](#).  
 Sämischgerberei, f. Gerberei. [383](#).  
 Samland. [383](#).  
 Sammet. [383](#).  
 Samniter. [383](#).  
 Samogitien. [384](#).  
 Samojeden. [384](#).  
 Samos. [384](#).  
 Samosata. [385](#).  
 Samothrake. [385](#).  
 Samosée. [385](#).  
 Samuel. [385](#).  
 Samum. [386](#).  
 Sämund. [386](#).  
 Sand. [386](#).  
 Sanabon (Noël Etienne). [387](#).  
 Sanduniathon. [387](#).  
 Sanct-Bernhard, f. Bernhard. [387](#).  
 Sanct-Blasien. [387](#).  
 Sanct-Gallen. [388](#).  
 Sanct-Goar. [388](#).  
 Sanct-Gotthard. [388](#).  
 Sanct-Helena. [389](#).  
 Sanct-Jakob. [389](#).  
 Sanct-Moriz. [390](#).  
 Sanct-Pölten. [390](#).  
 Sanction. [390](#).  
 Sanctius (Franz). [390](#).  
 Sanctuarium. [390](#).  
 San-Domingo. [390](#).  
 San-Fernando de Catamarca, f. Catamarca. [390](#).  
 San-Francisco. [390](#).  
 San-Francisco de Campeche, f. Campeche. [391](#).  
 San-Ildelfonso. [391](#).  
 San-Jago de Chile und San-Jago de Cuba, f. Santiago; San-Jago di Compostella, f. Compostella. [391](#).  
 San-Juan de Corrientes, f. Corrientes. [391](#).  
 San-Luis Potosi. [391](#).  
 San-Marino. [392](#).  
 San-Salvador. [393](#).  
 San-Sebastian. [394](#).  
 Sand. [394](#).  
 Sand (George). [395](#).  
 Sand (Karl Ludw.). [395](#).  
 Sandale. [396](#).  
 Sandarak. [396](#).  
 Sandelholz. [396](#).  
 Sandeman (Rob.). [397](#).  
 Sander. [397](#).  
 Sandisford (Eduard — Gerard). [397](#).  
 Sandrard (Joachim von). [397](#).  
 Sands (Rob.). [398](#).  
 Sandschaf. [398](#).  
 Sandstein. [398](#).  
 Sandwichinseln. [398](#).  
 Sangerhausen. [400](#).  
 Sängerkrieg, f. Wartburgkrieg. [400](#).  
 Sanguifer, f. Temperament. [400](#).  
 Sanhedrin, f. Synedrium. [400](#).  
 Sanitätswesen, f. Staatsarzneikunde. [400](#).  
 Sannazaro (Jacopo). [400](#).  
 Sansculotten. [401](#).  
 Sanskrit. [401](#).  
 Sansovino. [402](#).  
 Sanssouci. [402](#).  
 Santa-Anna (Antonio Lopez de). [403](#).  
 Santa-Catarina. [404](#).  
 Santa-Cruz (Departem.). [404](#).  
 Santa-Cruz (André). [405](#).  
 Santa-Fé-de-Bogota, f. Bogota. [405](#).  
 Santandér. [405](#).  
 Santander (Francisco de Paula). [405](#).  
 Santarem. [406](#).  
 Santerre (Antoine Josephe). [406](#).  
 Santiago. [406](#).  
 Santillana (Jñigo Lopez de Mendoza, Marques von). [407](#).  
 Santorin. [407](#).  
 Sadne. [408](#).  
 Saphir (Mor. G.). [408](#).  
 Sapieha (Familie — Lew — Jan Piotr — Kazimierz — Kazimierz — Alexander — Leon). [409](#).  
 Saporoger. [410](#).  
 Sappe. [410](#).  
 Sappeurs. [411](#).  
 Sapphir. [411](#).  
 Sapphische Strophe, f. Sappho. [411](#).  
 Sappho. [411](#).  
 Sarabanda. [412](#).  
 Saragossa. [412](#).  
 Sarah. [413](#).  
 Saratow. [413](#).  
 Sarazenen. [414](#).  
 Sarbiewski (Matthias Kasimir). [414](#).  
 Sarcine. [414](#).  
 Sardanapalus. [414](#).  
 Sardelle. [415](#).  
 Sarbes. [415](#).  
 Sardine, f. Sardelle. [415](#).  
 Sardinien. [415](#).  
 Sardinische Monarchie. [417](#).  
 Sardonisches Lachen. [425](#).  
 Sardonyr. [425](#).  
 Sarepta. [425](#).  
 Sarkasmus. [425](#).  
 Sarkophag. [425](#).  
 Sarmaten. [425](#).  
 Sarnen. [426](#).  
 Saron. [426](#).  
 Saronischer Meerbusen. [426](#).  
 Sáros. [426](#).  
 Sarpi (Paolo). [427](#).  
 Sarter. [427](#).  
 Sarthe (Fluß; Depart.). [428](#).  
 Sarti (Giuseppe). [428](#).  
 Sarto (Andrea del). [428](#).  
 Sartorius (Ernst Wilh. Christian — Ernst Ludw.). [429](#).  
 Sartorius (Georg, Freiherr von Waltershausen — Joh. Georg — Wilh.). [429](#).  
 Sassafras. [430](#).  
 Saffaniden. [430](#).  
 Saffaparille. [430](#).  
 Saffari. [431](#).  
 Saffisch. [431](#).  
 Saffoferrato, f. Salvi. [431](#).  
 Saffolin, f. Borax. [431](#).  
 Satan, f. Teufel. [431](#).  
 Satelliten, f. Nebenplaneten. [431](#).  
 Saterland. [431](#).  
 Satinirt. [431](#).  
 Satire. [431](#).  
 Satrapen. [432](#).  
 Sattelhöfe. [432](#).  
 Sättigung. [432](#).



- Sättigungscapacität. [432](#).  
 Saturi. [432](#).  
 Saturn, f. Planeten. [433](#).  
 Saturnalien. [433](#).  
 Saturninus (Lucius Apulejus). [433](#).  
 Saturninus (Gnostiker). [433](#).  
 Saturnischer Vers. [434](#).  
 Saturnus. [434](#).  
 Sathr. [434](#).  
 Satyriasis. [434](#).  
 Satyrspiel. [435](#).  
 Sap. [435](#).  
 Sau, f. Save. [435](#).  
 Saubohne, f. Bohne. [435](#).  
 Sauerampfer, f. Ampher. [435](#).  
 Sauerbrunnen. [435](#).  
 Sauerflee. [435](#).  
 Sauerland. [436](#).  
 Sauerstoff. [436](#).  
 Sauerteig. [437](#).  
 Säuferwahnsinn, f. Delirium. [437](#).  
 Säugen und Säugling. [437](#).  
 Säugethiere. [438](#).  
 Saugpumpe, f. Pumpe. [439](#).  
 Saul. [439](#).  
 Säule. [439](#).  
 Säulenordnungen. [440](#).  
 Saumur. [442](#).  
 Säure. [442](#).  
 Saurier. [443](#).  
 Saurin (Jacques). [443](#).  
 Saussure (Horace Benoît de — Théodore de). [443](#).  
 Sauvegarde. [443](#).  
 Sauzet (Jean Pierre). [443](#).  
 Savage (Richard). [444](#).  
 Savannen. [444](#).  
 Savary (Anne Jean Marie René, Herzog von Novigo — René). [444](#).  
 Save. [445](#).  
 Saverne. [445](#).  
 Savigliano. [445](#).  
 Savigny (Friedr. Karl von). [446](#).  
 Savona. [446](#).  
 Savonarola (Girolamo). [447](#).  
 Savoyen. [447](#).  
 Saro. [449](#).  
 Say (Jean Baptiste — Horace Emile). [450](#).  
 Sayn und Wittgenstein (S. W. Verleburg; S. W. Sayn; S. W. Hohenstein). [451](#).  
 Sbirren. [452](#).  
 Scabinus, f. Schöppen. [452](#).  
 Scagliola. [452](#).  
 Scala (Tonleiter). [452](#).  
 Scala (Geschlecht — Abamo della — Mastino I. della — Alberto della — Bartolommeo — Alboin — Gangrande — Alberto II. — Mastino II. — Gangrandell. — Antonio della). [452](#).  
 Scala (della). [453](#).  
 Scaliger (Julius César — Jos. Justus). [453](#).  
 Scalpiren. [453](#).  
 Scandiren. [453](#).  
 Scapin, f. Masken. [454](#).  
 Scapulier. [454](#).  
 Scarabäus. [454](#).  
 Scaramuz. [454](#).  
 Scarificator. [454](#).  
 Scarlatti (Alessandro). [454](#).  
 Scarpa (Antonio). [454](#).  
 Scarron (Paul). [455](#).  
 Scaurus (Marcus Amilius). [456](#).  
 Scävola, f. Mucius. [456](#).  
 Scene. [456](#).  
 Scenische Spiele. [456](#).  
 Scepter. [457](#).  
 Schabe. [457](#).  
 Schabkunst, f. Kupferstechkunst. [457](#).  
 Schablone. [457](#).  
 Schachmaschine, f. Kempelen. [458](#).  
 Schachowski (Familie — Fürst Grigori Petrowitsch — Fürst Jakow Fedorowitsch — Fürst Alexander Alexandrowitsch — Fürst Iwan Leontjewitsch). [458](#).  
 Schachspiel. [458](#).  
 Schacht, f. Grubenbau. [459](#).  
 Schachtelhalm. [459](#).  
 Schack (Abolf Friedr. von). [459](#).  
 Schade. [460](#).  
 Schädel. [461](#).  
 Schädellehre, f. Phrenologie. [461](#).  
 Shadow (Joh. Gottfr. — Rudolf). [461](#).  
 Shadow = Godehaus (Friedrich Wilh. von — Felix). [462](#).  
 Schaf. [462](#).  
 Schafarik (Paul Joseph). [463](#).  
 Schäferpoesie. [464](#).  
 Schaffgotsch (Familie — Graf Leop. Christian Gottf. von — Graf Karl Gottf. von — Joh. Franz de Paula, Graf Schaffgotsche — Graf Joh. Ulrich von — Graf Phil. Gottf. von). [465](#).  
 Schaffhausen (Canton; Stadt). [465](#).  
 Schafgarbe. [466](#).  
 Schafzucht. [466](#).  
 Schagrin, f. Ghagrin. [468](#).  
 Schäh. [468](#).  
 Schafal. [469](#).  
 Schalk. [469](#).  
 Schalken (Gottfried). [469](#).  
 Schall (der). [470](#).  
 Schall (Karl). [470](#).  
 Schaller (Anton — Johann — Ludwig). [470](#).  
 Schaller (Julius). [471](#).  
 Schalmel. [471](#).  
 Schalotte. [471](#).  
 Schalthiere, f. Mollusken. [471](#).  
 Schaltjahr, f. Jahr und Kalender. [471](#).  
 Schalupe. [471](#).  
 Schamanen. [472](#).  
 Schamyl, f. Schemyl. [472](#).  
 Schandau. [472](#).  
 Schandpfahl, f. Pranger. [472](#).  
 Schanze. [472](#).  
 Scharbock, f. Scorbüt. [472](#).  
 Scharfrichter. [472](#).  
 Scharfschützen. [473](#).  
 Scharlach. [473](#).  
 Scharlachfieber. [473](#).  
 Scharnhorst (Gerh. Dav. von). [474](#).  
 Scharnier, f. Charnier. [475](#).  
 Schärpe. [475](#).  
 Schäßburg. [475](#).  
 Schatten. [475](#).  
 Schattenriß, f. Silhouette. [476](#).  
 Schattirung. [476](#).  
 Schachkammerseine, f. Guck-  
 quer. [476](#).  
 Schauanstalten. [476](#).  
 Schaumburg. [477](#).  
 Schaumburg-Lippe. [478](#).  
 Schaumünze, f. Medaille. [480](#).  
 Schauspiel. [480](#).  
 Schauspielkunst. [480](#).  
 Scheele (Karl Wilh.). [480](#).  
 Scheeren. [481](#).  
 Schefer (Reepold). [481](#).  
 Scheffel. [482](#).  
 Scheffer (Mry — Henri). [482](#).  
 Scheffler, f. Angelus Silesius. [483](#).  
 Scheffner (Joh. George). [483](#).  
 Scheibel (Joh. Gottfr.). [483](#).  
 Scheidemünze. [483](#).  
 Scheiden. [484](#).  
 Scheidenflügler, f. Coleopteren. [484](#).  
 Scheidewasser, f. Salpeterminerale. [484](#).  
 Scheidung, f. Ehe. [484](#).  
 Scheik-ul-Islam, f. Mufti. [484](#).  
 Schein. [484](#).  
 Scheingeschäfte, f. Digeren-  
 schäft. [485](#).  
 Scheintod. [485](#).  
 Scheitern. [486](#).  
 Schelde. [486](#).  
 Schele von Schelenburg (Georg  
 Vict. Friedr. Dietl., Freiherr  
 von — Freiherr Ludwig Carl  
 Unico Georg von S. auf Schelenburg). [486](#).  
 Schelshout (Andries). [487](#).  
 Schelhorn (Joh. Georg der Ältere  
 — Joh. Georg der Jüngere). [487](#).  
 Schellack, f. Lack. [487](#).  
 Scheller (Immanuel Joh. Gerh.). [487](#).  
 Schellische. [488](#).  
 Schelling (Friedr. Wilh. Jos.  
 von). [488](#).  
 Schema. [490](#).  
 Schemacha. [490](#).  
 Schemmiz. [490](#).  
 Schemyl (Imam). [491](#).  
 Schenk (Eduard von). [492](#).  
 Schenkel. [492](#).  
 Schenkendorf (Mar von). [493](#).  
 Schenkung. [493](#).  
 Scheppenstädt. [494](#).  
 Scherbengericht, f. Draisbahn. [494](#).  
 Scheremetjew (Familie — Jan  
 Maslowskij — Iwan Scheremetjew). [494](#).



- jewitsch S., der Jüngere — Fedor Iwanowitsch — Boris Petrowitsch, Graf — Michail Borissowitsch — Peter Borissowitsch, Graf — Nikolai Petrowitsch, Graf — Dmitry Nikolajewitsch, Graf). [494](#).  
 Hérier (Barthélemy Louis Jos.). [494](#).  
 Herff. [495](#).  
 Herr (Thom. Ignaz). [495](#).  
 Herz (Jos. Georg). [495](#).  
 Herzog. [496](#).  
 Heuffelin (Hans — Hans). [496](#).  
 Heune. [496](#).  
 Heuren (Kaspar). [496](#).  
 Heveningen. [496](#).  
 Heyern (Grafen von — Arnulf von). [497](#).  
 Chiavone (Andrea). [497](#).  
 Hibboleth. [497](#).  
 Hicht (Joh. Gottfr.). [497](#).  
 Hichtung. [498](#).  
 Hich (Gottlieb). [498](#).  
 Hichsal. [498](#).  
 Hichsalstragödie. [499](#).  
 Hidone (Vartolommeo). [499](#).  
 Hiedam. [499](#).  
 Hiedsrichter und Hiedsgerichte. [499](#).  
 Hiefe Ebene. [499](#).  
 Hiefer. [500](#).  
 Hiefheit, Hiefwerden. [500](#).  
 Hielen. [501](#).  
 Hienbein. [502](#).  
 Hierling. [502](#).  
 Hießbaumwolle. [503](#).  
 Hießen. [504](#).  
 Hießpulver. [504](#).  
 Hießscharten. [505](#).  
 Hiff. [505](#).  
 Hiffahrt. [506](#).  
 Hiffahrtskunde. [506](#).  
 Hiffahrtsverträge. [507](#).  
 Hiffbruch, f. Scheitern. [507](#).  
 Hiffbrücken. [507](#).  
 Hifferinseln. [507](#).  
 Hiffbaukunst. [508](#).  
 Hiffgeschuß. [508](#).  
 Hiffhalter. [508](#).  
 Hiffjournal, f. Journal. [508](#).  
 Hiitten. [508](#).  
 Hifander (Emanuel). [509](#).  
 Hild. [509](#).  
 Hilda. [510](#).  
 Hildbrüse. [510](#).  
 Hilder (Karl Andrejewitsch). [510](#).  
 Hilderbent. [510](#).  
 Hilderung. [510](#).  
 Hildknappe, f. Knappe. [511](#).  
 Hildkröten. [511](#).  
 Hildkröteninseln, f. Galapagos. [511](#).  
 Hildläuse. [511](#).  
 Hildwacht. [512](#).  
 Hilsf. [512](#).  
 Hilt (Ferd. von). [512](#).  
 Hiltner (Joh. Christoph Friedr. von — Joh. Kaspar — Ernst — Karl — Christophine). [513](#).  
 Schilling (Münze). [517](#).  
 Schilling (Friedr. Gustav). [518](#).  
 Schilter (Joh.). [518](#).  
 Schimmel. [518](#).  
 Schimmelmann (Heinrich Karl, Graf von — Ernst Heint., Graf von). [519](#).  
 Schimmelpennind (Rütger Jan). [519](#).  
 Schimpanse. [520](#).  
 Schimper (Wilh. — Friedr. Ludw. Heint. — Karl Friedr. — Wilh. Phil.). [520](#).  
 Schinderhannes. [521](#).  
 Schink (Joh. Friedr.). [521](#).  
 Schinkel (Karl Friedr.). [522](#).  
 Schirach (Gottlob Benedict von). [523](#).  
 Schirás. [523](#).  
 Schirmer (Joh. Wilh. — Wilh.). [524](#).  
 Schirmvoigte. [524](#).  
 Schirwan. [524](#).  
 Schischkow (Alex. Semenovitsch). [524](#).  
 Schisma. [525](#).  
 Schitomir. [525](#).  
 Schlabrendorf (Gust., Graf von). [525](#).  
 Schlacht. [526](#).  
 Schlachtenmalerei. [526](#).  
 Schlachtfeld. [527](#).  
 Schlacken. [527](#).  
 Schlaf. [527](#).  
 Schlaflosigkeit. [527](#).  
 Schlaffucht. [528](#).  
 Schlagfluß. [528](#).  
 Schlagintweit (Adolf und Hermann — Joseph — Robert). [529](#).  
 Schlaglicht. [530](#).  
 Schlag Schatten, f. Schatten. [530](#).  
 Schlagschuß, f. Münze und Münzwesen. [530](#).  
 Schlagwirthschaft. [530](#).  
 Schlammäder. [530](#).  
 Schlangen. [530](#).  
 Schlangenbad. [532](#).  
 Schlaraffenland, f. Utopien. [533](#).  
 Schlayer (Johannes von). [533](#).  
 Schlegel (Aug. Wilh. von). [533](#).  
 Schlegel (Karl Wilh. Friedr. von). [535](#).  
 Schlegel (Karl Gust. Mor. — Joh. Karl Fürstleg. — Karl Aug. Mor.). [536](#).  
 Schlegel (Joh. Adolf). [536](#).  
 Schlegel (Joh. Elias). [537](#).  
 Schlegel (Joh. Heint. — Joh. Friedr. Wilh.). [537](#).  
 Schlehen. [537](#).  
 Schleichhandel. [538](#).  
 Schleiden (Matthias Jakob — Rudolf). [538](#).  
 Schleier. [539](#).  
 Schleiermacher (Friedr. Ernst Dav.). [539](#).  
 Schleifen. [540](#).  
 Schleife. [540](#).  
 Schleim. [541](#).  
 Schleimhäute. [541](#).  
 Schleinitz (Wilh. Johannes Karl Heint., Freiherr von — Wilh. Karl Ferdinand von). [543](#).  
 Schleisheim. [543](#).  
 Schleiz. [543](#).  
 Schlepptau. [544](#).  
 Schlesen. [544](#).  
 Schlesische Kriege. [548](#).  
 Schleswig (Herzogthum). [550](#).  
 Schleswig (Stadt). [552](#).  
 Schleswig-Holstein. [553](#).  
 Schlettstadt. [562](#).  
 Schleuder. [562](#).  
 Schleusingen. [563](#).  
 Schleuße. [563](#).  
 Schley. [563](#).  
 Schlich. [563](#).  
 Schlichtegroll (Adolf Heint. Friedrich). [564](#).  
 Schliß (Franz, Graf von S. zu Vassano und Weißkirchen) [564](#).  
 Schlingen. [565](#).  
 Schlingern. [565](#).  
 Schlingpflanzen, f. Lianen. [565](#).  
 Schlippenbach (Ulrich. Gust., Freiherr von). [565](#).  
 Schlittschuhe. [565](#).  
 Schloß. [566](#).  
 Schloßen, f. Hagel. [567](#).  
 Schlosser (Friedr. Christoph). [567](#).  
 Schlosser (Joh. Georg — Joh. Friedr. Heint. — Hieron. Peter — Christian). [567](#).  
 Schlotheim (Ernst Friedr., Freiherr von). [568](#).  
 Schlözer (Aug. Ludw. von — Dorothea — Christian von — Kurd von — Karl von). [568](#).  
 Schlucken. [569](#).  
 Schlund. [570](#).  
 Schluß. [570](#).  
 Schlüsselbein. [570](#).  
 Schlüsselburg. [570](#).  
 Schlüsselgewalt, f. Amt der Schlüssel. [571](#).  
 Schlüter (Andr.). [571](#).  
 Schlyter (Karl Joh.). [571](#).  
 Schmaße. [571](#).  
 Schmähschrift, f. Pasquill und Libell. [572](#).  
 Schmalkalden. [572](#).  
 Schmalkaldische Artikel. [572](#).  
 Schmalkaldischer Bund. [572](#).  
 Schmalz (Mor. Ferd.). [573](#).  
 Schmalz (Theod. Ant. Heint.). [574](#).  
 Schmarozer, f. Parasit. [574](#).  
 Schmauß (Joh. Jak.). [574](#).  
 Schmeller (Joh. Andr.). [574](#).  
 Schmelz. [575](#).  
 Schmelzen. [575](#).  
 Schmerling (Anton, Ritter von). [576](#).  
 Schmerz. [576](#).  
 Schmerzensgeld. [577](#).  
 Schmettau (Samuel, Reichsgraf von — Karl Christoph, Reichsgraf von — Graf von). [577](#).  
 Schmetterlinge. [577](#).  
 Schmid (Christoph von). [578](#).



- Schmid (Karl Christian Erhard). [579.](#)  
 Schmid (Joh. Heinr. Theob.). [579.](#)  
 Schmid (Reinhold). [579.](#)  
 Schmid (Karl Ernst — Adam Ludwig Friedr.). [580.](#)  
 Schmidt (Gberh. Karl Klammer). [581.](#)  
 Schmidt (Friedr. Wilh. Aug.). [581.](#)  
 Schmidt (Georg Friedr.). [581.](#)  
 Schmidt (Georg Phil.). [581.](#)  
 Schmidt (Isaak Jak.). [582.](#)  
 Schmidt (Joh. Ernst Christian). [582.](#)  
 Schmidt (Mich. Ignaz). [582.](#)  
 Schmidt-Philfeld (Justus von). [583.](#)  
 Schmidt-Philfeld (Konr. Friedr. von). [584.](#)  
 Schmiedeberg. [584.](#)  
 Schminke. [584.](#)  
 Schmirgel. [584.](#)  
 Schmitthenner (Friedr. Jak.). [585.](#)  
 Schwolke. [585.](#)  
 Schmölzig. [585.](#)  
 Schmuger (Jak. Matth.). [586.](#)  
 Schnaase (Karl). [586.](#)  
 Schnabelthier. [587.](#)  
 Schnaderhüpfel. [587.](#)  
 Schnafen. [587.](#)  
 Schnarchen. [587.](#)  
 Schnecken. [587.](#)  
 Schnee. [588.](#)  
 Schneeball. [589.](#)  
 Schneeberg. [589.](#)  
 Schneegans, s. Gans. [589.](#)  
 Schneeglöckchen. [589.](#)  
 Schneelinie. [590.](#)  
 Schneeschuhe. [590.](#)  
 Schneidemühl. [590.](#)  
 Schneider (Ant.). [590.](#)  
 Schneider (Eulogius). [591.](#)  
 Schneider (Joh. Christian Friedr. — Joh. Gottlob — Theob.). [591.](#)  
 Schneider (Joh. Gottlob — Joh. Gottlieb). [592.](#)  
 Schneider (Joh. Gottlob). [592.](#)  
 Schneider (Karl Ernst Christoph). [593.](#)  
 Schneidervogel. [593.](#)  
 Schneidewin (Friedr. Wilh.). [593.](#)  
 Schneller (Julius Franz Vor-  
 gias). [594.](#)  
 Schnellpresse. [594.](#)  
 Schnepfe. [596.](#)  
 Schnepfenthal. [596.](#)  
 Schnepver. [597.](#)  
 Schneß (Jean Victor). [597.](#)  
 Schnittlauch. [597.](#)  
 Schnorr von Karolsfeld (Veit  
 Hans). [597.](#)  
 Schnorr von Karolsfeld (Julius  
 — Ludw. Ferd.). [598.](#)  
 Schnupfen. [598.](#)  
 Schnupftabak, s. Tabak. [599.](#)  
 Schnüren. [599.](#)  
 Schnyder von Wartensee (Xaver).  
[599.](#)  
 Schork. [599.](#)  
 Schöffner (Peter), s. Buchdrucker-  
 kunst. [600.](#)  
 Scholarchat. [600.](#)  
 Scholastik und Scholastiker. [600.](#)  
 Schölcher (Victor). [602.](#)  
 Scholien. [602.](#)  
 Schöll (Adolf). [602.](#)  
 Schöll (Marim. Samson Friedr.).  
[602.](#)  
 Scholle. [603.](#)  
 Schöllkraut. [604.](#)  
 Scholz (Joh. Martin Augustin).  
[604.](#)  
 Schömann (Georg Friedr.). [605.](#)  
 Schomberg (Friedr. Herm. von).  
[605.](#)  
 Schomburgk (Sir Robert Her-  
 mann — Otto — Moritz Ri-  
 chard). [605.](#)  
 Schön. [607.](#)  
 Schön (Heinr. Theob. von). [608.](#)  
 Schön (Mart.). [608.](#)  
 Schönaich (Christoph Otto, Frei-  
 herr von). [609.](#)  
 Schönbein (Christian Friedr.).  
[609.](#)  
 Schönborn (Geschlecht — Joh.  
 Phil. von — Phil. Erwin von —  
 Lothar Franz, Freiherr von —  
 Friedr. Karl von — Karl Fried-  
 rich, Graf von — Graf Erwin —  
 Graf Karl Eduard — Graf Er-  
 win). [609.](#)  
 Schönbrunn. [610.](#)  
 Schönburg. [610.](#)  
 Schönebeck. [612.](#)  
 Schönmann (Joh. Friedr.). [612.](#)  
 Schönen. [612.](#)  
 Schönhals (Karl von). [612.](#)  
 Schönheit, s. Schön. [613.](#)  
 Schönslein (Joh. Lukas). [613.](#)  
 Schönschreibekunst, s. Kalligra-  
 phie. [613.](#)  
 Schoolcraft (Henry Rowe). [613.](#)  
 Schooner. [614.](#)  
 Schopenhauer (Johanna — Adele).  
[614.](#)  
 Schopenhauer (Arthur). [614.](#)  
 Schöpflin (Joh. Dan.). [615.](#)  
 Schöpfung. [616.](#)  
 Schoppe (Amalia Emma). [616.](#)  
 Schoppen. [616.](#)  
 Schöppen. [616.](#)  
 Schoreel (Jan van). [617.](#)  
 Schorn (Joh. Karl Ludw. von).  
[618.](#)  
 Schorn (Karl). [618.](#)  
 Schotel (Johannes Christianus —  
 P. J.). [618.](#)  
 Schott (Christian Friedr. Albert  
 — Albert Lucian Constans —  
 Arthur — Sigismund). [619.](#)  
 Schott (Heinr. Aug. — Aug.  
 Friedr.). [620.](#)  
 Schott (Wilh.). [620.](#)  
 Schottenkloster. [620.](#)  
 Schottland. [620.](#)  
 Schottische Dichter. [632.](#)  
 Schottische Philosophie.  
 Schottische Zeuge. [634.](#)  
 Scheuw (Joachim Friedr.  
 Schraffirung. [635.](#)  
 Schraube. [635.](#)  
 Schraubenschiff. [635.](#)  
 Schraubolph (Johann)  
 Schreck. [636.](#)  
 Schreckensregierung, s.  
 mus. [636.](#)  
 Schreibekunst. [636.](#)  
 Schreiber (Alons Wilh.  
 Schreiber (Heinr.). [63](#)  
 Schreibfedern, s. Feder  
 Schreibmaleret. [638.](#)  
 Schreyer (Joh. Georg  
 Schreyvogel (Jos.). [63](#)  
 Schrift. [639.](#)  
 Schriften. [640.](#)  
 Schriftgießerei. [640.](#)  
 Schriftsäffig. [641.](#)  
 Schröckh (Joh. Matthia  
 Schröder (Friedr. Ludw.  
 Schröder (Joh. Henrik).  
 Schröder (Sophie). [643](#)  
 Schröder-Devrient (Wilh.  
[644.](#)  
 Schrödter (Adolf). [645.](#)  
 Schröpfen. [645.](#)  
 Schrot. [645.](#)  
 Schrot und Korn. [646.](#)  
 Schröter (Joh. Hieronymus  
 Schub. [647.](#)  
 Schubart (Christian Friedr.  
 — Ludwig). [647.](#)  
 Schubart, Edler von Kersel  
 (Christian). [648.](#)  
 Schubert (Franz). [648.](#)  
 Schubert (Friedr. Wilh.).  
 Schubert (Gottlieb Heinr.  
[650.](#)  
 Schubladensstück. [650.](#)  
 Schuch (Franz — Franz).  
 Schücking (Christoph Bern-  
 vin — Luise). [650.](#)  
 Schudmann (Friedr., s.  
 von). [651.](#)  
 Schuderoff (Georg Josef)  
[652.](#)  
 Schuisoi (Familie —  
 Zwanowitsch — Wlad-  
 vin-S.). [652.](#)  
 Schufing. [653.](#)  
 Schuld. [653.](#)  
 Schulden. [653.](#)  
 Schuldschein. [654.](#)  
 Schulen. [654.](#)  
 Schulenburg (von der, s.  
 — Wernervon der — Joh.  
 thias, Reichsgraf von der  
 Achaz von der — Adeli-  
 Graf von der — Levin  
 der — Karl Friedr. v.  
 von der — Friedr. Albr-  
 von der). [658.](#)  
 Schulpforte, s. Pforta. [658.](#)  
 Schultens (Albr. — Joh. J.)  
 — Heinr. Albr.). [659.](#)  
 Schultern. [660.](#)



- theil. f. Schulze. 660.  
 p = Schulzenstein (Karl  
 nr.). 660.  
 he (Joh. Abrah. Peter). 661.  
 (Dav.). 661.  
 (Friedr.). 662.  
 (Wilh.). 662.  
 ze (Amt). 662.  
 ze (Ernst). 663.  
 ze (Friedr. Aug.). 663.  
 ze (Friedr. Gottlob—Herm.  
 ). Friedr.). 664.  
 ze (Gottlob Ernst). 664.  
 ze (Johannes). 665.  
 macher (Heinr. Christian).  
 ).  
 mann (Rob. — Clara). 667.  
 mla. 667.  
 ppen. 668.  
 rmann, f. Labadie. 668.  
 jella (Franz — S. Brüning,  
 a). 668.  
 f. 669.  
 tt. 670.  
 ttery. 670.  
 (Christian Gottfr. — Friedr.  
 rl Zul.). 670.  
 (Heinr.). 671.  
 brieft. 671.  
 he (Joh. Stephan). 671.  
 pengesellschaften. 672.  
 pgeister, f. Genien. 673.  
 pgenossen. 673.  
 pzoßsystem. 673.  
 walow (Familie — Iwan —  
 exander — Peter — Iwan —  
 ul Andrejewitsch). 673.  
 vab (Gust. — Joh. Christoph  
 Christoph Theodor — Karl  
 einr. von). 674.  
 vabach. 675.  
 vaben. 675.  
 vabenspiegel. 676.  
 vabischer Bund. 677.  
 vabische Dichter. 677.  
 vabische Kaiser. 677.  
 vabischer Kreis. 677.  
 wadron, f. Escadron. 678.  
 wägerschaft. 678.  
 walbach. 678.  
 walbe. 679.  
 wamm. 679.  
 wämmchen, f. Aphthen. 680.  
 wämme. 680.  
 wan (Vogel). 680.  
 wan (Christian Friedr.). 680.  
 wanenfluß. 681.  
 wanenorden. 681.  
 wangerschaft. 681.  
 wanjungfrauen und Schwan-  
 tter. 681.  
 wanthalet (Ludw. Michael —  
 ranz — Kaiser). 684.  
 wär, f. Blutschwär. 685.  
 wärmerel. 685.  
 warz (Farbe). 685.  
 warz (Berthold). 685.  
 warz (Friedr. Heinr. Chri-  
 stian). 685.  
 Schwarz (Joh. Karl Eduard). 686.  
 Schwarza. 686.  
 Schwarzburg. 686.  
 Schwarzburg-Rudolstadt. 687.  
 Schwarzburg — Sondershausen.  
 689.  
 Schwarzes Bret. 690.  
 Schwarze Kunst. 690.  
 Schwarzes Meer. 690.  
 Schwarzer Prinz, f. Eduard, Prinz  
 von Wales. 691.  
 Schwarzer Tod. 691.  
 Schwarzenberg (Geschlecht —  
 Adolf Freih. von — Joh. Adolf  
 von — Adam Franz von — Fürst  
 Joh. — Fürst Jos. von — Fürst  
 Jos. von — Fürst Friedrich Karl  
 von — Fürst Karl Philipp von —  
 Fürst Edmund von). 691.  
 Schwarzenberg (Joh., Freiherr  
 zu). 692.  
 Schwarzenberg (Adam, Graf zu).  
 692.  
 Schwarzenberg (Karl Phil., Fürst  
 von). 693.  
 Schwarzenberg (Fürst Felix Ludw.  
 Joh. Friedr.). 694.  
 Schwarzkunst, f. Kupferstechkunst.  
 695.  
 Schwarzwalz, f. Nadelhölzer. 695.  
 Schwarzwald (Gebirge). 695.  
 Schwarzwurzel. 695.  
 Schweden. 696.  
 Schwedische Sprache, Literatur  
 und Kunst. 710.  
 Schwedisch-Pommern. 720.  
 Schwedt (Stadt; Herrschaft). 720.  
 Schwefel. 720.  
 Schwefeläther, f. Äther; Schwefel-  
 äthergeist, f. Liquor anodynus.  
 721.  
 Schwefelkohle. 721.  
 Schwefelleber. 722.  
 Schwefelsäure. 722.  
 Schwefelwasser. 722.  
 Schwefelwasserstoffgas. 723.  
 Schweflige Säure. 723.  
 Schwegler (Albert). 723.  
 Schweibniz. 724.  
 Schweigaard (Ant. Martin). 724.  
 Schweigger (Aug. Friedr.). 724.  
 Schweigger (Joh. Salomo Chri-  
 stoph — Franz Wilh. S. — Seidel.  
 725.  
 Schweighäuser (Joh. — Joh.  
 Georg — Jean Geoffroy). 725.  
 Schweine. 725.  
 Schweinezucht. 726.  
 Schweinsfett. 726.  
 Schweinchen (Haus von). 727.  
 Schweiß. 727.  
 Schweißbad. 728.  
 Schweißet (Aug. Gottfr.). 728.  
 Schweißet (Christ Wilh.). 728.  
 Schweiß. 729.  
 Schweizer (Mietstruppen). 748.  
 Schweizer (Alexander — Joh.  
 Jak.). 749.  
 Schwenkfeld (Rasp.). 750.  
 Schwenkung. 750.  
 Schwebpermann (Sehfried). 750.  
 Schwere. 750.  
 Schwererde, Schwerspath, f. Bar-  
 ryt. 751.  
 Schwerin (Fürstenthum). 751.  
 Schwerin (Stadt). 751.  
 Schwerin (Geschlecht — Otto von  
 — Otto Friedr. Wilh. von —  
 Otto von — Joh. Christoph  
 Herm. von — Hans Boguslaw  
 von — Friedr. Boguslaw von —  
 Friedr. Aug. Leop. von — Friedr.  
 von). 751.  
 Schwerin (Kurt Christoph, Graf  
 von). 752.  
 Schwerin (Maximilian, Graf  
 von). 753.  
 Schwerpunkt. 753.  
 Schwert. 753.  
 Schwertbrüder. 753.  
 Schwertsch. 754.  
 Schwertmagen, f. Agnaten. 754.  
 Schwert (Joh. Nepom. von). 754.  
 Schwefingen. 755.  
 Schwieger (Jakob). 755.  
 Schwimmen. 755.  
 Schwimmende Batterien. 756.  
 Schwimmvögel. 756.  
 Schwind (Moriz von). 757.  
 Schwindel. 757.  
 Schwinden, Schwund, f. Atro-  
 phie. 758.  
 Schwindsucht. 758.  
 Schwingfeste. 758.  
 Schwingung. 758.  
 Schwallst, f. Bombast. 758.  
 Schwingkraft. 758.  
 Schwingrad. 759.  
 Schwur, f. Eid. 759.  
 Schwyz. 759.  
 Sciacca. 760.  
 Scillyinseln. 760.  
 Scioppius (Rasp.). 760.  
 Scipio (Familie — Publius Cor-  
 nelius — Lucius Cornelius —  
 Lucius Cornelius S. Barbatus  
 — Publius und Gneius Corne-  
 lius — Publius Cornelius S.  
 Africanus der Ältere — Lucius  
 Cornelius — Publius Corne-  
 lius S. Nasica — Publius Cor-  
 nelius S. Nasica Corculum —  
 Publius S. Nasica Serapio —  
 Quintus Caelius Metellus  
 Pius S.). 761.  
 Scontriren. 763.  
 Scorbüt. 763.  
 Scoten, f. Schottland. 763.  
 Scott (Sir Walter — Sir Wal-  
 ter). 763.  
 Scott (Winfield). 765.  
 Scotus und Scotisten, f. Duns  
 Scotus. 766.  
 Scribe (Augustin Eugène). 766.  
 Scribonius (Geschlecht — Gaius  
 S. Curio — Gaius S. Curio —  
 Lucius S. Libo — Scribonia).  
 767.



- Scriptores historiae augustae. 768.  
 Scriptores rerum Germanicarum, f. Deutschland in geschichtlicher Beziehung. 768.  
 Scriver (Christian). 768.  
 Scrupel. 768.  
 Scrutinium. 768.  
 Scudéry (Georges de — Madeleine de). 768.  
 Scudo. 769.  
 Sculptur. 769.  
 Scultetus (Andr.). 769.  
 Scurra. 769.  
 Scylla. 769.  
 Scythen. 770.  
 Sealsfield (Charles). 770.  
 Seb. 771.  
 Sebak. 771.  
 Sebalbus. 771.  
 Sebastian (Heiliger). 771.  
 Sebastian (Dom, König von Portugal). 772.  
 Sébastiani (Horace François de la Porta, Graf — Tiburce). 772.  
 Sebastopol, f. Sewastopol. 773.  
 Sebulon. 773.  
 Secante. 773.  
 Seceders. 773.  
 Sechellen. 773.  
 Seciren, f. Section. 774.  
 Seckendorf (Geschlecht — Ludwig von — Christoph Sigmund von — Joh. Karl Christoph von — Adolf Franz Karl von — Karl Friedr. August von — Karl Aug. Georg von — Theod. Franz Christian von). 774.  
 Seckendorf (Veit Ludw. von). 774.  
 Seckendorf (Friedr. Heinr., Reichsgraf von). 775.  
 Seckendorf (Christian Adolf, Freiherr von). 776.  
 Seckendorf (Leo, Freih. von). 776.  
 Seckendorf (Gust., Freiherr von — Alfrsd., Freiherr von — Veit Ludwig von). 776.  
 Secretion, f. Absonderung. 776.  
 Sect. 776.  
 Section (militärisch). 776.  
 Section (medizinisch). 777.  
 Sector, f. Ausschnitt. 777.  
 Secunde. 777.  
 Secundogenitur. 777.  
 Sédaine (Michel Jean). 778.  
 Sedan. 778.  
 Sedes. 778.  
 Sedgwick (Catherine). 778.  
 Sedlis, f. Seidschütz. 778.  
 Sedulius (Gölius). 779.  
 See. 779.  
 Seebäder. 779.  
 Seeburg. 780.  
 Seeelasant, f. Robben. 780.  
 Seefrachtbrief, f. Connoisse 780.  
 Seegrad. 780.  
 Seehandel. 780.  
 Seehandlung. 781.  
 Seehund, f. Robben. 782.  
 Seigel, f. Schindeln. 782.  
 Seefalb oder Meerfals, f. Robben. 782.  
 Seefarten. 782.  
 Seefaz (Joh. Konr. — Joh. M. — Mart.). 783.  
 Seefrankheit. 783.  
 Seekrieg. 784.  
 Seefuh. 784.  
 Seeland. 785.  
 Seele. 785.



